3 2775 90506193 2

UNIVERSITY
OF VICTORIA
LIBRARY

Geschichte der deutschen Literatur.

Rast auf der Wanderschaft.
(Nach dem Gemälde von M. von Schwind.)

Geſchichte

der

deutſchen Literatur.

Von

F. Howald.

Erſtes bis zehntes Tauſend.

Verlag von Carl Hirſch
Konſtanz.

UNIVERSITY OF VICTORIA

Vorwort.

Wer den Dichter will verstehn,
Muß in Dichters Lande gehn.
Goethe

Genuß des Besten, was uns die Dichter geschenkt, und Studium der Literaturgeschichte ergänzen einander wechselseitig. Sie helfen sich aus wie Wandern und Reisen und — Geographie. Reisen ohne Karte und vorauslaufende Kenntnis sind ebenso unerquicklich wie immerwährende geographische Theorie ohne jedes nachfolgende Wandern. Der sicherste Weg zu brauchbarem literarischem Wissen ist eigene Vertiefung in die Werke der Dichter, ihre Briefwechsel, Erinnerungen, Biographien. Aber unabsehbar dehnt sich das Gebiet, und wer sich planlos hineinlesen wollte, stünde immer in Gefahr, vor lauter Bäumen den Wald nicht zu sehen. Die Kunst ist lang, das Leben ist kurz, und verlorene Zeit ist unwiederbringlich. Ein Frevel ist es, sie an Nichtiges wegwerfen, geschweige denn an Faules und Schlechtes. Was wir einsam oder mit Freunden gemeinsam lesen oder von Dichtungen hören und sehen, geht als Saft in unser Blut, zu Stärkung oder Schwächung. Ein geistig lebendiger Mensch will lesen, durch Lesen sich bilden (lesen heißt „auflesen"), sich auch unterhalten. Es ist kein schlimmes Zeichen der Zeit, daß in breiten Schichten auch der untern Stände ein tiefes Bedürfnis nach Bildung erwacht. Unser Buch möchte mit eingreifen, auf die Wahl schöngeistigen Bildungs- und Unterhaltungsstoffs seinen Einfluß ausüben.

Gibt es der Führer denn nicht genug? Wir zählen ihrer freilich eine stattliche Reihe. Aber die meisten hatten rein wissenschaftliche oder streng schulmäßige Ziele im Auge, schenken uns oft bei trockener Knappheit auch die nötigsten Namen und Zahlen nicht. Andre setzen zu viel voraus, wähnen den Leser mit allen Musenalmanachen, Romanen, Novellen, Tragödien, Komödien, Tragikomödien schon bekannt oder mit einer Riesenbücherei umgeben, bieten deshalb weder Proben noch Bilder, und doch wirkt oft ein einziges wohlgewähltes Zitat ein helleres Blitzlicht auf einen Dichter, als ein langes, geistvolles Reden. Andere Literaturgeschichtswerke stehen mit Beilagen und Bildern auf voller Höhe

– und mit den Preisen, die sie kosten, auch). Ihrer manche berichten von Literatur, als wäre (in einem neuen Missionszeitalter) der Christenglaube nun abgetan und eine völlig zu ignorierende Sache.

Das alles bestimmte unser Verhalten. Für das Volk, die Familie, das Haus schrieben wir, für das christliche Haus – und behielten lebhaft auch die Schule im Auge. Wir schrieben für Menschen, die sich freuen, daß der Herr des Himmels und der Erde neben Steinkohlen und Kartoffeln auch – die Blumen erschaffen mit Duft und Farben und den Tau und den Regenbogen und den Mond und die Sterne, ja Lawinendonner und Gewitterzorn.

Im Reiche der Kunst entscheidet der Geschmack. Er läßt sich bilden, aber nicht kommandieren, und wir haben den unsern. Der Mensch ist ein einheitlich Wesen. Wir können nicht auf der einen Seite unser ästhetisches Leben führen, auf der andern dagegen, unabhängig davon, unser ethisches und religiöses. Das können auch die Modernsten nicht. Alle schöne Literatur, Musik, Malerei wirkt nicht bloß auf das Schönheitsgefühl, sie wirken auf den ganzen Menschen, den ganzen jungen Menschen besonders. Die Klassiker wollten Schönheit „edle Einfalt und stille Größe“, der Moderne will Wahrheit. Darüber, was es eigentlich sei, waren weder jene noch diese völlig einig. Jeder formt sich sein Ideal. Aber so viel gilt noch immer: „Es ist nichts groß, was nicht gut ist, und ist nichts wahr, was nicht besteht.“ Soweit eine Dichtung niedrige Sinnlichkeit weckt, genau so weit ertötet sie Kunstsinn und Kunstgenuß, auf die doch der Künstler angewiesen ist und angewiesen sein will. Was unsittlich wirkt, ist unästhetisch. Gerne lassen wir uns vom Dichter durch grüne Täler auf freie Höhen führen, wo das Herz sich weitet und mit den Lerchen zu jubeln beginnt.

So viele Quellen wir auch benutzten – am liebsten haben wir uns an die Dichter selber gehalten.

Der Verlag hat das Buch bei äußerst niedrigem Preise so erfreulich reich und schön ausgestattet, daß wir ihm nur von Herzen dankbar sein können.

So komm denn, lieber Leser, und schaue wie jener Wanderer „auf der Rast“, den das Titelbild von Meister Moritz von Schwind uns vorführt, hinaus in ein weites schönes Land mit Tal und Strom und Berg und Burg, mit Stadt und Dorf und Hütten und regsamen Menschenkindern drin, das Land des deutschen Singens und Sagens, und dann wenden wir uns von der Vergangenheit weg unsern eigenen Aufgaben zu und – „der Toten eingedenk begrüßen wir das Leben“.

Bern, im Herbst 1903.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

(Die Zahlen bezeichnen die Seiten.)

Erste Periode:

Die Zeit des germanischen Heidentums.

(Von der Urzeit bis 800 n. Chr.)

	Seite
...tilas	1
...prachwissenschaft	4
...tgermanische Lieder	7
...tgermanische Götter	10
...auberspruche	14
...unen	15
...ersonennamen	17
...eldensage	18
...as Hildebrandslied	19
...abreim	22

Zweite Periode:

Die Zeit des siegenden Christentums.

(Von 800 bis 1100 n. Chr.)

...ssionszeit	25
...essobrunnergebet und Muspilli	30
...er Heliand	32
...er Krist	35
...udwigslied und Spielmannsdichtung	38
...rchengesang	40
...ndre lateinische Klosterdichtungen	43
Waltharilied 43, Roswitha 45.	
...thochdeutsche Prosa	46

Dritte Periode:

Die erste Blütezeit der deutschen Poesie.

(Von 1100 bis 1300.)

Die Kreuzzüge . . .
Vorläufer der Blüte . . .
Annolied und Kaiserchronik 54. Rolandslied und Alexanderlied 58. Konrad Rother und Herzog Ernst 61.
Im schönen Maien der deutschen Poesie . . .
Die großen Volksepen:
Nibelungenlied . . .
Inhalt 68, Stoff-Elemente 98, Handschriften 99, Form 100, Bearbeiter 101.
Gudrun . . . 103
Inhalt 104, Hartmut 108, Form, Bearbeiter 109.
Epen der Siegfried- und Dietrich-Sage . . . 109
Hürnen Siegfried 109, Goten Ausfahrt 110, König Laurin, Rabenschlacht 112, Großer Rosengarten 113.
Die Kunstepen der höfischen Dichter:
Heinrich von Veldeke . . . 113
Rittertum 115, Eneit 117.
Wolfram von Eschenbach . . . 118
Lebensgang 118, Artussage, Gralsage 119.
Wolframs Parzival . . . 121
Inhalt 123, Bedeutung 132, Bearbeiter 133.
Gottfried von Straßburg . . . 134
Hartmann von Aue . . . 136
Erek, Iwein ꝛc. 136, Der arme Heinrich 137.
Die Nachgebornen . . . 140
Konrad Fleck, Rudolf von Ems 146, Konrad von Würzburg, Zusammenfassung 147.
Die Minnesänger . . . 148
Minne 148, Formen 150, Handschriften 151, Sänger 155.
Walther von der Vogelweide . . . 158
Dichtungen 158, Lebensgang 162.
Der Minnesang im Niedergang . . . 164
Ulrich von Lichtenstein, Neidhard von Reuenthal 165, Tannhäuser, Steinmar, Hadlaub 166.
Lehrdichtungen . . . 168
Winsbecke und Winsbekin, Der welsche Gast, Freidank 167, Renner, Boner, Amis 168.
Meier Helmbrecht . . . 170

Vierte Periode:

Die Poesie im Verfall.

(Von 1300 bis 1500.)

Seite
ießungselemente 170
Innere 177, Äußere 178.
Meistersänger 179
Gilden 179, Tabulatur, Gemerke, Festschule 180, Weisen, Wirkungen, Sänger 181.
s Volkslied 182
Aschenputtel, Lieder: Weltliche 182, Geistliche, Historische 184.
sterien und Fastnachtspiele 190
Ursprung 191, Komische Elemente 192, Ausstattung 193, Beispiele 194.
ähler und Lehrdichter 195
Boner 195, Tierfage 197, Brant 198, Priameln, Teuerdank 199.
Mystiker 201
Scholastik 201, Mystik: Tauler 202, Suso 206, Kempis 207.

Fünfte Periode:

In den Kämpfen der Reformation.

(Von 1500 bis 1600.)

rakter der Zeit 208
Humanisten 209.
tor Martin Luther 210
Naturanlage 210, Glaube 212, Entwicklung 214, Bibelübersetzung 215, Kirchenlieder 219, Bibelauslegungen 224, Flugschriften 225, Briefe 228, Fabeln 229.
i rauhe Kämpen 231
Hutten 231, Manuel 234, Murner 238.
s Sachs 241
Lebensgang 242, Dialoge 244, Schwänke und Fastnachtspiele 249, Kinder Eva 254, Andre Dramendichter 257.
ann Fischart 258
Lebensgang 258, Satiren 259, Froschmäuseler 264.
ksbücher 266
Erbauungsbücher 266, Volksromane 268, Volkssagen 269, Schwanksammlungen 269.

Sechste Periode:

Im Elend des dreißigjährigen Kriegs und der französischen Übermacht.

(Von 1600 bis 1750.)

Charakter der Zeit. Fortschritt der Form . . . . . .
Luthers Klage 271, Zustände, Krieg 273, Büchlein von der deutschen Poeterei 274.

Sprachgesellschaften und Dichtergruppen . . . . . .
Gesellschaften 276, Opitz 278, Fleming 279, Gryphius 281, Logau 282, Königsberger 283, Zesen 285, Nürnberger Trichter 286, Hofmannswaldau ꝛc. 287, Wernike 289, Günther, Brockes 290.

Paul Gerhardt und seine Sanggenossen . . . . . .
Bedeutung des Kirchenliedes 291, Perioden der deutschen Kirchenliederdichtung 293, Gerhardts Lieder 294, Lebensgang 296, Rinkart 298, Heermann, Neumark ꝛc. 299, Spee 301, Scheffler 302.

Erzählungsliteratur und Satire . . . . . .
Romane 304, Simplicissimus 305, Moscherosch 311, Abraham a Santa Clara 313.

Pietismus und Brüdergemeinde . . . . . .
Orthodoxie 317, Pietismus 318, Spener 320, Kirchenliederdichter 321, Hallesche Gruppe 322, Württemberger 324, Oberlausitzer 326, Zinzendorf 327, Schmolck 330.

Die Lieder der reformierten Kirche . . . . . .
Psalmen 331, Neander, Tersteegen 332, Scriver 334.

In der Ära der Aufklärung und Toleranz . . .
Leibnitz, Thomasius, Wolf ꝛc. 336.

Der Kampf der Leipziger und der Schweizer . . . . . .
Französische Klassik 338, Gottsched 339, Bodmer 340.

Haller und Hagedorn . . . . . .
Drollinger, Haller, Leben 342, Dichtungen 345, Religiöse Gesinnung 347, Bedeutung 350, Hagedorn 352.

Gellert und die sächsischen Dichter . . . . . .
Bremer Beiträge 355, Gellert, Leben 356, Dichtungen 360.

Gleim und die preußische Dichtergruppe . . . . . .
Anakreontik, Gleim 365, E. von Kleist 367, Übrige 370.

Siebente Periode:

In der Zeit der klassischen Blüte.

Von Klopstocks Auftreten bis zu Goethes Tod. 1748 bis 1832.

Seite

rblick . . . 373

ädrich Gottlieb Klopstock . . . 374

Lebensgang 375, Bedeutung 386, Oden 387, Messias 371 und 390, Kunstmittel 391, Salomon Geßner 394.

ilioph Martin Wieland . . . 395

Würdigung 395, Wandlungen 396, Oberon 400.

Hainbundsdichter . . . 401

Der Hainbund 401, Bürger 402, Voltz 406, Miller, Stolberge 408, Voß 410.

thold Ephraim Lessing . . . 414

Selbsturteil 414, Studien 415, Jugenddramen, Literaturbriefe 417, Fabeln 418, Minna von Barnhelm 419, Laokoon 420, Hamburger Dramaturgie 423, Emilia Galotti 425, Wolfenbüttler Fragmente 426, Nathan: Inhalt 428, Parabel 429, Beurteilung 433.

ann Gottfried Herder . . . 438

Lebensgang 438, Ziele 441, Hamann 442, Stimmen der Völker 443, Ord. Über die Bibel, „Ideen" 444.

rm und Drang oder die Originalgenies . . . 446

Tendenzen 446, „Sturm und Drang" 447, Schubart 448, Lichtenberg 449.

gen lebendigen Christentums in glaubensarmer Zeit:

Gesangbuch-Elend . . . 451

Hamann über die Zeit 451, Lieder des Rationalismus 453, Gesangbuchrevolution 455.

Matthias Claudius . . . 457

Urteile 457, Lebensgang 458, Dichtungen 464, „Das große Thema des Christentums" 468.

Johann Kaspar Lavater . . . 474

Leben 474, Schriften 479, Physiognomische Fragmente 480.

Jung Stilling . . . 482

„Jung Stillings Jugend" 2c. 482, Kirchenlied 486.

ann Wolfgang Goethe:

Charakterbild . . . 487

Goethe ist eine Welt 487, Goethe ist ein Abbild der Welt 490, Goethe ist Welt 491.

Goethes Jugend . . . 495

Eltern 495, Unterricht 498, Bibel und Messias 500, Thorane, Kaiserkrönung 502, Leipzig 504, Frankfurt 505, Straßburg 506, Stilling 507, Herder 509, Friederike 510, Wanderer 513, Götz 515, Satiren 517, Wetzlar 518, Werther 519, Entwürfe, Reisen 522, Lili 523.

Garung und Klärung in Weimar und Italien . . . 525

Weimarer Hof 525, Sturm und Drang 526, Praktische Tätigkeit, Zweite Schweizerreise 529, Lavater 531, Dichtungen 534, Frau von Stein 537, Italien 538, Heilsame Wirkung: Iphigenie 540, Egmont 547, Tasso 548, Verderbliche Wirkung 550, Häuslichkeit 551, Dumpfheit 552.

Goethe in den Jahren seiner Freundschaft mit Schiller . . . . . .
Verbindung mit Schiller 554, Wilhelm Meister 555, Xenien, Hermann und Dorothea 557, Balladen 562.
Goethe im Alter . . . . . .
Napoleon, Vaterland 563, Dichtung und Wahrheit 564, Neue Balladen, Westöstlicher Divan 565, Wahlverwandtschaften, Kind mit dem Löwen 566, Faust 567, Trauung, Nachkommen 573.
Friedrich Schiller:
Charakterbild . . . . . .
Schiller ist Ideendichter 576, Er ist der Sänger der Freiheit 577, Er ehrt das Sittengesetz 578, Er will durch die Kunst erziehen 579, Er begeistert die Jugend 583.
Schillers Jugend . . . . . .
Eltern 585, Kindheit 586, Karlsschule 588, Regimentschirurgus 592, Mannheim und Bauerbach 594, Räuber 596, Fiesko, Kabale und Liebe 599, Jugendgedichte 601.
Die Jahre wissenschaftlicher Läuterung . . . . . .
Körner 605, Don Karlos 608, Weimar 610, Rudolstadt 611, Götter Griechenlands und Künstler 614, Geschichtsstudium, Professur, Heirat 616, Krankheit 617, In der schwäbischen Heimat 618, In den Spuren Kants 619.
Die Jahre der klassischen Reife . . . . . .
Musenalmanach 621, Balladen und Lyrik 623, Wallenstein 625, Weimar 635, Maria Stuart 636, Jungfrau von Orleans 638, Braut von Messina 642, Wilhelm Tell 643, Krankheit und Tod 653.
Goethes und Schillers Zeitgenossen . . . . . .
Kotzebue, Schundromane 655, Jean Paul 656, Zschokke, Pestalozzi 660, Hebel 661, Wyß, Usteri 666, Kuhn, Hölderlin 667, Matthisson, Salis 668, Tiedge 669, Seume, Forster 670.

Achte Periode:

In der Zeit der Romantik und Realistik.

(Neunzehntes Jahrhundert.)

Die Romantik . . . . . .
Herkunft, Wesen 657, Einkehr ins Leben, Arndt, Schleiermacher, Perthes, Harms 677.
Die älteren Romantiker . . . . . .
A. W. Schlegel 679, Fr. Schlegel, Tieck 680, Novalis 683, Brentano 687, Bettina, Arnim, E. T. A. Hoffmann 692, Heinrich von Kleist 693, Werner, Fouqué 696, Schulze 697, Jakob und Wilhelm Grimm 698.
Die Sänger der deutschen Befreiungskriege . . . . . .
Charakter der Zeit 701, Körner 703, Arndt 711, Schenkendorf 719.
Uhland und die schwäbische Dichterschule . . . . . .
Uhland, Leben 722, Charakter 725, Dichtungen 729, Kerner 734, Schwab 737, Mayer, Tanner, Fröhlich 738, Hauff 739, Mörike 740, H. Kurz, Waiblinger 745.
Lenau und die österreichische Dichtergruppe . . . . . .
Lenau 746, Grün 751, Zedlitz, Vogl, Seidl, Ebert, Feuchtersleben 752, Grillparzer 753, Raimund, Halm 757.

Jüngere Romantiker und Meister der Form 758
Chamisso 758, Eichendorff 763, Wilhelm Müller 764, Rennck 765, Kopisch, Hoffmann von Fallersleben 767, Rückert 769 Platen 774, Bodenstedt 777, Immermann 778.
Heine und die Revolutionsstürmer der vierziger Jahre 781
Charakter der Zeit. Hegel 781, Strauß, Schopenhauer, Hartmann, Politik 782, Junges Deutschland. Heine 784, Borne 787, Gutzkow 788, Herwegh 789, Freiligrath 790, Dingelstedt, Prutz ꝛc., Gottschall 793.
Geibel und die Münchener Dichter 794
Geibel 794, Strachwitz 801, Moser, Kinkel 802, Roquette, Putlitz 805, Müller von Königswinter ꝛc., Redwitz 806, Simrock 808, Weber 809, Hahn-Hahn 813, Leuthold 814, Schack, Lingg, Grosse, Hertz 816, Heyse 817, Hopfen, Wilbrandt 818, Jensen, Greif 819, Hamerling 820, Jordan 821.
Religiöse Sänger des neunzehnten Jahrhunderts 823
Gegensatz 823, Knapp 825, Missionslieder 827, Gerok 828, Spitta, Knak 831, Sturm 832, von Strauß und Torney 833, Hagenbach, Cser, Oppler 835, Hugendubel 836, Kirchenliederdichter 836, Droste-Hülshoff 837.
Volksdichtung und Heimatkunst 838
Eigenart 838, Aus dem Süden: Gotthelf 839, Auerbach 841, Keller 842, Heer 844, Lienert, Zahn, Frey, Widmann, Spitteler, Ott 845, Siegfried, Sutermeister, von Tavel, Stifter 846, Rosegger 847, von Ebner-Eschenbach 848, Saar, Bichler, Meyr, M. Schmidt, Ganghofer, Visscher, Paulus, Fischer, K. u. R. Weitbrecht, Vierordt 849, Hausjakob, von Schorn, A. und W. Stöber, Lienhard — Aus dem Norden: Storm 850, Groth, Reuter 851, Raabe 852, Seidel, Höfer, Hoffmann, Schaumberger, Johnen, Voigt, Frenssen 853, — Historische: Alexis, Scherenberg, Hesekiel, Hillt 854, Fontane, Freytag 855, Riehl 857, Scheffel 858, Wolff, Baumbach, Dahn ꝛc. 860, Ebers, Taylor, Eckstein, Steinhausen ꝛc. 861, C. F. Meyer ꝛc. 861, Dramatiker: Hebbel 869, Ludwig, Anzengruber, Wildenbruch ꝛc. 870.
Volksschriftsteller christlichen Sinns 872
Horn 872, K. Stöber 873, Ahlfeld, Glaubrecht, Gaspari 874, Fries, Frommel 875, Schrill 876, Pantenius, Beyer, Sperl 877, E. Evers, Dose, Stein 879, Tiefelhoff 880, Funcke 881, Vetter 884, Hilty 885, Grotthuß 886, Frauen: Rathusius, von Rothenburg, Wildermuth ꝛc. 886, Frida Schanz 887, Anna Schieber, Dora Schlatter 888.
Jugendliteratur 888
Entwicklung: Moralische, novellistische, patriotisch-romantische Jugendliteratur 888, Sittlich religiöse: Christoph Schmid, Johanna Spyri ꝛc. 890, Zeitschriften ꝛc. 892.
Umschau und Ausblick 893
Schwierigkeiten 893, „Epistel," Naturwissenschaft, Richard Wagner 894, „Sturm und Drang" 895, Ausländerei, Naturalismus 896, Moderne Dramatik 897, Moderne Romane, Moderne Lyrik 898, Schlußwort 899, 900.

Erste Periode.

Die Zeit des germanischen Heidentums.

Von der Urzeit bis 800 n. Chr.

Ulfilas.

Himmel und Erde werden vergehen; aber meine Worte vergehen nicht. Matth. 24, 35.

rte Initiale aus dem 15. Jahrhundert.

m Eingang ins weite Land alles dessen, was in germanischen Sprachen geschrieben worden, steht eine Bibelübersetzung. Die Heilige Schrift in der Sprache der Goten ist das älteste germanische Buch. Das ist bedeutsam für die Stellung der Bibel in der Literatur überhaupt, nicht zum wenigsten auch in der deutschen.

„Jene große Verehrung," sagt Goethe, „welche der Bibel von vielen Völkern und Geschlechtern der Erde gewidmet wird, verdankt sie ihrem inneren Werte. Sie ist nicht etwa nur ein Volksbuch, ndern ein Buch der Völker. Je höher die Jahrhunderte an Bildung steigen, to mehr wird die Bibel zum Teil als Fundament, zum Teil als Werkzeug r Erziehung von wahrhaft weisen Männern benutzt werden. Buch für Buch das Buch aller Bücher dar, daß es uns deshalb gegeben sei, damit wir uns ran wie an einer zweiten Welt versuchen, aufklären, ausbilden mögen."

So tief und nachhaltig die griechische Kunst und das römische Recht auf germanische Nachwelt eingewirkt haben und noch fortlaufend einwirken, — gt sich das auch nur entfernt mit dem Segen messen, den der Strom des ottesWortes durch die Zeiten und durch die Weiten führt?

Unter allen Germanenstämmen ragten schon frühe durch Begabung und ldung die Goten hervor. Ihre Richter urteilten nach geschriebenem Recht.

und für die Keime des Wahren und Schönen zeigte das Volk einen empfänglichen Sinn. Aus Asien gekommen wie nebst ähnlichen Stämmen auch die andern Germanen wohnten sie nun am Nordufer des Schwarzen Meeres bis in die Donaugebiete hinein. Es war in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts; schon sandte die Botschaft vom Heil in Christo ihren milden Schein in jene Lande. Da sollte den Goten ein Lehrer erstehen, der vierzig Jahre lang unermüdlich ihre Erkenntnis zu mehren strebte: Wulfila. Wölflein bedeutet sein Name, nach des Germanengottes Wodan streitbarem Tier; ins Griechische umgeformt Ulfilas.

Geboren ums Jahr 311, wurde er schon als Kind mit dem Christentum und zwar nach der arianischen Lehrform bekannt und weihte sein Leben mit ganzer Seele dem Priesterberuf. In der Kaiserstadt Konstantinopel mit dem Griechischen gründlich vertraut geworden, wurde er dreißig Jahre alt, von der Synode zu Antiochia gleich zum Bischof der Goten geweiht und predigte nun sieben Jahre lang im weiten Lande die neue Lehre, und zahlreiche Gemeinden verehrten ihn als Vater. Aber nun sandte der heidnische Fürst Athanarich den Sturm der Verfolgung unter die Christen. Zahlreiche Häuflein konnten dem Feuer und Schwert entrinnen und über die Donau entkommen. Um Wulfila geschart und vom Kaiser Konstantius, einem Arianer, begünstigt, ließen sie sich südlich von Nikopolis am Fuße des Hämus in Mösien nieder, der heutigen Bulgarei. Dort bildeten sie unter des Lehrers Leitung einen eigenen Staat. Zur gleichen schicksalsgewichtigen Zeit, da die Hunnen mit ihrem Vorstoß eine Bewegung einleiteten, die berufen war, das Völkergefüge der alten Welt auseinanderzusprengen, — wir meinen die Völkerwanderung — begann Wulfila seinem Volke, dessen Königen, Adeligen, Seelsorgern und Lehrern die Heilige Schrift in die Hand zu geben. Unter den Engländern läßt sich erst Wycleff, unter den **Deutschen erst Luther mit ihm vergleichen.**

Die gotischen Lieder sind verklungen, die Heldengesänge von Ostrogothe, Ermanarich, Theodorich tönen längst nicht mehr; aber unvergangen und unvergänglich steht mitten in unserer Wissenschaft als ein Heiligtum die gotische Bibel, in Bruchstücken freilich, nicht das ganze Werk. Die Bücher Esra und Nehemia, Teile aus den Evangelien und den Briefen des Paulus sind vorhanden. Die Mailänder und die Wolfenbüttler Handschriften stammen aus dem Langobardenkloster Bobbio. Der bedeutendste Überrest heißt der silberne Codex (codex argenteus) und zeigt auf ursprünglich purpurnem, heut etwas verblaßtem Pergament prachtvolle silberne (und goldene) Lettern, wovon das ganze den Namen hat. Im sechzehnten Jahrhundert in der Abtei Werden an der Ruhr gefunden, gelangte der Schatz in die Hände Kaiser Rudolfs II. in Prag, wanderte 1648 mit den Schweden nach Stockholm, wurde durch den Grafen de la Gardie mit einem silbernen Einbande geschmückt und 1669 der Universität Upsala geschenkt, welche die Handschrift noch heute als ein Kleinod hütet.

Aus altgermanischen Runen und griechischen und lateinischen Schriftzeichen schuf Wulfila das gotische Alphabet, das wie heute die neuen Buchstaben draußen in den Missionsgebieten gleich auch dem Alltagsleben diente. 381 war Wulfila

Überſetzung zu dem Fakſimile der umſtehenden Handſchrift von Ulfilas' Bibelüberſetzung

(Codex argenteus) in der Univerſitäts-Bibliothek zu Upſala.

[ith Fareisaieis jah allai
[denn (die) Phariſäer und alle

Judaieis, niba ufta thvahand han-
Juden, wenn nicht oft (ſie) waſchen (die) Hän-

duns, ni madjand, habandans
de, nicht (ſie) eſſen, haltend

anafilh thize sinistane, jah
(die) Vorſchrift der Älteſten und

af mathla niba daupjand, ni mat-
von (dem) Markte, wenn nicht ſie ſich waſchen, nicht ſie eſ-

jand, jah authar ist manag tha-
ſen, und anders iſt maniges das

tei andnemun du haban, daupei
(ſie) annahmen zu halten, Abwaſchun-

nins stikle jah aurkje jah ka-
gen (der) Becher und (der) Krüge und (der) Keſ-

tile jah ligre. thathroh than fre-
ſel und (der) Lager. darauf dann frag-

hun ina thai fareisaieis jah thai
ten ihn die Phariſäer und die

bokarjos: duhve thai thiponjos
Schriftgelehrten: warum die Jünger

theinai ni gaggaud bi thammei
deine nicht gehen (wandeln) nach (bei) welchem) demjenigen, was

fulhun thai sinistans, ak un- [ana-
lieferten die Älteſten, ſondern (mit) un- [über-

thvahanaim handum matjand
gewaſchenen Händen eſſen (ſie)

hlaif? ith is andhafjands qath
Brot? Aber er antwortend ſprach

du im: thatei vaila praufetida
zu ihnen (daß) wohl prophezeiete

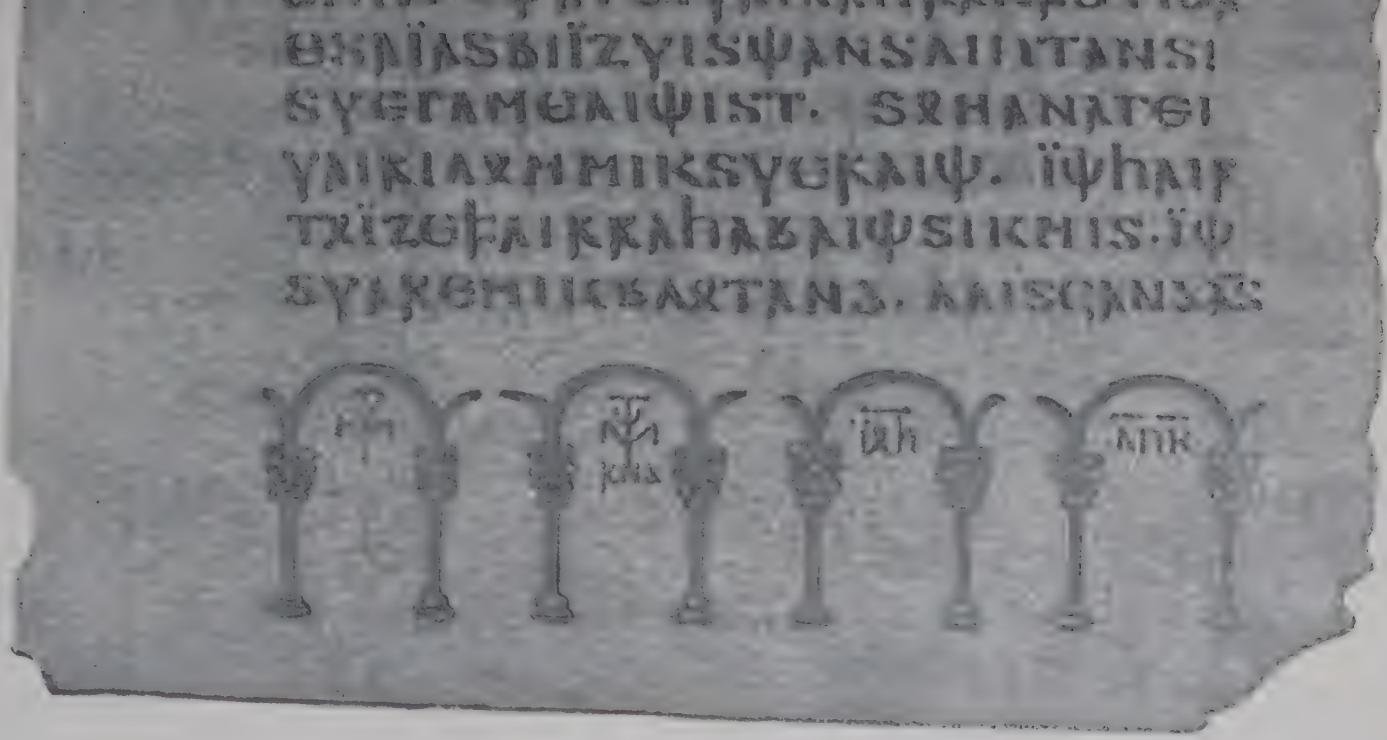
Esaias bi izvis thans liutans,
Eſaias über euch die Heuchler,

sve gamelith ist: so managei
wenn geſchrieben iſt: dieſes Volk (Menge)

vairilom mik sveraith, ith hair-
(mit den) Lippen mich ehrt, aber (das) Herz

to ize fairra habaith sik mis. ith
derſelben fern hält ſich (von) mir. Aber

svare mik blotand, laisjandans
vergeblich mich (ſie) verehren, lehrend



Eine Seite aus dem Codex argenteus des Ulfilas,
(Evangelium des Markus 7, 3–7),
welches jetzt auf der Universitäts-Bibliothek zu Upsala aufbewahrt wird.

orben: im neunten Jahrhundert wurde seine Bibel noch von den Westgoten Spanien verstanden.

Ewig schade für die Sprache der Goten, daß sie untergehen mußte. t einem Wohlklang wie er heute nur etwa dem Italienischen eigen, verband einen festgefügten Bau, Fülle der Formen, Schmiegsamkeit und Biegsamkeit Wendungen und Endungen. So verwandte sie z. B. neben dem Wer- und nfall noch einen Anredefall (Vokativ), ferner nicht bloß eine Ein- und eine Mehr- l, sondern dazwischen auch eine Zweizahl (Dualis) (galeitha ich gehe, galeitham gehen, galeithos wir beide gehen). Sie bildete die Leideform des Zeitworts ch bloße Endung (haita ich rufe, haitada ich werde gerufen). Noch sei er- hnt, daß schon dieses Gotische die bekannte germanische Neigung verrät, bei nden Sprachen Wortanleihen zu machen. Mit gar vielen Völkern standen n die Goten im Verkehr und umgekehrt stand am hunnischen Hofe ihr Idiom bohem Ansehen, wie denn auch der Name Attila gotisch ist und gleich dem nischen Att und Aetti Väterchen heißt.

Wie feierlich die Sprache Wulfila's durch die Hallen der Dome scholl (und den Goten wurde wirklich gotisch gepredigt und gotisch gesungen, nicht lateinisch, dann allzulang bei den Deutschen), das möge folgende Probe zeigen:

Das Vater unser.

ta unsar thu in himinam weihnai namo thein. Quimai thiudinassus ter unser du im Himmel, geweiht werde Name dein. Es komme Königreich eins. vairthai vilja theins sve in himina jah ana airthai. Hlaif unsarana in. Es werde Wille dein wie im Himmel auch auf Erden. Brot unseres ana sinteinan gif uns himma daga. Jah aflet uns thatei skulans sijaima es tägliche gib uns diesen Tag. Und erlasse uns, daß Schuldige wir seien, sve jah weis afletam thaim skulam unsaraim. Jah ni briggais uns in wie auch wir erlassen diesen Schuldigern unsern. Auch nicht bringe uns in istubnjai. ak lausei uns af thamma ubilin. unte theina ist thiudangardi rlsuchung, sondern löse uns von diesem Übel. Denn dein ist Herrschaft

ja mahts ja vulthus in aivins. amen.
und Macht und Glanz in Ewigkeit. Amen.

Sprachwissenschaft.

Und forschen wir, wie vom Beginn
Der Sprache zweigend Erz gediehn,
Und was der Väter gläub'gem Sinn
Als uralt-heilig Bild erschien ...

Geibel.

Wie nach tausendjährigem Schlummer von den Toten auferstanden erschien in den Handschriften von Wulfilas Werk die Sprache der Goten wieder auf dem Plan und wie Kinder auf eine ehrwürdige Ahne, so schauen heute alle germanischen Sprachen auf sie zurück. Aus ihrem Munde erst erfahren sie, was ihr innerstes Wesen sei. Wulfila ist unser Führer zu den Geheimnissen der nationalen Urzeit geworden, seine Bibelübersetzung der Schlüssel zum germanischen Altertum. Seit im neunzehnten Jahrhundert Jakob Grimm sie zum Fundamente der Grammatik aller germanischen Sprachen genommen hat, hat sich an ihr eine ganz neue Wissenschaft aufgebaut: die vergleichende Sprachwissenschaft. Auf Hochschulen und in stillen Klausen wird heute lebhaft Germanistik studiert. Kunde des germanischen Volkstums, und bewundernswert ist es, was Forscher wie Franz Bopp und die Gebrüder Grimm, wie Schleicher, Pott, Curtius u. a. aus dunklen Schachten herausgehauen und emporgeschafft haben ans Tageslicht. Was sie und ihre Genossen geleistet, kann in diesem Buche nur angedeutet, nicht ausgeführt werden.

Eine Neuland-Entdeckung war es, als man fand: das Sanskrit der Inder, das Zend der Iranier, die Sprachen der Griechen, Römer, Kelten, Slaven, Germanen sind lauter Schwestern derselben Sippe, wie das sich aus deren Biegung und Bau und aus zahlreichen verwandten Wortstämmen ergibt. Unter dem Namen der indo-europäischen Sprachen faßt man sie alle zusammen.

Man vergleiche die Wörter:

Sanskrit,	Zend,	Griechisch,	Latein,	Deutsch,	
pitar,	patar,	pater,	pater,	Vater,	(d. h.: Ernährer),
nâman,	nâman,	onoma,	nomen,	Name,	
asti,	asti,	esti,	est,	ist,	(d. h.: as, atmen, leben und ti, er)
vêda,	vaêda,	oida,	video,	er weiß.	

Und diese Sprachen werfen wieder die mannigfaltigsten bezeichnenden Lichter auf ihre Träger, die Völker. Begreiflich: Sprache ist der Spiegel der Seele mit ihrem Denken, Fühlen und Wollen.

Wie alles Irdische, sind auch die Sprachen in fortlaufendem Wechsel und andel begriffen. Diesen im Detail zu verfolgen, ist interessant, kann aber nur ufgabe des Forschers sein. „Noch immer heult der Wolf wie vor Zeiten", sagt aniel Huber in seiner geistvollen Untersuchung über „Ursprung und Entwicklung r Sprache", „und der Giel schnarrt sein I-a gerade so, wie sein Urahn im rradiese". Die Sprache dagegen hat ihre Geschichte, wie der Geist, dessen Ab d sie ist. Unser indo-germanischer Sprachstamm hat seine Formen so durch ptig gebildet, daß wir ihnen sozusagen bis auf den Grund schauen und ihre ementе deuten können. Freilich ist jetzt der ursprüngliche Sinn vieler orte verblaßt. Aber je weiter wir sie zurückverfolgen, desto mehr Farbe ge- nnen, desto sinnlich konkreter erscheinen sie.

Ein paar wenige Beispiele mögen dies illustrieren:

„Unser „wissen" erwuchs aus der Wurzel vid, sehen. begreifen bedeutete r der Hand erfassen. Lernen und lehren werden abgeleitet vom althoch- tschen leis-a, Spur, noch erhalten in unserm Geleise. Die Lehre soll ihre uren hinterlassen, ihre Furchen ziehn auf dem Ackerboden des Geistes. Schön t zurück auf schauen und scheinen. Favere günstig, hold sein hängt enge zu- mmen mit fovere wärmen. Die ursprüngliche Bedeutung zeigt sich noch in vonius (Föhn), dem milden, lauwarmen Frühlingswind. Wonne ist eigent- das grüne Wiesenland, ähnlich wie Weide, es wird dann später zur Augen- Seelenweide, zur Freude und Lust. So sind auch die Benennungen für die lsten Regungen unseres Gemüts, sind Glaube, Liebe und Treue dem en in der Freiheit und der Fülle der Natur entnommen. Glaube (synkopiert s Ge-laube) Liebe, Lob sind nach einigen Gelehrten aus derselben Sprachwurzel vorgeiproßt, wie das Wort Laub, wozu als Parallele beigezogen wird das echische philos lieb, Freund, neben griechisch phyllon, lateinisch folium Blatt. e sinnliche Grundbegriff wäre der des bedeckenden, erfreuenden „Grünseins". e christliche Dichter singt:

„Mein Herze soll dir grünen
In stetem Lob und Preis."

Treue aber hat ihren Namen von triuwan (trüejen), welches das kräftige chstum der Pflanzen bezeichnet." (Huber).

So bekommt alles ein frisches Leben, und es lohnt sich, ihm nachzugehen. ht ein tierisches Gequicke, wie mancher uns glauben machen möchte, nein, llenfrisch und morgenschön war die Sprache der Urzeit, ein klares egelbild aller Regungen des Geistes, der ein Hauch ist aus Gott.

Manches Ding hatte viele Namen: zuletzt trug einer den Sieg davon. f Wörter bezeichnen im Sanskrit die Hand, elf das Licht, fünfzehn die Wolke, zwanzig den Mond und sechsundzwanzig die Schlange. Thalassa nennt der echе das Meer, das ewig bewegte, sein Lieblingselement, aber auch pelagos, Gewoge, pontos, den Pfad und hals, die Salzflut. Mehr als im übrigen sdruck lebt jetzt im Munde der Kinder, des Volks und der Dichter die sinnliche önheit der Sprache fort.

Wie der Sinn so wandelte sich im Laufe der Zeiten der Klang der Wörter. Es erging ihnen wie den Münzen, sie schliffen sich ab. Das „Gesetz der Trägheit" formte sie um: sie verloren an Wohllaut und gewannen dafür an Geläufigkeit.

So lösten sich gotisch, althochdeutsch, mittelhochdeutsch und neuhochdeutsch ab. Man verfolge die Wandlung an folgendem Schema:

Gotisch,	Althochdeutsch,	Mittelhochdeutsch,	Neuhochdeutsch,
dags,	tac,	tac,	der Tag,
dagis,	takes,	tages	des Tages,
daga,	taka,	tage,	dem Tage,
dag,	tac,	tac,	den Tag,
dagôs,	takâ,	tage,	die Tage,
dagê	takô,	tage,	der Tage,
dagam,	takum,	tagen,	den Tagen,
dagans,	takâ,	tage,	die Tage.

Zweites Beispiel:

giba,	kepa,	gebe,	die Gabe,
gibôs,	kepo,	gebe,	der Gabe,
gibai,	kepo,	gebe,	der Gabe,
giba,	kepa,	gebe,	die Gabe,
gibos,	kepô,	gebe,	die Gaben,
gibô,	kepônô,	geben,	der Gaben,
gibôm,	kepôm,	geben,	den Gaben,
gibôs,	kepo,	gebe,	die Gaben.

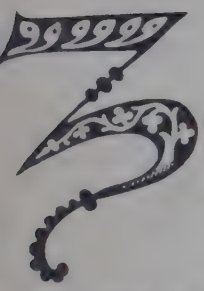
Bei der Entwicklung der Sprachen waren die Gesetze der Ablautung und der Lautverschiebung wirksam höchst merkwürdig in ihrer Art. (Vergl. lateinisch decem, gotisch taihun, neuhochdeutsch zehn ꝛc.) Diese aber hier zu erklären, wird der Leser uns gern erlassen. Wird er doch finden wir hätten uns ohnehin auf diesem Boden schon zu lange verweilt.

Nur auf einen Umstand sei, bevor wir scheiden noch hingewiesen: Früh schon ging die germanische Sprache in verschiedene Äste auseinander, und wie im Griechischen das männliche Dorisch und das weichere Jonisch so gingen hier das mehr weiblich geartete Niederdeutsch im Norden, dem das Gotische, Schwedische, Norwegische, Dänische, Isländische, Niederländische, Englische verwandt sind und das rauhere Hochdeutsch im gebirgigen Süden auseinander, das in Deutschland die Herrschaft errang.

Altgermanische Lieder.

Sollst nicht uns lange klagen,
Was alles dir wehe tut!
Nur frisch, nur frisch gesungen,
Und alles wird wieder gut.

Chamisso.



u singen lag unsern Altvordern im Blut. Ein Chorgesang empfing die Braut und führte sie, die neuvermählte, dem Gatten zu. Gesang ertönte beim frohen Gelag in der hölzernen Halle, beim Begräbnis des Toten, beim Opferaltar. Hier waren Dichtung, Musik und Reigen innig und unzertrennlich vereint. Der Massengesang war wie noch heute bei Negern und andern Naturvölkern auch Massenbewegung. Er entsprach dem Takte der gesungenen Verse: vier Schritte vorwärts, vier Schritte rückwärts, vier Schritte rechts und vier Schritte links, oder wie die Phantasie sich das ausmalen will. So sehen wir in Esaias Tegners Frithiofsage

„Der Jungfraun zwölf, gekleidet reich in Silberstoff,
Mit Rosen auf den Wangen und mit Rosen auch
Im unschuldvollen Herzen. Vor des Gottes Bild
Umtanzten sie den neugeweihten Altar,
Wie Frühlingswinde tanzen auf dem klaren Quell,
Wie Waldeselfen tanzen auf des Grases Grün,
Wenn Morgentau noch glänzend auf den Halmen liegt.
Und unterm Reigen sangen sie ein heilig Lied
Von Baldur, von dem frommen, wie geliebt er war
Von jedem Wesen, wie er fiel von Höduns Pfeil,
Wie Erd und Himmel weinten. Nicht als käme
Hervor es aus der Menschenbrust, war der Gesang,
Nein, wie der Ton aus Breidablick, des Gottes Saal,
Sowie der Maid Gedanken an den fernen Freund,
Wenn tiefen Schlag die Wachtel schlägt in stiller Nacht
Und mild auf Nordens Eichen glänzt der Mond herab."

Mit Gesange zogen die Väter in den Krieg, und die vorgehaltenen Schilde verstärkten den Klang. Barditus nannten sie das Gebrüll, den Donnerruf, der „die Bartrede" Donars nachahmte.

Alles, was man hundert Jahre nach Christi Geburt von den Deutschen wußte, faßte der römische Geschichtschreiber Tacitus in seiner berühmten „Germania" zusammen, und wir lesen die Schrift mit der gleichen Stimmung mit welcher der Mensch auf seine Kindheit zurückschaut. Sie nähme sich aus

wie ein Idyll, erschiene im Leben der alten Germanen nicht alles noch auf den Krieg zugeschnitten.

Tacitus ist der erste der über die Poesie der Germanen berichtet. „Sie feiern in alten Liedern, was bei ihnen die einzige Form von Geschichte und Jahrbüchern ist," meldet er „den erdentsprossenen Gott Tuisto und seinen Sohn Mannus, die Stammherren und Gründer des Volks!" Tacitus weiß daß sie beim Auszug in den Kampf Hercules (Thonar) und ihren Befreier Arminius besingen. Götter und Halbgötter und ihre Helden verherrlichen sie.

Es gab keinen geschlossenen Sängerstand, wie den der Skalden in Skandinavien, keine Barden in geregelter Gilde, wie Klopstock und seine Genossen mentten. Tauchte aber ein wandernder Sänger auf, beim Volksfest oder am Fürstenhof, so war er willkommen.

Ein anschauliches Bild davon verschafft uns Gustav Freytag in seinem „Ingo". Er berichtet:

„Ein Jüngling aus dem Gefolge des Häuptlings der Thüringe sprang die Stufen herauf und schrie in die Halle, wo die Gäste versammelt saßen. „Volkmar, der Sänger reitet in den Hof." — „Er sei willkommen!" rief der Fürst. . . . Mit ehrbarem Gruß kam der Sänger heran, ein Mann von mäßiger Größe mit leuchtenden Augen, das kraus Goldhaar mit Grau durchzogen; zierlich trug er seinen Überwurf von buntem Tuch, die nackten Arme mit Goldringen geschmückt, eine Kette um den Hals, das Saitenspiel in der Hand. Er betrat die Halle. Als er auf der Schwelle stand, erscholl ein Zuruf und Gruß, der laut von der Decke widertönte. Stolz empfand Volkmar, daß er ein Günstling war. Er trat mit behendem Schritt in den freien Raum vor dem Tisch des Häuptlings und verneigte sich tief gegen ihn und die Herrin.

„Sei tausendmal gegrüßt, du Geliebter des Volks," rief ihm der Fürst entgegen, „die Vögel unseres Gaues, die im Winter geschieden waren, singen längst ihr Sommerlied. Nur den Sänger der Helden haben wir vergeblich ersehnt."

„Nicht die Vögel hörte ich in der Luft den Sommer verkünden, die Kriegshunde des Gottes hörte ich heulen im Winde, und die bunte Wolkenbrücke erblickte ich, auf der die Helden in endloser Schar zu der Halle der Götter hinaufzogen. Den Rheinstrom sah ich dahinfließen in roten Wellen, bedeckt mit Leibern der Männer und Rosse, die Wahlstatt schaute ich und das blutige Tal, wo die Hügel der Erschlagenen liegen zum Fraß für die Raben, und Könige weiß ich mit gefesselten Gliedern im Römerlager den Verlichtag erwartend." Ein lauter Aufschrei folgte diesen Worten. „Erzähle, Volkmar, wir hören" sagte der Fürst.

Der Sänger fuhr durch die Saiten, und es ward so still in dem Raum, daß man die tiefen Atemzüge der Gäste vernahm. Darauf rührte er die Saiten und begann zuerst erzählend, dann mit gehobener Stimme und melodischem Tonfall singend seinen Bericht von der Schlacht zwischen Alemannen und Römern. Er nannte die Namen der Könige und Königskinder, welche mit den Alemannen

ber den Rhein dem Cäsar entgegenzogen und zuerst die Reiter der Römer in e Flucht schlugen und dann die erste Schlachtreihe . . . Er malte die Taten er tapfersten Kämpen . . . „Da rächte den Hohn der letzte Held, der mit den Waffen die Römer bestand, Ingo, Ingberts Sohn von Vandalenland, der Königs- ohn aus Göttergeschlecht. Er hatte gekämpft an König Athanarichs Achsel, oran im Kampfe, ein Schrecken der Römer. Da das Schlachtenglück sich wandte, chritt er zurück mit seinem Gesinde . . . Langsam und zornig wie ein brummen er Bär wich er zum Ufer, wo am Fuß des Felsens die Kähne lagen. Dort ieb er zusammen die Frauen des Heers, die Schicksalsverkünderinnen, die Blut sprecherinnen, daß die heiligen Mütter dem Schwerte der Römer entrannen. uch den Sänger drängte er hinab in den Kahn, und er selbst umschanzte hoch erzigen Sinnes die Stelle der Abfahrt mit Waffe und Leib" . . . Der Sänger schwieg und beugte sein Haupt über das Saitenspiel, still war es in der Halle ie nach einer Totenklage, die Augen der Männer glänzten und in den Gesichtern rbeitete die Bewegung . . ." So Gustav Freytag.

In das Lied des germanischen Sängers fiel begeistert die Männerschar ein, nd wo warmherzige Gesellen um die Methank sich lagerten, da ging die Harfe on Hand zu Hand. An poetischen Stoffen fehlte es nicht: die waren Gemein- ut des ganzen Volks.

Wo irgend der alte Germane sich auf sein eigenstes Selbst besann, sich ver- üpfte mit dem großen Ganzen, wo sein Gemüt sich erweiterte, sein Geist sich hob zu überschauendem Flug, da gesellte sich ihm die Poesie.

Altgermanische Götter.

Nicht das ist das Bedeutsame in der Mythologie, daß alle die Götter und Göttinnen Naturwesen abbilden, sondern das ist's, daß die Menschen in den Naturwesen immer eine lebendige Gottheit erkannt und anerkannt haben. Die Mythologie ist nach Schellings treffendem Ausspruch die wildwachsende Religion. Aber Kulturpflanzen und Haustiere entarten, wo sie der Natur allein überlassen bleiben. Paulus nennt das Heidentum einmal den wilden Ölbaum. Die Ursache solcher Entartung ist der Abfall von Gott. Allen heidnischen Mythen liegt ursprünglich eine reine Gotteserkenntnis zu Grunde. Karl Barthel.

älteste germanische Poesie liegt nicht bloß in Liedern, die sind verklungen auf Nimmerwiederhören — germanische Poesie liegt namentlich auch in der germanischen Mythologie in Personennamen ja sogar in den Formeln des alten Rechts, und wir haben nicht das Herz achtlos an ihnen vorüberzustreifen.

Also zunächst die Mythologie. Während viele die Götter und Göttinnen des griechischen Olymps, die großen wie die kleinen, mühelos an den Fingern herzählen, ist die germanische Sagen- und Märchenwelt, die tiefsinnige Symbolik unserer nordischen Mythologie für viele noch ein unentdecktes Land. Wohl war's noch eine heidnische Religion und es fehlte ihr die klare Offenbarungswahrheit. Aber auch die Heidenwelt hat ihr Gesetz, wie der Heidenapostel in Röm. 2, 14—15 ausführt. In die Tafeln der Herzen ist es geschrieben. Nicht umsonst redeten die griechischen Dichter von „hochwandelnden, nimmer alternden" Gesetzen, die kein Gewissen einschläfern kann.

Wenig nur ist es zwar, was wir von der Religion der Vorfahren wissen. Nur alte Sitten und Gebräuche geben uns Aufschluß, Sagen und Märchen, Beschlüsse von Synoden, die das Heidentum bekämpften, Meldungen von Römern und zur Vergleichung und Ergänzung ziehen die Forscher die beiden Edden herbei, nur mit bedächtigem Vorbehalt freilich. Denn diese entstanden im äußersten Norden, auf der Insel Island und zwar erst lange nachdem im Süden das Christentum heimisch geworden war. Edda bedeutet Großmutter wie Atta Vater.

Die ältere Edda ist eine Sammlung von etwa vierzig Götter- und Heldenliedern, soll von Sämund Sigvusson († 1133) angelegt sein, wurde 1643 von einem Bischof in einem Pergamentband entdeckt und dem Dänenkönig Friedrich III. geschenkt.

Die jüngere Edda ist ein Lehrbuch in Prosa für Skalden (Sänger) und wurde, wie vermutet wird, etwa hundert Jahre später von dem isländischen Geschichtschreiber Snorri Sturlason verfaßt.

Wer auf angenehme Weise, sozusagen im Spiel mit den wie aus grünen Wiesen und Wäldern, aber auch aus gähnenden Gletscherschründen aufwallenden Wolkenbildern der alten Germanengottheiten vertraut werden will, der lese entweder die schon erwähnte Frithiofssage Esaias Tegners oder Friedrich Wilhelm Webers herrliche Dichtung „Dreizehnlinden" die zugleich den Vorzug hat, das alte Heidentum und das als sieghaften Sonnenschein hereinbrechende Christentum wie Geister in den Lüften miteinander ringen zu lassen.

Unsere Ahnen pflegten weder in Tempeln noch vor Götterbildern anzubeten. Sie verehrten „die Ewighohen" auf freien Plätzen in der Wildnis des Waldes, und heilige Schauer faßten den Frommen wenn die Stöße des Windes durch die Wipfel der Eichen fuhren. Waffenlos betrat der alte Germane den heiligen Hain, ja oft in Fesseln, und unser betendes Händefalten ist symbolische Selbstfesselung. Auch alte Bäume wurden einer Gottheit geweiht, so die Donnereiche bei Geismar, die später Bonifazius fällen ließ, und vielleicht auch die Irminsaul. Die Linde war Friggas heiliger Baum.

Die deutschen Priester — sie hießen ewart, Gesetzeswächter — hatten Opfer zu bringen und den Willen der Waltenden zu erforschen. Neben den Priestern waren auch Frauen tätig. Das half die Stellung des Weibes erhöhen.

Welch eine Wunderwelt steigt vor uns auf wenn wir sie wieder erscheinen lassen, die alten Götter, im Mittelgarten der grünen Erde! Schreitet denn herab auf dem Regenbogen, wo Heimdall die Wache hält, schreitet herab aus der Burg Walhall, dem Asensitz! Reite herein, Wodan, auf deinem grauen Wolkenroß das den Sturm überholt und nie ermüdet, tritt auf, Himmelshüne, in deiner Heldengestalt, mit Goldhelm und Harnisch, den Spieß in der Hand! Da thront er, ein langbärtiger Greis, mit nur einem Auge, dem Sonnenauge, im blauen Sternenmantel, zwei Raben auf den Schultern, Gedanke und Erinnerung (Hugin und Munin), zwei Wölfe zu den Füßen und den Himmelswagen, das strahlende Sternbild, über seinem Haupte. Er liebt sich zu verhüllen und erscheint bald als Wanderer mit breitschattendem Hute, bald saust er vorüber als nächtlicher Reiter mit dem wütenden Heere, als Hackelbernd oder Mantelträger mit der wilden Jagd. Er ist es, der den Sieg verleiht. Alle Wünsche vermag er zu erfüllen. Seine Boten sind die Walküren, die Schlachtjungfrauen, die des Kampfes walten. In Schwanenhemden reiten sie durch die Welt, wählen die Tapferen, die Einherier, auf der Walstatt und führen sie zu den Freuden Walhalls. Auf einem dumpf hinrollenden Wagen, den Böcke ziehen, fährt Donar, der Donnergott (nordisch Thorr) durch die Wolken und schleudert die schrecklichste der Waffen, seinen Hammer, den Blitz. Er ist der Beschützer des Ackerbaues und steht in stetem Kampf mit den Thursen, den Frostriesen des Nordens.

Und mit ihm meldet sich Ziu an, Tyr, der einarmige Kriegsgott, auch Sachsnot oder Schwertgenosse geheißen und namentlich von den Alemannen verehrt. Auf einem goldborstigen Eber, dem Sinnbilde der Sonnenstrahlen, gleitet der allerfreuende Fro oder Freyr auf die Erde herab, und in Jugendblüte, der deutsche Apoll, tritt Balder auf, im Merseburger Zauberspruch Phol

geheißen, gleichfalls einer der Söhne Wodans, gütig, sanft, wohltuend und von Glanz umstrahlt wie die lichte Hälfte des Jahres. Auf Anstiften des bösen Loki wird er von seinem blinden Bruder getötet, dem finsteren Hödur (Sinnbild des Winters). Zur Zeit der Sommersonnenwende wurde Balders Tod gefeiert (Johannisfeuer). Bragi galt als Gott der Dichtkunst bei den Skalden des Nordens.

Doch den Göttern gesellen sich holdseliger als diese die Göttinnen zu, fast alle als sorgliche Mütter verehrt: allen voran als Beschützerin der Frauen Wodans Gemahlin, die vornehme Frigga oder Frija, die allwissende, nach ihr die holde Herrin Frauwa (nordisch Freija), die Schwester des Fro, die blondlockige Göttin der Liebe und Treue. Vom Volksmärchen her schon unsern Kleinen bekannt ist Frau Holle oder Frau Holda, ein guter Geist. Sie wohnt im Wald, am murmelnden Quell und hat Macht über die Wolken. Sie schüttelt ihr Federbett und es schneit. Sie hat ein Aug auf die Spinnerinnen und hilft den fleißigen. Den trägen aber zerzaust sie den Rocken. In den heiligen zwölf Nächten, der sonnenlosesten Zeit des Jahres, war den dunkeln Mächten Gewalt gegeben; da mußte sie mit dem wilden Heer durch die Lüfte fahren. Frau Holda ähnlich naht sich Perachta, die Strahlende, Glänzende von welcher der Name Berta herstammt und an die der zweite Januar noch erinnert. Ostara, die goldbeschuhte Herrin des Frühlings, hatte später sogar die Ehre, dem christlichen Auferstehungsfeste den Namen zu leihen. In furchtbarer Majestät dagegen herrscht die Todesgöttin, die schwarzweiße Hel oder Hela (von hehlen; daher der deutsche Name Hölle), die Tochter Lokis, die im Abgrund wohnt, zu welcher alle hinunterfahren, die den „Strohtod" sterben, ein trostloser Ausblick!

An die alten Götter erinnern noch die Wochentage. Der Sonntag war der Sonne, der Montag dem Mond, dem Ziu der Dienstag (schweizerisch Zyschtig), dem Wuotan der Mittwoch (englisch wednesday), dem Thorr oder Donar der Donnerstag und der holdseligen Frigga oder Freia der Freitag geweiht.

Und um die Ewighohen her tummeln sich munter unaustilgbar und unausgetilgt, die echtesten Kinder der Kinderphantasie, die Riesen und die Zwerge, die Feien und Elfen, die Nixen und Necke voll Launen und Streiche, Lieb und Leid. Als der Cherub der christlichen Religion sie verdrängte, verdrängen mußte, da bot die Muse ihnen Heimatrecht und mußte gleichfalls es tun. Sie flüchteten hinein in die Sagen und Märchen, Balladen und Lieder, Gemälde und Bildwerke, den Schalk im Nacken, und leben fort.

„Zwei Knaben spielten am Strom", berichtet eine Sage die Grimm mitteilt. „Ein Wassernix saß am Ufer und schlug die Harfe. Die Kinder riefen: Was sitzest du, Nix, hier und spielst? Du wirst doch nicht selig. Da fing der Nix bitterlich zu weinen an, warf die Harfe weg und sank in die Tiefe der Flut. Als die Knaben nach Hause kamen, erzählten sie ihrem Vater, der ein Pfarrer war, was sich zugetragen hatte. Der Pfarrer sagte: Ihr habt euch an dem Nix versündigt; geht zurück, tröstet ihn und sagt, auch er könne erlöst werden. Da sie zum Strom zurückkehrten, saß der Nix am Ufer trauerte und weinte. Die

Kinder sagten: Weine nicht so, du Nix, unser Vater hat gesagt, daß auch dein Erlöser lebt. Da nahm der Nix seine Harfe und spielte lieblich bis lange nach Sonnenuntergang."

Und er wird munter weiter spielen, so lange noch Menschen leben, die nicht bloß wie der Aufklärer Nicolai und Philister ähnlichen Schlages über einen „Verstand", die vielmehr auch in der Zeit des Dampfes über Gemüt und Phantasie verfügen.

„Es ist wunderbar," klagt Ernst Moritz Arndt von seiner Zeit, „wie schnell alles Lebendige sich vergeistigt hat, alles Frische verdorrt ist. In meiner Kindheit da wandelten noch Gott und die Engel um die Häuser der Menschen und um die Wiegen der Kinder, da gingen noch Gespenster rund und Märchen aus alter Zeit tönten süß zu dem Wiegenliede der Nacht, alte Lieder wurden gesungen, und im Frühling und Herbst klang es frisch aus Feldern und Büschen. Auch das ist ausgestorben: selbst der Geringste spricht davon wie von Kinderalbernheiten und Aberglauben: er ist ja klug geworden wie die Vornehmen . . ."

Beeilen wir uns denn, unsere Lieblinge, unsere Freunde von früher Jugend her noch schnell wie Nordlichter aufleuchten zu lassen.

Erstlich die Helden, die Göttersöhne, in grüner Waldwildnis aufgewachsen, mit übernatürlichen Kräften begabt.

Da taucht strahlend aus tiefem Dunkel Sigfried auf, der herrliche Held, in der Edda Sigurd geheißen, der, noch ein Knabe, sein gewaltiges Schwert Balmung sich schmiedete bei dem listigen Zauberer in der einsamen Schmiede des tiefen Urwalds (er schlug den Amboß wohl in den Grund), der dann den goldhütenden Drachen Fafnir schlug, sich in dessen Blute badete und „hürnen" ward, dem fortan die Tarnkappe zur Verfügung stand, der die Walküre Brunhild, die Kampfesjungfrau, aus der Flammenburg befreite, auf kurze Zeit sich mit ihr vermählte und wieder schied, um dann durch Verrat in der blühendsten Herrlichkeit unterzugehn, ein Liederstoff, der niemals veraltet, der in ungeschwächter ihm angeborener Naturkraft und Naturlebendigkeit fortbesteht und die Zeiten überdauert und zwar nicht bloß in dem anmutigen Märchen vom Dornröschen.

An Wieland den Schmied sei noch erinnert, der wie Dädalus in der griechischen Sage durch die Lüfte fliegen kann, und an den Schützen Eigil, der, ein Vorläufer des Wilhelm Tell, vom Haupte seines Kindes einen Apfel schoß.

Und diesen treten wieder Frauen zur Seite, wunderbare Frauen, Idise geheißen (idis eigentlich Weib, daher Ida). Unter ihnen erscheinen, den Parzen vergleichbar, die Schicksalsgöttinnen, die drei Nornen, Urd, das Gewordene, Werdandi, das Werdende, und Scult, das Kommensollende. An der Wurzel der Welt-Esche Yggdrasil sitzen sie (dem Sinnbild des Weltlebens), schöpfen aus dem Urbrunnen der Zeit, begießen die Wurzeln des Weltenbaumes und erhalten ihn jung. Zur gleichen Sippe zählen ferner die schon erwähnten Schwanenjungfrauen, die man durch Rauben ihres Gewandes zwingen kann, bei den Menschen zu bleiben. Im weichen Mondschein über den taufeuchten Lichtungen im tiefen Walde schlangen die Elfen ihren Reigen. (Vergl. Goethes Erlkönig.)

Und von den ungeschlachten Riesen, vom Waldschratt, von den Kobolden und von den Kleinen, den Wichten den Heinzelmännchen, den Fänggen, den Spaltenschlüpfern, den feinen Schmieden mit roten Käppchen, klugen Äuglein und langen Bärten, den Hütern von Gold und Edelgestein, hat jeder junge Leser schon so viel vernommen, daß wir uns hiemit der Gesellschaft empfehlen.

„Freundlich waren sie, die Holden,
Und uns allen dienstgewärtig.
Blieb die Arbeit abends liegen,
Morgens war sie wieder fertig.
Doch jetzt sind sie ausgewandert,
Sie vertrieb das Glockenläuten,
Menschenfalschheit und im Walde
All das Rüsten und das Reuten."

F. W. Weber (Dreizehnlinden).

Zaubersprüche.

„Wo faß ich dich, unendliche Natur?
Euch, Brüste, wo? Ihr Quellen alles Lebens!
„Berufe nicht die wohlbekannte Schar,
Die strömend sich im Dunstkreis überbreitet,
Dem Menschen tausendfältige Gefahr,
Von allen Enden her, bereitet!"

Goethe (Faust.)

Außer den Gesängen der jüngeren Edda ist uns kein Lied von den alten Göttern erhalten geblieben. Nur Zaubersprüche wurden entdeckt. Rätselhaft wie Kinderstammeln tönen die Formeln, die darauf ausgingen, holde Mächte zu entbinden unholde zu bannen, zu uns herüber, geheimnisvoll wie aus einem uralten Phonographen heraus.

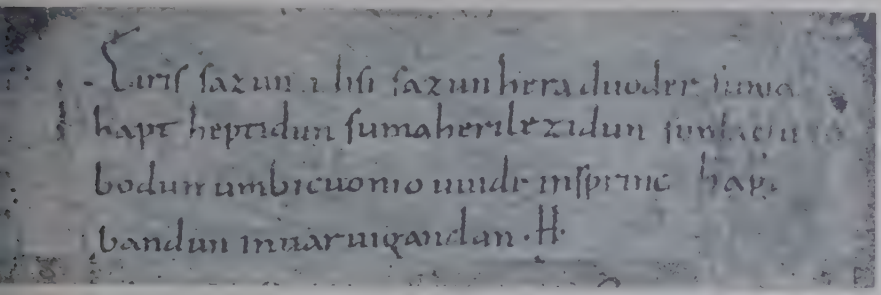
Das meiste Ansehen genießen die Merseburger-Zaubersprüche, im zehnten Jahrhundert aufgezeichnet, 1841 von Professor Waitz aufgefunden, von Jak. Grimm herausgegeben und erklärt.

Der erste ist ein Zauberspruch über die Fesseln eines Kriegsgefangenen und lautet:

Eiris sâzun idisi,
sâzun hera duoder.
suma hapt heptidun,
suma heri lezidun,
suma clûbôdun
umbi cunioumidi:
insprinc haptbandun,
invar vigandun!

Einstmals saßen Idisi,
saßen dorthin zur Erde.
Einige hefteten Haft,
einige säumten das Heer.
die anderen klaubten
zu Fesseln:
Entspringe den Haftbanden,
entfahre den Feinden!

Der Eingang iſt erzählender Art: Da ſehn wir Wodans Schildjungfrauen in ihrem eigenſten Geſchäft. Die einen feſſeln die gefangenen Feinde, die anderen hemmen das Heer (der Gegner?) die dritten löſen die Bande der Freunde, dann folgt die Formel, die wirken ſoll.



Erſter Merſeburger Zauberſpruch.
Aufgezeichnet im zehnten Jahrhundert in einer Handſchrift der Dombibliothek zu Merſeburg.

Eine ganze Frontreihe von Göttern nennt der zweite, der den verrenkten Fuß eines Pferdes zurecht zu bringen hatte und der in Überſetzung lautet:

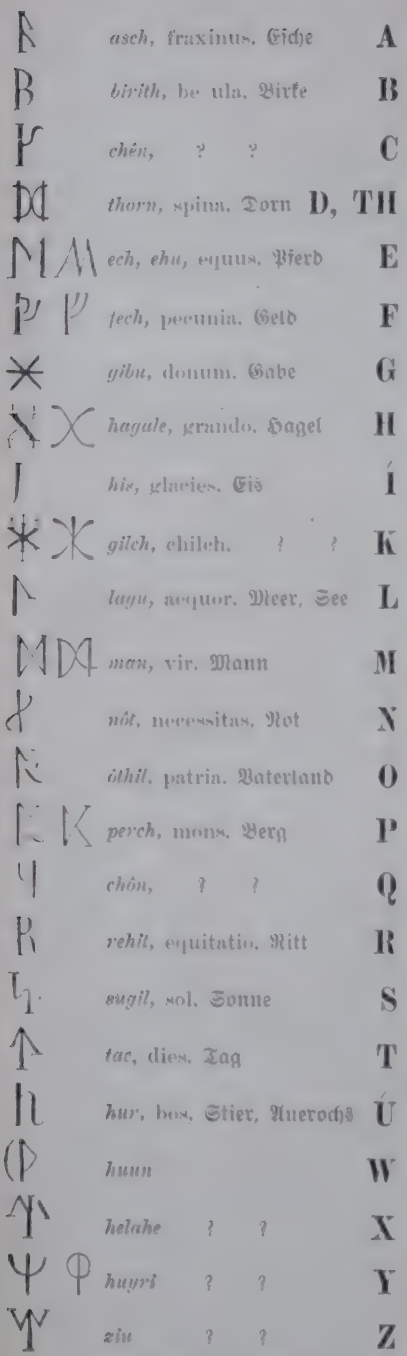
„Phol und Wodan fuhren zu Holze;
Da ward Balders Fohlen der Fuß verrenket,
Da beſang ihn Sintgunt und Sunna, ihre Schweſter;
Da beſang ihn Freya und Volla, ihre Schweſter;
Da beſang ihn Wodan, wie er wohl verſtand,
So die Beinverrenkung, ſo die Blutverrenkung wie die Gliederverrenkung;
Bein zu Beine, Blut zu Blute, Glied zu Gliedern, wie wenn ſie
geleimt wären!“

Runen.

Swanahild, die greiſe Drude,
Ritzte Runen, Zauberzeichen,
Warf die Stäb' und raunte Sprüche,
Gram und Siechtum zu verſcheuchen.
F. W. Weber (Dreizehnlinden).

Es hatten auch die Runen der Zauberei zu dienen, die merkwürdigen Schriftzeichen der Alten. Sie waren zwar nicht ein Geheimgut der Prieſter. Mehr noch ſcheinen ſie von Frauen verwendet worden zu ſein, und zwar vornehmlich zum Weisſagen. Unſere Ausdrücke „Buchſtaben“, „Buch“, „entwerfen“, „leſen“, ſind urſprünglich völlig „buchſtäblich“ aufzufaſſen.

Sollte der Rat der Gottheit erkundet werden, ſo ſchnitzte die Drude (Wahrgerin, Zauberin, Prieſterin) Runen auf „buchene Stäbe“ oder Zweige, ſchüttelte



Das älteste Runen-Alphabet.

sie, warf sie auf ein ausgebreitetes Linnen, rief die Götter an und „las" sie dann auf, um aus der Reihenfolge der Zeichen die gewünschte Weisung abzuleiten. Dabei pflegte man so zu verfahren, daß die eingesammelten Zeichen als Anfangsbuchstaben von Worten dienten. So war das T das Zeichen Tyrs, und bedeutete Sieg, das N Not.

Da und dort trifft der Wandrer noch Runensteine. Auch Werkzeuge, Trinkhörner, Ringe, Spangen wurden mit Zeichen geweiht und gefeit. In Schleswig wurde ein Horn gefunden, das mit zahlreichen Tier- und andern Figuren überbildert ist.

Manche Buchstaben des Runen-Alphabets ähneln der lateinischen Schrift, aus der sie entnommen sind, andere zeigen fremdartigen Typus. Alle paßten sich der Bestimmung an, auf hölzerne Brettlein „gerissen" zu werden (schreiben ursprünglich writan, englisch to write, althochdeutsch rizan, ritzen; daher Reißbrett). Auch die Worte Alraun und raunen leben bekanntlich noch fort. Zahlreiche altgermanische Frauen waren nach den Runen genannt: Aleruna, Childeruna, Gudrun, Ortrun, Sigrun und nicht zu vergessen die lange Friderun in Scheffels „Ekkehardt".

Personennamen.

> Ich glaube, man meint, unsere Vorfahren haben stäts geschlaffen und nit eben mit so grossem Bedacht gewußt, ihren lieben Kindern Namen zu geben, als die Griechen und Latiner.
>
> Fischart.

Der Name hat Bedeutung. Das wußten die Alten viel klarer als wir. Man achte darauf, wie ernst es die Menschen der Bibel mit der Erteilung von Namen nehmen. „Adam hieß sein Weib ...a, darum daß sie eine Mutter ist aller Lebendigen." „Lamech hieß seinen ...ohn Noah und sprach: Dieser wird uns trösten in unserer Mühe und Arbeit ...f Erden." So können wir uns auch manches merken aus den Namen die ...sere Altvordern ihren Neugeborenen auf den Weg mitgaben. Sie zeigen, was ...nen als Leitbild vorschwebte, was ihnen wünschenswert erschien. Sie bergen ...esie. Wie taufrische Blumen im tiefen Urwald blühen sie.

Die Speerspitze von Kowel.

(Aus der ersten hälfte des dritten Jahrhunderts; gotisch. Die Schrift ist von rechts nach links zu lesen.)

Obige Speerspitze wurde 1868 im Kreise von Kowel, Gouvernement Volhynien, ausgepflügt. Sie enthält älteste bisher bekannt gewordene deutsche Runeninschrift TILARIDS, einer zusammengesetzten Eigennamen, der einen geschickten Reiter bedeutet. Nach Henning: Die deutschen Runendenkmäler.

Die Männernamen bezeichnen das, was durchs Leben führt, was vor...arts bringt: Stärke, Klugheit, Wagemut, Kriegstüchtigkeit, Wohlstand, Beharr...hkeit, Treue und Festigkeit.

Die Frauennamen erinnern an vieles, was irgend eine Tugend oder ...gend ein Lob, was lieblich und hold ist und wohl lautet: sie gemahnen an ...ttinnen und Nixen, an die weißen wallenden Nebel über Wassern und Wiesen, an ... Lilie, die Sonne, den Sonnenstrahl, an badende Schwäne auf plätschernder Flut ... lichtgrünen Wald. „Wenn der Schwan mit dem schlanken weißen Leibe lang...n, stolz und stumm durch die Waldwasser schwebte, wenn er dann plötzlich sich ... blauen Luft aufschwang und dem verwunderten Auge rasch entschwand, so ...chien er einem verkörperten Geheimnisse gleich." Die Erde ist freilich kein ...rten Eden, und zahlreiche altdeutsche Frauennamen gemahnen lebhaft an Kampf ...d Streit und Walkürenberuf. Sogar die Sonne wird Sintgund genannt, die ...en Weg erkämpfen muß, wie Brunhilde, die im Panzer Kämpfende.

Heldensage.

Uns ist in álten maéren wúnders vîl geseit
von héleden lóbebæren, von grózer kúonheit
Nibelungenlied.

rauſende See, aufwogend, abwogend, Welle berghoch anſteigend und abgrundtief ſinkend, Welle auf Welle heranleckend gegen die ſchützenden Dämme, nur ſelten einzeln überflutend und dann raſch verzehrt: Das iſt das Bild der Germanen vor der Völkerwanderung. Die Dämme wurden ſchwächer und ſchwächer, langſam untergraben, endlich durchbrochen und die Fluten drangen unaufhaltſam darüber her. (W. Scherer.)

Wenige Ereigniſſe der Weltgeſchichte ergreifen immer neu mit ſo mächtigem Zauber wie die Völkerwanderung. In allen Leiſtungen und Genüſſen hatte die römiſche Welt ſich ausgelebt. Sie war alt geworden und arm an Talenten und Charakteren, und nur mühſam vermochte das Chriſtentum dieſem Berge der Scherben geſunde Früchte zu entlocken. Da brauſten auf ihren ſtruppigen Pferden die wilden Horden der Hunnen heran. Gericht zu üben, und vor den Augen der Römer begann es zu flammen: „Gewogen, gewogen, und zu leicht erfunden!“ Wie aus dem Traum halbbewußter Kindheit fuhren die Germanenvölker empor. Mangel, Not und ein jünglingsfrischer Wagemut und Wanderdrang wirkten zuſammen, ſie in die Ferne zu treiben. Wie Kraniche ſich ſammeln, wie Schwalben und Stare, wenn der Herbſtſturm über die Heide fegt, erhoben ſie ſich, hinten im Lande nach Mitternacht, und zogen aus, mit Weib und Kind, mit Wagen und Karren, zu Roß und Fuß, nach der Mittagſonne. Rieſenſchlachten wurden geſchlagen. Suchend und taſtend durchkreuzten manche Scharen die Gaue; nicht Wall und Gebirge hielt andere auf, nicht Tal und Strom. Dann ließen ſie ſich nieder, verteilten das Land und wohnten in Weilern und in Hütten, unter Schindeldach und in Strohdachkotten, im einen Raum die Menſchen und im andern das Vieh; oder ſie blieben in Waffen und der Römer war ihnen untertan.

Die Zeit der Germanen hatte begonnen: ungeheures Ereignis für die Barbaren! Kontraſte von der Stärke, wie ſie Geibels „Tod des Tiberius“ vor unſre Augen rückt. Oſtgoten, Weſtgoten, Alanen, Vandalen, Burgunder, Sueven, Franken, Angeln und Sachſen, Gepiden und Langobarden, ſie nun die Herren, ihr Eigen das Land. Große Taten waren geſchehen; war es zu verwundern, wenn ſie fortlebten im Heldenlied? Viel Unglück auch, viel Todesleid ſah die Welt. Starke Leidenſchaften ſtritten, und hatte unten auf der Erde die Waffenarbeit ausgetobt, oben in den Lüften und in den Wolken des Himmels erhoben die Geiſter neuen Kampf. Für alle Zukunft häuften die Wirren, die Wehen und Wonnen der großen Zeit Stoff auf in den Vorratsräumen der Dichtung.

Aber die Sage gestaltete frei. Was viele geleistet, wurde da und dort auf einen einzigen übertragen. Tugend und Heldentum wurden verklärt, die Schatten verdunkelt. Wer da hatte, dem wurde gegeben, dem andern genommen, was er besaß. Die Perspektiven verschoben sich. Männer und Frauen getrennter Jahrzehnte und Jahrhunderte rückten zusammen in eine Zeit, Namen wurden vertauscht und verändert, Taten und Helden verschiedener Orte verschmolzen in Eins. Und was namentlich noch zu betonen ist, die Grenzen zwischen den alten Mythen und den Geschehnissen der Geschichte verschwammen, Wunder und Wirklichkeit flossen ineinander, Götter wurden Helden und Helden wurden Götter. „Die Söhne Gottes sahen nach den Töchtern der Menschen, wie sie schön waren, und nahmen zu Weibern, welche sie erwählten." Riesen und Zwerge mischten sich munter in die Gesellschaft der Menschen. Wie Nebel an den Bergen stiegen die Sagen auf und ballten sich zu phantastischen Gestalten und formten sich um im Laufe der Zeiten, wie wir Wolken wandeln und sich wandeln sehen im Himmelsraum. Wen hätte das Wolkenspiel noch niemals gefesselt?

Groß und herrlich leuchtet vor vielen andern Recken der Amelungenherrscher Dietrich von Bern, der Ostgotenkönig Theodorich. Mächtig und männlich, weise und milde, als ein Fürst der Fürsten stand er gebietend auf der Höhe der Zeit. Und wenig Ereignisse der Völkergeschichte gleichen an tragischer Wucht dem Untergange des Ostgotenreichs.

Allmählich kristallisierten sich auf dem Boden der mächtigen Völkerbewegungen und der Erinnerung daran die verschiedenen Sagenkreise heraus, die wir später erwähnen werden.

Das Hildebrandslied.

Und ich allein entrann, es dir zu sagen.
Hiob 1, 15 ff.

Wo aber sind sie hingekommen, die Hochburgen der Heldensage, die einst überall auf den Höhen in die freien Lüfte ragten? Sie sind verschwunden wie altes Gemäuer, vieler Steine wurden weggetragen, um zu neuen Hochbauten verwendet zu werden, die jetzt mit Erkern, Zacken und Zinnen die Zeiten überdauern. Nur eine Burg ragt, wie sie entstanden, noch auf der Höhe, doch auch diese leider nur zum Teil: Wir meinen das Hildebrandslied. Kletern wir seinem Gemäuer näher, es uns zur Muße zu betrachten.

Was später das Nibelungenlied berichtet, ist hier schon geschehen. Gefallen sind die Burgundenhelden im Hunnenlande, gefallen ist Kriemhild, Etzels Gemahlin, und nun kehrt Dietrich, der Ostgotenkönig, der weiland vor Otaker geflohen und dreißig Jahre lang ferne gewesen, mit Hildebrand, seinem Waffenmeister, in die

Heimat zurück nach Oberitalien. Bei seinem Wegzug hat Hildebrand einst ein junges Weib und ein unmündiges Knäblein zurückgelassen den Hadubrand. In der langen Frist ist dieser nun selbst ein kampftüchtiger Held geworden. Wie Hildebrand mit seinen Mannen die Grenze überschreiten will, tritt Hadubrand samt seinem Gefolge ihm feindlich entgegen. Umsonst sucht Hildebrand ihn vom Kampf abzuhalten, umsonst erzählt er ihm seine Geschichte; der Sohn beharrt auf seiner Behauptung: Tot ist Hildebrand Heribrands Sohn. Das haben mir Seefahrer erzählt die über den Wendelsee (das Mittelmeer) hergefahren kamen. Umsonst windet Hildebrand sich den goldenen Schmuck seiner Ringe vom Arm sie dem Sohne zu reichen und seine Huld zu erobern. Trutzend erwidert der junge Kämpe: Mit Geren soll man Gabe empfahen Schärfe wider Schärfe! Du bist ein alter Hunne: du willst mich betrügen um mich dann leichter töten zu können! da streiten sich in Hildebrands Brust Vaterfreude mit Vatersorgen Liebe kämpft mit Kriegerehre, und er bricht in den Klageruf aus.

Weh nun, waltender Gott, Wehgeschick erfüllt sich!
Ich wallte der Sommer und Winter sechzig,
Daß man stets mich scharte zu der Schießenden Volk:
Vor keiner der Städte doch kam ich zu sterben;
Nun soll mich mit dem Schwerte das eigne Kind erschlagen,
Mit der Waffe treffen, oder ich sein Töter werden.
Doch magst du nun leichtlich, wenn dir langt die Kraft,
Von so ehrwürd'gem Mann die Rüstung gewinnen,
Den Raub erbeuten, hast du irgend Recht dazu.
Denn der sei doch der Ärgste der Ostleute,
Der dir den Kampf nun weigre, nun dich so wohl des lüstet.
In handgemeiner Schlacht entscheide die Begegnung.
Wer von uns heute die Harnische räumen müsse,
Oder dieser Brünnen beider walten."
Da ließen sie zum ersten die Eichen schmettern
In scharfen Schauern, daß es in den Schilden stand;
Dann klapften zusammen die steinrandklaren,
Hieben harmlich die hellen Schilde,
Bis ihnen die Linden nicht mehr langten,
Zermalmt mit den Waffen — — —.

Im Original lautet die angeführte Stelle:

„Uuelaga nû, uualtant got,
uuêuuurt skihit.
ih uuallôta sumaro
enti uuintro sehstig,
dâr man mih eo scerita
in folc sceotantero,
sô man mir at burcênigeru
banun ni gifasta:
nû scal mih suâsat
chind suertû hauuuan,
bretôn sînû billjû,
eddo ih imo ti banin uuerdan. —

„Wehe nun, waltender Gott!
Wehschicksal geschieht!
Ich wallete [der] Sommer
und Winter sechzig,
da man mich immer scharte
ins Volk der Schießenden,
so wie man mir in einiger Burg
[den] Tod nicht festhielt.
Nun soll mich [mein] trautes
Kind [mit dem] Schwerte hauen
zerschmettern mit seiner Streitart,
oder ich ihm zum Töter werden u. s. w.

Übertragung der umstehenden Handschrift.

(Nach Koennecke.)

Hiltibraht obana ab henane,
Hildebrand oben vom Himmel,
dat du neo dana halt mit sos sippan man
daß du nie dann (fortan) mehr mit so gesippтem Mann
dine ni geleitos . . . .“
Kampf nicht geleitest (suchest) . . .“
want her do ar arme wuntane bouga,
Wand er da vom Arme gewundene Ringe,
cheisaringu gitan, so imo se der chuning gap,
von Kaisermünzen gemacht, so ihm sie der König gab,
Huneo truhtin: „dat ih dir it nu bi huldi gibu“.
der Hunnen Herr: „daß ich dir es nun mit Huldеn gebe“
Hadubraht gimalta, Hiltibrantes sunu,
Hadubrand sprach, Hildebrands Sohn,
„mit geru scal man geba infaban,
mit Gere (Wurfspeere) wird (ein) Mann Gabe empfangen,
ort widar orte. du bist dir, alter Hun,
Spitze wider (gegen) Spitze. du bist dir, alter Hunne,
ummet spaher, spenis mih . . . .
unmäßig (sehr) schlau, lockest mich,
mit dinem wuortun, will mih dinu speru werpan.
mit deinen Worten, willst mich (mit) deinem Speere werfen.
pist also gialtet man, so du ewin inwit fortos.
bist so gealterter Mann, als du ewigen Betrug fuhrtest.
dat sagetun mi seolidante
das sagten mir Seefahrende
westar ubar wentilseo dat inan wic farnam.
westwärts über (den) Wendelsee (Ozean) daß ihn Krieg fortnahm:
tot is Hiltibrant, Heribrantes sunu.“
tot ist Hildebrand, Heribrands Sohn.“
Hiltibraht gimahalta, Heribrantes sunu:
Hildebrand sprach, Heribrands Sohn:
„wela gisihu ih in dinem brustim,
„Wohl sehe ich an deinem Rüstzeug,
dat du habes heme herron goten,
daß du habest daheim Herren guten,
dat du noh bi desemo riche reccheo ni wurti.“
daß du nicht bei diesem Reiche Verbannter nicht wurdest.“
„welaga nu, waltant got, [quad Hiltibrant] wewurt skihit.
„Wehe mir, waltender Gott, [sprach Hildebrand] Wehegeschick geschieht.
ih wallota sumaro enti wintro sehstic
ich wallte der Sommer und der Winter sechzig
ur lante, dar man mih eo scerita in folc sceotantero,
außer Lande, da man mich immer einordnete in (das) Volk (der) Schießend n,
so man mir at burc enigeru bannun ni gifasta:
obgleich man mir bei Burg irgend einer Tod nicht festigte (bewirkte):
nu scal mi suasat chind suertu hauwan,
nun wird mich eigenes Kind (mit) Schwerte hauen,
breton mit sinu billiu, eddo ih imo ti banin werdan.
zerschmettern mit seinem Beile, oder ich ihm zu Verderben werden.
doh maht du nu aodlihho, ibu dir din ellen tauc,
doch kannst du nun leichtlich, wenn dir dein Mut taugt,
in sus heremo man hrusti giwinnan,
an so hehrem Mann Rüstung gewinnen,
rauba birahanen, ibu du dar enic reht habes.“
Raub erbeuten, wenn du da einiges Recht hast.“
„der si doh nu argosto [quad Hiltibrant] ostarliuto
„der sei doch nun der ärgste (feigste) [sprach Hildebrand] der Ostleute
der dir nu wiges warne, nu dih es so wel lustit,
der dich nun vom Kampfe warnte, nun dich es so wohl (ge)lüstet,
gudea gimeinun. niuse de motti,
(nach) Kampf gemeinsamen. Versuche die Begegnung (den Kampf),
werdar sih dero hiutu hregilo hrumen muotti.
welcher von beiden sich der heute Panzer rühmen muß,
erdo desero brunnono bedero nualtan.“
oder dieser Brünnen beider walten.“
do lettun se aerist asckim scritan,
da ließen sie zuerst mit den Eschen (Lanzen) schreiten,
scarpen scurim: dat in dem sciltim stont.
(mit) scharfen Schauern: daß in den Schilden (es) stand (steckte).
do stoptun tosamane staim bort chludun,
da stoben zusammen, Steinägte lärmende,
henwun harmlicco huitte scilti,
(zerhieben ingrimmig weiße Schilde,
unti im iro lintan luttilo wurtun,
bis ihnen ihre Lindenschilde klein wurden,
giwigan miti wambnum . . . . .
gerüstet (überzogen) mit Leder . . . . .

„Zermalmt mit den Waffen" . . . mit zerhauenen Schilden stehen die Kämpfer einander gegenüber; aber hier bricht das Hildebrandslied plötzlich ab. Nur einem Zufall haben wir's zu verdanken, daß es erhalten geblieben und mit verstaunten Augen in die Nachwelt hineinschaut. Offenbar in einer müßigen Stunde schrieben es zwei Mönche des Klosters Fulda aus dem Gedächtnis und nicht völlig fehlerfrei nieder und zwar auf zwei leergebliebene Seiten, die erste und die letzte, eines geistlichen Buches, den Schluß vielleicht auf ein fliegendes Blatt, das verloren gegangen.

Welchen Ausgang der Kampf nehmen soll, läßt uns das Fragment bloß ahnen. Von Wehgeschick redet es. Halten wir uns an einen Ausschnitt der persischen Dichtung Rostem und Suhrab von Firdusi, der ein ähnliches Begegnen schildert, so besiegt der Vater den Sohn und tötet ihn. Ein Hildebrandslied des Kaspar von der Roen aus dem vierzehnten Jahrhundert hat die scharfen Kanten der heidnischen Kämpen abgeschliffen. Hadubrand wird vom Vater überwunden und führt den Erkannten mit allen Ehren seinem Haus und der Mutter zu. Seit dem dreißigjährigen Krieg wird der Pergamentband mit dem Hildebrandslied zu Kassel aufbewahrt.

Eine zweite Dichtung, die noch vorhanden, zeigt gleichermaßen, was der altgermanische Heldensang zu leisten vermochte, der angelsächsische Beowulf, den wir hier nur beiläufig erwähnen. Er malt in spannenden Schilderungen den mörderischen Kampf eines Jütenkönigs mit dem Seeungeheuer Grendel, mit Grendels Mutter und einem Drachen, dessen Gift Beowulf erliegt.

Der Geist der germanisch heidnischen Vorzeit mit ihrer Lust an Kampf und Wunden weht ungebrochen auch noch durch eine Dichtung, die später in einem Kloster geschrieben wurde, und zwar in der fein polierten Sprache Virgils nach dem Vorbilde der Aneide: Wir meinen das Waltharilied des Mönches Ekkehard von St. Gallen. Der Stoff ist durch und durch germanisch und wurzelt im heidnischen Altertum. Den Inhalt der Dichtung skizzieren wir später.

Stabreim.

Ich wage zu wandeln verlassene Wege
Zur fernen Vorzeit unseres Volkes.
Erwache denn, Weise voll Kraft und Wohllaut,
Die Mutter Natur germanischem Munde
Eingebildet und angeboren.

Jordan (Nibelungen).

Wolaga nû, waltant got, wêwurt skihit! Mit diesen Worten beginnt die Stelle des Hildebrandsliedes, die wir im Originaltext anführten. „Wehe nun, waltender Gott, Wehgeschick vollzieht sich." Wer sich die Worte laut vorspricht, dem fallen drei w ins Ohr. Die drei gleichen Wortanfänge dienen den acht Takten des Verses als Schmuck und Bindemittel, und diesen Gleichklang nennt man die Alliteration. Die wichtigen Wörter tragen den Gleichlaut und heißen die Liedstabe und deshalb heißt diese Art von Reim der Stabreim.

Es ist eine unbezweifelte Tatsache, daß die Alliteration der ganzen urgermanischen Poesie zur unentbehrlichen Zierde diente. Ohne strophische Gliederung reihten die Sänger Vers an Vers. Jeder Halbvers läßt unter unbetonten Silben zwei mit Nachdruck betonte hervortreten, und die beiden Hälften werden in der Regel dadurch zu einem Ganzen verbunden, daß auf die erste zwei Gleichlaute fallen, auf die zweite noch einer, wie die angeführten Beispiele zeigen. Aber nicht bloß die Konsonanten, auch die Vokale durften alliterieren, und zwar wurden ihrer alle für gleich gerechnet. Beispiel: Er was Otachre ummet irri. Er war Otacher unmäßig erzürnt. Eino almahtico reimt ebensogut als manno miltisto. Später wurde mitunter in einem Verse zweifacher Stabreim verwendet. Vergleiche: „Wie draußen im Busche Drossel und Buchfink." (Jordan.) Derart lag der Stabreim den Germanen im Blute, daß sie Namen von Göttern und Menschen damit verknüpften; die ersten Menschen hießen Ask und Embla (Esche und Ulme), ihre im Liede gepriesenen Söhne Ingo, Isko und Irmino. Die Angeln und Sachsen wurden geführt von Hengist und Horsa. Im geselligen Spiel erschienen Rätsel wie dies:

„Es kam ein Vogel federlos,
Saß auf dem Baum blattlos.
Da kam die Jungfer mundlos
Und aß den Vogel federlos
Von dem Baum blattlos."
(Die den Schnee aufzehrende Sonne).

Es alliterierten auch die Zaubersprüche. Zu den früher erwähnten notieren wir noch einen uralten Milchsegen aus St. Gallen:

„Wola wiht, taz du weist,
taz du wiht heizzist,
taz du neweist noch ne chanst
cheden: chuospunni!"

„Gut, Wicht, daß du weißt, daß du
Wicht heißest, daß du nicht weißt noch kannst
sprechen: Kuhmilch!"

Bis in die Formeln jenes Gebietes hinein, das heutzutage geradezu und natürlicherweise als Eigenland trockenster Prosa gilt, das Gebiet der Verfassungen und Gesetze, drang die poetisch lebendige Darstellung vor. Der Leser betrachte den Abschnitt friesischen Rechts, der die drei Bedingungen aufzählt, unter denen das Erbe eines vaterlosen Kindes angetastet werden darf, die Schilderung der drei Nöte. Sie lautet:

„Die erste Not ist: wenn das Kind gefangen und gefesselt wird nördlich über die See oder südlich über die Berge: dann mag die Mutter des Kindes Erbe veräußern und ihr Kind lösen und ihm sein Leben damit retten helfen.

Die zweite Not ist: wenn da teure Jahre kommen und der heiße Hunger über das Land fährt und das Kind Hungers sterben würde, da mag die Mutter ein Erbe veräußern und ihm davon Kuh und Korn kaufen, auf daß man ihm damit zum Leben helfe; denn Hunger ist der Schwerter schärfstes.

Die dritte Not ist: wenn das Kind ist stocknackt oder hauslos und dann die nebeldüstere Nacht und der eiskalte Winter über die Zäune steigt, so eilen alle Menschen in ihren Hof oder in ihr Haus und das wilde Tier sucht den hohlen Baum und der Berge Schlüfte, um darin sein Leben zu fristen: da weint das unmündige Kind und beklagt seine nackten Glieder und jammert, daß es kein Obdach habe, daß sein Vater, der ihm helfen sollte gegen den kalten Winter und gegen den heißen Hunger, so tief und in Dunkel ruht unter Eichenholz und Erde, mit vier Nägeln verschlossen und bedeckt: dann darf die Mutter ihres Kindes Erbe veräußern und verkaufen."

In Stabreimversen wurde der Eid geschworen, in solchen der Verbannungsfluch gesprochen. Das ganze rechtliche Formelwesen war von Alliteration durchdrungen, und gerne brauchen auch wir noch Formen wie: Erb und Eigen, Haus und Hof, Grund und Grat, Wonn und Weide, Wind und Wetter, Land und Leute, Leib und Leben, Kind und Kegel, Mann und Maus, Nacht und Nebel, Nutz und Not, Lieb und Leid, Friede und Freundschaft, hoch und hehr.

Und fällt auch der Stabreim nicht so klingend und klar wie der Endreim ins Gehör, — in Versen wie die folgenden liegt auch Musik:

„So sei nun, Seele, seine."
P. Fleming.

„Schon stehn die beiden Sänger im hohen Säulensaal."
Uhland.

„Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran."
Bürger.

„Du liebes Kind, komm, geh mit mir,
Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir,
Manch' bunte Blumen sind an dem Strand,
Meine Mutter hat manch gülden Gewand."

Goethe.

„Ach wüßtest du, wies Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund'."

Goethe.

„Und horch, da sprudelt es silberhell,
Ganz nahe, wie rieselndes Rauschen."

Schiller.

„Roland, der Ries', am Rathaus zu Bremen,
Steht er, ein Standbild standhaft, und wacht,
Roland, der Ries', am Rathaus zu Bremen,
Kämpfer einst Kaiser Karls in der Schlacht."

Rückert.

Nicht umsonst hat es deshalb ein moderner Dichter gewagt, den Stabreimvers in einem umfangreichen Epos wieder aufleben zu lassen: Jordan in seinen „Nibelungen". Den Anfang seines Vorworts hat das Motto dieses Abschnitts wiedergegeben. Der lebendige Gebrauch dieser Versform setzt zwar eine Fülle von stehenden, aus der Natur der Sache geschöpften Formeln und Umschreibungen voraus, die der Dichtung das Gepräge stiller Würde, einer großartigen Naturerscheinung voll ernster Ruhe und erhabener Einfachheit verleihen (gleichsam eines tiefen, einsamen Waldes, durch dessen Wipfel in gewaltigen Stößen der Abendwind zieht). Als daher seit dem neunten Jahrhundert sich mehr und mehr, losgelöst von dem alten Volksbewußtsein, die Individualität der Dichter geltend zu machen begann, da starb die Form der Alliterationspoesie von selber ab und ward durch die neue poetische Form des Reimes verdrängt.

Der Ausdruck der alten Poesie war treffend und kraftvoll. „Das Meer hieß Fischweg, Seeroß das Schiff, hiebscharf war das Hutschwert, hornstark der Hirsch, der Heidestapfer, starksehnig und kraftberühmt waren die Helden." Die Dichtung war Sprachschöpfung und die Sprachschöpfung Dichtung, eine Dichtung, die noch in einer Wurzel keimhaft verbarg, was später als Epos, Lyrik und Drama selbständig aufsproßte. Episch ist die Poesie der Urzeit weil sie mit Vorliebe Taten von Göttern und Helden schildert. Lyrisch ist sie, weil sie im Ton zugleich die Innenwelt der Gefühle klangvoll wiedergibt, und damit auch die Dramatik nicht fehle, so denken wir uns das hervorbrechende Wort von lebhaften Gebärden begleitet.

Zweite Periode.

Die Zeit des siegenden Christentums.

Von 800 bis 1100 n. Chr.

Missionszeit.

Verzierte Initiale aus einer Handschrift des zwölften Jahrhunderts.

Wie lieblich sind auf den Bergen die Füße der Boten, die da Frieden verkündigen!
Jes. 52, 7.

Das Christentum verdrängte mehr und mehr die Göttergilde vom Idafeld, und Idunns Äpfel vermochten sie nicht mehr zu verjüngen. Sie schwanden wie Wolken vor der Sonne, doch nicht so, daß nun gleich allenthalben der reine blaue Himmel erschien. Schon hatten zahlreiche Germanenstämme — wie wir gesehen, am ersten die Goten — dem Evangelium sich zugewendet.

Die meisten waren Arianer (vergl. Oehninger, Gesch. des Christentums, S. 61). Als aber der Gott der Christen in der Schlacht bei Zülpich, die zwischen Franken und Alemannen entschied, dem Franken Chlodwig den Sieg verlieh, nahm dieser den Glauben seiner burgundischen Gemahlin Chlotilde an und ließ sich mit dreitausend seiner Edlen taufen. „Beuge dein Haupt, stolzer Sigambrer," sprach der Bischof Remigius zu ihm, „verehre, was du verfolgt hast, und verfolge, was du verehrtest!" Blieb auch der Herrscher im Herzen ein Heide, so wurde er doch auf seine Weise ein eifriger Vorkämpfer des athanasianischen Christentums.

Bald erschienen auch „aus Erin, der grünen Insel", wo damals ein gesundes Glaubensleben blühte, die Missionare, eifrige Mönche, abenteuerliche Gesellen mit bemalten Augenlidern und wallenden Haaren, den ledernen Quer-

sack mit Schreibtafel und Reliquien auf dem Rücken, Fridolin und Gallus und Columban und ihre Genossen — es pflegten immer Zwölfe miteinander auszuziehen — und streuten unter den noch heidnischen Alemannen und Langobarden die neue Saat.

„Laß die Klag', herzliebe Mutter!
Nicht mit Schwert und nicht mit Streitart
Darf der Sohn sich Ruhm erstreiten;
Andre Zeiten, andre Waffen!"

„Trotzig war der Alemanne,
Haßte einst die Römergötter,
Haßte jetzt den Gott der Franken,
Der bei Zülpich wie ein Wetter
Ihre Heerschar niederschlug."

„Und sie lernten schwer, doch willig
Fridolini Lehre, wie das
Geben seliger als Nehmen,
Dulden mehr als Feind erschlagen
Und wie aller Götter Höchster
Der, der an dem Kreuz geduldet ..."

Scheffel

Die irischen Glaubensboten waren gebildete Männer mit weitem Blick unabhängig von Rom. Columban empfahl die alten Poeten wie die Kirchenväter. Er dichtete in griechischen Versmaßen und verwies auf das Vorbild der Sappho. Wo sein Schüler Gallus im einsamen Waldtal eine Klause errichtet hatte, wurde später das Kloster Sankt Gallen erbaut, eine Stätte christlicher Bildung.

Das Reich der Merovinger war christlich geworden. Noch fehlte ein strenges Kirchenregiment. Aber die Nachkommen Chlodwigs waren entartet und mußten die Krone den Hausmeiern überlassen. Und zu König Pipins des Kleinen Zeiten (753—768) griff als Apostel der Deutschen Winfried oder Bonifazius ein. Nicht aus Irland, sondern aus England kam er herüber, wo damals Beda venerabilis wirkte ein Gelehrter ersten Ranges. Winfried hat nicht viel neue Gebiete erobert, aber die eroberten stark befestigt und dem päpstlichen Stuhl unterworfen.

Der mächtige König Karl der Große (768—814) fiel über die heidnischen Sachsen her und missionierte mit Feuer und Schwert. Er war ein echter deutscher Mann und liebte das deutsche Heldenlied. Ja, so lebendig war sein Verständnis, daß er die noch im Volksmunde lebenden Lieder aus alter Zeit sorgfältig sammeln und schreiben ließ; die Monate ließ er deutsch benennen und — mögen sich's alle Jungen merken, die sich nur widerwillig mit Wort- und Satzlehre mühen: — er suchte die erste deutsche Grammatik aufzubauen. Ahnte er, daß in Gallien die Sprache seiner Franken dem Romanischen der Besiegten zu erliegen im Begriffe sei? Bekannt ist, wie an Karls des Großen eigenem Hof

eine hohe Schule blühte, an der seine Frau, seine Schwester, seine Töchter, seine Hofleute studierten, ferner, wie er die Knabenschule in höchsteigener Person überwachte. Da wirkten in einem Kreise die Italiener Paulinus und Petrus von Pisa, der Langobarde Paulus Diakonus, der uns die Sagen seines Volkes erhalten hat, der Angelsachse Alkuin, Theolog und Philosoph, Begründer und Leiter vieler Schulen, der spanische Gote Theodulf, ein Dichter, der Ire Clemens, die Franken Angilbert und Eginhart, der das Leben des Kaisers geschildert hat, fürwahr eine Runde, wie man sie nicht immer beisammen trifft.

Gar fein und zutreffend hat Karl Gerok erzählt, „wie Kaiser Karl in Büchern las“:

... „Am Mittagstisch bei Wild und Fisch, die Tafel ihm zu würzen,
Um Mitternacht, wenn er erwacht, die Stunden ihm zu kürzen,
Lag ihm zur Hand manch alter Band, manch köstlich Pergament.
Weil jugendlich der greise Held vor Wißbegierde brennt.

Denn in des Volkes Kindermund, in Lied und Spruch der Alten,
Da rauscht manch frischer Weisheitsquell, wie aus Granites Spalten:
Tief wurzelt unter Stein und Moos der Eiche mächt'ger Schaft:
So gründen in der Vorzeit Schoß die Wurzeln unsrer Kraft.

Die Lehrerin der Könige, das ist die Weltgeschichte;
Sie lehrt, wie ein gerechter Gott die Groß und Kleinen richte:
Sie lehrt, wie in der Jahre Lauf das Nichtige vergeht,
Sie lehrt, wie in der Zeiten Sturm das Tüchtige besteht.

Und hört er so der Ahnen Lob, da ahnt' dem alten Helden,
Daß einst auch seines Namens Ruhm die Sagenbücher melden,
Und Alcuin und Eginhard, die schreiben heimlich auf
Des Kaisers schlichte Lebensart und großen Heldenlauf.

Verwittert ist sein Heldenleib im Kaiserdom zu Aachen:
Doch lebt sein großer Name noch in aller Völker Sprachen:
Doch lebt der alte Kaiser Karl in deutschem Lied und Wort,
So lang die deutsche Zunge klingt, bei seinen Deutschen fort.“

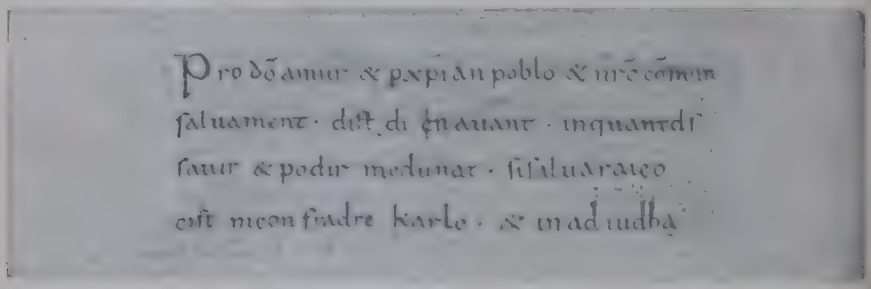
Karls des Großen Sohn, Ludwig der Fromme (814—840), war anderen Sinnes. Dem heidnischen Heldengesang erklärte er den Krieg. Und während im Jahr 821 das Kloster Reichenau z. B. allein noch zwölf alte deutsche Lieder besaß, — nun verschwanden sie mehr und mehr, und zwar so gründlich, daß, wie wir gesehen, nur ein Teil des Hildebrandsliedes übrig blieb. Und dürfen wir von der Höhe unserer Zeit aus auf die Geistlichen jener Periode herunterschelten, wenn ihnen der alte Volksgesang nicht sonderlich wertvoll erscheinen wollte? Lieder wie die von Sigfrieds Vater und dessen Schwester Signe, die ein feindlich Geschick in Wölfe verwandelt und zu frischen Trieben preisgegeben, und andere, die verderblichen Aberglauben nährten, sowie zahlreiche ausgelassene „Tanzleiche“*) mußten dem verfeinerten Gewissen anstößig sein.

*) Lieder, die zum Reigen gesungen wurden.

Wie noch heute bei vielen heidnischen Völkern zog auch bei den Germanen mit dem Christentum erst die Kunst des eigentlichen Schreibens ein (vom lat. scribere), und wie dort entstanden auch hier die ersten Schriften aus dem Bedürfnis der Kirche, das Volk im Glauben zu unterrichten und ihm die wichtigsten Stücke der Lehre nahe zu bringen.

Als Beispiel christlicher Aufzeichnungen führen wir einen Abschnitt aus einem fränkischen Taufgelöbnis an, das aus dem achten Jahrhundert stammt und zu den Schätzen des Merseburger Domes gehört.

Interrogatio sacerdotis (Frage des Priesters). Forsahhistu unholdun Ih forsahu (Entsagst du dem Teufel? Ich entsage); gilaubistu In got fater almahtigan Ih gilaubu (Glaubst du an Gott, Vater allmächtigen? Ich glaube); gilaubistu In christ gotes sun nerienton. Ih gilaubu (Glaubst du an Christus, Gottes Sohn, den Heiland? Ich glaube); gilaubistu In heilagan geist: Ih gilaubu (Glaubst du an den heiligen Geist? Ich glaube).



Anfang der Straßburger Eidschwüre.
(Nach der einzig erhaltenen Pariser Handschrift.)

Es könnten Glossare (Erklärungen), Vokabulare (Wörterverzeichnisse), Teufelsabschwörungen und ähnliche Schriftstücke vorgeführt werden. Andrerseits soll es gleichfalls nicht vergessen sein, daß wir gerade den Geistlichen wertvolle Dokumente des Heidentums, das zu bekämpfen ihre Aufgabe war, zu verdanken haben, so die zahlreichen Zaubersprüche und das Fragment des Hildebrandsliedes.

Da wir hier im Vorüberstreifen wieder ins Feld der Sprachgeschichte hinübergeblickt haben, sei gleich noch an das hochmerkwürdige Sprachdenkmal der Straßburger-Eidschwüre erinnert, in einer Pariser Handschrift erhalten. Die Urkunde zeigt, wie, naturnotwendig, Romanisch und Germanisch auseinandergingen, damit fortan jede der beiden Nationen und Zungen ihren eigenen Weg verfolge. Nach hartem Streit kamen Karls des Großen Enkel Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche in Straßburg zusammen, schlossen gegen den abwesenden Lothar einen Vertrag und jeder beschwor ihn am 14. Februar 842 mit seinen Kriegern Ludwig der Deutsche romanisch und Karl der Kahle deutsch.

Der Anfang lautet romanisch oder altfranzösisch:

Pro Deo amur et pro christian pobblo et nostro commun salvament, d' ist li en avant, in quant deus savir et podir me dunat, si salvarai eo eist meon fradre etc.

Althochdeutsch:

In godes minna ind in thes christianes foleches ind unser bedhero gehaltnissi, fon thesemo dage frammordes so fram so mir got geunizei ind mahd furgibit, so hald ih thesan minan bruoder etc.

In unserem Deutsch:

Aus Liebe zu Gott und für des christlichen Volkes und unser gemeinsames Heil von diesem Tage an fernerhin, so weit als mir Gott Wissen und Macht gibt, **so halte ich diesen meinen Bruder** 2c.

Dem geneigten Leser ist aus der Geschichte bekannt, daß dieser Bund im folgenden Jahr (843) im Teilungsvertrag von Verdun seinen Abschluß erhielt, — die Geburtsstunde des deutschen Reiches und Frankreichs.

Noch lange wurde der Gottesdienst in der Sprache der Römer gehalten. Nur die Bischöfe durften predigen und pflegten jeweilen statt dessen nur eine lateinische Schriftauslegung vorzulesen. Aber so wenig wie bei dem Kinde der natürliche Drang, seine Zunge zu üben, so wenig ließ sich bei dem Volke der Gesang ausrotten. Was wäre das auch für ein blödes Volk, das keine Lust zum Singen verspürte? Was wäre das für ein ödes Leben, aus dem der Trost der Musik verschwunden? Das führte verständnisvolle Männer, Freunde des Volks und des Christentums zugleich dazu, das Gefäß der herrschenden Lieder form mit edlem christlichem Inhalt zu füllen. Es rief die geistliche Dichtung wach. Sehen wir uns die noch erhaltenen Reste an.

Wessobrunnergebet und Muspilli.

Steig empor aus tiefen Grüften,
Längst verschollnes, altes Lied!
Max von Schenkendorf.

Aus dem achten Jahrhundert tönt ein Gebet zu uns herüber, das seinen Namen von dem bayrischen Kloster erhalten hat, in dem es aufgefunden worden, dem Benediktinerstift Wessobrunn, südlich von München. Mitten unter lateinischen Abschnitten tauchte der althochdeutsche oder eigentlich mehr niederdeutsche auf mit der Überschrift De poeta (von einem Dichter) und liegt jetzt in der Münchener Königlichen Bibliothek.

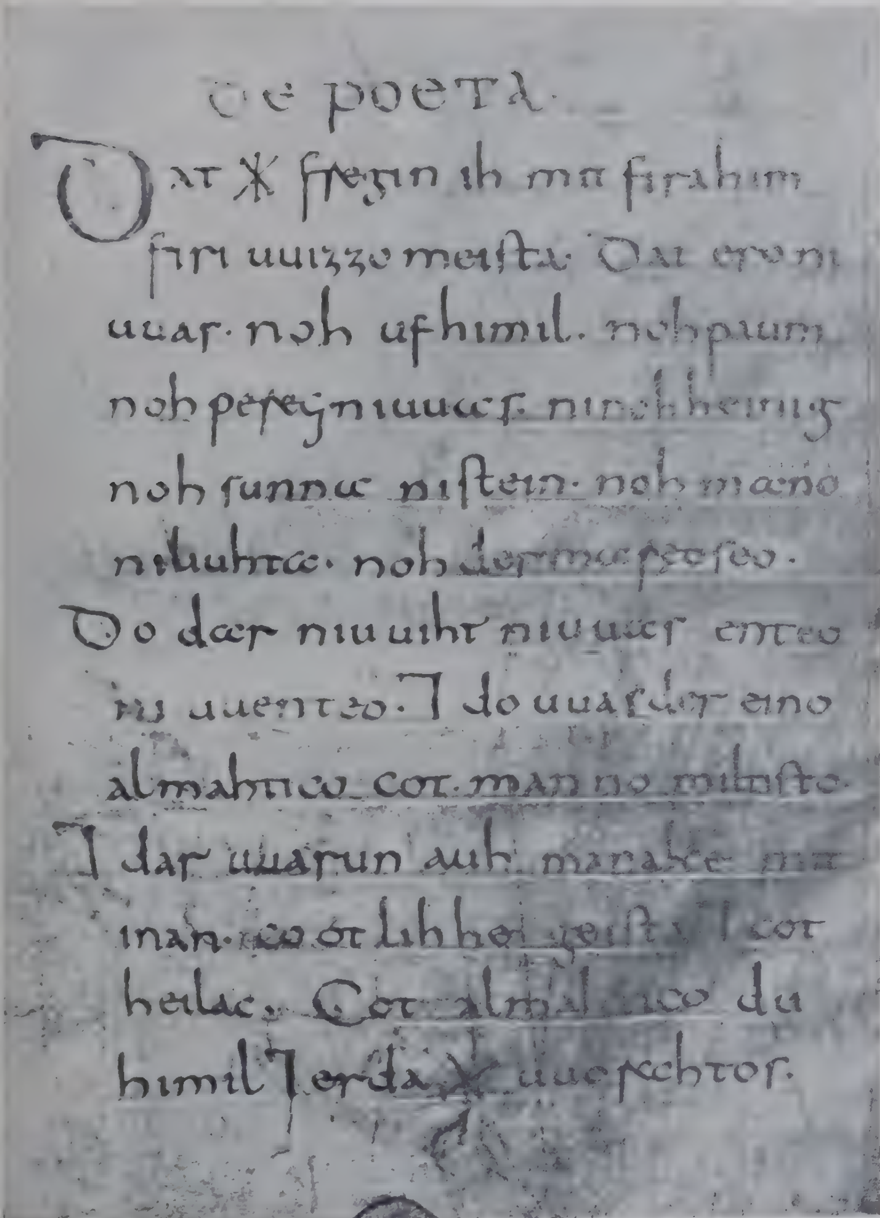
Das Gebet fleht um rechten Glauben und guten Willen, Weisheit und Erkenntnis; aber wie die Zaubersprüche (S. 14 f.) der eigentlichen Formel eine erzählende Einleitung voraussandten, so läuft hier dem Gebete voraus eine offenbar aus einem umfangreicheren Liede herstammende poetische Schilderung des Nichts, aus dem des Schöpfers Werde das All hervorrief, in Stabreimversen. Es lautet:

Dat gafregin ih mit firahim firinuizzo meista,	Das erfrage ich unter den Menschen als der Wunder größtes,
Dat ero ni uuas noh ûfhimil; [noh paum noh pereg ni uuas;]	daß [die] Erde nicht war, noch [der] Himmel oben, (noch Baum, noch Berg nicht war;)
ni *suigli sterro* nohhein noh sunna ni liuhta	noch kein heller Stern noch Sonne nicht leuchtete
noh mâno noh der mâreo sêo.	noch der Mond, noch die herrliche See.
Dô dâr niuuiht ni uuas enteo ni uuenteo,	Als da nichts (nicht) war, Enden noch Wenden,
enti dô uuas der eino almahtico cot,	da war der eine allmächtige Gott,
manno miltisto, enti manake mit inan	der Männer mildester; und manche mit ihm
cootlîhhe geistâ. enti cot heilac	ruhmreiche Geister.
Cot almahtico, dû himil enti erda gauuorahtôs,	Und Gott heilig, Gott allmächtig, du Himmel und Erde wirktest,
enti dû mannum sô manac coot forgâpi,	und du dem Menschen so manch Gut gabst,
forgip mir	gib mir in deiner Gnade rechten Glauben
in dino ganâdâ rehta galaupa,	und guten Willen, Weisheit und Klugheit
enti côtan uuilleon, uuistôm enti spâhida, enti craft,	und Kraft, Teufeln zu widerstehn und Arge zu vertreiben
tiuflun za uuidarstantanne, enti arc za piuuisanne	und deinen Willen zu wirken (tun)!
enti dinan uuilleon za gauurchanne.	

Aus dem achten Jahrhundert tönt ein Gebet zu uns herüber, das seinen Namen von dem bayrischen Kloster erhalten hat, in dem es aufgefunden worden, dem Benediktinerstift Wessobrunn, südlich von München. Mitten unter lateinischen Abschnitten tauchte der althochdeutsche oder eigentlich mehr niederdeutsche auf mit der Überschrift De poeta (von einem Dichter) und liegt jetzt in der Münchener Königlichen Bibliothek.

Das Gebet fleht um rechten Glauben und guten Willen, Weisheit und Erkenntnis; aber wie die Zaubersprüche (S. 14 f.) der eigentlichen Formel eine erzählende Einleitung voraussandten, so läuft hier dem Gebete voraus eine offenbar aus einem umfangreicheren Liede herstammende poetische Schilderung des Nichts, aus dem des Schöpfers Werde das All hervorrief, in Stabreimversen. Es lautet:

Dat gafregin ih mit firahim firinuizzo meista,	Das erfrage ich unter den Menschen als der Wunder größtes,
Dat ero ni uuas noh ûfhimil; [noh paum noh pereg ni uuas;]	daß [die] Erde nicht war, noch [der] Himmel oben, (noch Baum, noch Berg nicht war;)
ni *suigli sterro* nohhein noh sunna ni liuhta	noch kein heller Stern noch Sonne nicht leuchtete
noh mâno noh der mâreo sêo.	noch der Mond, noch die herrliche See.
Dô dâr niuuiht ni uuas enteo ni uuenteo,	Als da nichts (nicht) war, Enden noch Wenden,
enti dô uuas der eino almahtico cot,	da war der eine allmächtige Gott,
manno miltisto, enti manake mit inan	der Männer mildester; und manche mit ihm
cootlîhhe geistâ. enti cot heilac	ruhmreiche Geister.
Cot almahtico, dû himil enti erda gauuorahtôs,	Und Gott heilig, Gott allmächtig, du Himmel und Erde wirktest,
enti dû mannum sô manac coot forgâpi,	und du dem Menschen so manch Gut gabst,
forgip mir	gib mir in deiner Gnade rechten Glauben
in dino ganâdâ rehta galaupa,	und guten Willen, Weisheit und Klugheit
enti côtan uuilleon, uuistôm enti spâhida, enti craft,	und Kraft, Teufeln zu widerstehn und Arge zu vertreiben
tiuflun za uuidarstantanne, enti arc za piuuisanne	und deinen Willen zu wirken (tun)!
enti dinan uuilleon za gauurchanne.	



De poeta.
Dat ✱ fregin ih mit firahim
firi uuizzo meista. Dat ero ni
uuas. noh ufhimil. noh paum
noh pereg ni uuas. ninohheinig
noh sunna ni stein. noh mano
ni liuhta. noh der mareoseo.
Do dar niuuiht ni uuas enteo
ni uuenteo. ⁊ do uuas der eino
almahtico cot. manno miltisto.
⁊ dar uuarun auh manake mit
inan. cootlihhe geista. ⁊ cot
heilac. Cot almahtico du
himil ⁊ erda ✱ uuorahtos.

Das „Weſſobrunner Gebet".

(Sakſimile eines Teiles der aus dem Kloſter Weſſobrunn ſtammenden Handſchrift aus dem Anfange des neunten Jahrhunderts in der Königlichen Hof- und Staatsbibliothek in München.)

Übertragung der umſtehenden Handſchrift.

(Nach Koennecke.)

De Poeta. Vom Dichter.

Dat *ga*fregin ih mit firahim firiuuizzo meista.
Das erfuhr ich mit (den) Menſchen (als der) Menſchenweisheit meiſte (größte)

dat ero ni uuas noh ufhimil noh paum noh pereg ni uuas
daß Erde nicht war noch der Himmel oben noch Baum noch Berg nicht war

ni noh heinig noh sunna ni scein
nicht noch einiges noch Sonne nicht ſchien

noh mano ni liuhta noh der mareo seo:
noch Mond nicht leuchtete noch der herrliche See:

Do dar niuuiht ni uuas enteo ni uuenteo:
Da (als) da nichts nicht war (der) Enden noch (der) Wenden:

enti do uuas der eino almahtico cot,
und da war der eine allmächtiger Gott,

manno miltisto *enti* dar uuarun auh manake mit inan,
der Mannen mildeſter und da waren auch manniche mit ihm

cootlihhe geista *enti* cot heilac.
göttliche Geiſter und Gott (der) heilige.

Cot almahtico, du himil *enti* erda *ga*uuorahtos
Gott allmächtiger (der) du Himmel und Erde wirkteſt (ſchufeſt)

Inniger noch mischen sich heidnische Färbung und christliche Meinung in einem Gedichte, das den Weltbrand schildert und das deshalb von Schmeller, der es herausgab, Muspilli betitelt worden ist. Es wurde, wie man annimmt, von König Ludwig dem Deutschen (843—876) eigenhändig auf die Ränder eines Erbauungsbüchleins geschrieben, im bayrischen Kloster Emmeran aufgefunden und wird nun an gleicher Stelle wie das Wessobrunnergebet aufbewahrt.

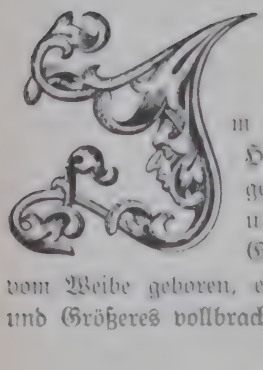
Ein Gesang der Edda, die Wöluspa, malt mit mächtiger Phantasie den Weltuntergang, dem sie den poetischen Namen „Götterdämmerung" verleiht, (nordisch Ragnarök, von regin die Götter, die Herrscher, und rök das Gericht). Am Ende der Dinge brechen die bösen Wesen des Weltalls los, die bisher gebannten; sie erhalten Macht und streiten wider die Götter. Ein Wolf verschlingt die Sonne, ein anderer den Mond, die Sterne fallen vom Himmel, die Erde wankt, die Berge stürzen zusammen, die Bäume werden entwurzelt, die Meere fluten über die Ufer und überbranden das Land. Erfaßt von Riesenwut, erhebt die Midgardschlange ihr scheußlich Haupt aus dem Meer. Mit ihren grausen Geschwistern, dem Fenriswolf und der Todesgöttin, und mit Loki, ihrem tückischen Vater, ziehen sie wütend wieder die Götter. Über die Regenbogenbrücke reiten die Flammensöhne heran, die Welt-Esche geht in Feuer auf und auf der Wahlstatt (Wigrid) wütet der Kampf. Odin stürmt mit gewaltiger Kraft dem Fenriswolf entgegen, dessen Oberkiefer den Himmel und dessen Unterkiefer die Erde berührt. Umsonst. Alle Götter erliegen den vereinten unholden Gewalten. Aber dann steigt aus der öden See mit neuen Blumen und frischem Grün eine junge Erde und Korn soll wachsen ungesäet und unschuldvolle Götter herrschen und kein Böses wird mehr sein.

Mit ähnlichen Farben nun wurde das Weltende von einem christlichen Laien geschildert, dem die Lehren der Kirche nur unvollkommen bekannt geworden. Um die Seele des Sterbenden streiten Engel und Teufel. An die Stelle Odins und seines Gegners setzt er den Antichrist und den Elias. Der Antichrist wird besiegt, aber Elias wird verwundet und sein tropfendes Blut setzt Baum und Berg in Brand. „Alle Wasser trocknen, das Meer versiegt, der Himmel schwebt in Lohe, Mondlicht vergeht, die Flamme umlodert Mittelgart, die Felsen fallen; also bricht ein der Antichrist ins Land, mit der leuchtenden Lohe die Laster heimzusuchen."

Der Heliand.

Sag an, sind das die Knaben alle?
Sag an, wo ist der Menschensohn,
Dem alle Welt zu Füßen falle,
Der Erbe für den leeren Thron?

Gerok.



m neunten Jahrhundert wagte die Dichtung höhern Flug. Hatten die heidnischen Lieder heidnische Götter und Helden gefeiert, so unternahmen es jetzt die Christen den Gottes- und Menschensohn zu verherrlichen, das Friedekind Gottes, den heiligen Christ. Und wo ist unter allen die vom Weibe geboren, einer aufgetreten, der Holderes gelehrt, Härteres erduldet und Größeres vollbracht hat, als er?

„Ihm huldigt in der tiefsten Seele
Der Geist und spricht: Wer ist wie du?
Ihn führt, gesalbt mit heil'gem Öle,
Gott seinem Volk als Hirten zu.
Er ist der ewge Geisterkönig:
Auf Gnad und Wahrheit ruht sein Thron,
Und Erd und Himmel tausendtönig
Ruft: Hosianna Davids Sohn!"

Gerok.

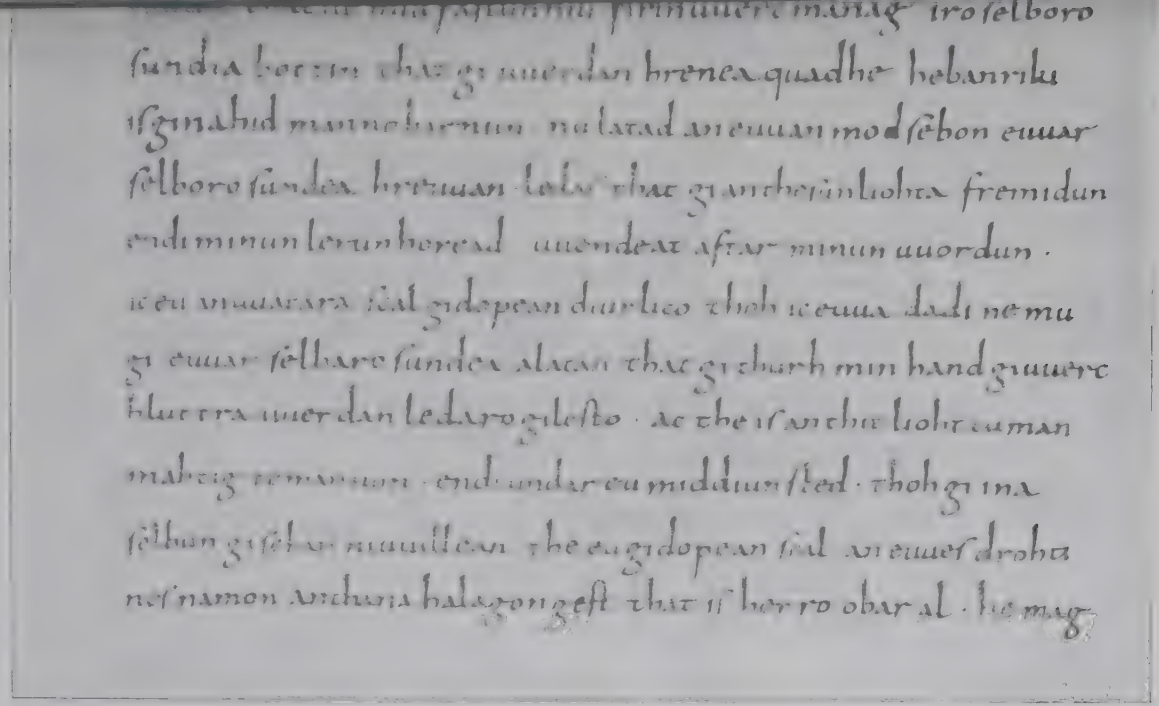
Ein Anhauch dieser Stimmung erfaßte das Gemüt unserer rauhen Vorfahren, nachdem sie einmal den stolzen Nacken Christo gebeugt. Wie Christophorus wollten sie nun dem Stärksten dienen, wie jener ihm wirklich dienen, nachdem sie einmal seine Hoheit erkannt. So die hartmütigen trotzigen Sachsen, die Karl mit dem Schwerte zur Taufe gezwungen. Einmal Christen, wurden sie es auch mit ganzem Gemüte. So erwuchsen die Messiaden, um 830 der Heliand, um 870 der Krist, beides Evangelienharmonien, die eine altniederdeutsch, die andere althochdeutsch, die eine die letzte deutsche Alliterationspoesie der alten Zeit, die andere das erste deutsche Gedicht mit Endreim.

Ein mit der ganzen kirchlichen Bildung seiner Zeit ausgerüsteter Unbekannter war es, der den Heliand (d. h. Heiland) dichtete. Und einer Anregung König Ludwigs des Frommen kam er nach.

Das Leben Jesu nach den vier Evangelien auf der Grundlage des Matthäus hüllte er in die Form des altgermanischen Heldengesangs. Es sind gegen sechstausend altniederdeutsche Stabreimverse. Hast du auch schon biblische Bilder deutscher Maler aus dem fünfzehnten Jahrhundert betrachtet, von Uhdes zahlreichen ähnlichen und doch wieder ganz anders gearteten modernen Gemälden zu

that he uuas an thit lioht cuman · thoh sie ina cudlico ankennian ni
mahtun · er than he ina selbo seggean uuelda

Than uuas im iohannes fon is iugudhedi xuuintrun an enero uuos
tunni thar ni uuas uueroda than mer bitan that he thar encora
alouualdon gode thegan thionoda ferl & thioda gimang manno
· · · uuard im mahtig cuman an thero uuostunni uuord
fan himila godlic stemna godes endi iohanne gibod that he cristes
cumi endi is craft mikil ober thesan middilgard managan seldi · het
ina uuarlico uuordun seggean that uuari hebanriki · helido bar
nun an them landscepi liudiun ginahid · uuelono uunsamost ·
Im uuas the uuillo mikil · that he fon them uualdan seggean



Eine Seite aus der altsächsischen Evangelienharmonie „Heliand".
(Nach der Handschrift 9. Jahrhundert in der Königlichen hof- und Staatsbibliothek, München.)

chweigen? Vielleicht wirkten sie erst zu befremdend auf dich, als daß du ihnen iel Geschmack hättest abgewinnen können. Dann aber fesselte dich ein geheimes Etwas in ihnen und endlich fandest du es köstlich, wie der Künstler den Einfall atte, die Männer und Frauen der heiligen Geschichte schlechtweg in deutsche Gewänder zu stecken, in die traulichen Trachten seiner Zeit, in deutscher Umgebung, auf heimischem Boden sie handeln zu lassen und sie damit der Volksnschauung nahe zu bringen, ein Verfahren, das bis auf einen gewissen Grad eder echte Künstler befolgt. Wir erinnern an Leonardo da Vincis Abendmahl nd die Christusbilder verschiedener Völker.

Die gleiche Methode wendet der Dichter des Heliand an. Die neuen Vorstellungen des Volks verschmelzt er mit den schon vorhandenen und wird so sein Lehrer. Die Städte des Landes nehmen sich aus wie sächsische Burgen, auf enen des Volkes Edelinge hausen. Der Festsaal des Herodes ist eine hölzerne Halle, wo die Gäste rings auf Bänken sitzen, der König auf seinem koning töle. Die Hirten von Bethlehem sind Rossehüter. Werôs warun wiggeô n wahtu (Männer waren auf der Wacht der Rosse), die Weisen aus dem Morgenland sind schnelle Degen, die dem Gottessohn den Vasalleneid leisten. Als ein mächtiger Volkskönig durchzieht Christus das Land; seine Jünger sind eine Mannen und ihr Glaube an ihn wird als Lehnstreue dargestellt. Der Tod führt den Namen der Todesnorne. Satan besitzt den unsichtbar machenden Helm der Sage, den helidhelm. Wie der Rabe dem Wodan, setzt sich die Taube des heiligen Geistes dem Herrn auf die Schulter. Das Feuer des Gerichts führt den Namen Muspel. Das Fahrzeug, das Christus mit seinen Mannen über den See Genezareth trägt, ist das nordgermanische Hochbordschiff (hôh hurnid skip). Die Bergpredigt ist ein großer Dingtag und Herzoge und Fürsten stehen im Ring.

Aber vollends unseres verständnisvollen Lächelns sicher ist der Dichter, wenn er das Gebot verschweigt: Und wer dich schlägt auf deinen rechten Backen, dem biete den linken auch dar! Daß die Jünger bei Jesu Gefangennahme gefohen, muß er wohl oder übel melden; so sucht er es wenigstens zu entschuldigen: ie taten nach der Weissagung der alten Propheten, und zur Entschädigung childert er nun mit großem Behagen, wie Petrus dem Malchus ein Ohr abhaut. Geben, Vergeben und Nachgeben gingen allezeit den Menschen sauer ein.

Bevor wir scheiden, eine kurze Probe:

Aus des Herrn Prophezeiung von der Zerstörung des Tempels.

Gêng imu thô the Gôdes sunu	Ging Gottes Sohn da
endi is jungaron mid imu,	und seine Jünger mit ihm,
waldand fan themu wihe,	Der Waltende, von dem Weihort (Tempel),
al sô is willio gêng.	wie sein Will' es war,
jak imu uppan thena berg gisteg	Und auf den Berg stieg
barn drohtines,	der Geborne Gottes,
sat imu thâr mid is gisidun	Saß dort mit den Seinen,
endi im sagda filu	und sagt ihnen viele
wârorô wordô.	Wahrhafte Worte.

Sie bigunnun im thô umbi thena wîh sprekan,
thie gumon umbi that godes hûs.
quâdun that ni wâri gôdlikora
âlah obar erdu
thurh erlô hand,
thurh mannes giwerk
mid meginkraft,
rakud arihtid.
Thô the rîkio sprak
hêr hebenkuning,
hôrdun thê ôdra:
„Ik mag iu gitellian," quad he,
„that noh wirdid thiu tid kuman
that is afstandan ni skal
stên obar ôdrumu,
ak it fallid ti foldu
endi it fiur nimid,
grâdag lôgna,
thôh it nu sô gôdlik sî,
sô wîsliko giwarht;
endi sô dôd al thesarô weroldes giskapu,
teglidid grôni wang."
Thô gêngun imu is iungaron tô,
fragôdun ina sô stillo:
„hwo lango skal standan noh", quadunsie,
„thius werold an wunniun,
êr than that giwand kume,
that the lasto dag
liohtes skine
thurh wolkanskion?
efdo hwan is eft thîn wân kuman
an thesan middilgard.
mannô kunnie
te adômienne,
dôdun endi quikun?

Sie begannen da von dem Weltort zu sprechen,
Die Helden, von dem Hause Gottes,
sagten, nichts Hehreres
Auf Erden gäb' es
durch Erdbewohnerhand,
Durch Mannes Werk
mit mächtiger Kraft
So riesig errichtet.
Der Reiche sprach da,
Der Himmelskönig,
zuhörten die Andern.
„Ich mag euch erzählen," sprach er,
„Zeit und Stunde wird kommen,
Da wird nicht davon stehn
ein Stein ob dem andern,
Er fällt, und das Feuer
erfaßt und verzehrt es,
Die hungrige Flamme,
wie hehr es auch sei,
Wie weislich gewirkt,
so ist dieser Welt Los:
Es ergraut die grüne Wiese." —
Gingen zu ihm da die Jünger
und fragten ihn still (d. h. heimlich):
„Wie lange soll stehn noch," sagten sie,
„Diese Welt in Wonnen,
eh' der Wechsel kommt,
Daß der letzte Tag
des Lichtes scheint
durch das Wolkengewölbe?
Oder wann wieder erscheinst du
in dieser Mittelmark (Mittelgarten, d. h. Erde),
ob der Menschen Geschlecht
den Richtspruch zu tun,
ob Tot' und Lebende?"

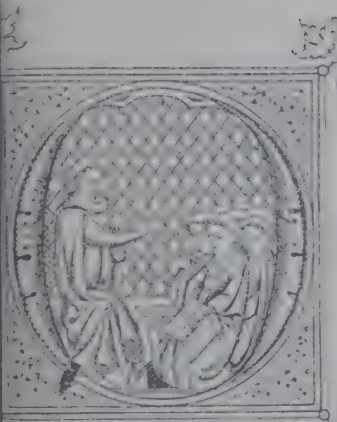
Oder greifen wir noch einen kurzen Abschnitt aus der Erzählung von der Hochzeit zu Kana heraus, nach der Übersetzung Kannegießers:

„Maria war dort
Mit dem eigenen Sohne,
Das selige Weib,
Des Mächtigen Mutter.
Der Mannen Gebieter
Ging dorthin mit seinen Jüngern,
Gottes eigenes Kind,
In das hohe Haus,
Wo der Heerbann trank,
Die Juden, im Gastsaal.
Es war den Gauleuten
Dort auch bekannt,
Daß er Gotteskraft hatte,
Hilfe vom Himmel,
Heiligen Geist,
Des Waltenden Weisheit.
Die Wehrmänner freuten sich,
Waren voll Lust,
Die Leute bei einander,
Muntere Mahlgenossen.
Mundschenken gingen
Und schenkten aus Schalen,
Trugen schieren Wein
Mit Humpen und Henkglas.

Traumherrlich war
Der Herr'n Feſtfreude.
Die Volkskinder bei ihm
Auf den Bänken begannen
Aufs beſte die Gaſtmahlsluſt,
Waren in Wonnen.
An Wein da gebrach es
Den Mahlgenoſſen, an Moſt." ꝛc.

Ein 337 Verſe umfaſſendes Bruchſtück aus dem I. Buche Moſis, das bis zum Untergang von Sodom und Gomorra reicht und 1894 vom Heidelberger Oberbibliothekar Zangemeiſter im Vatikan entdeckt wurde, läßt vermuten, daß auch das Alte Teſtament im Stile des Heliand bearbeitet war.

Der Kriſt.



Verzierte Initiale O aus einer Handſchrift des 14. Jahrhunderts.

Singet dem Herrn ein neues Lied.
Pſalm 96, 1.

Aber nun ſollte die Sprache der Dichtung durch **ein neues Element muſikaliſchen Wohlklangs** von großer Bedeutung bereichert werden. Es liegt tief in des Menſchen Natur, am Gleichklang der Laute Vergnügen zu finden. Die Kinder ſchon ſingen mit Behagen: „Eia popeia!" und wie es weiter heißt. Allmählich hatte in **die lateiniſchen Kirchengeſänge der Reim** ſeinen Eingang gefunden, und einmal da, behauptete er ſich. Ihm gehörte die Zukunft.

„Was ſich zu ſuchen beſtimmt und zu finden im Reich der Gedanken,
Leiſe dem ahnenden Sinn möcht' es die Sprache vertraun.
Heimlich winken die Laute ſich zu, mit verſtohlener Sehnſucht;
Aber der Dichter allein merkt's und erweckt den Akkord."

Geibel.

Ein Geiſtlicher unternahm es, den neuentdeckten Schmuck der Rede auch der deutſchen Poeſie zu verleihen, der Mönch Otfried aus dem Kloſter Weißenburg. Nicht bloß ein Buch zum Leſen wollte er liefern, vielmehr Lieder zum Singen und mit ihnen ganz ähnlich wie ſpäter Luther den weltlichen Volksgeſang aus dem Felde ſchlagen. So ſchuf er ſein Evangelienbuch, dem 1831 Graff, der erſte Herausgeber, den Namen „der Kriſt" verlieh.

Ein kräftiges Nationalgefühl ſchwellte die Bruſt Otfrieds von Weißenburg. Er war ſtolz auf den Ruhm der Franken.

An der Spitze des fränkiſchen Hauptgeſetzbuches ſtand zu leſen:

„Das ruhmreiche Volk der Franken ist von Gott dem Schöpfer begründet, tapfer im Kriege, treu im Bündnis, klug im Rate; von hohem Wuchse, weißer Haut und großer Schönheit, kühn, schnell und scharf." Und dann wird Christus um Schutz angerufen mit der Begründung: „Dies ist ja das starke und tapfere Volk, welches das harte Joch der Römer von seinem Nacken warf und, nachdem es die Taufe empfangen, die Körper jener heiligen Märtyrer mit Gold und Edelstein geschmückt, welche die Römer im Feuer verbrannten, mit dem Schwerte verstümmelten und den wilden Tieren vorwarfen." Die Stelle mag zeigen, mit welchen Gefühlen sich im Jahr 800 Karl der Große hatte zum römischen Kaiser krönen lassen.

Und ein ähnliches Hochbewußtsein lodert nun in Otfrieds Epos. „Sie sind kühn und waffenmächtig," singt er von seinen Franken, „wie die Römer und Griechen; sie sind klug und anstellig, reich und betriebsam. Alle Nachbarn wurden von ihnen unterjocht. Greift einer sie an, gleich ist er besiegt. Mit Schwert und scharfen Speeren, nicht mit Worten wird er belehrt. Sie stammen aus Macedonien und sind mit Alexander dem Großen verwandt! Medern und Persern müßte es schlimm ergehn, wenn sie mit ihnen fechten wollten!" Und nun heißt es: „Sie sind eifrig, Gott zu dienen und sein Wort zu lernen, und so soll denn auch in ihrer Sprache sein Lob ertönen." So begründet es der Verfasser, warum er sein Buch deutsch schreibe.

In fünf Bücher zerlegt er den Stoff, weil alle fünf Sinne gereinigt werden sollen. Die Kapitelüberschriften sind lateinisch. Und da die Bibelerklärung jener Zeit dem biblischen Text allenthalben neben dem eigentlichen noch einen symbolischen, moralischen und mystischen oder rück- und vordeutenden Sinn unterlegt, verfährt der Mönch in seiner Dichtung ebenso und schiebt wie in eine Predigt in den Gang seiner Erzählung immerfort seine Betrachtungen ein.

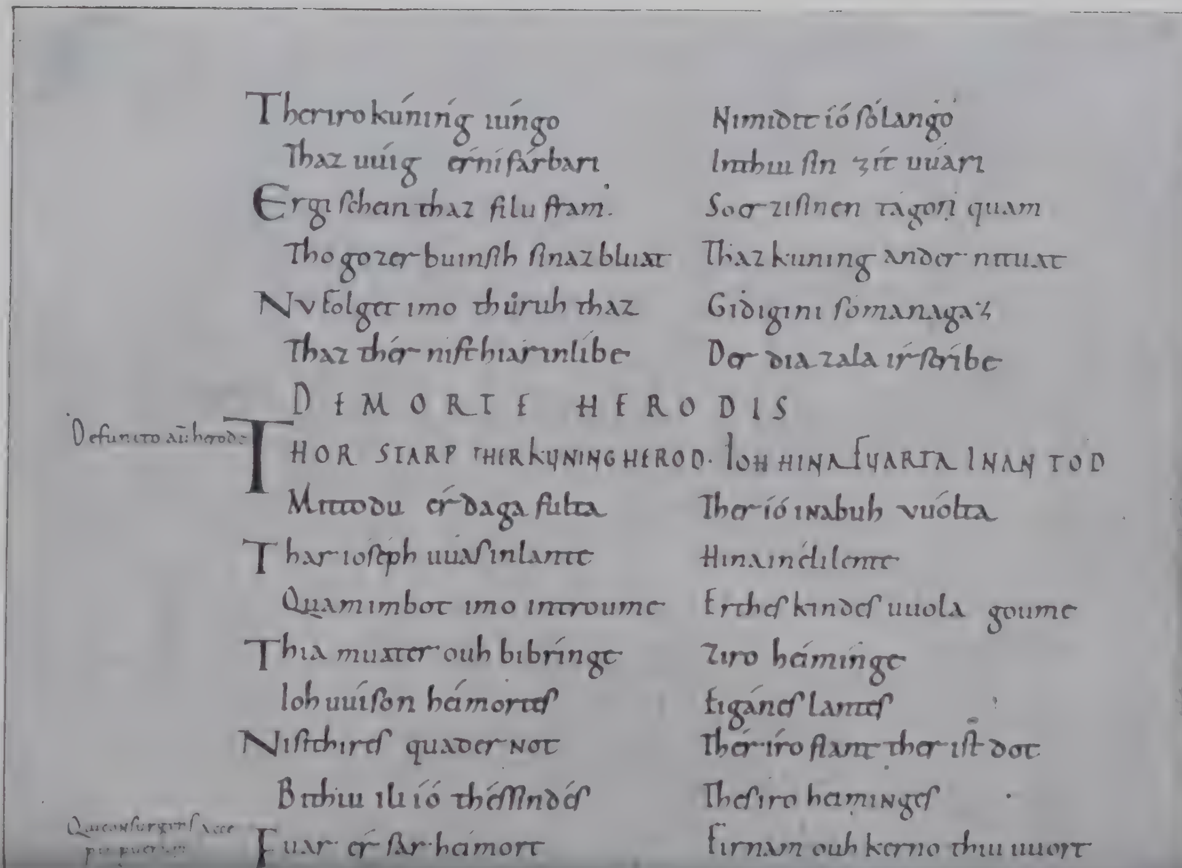
Zu der Meldung der Evangelisten von der Rückkehr der Weisen aus dem Morgenland auf einem neuen Weg hatte Otfrieds Lehrer Rhabanus Maurus die Bemerkung gesetzt: „Ebenso sollen wir tun. Unsere Heimat ist das Paradies. Durch Uebermut und Ungehorsam haben wir es verloren und durch Tränen und Gehorsam müssen wir nun zurückkehren." Diesen Gedanken führt Otfried aus. Erst beteuert er, daß ihm die Worte fehlen, um das Paradies zu schildern, den Ort, wo Leben ohne Tod, Licht ohne Finsternis, die Wohnung der Engel und ewige Wonnen sind, und dann stellt er mit einer sich immer wiederholenden Rhetorik das irdische Leben unter dem Bilde einer traurigen Verbannung dar. „O Trennung von der Heimat," ruft er, „wie schwer bist du" ꝛc. Die Stelle lautet im Original:

„Vuolaga élilenti!
hárto bistu hérti,
thu bist harto filu suár,
thaz ságen ih thir in alaunar.

Mit árabeitin unérbent,
thie héiminges thárbent;

„Entfernung aus dem Vaterland!
O, du bist hart in hohem Grad,
Ja du bist schwer in großem Maß,
Fürwahr, o glaub' es sicher mir,

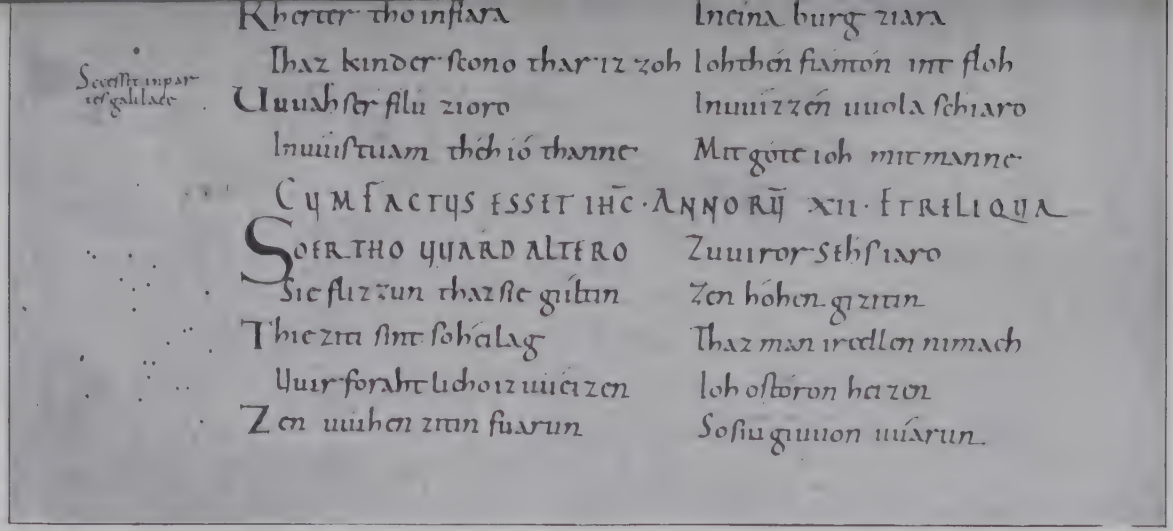
Mühselig schleppen die sich fort,
Die leben fern vom Vaterland.



Therero kuning iungo — Ni midit iz so lango
Thaz uuig er ni sarbari — Inthiu sin zit uuari
Erg ischen thaz filu fram. — Soso ziffinen tagon quam
Tho gotes buinsih sinaz bluat — Thaz kuning ander nituat
Nu folget imo thuruh thaz — Gidigini so managaz
Thaz ther nist hiar inlibe — Der dia zala irscribe

D E M O R T E   H E R O D I S

Defuncto aũ herode: THOR STARP THER KUNING HEROD. IOH HINA SUARTA INAN TOD
Mittodu er daga fulta — Ther iz inabuh vuolta
Thar ioseph uuas inlante — Hinaz in elilente
Quam imbot imo introume — Erthes kindes uuola goume
Thia muater ouh bibringe — Ziro heiminge
Ioh uuison heimortes — Eigenes lantes
Nist thir es quader not — Ther iro flant ther ist dot
Bithiu ili iz thesindes — Thes iro heiminges
Quae confurgens acce[…] pit puer[…] Fuar er sar heimort — Firnam ouh kerno thiu uuort



Ein Blatt aus Otfrieds Evangelienbuch („Krist").

(Nach der Handschrift (9. Jahrhundert) in der Königlichen Hof- und Staatsbibliothek zu München.)

ih haben iz fúntan in mír,
ni fand ih liebes uuiht in thir.

Ni fand in thír ih ander gúat,
suntar rózagaz muat,
séragaz herza
ioh managfalta smérza."

Ich hab's erfahren selbst an mir,
Ich fand nichts Gutes je an dir,

Nichts fand an dir ich anders je,
Als ein Gemüt, zerschlagen ganz,
Ein Herz erfüllt von Traurigkeit
Und Schmerzen ohne Maß und Zahl."

Die Erzählung von der Rede des Herrn auf dem Oelberge beginnt wie folgt:

„Gíang tho druhtin thánana,
mit ímo ouh sine thégana,
oúgtun sie ímo innan thés
gizímbri thes húses."

„[Es] ging hierauf [der] Herr [von] dannen,
mit ihm auch seine Degen [Jünger],
zeigten sie ihm indessen
das Gezimmer des Hauses."

Und die Ermahnung schließt mit den Worten:

„Ni sórget fora themo líute,
thár ir stet in nóte,
in fórahtun ni uuéntet,
uuaz ir in ántuuurtet.

Ih uuísero uuórto
giuuárnon íúih hárto,
réhtera rédina,
ir birut míne thégana.

Ih bin sélbo zi thíu
ioh thár ouh spríchu uzar ín,
giuuárnon hérzen guates
ioh thráto festes múates."

„Nicht sorget vor dem Volke,
wenn ihr steht in Not,
aus Furcht nicht wendet,
was ihr ihnen antwortet.

Ich weiser Worte (mit weisen Worten)
warne euch recht,
[mit] rechter Rede;
ihr seid meine Degen (Jünger).

Ich bin selbst zugegen,
und da auch spreche [ich] aus euch,
bewaffne [eure] Herzen [mit] Gutem
und sehr mit festem Mute."

Am Schlusse seiner Dichtung stellt Otfried noch einmal in vielen Strophen die Herrlichkeit des Himmels den Mängeln der Erde gegenüber. Er klagt über das Alters Kraftlosigkeit, Unlust und — — Husten. Dann legt er die Feder aus der Hand — mit seinen eigenen Worten: er endigt die Seefahrt und lenkt sein Schiff ans Gestade zurück, er läßt das Segel nieder und sein Ruder soll nunmehr am Ufer ruhn.

Nicht immer weiß Otfried sich als Dichter auszudrücken. Die Pfade der neuen Reimpoesie mußten erst noch gelichtet werden. Aber des Pfadfinders Name bleibt in Ehren.

Ludwigslied und Spielmannsdichtung.

Du fühlst des Volkes Freud und Pein,
Du kennst sein Sorgen und sein Schaffen;
Du greifst in seine Arbeit ein,
Wenn müde Hände schier erschlaffen.
Und ob es weint, und ob es lacht,
Du teilest mit ihm Lust und Leiden;
Du folgst ihm ins Gewühl der Schlacht
Und hilfst ihm seine Garben schneiden.

F. W. Weber. „An die Volkspoesie."

Die Herrschaft des Reims in deutscher Dichtung war entschieden. Wurde er anfangs nur mühsam verwendet, es ist nicht zum Verwundern. Was die Sprache später durch Abschleifen und Abglätten in Gleichklang setzte, wie z. B. eben, Reben, leben, das fuhr in den vollern altdeutschen Formen noch weit auseinander; da hieß es: epan, repônô, lepêmês.

Einen Fortschritt in der Darstellung zeigt schon das Lied eines Geistlichen zum Preis eines Sieges, den Ludwig III., ein Sohn Karls des Kahlen, 881 bei Saucourt über die gefürchteten Normannen erfocht, das **Ludwigslied**.

Die Normannen kamen über die See, meldet es. Der König war fern; aber Gott sah die Not und befahl ihm zu reiten: „Ludwig, mein König, hilf meinem Volke! Es wird von den Nordleuten übel bedrängt." Da sprach Ludwig: „Herr, so tu ich, wenn mich der Tod nicht hindert, alles was du gebietest." Und der König ritt den Normannen entgegen. Die Massen stimmten das Schlachtlied an. Kyrie eleison! scholl's durch die Reihen. Das Blut stieg in die Wangen. Freudig sprangen die Franken. Keiner focht wie Ludwig, tapfer und kühn. Den einen durchschlug er den andern durchstach er. Er schenkte seinen Feinden bittern Wein. „Gelobt sei Gottes Kraft, Ludwig war sieghaft." Der Gang des Gedichtes ist energisch, der Ausdruck lakonisch: jeder neue Halbvers meldet eine neue Tatsache.

So war die **Spielmannsdichtung** der Zeit, des neunten und zehnten Jahrhunderts. Sie liebte den Witz, den raschen Gang, die komische Übertreibung. Ein Eber wird geschildert: er hat Füße wie eine Wagenfuhre, Borsten wie der Wald und Zähne zwölf Ellen lang: das älteste „deutsche Jägerlatein". Nach

einem Siege Heinrichs des Finklers (918—936) sangen die Spielleute: Wo ist eine Hölle groß genug, um die Erschlagenen alle zu fassen? Der besondere Liebling des fahrenden Volkes war „Kurzibold", ein Held Otto's des Großen (936—73). Weiber und Äpfel haßte er derart, daß er nicht herbergen wollte, wo er deren eines traf. Preisend und rügend, spottend und lachend folgte die Dichtung den Ereignissen der Zeit.

Verdorbene Kleriker schlossen sich den wandernden Spielleuten an, schrieben Latein oder mischten im Liede Latein und Deutsch, und ihre Muse war leichtgeschürzt. Abenteuer- und Liebesromane tauchten auf, wie „Appollonius von Tyrus" oder „Alexander der Große". Der ganzen Gesellschaft gebrach es an Feinheit und sittlichem Takt. Der wandernde Spielmann verlor seine Hoheit und wurde zur Abart des römischen Mimen, ein Possenreißer und Kunststückmacher. Er spielte zum Tanz auf; er sang auf den Straßen und bei Hof.

Aber allmählich tauchten aus der niederen Schicht dieser singenden Vaganten und vagabundierenden Sänger einzelne vornehme Dichter empor, die, von Burg zu Burg ziehend und sich an die edlen Ritter wendend, die Idealgestalten der eingeschlummerten und nur leis wie im Traume noch fortsummenden Heldensage zu neuem Leben auferweckten und Namen wie Sigfried, Kriemhild und Dietrich von Bern in neuen Strahlen aufleuchten ließen. Durch einen Schreiber Konrad ließ Bischof Pilgrim von Passau die noch abgerissen in Liedern fortklingende Nibelungensage lateinisch fassen. An den Höfen der Ottonen und in den Schulen der Klöster führte durchaus das Latein das Szepter, und wie seinerzeit unter Karl dem Großen lebten die klassischen Studien auf.

Pochen denn auch wir an die Klosterpforten und namentlich an die von Sankt Gallen an.

Kirchengesang.

Du kamst zu uns aus lichten Himmelsfernen,
Aus ew'ger Liebe Heimatland,
Dein fürstlich Haupt gekrönt mit goldnen Sternen,
Die heil'ge Harfe in der Hand;
Die Rechte segnend über uns erhoben,
In Jugendschöne, still und schlicht,
Im Mund ein stetes Danken, sel'ges Loben,
Im Aug' der Liebe mildes Licht!

H. Hugendubel (Das fromme Lied).

Verzierte Initiale aus einer Handschrift des vierzehnten Jahrhunderts.

Die Klöster Fulda, Weißenburg, St. Gallen, Reichenau, Gandersheim waren Musensitze, Fulda in Hessen und nachher St. Gallen im Alemannenlande echte Hochwarten deutscher Kultur.

Im achten Jahrhundert leuchtete Fulda, eine Stiftung Winfrieds. Dort wirkte der Mann, der als der erste praeceptor Germaniae (Lehrer Deutschlands) gepriesen worden, Hrabanus Maurus (776 bis 856).

Und als dieses Klosters Fackel erlosch, warf die von St. Gallen ihren hellen Schein in die Nacht hinaus.

Ein fesselndes Bild aufbauenden Lebens in einer Zeit vielfacher Zerstörung entrollt Scheffel in seinem Ekkehard. Durch die Stämme dämmernder Waldwildnis sehen wir die Türme des Klosters blinken, darum her über vierzig Firsten, einen großartigen Wabenbau geistlicher Bienen. Wie Elstern in Schwarz und Weiß gekleidet, schaltet und waltet hier nach der Regel des heiligen Benedikt eine Kolonie fleißiger Männer ohne Frauen. Das Kleinod des Stiftes war die Schule. Die reichen Schätze der Bücherei — 400 Bände nennt ein Katalog aus dem neunten Jahrhundert — dienten fast nur dem Unterricht. Könige und Fürsten ehrten das Haus. Konrad I. von Franken feierte hier den zweiten Weihnachtstag 911. Und wie der blonde Mönch Ekkehard die Herzogin Hadwig über die Schwelle getragen, ist männiglich aus Scheffels Erzählung bekannt. Iren, Deutsche und Italiener fanden sich in St. Gallens Behausung zu einer großen

Familie zusammen und verschmolzen ihre Bildungselemente. Iren legten den Grund, Schüler aus Fulda, Genossen Otfrieds von Weißenburg, bauten weiter.

In der nahen Reichenau, auf der lieblichen Insel des Untersees, schuf ein anderer Jünger des Hrabanus, Walafried Strabo († 849), anmutige lateinische Poesien. Von ihm stammen z. B. das Weihnachtslied: „Herrlich strahlt ein Licht vom Himmel" (Lumen inclytum refulget), das reizende „Gärtchen" und die „Visionen Wettini", die sich mit ihren Wanderungen durch Himmel und Hölle als Vorläufer von Dante's göttlicher Komödie erweisen.

Mit der Reichenau stand St. Gallen in lebendigem Verkehr, und ein Italiener brachte eine wertvolle Abschrift der Gregorianischen Kirchengesänge (ein Antiphonar, von Antiphone, Wechselgesang).

Einen mächtigen Aufschwung hat der Kirchengesang des Abendlandes zunächst dem Bischof Ambrosius von Mailand († 397) und nachher dem Papste Gregor dem Großen († 604) zu verdanken.

Lange waren in den Kirchen nur von hiezu bestellten Einzelsängern in einförmiger Rezitation Gebete gesungen worden. Ambrosius führte den mächtig wirkenden Wechselgesang zwischen Chor und Gemeinde ein, wie er z. B. in Ps. 24 angedeutet ist:

1. Machet die Tore weit und die Türen in der Welt hoch, daß der König der Ehren einziehe!
2. Wer ist derselbige König der Ehren?
1. Es ist der Herr, stark und mächtig, der Herr, mächtig im Streit u. s. w.

Er ordnete den regellosen Gesang durch den Gebrauch der vier griechischen Tonarten und verlieh ihm durch Modulation und rhythmische Betonung Würde, Anmut und Leben. Er selber schuf Gesänge von feuriger Schlagkraft und fast im ganzen Abendlande fanden seine Reformen Eingang*).

Aber Gregor der Große fand, im Laufe zweier Jahrhunderte habe sich der Ambrosianische Kirchengesang vielfach mit weltlichen Elementen vermischt, und eilte die alte Einfachheit wieder her, verbannte den Figuralgesang und ersetzte ihn durch den cantus firmus. Ohne Rhythmus in lauter Noten von gleichem Wert bewegte sich nun die ernste Weise. Um dem Eindringen weltlichen Schmuckes zu begegnen, gab er jedem Text seine Melodie und ließ diese nur einstimmig singen. Den Volksgesang leider ließ Gregor verstummen und ersetzte ihn durch geschulte Chöre, wie solches noch heut in der katholischen Kirche üblich geblieben.

Im ganzen Abendland faßte der Gregorianische Kirchengesang rasch Wurzel, und unvergänglich leuchtet der Ruhm, den sich St. Gallen um dessen Pflege und Ausbildung erwarb. Notker Balbulus (d. i. der Stammler), „in der Stimme, nicht in der Seele stammelnd, ein Gefäß des heiligen Geistes," strömte sein tiefinnerstes Wesen in frommen lateinischen Hymnen aus. Früher war es üblich gewesen, in der Messe beim Singen des Halleluja die letzte Silbe wie zum Aus-

*) Vergl., was Oehninger von Ambrosius und Augustinus erzählt. (Geschichte des Christentums S. 72—84).

druck eines ins Endlose sich fortpflanzenden Frohlockens in einer langen Tonreihe fortzuführen. Es mochte dieses aus dem Morgenland stammende Singen ohne Worte dem Abendländer weniger behagen. Notker schuf nun zu den textlosen Melodien, die man Neumen oder Sequenzen (Nachfolgende) nannte, Worte. Diese wurden gleichfalls Sequenzen, auch Prosen, geheißen und erlebten in kurzer Frist eine weite Verbreitung.

Wir notieren als Beispiel eine schöne Oster-Sequenz aus dem elften Jahrhundert mit dramatischem Leben und volkstümlich naiver Durchführung von Bäßler dem Original entsprechend mit folgenden Worten übersetzt:

„Bringe dem Osterlamme die Christenheit Opfer des Dankes!
Das Lamm erlöste die Schare: Christ, der Unschuldige trug zur Sühne der Schuldigen Strafe.
Tod und Leben rangen in wunderbarlichem Kampfe: der Lebensfürst gestorben hat lebend das Reich erworben.
Woll uns sagen, Marie, was sahest du heut in der Frühe?
Christi Grab, des Lebenden und die Glorie des sich erhebenden!
Woll uns sagen, Marie, was sahest du heut in der Frühe?
Die Engel als Zeugen zugegen das Schweißtuch, darin er gelegen!
Woll uns sagen, Marie, was sahest du heut in der Frühe?
Erstanden ist Christ, mein Verlangen, euch voraus nach Galiläa gegangen!
Mehr zu glauben ist der einen Maria der wahren, als der Juden betrüglichen Scharen.
Wir wissen, Christus erstand von den Toten wahrhaftiglich! Sieger und König unser erbarme dich!"

Aus St. Gallen stammt der bekannte machtvolle Todesgesang „Media vita in morte sumus" (Mitten im Leben sind wir vom Tod umfangen), dem man im Laufe des Mittelalters geradezu dämonische Kraft zuschrieb und den man oft, z. B. vor Sempach, als Schlachtgesang anstimmte. Daß Notker ihn gedichtet, kann nicht sicher erwiesen werden, ist aber allgemein angenommen.

Andere lateinische Klosterdichtungen.

Und im Gewölb erscholl mit Dröhnen
Ein Lied von fremd ureignem Klang,
Das Einer in gewaltigen Tönen
Altfränkisch zu der Harfe sang:
Wie Held Walthari mit Hildgunden
Aus Hunnenland zum Rhein entritt
Und mit den Besten der Burgunden
Am Wasgenstein den Zwölfkampf stritt.

Scheffel.

Nicht bloß Kirchengesänge, sondern auch umfangreiche Epen und Dramen erwuchsen in Klosterzellen.

„Das waren noch trotzige Zeiten, trotzige Leute und trotzige Könige," ruft der treffliche Riehl in seiner Erzählung „Im Jahr des Herrn" aus, „denen es auf ein zerbrochenes deutsches Reich und auf ein paar zerbrochene Rippen mehr oder weniger nicht ankam." „War es doch auch in selbiger Zeit, wo König Ludwig, genannt der Deutsche, bei Flammersheim ein paar Rippen brach und dennoch weiterreisete, als sei er unversehrt, und keinen Seufzer ausstieß, obwohl man das Krachen in den zerbrochenen Rippen hörte, wenn sie aneinanderstießen, und mit seinem Bruder Karl eine Unterredung hielt, um das Reich Lothars brüderlich zu teilen, und dann erst, als er sich sein Teil ausgemacht, nach Aachen ging, um nun bei mehrerer Muße die Rippen wieder zusammenwachsen zu lassen."

Der gleiche trotzige, wundenfrohe Geist erfüllt noch das Waltharilied, das wir, weil sein Stoff noch urwüchsig aus der altgermanischen Heidenzeit stammt, schon Seite 21 erwähnt haben. Es ist jener lateinische Heldengesang von Waltharius manu fortis (Walther mit der starken Hand), den der begabte Klosterschüler Ekkehard I. zwischen 930 und 940 für seinen Lehrer Gerald schrieb, in einer Zeit also, da noch die Erinnerung an den Einfall der Ungarn ins Kloster St. Gallen (926) lebendig war. Ekkehard IV. unterwarf ihn später noch seiner Verbesserung, ein Gedicht in mehr als 1400 Hexametern. In flotten Reimstrophen wiedergegeben erscheint die Erzählung am Schluß von Scheffels Ekkehard. Doch sei ihr Inhalt hier kurz skizziert.

Walther von Aquitanien (Walthari, der des Heeres waltet), ein westgotischer Königssohn, war mit Hildgund, eines burgundischen Königs Tochter, an Etzels Hof im Hunnenland aufgewachsen und beschloß, mit seiner Braut und reichen Schätzen an Gold und Silber auf seinem guten Roß zu entfliehen. Sie gelangten an den Rhein ins Land der Franken, wo Gunther regierte*). Der

*) Gunther erscheint hier als König der Franken, nicht der Burgunden, wie dann im Nibelungenlied.

erhielt Kunde von Walthers Flucht und wurde lüstern nach seinen Schätzen. Umsonst verwandte sich Hagen von Tronei für seinen „Blutsfreund", mit dem er selber an Etzels Hofe Geisel gewesen. In einer Höhle des Wasgenwaldes hatte Walthari Zuflucht gesucht, und da erschienen nun Gunthers Mannen. Noch hielt sich Hagen zürnend abseits. Einer nach dem andern griff den Königssohn an, und einer nach dem andern ward überwunden. Es waren ihrer elf und jeder focht wieder mit neuen Waffen auf andere Weise, aus einem andern Grund, und ihre Leichen lagen auf dem Feld und ihre Rosse wurden Walthers Beute. Nun erst war dem Helden Ruhe gegönnt, und während er schlief, wachte Hildgund. Sehen wir uns die Szene genauer an. Gehört doch die Schilderung, wie Jakob Grimm sich ausdrückt, zum Erhabensten, was unsre alte Poesie aufzuweisen hat. Die Nacht ist hereingebrochen; Walther bleibt auf dem Platze; denn Gunther soll nicht sagen, er sei wie ein Dieb entwichen.

„Er sprach's und Dorn und Strauchwerk hieb er sich rings vom Hag
Und schloß den engen Pfad mit stachligem Verschlag.
Mit bitterm Seufzen wandt er sich zu den Leichen dann;
Jedwedem Rumpfe fügte sein Haupt er wieder an.
Gen Sonnenaufgang warf er knieend sich zur Erde
Und sprach das Sühngebet mit scharf entblößtem Schwerte:
„O Schöpfer dieser Welt, der alles lenkt und richtet,
Gen dessen hohen Willen sich nichts hienieden schlichtet,
Hab Dank, daß heute ich mit deinem Schutz bezwungen
Der ungerechten Feinde Geschoß und böse Zungen!
O Herr, der du die Sünde austilgst mit starken Armen,
Doch nicht den Sünder selbst, dich fleh ich um Erbarmen!
Laß diese Toten hier zu deinem Reich eingehn,
Daß ich am Himmelssitze sie möge wiedersehn!"

Scheffel.

Nach dem Nachtgebet erhob sich Walther, trieb die Rosse ein, löste seine Rüstung, sprach mit froher Rede der Jungfrau Mut ein und ruhte auf dem Schilde aus. Die erste Nachtwache sollte sie halten, die zweite übernahm er selbst. Hildgund, ihm zu Häupten sitzend, scheuchte sich den Schlaf mit Gesang von den Augen, bis Walther erwachte. An den Speer gelehnt, über den Wall hinüberlauschend, erharrte er den Morgen. Als der taunige Tag aufdämmerte, zog er den Erschlagenen die Rüstungen aus, belud vier Rosse damit, auf das fünfte hob er die Braut und er selber bestieg das sechste. Aber kaum waren sie tausend Schritte geritten, sprengten Gunther und Hagen heran und das Mädchen barg sich mit den Rossen im nahen Walde. Walther hielt am Berghang und erwartete seine grimmen Feinde. Ein Zwiegespräch vermochte diese nicht umzustimmen. Alle schwangen sich von den Rossen und zum Fußkampfe standen zwei wider einen. Die Speere sausen, die Schwerter schwirren. Nachdem Walther seine rechte Hand, Gunther ein Bein und Hagen ein Auge und sechs Zähne verloren, schließen die Recken endlich Frieden und spotten beim Trank, den ihnen Hildgund kredenzt, mit hartgemuten Scherzen ihrer Wunden und Gebresten. Das ist das alte Heldentum, das sich auch vor dem Tode nicht beugt und der Schmerzen lacht.

„Der Abschluß des Gedichts, wie Walther dreißig Jahre zu Lengers des Rechtes pflegt, nachdem er Ruhe von seinen Fahrten und Kämpfen erlangt hat," emerkt mit feinem Sinne Vilmar, „ist ein eigentümlich deutscher großartiger Zug, der das sichere Bewußtsein des Zieles, der endlichen Bestimmung unter ll den wilden Kämpfen und Fahrten in die Ferne und Fremde festhält; ein Bewußtsein, welches die antike Poesie selbst in ihren besten Schöpfungen, sogar n der Odyssee nicht kennt."

Nicht zum wenigsten auch die Frauen zeigten Sinn für klassische Bildung. Herzogin Hadwig vom Hohentwiel, eine Nichte Ottos des Großen, eß sich im Griechischen unterrichten, und im Kloster Gandersheim im Harz hrieb eine Nonne in lateinischen Versen ein Leben Ottos des Großen — er war er Oheim ihrer Äbtissin Gerberga — ja sie schrieb eine Reihe von Dramen: echs Komödien nach dem Vorbilde und doch zugleich zur Bekämpfung des eliebten Römers Terenz. Auf allem Ersten und allem Letzten liegt ein Schim= er der Romantik. Er glänzt auch auf dem Haupte der ersten deutschen Dichterin, deren Name genannt wird, der Nonne Roswitha. Die klassische Form suchte sie zu füllen mit christlichem Geist.

Ihre Stücke, kurze Skizzen, behandeln lauter Legendenstoffe. Und führt sie ns entschlossen auch Laster vor Augen, immer läßt sie die Tugend triumphieren. Der Statthalter Dulcitius z. B. soll drei heilige Jungfrauen und künftige Märtyrerinnen bewachen. Er stellt ihnen leidenschaftlich nach; aber Gott ver= endet ihn, so daß er Kochtöpfe statt ihrer umarmt und schwarz wie ein Kamin= ger zum Vorschein kommt, von der Wache als ein Teufel geflohen, von den tufen des Palastes hinuntergeworfen und endlich durch seine Gattin aus seinem ahne herausgerissen. Oder ein Einsiedler Abraham rettet, als ein christlicher itter verkleidet, seine Nichte aus dem Sumpf der Sünde, in den sie durch Ver= ührung hineingeraten, ohne doch darin unterzugehn.

Hundert Jahre, nachdem das Waltharilied entstanden, schrieb im bayrischen loster Tegernsee ein Mönch in reimenden Hexametern einen nur in Bruch= ücken vorhandenen Roman, von dem manches Hübsche zu melden wäre, Ruod= eb, und 936 schrieb ein Mönch in Toul die Ecbasis oder „Flucht des Ge= ngenen", das älteste, schon satirische Tierepos. Latein, Latein! man erlaube m Verfasser einer deutschen Literaturgeschichte, daran vorüberzuschreiten.

Althochdeutsche Prosa.

„Es sind schwerfällige, aber klangvolle Laute."
Dr. A. Tänzlicker.

„Wer nicht schreiben kann, glaubt nicht, daß es eine Arbeit sei: Drei Finger schreiben; aber der ganze Körper arbeitet."
(Randbemerkung eines St. Galler Mönches.)

Zum Schlusse noch etwas Althochdeutsch. Aus dem reichhaltigen Schatze der St. Galler Sprachdenkmäler sei zunächst noch das aus der Zeit von 790 stammende „Vaterunser" wiedergegeben. Der Leser mag es mit dem Texte 3 mitgeteilten Atta unsar des Ulfilas vergleichen. Es lautet:

Fater unsar, thu pist in himile, wihi namun dinan, qhuemе rihhi din, werde willo din, so in himile sosa in erdu, prooth unsar emezzihic kup uns hiutu, oblaz uns sculdi unsaro, so wir oblazem uns sculdikem, enti ni unsih firleiti in korunkha, uzzer lôsi unsih fona ubile.

Den Abschluß der althochdeutschen Literatur bilden die Werke Notkers III., nach seiner großen Lippe Labeo später seiner Verdienste wegen auch der Deutsche geheißen. Musiker, Dichter, Astronom und Mathematiker war er, wohlbewandert in den Kirchenvätern, ein gefeierter Lehrer, gestorben 1022. Wie einem seiner Briefe zu entnehmen ist, hat er eine lange Reihe verschiedener Schriften ins Deutsche übersetzt, wovon z. B. die Tröstungen der Philosophie von Boethius, die Hochzeit des Merkur mit der Philologie von Marcianus Capella, Stücke aus Aristoteles und die Psalmen noch vorhanden und als Sprachquellen unschätzbar sind, während ein wertvoller Teil, wie das „Mädchen von Andros" des Terenz und das Buch Hiob, verloren gegangen.

Ein Abt Williram aus Ebersberg übertrug mit geistlicher Erklärung das Hohelied der Heiligen Schrift, an dem später auch Luther, Opitz, Herder und Goethe ihren poetischen Stil erprobten.

Noch sei erwähnt, daß in dieser Zeit, wo im Reich der Musen das Latein dominierte, die deutsche Predigt zu wirken begann.

Wir haben den Ausdruck „deutsch" und „die Deutschen" in diesem Buche schon mehrmals gebraucht und uns damit, genau genommen, freilich mit Absicht, eines kleinen Verstoßes schuldig gemacht. Im Zeitalter, das wir geschildert, war er lange noch wenig bekannt. Als Otto der Große nach Wälschland zog, mit der Kaiserkrone sein Haupt zu schmücken (963), wurden die unter ihm vereinigten Stämme zum ersten Mal amtlich Deutsche geheißen (Deutsch: gotisch thiudisko, althochdeutsch diutise, mittelhochdeutsch diutsch [dütsch] heißt „volks-

näßig", „volkstümlich", abstammend von thiuda: althochdeutsch diot, mittelhochdeutsch diet, diut d. i. Volk, Leute). Gäng und gäbe wurde dann der Name zur Zeit der Kreuzzüge, wo die Deutschen das Bedürfnis fühlten, sich gemeinsam von andern zu unterscheiden.

Wir wissen diesen Abschnitt nicht besser zu schließen, als mit Versen, die alles, was in diesem Kapitel zur Sprache gekommen, anschaulich und anmutig zusammenfassen und damit noch einmal an unserem Auge vorüberführen. Sie stammen aus Webers „Dreizehnlinden" und schildern die Tätigkeit der Mönche in einer Zeit, da die Klöster noch im besten Sinne des Wortes ihre gute alte Zeit hatten, wo sie eine edle Sendung erfüllten, wie folgt:

Im Kloster.

Aus den Tannenwipfeln ragte
Eines Türmleins spitzer Kegel,
First und Giebel eines Klosters
Nach Sankt Benediktus Regel.

Jüngst erst waren weise Männer
Angelangt aus fremden Reichen,
Segensworte auf den Lippen,
In der Hand des Friedens Zeichen;

In der Hand die fromme Waffe,
Die mit Mut beseelt den Schwachen,
Die durch Huld bezwingt die Völker
Und besiegt, um frei zu machen;

Ernste Männer, vielgeprüfte,
Die in harter Weltverachtung
Einsam sich der Arbeit weihten,
Dem Gebet und der Betrachtung;

Stille Siedler, die sich mühten,
Mit dem Spaten wilde Schluchten,
Wildre Herzen mit der Lehre
Lindem Samen zu befruchten.

Klugen Sinn's und unverdrossen
Bauten sie mit Lot und Wage,
Winkelmaß und Säg' und Hammer,
Axt und Kelle Tag' auf Tage,

Bis es ihrem Fleiß gelungen,
Haus und Kirche fest zu gründen,
Wie der Brunnen rauscht' im Hofe
Des Konvents zu Dreizehnlinden.

In Gehorsam, Zucht und Armut
Schafften still die tapfren Streiter:
Reuteten des Urwalds Riesen,
Dorn und Farn und wüste Kräuter;

Zogen Wall und Zaun und Hecke,
Hirsch und Keiler abzuwehren,
Daß im Tale wohlumfriedet
Grünten menschenholde Aehren;

Zwängten ein den ungestümen
Strom durch Pfahlgeflecht und Dämme,
Pfropften milde Südlandsreiser
Auf des Nordens herbe Stämme.

Kräftig sproß im jungen Garten
Akelei und Ros' und Quendel,
Blasse Salbei, Dill und Eppich,
Eberraute und Lavendel.

Aber noch ein andrer Acker
Blieb den Vätern: reicher Boden,
Tiefer Grund, doch schwer zu bauen
Und voll heidnisch wilder Loden.

Traun, da gab es viel zu rupfen,
Viel zu zähmen und zu zanken,
Viel zu zerren und zu zupfen
An den ungezognen Ranken!

Auf den braunen Eichenbänken
Saß die Brut der Sachsenrecken,
Junge Bären; Riesenarbeit
War's, sie bildend zu belecken.

Erstlich galt's, der Römerrunen
Fremden Zauber zu ergründen:
O ein dornenvolles Rätsel,
Dessen Lösung kaum zu finden!

Dann gefällig nachzubilden
All die wunderlichen Zeichen:
Hohes Ziel, nur auserwählten
Fingerkünstlern zu erreichen!

Doch am schwersten war's, des Kreuzes
Milde Botschaft zu erklären,
Denn gar manchen Flachskopf dünkten
Gotteswort und Heldenmären,

Weißer Christ und weißer Balder,
Lichte Engel, lichte Elben,
Jüngerschaft und Heerbannstreue
Ganz dasselbe, ganz dieselben.

Nur begabtre Schüler wurden
Höhern Zwecken zugeleitet,
Und die sieben freien Künste
Lehrhaft ihnen ausgedeutet.

Schwer und ungelenkig waren
Noch der deutschen Zunge Laute,
Gleich den ersten Schritten eines
Hünenkinds im Heidekraute.

Rasch indes wie ehrne Pfeile,
Klingend flog das Wort der Römer
Von den Lippen, kurz und schneidig,
Wie das Schwert der Weltbezähmer.

Willig bot es knappe Schärfe
Logikern und Exegeten,
Kraft und Fülle den Rhetoren,
Reim und Rhythmen den Poeten.

Preis den braven schwarzen Mönchen,
Preis den wackern Kuttenträgern,
Alles menschlich schönen Wissens
Frommen Hütern, treuen Pflegern!

Was auf Hellas blauen Bergen,
Was einst am Tyrrhenermeere
Dichter sangen, Denker dachten,
Später Welt zu Lust und Lehre;

Was der Geist geweihten Sehern
Offenbart in Sturm und Stille,
Wort und Wert des Gottessohnes,
Als er ging in Manneshülle:

Von der Mönche Hand geschrieben,
Blatt auf Blatt mit Müh' und Sorgen,
In den Truhen der Abteien
Lag es liebevoll geborgen.

Zärtlich ward der Schatz betrachtet,
Mit bescheidnem Stolz gepriesen
Und als Klosterhort dem fremden
Schrifterfahrnen Mann gewiesen.

Solch ein kostbar Gut zu sichern
Treu dem künftigen Geschlechte,
Schrieben sie, die braven Mönche,
Sommertag' und Winternächte.

Rot und blau und grün und golden
Schimmerten die Anfangslettern.
Reich umrankt von Blumendolden
Und von traumhaft bunten Blättern.

Rührend bat der fromme Schreiber
An des langen Werkes Ende,
Daß man seiner armen Seele
Des Gebets Almosen spende.

Trutziglich wie schwarze Krieger,
Lanzenknechte der Konvente,
Standen Glied an Glied die Runen
Auf dem weißen Pergamente.

Ja, sie sind's, die schwarzen Krieger,
Die von einer weggestürmten
Schönheitswelt die letzten Inseln
Rettend vor den Wogen schirmten!

Weht dir aus des Mäoniden*)
Sängen, wie aus Meeresrauschen,
Tiefes unerkanntes Sehnen,
Das dich zwingt zum Weiterlauschen;

Mahnt der Zorn des letzten Römers,
Gott und Vaterland zu ehren,
Drängt er, vor dem Bild des Lasters
Dich der Tugend anzuschwören;

Strömt dir aus dem Buch der Bücher
Kraft und Trost im Kampfgewühle,
Wie dem matten Wüstenwaller
Aus des Palmenquelles Kühle:

Sei gedenk der wetterfesten
Lanzenknechte der Konvente,
Sei gedenk der schwarzen Krieger
Auf dem weißen Pergamente! —

*) Homer.

Auch zu rauherm Dienste stählten
Die Geschornen ihre Kräfte.
Schicklich wußten sie zu führen
Bogen, Beil und Lanzenschäfte,

Waren Feinde zu verjagen,
Die der Felder Frucht verbrannten,
Oder Räuber, die der frommen
Spendebringer Weg verrannten:

Oder war ein Festtagsbraten
Zu erbirschen in den Forsten,
Sei's ein stolzer Sechzehnender,
Sei's ein Bursch mit Wehr und Borsten.

Also übten sie beständig
Friedenswerk und Kampfespflichten:
Doch der Arbeit für der Seele
Heil vergaßen sie mit nichten.

Früh und spät zum Himmel schallte
Ihrer Hymnen und Gebete
Bange Klage, die für alle
Und für sie um Einlaß flehte. —

Dritte Periode.

Die erste Blütezeit der deutschen Poesie.

Von 1100—1300 n. Chr.

Die Kreuzzüge.

Gruß euch, ihr Münster mit den hohen Schiffen,
Gebraus der Orgel, dunkles Chorgestühl,
Wo ein Geheimnis, ewig unbegriffen,
Uns Wahrheit ward durch unser wahr Gefühl!
Auf seinen Flügeln jedes Zweifels Schranke
Hoch übersliegend, kampflos glaubten wir.
Jetzt heischt sein Recht am Glauben der Gedanke;
Verwandelt ward die Zeit und wir mit ihr.

Geibel.

Initiale aus dem fünfzehnten Jahrhundert.

Lange hatte die deutsche Poesie geschlummert und nur leise wie im Schlafe gelallt. Der Lärm der Kreuzzüge weckte sie auf.

Mögen heute die Völker Europas mit einem gewissen überlegenen Lächeln auf die abenteuerliche Unternehmung blicken, das heilige Grab zu erobern, mit dem gleichen überlegenen Lächeln, mit dem der ruhig gewordene Greis auf die unbesonnenen Streiche seiner Jugend zurückschaut — es war doch eine große Zeit. Ideale Begeisterung ist immer etwas Edles und ihre Wahrnehmung erfrischend. Welch elende Rolle spielte damals Byzanz! Ohne Sinn und Verständnis für das Große besorgte es kleinlich seine Wuchergeschäfte. Ohne Mut und ohne Kraft suchte es mit bübischen Ränken gleichmäßig Feind und Freund zu überlisten. Es war greisenhaft geworden. Aber „Deus lo volt!" „Gott will es!" riefen die Söhne des Abendlandes und mit Jünglingsfeuer und Jünglingskühnheit griffen sie zu den lieben Waffen, scharten sich zusammen und zogen aus, litten Hunger und Durst und Not und den Tod, einen hohen Preis zu erringen.

„O gebenedeites Kreuz, du bist aller Bäume bester, deine Äste trugen die himmlische Bürde, das heilige Blut hat dich begossen, deine Frucht ist süß und gut, sie hat das Menschengeschlecht erlöst; o Kreuz des Heilandes, du bist unser Mastbaum, diese Welt ist das Meer, Gott der Herr der segelnde Fährmann, die guten Werke sind die Taue, der Glaube ist das Segel, der heilige Geist der Wind, der führt uns auf den rechten Weg — das Himmelreich ist die Heimat, da sollen wir landen, Gott sei Dank!" So sangen die Kreuzfahrer mit einem Liede, das der Priester Ezzo zu Bamberg gedichtet (1064).

Jugendlich war die ideale Gesinnung, die die Massen antrieb, das Große zu wagen. Und suchte mancher europäische Fürst wie im Vorübergehn ein kleines orientalisches Reich zu erbeuten, und hoffte mancher im Morgenlande, dem Lande der Märchen und Zauber und Wunder, einen Schatz von Gold und Edelstein zu gewinnen — die große Mehrzahl der Ritter und Reisigen wollte das Grab des Heilandes befreien. Jugendlich war die Glut des Glaubens, die mit gewaltiger Lohe aufschlug. Die Kirche rief, ihre Kinder gehorchten. Mit Weihrauchduft war überhaupt die ganze Luft der Zeit gefüllt. Das Christentum war nicht ein bloßes Wissen geblieben, es war ein wohliges Haben geworden, ein Genuß, eine Freude an der Kirche und ihrer innern und äußern Herrlichkeit, und selbst die leidigen und langwierigen Kämpfe zwischen Kaiser und Papst hatten diesem Wohlgefühl nur wenig Eintrag tun können. Von den prächtigen Domen, von den zahlreichen Kapellen scholl früh und spät das fromme Geläute. An den langen Winterabenden las der Burgkapellan den Lauschenden seine Legenden vor. Der in der Wildnis verirrte Ritter übernachtete bei dem frommen Klausner und dieser führte sein Roß zur Tränke am sprudelnden Waldquell. Der aus der Ferne hergewallte Pilger schenkte der Schloßfrau, die ihn mit Speis und Trank erquickte, ein Andenken aus Jerusalem. Der wandernde Bettelmönch sprach über die sprossende Saat den Segen und dämpfte mit Murmeln die Hitze des Fiebers. Im wallenden Kornfeld vorüber und zwischen blühenden Hecken hindurch zog mit Wechselgesang und flatternden Fahnen die Prozession, und ein Gebet zu der Jungfrau Maria, der reinen Magd, war ein Genuß.

An der Jugend Art und Wesen gemahnte der Kreuzfahrer Opfermut. Geld und Gut, Haus und Hof, Weib und Kinder ließen sie hinter sich, um den Himmel im Sturm zu erobern.

An die Jugend und ihren Charakter erinnert der Kreuzfahrer Sehnsucht nach der Ferne, ihr unaufhaltsamer, allgewaltsamer Wandertrieb. Der gleiche Trieb, der die alten Germanen aus ihren Sitzen hinausgedrängt, in den sonnigen Süden, er führte die Söhne über Land und Meer ans heilige Grab. Ein halbes Jahrtausend hatten die Deutschen in stiller Beschränkung hingelebt, höchstens den eigenen Herd verteidigt gegen wilde Hunnenhorden, „ein halbes Jahrtausend hatten lange Reihen von Generationen still und zufrieden in den engen Ringmauern und schmalen Gassen ihrer Städte, in den einfachen Burgen, in den schlichten Dörfern und auf den einsamen Gehöften am Waldessaum und auf der grünen Haide gewohnt. Jetzt mit einemmal wurde eine fremde glän-

zende Welt, wurde die niegesehene Pracht des Orients vor ihnen aufgerollt, eine zauberische Ferne voll lebhafter glühender Farben tat sich vor den erstaunten Blicken auf; die Kreuzheere der Franzosen zogen die wiedergeöffneten Völkerstraßen entlang auf ihren reichgeschmückten Rossen, in glänzenden Kriegsgewändern, voll Eroberungsdrang, Siegeshoffnung, Kriegerlust und Sangesjubel vor den Augen der zuschauenden Deutschen vorüber — mit einem Worte, es erwachte in dem ganzen Volke das unbeschreibliche, aus süßer Heimatliebe und unwiderstehlichem Drang in die Ferne, aus bitterem Abschiedsschmerz und fröhlicher Reiselust gemischte Gefühl, welches noch heute das Erbteil des deutschen Junglings ist wenn er den ersten Schritt aus dem Vaterhause in die unbekannte Fremde tut." Diesen Zug darf nicht übersehen, wer Rittergedichte wie Parzival nach allen Seiten verstehen will.

„Die Fremde lockt uns all. Und wem ans Haus
Der Fuß gebannt, der schickt auf luft'ger Schwinge
Den Wolkenpilger, den Gedanken, aus,
Daß forschend er, was draußen liegt, bezwinge.
So zieht noch heut erobernd fern hinaus
Der deutsche Geist und schweift in weitem Ringe
Von Ort zu Ort, sich an den Wundergaben
Des Auslands allempfänglich zu erlaben."

Geibel.

Aber auch die Gefahren, die Abenteuer, die Lust zu gemeinsamen großen Taten, die Wißbegierde, der Ruhm lockten die Kreuzfahrer über Land und Meer. Was galten Mühen und Nöte, was galt selbst der Tod, wenn Frauen und Sänger den jungen Helden priesen? „Und die Unsterblichkeit ist ein großer Gedanke, ist des Schweißes der Edlen wert." Und haben sich die seltsamen Unternehmungen der merkwürdigen Zeit, mit den Augen des kritischen Verstandes betrachtet, minder oder mehr in ihrem Ziel und vielleicht noch stärker in den Mitteln vergriffen — mußte es nicht als ein würdiges Leitbild erscheinen, am Grabe des Erlösers ein neues Zion aufzurichten, ein verjungtes christliches Reich als Vorburg des Westens wider die Türken, dem Christentum nach Asien die Wege zu bahnen, mit einem kräftigen Bistum im Morgenlande das römische Papsttum in Schach zu halten und was dergleichen Berechnungen mehr sind?

Mag die Geschichte denn von den Kreuzzügen und ihren Folgen zu melden haben, was sie will — das bleibt eine leicht begreifliche Tatsache, alle Nerven spannten sie an, alle Geister erregten sie. Nenne man die Kreuzzüge denn phantastisch, eben gerade dieses Phantastische war ein nicht geringes Erregungsmittel der höchsten poetischen Fähigkeiten der Zeit.

Und wollen wir uns auch vor einer Überschätzung der Wirkungen, welche die äußern Umstände auf das Anwachsen und Abnehmen poetischer Begabung ausüben, wohlweislich hüten, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß in der Zeit, von der wir sprechen, auch ein Blick auf das deutsche Reich und seine Kaiser die Lust zu singen und fabulieren erwecken mußte. Der deutsche Herrscher, das weltliche Haupt der Christenheit, die deutschen Heere der Kern der

europäischen Tapferkeit, das deutsche Volk mit seinem Kaiser wie weiland das römische die weltgebietende Nation: der mächtige Friedrich Barbarossa selber (1152–90) von seinen Kämpfen in Deutschland und Italien hinweg bis zu seinem tragischen Tod im Bergstrom Selef eine poetische Gestalt ersten Ranges und auch seine Nachfolger von einem warmen Hauch der Romantik umweht; allenthalben ein stolzes Nationalgefühl, die besten poetischen Stoffe ein Gemeingut aller Völker, aller Stände, der Edlen und Unedlen, der Freien und Hörigen, der Geistlichen und Laien, ein Gemeingut die Erinnerungen an die Vorzeit, die Sprache, die Sitte, die Religion, so daß ein angeschlagener Liedeston alsbald fortklang von Burg zu Burg, von Stadt zu Stadt und tausend einstimmende Töne in der Nähe und Ferne, aus Höhen und Tiefen ihm freudig antworteten!

Vorläufer der Blüte.

... „Der in der streichenden Februarluft
schon den Frühling ahnt." ...

Goethe.

Initiale aus einer Handschrift des fünfzehnten Jahrhunderts.

Die Wanderung zu den Hochgipfeln der mittelalterlichen Poesie mit ihren weithinleuchtenden Silberfirnen führt uns erst durch eine Landschaft allmählich höher steigender Vorberge hindurch, und ich lade den Leser ein, munter mit mir hinaufzuklimmen durch Kluft und Schlucht, auf schwankem Steg über niederrauschende Bäche hinweg mit farbigen Regenbogen über tosendem Wassersturz, durch dunkeln Tann und schimmernde Lichtungen, wo erquickender Harzgeruch uns entgegenquillt, und dann frischweg über Kamm und Grat, um nach allen Seiten hinunterzusehen aus der Vogelschau, einen Überblick zu gewinnen und — weiter zu gehen.

Ohne Bild gesprochen: der Zeit der besten mittelalterlichen Dichtungen ging eine Vorbereitungsperiode voraus. Sie umfaßt im Wesentlichen das zwölfte Jahrhundert, genau genommen die Zeit von 1100—1170.

Es ist interessant zu beobachten, wie da das Althochdeutsche ganz unvermerkt zahlreiche klangvolle Endvokale abstreift, sie durch tonlose e ersetzt und ins Mittelhochdeutsche hinübergleitet. Mittelniederdeutsch hat J. Grimm diese Sprache genannt, da die meisten Dichter dieser Periode den Rheinlanden, z. B. Köln, entstammten und zahlreiche niederdeutsche Wörter einflochten. Die Reimprosa der vergangenen Zeit mußte besser gebauten Versen weichen, von denen die meisten mit je vier Hebungen versehen sind. Die Reime waren

alle gepaart und zu den einsilbigen gesellten sich jetzt auch zweisilbige Gleichklänge. Oft waren sie noch durch bloße Assonanzen ersetzt.

Neben die geistlichen traten bald und immer selbstbewußter in eifrigem Streben die weltlichen Dichter, die Fahrenden, ja mehr und mehr auch vornehme Ritter. Die poetischen Stoffe entnahmen sie den gleichen Vorratskammern wie später die Sänger der Blütezeit, und manchen Werken lassen sich neben vielerlei Mängeln und Unbeholfenheit die Vorzüge großartig einfacher Anlage, markiger Zeichnung und frischer Farbe nicht absprechen. Wir weisen nur auf die namhaftesten hin.

Da tauchen an der Spitze zwei umfangreiche poetische Erzählungen ungenannter geistlicher Dichter aus ungefähr derselben Zeit auf, das Annolied und die Kaiserchronik.

Annolied und Kaiserchronik.

Das Annolied oder die „Märe von Sente Annen" erzählt in legendenartiger Weise vom Leben und Wirken des Erzbischofs Anno von Köln (1045–75), der machtvoll in die Geschichte des deutschen Volkes eingegriffen. Es leitet aber in naiv volkstümlicher Art die Erzählung ein mit einer weit ausholenden, selbst Adam und Eva einschließenden Schilderung biblischer und welthistorischer Hauptmomente. Mit kräftigen Farben malt es z. B. den Kampf Julius Cäsars gegen Pompejus im Feld von Pharsalus (48 v. Chr.).

„Wer mohte gecelin al die menige,
die Cêsari îltin ingegine
van ostrit allinthalbin,
alsi der snê vellit ûf 'in alvin,
mit scarin unti mit volkin:
alsi der hagil verit van den wolkin.
mit minnerem' herige
genant' er an die menige.
dû ward diz hêristi volewig —
alsô diz bûch quit
daz in disim' merigarten
ie gevrumit wurde.

Oy wi di wifini clungin,
dâ di marih eisamine sprungin:
herehorn duzzin,
becche blûtis vluzzin,
d'erde diruntini diuniti,
di helli ingegino glumite,
dâ di hêristin in der werilte
sûhtin sich mit suertin.

„Wer mochte zählen all' die Menge,
Die Cäsar eilten entgegen,
Von Osten allenthalben,
Als der Schnee fällt auf den Alpen
Mit Scharen und mit Wolken,
Als der Hagel fähret von den Wolken.
Mit geringerem Heere
Nannt' er an die Menge;
Da ward der hehrste Volkskampf,
Wie das Buch sagt,
Der in diesem Meergarten
Je vollbracht wurde.

Hei! Wie die Waffen klangen,
Da die Rosse zusammensprangen,
Heerhörner tosten,
Bäche Blutes flossen,
Die Erde drunten ertönte,
Die Hölle entgegendröhnte,
Da die Hehrsten in der Welt
Sich suchten mit Schwertern!

da gelach dir manig breiti scari
mit blûte birunnin gari.
dâ mohte man sîn douwen*)
durch helme virhouwin
des rechin Pompêîis man:
Cêsar dâ den sige nam."

Da lag dir manche glänzende Schar
Mit Blute beronnen gar;
Da mochte man sehen sterben
Durch Helme zerhauen
Des reichen Pompejus Mannen
Da Cäsar den Sieg nahm."

Ansprechend ist auch, was das Epos von Annos Traum erzählt. Wir geben es mit Heinrich Hugendubels Worten wieder. (Siehe „Bischof Annos Ende" in der Sammlung „Durch Sturm zur Stille"):

„Wie der Schmelzer prüft das Silber in der Esse roten Gluten,
Prüft ihn Gott; aus tausend Wunden muß er sehn die Heimat bluten.
Gott erschloß dem Lebensmüden einst die Friedensstadt im Traume.
Scharen lichter Engel trugen ihn zu sel'gem Himmelsraume.
In den stillen Gottestempel trat er aus dem Weltgewühle:
Ringsum saßen heil'ge Männer auf erhabenem Gestühle.
Ihn umklangen süße Weisen. Dort ein leerer Stuhl; er schreitet
Zu dem Sitz, den unter Sel'gen ihm des Königs Huld bereitet.
Doch ihm wehrt die Hand des Heilands. Anno sieht in bleichem Schrecken
Auf dem eignen Busen prangen einen blutigroten Flecken.
Vor des Richters Feuerauge muß sein tiefstes Herz erbeben.
Wie Gerichtsposaunen tönt es: „deinem Feind mußt du vergeben!"
Bang erwacht er. Mild vergibt er. Sanft wird seine müde Seele
Von den Engeln heimgetragen, frei von Schwachheit, Schuld und Fehle.

Mit der Herausgabe des Annoliedes, das Herder eine wahrhaft Pindarische Hymne genannt hat, hat sich Martin Opitz kein geringes Verdienst erworben. Die Originalhandschrift ist verbrannt und nur sein Druck erhalten geblieben.

Die Kaiserchronik oder „Der kaiser und der kunige buoch", eine monströs poetische Reichsgeschichte von Augustus bis auf Konrad III., wurde wahrscheinlich von einem Regensburger Geistlichen unter Heinrich dem Stolzen verfaßt, dessen Kriegstaten verhältnismäßig ausführlich erzählt werden. Sie mischt Morgenländisches und Abendländisches, römische und deutsche Geschichtselemente ältere Legenden und Anekdoten ohne alle historische Ordnung durcheinander.

Zwei andere Epen atmen durchaus Kreuzzugsstimmung und mögen in ihrer Weise dem Zuge Konrads III. von Hohenstaufen von 1147 vorgearbeitet haben, beide von Geistlichen gedichtet, von Pfaffen, wie sie damals genannt wurden, ohne daß es ein Schimpf sein sollte, oder nicht sowohl gedichtet als aus dem Französischen übersetzt, mit Auslassungen und Erweiterungen, wie sie für ihre Zwecke paßten: das Rolandslied des Pfaffen Konrad und das Alexanderlied des Pfaffen Lamprecht. Das erste wurde vornehmlich den geistlichen, das zweite den weltlichen Idealen der Kreuzfahrer gerecht.

*) douwen, ein Wort, von dem der Ausdruck Tod herstammt.

Rolandslied und Alexanderlied.

Initiale aus Notkers Psalterium. (Stiftsbibliothek, St Gallen.)

Das Rolandslied geleitet uns hinüber auf den Boden des karolingischen Sagenkreises und der führt seinen Namen nach Karl dem Großen. In deutschen Landen lebte mehr nur das Andenken an des Kaisers Rechtsprechung fort, wie das die Zürchersage „von Kaiser Karl und der Schlange" und in Bremen und andern deutschen Städten die Rolandssäulen bezeugen. Auf französischem Boden erwuchs im Andenken an den Kaiser und seinen großen Vorfahr Karl Martell, der 732 bei Tours und Poitiers die Macht der Mauren niedergehämmert, ein Blütenfeld patriotisch christlich poetischer Sagen, deren Duft und deren Samenkörner vom Winde weithin über die Grenzen und durch die Zeiten getragen wurden und mit denen in deutschen Landen, vornehmlich durch Ludwig Uhlands Vermittlung, auch die Jugend Bekanntschaft macht (Klein Roland 2c.).

Wie im Evangelium Christus von zwölf Aposteln, so erscheint in der Dichtung der Frankenherrscher von zwölf Paladinen oder Helden umgeben. Und wie dort, so fehlt auch hier der Verräter nicht. Auf einer Kreuzfahrt in einem Schiffe vereinigt führt sie uns Uhland in einem hübschen Gedichte vor:

König Karls Meerfahrt.

„Der König Karl fuhr über Meer
Mit seinen zwölf Genossen,
Zum heil'gen Lande steuert er
Und ward vom Sturm verstoßen.

Da sprach der kühne Held Roland:
„Ich kann wohl fechten und schirmen,
Doch hält mir diese Kunst nicht Stand
Vor Wellen und vor Stürmen."

Dann sprach Herr Holger aus Dänemark:
„Ich kann die Harfe schlagen;
Was hilft mir das, wenn also stark
Die Wind' und Wellen jagen?"

Herr Oliver war auch nicht froh,
Er sah auf seine Wehre:
„Es ist mir um mich selbst nicht so,
Wie um die Altecläre."

Dann sprach der schlimme Ganelon,
Er sprach es nur verstohlen:
„Wär' ich mit guter Art davon,
Möcht' euch der Teufel holen!"

Erzbischof Turpin seufzte sehr:
„Wir sind die Gottesstreiter;
Komm, lieber Heiland, über das Meer
Und führ uns gnädig weiter!"

Graf Richard Ohnefurcht hub an:
„Ihr Geister aus der Hölle!
Ich hab' euch manchen Dienst getan,
Jetzt helft mir von der Stelle!"

Herr Naimes diesen Ausspruch tat:
„Schon vielen riet ich heuer,
Doch süßes Wasser und guter Rat
Sind oft zu Schiffe teuer."

Da sprach der graue Held Riol:
„Ich bin ein alter Degen
Und möchte meinen Leichnam wohl
Dereinst ins Trockne legen.

Es war Herr Gui, ein Ritter fein,
Der fing wohl an zu singen:
‚Ich wollt', ich wär' ein Vögelein,
Wollt mich zu Liebchen schwingen."

Da sprach der edle Graf Garein:
‚Gott helf' uns aus der Schwere!
Ich trink' viel lieber den roten Wein,
Als Wasser aus dem Meere."

Herr Lambert sprach, ein Jüngling frisch:
„Gott woll' uns nicht vergessen!
Aß lieber selbst 'nen guten Fisch,
Statt daß mich Fische fressen."

Da sprach Herr Gottfried lobesan:
„Ich laß' mir's halt gefallen!
Man richtet mir nicht anders an,
Als meinen Brüdern allen."

Der König Karl am Steuer saß,
Der hat kein Wort gesprochen.
Er lenkt das Schiff mit festem Maß,
Bis sich der Sturm gebrochen."

Der König Karl am Steuer saß. Der lenkte das Schiff des Frankenreiches. Der führte die großen Kriege wider die Sachsen, Mauren, Langobarden und Slaven.

Von Roland hat die Geschichte sehr wenig zu melden. Einhart berichtet bloß, nachdem Karls Heer Saragossa erobert, sei es auf seinem Rückzug in den Pyrenäen durch den Überfall eines Bergvolkes nicht unbedeutend geschädigt worden und dabei sei denn Hruodlandus geblieben. Der Kaiser trat in der Sage zurück, und gerade jener Hruodlandus wurde der Kern, um den sie nun ihre leuchtenden Kristallbildungen ansetzte. So pflegt die Sage ja zu verfahren. Mit königlicher Freiheit formt sie den Stoff, sicher erfaßt sie den Geist der Zeit, die Gesinnung, aus der die Taten erwuchsen, die Stimmung des Volkes, sein Ideal, und königlich herrscht sie dann in den Gemütern und hell überstrahlen ihre Lieblinge die Gestalten der nüchternen Wirklichkeit. „Was sich nie und nirgends hat begeben, das allein veraltet nie," ruft Schiller mit seiner gewohnten Kühnheit.

Mit den Klängen eines Rolandsliedes zogen 1066 die Normannen in die Hastingsschlacht. Drum berichtet Uhland:

„Der Taillefer ritt vor allem Normannenheer
Auf einem hohen Pferde mit Schwert und mit Speer;
Er sang so herrlich; das klang über Hastingsfeld!
Von Roland sang er und manchem frommen Held.

Und als das Rolandslied wie ein Sturm erscholl,
Da wallte manch Panier, manch Herze schwoll,
Da brannten Ritter und Mannen von hohem Mut;
Der Taillefer sang und schürte das Feuer gut."

Die Zeit der Kreuzzüge goß neues Öl in die Flamme des Sagenstoffs. Als ein Kreuzzug erschien jetzt Karls Kampf mit den Mauren und Rolands Tod in Ronceval als ein Sinnbild der zeitlich unterliegenden und dennoch in ewiger Herrlichkeit siegenden Gemeinde des Herrn. Die Helden wurden alle zu Glaubenshelden und wollten das Himmelreich erkämpfen.

Von dem französischen Nationalepos liegt eine vortreffliche Übersetzung vor von W. Hertz.

Der Pfaffe Konrad am Hofe des Herzogs Heinrich des Stolzen ließ in seiner Dichtung mit aller Kraft das Motiv der kriegerischen Frömmigkeit wirken, doch nicht wie sein Vorbild das der Vaterlandsliebe. Manches Gewaltsame hat er gemildert manches Rohe getilgt. Sein Epos hat 9000 Verse und die Handschriften wurden mit hübschen Bildern geschmückt. Das Gedicht beginnt mit einer Anrufung Gottes, die später noch oft verwertet wurde. Sie lautet:

„Schöpfer aller Dinge,
Kaiser aller Könige,
Wohl, du oberster Ewart (Priester),
Lehre mich selbst deine Worte!
Sende mir zu Munde
Deine heilige Urkunde,
Daß ich die Lüge vermeide,
Die Wahrheit schreibe
Von einem teuerlichen Mann,
Wie er das Gottesreich gewann:
Das ist Karl der Kaiser" ꝛc.

Ein Engel ruft Kaiser Karl, auszuziehen nach Spanien zur Bekehrung der Mauren und gibt ihm für Roland seinen Neffen, das Schwert Durandart und das Horn Olivant. So zieht der Kaiser mit seinen zwölf Paladinen und zahllosem Kriegsheere aus, erobert die Städte und Burgen der Heiden und zwingt sie unter das Kreuz. Da sendet Marsili, der König von Saragossa Friedensboten an ihn mit reichen Gaben und verspricht Zins und Taufe Geiseln und Schätze. Auf Rolands Rat wird der schlimme Genelun (Ganelon), dessen Stiefvater und Schwager des Kaisers, zu den Mauren entsendet, zu erforschen ob sie's in Treuen meinen. Aber Genelun wird selber zum Verräter und macht mit den Heiden einen Bund. Während der Kaiser, nachdem er Geiseln und Schätze empfangen hat, über die Berge heimzieht wird Roland, den Karl zurückgelassen und mit Hispanien belehnt, im Tal von Ronceval überfallen. Nach langem, furchtbarem Streite schon Sieger aber von immer neuen Scharen bedrängt, bläst er in sein Horn, das wie ein Donner dahindröhnt. Karl antwortet mit dem Schall von 60 000 Hörnern und kehrt sofort um zu Rettung oder Rache. Indessen sind schon Roland und alle die übrigen Paladine und viele tausend edle Helden gefallen; Roland hat zuvor sein Schwert, nachdem er vergeblich an einem Felsen zu zerschlagen versucht, in die Hände des rechten Streiters, Christi, zurückgegeben. Der Kaiser rächt sich an den Sarazenen; dann setzt er sich auf einen Stein, blutige Tränen weinend, noch bis zu dieser Stunde ist der Stein von Tränen naß. Der Verräter Genelun erhält seinen Lohn durch einen schmählichen Tod: in Aachen gerichtet, wird er von wilden Pferden zerrissen. (Bäßler, Heldengeschichten.)

Neben dem Liede vom Helden Roland erscheint das Epos von Alexander dem Großen als die wertvollste Dichtung der Vorbereitungszeit. Antike Stoffe erfreuten sich längst der Gunst der Muse. Aber hier mußten die Helden Homers wie König Alexander sich's gefallen lassen, als deutsche Ritter

behandelt zu werden. Trügen sie deutsche Namen, sie unterschieden sich in nichts von den Herren Iwein, Gawein, Lanzelot, Wigalois u. s. w. Weder im staatlichen noch im geistigen Leben war der Deutsche dieses Zeitalters geneigt, sein Wesen dem fremden aufzuopfern.

In dem Eroberer Alexander dem Großen fanden die Kreuzfahrer sich selber wieder. Sein Leben war längst zum Roman geworden. Was auf den Heerfahrten ins Morgenland ihre Phantasie erfüllt, ihr Gemüt erregt, sie trugen es auf Alexander über und führten ihn von Wunder zu Wunder. Nach dem Vorbilde des Aubry von Besançon (Alberich von Bisanzün) schrieb der Pfaffe Lamprecht vom Niederrhein um 1130 sein Alexanderlied in Reimversen, die hin und wieder mit ihrer markigen Kraft an die Töne des Hildebrandsliedes erinnern.

Erst erzählt es von zahlreichen Kämpfen und Schlachten. Nachdem Alexander mit kühner List durch Verwendung von griechischem Feuer die Elefanten zum Weichen gebracht und ganze Reihen von Griechen und „Mohren" gefällt hat, ficht er mit Porus im Einzelkampf. Da zucken die Herren ihre Schwerter, sie springen zusammen, es klingen die Schneiden, sie hauen wie Waldeber widereinander, Neid ist unter ihnen, groß ist der Stahle Schall, aus den Schildrändern blitzt das Feuer, und wieder springen sie zum Angriff und grimmig fallen die Schwertecken auf Harnisch, Helm und Kriegsgewand. Nun erst beginnt der Kampf der Massen und die grünen Wiesen werden rot und die Furchen füllen sich mit Blut. Aber der Dichter kennt auch das Zarte. Er empfindet Mitleid mit den Besiegten, und mitten im Leben des Eroberers steht ein liebliches Idyll: die bekannte Sage von den Blumenmädchen.

Alexander betrat mit seinem Heer einen dunkeln Wald. Weithin streckten die hohen Bäume ihre Äste ineinander und nicht vermochte der Schein der Sonne hindurchzudringen. Kühle Quellen rannen vom Walde hinab ins Tal. Süßer Vogelgesang erklang und hallte in den Schatten wieder. Den Boden bedeckten in weiter Runde wunderbar große Blumenknospen von Kugelgestalt, rosenfarb und weiß und noch fest geschlossen. Da öffneten sie ihre duftenden Kelche und siehe — Mägdlein gingen heraus, rot wie das Morgenrot und licht wie der Tag, wie zwölfjährig waren sie anzuschauen, und scherzend und lachend in zierlichen Reigen schwebten und schweiften sie auf und ab und im Wettstreit mit den Vöglein erhoben sie tausendstimmigen Freudengesang. Rot und weiß gekleidet wie die Blumen, aus deren Blättern sie entschlüpften, waren sie Kinder der grünen Schatten und der stillen Waldeinsamkeit. Beschien sie die Sonne mit glühendem Strahle, so welkten sie. Sie lebten nur so lang wie die Blumen; sie waren wie diese Sommerkinder und der Herbst rief sie zum Tode. Drei Monde der Wonnen gingen hin „und die Blumen alle verdarben und die schönen Mägdlein starben, ihr Laub die Bäume ließen, die Brunnen all ihr Fließen, die Vögelein ihr Singen, und die Freuden zergingen."

Neben den anmutigen Schilderungen fehlen aber dem Gedichte auch die ernsten und großen Gedanken nicht. Nach manchem Erlebnis gelangt Alexander

an der Welt Abgrund, wo der Himmel sich dreht, wie um die Achse ein Rad. Auch von den Engeln fordert er Zins. Vor der Pforte des Paradieses langt er an und will eingelassen werden. Da reicht ihm ein alter Mann einen Stein, aus dem soll er lernen, wie es um ihn steht. Er kehrt zurück nach Griechenland und alle Weisen der Welt versuchen umsonst, den Stein zu deuten. Endlich verschafft ihm ein Jude Belehrung und der König muß hören, daß der Stein, der schwerer ist als Gold und leichter als ein wenig Erde und eine Flaumfeder, ein Abbild seines Hochmutes sei. Nur mit Demut sei das Paradies zu erobern, nicht mit Gewalt und „Gierigkeit". Alexander geht in sich, wird still und demütig, regiert zwölf Jahre mit Weisheit und Milde und stirbt dann an Gift. Da blieb ihm von allem, was er errungen, nicht mehr als ein sieben Fuß langer Strich Erde wie dem ärmsten Mann. „O Eitelkeit der Eitelkeiten! Es ist alles eitel und Weiden an Wind!" Das ist der Grundton, der das Finale der Erzählung durchklingt.

Dem Annolied und der Kaiserchronik, dem Rolands- und dem Alexanderlied reihen wir noch ein drittes Paar von Dichtungen der Vorbereitungsperiode an: König Rother und Herzog Ernst. Wir möchten die beiden Fahrzeuge unter dem Wimpel segeln lassen:

„In diesen Liedern suche du
Nach keinem ernsten Ziel!
Ein wenig Schmerz, ein wenig Lust,
Und alles war ein Spiel."

C. F. Meyer.

Kreuzzugsabenteuer und Kreuzfahrerphantasien mit alten Sagen und Märchen verweben sie zu heiter und lässlich ansprechenden Bildern, und wir können uns wohl vorstellen, wie unter der Linde oder in der Hofburg, den langen grauen Winter hindurch, vor den Zelten im Lager unter funkelnden Sternen oder auf der Rast in öden Weiten mit deren Vortrag der wandernde Spielmann Kurzweil und frohe Laune schuf. Zerbreche sich keiner den Kopf, tiefe Weisheit in ihnen zu suchen.

König Rother und Herzog Ernst.

Das erste Epos berichtet: Zu Bari in Apulien — das ist ein Ort, wo sich zahlreiche Kreuzfahrer einschifften — residierte König Rother, dem es an nichts gebrach als an einer seiner würdigen Gattin. Da hörte er von der Kaisertochter in Konstantinopel und sandte zwölf Grafen als Werber aus. Sie wurden unliebsam empfangen und in einen finstern Kerker geworfen. Aber die Kunde von ihrem Leid ging König Rother zu Herzen. Er segelte selber nach der Kaiserstadt, nannte sich Dietrich und gab vor, er sei von König Rother vertrieben. Ein Gefolge treuer Mannen begleitete ihn, der Riese Asprian mit seinen Genossen. Widolt war von so grimmigem Mute, daß er immer in Ketten gehalten ward und nur vor dem Kampfe losgelassen werden durfte, und Asprian von so gewaltiger Kraft, daß er am Hof in Konstantinopel mit seinem Fuß tief in den Boden hinein stampfte und im Palast einen zahmen Löwen wie ein windiges Hündlein an die Wand warf und zerschmetterte. Die Recken verschafften sich Respekt und König Rother gewann durch Huld und Gaben das Volk und die Liebe der Kaiserstochter. Sie berief ihn heimlich in ihr Gemach und da verlobte er sich mit ihr: nach uraltem Brauch hielt er ihren Fuß in seinem Schoß und zog ihr einen goldenen Schuh an. Sie wußte die Gefangenen zu befreien, und nachdem König Rother mit seinen Mannen des Kaisers Feind Ymelot von Babylon hatte schlagen helfen, gelang es ihm, mit seiner Braut an den heimischen Strand zu entrinnen. Aber hier wurde sie ihm durch einen verkleideten Spielmann entrissen und wieder zu ihrem Vater entführt. Nun zog Rother mit Heeresmacht nach Konstantinopel, ließ das Heer vor den Mauern halten und ging als Pilger verkleidet mit wenigen Getreuen in des Kaisers Palast. Da kam er eben dazu, wie seine Gattin mit Ymelots Sohn vermählt werden sollte. Bei dem Feste mit seinen Rittern unter den Tischen versteckt, konnte er ihr einen Ring zustecken, woran sie ihn erkannte: er wurde aber entdeckt und sollte draußen vor der Stadt hingerichtet werden. Da wurde er durch einen Grafen Arnold befreit, dem er früher Gutes erwiesen, versöhnte sich mit dem Kaiser und zog mit seiner Gattin vereint nach Bari, wo sie ihm bald einen Sohn gebar. Der wurde Pipin genannt, wuchs kräftig heran, übernahm die Regierung und die beiden Eltern zogen sich in die Stille zurück und bedachten ihr Seelenheil. Pipin aber wurde der Vater Karls des Großen.

Das Werk wurde von einem niederrheinischen Spielmann um 1140 in Bayern verfaßt, zwischen dem ersten und zweiten Kreuzzug also.

Einer noch viel lebhaftern Gunst erfreute sich die Sage von Herzog Ernst. Wurde sie doch vom Jahr 1180 hinweg, wo sie in einer Dichtung verarbeitet wurde, von der bloß noch Bruchstücke vorhanden sind, immer aufs

neue wieder erzählt, sogar in zierlichem Latein, und ist das Volksbuch von Herzog Ernst noch heutzutage in den Meßbuden zu kaufen.

Solch unverwüstliche Lebenskraft hat ihren Grund. Zum ersten ist er darin zu suchen, daß sie als echtes Erzeugnis des Volksgeistes aus wirklich historischen Erinnerungen erwuchs und zwar aus einander nah verwandten Erinnerungen dreier verschiedenartigen Zeitalter, der Karolinger, der Ottonen und des salischen Kaisers Konrad II. Und ein unverwüstlicher Zauber haftete an den uralten orientalisch deutschen Märchen, die sie dann in ihr Gewebe verflocht.

Zu einer eigentlichen Kreuzfahrer-Odyssee stempelten diese die Erzählung. Im fünfzehnten Jahrhundert flog sie als Volkslied durch das Land und dieses Lied wurde so beliebt, daß der „Berner Ton", die Strophenform, in dem es verfaßt war, fortan auch den Nebennamen „Herzog Ernsts Ton" erhielt. Was fabuliert sie denn, diese deutsche Odyssee? Sie erzählt: Herzog Ernst von Bayern war vermählt mit der schönen Adelheid. Diese schenkte ihm einen Sohn, der gleich wie sein Vater geheißen wurde. Der Vater starb. Der Sohn wuchs heran und wurde die Blüte aller Tugend. Auf seinen dringenden Rat vermählte sich seine Mutter mit Kaiser Otto, der um sie warb. Erst lebten sie glücklich und vergnügt. Dann aber wurde des Kaisers Argwohn wachgerufen durch eine Einflüsterung des falschen Pfalzgrafen Heinrich, sein Stiefsohn Ernst trachte ihm zu töten. Otto warf seinen heftigen Haß auf den Angeklagten und sandte den Pfalzgrafen mit reisigem Kriegsvolk wider ihn aus. Herzog Ernst wurde in all seinem Tun durch einen treuen Freund unterstützt, den Grafen Wetzel, und behielt das Feld. Da der Kaiser sich auch durch die Adelheid nicht besänftigen ließ, ritt Herzog Ernst mit Wetzel und einem Diener nach Speier, traf den Pfalzgrafen Heinrich bei dem Kaiser allein, schlug ihm das Haupt ab und ritt wieder weg. **Nun wieder Krieg.**

Da aber Herzog Ernst nicht länger den Kaiser bekämpfen wollte, schlug er seinen Genossen vor, einen Zug nach dem heiligen Grabe zu tun, und sie stimmten ihm freudig bei. Adelheid sandte ihrem Sohn reiche Geschenke und wünschte ihm tausend gute Nacht, und nun zog er mit seinen Rittern durchs Ungarland nach Konstantinopel. Dort wurden sie mit großen Ehren empfangen. Reichlich mit Vorräten ausgerüstet, stießen sie dann mit vielen Schiffen vom Land und fuhren **übers Meer.**

Von grausamen Sturmwinden überfallen, landeten sie auf der Insel Grippia (Cypern) und fanden hier eine einsame Burg, prächtig erbaut und ausgeschmückt aber vollständig menschenleer. Mehrere Tage taten sie sich gütlich an köstlichen Speisen und kühlem Wein. Aus silbernen Röhren sprudelte das Wasser in goldene Badekufen und sie erquickten Leib und Seele. Aber eines Morgens erhob sich rings um die Burg ein wüstes Geschrei, es klang wie von Kranichen, und ein unübersehbares Heer rückte an, das Volk der häßlichen Schnabelleute, alle prächtig in Seide gekleidet, aber mit langen dürren Hälsen und ellenlangen spitzen Schnäbeln. Aus Indien kamen sie daher; dort hatten sie eine schöne Königstochter geraubt und führten sie nun in ihrer Mitte. Wie eine betaute

loſe unter Tränen war ſie bei den Ungeheuern zu ſehen. Von Mitleid ergriffen elen Ernſt und ſeine Mannen über das Schnabelvieh her und ſchlugen ihrer im rimmigen Kampfe viele tauſend tot, verloren auch ſelber fünfhundert Mann, mſonſt: ſie konnten das Königskind nicht erretten; denn die Jungfrau wurde on den ſcharfen Schnäbeln des Kranichvolkes totgeſtochen.

Die Helden gingen wieder zur See. Da ſahen ſie ihr Schiff mit Sturmes=ewalt einem hohen Berge zutreiben. Es war der Magnetberg im Lebermeer, er alle Schiffe unaufhaltſam an ſich zog. Rings ſtarrte der Strand von Wrack nd Getrümmer und über ſie hin fuhr krachend das Schiff von Herzog Ernſt. lles Eiſenwerk löſte ſich los und das Gebälk fiel auseinander. Das Schiffsvolk trank und nur der Führer mit ſieben Rittern lebte noch. Da ſich rieſenhafte Greifen einſtellten, um die Leichen der Ertrunkenen wegzutragen, nähten Herzog rnſt und ſeine Genoſſen ſich zu zweien in Seehundsfelle, um ſich gleichfalls weg=ragen zu laſſen und ſo über das Meer zu gelangen. Aus dem Neſte des Greifen achten ſie ſich frei und kletterten hinunter in die Wildnis. Nachdem ſie dem auf eines brauſenden Waſſers in eine tiefe Schlucht gefolgt und auf einem Floß ne dunkle Höhle durchſchifft, leuchtete ihnen mit hellem Glanze der Karfunkel=erg entgegen. Ihm entnahm Herzog Ernſt den hellen Demant, den er dann päter dem Kaiſer ſchenkte und der zum Schmuck der Krone verwendet und als er Waiſe geprieſen wurde, weil er ſeinesgleichen nicht hatte.

Im Lande der einäugigen Arimaſpen erging es unſern Landfahrern gut. Sie erwarben des Königs Gunſt und ſtritten für ſie gegen das Volk der Platt=aßler, die über Moos und Sumpf wegliefen, daß weder Roß noch Reiter ihnen t folgen vermochten, beim Unwetter aber ſich auf den Rücken legten und ihre reiten Füße wie Schirme über ihre Häupter ausbreiteten; ſie beſiegten weiter as Volk der Langohren, die ſich in ihre breiten Ohrlappen einhüllten, ferner och ein Geſchlecht der Rieſen, denen Herzog Ernſt mit ſeinen Mannen bloß bis n die Kniee reichte. Ein Mohrenſchiff trug ſie hinüber ins Land Ybian (Nubien) nd im Bunde mit deſſen chriſtlichen Fürſten warfen ſie den heidniſchen König on Babylon nieder.

Dann langten ſie endlich in Jeruſalem an und halfen den Templern das eilige Grab ſchützen. Von jeder Spezies der Beſiegten führte der Held ein remplar gefangen mit. Ihr Ruf drang bis in die ferne Heimat. Herzog Ernſt rhielt frohe Botſchaft und kehrte zurück, warf ſich in Bamberg am Weihnachts=ge Kaiſer Otto zu Füßen und es wurde noch alles gut.

Die Merkmale der Spielmannsdichtungen mit ihren Vorzügen und ihren Mängeln, mit ihrer Roheit und ihrer Zier, tragen noch andere Werke der Über=angszeit, ſo die Legende von Pilatus, ſo die vom heiligen Oswald, in der n ſprechender Rabe eine halb ernſte, halb heitere Rolle ſpielt, ſo die Dichtung on Orendel, die vieles vom heiligen Rock von Trier fabuliert, die Fragmente om Grafen Rudolf, das Tierepos Iſengrines Not von Heinrich dem Glicheſäre (dem Gleißner), und namentlich der mutwillig ausgelaſſene Schwank on Salomon und Morolf. Ihre ſchrankenlos ausgreifende Phantaſtik wird

aber von zu unbedeutenden Ideen geleitet, als daß wir des Lesers Aufmerksamkeit dafür in Anspruch nehmen möchten.

Nicht völlig dem gleichen Urteil wollen wir die weihrauchduftige Legendendichtung des Pfaffen Werner aus Bayern unterwerfen, die das Leben der Jungfrau Maria in klösterlich frommen poetischen Bildern vor des Lesers Phantasie ausbreitet. driu liet von der maget, ums Jahr 1172 nach einem lateinischen Buche gedichtet und mit 84 feinen Miniaturen (Handschriftbildern) geziert.

Im schönen Maien der deutschen Poesie.

Die Blumen sind erschienen im Lande, der Lenz ist herbeigekommen und die Stimme der Turteltaube läßt sich hören in unserem Lande.
Hohelied 2, 12.

Wem es jemals vergönnt gewesen, zur Höhe der Wartburg hinanzusteigen, wer über den lichtgrünen Wipfeln der Buchen die edlen Umrisse ihrer roten Sandsteinmauern auftauchen, den hohen Giebel ihres Palas, die Zinnen ihres Bergfrieds ragen und das Kreuz darüber schimmern sah, wer über die Zugbrücke und unter dem dunklen Torbogen hinweg eintrat in ihren äußern und innern Hof, in ihre Hallen und Gemächer mit den anmutigen Rundbogenfenstern, mit den tiefsinnig humorvollen Bildwerken der Säulenkapitäle, eintrat in die dämmerumwobenen Kemenaten der Frauen, den lichtdurchfluteten, farbig geschmückten Rittersaal, an den ernsten und heitern Sprüchen und Bildern der Wände zu ziffern begann, welche Fülle von Erinnerungen umwogte ihn da! Er dachte nicht bloß an den mutigen Mönch, der dort im Ritterhaus als Junker Georg sein Patmos gefunden und sein Tintenfaß dem Bösen entgegengeschleudert, ihm folgten die großen Schatten eines Wolfram von Eschenbach und seines Parzival, eines Walther von der Vogelweide und seiner wonnesamen Lieder, ein endloser Reigenzug märchenhaft leuchtender bunter Gestalten. Zwischen den Stämmen der Bäume den Waldweg hinunter sah er lachend und lärmend Gewappnete ziehn, dann wieder dem Tor entgegen auf müdem Rößlein in Gedanken versunken einen fahrenden Sänger mit Schwert und Harfe, und hoch von der Zinne verkündete des Wächters Horn ihr Kommen und Gehn. Wie im Traum erhob der Wartburgpilger dann seine Blicke und mit den weißen ziehenden Wolken am blauen Himmel schweifte seine Sehnsucht über Türme und Zinnen, Wipfel und Gipfel hinaus in eine ferne große Zeit voll Saitenspiel und Minnesang, voll „tumpheit“ und „saelde“, und wie die stillen Schatten der Nacht die Wälder rings in ihr Dunkel hüllten, da blitzte

elenvoll über den Zinnen ein Sternlein auf und funkelte hell und immer heller
it güldnem Strahl. das Sternlein der Liebe, und unauslöschlich blieb sein
nblick dem Wanderer eingeprägt für alle Zeiten. So funkelt über dem Leben
er Ritterzeit der Stern des holdseligen Minnegesangs und die Wartburg ragt
ie dessen versteinertes Symbol.

Deutschland erlebte eine erste Periode wahrhaft klassischer Poesie, und wie
ochgipfel im Alpenglühn leuchten die bedeutendsten Werke dieser Zeit, nämlich
er letzten Jahrzehnte des zwölften und der ersten des dreizehnten Jahrhunderts.
u uns herüber. War in der Vorbereitungszeit die Dichtkunst namentlich in den
ntern Rheinlanden gepflegt worden, so wurden nun vorzüglich Schwaben, wo

Die Wartburg im fünfzehnten Jahrhundert.

e Hohenstaufen herstammten, dann der Oberrhein, Franken, die Schweiz,
ayern und Österreich ihre Heimat, und die herrschende Sprache wurde das
ittelhochdeutsche. Wer es zu studieren beginnt, dem wird es lieb. Den
üddeutschen, den Schweizern namentlich, fällt dieses Studium leicht, weil das
ittelhochdeutsche mit ihren Dialekten eine bedeutende Ähnlichkeit hat. Unter
n Dichtern treten die Laien und unter den Laien die Ritter jetzt glänzend
rvor und prägen den Werken ihren Stempel auf. Grafen, Herzöge, ja Kaiser
ren die Kunst des Singens und Sagens durch eigene Übung oder durch die
ugend der „Milde", d. h. Freigebigkeit. Die Geistlichen suchen die immer kecker
rdringende Heerschar weltlicher Stoffe und höfischer Denkart zurückzudämmen:
n eitles Unterfangen. Die Strömung geht an ihnen vorbei, über sie hinweg

und wird vollständig Siegerin. Unter den Adeligen, vornehmlich den ärmern, erstehen viele geborne Dichter und zahlreiche weniger Begabte eifern jenen großen nach. Die Pflege von Gesang und Lied gehört nun einmal zu den Idealen der Ritter. Der niedere Spielmann, das Völklein der Fahrenden, der Gumpelmänner (diu varnde diet oder diu gernde diet, das begehrende Volk) schließt sich den feineren Sitten an oder sinkt in Verachtung.

In drei Hauptrichtungen trat die Poesie dieses Zeitraums hervor: 1. als Volks- oder Naturpoesie, 2. als höfische oder Kunstpoesie und 3. als geistliche, meist Legendendichtung. In drei Gattungen wurde sie gepflegt, als Epos (Sagen), Lyrik (Singen) und Didaktik (Predigen).

Halten wir Volks- und Kunstpoesie zum voraus etwas auseinander.

Mit frischer Kraft und verjüngter Schönheit ließ in dieser Periode die Volkspoesie die Stoffe der Götter- und Heldensage aufleben, die Recken der Völkerwanderung, die tapfern Volkskönige und ihre Getreuen, die Nibelungen und Amelungen, die Lieder von den Ursprüngen des Volks und den Taten und Schicksalen seiner Stämme, poetisch verklärt durch den magischen Schimmer, den die Ideale der Gegenwart warfen, und die Roheiten gemildert oder getilgt durch die Wirkungen des Christentums.

In verschiedenen Sagenkreisen kristallisierten sich die poetischen Stoffe der Volkspoesie. Diese Sagenkreise sind:

1. Der fränkische oder niederrheinische mit dem Helden Siegfried zu Santen im Niederland.

2. Der burgundische mit den Königen Gunther, Gernot und Giselher, ihrer Schwester Kriemhilde und den Mannen Hagen und Volker.

3. Der ostgotische mit dem glorreichen Helden Dietrich von Bern und seinem Waffenmeister Hildebrand.

4. Der hunnische mit Attila oder Etzel und dem herrlichen Helden Rüdiger von Bechlarn.

5. Der nordische normannisch-dänisch-friesische, mit Gudrun und all den Helden, die sich um sie gruppieren wie Hettel, Horant, Wate u. s. w.

6. der lombardische mit dem uns schon bekannten König Rother, ferner mit den Riesen- und Drachenbezwingern Ortnit, Hug- und Wolfdietrich.

All diese Stoffe lebten in Liedern und wanderten von Geschlecht zu Geschlecht, von Gau zu Gau. Alles war mündliche Tradition. „Wenn die Wässerlein kämen zu Hauf, gäb es wohl einen Fluß." Hier kamen die Wässerlein wirklich zusammen. Die Einzelgesänge vereinigten sich unter der Leitung kundiger Dichter zu klaren, breiten und tiefen Strömen großartiger Epen, die majestätisch fortrauschen durch alle Zeiten. Im Nibelungenliede flossen wie mit elementarer Gewalt die vier ersten der vorhin genannten Sagenkreise zu einem Ganzen zusammen.

Und was preisen diese Dichtungen als das Höchste, das Beste? Immer wieder ist es die Treue. Das ist ihre deutsche Eigenheit und gereicht ihnen wahrlich nicht zur Unehre. Unzertrennlich sind Lehnsherr und Dienstmann mit

einander verbunden. Aus der Untreue erwachsen die schlimmsten Übel, nach Schillers Wort: „Das eben ist der Fluch der bösen Tat, daß sie fortzeugend Böses muß gebären."

Wer hat die großen Volksepen geschaffen? Nicht bloß Fahrende, nehmen wir an, auch höfische Dichter haben sie formen helfen. Aber kein Name wird uns genannt. Bescheiden bleibt der Verfasser im Dunkel; er verschwindet hinter seinem Werk und nur seine Helden treten ins Licht. Alle Ehre weist er diesen seinen Lieblingen zu. Er ist nur der Verwalter des Gutes, das vom Volke stammt und dem Volke gehört, nicht sein Besitzer.

In gleichmäßigen Liederstrophen schreitet seine Erzählung fort, einfach und schmucklos, ohne langatmige Schilderungen, ohne Gleichnisse und Künstlichkeiten.

Vielfach anders verfährt die Muse der Kunstpoesie, der „Frau Aventüre". Der höfische Dichter liebt am meisten die fremden Stoffe, die Sagen aus Spanien, Britannien, Frankreich und aus dem fernen Morgenland. Mit verweilender Sorgfalt zieht er Bilder und Gleichnisse herbei. Beim Ausmalen und Schildern seelischer Vorgänge, glänzender Feste, bunter Rüstungen, höfischer Sitte hält er sich mit Vorliebe auf. (Fünfhundert, sage fünfhundert Zeilen verwendet Hartmann von Aue in seinem Erek auf die Schilderung eines Rosses.) Das höfische Epos bewegt sich nicht in Strophen fort, vielmehr wie die bisher erwähnten Dichtungen aus der Übergangszeit in kurzen Reimpaaren und zwar so, daß die Zeilen mit männlichem Reime 4, die mit weiblichem 3 Akzente aufweisen. Ihrem Rhythmus nach erinnert diese Form wieder stark an die Stabreimverse zurück.

Treten wir nach diesem vorläufig orientierenden Überblick den großen Volksdichtungen näher. Es ist uns dabei, als spähten wir hinein in das lichtdurchfunkelte Dämmerdunkel eines deutschen Waldes und sähen kein Ende, und jeder dröhnende Waldhornruf weckt ein vielfach verhallend Echo.

Die großen Volksepen.

Das Nibelungenlied.

Rache trägt keine Frucht. Sich selbst ist sie die fürchterliche Nahrung; ihr Genuß ist Mord und ihre Sättigung das Grausen.

Schiller.

Eine Welt von Helden und Heldentaten entrollt das Nibelungenlied vor uns. „Die Kenntnis dieses Gedichtes," urteilte Goethe, „gehört zu einer Bildungsstufe der Nation. Jedermann sollte es lesen damit er nach dem Maße seines Vermögens die Wirkung davon empfange." Man hat es das Lied der Treue genannt. Es ist wohl eher das Lied der Rache,

„Ein gewaltiges Lied von der mächtigen Frau, die erst als zarteste Jungfrau
Dasteht und verschämt voll schüchterner Huld dem erhabenen Helden die Hand reicht
Bis dann sie zuletzt, durchs Leben gestählt, durch glühende Rache geartet,
Grau'nvoll auftritt, in den Händen ein Schwert und das Haupt des enthaupteten Bruders."

Sollten wir uns dessen schämen? An und für sich ist die Rache eine Forderung, die mit der Idee des Rechts unzertrennlich verknüpft ist. Schuld heischt Sühne. Unser Gefühl verlangt durchaus, daß das Recht zu seinem Rechte komme, daß es, wo es niedergeworfen worden, wiederhergestellt werde. „Ein Oberhaupt muß sein, ein höchster Richter, wo man das Recht mag finden in dem Streit." Und es ist natürlich, daß wo keiner vorhanden, der Beleidigte sich selber zu helfen sucht. Aber bei dem Menschen geht mit dem Drang nach Genugtuung, nach Wiederherstellung leicht Haß und Feindschaft Hand in Hand. Vergleiche Michael Kohlhaas in der Novelle von H. von Kleist. Gott allein ist der rechte Richter. „Mein ist die Rache, ich will vergelten," spricht der Herr. Und deshalb geht im Nibelungenlied auch aus der allergerechtesten Rache nur Unheil und Verderben hervor und muß die Liebe, wie der letzte Satz wehmütig andeutet, „ze allerjungeist" mit Leide lohnen.

Mit dem Inhalt des gewaltigen Volksepos uns vertraut zu machen, so weit es im Rahmen unseres Buches möglich, geben wir dem trefflichen Vilmar das Wort. Seine Darstellung ist unter allen uns bekannten noch immer weitaus die beste.

„Im Burgundenlande auf der alten Königsburg, zu Worms an dem Rheine, wuchs eine edle Königstochter nach des Vaters frühem Tode zur blühenden Jungfrau heran, voll Liebreiz und Anmut. Leise, ahnungsreiche Träume umschweben das sinnende Haupt der lieblichen Kriemhild in der stillen Abgeschiedenheit, in welcher sie, der edlen Zucht und Sitte ihrer Zeit gemäß, ihre Kindheit und erst

Jugend verlebte. Einen Falken, so zeigt ihr ein Traumgesicht, zieht sie auf und pflegt ihn als ihren Schützling manchen Tag — da stürzen sich zwei Adler herab, und erdrücken mit ihren Klauen das zarte Tier vor ihren Augen. Schmerzlich bewegt erzählt die Erwachende den Traum der lieben Mutter: „der Falke", deutet diese das stille, süße und bange Ahnen der Tochter — „der Falke ist ein edler Mann, dem deine Zukunft bestimmt ist: wolle Gott ihn behüten, daß du nicht früh ihn verlierst". „Was sagt ihr, liebe Mutter, mir von einem Manne"? erwidert die Tochter; „ohne Minne eines Helden will ich bleiben, meine Jugendschönheit bewahren bis zum Tod, daß nicht meiner Liebe mit Leide zuletzt gelohnet wird." „Nun, versprich es nicht zu sehr" — wirf es nicht allzuweit weg, entgegnet die Mutter, „willst du jemals von Herzen froh werden, so geschieht dies von Mannes Minne. Du wirst eines edlen Helden schönes Weib." — So tönt wie ein leise hallender Klang aus weiter Ferne die erste Ahnung künftigen unaussprechlichen Wehs tief aus dem Herzen der zarten Jungfrau, und die Schatten dieses Traumes gehen sich fortan hin durch den heitern Himmel ihres Lebens und ihrer Liebe: dunkler und immer dunkler schweben sie über den Frühlingstagen der süßen ersten und einzigen Liebe, dunkler und immer dunkler über den fröhlichen Spielen und glänzenden Festen der Vermählung; mit fahlem bleichem Schimmer leuchtet die Sonne durch das unheimliche Helldunkel, bis sie glutrot zum Untergange sich neigt und endlich mit weithin strahlender blutiger Pracht in ewige Nacht versinkt.

Heiter in fröhlicher Jugend, stark in frischem Mannesmute und gewaltig an kühner Kraft ist inzwischen **Siegfried** im Niederland zu Santen am Rheine, Sigmunds und Sigelinden Sohn, schon als Knabe zum Helden herangewachsen und schon durch manche Lande hingezogen, um freudig seines riesigen Leibes wunderbare Stärke zu versuchen, da hört er die Kunde von der schönen Jungfrau zu Worms am Oberrhein, und der schönste und frischeste, der freudigste und herrlichste der Heldenjünglinge seiner Zeit zog aus der Heimat mit seinen Mannen, um zu Worms zu werben um die schönste, anmutigste und züchtigste Jungfrau, die in allen Landen zu finden war. Ein Ton der warnenden Ahnung läßt sich auch hier vernehmen von den Lippen des weisen Vaters, König Sigmunds, eine Träne des Schmerzes um das liebe Kind, das sie zu verlieren fürchtet, fällt aus Sigelinden Augen auf die treue, starke Hand des Sohnes — aber der Sohn zieht dahin mit reicher Gabe von Vater und Mutter entsendet. Vor der Königsburg zu Worms reiten die Fremden auf, Riesen gleich in männlicher Jugendkraft, in hergesehenem herrlichem Schmucke der Rüstungen und der Rosse. Niemand kennt die vor dem Königssaal am Rheinufer haltenden Mannen, niemand ihren Führer, den Jüngling von königlicher Gestalt. Da wird nach **Hagen** von Tronei gesandt, dem alle fremde Lande kund sind; aber auch er hat diese Helden noch niemals gesehen: „Fürsten oder Fürstenboten müssen es sein," sagt er; „von wannen sie immer kommen, es sind hochgemute Helden." Bald aber fügt er hinzu: „Ich habe zwar noch niemals Siegfried gesehen, aber ich muß glauben, daß nur er es sein könne, der dort so herrlich einhergeht; es ist Siegfried, der das Geschlecht der Nibelungen besiegte, der den unermeßlichen Schatz an edlem Gestein und rotem

Gold dem finstern Geschlechte Schilbungs und Nibelungs abgewann und Land und Leute der Besiegten in Besitz nahm, der dem Zwerg Alberich die unsichtbar machende Tarnkappe im heißen Kampf entriß — derselbe Siegfried, der auch einen Linddrachen schlug und in dem Blute sich badete, daß seine Haut wie Horn unverwundbar wurde. Solche Helden sollen wir freundlich empfahen, daß wir nicht des schnellen Recken Haß auf uns laden mögen." — Siegfried wird herrlich empfangen, köstlich bewirtet. Fröhliche Kampfspiele werden auf dem Hof des Königspalastes gehalten; Kriemhild schaut verstohlen durch das Fenster und im Anschauen des starken Heldenjünglings vergißt sie alle Kurzweile, alle Spiele mit den Gefährtinnen, alle sinnlichen Beschäftigungen der stillen Jungfraueneinsamkeit. Aber ein ganzes Jahr weilt Siegfried am Hofe der Burgundenkönige, ehe er die, um die er wirbt, nur einmal zu sehen bekommt. Er zieht aus als Kampfgenosse, gleichsam als dienender Mann des Königs, mit dem Heere und den Helden der Burgunden zu manchem Streite, zieht hin den weiten Weg vom Rhein durch Hessenland tief hinein in die Sachsengaue, deren König Liutger mit König Liutgast von Dänemark den Burgunden Krieg angekündigt hatte. Im mörderischen Kampfe ist Siegfried der gewaltigste und siegreichste der Helden; er besiegt und nimmt gefangen den Dänenkönig Liutgast, und vor des Helden Übermacht ergibt sich Liutger mit seinen Sachsen. Die Boten kommen vom Heere nach dem Rhein, den fröhlichen Sieg zu verkünden und einen derselben läßt man auch vor Kriemhild erscheinen, wissend oder ahnend daß auch ihr Herz nicht daheim zu Worms, daß es im Sachsenkriege sei. „Nun sage mir liebe Botschaft," sagt Kriemhild, „ich gebe dir all mein Gold und will dir, sagst du wahre Kunde, lebenslang hold sein." „Niemand ist herrlicher zu Ernst und Streit geritten, edle Königin, als der Gast aus Niederland; den höchsten Streit, den ersten und den letzten, den hat die Siegfriedshand bestanden. Die Geißeln, die ihr werdet kommen sehn aus Sachsen an den Rhein, die hat seine Heldenkraft bezwungen und hierher gesandt."

Zehn Mark Goldes und reiche Kleider heißt die Königsjungfrau dem willkommenen Boten geben für die Botschaft, die allen lieb, niemanden aber lieber war als der still erglühenden Jungfrau. Seitdem steht sie schweigsam am engen Fenster des Königsbaues, hinausschauend auf den Heerweg, von dannen die Sieger heimkehren sollten an den Rhein. Endlich erscheint das siegesfrohe Ritterheer und die Jungfrau sieht das fröhliche Getümmel vor den Pforten der Burg auf dem weiten Plan am Rheine und unter den vielen Helden ihn, den Helden aller Helden, geehrt, bewundert wie keinen; aber noch immer können seine Augen die Ersehnte nicht erspähen: züchtig und still hält sie sich wie bisher in ihrer engen Kemnate. Da wird endlich ein großes heiteres Ritterspiel gehalten, und an dem fröhlichen Pfingstfeste ziehen von nah und fern die Höchsten und Besten, unter ihnen allein zweiunddreißig Fürsten, zum Hofe der Burgundenkönige. Da darf endlich auch an der Seite ihrer Mutter Ute, im Geleite von hundert schwerttragenden Kämmerern und hundert geschmückten Edelfrauen und Fräulein, Kriemhild zum ersten Mal öffentlich erscheinen, und sie geht auf wie das Morgenrot aus trüben Wolken, in mildem Schimmer der Jugend, der Schönheit und der

tillen Liebe, wie der Mond in mildem Schimmer neben den Sternen durch die Wolken leuchtet. Fern steht Siegfried: „wie könnte das ergehen, daß ich dich minnen sollte? das ist ein törichter Wahn. Soll ich dich aber verlassen, so wäre ich lieber tot." Da heißt nach höfischer Sitte Gunther auf Gernots Antrieb Siegfried herantreten, daß er ihre Schwester begrüße. Und der Held tritt heran und neigt sich minniglich vor der Jungfrau; da zieht sie zueinander der sehnenden Minne Zwang, und mit liebenden Blicken sehen sie verstohlen einander an. Noch aber wird kein Wort gewechselt, bis nach der Messe, mit der das Fest begann, die Jungfrau dem Helden Dank sagt für seinen tapfern Beistand, den er ihren Brüdern geleistet. „Das ist Euch zu Dienste geschehen, Frau Kriemhild," antwortet Siegfried, und nun, „nachdem der Mund sich auch etwas getrauet," bleibt Siegfried zwölf Tage, die Dauer des Ritterfestes über, in der Nähe des minniglichen Mägdleins. Dann ziehen die fremden Gäste von dannen, auch Siegfried rüstet sich zur Heimfahrt, „denn er getraute sich nicht zu erwerben, wozu er hatte Mut (d. h. was er wünschte)." Doch leicht läßt er sich durch die Zureden des jungen Giselher bestimmen, noch länger da zu verweilen, wo er, wie das Lied treuherzig sagt, am liebsten war, und wo er täglich die schöne Kriemhild sah.

Nun aber war eine Königin gesessen jenseit der See; herrlich in wunderbarer Schönheit, aber auch herrlich in wunderbarer, fast unheimlicher Kraft; mit Männern, die ihre Minne begehrten, warf sie um diese Minne die Lanzen, schleuderte sie den Wurfstein und sprang dem geworfenen Steine nach in kühnem Sprunge: nur dem, der ohne Wanken in jedem dieser drei Spiele sie besiegte, wollte sie sich ergeben. Wer unterlag, verlor das Haupt. Schon mancher Held war umsonst gefahren nach der Minne der starken Kampfjungfrau Brunhild, um niemals wiederzukehren; da beschließt der König Gunther von Burgundenland, das Leben um ihre Minne zu wagen, und fordert Siegfried auf, ihm bei der Werbung zu helfen. Siegfried sagt es zu, wenn Gunther ihm seine Schwester Kriemhild zum Weibe geben wolle; Gunther gelobt, dies zu tun, sobald Brunhild in sein Land werde gekommen sein. Mit einem Eide wird dieser Bund bekräftigt, und das Schiff zur Abfahrt gerüstet: goldfarbene Schilde und reiche Gewande werden an das Gestade getragen, und aus den Fenstern schauen die trüben Augen minniglicher Kinder den Helden nach, die unter dem schwellenden Segel am Ruder des Rheinschiffes sitzen. Denn Siegfried, der kundige Seefahrer, führt selbst das Steuerruder, und Gunther ergreift gleichfalls die Ruderstange. Nach zwölftägiger Fahrt kommen sie an vor dem Isenstein, wo Brunhilde herrscht. In fremder, unheimlicher Pracht ragen sechsundachtzig Türme an dem Seegestade empor, drei weite Paläste (Wohnhäuser) und einen großen Herrensaal umschließend, alle von grünem Marmorstein erbaut. Nur Siegfried allein ist dieses ferne Land, ist diese wunderbare Burg, ist die stolze Bewohnerin und Herrin selbst bekannt. Und auch die hehre Maid kennt den Helden, der sich ihr nahet, wohl, nur zu wohl: „Seid willkommen," sagt sie, ohne erst zu fragen, wer er sei, „seid willkommen, Herr Siegfried, hier in meinem Lande; was bedeutet eure Reise? das möcht' ich gern wissen." „Da steht," entgegnete Siegfried der Fragenden, „Gunther,

ein König bei dem Rheine, der deine Minne zu erwerben begehrt; er ist mein Herr, ich sein Mann; um deinetwillen kommen wir." Jetzt beginnen die Kampfspiele; Gunther aber, unfähig, gegen die dämonischen Kräfte der starken Jungfrau sich zu behaupten, wird von Siegfried vertreten. Dieser hüllt sich in seine Tarnhaut (den unsichtbar machenden Überwurf), um unsichtbar für Gunther die Kämpfe zu bestehen; Gunther soll nur Scheinkämpfer sein. Der Königin Brunhild trägt man ihren ungefügen Ger, mit dem sie zu allen Zeiten zu schießen pflegte, mit schwerer Stange und breitem Eisen, das an seinen drei Ecken grimmig schneidet, herbei; herbei auch in den Kampfkreis einen ungeheuren, runden Wurfstein, an dem zwölf Helden zu tragen haben. Sie windet die Ärmel auf an den weißen Armen, faßt den Schild, zuckt den Ger aufwärts — da beginnt der Streit. Gunther, dem Siegfried gleich wie den andern unsichtbar ist, bebt vor der schrecklichen und doch begehrten Gegnerin; da nahet ihm Siegfried, läßt sich den Schild von Gunther geben und heißt ihn nur die Gebärde des Kampfes machen: und wie freut sich Gunther, als er Siegfrieds helfende Nähe bemerkt! Jetzt schleudert die Walküre den Speer, und die Funken fliegen wie vom Wind gewehte Flammen von dem Schilde des Gegners, in welches der Speer einschlägt; Siegfried wankt, aber bald steht er wieder fest und schleudert mit noch wilderer Kraft den Speer nach der Jungfrau. Sie fängt ihn mit dem Schilde, aber sie fällt. „Habe Dank für den Schuß" — ruft die Gewaltige, sofort wieder aufspringend — „habe Dank, edler Ritter Gunther!" Und zornig, besiegt zu sein, eilt sie nach dem Steine, ergreift ihn, schwingt ihn mit gewaltigem Arme, schleudert ihn weit hin und springt dem geworfenen mit fliegendem Kriegssprunge nach und über ihn hinaus, daß laut ihr Eisengewand erklingt. Aber der kühne kräftige Siegfried, langen und schnellen Leibes, faßt augenblicklich den Stein, schwingt ihn und wirft ihn weit über die Kämpferin hinweg, und im Wurfe springt er, den König noch dazu unter dem Arme tragend, mit übermenschlichen Kräften den ungeheuren Sprung, weiter noch als die Walküre gesprungen war. Und diese wendet sich augenblicklich zu ihrem Heergefolge: „Mage und Mannen, kommt heran, ihr sollt König Gunther alle werden untertan." Es wird zur Heimfahrt gerüstet, und nachdem Siegfried erst noch sein Nibelungenreich besucht, Mannen von dort aufgeboten und reiche Schätze mitgenommen, fahren die Helden, Siegfried als Verkünder des gewonnenen Sieges und der heimkommenden Königin des Landes voran, über die See und rheinaufwärts nach Worms zurück. Das Ziel ist erreicht: wie Brunhild mit Gunther, so wird Kriemhild mit Siegfried verlobt; in des Helden Arme wird gelegt das minnigliche Kind, und im Angesichte der Könige und der zahlreichen Gefolgsherrn gibt und empfängt die Braut den ersten, den Verlobungskuß.

Aber den Glücklichen gegenüber sitzt finstern Antlitzes das andere Paar, Gunther und Brunhild; Tränen fallen über die lichten Wangen der schönen, hohen Brunhild. Erstaunt und besorgt, weil schlagenden Gewissens, fragt Gunther nach der Ursache der Tränen; und Brunhild gibt zur Antwort: „Um Kriemhild, deine Schwester, weine ich, daß du sie nicht einem Könige, sondern einem deiner

Mannen gegeben und durch die Heirat mit einem Eigenholden erniedrigt hast." „Seid still, schöne Frau," entgegnet Gunther, „das will ich euch zu andrer Zeit erzählen, warum ich Siegfried meine Schwester gegeben habe, sie wird mit diesem Helden ein fröhliches Leben führen."

Damit ist der erste Wurf des unheilvollen Knotens geschürzt, doch weder vollständig, noch ganz so, daß wir auf den ersten Blick seine tiefsten, geheimsten Windungen durchschauten. — Wir bemerkten vorher, daß Siegfried und Brunhild, bei ihrem ersten Zusammentreffen, welches uns hier erzählt wird, sich gegenseitig bekannt sind; wir sehen hier Brunhild um einer Veranlassung willen über Siegfrieds Vermählung weinen, die sichtlich nur Vorwand ist — denn daß Siegfried ein König ist, gleich Gunther, konnte sie auf die erste Frage erfahren, ja sie mußte es bereits wissen. Gunther gibt die ausweichende Antwort eben so augenscheinlich nur darum, damit er sich selbst nicht bloßstelle. Wir vermuten leicht, und meine Leser werden es längst ohne meine Bemerkung erraten haben: Brunhild hat ältere Ansprüche auf Siegfried; die längst erloschene Liebe facht jetzt in glühenden Flammen der Eifersucht wieder auf. Und so ist es. Hier greift noch die uns sonst unsichtbar gewordene Hand altheidnischer Göttersage herein in unsere Heldensage und zeichnet gleichsam ihr Fluchwort an die Wand, mit schwerer Ahnung, mit zuckendem Entsetzen die Herzen aller Anwesenden erfüllend. Brunhild — so wissen wir aus den nordischen Sagen, welche die heidnische Gestalt dieses ursprünglich in Deutschland heimischen Mythus uns aufbewahrt haben — Brunhild ist, wie ich sie schon zu nennen mir erlaubte, eine Walküre, eine Schlachtjungfrau des höchsten Gottes der germanischen Welt, Wuotans (seltsamer Weise besser bekannt unter dem fremden Namen Odin), und dieser hat sie durch einen Stich mit dem zauberhaften Schlafdorn in den Schlaf versenkt und mit einem Walle von riesigen Feuerflammen, in eine Waberlohe, zur Strafe eingeschlossen. Da nahet, nicht der Held, sondern der heitere, siegmächtige Gott, der Sonnengott und Frühlingsgott, Siegfried, Siegfried der Welsung, der Gott der Naturherrlichkeit mit den sonnenhellen, leuchtenden Augen, durchbricht den Flammenwall, erweckt und erlöst die Eingeschlossene und vermählt sich mit ihr, der Sonnengott mit der Erdenjungfrau. Aber nur kurz ist die bräutliche, die hochzeitliche Freude — Siegfried scheidet, scheidet für immer von der jungen Braut, wie das Jahr in seinem nie verweilenden, erbarmungslosen Fortschritte sich scheidet von der ersten Liebe des grünenden Frühlings, um sich hinzuneigen zur zweiten Liebe des glühenden Sommers.

Ich habe gewiß kaum nötig zu erinnern, daß ich auch mit diesem Mythus keineswegs etwas ganz Neues erzähle: noch heute lebt ja die gewaltige im Flammenwall eingeschlossene Walküre in unserm Munde, entkleidet freilich ihrer Stahlwaffen, entkleidet ihrer strengen, hohen Herrlichkeit, entkleidet auch ihres Flammenhortes und verwandelt in eine wunderliebliche, verzauberte Jungfrau, die, von einer Spindel gestochen, hinter einem Dornenwall schläft, bis der erlösende Held kommt. Es ist das heitere Märchen vom Dornröschen, in dem wir heute noch die tiefsinnigen Sagen unserer heidnischen Väter wiederholen.

Diese älteste Gestalt der Sage, dieser mythische Hintergrund ist im Nibelungenliede, wie es uns erhalten ist, entweder vorausgesetzt oder absichtlich unterdrückt, oder er ist zu der Zeit, als unser Lied seine jetzige Gestalt erhielt, schon so verdunkelt gewesen, daß die Erzählung sich nicht mehr darauf einlassen konnte — genug, dieser Mythus ist verschwiegen worden; er ist verstummt, aber so, daß er gleichsam die Lippen öffnet, um sich bemerkbar zu machen. Und ziehen wir diesen nur leise vorgeschobenen Vorhang zurück — welche Tiefe, welcher Abgrund von Wundern tut sich da nicht vor unsern Augen auf! Die Walküren in ihrer Halbgottherrlichkeit, und Siegfried, der leuchtende Gott in seiner übermenschlichen Pracht und Stärke, und Wuotan, der Weltenherr und Siegverleiher, und neben ihnen, wollten wir den Mythus weiter verfolgen, Donar und Ziu, Fro und Frowa und all die wunderbaren, bald ungeheuren, bald sonnenmilden Gestalten unserer ältesten heidnischen Mythologie! und hinter diesen, hinter Siegfried und Wuotan, hinter der Walküre, hinter Donar und Ziu die ganze tiefsinnige, stolze, zugleich aber herbe und oft wilde Naturanschauung eines kräftigen, der Natur innig vermählten Urvolkes, tiefsinnig, stolz, herb und wild, furchtbar und erschreckend, wie die Natur selbst in ihrer überwaltigenden Kraft denen erscheint, die mit tiefem Naturgeiste ausgestattet, gleichwohl noch nicht den Odem gefühlt haben, welcher in des Anfangs Wüste und Leere geschwebt hat über den Wassern.

Kehren wir nunmehr wieder zurück zu dem Fortgang unseres Liedes, welches zwar der dämonischen Elemente des Naturlebens entkleidet ist und sie nur aus dem tieferen, dunkleren Hintergrund gleichsam lauernd hervorschauen läßt, wie wir eben sahen und noch einmal bei anderer Gelegenheit sehen werden, welches aber dafür die dämonischen Elemente des Menschenlebens, die Eifersucht, den Neid und Haß, die Mordlust und Rachsucht in ihren vollsten Erscheinungen zeigt, und zwar so wunderbar, so unauflösbar verschmolzen zeigt mit den edelsten Regungen der Menschenbrust, der Liebe, der Treue, der Dankbarkeit, wie sie eben in dem Herzen des sterblichen Menschen selbst unauflösbar verschmolzen sind, so daß ein und derselbe Pulsschlag Liebe und Haß, Neid und Dankbarkeit zugleich noch heute schlagen kann. Diese Umgestaltung der Sage und des Liedes aus dem herberen, mythischen Charakter in den milderen, menschlichen ist allein unter dem Einflusse des Christentums zu stande gekommen.

Ahnungsvoll schreitet unser Lied weiter; der erste Schritt zur Erfüllung des bangen Traumes der schönen Kriemhild, mit dem das Gedicht begann, ist geschehen: Brunhilden Eifersucht ist erweckt. Rasch folgt der zweite Schritt.

Brunhild, wenn schon besiegt, kehrt noch einmal ihren unbändigen Kriegersinn, ihre wilde Kampflust heraus: am Abend des Hochzeittages ringt sie nocheinmal mit Gunther, ihrem Neuvermählten, und dieser, jetzt der starken Hilfe Siegfrieds nicht, wie früher im Kampfesringe auf Island, sich erfreuend, muß sich schmählich überwinden und noch schmählicher fesseln lassen mit dem Gurtel seiner Braut, den sie ihm um Hände und Füße schlingt, worauf sie ihn an einen in der Wand befestigten Haken hängt; nur nach flehentlichen Bitten wird er losgeknüpft. Traurig und beschämt vertraut er sich am andern Tage seinem Helfer

Siegfried an; und dieser schlüpft abermals in seine Tarnkappe, ringt abermals mit der unbändigen Jungfrau und bezwingt sie abermals. Diesmal aber nimmt er ihr von ihr unbemerkt, ihren Gürtel und einen Ring. Beides schenkt Siegfried seiner Gemahlin Kriemhild sich und ihr und ihrem Geschlechte, ihren Brüdern und Mannen und viel tausend edlen Helden zum Verderben.

Noch aber schlummert das aus der Tiefe heraufbeschworene Unheil. Fröhlich zieht Siegfried mit der jungen Gemahlin in die Heimat zu Sigmund und Sigelinde, dem lieben Elternpaar. Sigmund tritt dem Sohne Krone und Reich Gericht, Land und Leute ab. Kriemhild genest eines Sohnes, nach dem Oheim Gunther genannt — wie auch Brunhild einen Sohn gebiert, der Siegfried genannt wird — und zehn Jahre genießen die Glücklichen ihres Glücks in tiefem Frieden und seliger Ruhe: Siegfried, der über Niederland wie über das entferntere, nordische Reich der Nibelungen und über unermeßliche Schätze gebot, der reichste und mächtigste der Könige: Kriemhild, die schönste, die glücklichste der Königinnen.

Allein in dem Herzen der starken Brunhild ist die brennende Glut auch im Laufe der zehn Jahre nicht erloschen. „Wie?" fragt sie oft ihren Gemahl, „wie? darf Kriemhild so stolz gegen uns sich halten, daß sie in der langen Reihe von Jahren auch nicht einmal zu unserem Hofe kommt? Ist nicht Siegfried unser Gefolgsmann? und zehn Jahre lang hat er uns keine Dienste geleistet!" Begütigend erwidert Gunther, wohl wissend, daß Siegfrieds Ankunft nur ihm selbst, dem Gedemütigten, zur Vollendung seiner Demütigung, zur Offenbarung seiner Schmach gereichen werde: „Wie vermöchten wir sie hierher zu bringen in dieses Land? sie wohnen uns zu ferne: um diese weite Fahrt getraue ich mir nicht sie anzusprechen". Aber Brunhild weiß die Saiten anzuschlagen, die in Gunthers hochmütigem, und doch, wie das immer verbunden ist, zugleich schwachem Herzen widerklingen: „Wenn auch eines Königs Mann noch so hehr und reich ist und in noch so fernen Landen sitzt, was sein König und Herr ihm gebietet, das wird er tun. Und wie gerne sehe ich deine Schwester Kriemhild, mich ihrer sittigen Zucht, ihrer süßen Anmut, ihrer holden Traulichkeit wie ehedem zu erfreuen, als ich deine, sie Siegfrieds Gattin wurde!" Gunther gibt nach und sendet Boten an Siegfried, die ihn auf der Nibelungenburg im Lande zu Norwegen treffen. Sie laden ihn zu einem fröhlichen, großen Feste, das am Sonnwendtage in der alten germanischen Festzeit, am Hofe der Burgunden zu Worms soll gefeiert werden. Siegfried geht zu Rate mit seinen Getreuen; diese, sowie der alte Vater, König Sigmund, stimmen dafür, die Einladung anzunehmen, und mit großem Heergefolge von eintausend Edlen ziehen Siegfried und Kriemhild, in Begleitung des alten Sigmund (denn die Mutter Sigelinde ist inzwischen gestorben), arglos und unbefangen, in der sichern Heiterkeit der Unschuld, nach Worms an dem Rheine. Reiche Gaben, rotes Gold und strahlende Kleinodien werden mitgeführt, um die Milde, die Freigebigkeit eines reichen Königs an dem Hofe der Burgunden zu betätigen: nur das Kind wird zurückgelassen, Siegfrieds und Kriemhilden Sohn.

Glänzender Empfang wartet der Gäste zu Worms: mit ihnen strömen zum Ritterspiel Tausende von Rittern von allen weiten Wegen ein in die Tore der Königsstadt. in prächtigen Reitgewändern reiten die Könige mit ihrem Gefolge durch die Gassen, und herrlich geschmückt, sitzen edle Frauen und schöne Mägdlein in den Fenstern; Posaunen-, Trumben- und Flötenhall erfüllt die weite Rheinstadt, daß sie laut davon erhallet; aber in die lauten süßen Töne der Festesfreude fällt mit schneidendem Gegensatze der gellende Ton des eifersüchtigen Hasses; die heiseren Stimmen des Zankes übertönen den süßen Flötenklang und kündigen den Mordschrei an, der bald die Säle der Burg und die Gassen der Stadt, der bald alle Lande erfüllen und noch nach tausend Jahren in den Herzen der späteren Geschlechter erschütternd widerhallen sollte.

Die beiden Königinnen, Kriemhild und Brunhild, sitzen zusammen wie einst in den schönen Tagen vor zehn Jahren und denken dieser Tage — Kriemhild in voller Befriedigung, im reichsten Genusse des damals nur gehofften Glücks: „Ich habe einen Mann, der es verdiente, daß alle diese Königreiche sein wären", so wallt ihr treues, liebendes, argloses Herz über. Das war der Funke, welcher einschlug. „Wie wäre das möglich?" entgegnet finster Brunhild; „diese Reiche gehoren Gunther, und werden ihm untertan bleiben". Kriemhild, gleichsam versunken in das liebende Wohlgefallen an dem herrlichen Gatten, überhört die Worte des aufsteigenden Grolls und fährt noch unbefangener wo möglich als vorher fort: „Siehst du wohl, wie er dort steht, wie er so herrlich vor den Helden hergeht, wie der Mond vor den Sternen? darum ist mein Gemüt so fröhlich". Brunhild entgegnet, Gunther gebühre der Vorrang vor allen Königen, und Kriemhild antwortet, Siegfried komme ihrem Bruder Gunther doch wohl gleich. Da bricht endlich Brunhild zornig aus: „Als dein Bruder mich zum Weibe gewann, hat Siegfried selbst gesagt daß er Gunthers Dienstmann sei, und dafür halte ich ihn seitdem." Freundlich bittet Kriemhild, diese Rede zu lassen; ihre Brüder hätten sie keinem Dienstmanne verlobt. „Ich lasse die Rede nicht", entgegnet Brunhild trotzig: „Dein Mann ist und bleibt uns untertan". Da bricht auch Kriemhilden gerechter Zorn aus: „Und Siegfried ist doch noch edler als Gunther, mein Bruder, und es wundert mich nur, daß er so lange Jahre euch weder Zins noch Dienst geleistet hat". „Das werden wir sehen", antwortet Brunhild, „ob man dich so ehren wird als mich". „Ja wir werden es sehen", ruft Kriemhild, „ob ich nicht bei dem heutigen Kirchgange den Vortritt vor dir haben werde".

Die Königinnen gehen zur Kirche, nicht in freundlicher Gesellschaft wie bisher, vielmehr jede abgesondert mit ihrem Gefolge edler Frauen. Brunhild steht vor dem Münster und wartet auf Kriemhild; als diese anlangt, gebietet ihr Brunhild laut vor allem Volke, still zu stehen, und spricht: „Eine Eigen-Magd soll nicht vor der Königin hergehen". Da flammt zum erstenmale der bittere Zorn des bis dahin arglosen, liebenden Weibes auf: „Du hättest sollen stillschweigen; du bist von Siegfried geminnet und schmählich verlassen, auch hat er dich bezwungen und gewonnen und nicht Gunther, du selbst also hast dich einem Eigenmann ergeben". Doch begütigend und das kaum ausgesprochene schlimme

Wort bereuend, setzt sie alsbald hinzu: „Du bist selbst Schuld, daß wir in diesen Streit geraten sind; mir ist es immer leid, glaube mir das auf meine Treue; zu reuer Herzensfreundschaft bin ich immer wieder bereit". Aber das Wort ist zu arg; beim Ausgang aus dem Münster bleibt Brunhild abermals stehen, hält Kriemhild abermals an und fordert sie auf, zu beweisen, was sie gesagt habe, ob verhalte es sich wirklich so und habe gar Siegfried sich ihrer Minne gerühmt, blutige Rache an ihm zu nehmen. Da zeigt Kriemhild den Ring, und als Brunhild dessen Anerkennung dadurch zu umgehen sucht, daß sie ihn für entwendet erklärt, auch den Gürtel. Jetzt ist Brunhilden Übermut gebrochen; aber noch auf richtet sie sich dagegen in grimmiger Rachsucht: es ist gewiß, daß Siegfried sich seines früheren Verhältnisses zu ihr, daß er sich der durch ihn, nicht durch Gunther zweimal geschehenen Überwältigung ihrer stolzen Kraft gegen Kriemhild gerühmt hat — sie ist öffentlich bis auf den Tod beleidigt — Siegfrieds Tod ist beschlossen. Der Arglose sieht den Streit nicht an als den Anfang des bittern Kampfes auf Tod und Leben, dem er selbst unterliegen soll; eitler Ehre, als ein rechter Held, nicht begehrend, hat er sich nie gerühmt der Taten, die er vollbracht, am wenigsten des, was ihm gegen ein Weib gelungen — nur daß Ring und Gürtel von Brunhild sind, das freilich hat er gesagt — eine gleiche Zurückhaltung und Mäßigung will er auch von den Frauen beobachtet wissen; „sie haben sich vergessen," meint er, „und daß mein Weib das deinige, Gunther betrübt hat, das ist mir ohne Maßen leid; wir wollen von dem, was geschehen ist, schweigen; unsere Frauen sollen schweigen, wie wir."

Aber Brunhild schweigt nicht, kann nicht schweigen; jammernd in ohnmächtiger Wut sitzt sie einsam im Gemache; da findet sie Hagen und erfährt von ihr noch genauer, wie schwer sie gekränkt sei. Seine Herrin und Königin weint, gekränkt, bis in den Tod beleidigt von einem Manne — der Mann muß sterben. Die Brüder der Beleidigerin, die drei Könige, und Ortwin von Metz werden zur Beratung hinzugezogen, und nur der jüngste, Giselher, hält die Sache als einen Frauenstreit, für zu gering, als daß ein Held wie Siegfried darum das Leben verlieren sollte; die Übrigen, selbst der im Anfang schwankende Gunther, in welchem die Dankbarkeit gegen Siegfried doch noch nicht ganz erloschen ist, stimmen für Siegfrieds Tod. Es soll ein falsches Kriegsgerücht verbreitet, das Heer aufgeboten — und, da man voraussetzt, daß Siegfried sich dieser Heerfahrt nicht entziehen werde, der Held auf diesem Kriegszuge erschlagen werden. So wird die Mannentreue zur Untreue, aus der edelsten Wurzel des deutschen Lebens schießt das giftigste Gewächs, der Meuchelmord, hervor.

Die Heerfahrt ist in vollem Gange, Siegfried rüstet sich. Da begibt sich der untreue, grimmige Hagen zu Kriemhild, um der Sitte gemäß von ihr Abschied zu nehmen. Kriemhild hat den Streit schon halb vergessen; daß sie den vor sich sehe, der sich als ewigen Feind ihres Gatten bekannt und ihm den Tod geschworen hat, davon kommt auch nicht die leiseste Ahnung in ihr noch immer argloses Herz. „Hagen, Du bist mein Verwandter, ich die Deinige; wem soll ich in dem Kriege, der bevorsteht, das Leben meines Siegfrieds besser anvertrauen als Dir!

schütze mir meinen lieben Mann ich befehle Dir ihn auf Deine Treue. Zwar ist er unverwundbar; aber als er sich im Blute des Drachen badete, fiel ihm zwischen die Herte (die Schulterblätter) ein breites Lindenblatt, so daß diese Stelle vom Blute des Drachen nicht getränkt wurde, mithin verwundbar blieb. Kommen nun in dichten Flügen die Kriegsspeere auf ihn angeflogen, so könnte doch einer diese Stelle treffen; darum decke Du ihn dann Hagen, schütze ihn." „Wohl," sagt der Tückische, „um das besser zu können, nähet mir, königliche Frau ein Zeichen auf diese Stelle seines Gewandes, damit ich genau wisse, wie ich ihn zu schützen habe!" Und die arglose, in zartlicher Liebe für den Gatten Verlorene nähet mit eigner Hand aus feiner Seide ein Kreuz auf das Gewand ihres Gatten — sie nähet selbst sein blutiges Todeszeichen. Tags darauf beginnt der Kriegszug, und Hagen reitet nahe heran an Siegfried, um zu sehen, ob die Gattin in ihrer blinden, grenzenlosen Liebe arglos genug gewesen sei, das Zeichen einzusetzen. Siegfried trägt es wirklich, und nun ist die Heerfahrt nicht weiter nötig: Hagen hat aus den Händen der Gattin das, was er will, mehr, als er erwarten konnte. Die Gefolgsmannschaft wird statt in den Krieg zu einer großen Jagd entboten; noch einmal sieht hier Siegfried seine treue Gattin, sie ihn — zum letztenmal; bange Ahnungen, schwere Träume beängstigen ihre Seele, wie damals, als sie zuerst, in ihrer kaum zur Jungfrauenblüte emporgekeimten Kindheit, von dem Falken und dem Adler träumte: jetzt hat sie zwei Berge auf Siegfried fallen und ihn unter den stürzenden Bergestrümmern verschwinden sehen. Siegfried tröstet sie: niemand trage Haß gegen ihn und könne Haß gegen ihn tragen — allen habe er Gutes erwiesen, in kurzen Tagen komme er wieder. Was sie fürchtet, wen sie fürchtet weiß sie nicht — Hagen glaubt sie gewonnen zu haben, den einzigen, vor dem ihr vielleicht bangt — aber sie scheidet mit dem Worte: „daß du von mir scheiden willst, das tut mir innigliehen weh".

Die Jagd ist vollendet, die Helden und vorab Siegfried, der das meiste Wild erlegt, sind von dem Rennen in der Sommerhitze müde und durstig; doch weder Wein ist mehr vorhanden, noch der Rheinstrom in der Nähe, um aus ihm die ersehnte kühle Labung zu schöpfen. Aber Hagen weiß nah im Walde einen Brunnen: dahin, rät er, könne man ziehen. Man bricht auf und schon hat man die breite Linde im Gesichte, da beginnt Hagen: „Man hat viel davon gesagt, daß dem schnellen Siegfried der Kriemhilde Mann, niemand folgen könne im eiligen Laufe; wolle er uns das doch sehen lassen!" — „Laßt uns," entgegnete Siegfried, „zur Wette laufen nach dem Brunnen: ich werde mein Jagdgewand, auch Schwert, Ger und Schild behalten: legt ihr die Kleider ab." — Es geschieht, der Wettlauf beginnt; wie wilde Panther springen Hagen und Gunther durch den Waldklee; aber Siegfried ist weit zuerst zur Stelle. Ruhig legt er nun Schwert, Bogen und Köcher ab, lehnt den Ger an der Linde Ast und setzt den Schild neben den Brunnen, wartend, bis der König auch herangekommen sei, um ihn zuerst trinken zu lassen. Diese ehrerbietige Sitte entgalt er mit dem Tode. (Leicht konnte er getrunken haben, ehe Gunther und Hagen herankamen; dann hätte er schon wieder da gestanden, die Waffen in der Hand, und was jetzt

geschah, war unmöglich.) Gunther kommt heran und trinkt; nach ihm beugt sich auch Siegfried zum Brunnen nieder; da springt Hagen herzu, trägt im raschen Sprunge die Waffen, die er erreichen kann, Schwert, Bogen und Köcher abseits, den Ger behält er selbst in der mörderischen Faust, und indem Siegfried noch die letzten Züge an dem Brunnen einschlürft, schleudert Hagen den Ger, Siegfrieds eigene Waffe, durch das Kreuz, das Siegfried im Rücken trägt, daß von dem Herzblut des herrlichen Helden des Mörders Gewand überströmt wird. Wütend springt der Todwunde auf von dem Brunnen; zwischen den Schulterblättern ragt die lange Gerstange aus seinem Leibe hervor. Er greift nach Bogen und Schwert — er findet keine Waffe; da faßt er den Schild, der dicht neben ihm liegt und den Hagen nicht hat bei Seite schaffen können, und stürzt auf Hagen los. Grimmig schlägt er mit dem Schilde auf den Mörder, daß die Edelsteine, mit denen der Schild besetzt war, herausgesprengt werden; er schlägt so furchtbar, daß Hagen zu Boden stürzt und der Schild zerbricht; der Wald hallet wider von der Wucht der Schläge, welche die Hand des sterbenden Helden auf das Haupt seines Mörders fallen läßt. Da erbleicht seine lichte Farbe; die Füße wanken, die Stärke des Heldenleibes zerrinnt, der Tod hat ihn gezeichnet. Kriemhilds Gatte fällt dahin in die Blumen und in breiten Strömen stürzt das Herzblut aus der Todeswunde. — Mit der letzten Kraft wendet er sich zu seinen Mördern: „Ihr Feiglinge, was helfen nun meine Dienste, da ihr mich erschlagen habt? So also habt ihr meiner Treue gelohnt und schlimmes Leid an eurem Blutsverwandten getan." Alle Ritter des Burgundengefolges eilen jetzt herbei zu der Mordstätte und umstehen im Kreise den sterbenden Helden; manche Klage wird laut; der Sterbende schweigt. Da läßt auch der Burgundenkönig einen Ton der Klage um den Gefallenen vernehmen; und jetzt regt sich noch einmal das bittere Leid des Lebens in der schon in den Todesschlummer versinkenden Seele: „Das ist nicht Not, spricht der Todwunde, daß der nach dem Schaden weinet, der den Schaden getan hat; es wäre besser unterblieben." Der grimme Hagen aber höhnt die Klagenden und zugleich noch den schmählich Ermordeten: „Ich weiß nicht, was ihr klagt; nun hat ja alles ein Ende, was wir an Leid und Sorgen getragen haben; nun leben nur noch wenige, die gegen uns auftreten wagen dürfen; wohl mir, daß ich gegen diesen da Rat geschafft." Und noch einmal redet der Held mit sterbender Stimme zu dem Mörder: „Ihr habt es leicht Euch rühmen; hätte ich Euren Mordsinn erkannt, vor Euch hätte ich mich wohl schützen wollen. Mich jammert nichts so sehr als Frau Kriemhild, mein Weib; und o weh, daß ich einen Sohn habe, dem man nachsagen wird, daß seine nächsten Verwandten jemanden durch Mord erschlagen haben." Der Name der treuen Gattin ist über die Lippen des Sterbenden gegangen und um ihretwillen wendet er sich abermals und zum letztenmal an seine Mörder, ihr die letzte Sorge, den letzten Gedanken, den letzten Atemzug widmend: „Wollt Ihr," redet er Gunther an, „edler König, noch einmal in Eurem Leben gegen Jemand Treue beweisen, so laßt Euch meine liebe Traute befohlen sein; laßt es sie genießen, daß sie Eure Schwester ist, sorgt für sie treulich, wie es Fürstensitte

gebietet. Auf mich warten lange mein Vater und meine Mannen." Weit umher sind die Waldblumen von dem Blute des Erschlagenen rot genetzt; jetzt beginnt der Todeskampf; doch nicht lange ringt er; die Todeswunde ist zu schwer. — Siegfried ist tot. — Da heben die Herren den Leichnam des Helden, alter Sitte und Ehre gemäß, auf einen goldroten Schild und tragen ihn gen Worms an dem Rhein. Manche reden davon, daß man sagen soll, Räuber hätten ihn erschlagen, um den Schandfleck des Verwandtenmords zu verhehlen. „Ich will" ruft Hagen, „ihn selbst nach Worms bringen; was kümmert es mich, wenn Kriemhild erfährt, daß ich ihn erschlagen habe? Sie hat Brunhild so schwer gekränkt, nun acht' ich es geringe, sie mag weinen so viel sie will!"

Und der entsetzliche Hagen läßt den Toten, so wie man in der Nacht zu Worms angekommen ist, vor die Tür des Hauses legen, in dem Kriemhild wohnt, wohl wissend, daß sie selbst gleich am frühen Morgen, wenn sie ihrer Gewohnheit nach zur Mette geht, ihn da finden werde. Furchtbar gelingt die Freveltat. Ein Kämmerer geht mit dem Lichte voran und sieht den Leichnam: „Frau," sagt er, „stehet stille, da liegt vor dem Gadem ein erschlagener Ritter." Ein lauter Schrei des Entsetzens ist Kriemhilds Antwort; sie weiß, wer da erschlagen liegt, ohne daß man es ihr gesagt hat, und als sie den Erschlagenen sieht, so tief er vom Blut übergossen ist — sie kennt wohl, auch im bleichen Fackelschein die Heldengestalt und die edlen, im Tod erstarrten Züge. „Du bist ermordet" ruft sie, „dein Schild ist nicht zerhauen! Dem gilt es den Tod, der das getan." Siegfrieds Mannen und Siegfrieds Vater werden geweckt; lauter Jammer erfüllt weit und breit die Säle und Höfe; und zur Rache scharen sich die Getreuen des erschlagenen Helden. Kaum daß Kriemhild warnen und abwehren kann: es sei jetzt noch nicht Zeit zur Rache — dereinst werde sie kommen. Als der Tote auf der Bahre liegt, kommen die Könige, ihre Brüder, und die Verwandten; auch Hagen tritt ohne Scheu hinzu. Kriemhild aber wartet an der Bahre des Bahrrechts — einer Volkssitte und eines Volksglaubens, der noch heute nicht ausgestorben ist: wenn der Mörder dem Gemordeten nahe trete oder gar dessen Leichnam berühre, öffnen sich die Wunden und das Blut fließe von neuem — und als Gunther ihr eben einzureden sucht, fremde Mörder hätten ihn erschlagen, da tritt Hagen heran, und die Wunden fließen. „Ich kenne die Räuber wohl," ruft die Arme, „und Gott wird die Tat an ihnen rächen." Der Leichnam ist eingesargt und wird zu Grabe getragen; Kriemhild folgt, mit unnennbarem Jammer bis zum Tode ringend. Noch einmal aber begehrt sie das schöne Haupt des Geliebten zu sehen, und der köstliche Sarg, aus Gold und Silber geschmiedet, wird aufgebrochen. Da führt man sie herbei, und mit ihrer weißen Hand hebt sie noch einmal das Heldenhaupt empor und drückt einen Kuß auf die bleichen Lippen. Man trug sie von dannen. Der edle Held wurde begraben.

An die Stätte, wo ihre Liebe begonnen, wo sie in grimmem Leide geendet hatte, war Kriemhild gefesselt. Sigmund zieht mit seinen Mannen zurück in die Heimat, um für den Enkel des Reiches zu pflegen; Kriemhild bleibt in Worms; — die Herrschaft im Niederland, das Königreich der Nibelungen mit seinen

Schätzen hat für sie nur Wert gehabt durch Siegfried; auch das Kind sieht sie nie wieder — ihr Leben war völlig aufgegangen in dem herrlichen Helden, welcher der ihrige war. Nach seinem Tode hat sie in der vollen Glut der Leidenschaft nur zwei Gedanken, zwei Gefühle: Leid und Rache; erst überwältigt das Leid den Gedanken der Rache; nach dem Leide tritt diese in ihr Recht — darum erscheint sie, getreu dem Charakter, der ihr aufgeprägt ist, auch gleichgültig gegen das eigene Kind. Doch darf hierbei nicht unbemerkt bleiben, daß die Erwähnung des Kindes nicht der ältesten Gestalt der Sage angehört, sodann, daß, wie schon aus Homer bekannt ist, das Epos es nicht liebt, Personen fortzuführen, die für die Entwicklung der Tatsachen unbedeutend sind; das Epos läßt dieselben, ganz abweichend von unserer kunstmäßigen Erzählung und Schilderung, welche nie eine Person in die Dichtung einführt, ohne sie durchzuführen, schnell und gänzlich fallen.

Es beginnt die Zeit des Leides: in tiefem Trauern weilt Kriemhild dreizehn Jahre zu Worms; über drei Jahre nach Siegfrieds blutigem Tode würdigt sie ihren blutbefleckten Bruder Gunther keines Wortes, Hagen keines Blickes. Um die Schwester wieder auszusöhnen, lassen die Brüder den unermeßlichen Schatz an rotem Gold und edlem Gestein, der im Nibelungenlande unter Alberichs Hut liegt und von Siegfried an Kriemhild zur Morgengabe gegeben worden war, den Nibelungenhort, von dort herbeiführen: zwölf Wagen fahren vier Tage und vier Nächte an den glänzenden Kleinodien, um sie aus dem hohlen Berge, wo sie verwahrt sind, auf das Schiff zu bringen; sie langen an, werden Kriemhild übergeben, und es kommt eine Sühne, doch nur zwischen ihr und ihren Brüdern, nicht auch zwischen ihr und Hagen zu stande. Nun spendet nach uralter deutscher Königssitte Kriemhild reichlich an Arme und Reiche von ihren Schätzen; das Geben ist ihr ein Trost in ihrem Leide. Aber wiederum tritt der grimme Hagen von Tronei ihr feindselig in den Weg: er fürchtet, sie möchte durch ihre milde Freigebigkeit so viele zu ihrem Dienste gewinnen, daß es der Herrschaft der Landeskönige selbst Schaden tun werde. Im Widerspruch mit Gunther und dessen Brüdern nimmt Hagen die Schlüssel und somit auch den Schatz selbst weg. Gernot rät, das Gold in den Rhein zu senken, damit es niemand angehöre. Zugleich schwören sich sämtliche Beteiligte zu, so lange einer von ihnen lebe, niemanden zu entdecken, wo der Schatz verborgen sei. So versenkt Hagen den Nibelungenhort in den Rhein und dort liegt er nach der Sage des Volkes zwischen Worms und Lorsch bis auf den heutigen Tag.

Seitdem auf diese Weise der Hort der Nibelungen in die Gewalt der Burgunden gekommen ist, führen sie selbst, wie früher Siegfried wegen des Besitzes desselben Schatzes der Nibelung oder der Nibelungen Herr genannt wird, den Namen Nibelungen, und davon hat der zweite Teil unseres Epos den Namen Nibelungen Not zur Zeit seiner Abfassung, das ganze in unserer Zeit die Bezeichnung Nibelungenlied erhalten.

Um die Bedeutung dieses Schatzes, des Nibelungenhortes, welcher die letzte Katastrophe, den Untergang der Burgundenkönige mit bestimmen hilft, indem die Versenkung desselben die Rache der Kriemhild gegen ihre Brüder wieder von

neuem aufreizt, ja die geschlossene Sühne in gewisser Hinsicht ungültig macht — einigermaßen zu begreifen, müssen wir erwägen, welche ungemeine Bedeutung glänzender Schmuck „von rotem Golde" bei den alten Deutschen laut des einstimmenden Zeugnisses aller unserer Heldenlieder überhaupt gehabt hat — gehabt hat wenigstens seit dem dritten bis vierten Jahrhundert nach Christus. Neben den farbigen Gewändern waren goldene Schmucksachen, Arm-, Hals- und Fingerringe, Spangen und Kronen das begehrenswerteste, leidenschaftlich erstrebte Gut; des Königs Freigebigkeit hatte zum guten Teil diese Dinge zu Gegenständen, so daß die Namen Ringgeber, Goldspender, z. B. im Beowulfliede geradezu mit „König" gleichbedeutend sind; und ungemein reich ist unsere älteste Sprache an Bezeichnungen solcher aus Gold und edlem Gestein bestehenden Schätze, so daß man schon daraus wohl sieht, in welchem hohen Grade dieselben die Gedanken und Gefühle unserer Väter erfüllen mußten, auch daß in unserm Fall sowohl Kriemhild als die Burgundenkönige ein so großes Gewicht auf den Besitz dieser Reichtümer legen konnten.

Aber es ist noch ein anderer Umstand, welcher beachtet werden muß. Das Gold spielt in unserer Nibelungensage eine so große Rolle daß es den Besitzern den Namen verleiht, diesen Namen, wie es scheint nacheinander von dem einen auf den andern überträgt. Noch mehr: die ersten Besitzer Schilbung und Nibelung, werden um des Schatzes willen von Siegfried erschlagen; Siegfried, der zweite Besitzer, geht früh mitten in seiner leuchtendsten Heldenherrlichkeit, unter; die Burgundenkönige, die dritten Besitzer, werden sogar nach ausdrücklicher Angabe des Liedes, weil sie im Besitz des Schatzes sind und denselben nicht entdecken wollen, also durch direkten Einfluß desselben vernichtet. Offenbar stehen wir wieder an der Pforte der Göttersage des dunkeln, unheimlichen Naturmythus: das Gold gehört den Unterirdischen, den Söhnen der Finsternis, des Nebels, (denn Nibelungen bedeutet Söhne des Nebels, und Nifilheim, Nebelreich, ist in der nordischen Mythologie der bekannte Namen des Totenreichs); wer sich dem Golde hingibt, verfällt dadurch den Geistern der Unterwelt, des Totenreichs, wird selbst ein Nibelung, dem Tode geweiht, und der Schatz, das verderbliche Gold, ist nicht bestimmt, im Besitz der Menschen zu weilen und deren Dasein auszufüllen; es wird in die Tiefe des Rheines versenkt, wo es die Unterirdischen wieder in Empfang nehmen — wie dies die geniale bildliche Darstellung Schnorrs in der Cottaschen Ausgabe der Übersetzung des Nibelungenliedes von Pfizer vortrefflich versinnbildlicht. Diese tiefsinnige Auffassung der Naturkräfte und ihrer den Menschen überwältigenden Macht, dieses Bewußtsein von der furchtbaren Gewalt, von dem tödlichen Zauber des doch sehr begehrten Goldes läßt uns einen Blick werfen in die reiche und tiefe Seele unserer Väter, der nur ein bewundernder sein kann; aber auch unserm Heldenliede gibt dieser neue mythische Hintergrund, den wir jetzt entdecken, eine dunkle Folie, auf welcher sich die leuchtenden Heldengestalten um so glänzender und herrlicher hervorheben.

Doch sind wir mit diesen Bemerkungen eben auch nur vor die Pforte der Göttersage und des Naturmythus getreten; wollten wir an dieselbe klopfen und

das Öffnen versuchen, es würden uns vielleicht noch andere, tiefere Beziehungen zwischen Siegfried, den Nibelungen, dem Nibelungen-Hort und den Burgunden entgegentreten, und wir würden vielleicht das Geschlecht, welches jetzt als Burgunden erscheint, selbst als mythische, finstere Naturwesen erkennen.

Es beginnt nun die Zeit der Rache, und wir treten hiermit in den zweiten Teil unseres Liedes über. Dreizehn Jahr hat Kriemhild um Siegfried getrauert; da stirbt im fernen Ungarlande, dazumal im Heunen- oder Hunnenlande, Frau Helche, die bereits sagenberühmte Gemahlin des Hunnenkönigs Etzel, die Mutter zweier junger Helden, die schon vor der Mutter in Dietrichs von Bern Begleitung in der furchtbaren Schlacht bei Ravenna gefallen sind. Etzel will sich aufs Neue vermählen: Siegfrieds Witwe, Kriemhild von Burgundenland wird ihm vorgeschlagen. Nach einigen Zweifeln, ob er wohl tue, einer Christin sich zu vermählen, beschließt er die Werbung auf den Rat seines getreuesten Dieners, des Markgrafen Rüdiger von Bechlarn.

Dieser übernimmt es selbst, die Werbung am Hofe der Burgunden anzubringen, und zieht von der Etzelnburg westwärts nach Bechlarn in Österreich, seiner Heimat, wo er von der treuen Gattin Gotelinde und der blühenden Tochter freudig empfangen wird. Als er seiner Gemahlin Gotelinde den Zweck seines Kommens und Weiterziehens erzählt, wird diese, wenn auch der Ankunft und der ehrenvollen Botschaft ihres Gatten froh, doch wehmütig bewegt von dem Andenken an die liebe gestorbene freundliche Herrin Helche, an deren Stelle eine andere treten soll. — Rüdiger zieht weiter, und langt in Worms an, unbekannt den Königen und ihrem Gefolge: nur Hagen ruft überrascht: „Ich habe gar lange Rüdigern nicht gesehen: aber die Haltung dieser Boten ist so, daß ich nur glauben kann, Rüdiger aus dem Heunenlande müsse es selbst sein, der kühne und hehre Degen." „Wie sollte," fragt der König verwundert, „der Held von Bechlarn hierher an den Rhein kommen?" Aber in dem Augenblicke hat Hagen den alten Freund erkannt, mit dem er einst wie mit Walther vom Waschenstein in seiner Jugend an Etzels Hofe zusammen gewesen ist, und es folgt große Freude des Wiedersehens, gastlicher Empfang und von Rüdigers Seite stattliche Werbung. Der König mit seinen Brüdern ist nicht abgeneigt, auf dieselbe einzugehen; nur Hagen widerrät es: „Ihr kennt Etzeln nicht: kenntet Ihr ihn, wie ich, Ihr würdet die Werbung abschlagen, wenn auch Kriemhild sie annähme; es kann Euch zu großen Sorgen gedeihen." „Freund Hagen," entgegnet Gunther, „jetzt kannst Du noch Treue beweisen: mache durch Deine gütliche Zustimmung zu Kriemhilds jetzigem Glück das Leid wieder gut, das Du ihr getan hast." Aber Hagen bleibt unbeweglich: „Trägt Kriemhild Helchen Krone, so werdet Ihr sehen, daß sie uns allen viel Leid tut, soviel sie kann. Helden ziemt es, das Leid zu vermeiden." So breiten sich die schwarzen Fittige der Ahnung neuen schrecklichen Unheils, welches aus dem ersten Unheil sich entwickelt, abermals aus über unser Lied, und diese dunkle Ahnung, dieses Grauen wird uns nicht eher verlassen, als bis es im Entsetzen vollendet ist. Aber in die Herzen der Burgundenkönige gelangt diese Ahnung des Verderbens nicht; nur der, welcher den Mord vollbracht

hat, dem jetzt die Rache folgen soll. nur Hagen ist der Träger der finsteren Ahnung, und bleibt es bis fast an das Ende. Die Brüder glauben, Hagen gönne der Schwester keine Freude, und lassen ihr die Werbung vortragen. Kriemhild weigert sich: da sprach, so erzählt das Lied, die Jammersreiche: „Euch soll Gott verbieten, daß Ihr an mir Armen Euren Spott übt. Was soll ich einem Manne, der von einem guten Weibe schon Herzensliebe gewonnen hat?" Doch läßt sie sich überreden, Rüdiger zu sehen: aber nachdem sie darin eingewilligt, beginnt auch wieder das herzdurchschneidende Klagen um den Unvergeßlichen, den Mörders Hand ihr geraubt hat. — Rüdiger erscheint des andern Tages und bringt seine Werbung vor. Aber Kriemhild antwortet: „Markgraf Rüdiger, wer meinen scharfen Schmerz erkannt hat, der wird mich nicht bitten abermals einen Mann zu lieben: ich verlor mehr an dem einen, als eine Frau jemals gewinnen kann." Auf Zureden des weisen und der Rede kundigen Rüdiger verlangt sie Bedenkzeit bis morgen. Unterdes reden ihre Brüder Giselher und Gernot ihr zu: „Wenn einer Dein Leid wenden kann, so ist es Etzel; von der Rhone bis zum Rheine, von der Elbe bis zum Meer ist kein König gewaltig wie er; Du magst Dich freuen, daß er Dich zur Teilhaberin an seiner glänzenden Herrschaft erwählen will." „Klagen und Weinen," antwortet dagegen Kriemhild, „ziemt mir besser, als königliche Herrlichkeit; ich kann nicht mehr zu Hofe stehen, wie einer Königin ziemt; war ich einst schön, längst ist die Schönheit verschwunden." Gedankenvoll und mit nicht trocknenden Augen liegt Kriemhild auf ihrem Bette, bis der Tag nahet. Da erscheint Rüdiger, um die entscheidende Antwort einzuholen; aber alles erneuete Bitten des edlen Markgrafen vermag sie nicht zu bewegen, bis ihr Rüdiger unter vier Augen verheißt: „Und hättet Ihr im Hunnenlande niemand als mich, meine getreuen Magen und Mannen, es soll jeder der Euch ein Leides tut, es durch unsere Hand schwer entgelten." Da erhebt sich die Leidmütige, plötzlich auflebend in Gedanken der Rache: „So schwört mir einen Eid, daß, es mag mir jemand zufügen, was es sei, Ihr der Nächste sein wollt, der mein Leid räche." Und Rüdiger schwört den Eid. Welche blutigen Gedanken in dem zerrissenen Herzen der Unglücklichen lauern, das weiß der Arglose nicht: er weiß nicht, daß er mit diesem Eide seinem lieben Kinde unauslöschliches Herzeleid, seinen Mannen allesamt den Untergang und sich selbst einen zwiefachen Tod geschworen hat. — Da reicht Kriemhild ihm die Hand der Zusage, und in Kurzem zieht sie mit Rüdiger dahin den weiten Weg nach dem fernen Osten in das fremde Hunnenland. Ihre Brüder geben ihr das Geleite bis an die Donaustadt Veringen: dann zieht sie in Rüdigers Geleit, losgetrennt von der Heimat und von der lieben Mutter, losgetrennt von Brüdern und Verwandten, aber nicht losgetrennt von der Erinnerung an das in der Heimat unter Brüdern und Magen Erlebte, vereinsamt weiter über die Ens, über Ewerdingen und Ens nach Burg Bechlarn an der Donau, wo sie von Frau Gotelind liebreich als ihre neue Herrin empfangen wird. Nach kurzer Rast fährt das immer zahlreicher werdende Gefolge mit der neuen Königin über Medelike (das heutige Mölk) nach Mutarn und bis zur Burg Zeizenmauer, wo sich die unzählbaren Horden fremder Völker,

die unter Attilas Herrscherstab stehen, an das Gefolge der Hunnenkönigin anschließen. Bei Tulna im Ostenlande wird sie von Etzel, der ein Gefolge von vierundzwanzig Königen und mächtigen Fürsten um sich versammelt hat, empfangen. Da bringen der Herrscherin ihre Huldigungen dar Blödel, der Bruder Etzels, Hawart der Kühne, König der Dänen, und sein Gefolgsmann, der treue Iring; hier tritt heran Landgraf Irnfrid von Thüringen (der in der Geschichte bekannte Hermanfrid, Theodorichs des Großen Schwiegersohn), dann kommen die Sachsenherren Gibeke und Hornboge. Fürst Ramung aus dem Wlachenland, — und wer steht dort an der Spitze einer Schar von Helden, deren Angesichter trotzig aus ihren Wolfshelmen hervorschauen? Hohen, fast riesigen Wuchses ist er einem Löwen gleich an Schultern und Lenden, die wie aus Erz gegossen scheinen: edlen und stolzen Angesichtes ist er Siegfried ähnlich durch kühnen, hellen Blick und königliche Stirn; nur Siegfrieds heitere Jugend ist bei ihm in den festen, tiefen Ernst des reifen Mannes verwandelt, über dessen Haupt schon die Stürme schweren Geschickes getobt haben: um das volle Haar ist eine Königsbinde gewunden, die nervige Linke hält den Schwertknauf umfaßt; die starke Rechte stützt sich auf den Löwenschild — es ist der Gotenkönig, es ist Dietrich von Bern, der gewaltigste Held seiner Zeit, nebst Siegfried der größte Sagenheld unseres Volkes, Dietrich von Bern, das Haupt der Amelunge, mit Hildebrand und der übrigen Wölfingschar, — damals noch Gastfreund am Hofe Etzels, bis er später erst siegreich in das Land und die Herrschaft seiner Väter zurückkehrt. Alle diese Scharen, zusammen ein unübersehbares Völkerheer, ziehen nun, um das Königspaar geschart, hinab nach Wien. Eine siebenzehntägige Hochzeit wird mit verschwenderischer Pracht und unermeßlichen Geschenken in Wien gefeiert. Und Kriemhild? Kriemhild inmitten dieser Herrlichkeit, dieser Feste, dieses Völkerjubels, dessen Mittelpunkt sie war? „Wie sie am Rhein einst wohnte, daran gedachte sie, bei ihrem edlen Manne; ihre Augen wurden naß; doch mußte sie's verhehlen, damit es niemand sah." Und so zieht sie wehmutsvoll die Donau hinab, bis die Schiffe an der Etzelnburg landen und die Königin, unter großem Glanz das tiefste Leid verbergend, einzieht in die neue Heimat.

Doch Heimat wurde ihr die Fremde niemals. Sieben Jahr sitzt sie mit Etzel unter der Krone des Hunnenlandes, da genest sie eines Sohnes, der in der Taufe Ortlieb genannt wird, und nochmals verstreichen sechs Jahre, so daß sechsundzwanzig Jahre dahingegangen sind, seitdem Siegfried am Lindenbrunnen im Odenwald gefallen ist — da kommt die Zeit der Rache.

„Lange Jahre bin ich" — so spricht sie einst zu Etzel — „lange Jahre bin ich nun hier in der Fremde, und noch hat mich von meinen hohen Magen niemand hier besucht; noch länger darf ich die Entfernung von meinen Verwandten nicht ertragen; denn schon sagen sie hier, da niemand der Meinigen mich aufsucht, ich sei eine Flüchtlingin und Verbannte, ohne Verwandte und Heimat. „Etzel ist bereit, zu einem Wiedersehen mit ihren Brüdern, Magen und Mannen ihr behilflich zu sein, und sie bittet ihn, ihre Brüder in Worms zu einem Feste laden zu wollen. Der König sendet ungesäumt die sagen- und gesangeskundigen Helden seines Hofes,

Werbel und Swemlin, als Boten nach Worms, um die Burgundenkönige mit ihrem Mannengefolge zu den nächsten Sonnenwenden nach Ungarn auf die Etzelnburg einzuladen. Kriemhild befiehlt ihm noch besonders, ja darauf zu dringen, daß alle ihre Verwandten kommen sollten.

Als die Boten zu Worms anlangen, herrscht dort siebentägiges Bedenken, ob die Einladung soll angenommen werden. Nur Hagen jedoch widersetzt sich der Annahme ernstlich: „Ihr habt euch selbst Feindschaft angekündigt: Ihr wißt doch, was wir Kriemhild getan haben, daß ich mit meiner Hand ihr ihren Mann erschlug. Wie dürfen wir es wagen, in Etzels Land zu reisen? Dort verlieren wir Ehre und Leben — von langer Rache ist König Etzels Weib." Aber die Warnung, der sich noch einer der Helden, Rumold, anschließt wird überhört. „Fürchtet ihr den Tod im Hunnenlande, Hagen, so wollen wir doch dahin ziehen," sagt Gernot, und Hagen rät nun, wenigstens nicht unbewehrt die Fahrt zu unternehmen. So werden denn alle Dienstmannen im Burgundenlande aufgeboten. Fröhlich ziehen sie von allen Seiten heran, nicht ahnend, welchem grimmen Tode sie entgegengehen, unter ihnen auch ein Held, der von nun an in den Vordergrund tritt, der kühne fröhliche Volker von Alzei, ein Spielmann, der des Saitenspiels mit Bogen und Fidel und des Gesanges kundig ist: außer ihm auch Dankwart, des grimmen Hagen Bruder. Die Boten Etzels ziehen wieder zurück in das Hunnenland und verkündigen das Gelingen ihrer Sendung; Kriemhild in der schrecklichen Freude des endlich erreichten Zieles redet Etzeln an: „Wie gefällt Euch diese Nachricht, lieber Herr? Was ich je und je begehrt habe, das soll nun vollendet werden". „Dein Wille ist meiner," antwortet Etzel: „ich habe mich über die Ankunft meiner eigenen Verwandten nie so gefreut, wie über die der Deinigen."

Noch einmal regt sich am Burgundenhofe die dunkle Ahnung der entsetzlichen, so nahe bevorstehenden Zukunft. Noch lebt die altersgraue Mutter der Burgundenkönige, noch lebt Kriemhilden Mutter Ute, und ihr träumt, als eben zur Abreise gerüstet wird, alles Gevögel im Lande liege tot auf Feld und Heide. Fast wird Hagen wieder wankend; er hätte noch einmal die Fahrt widerraten, aber Gernot höhnt ihn: „Hagen denkt an Siegfried; darum will er die Fahrt nach dem Hunnenlande unterlassen." „Durch Furcht werde ich zu nichts bewogen", sagt Hagen, „gebietet ihr die Reise, so greifen wir zu, und willig reite ich mit euch in Etzels Land."

Die Fahrt wird angetreten, den Main hinauf durch Ostfranken und dann nach der Donau hinab, unter dem Geleite Hagens, der der Völkerstraßen kundig ist. Da ist die Donau ausgetreten und keine Fähre vorhanden, um die Helden und die Heere überzuführen. Hagen wandert auf und ab am Strome um die Überfahrt zu suchen: da hört er in der einsamen Wilde im Donauwald Wasser ausgießen in starkem rauschendem Falle; es sind die Wassergeister der Tiefe, zwei Meerweiber oder Schwanjungfrauen, die sich baden, und Hagen, der des wohl kundig ist, daß solche Weiber die Zukunft wissen und wie man dieselbe von ihnen erfahren müsse, nimmt ihnen ihr Gewand. Wie Seevögel schweben die Gestalten der Tiefe auf der Flut nach ihm zu, und um das Gewand wieder zu erhalten,

sagt die Eine: „Großen Ehren gehet Ihr in Etzels Land entgegen.“ Die List gelingt. Hagen gibt ihr die Gewänder zurück. Da aber taucht die andere Gestalt auf und läßt aus dem Rauschen des Wassers ihre Unglücksstimme vernehmen: „Hagen, Aldrians Sohn, ich will dich warnen. Kehret um, da es noch Zeit ist: niemand von eurem großen Heer wird über die Donau zurückkehren, als ein Mann, des Königs Kapellan.“

Noch besteht Hagen einen grimmen Kampf mit dem nach Anweisung der Meerweiber aufgefundenen Fährmann: er erschlägt ihn und schleudert den Leichnam in die Flut: aber die hinzukommenden Burgundenkönige sehen noch das Blut im Schiffe dampfen. Hagen fährt nun selbst das ganze Heer nach und nach über: als er aber den Kapellan in dem letzten Schiffe hat, ergreift er ihn, indem dieser eben mit seiner Hand sich an das Heiligtum lehnt, und schleudert ihn in die flutende Donau. Der „Gottes arme“ Priester will zuerst dem Schiffe nachschwimmen; aber Hagen stößt ihn erbarmungslos in den Grund. Da kehrt er um, gelangt glücklich an das eben verlassene Ufer und schüttelt sein triefendes Gewand. Jetzt sieht Hagen, daß der Untergang gewiß ist, und er zerschlägt das Schiff, auf dem doch niemand zurückkehren wird, unter dem Vorwande, wenn irgend ein Feiger unter ihnen sei, ihm die Hoffnung zur Flucht zu benehmen.

Nach einem hauptsächlich von Dankwart bestandenen Kampfe mit dem Bayerfürsten Gelfrat, durch dessen Land sie ziehen, gelangen sie an die Marken Rüdigers von Bechlarn, der das ganze große Heer der Burgundenkönige mit ihren dreitausend Vasallen und neuntausend Knechten mit fürstlicher Gastfreiheit aufnimmt und fast eine Woche lang zu Bechlarn köstlich bewirtet. Es geschieht wohl sonst auch im Leben, daß, ehe schweres Leid über uns hereinbricht, ehe der Tod durch den Familienkreis hindurchschreitet und die Stätte der Freude und Liebe auf immer verödet, noch kurz vorher zum letztenmal die heiterste Freude und innigste Liebe einen solchen Kreis enger und traulicher als je zusammenschließt. Ein solches Lebensbild stellt uns auch unser Lied mit tiefem deutschem Heimatsgefühl und Familiensinn in dem Aufenthalte der Burgunden bei dem treuen, offenen, edlen Rüdiger, bei dessen Gemahlin, der milden Gotelinde und der in holder Schönheit erblühenden Tochter des hohen Elternpaares dar, kurz, ja unmittelbar vor der Schilderung des gräßlichen Untergangs aller derer, die in Bechlarn in Friede und Freude versammelt sind. — Mit dem deutschen Kusse empfangen Hausfrau und Tochter die lieben Gäste, des Hausherrn alte Freunde, ihrer Königin Brüder und Verwandte, und in kindlicher Unschuld geht das holde Mägdlein an der Reihe der Helden herab, ihnen den Kuß des Willkommens darzubringen — doch als sie an Hagen gelangt, schauert Dietlinde zusammen vor den grausigen Zügen, und nur auf Zureden des Vaters reicht sie ihm die erbleichende Wange dar. — Heiterkeit herrscht an der fröhlichen Tafel, an welcher die schöne edle Hausfrau selbst waltet; fröhliche Lust in den Stunden des Nachmittags, in welchen die Tochter des Hauses mit ihren Jungfrauen wieder erscheint und den edlen Volker von Alzei zu lieblichem Saitenspiel und ergötzlichen Scherzliedern begeistert. Den Gipfel der Freude erreicht das trauliche Zusammen-

leben, als die Burgunden-Mannen um die liebliche Tochter Rüdigers für den jüngsten ihrer Könige, Giselher, werben und die Verlobung des schönen jugendlichen Paares unter allgemeiner freudiger Zustimmung zustande kommt. Bei der Rückkehr der Burgunden will ihnen der Vater sein liebes Kind Dietlinde mitgeben an den Rhein. Noch einmal läßt Volker die süßen Töne seines Saitenspiels erklingen und singt seine ernsten und fröhlichen Lieder, die alle Herzen bewegen — da nahet die Stunde des Scheidens. Zum Zeichen der innigen Verbindung und lebenslänglicher Heldenfreundschaft schenkt Rüdiger an Gernot das Schwert, die treue liebe Waffe, die er in manchem Streit, in manchem Sturm geführt. Seitdem führt sie Gernot, und der letzte Schlag, den sie tat, fiel tödlich auf des milden Rüdigers eigenes edles Heldenhaupt, geführt von Gernots Hand! Hagen erhält von Frau Gotelinde den Schild zum Angedenken, den ihr Vater Nodung geführt und der als ein treues Vermächtnis des früh Gefallenen in der Waffenhalle Rüdigers gehangen hat. Die Heldenscharen ziehen dahin nach dem Hunnenlande, dem unabwendbaren Verhängnis entgegen.

Als sie die Marken des Landes überschritten haben und unter Zelten das erste Nachtlager auf der fremden Erde halten, erfährt ihre Ankunft zuerst der alte Hildebrand, Dietrichs Mann, und er eilt dieselbe seinem Herrn zu verkündigen. Dietrich steigt mit der Wölfingschar, seinen Getreuen, zu Roß und zieht den Fremden entgegen. Von fern schon kennt ihn Hagen: „Erhebt euch, edle Herrn und Könige von euren Sesseln, dort kommt ein Königsgefolge; es sind die schnellen Helden der Amelunge, es führt sie der von Bern.“ Und es stehen die Burgundenkönige auf vor dem mächtigen Könige und gewaltigen Helden, der jetzt vom Rosse steigt und ihnen entgegenkommt. „Seid willkommen, Gunther, Gernot und Giselher, willkommen Hagen, Volker und Dankwart; ist es euch nicht bekannt, daß Kriemhild noch schmerzlich weint um den Helden aus Nibelungen Land!“ — „Sie mag“ — so entgegnet Hagen in grimmigem, übermütigem Trotze — „sie mag noch lange weinen: der liegt vor manchem Jahr zu Tod erschlagen; sie mag sich an den Hunnenkönig halten: Siegfried kommt nicht wieder, der ist lange begraben.“ „Wie Siegfried die Todeswunde empfing, das wollen wir nicht weiter untersuchen; genug, so lange Frau Kriemhild lebt, droht schweres Unglück. Du Trost der Nibelungen (Hagen), vor dem hüte du dich allermeist.“ Und im geheimen Gespräch mit den Burgundenkönigen sagt Dietrich noch bestimmter, daß er, wenn auch von keinem besonderen Anschlage der Rache, doch so viel wisse, daß alle Morgen Etzels Gemahlin laute Jammerklage zu dem reichen Gott im Himmel um des starken Siegfrieds gemordetes Leben erhebe. „Es läßt sich nun nicht ändern,“ entgegnet Volker, der kühne und fröhliche Fideler, „laßt uns hinreiten zu Etzels Hofe und erwarten, was bei den Hunnen uns geschehen soll.“

Jetzt wird auch an das Hoflager des Hunnenkönigs die Nachricht von der Ankunft des Burgundenheeres gebracht; Etzel und Kriemhild treten an das Fenster, um die Scharen einziehen zu sehen: da erscheinen in der Ferne die wohlbekannten burgundischen Wappenschilde und Adlerhelme; „das sind meine Verwandten,“ ruft Kriemhild; „wer mir nun will hold sein, der denke meines

Leides." Die Hunnen drängen sich in Haufen herbei, herbei, um Einen zu sehen in der ganzen Schar: den grimmen Hagen von Tronei, der Siegfried von Niederland erschlagen, den stärksten aller Recken, Frau Kriemhild ersten Mann. Da reitet er ein auf hohem Rosse, der finstere furchtbare Held, lang gewachsen und mit seinem dunklen Zornesauge die andern weit überschauend, wie Eisen fest an Brust und Schultern, grau gemischten Haares und entsetzlicher Gesichtszüge. Hagen sitzt ab und tritt zu Dietrich, der ihn auch hier bewillkommnet. Da fragt der Hunnenkönig aus dem Fenster: „Wer ist der gewaltige Held, der dort bei Dietrich steht?" und ein alter Burgunde, der mit Kriemhild in das Land gekommen, antwortet: „Der ist von Tronei geboren, Aldrian war sein Vater; jetzt ist er freundlich mild bei Dietrich; aber er ist ein Mann des grimmesten Mutes." Und der König erinnerte sich längst vergangener Zeiten, da Aldrian noch an seinem Hofe gewesen und Hagen und Walther von Wasichenstein als junge Helden mit ihm, damals selbst noch ein Jüngling, fröhliche Ritterspiele geübt. — Den fröhlichen Jugendspielen sollte im Alter der blutigste Todesernst folgen.

Das Heer des niedern Adels mit den Knechten wird in einer Herberge untergebracht und Dankwarts Hut und Befehlen anvertraut; der übrige hohe Adel geht mit den Königen zu Hofe nach dem Palast des Hunnenbeherrschers. In dem Gedränge im innern Hofe der Burg findet Hagen Volker, den er aus dem Gesichte verloren, und in dem Bewußtsein, daß es jetzt zum schlimmen Ende gehe, schließen sich die beiden kühnsten Helden des Burgundenheeres eng an einander zum Todesbunde; vor einem der Hofgebäude setzen sie sich auf eine Steinbank, und umher stehen die Hunnenmänner, die Gewaltigen in ehrerbietigem Schweigen staunensvoll betrachtend. Auch Kriemhild sieht aus dem Fenster ihren Todfeind, ihr so nahe dort sitzen; da bricht sie aus in zornige Tränen, und auf die Frage ihrer Umgebung, was sie bewege, ruft sie flehentlich ihre Getreuen um Rache an für das grimme Leid, das sie von Hagen erduldet. Sechzig Mann waffnen sich, um Hagen und Volker zu erschlagen, und an der Spitze dieser Schar steigt Kriemhild selbst, die Königskrone auf ihrem Haupte, in den Hof hinab, um aus Hagens eigenem Munde das Geständnis seiner Mordtat zum Zeugnis für ihr Gefolge zu entlocken: „Ich weiß," sagt sie, „er ist so übermütig, er leugnet mir es nicht; so liegt mir auch nichts dran, was ihm dafür geschehen mag." Volker macht Hagen auf die von der Treppe herabkommende bewaffnete Schar aufmerksam, und dieser entgegnet, in zornigem Kampfesmute entbrennend: „Ich weiß wohl, daß dies Alles mir allein gilt; doch vor denen da reite ich noch unversehrt wieder in Burgundenland. Aber Volker, sagt mir, ob Ihr in dem heißen Streite wollt bei mir stehen in treuer Liebe, wie ich Euch niemals verlassen werde?" „So lange ich lebe," ist Volkers Antwort, „und wenn alle Heunenrecken gegen uns anstürmen, ich weiche von Euch, Hagen, nicht einen Fuß breit." „Nun lohn' Euch Gott vom Himmel, edler Volker, was bedarf ich nun noch mehr? Sie mögen heran kommen, die gewaffneten Recken," sagt Hagen, und dieser treue Freundesbund zwischen Volker und Hagen, der sich nun

durch den ganzen folgenden Todeskampf hinzieht, gießt in unsere Herzen einen Tropfen milder Versöhnung aus mit dem schrecklichen Manne, der uns sonst fast zu ungeheuer erscheinen würde. In dem Augenblicke schon tritt Kriemhild an das furchtbare Heldenpaar heran. Volker erinnert daran, vor der Königin aufzustehen; aber Hagen bleibt in ruhigem Trotze sitzen, damit man nicht glaube, er fürchte sich. Doch mit dieser übermütigen Verhöhnung der Sitte verbindet der grimme Mann einen zweiten, weit grausamern Hohn. Quer über seine Knie legt er, eben als Kriemhild an ihn herantritt, ein leuchtendes Schwert, an dessen Knopfe ein Jaspis glänzte, grüner als das Gras. Es war Siegfrieds Schwert, der sagenberühmte Balmung, den Kriemhild sofort erkannte — es war ja das goldene Gehänge, die rotgewirkte Scheide, die sie so oft an ihres Siegfrieds Seite gesehen hatte. Schmerzlicher war ihr Leid in sechsundzwanzig Jahren nicht erwacht, als jetzt, und grausam wurde die Lebenswunde durch eben den aufgerissen, der sie einst geschlagen. Dicht vor die Füße der trotzig sitzen bleibenden Helden tritt Kriemhild und bietet ihnen feindlichen Gruß. „Wer hat nach Euch gesandt, Herr Hagen, daß Ihr Euch getrauetet hierher zu reiten? Ihr wißt doch, was Ihr mir getan?" „Nach mir," entgegnet Hagen, „hat niemand gesandt; drei Könige hat man hierher geladen, sie sind meine Herren, ich ihr Mann; wo sie sind, bin auch ich." „Ihr wißt doch," fährt Kriemhild fort, „warum ich Euch hasse? Ihr habt Siegfried erschlagen, und darum habe ich zu weinen bis an mein Ende." „Wozu noch länger das Gerede?" fährt der grimme Hagen auf; „ja, ich Hagen, erschlug Siegfried den Helden, darum daß Frau Kriemhild die schöne Brunhild schalt. Räche es nun, wer da will, ich stehe des Rede, daß ich Euch viel Leides getan."

So war der Kampf auf Leben und Tod angekündigt; aber nicht sofort sollte er ausbrechen. Die große Zahl der Heunen, die um Kriemhild stehen, wagt es nicht, die beiden deutschen Helden, die vor ihnen dasitzen, anzugreifen: der grimme Hagen mit dem Siegfriedsschwerte, und der kühne Spielmann Volker mit dem Schwertfidelbogen, der auf der Steinbank neben ihm liegt, flößen ihnen Grauen und Entsetzen ein. Ruhig erheben sich beide, nachdem sie bemerkt, daß niemand sich getrauet, sie zu bestehen, und gehen festen Schrittes nach dem Königssaale, wo ihre Herren sind, um diese zu schützen und bei ihnen zu stehen in Not und Tod.

Dort, im Königssaale, erscheint nun zunächst Kriemhild ihre Brüder und Verwandten zu begrüßen; doch bekommt nur der Jüngste, Giselher, Kuß und Handschlag, und so wie Hagen dies sieht, bindet er den Helm fester. Kriemhild erkundigt sich hierauf nach ihrem Eigentum, dem Nibelungenhort: ob sie diesen mitgebracht, wie sie das gesollt? „Den Nibelungenhort," entgegnet Hagen, „haben meine Herren in den Rhein senken lassen, wo er bis zum jüngsten Tag liegen soll;" und höhnend setzt er hinzu, er habe an Schild, Helm, Panzer und Schwert genug vom Rhein daher zu tragen gehabt. Als darauf Kriemhild, wie der Freundesbesuch wohl üblich war, das Abgeben der Waffen begehrt, um diese in Verwahrung zu nehmen, weigert dies Hagen, und Kriemhild erkennt daran, daß

die Burgunder gegen mögliche Überfälle gewarnt sein müssen. „Wer hat das getan?“ fragt sie. Da tritt der edle Gotenkönig stolz und fest an sie heran und sagt: „Ich bins, ich habe sie gewarnt. An mir wirst du, Schreckliche, diese Warnung nicht rächen.“ Und vor dem offenen, scharfen Auge Dietrichs verbarg Kriemhild ihren kochenden Rachedurst; stumm eilte sie von dannen, Blicke wie Kriegsgeschosse nach ihren Feinden werfend.

Nachdem nun auch Etzel die Gäste empfangen, gehen diese zur Ruhe; und das Grausen, welches über dem ganzen Tag gelegen hat, preßt dem jüngsten unter allen Helden, dem neuverlobten Giselher, als er in den weiten Schlafsaal eintritt, einen Wehruf über ihren bevorstehenden Untergang aus. Noch aber ist es nicht so weit; Hagen, dem sich sein treuer Lebens- und Todesgefährte Volker zugesellt, versagt sich den Schlaf und hält Wache vor dem Schlafsaal seiner Herren. Da stehen in dem tiefen Dunkel der Nacht und in dem noch tieferen Dunkel des hereinbrechenden Todesverhängnisses die beiden riesigen Gestalten stumm und fast regungslos vor dem Saale. Doch noch einmal ergreift Volker sein liebes Saitenspiel und läßt es heiter erklingen in die Nacht hinaus. Es war der Abschied vom Leben, den er in hellen, süßen Tönen erschallen ließ; es war der Totengesang der Könige und Herren, der Totengesang des Burgundengeschlechts; aber es war der fröhliche Totengesang fröhlicher Helden, die ihre Kampfesfreudigkeit und ihren Mut und ihre Treue bewahren bis an das Ende.

Noch in der Nacht versucht eine Hunnenschar einen Überfall auf die Schlafenden; Hagens furchtbare Stimme scheucht sie zurück; sie weichen, da sie sich beobachtet sehen. Am andern Tage, da die Ritterspiele, die Turniere, zu deutsch Buhurt, gehalten werden, droht die helle Flamme des Kampfes abermals auszubrechen, als Volker aus dem Spiele Ernst macht und einen Hunnen erschlägt. Etzel verhindert den Ausbruch der Feindseligkeiten auf kräftige und entschiedene Weise.

Noch einmal versucht es Kriemhild, erst den alten Hildebrand, dann Dietrich zur Rache an Hagen zu gewinnen; aber beide verweigern die Erfüllung der dringenden Bitte. „Wer die Nibelungen schlägt,“ sagt Hildebrand, „der tut es ohne mich;“ und Dietrich erinnert Kriemhild, daß ihre Verwandte im guten Glauben hierhergekommen seien; er selbst habe kein Leid von ihnen erfahren, und von Dietrichs Hand werde Siegfried ungerochen bleiben.

Da gewinnt endlich Kriemhild den Bruder ihres Gemahls, Blödelin, durch große Versprechungen, die niedern Dienstmannen, welche unter Dankwarts Anführung in der Herberge sitzen, zu überfallen. Der Überfall soll alsbald geschehen, und ruhig geht inmittelst Kriemhild zu der schon bereiteten Mittagstafel im Herrenhause, wo die Könige und deren nächste Verwandte bereits versammelt sind. Dahin läßt sie auch ihren jungen, erst fünfjährigen Sohn Ortlieb bringen, der von Etzel hier seinen Oheimen vorgestellt und ihrer Liebe, dereinst auch ihrer Erziehung im Burgundenlande empfohlen wird. Der unbändige Hagen aber bricht in ungezähmter Wut, die er gegen des Kindes Mutter hegt, los, der junge König sehe ihm nicht nach langem Leben aus; ihn solle man gewiß nimmermehr

zu Ortlieb nach Hofe gehen sehen. Bestürzt hört Etzel, bestürzt hören alle Anwesenden die freche Trotzrede des Entsetzlichen; aber ehe sie noch sich entschließen, sich besinnen können, was gegen diesen Frevel zu tun sei, bricht das lange drohende **Wetter im ersten schrecklichen Schlage aus.**

Während die Herren im Königssaale Tafel halten, tritt der Heunenkunft Blödel, der Verabredung gemäß, mit einer bewaffneten Schar in die Herberge und verkündigt Dankwart, daß er an ihm für Hagens, seines Bruders, an Siegfried verübten Mord Rache nehmen werde. Als Antwort schlägt ihm Dankwart mit einem Schwertschlag das Haupt ab. Des gefallenen Blödels Gefolge dringt auf die Burgundendiener ein; diese erwehren sich ihrer; aber bald kommen größere Scharen, und es entsteht ein furchtbares Blutbad, in welchem die Dienstmannen der Burgunden nach und nach sämtlich erschlagen werden; nur Dankwart allein schlägt sich mit Verlust seines Schildes durch, eilt nach dem Königssaal, stößt die Truchsesse, die ihm den Eingang zur Treppe verwehren wollen, zurück und gelangt **zur inneren Tür.**

Mit Blut überronnen und das entblößte Schwert in der Hand ruft Dankwart mit mächtiger Stimme in den Saal hinein: „Wie sitzt ihr hier so lange, Bruder Hagen? Euch und Gott im Himmel klage ich unsere Not: Ritter und Knechte liegen allesamt in der Herberge erschlagen." „Hüte die Tür, Dankwart, daß niemand hinausgelange," ruft Hagen ihm entgegen, und augenblicks springt der graufe Mann auf in entsetzlichem Grimme: „nun trinken wir die Minne," ruft er, „und opfern des Königs Wem."*) und das gezückte Schwert blinkt in des grimmen Hagens Hand: ein Schlag, und des unschuldigen Kindes Haupt springt der Mutter in den Schoß; ein zweiter, und der Wärter des Kindes liegt zu Hagens Füßen; ein dritter, und dem Spielmann Werbel, der die Burgunden nach Heunenland geladen, wird für diese Botschaft die rechte Hand von der Geige gehauen. Wütend erhebt sich sofort auch Volker, dann Gunther, Gernot und endlich Giselher, und vereint fallen sie zur Rache des an ihren Mannen in der Herberge verübten Totschlages über die anwesenden Heunen her. Einer nach dem andern fällt in sein Blut, und der Saal ist mit Leichen bedeckt; Volker stellt sich zu Dankwart an die Tür, um dem stürmenden Andringen der draußen Stehenden Widerstand leisten zu helfen: „Zweier Helden Hände," ruft Volker zu Hagen zurück, „verschließen diese Tür, stärker als wäre sie mit tausend Riegeln verschlossen."

In dem wilden Kampfgetümmel ruft Kriemhild in Todesangst Dietrich an, er solle sie schützen, und der Gotenkönig, der zum Dienst der grimmen Rache nicht bereit war, ist schnell bereit, die Pflicht zu erfüllen, die er der Frau, der

*) Furchtbar schöne Worte: einer alten heidnischen Sitte gemäß wurde am Ende des Mahls ein Becher geleert als Gedächtnis für die Verstorbenen, als Opfer für die Toten (Minne bedeutet ursprünglich Gedächtnis); so wurde nun hier das Gastmahl beschlossen mit dem Minnetrinken für Siegfried; der Trank aber war Blut und Schwerter waren die Becher, des Königs Wem war das Opfer, des Königs Blutwem, das Blut der Seinen, das Blut seines Sohnes.

Königin, der Gemahlin seines Gastfreundes und Schutzherrn schuldig ist. Dietrich erhebt seine gewaltige Stimme zu tief schallendem Rufe, der wie der Hall eines Büffelhorns in der Feldschlacht, weithin tönt durch die ganze Burg; das Waffengetöse schweigt einen Augenblick und Dietrich begehrt, als bei dem Kampfe unbeteiligt, Friede für sich und seine Mannen, um den Saal verlassen zu können. Gunther entgegnet, nur mit den Feinden, die ihm seine Mannen erschlagen hätten (nur mit Etzels Gefolge), habe er es zu tun, die andern könnten gehen; und Etzel mit Kriemhild, Rüdiger, Dietrichs Mannen und Dietrich selbst verlassen den Saal. Kaum aber sind sie hinausgegangen, so beginnt der Kampf von neuem, und nicht lange, so sind Etzels Mannen allesamt erschlagen. Die Burgunden im Saale werfen die Leichname die Stiege hinab vor die Tür.

Jetzt tritt Hagen siegesübermütig in die Pforte und höhnt den greisen Etzel, daß er sich dem Kampfe entzogen und nicht, wie seine Herren, im Streite der vorderste gewesen; er höhnt Kriemhild, daß sie zum zweitenmal sich vermählt — und Volker stimmt ein in die grimmigen Trotzreden: ärgere Feiglinge, als die Hunnen, habe man nie gesehen. Da verheißt Kriemhild Etzels Schild dem mit Gold zu füllen, der ihr Hagen schlüge und sein Haupt ihr brächte, und die Kampfeswut erhebt sich von neuem in den Herzen der Helden, welche vor dem Saale stehen.

Der erste, der es versucht, in den Saal einzudringen und Hagen zu bekämpfen, ist der edle Iring, Markgraf im Dänenlande. Er wirft die Lanze nach Hagen und greift dann zum Schwert, und weit hallen die innern Gemächer von den schweren Schlägen wieder, die auf Helm und Schild fallen; aber Iring kann Hagen nicht bezwingen, und so springt er in behendem Sprunge auf Volker, dann auf Gunther, dann auf Gernot, endlich auf Giselher los, und dieser, der jüngste der Helden, schlägt den Ermüdeten nieder; aber noch einmal erhebt er sich, springt von neuem gegen Hagen an und schlägt ihm eine tiefe Wunde mit seinem Schwert Waske. Grimmig ob der geschlagenen Wunde fällt nun Hagen mit aller Wucht seiner riesigen Kräfte über den Dänenherrn her, und treibt ihn mit mächtigen Hieben, daß die roten Funken über dem Helme emporspringen, die Stiege hinab. Kriemhild nimmt ihm selbst den Schild ab, der Held bindet den Helm auf und kühlt sich die Panzerringe im Abendwinde. Dann waffnet er sich von neuem und stürzt abermals auf Hagen los; abermals ertönt von den Schwerthieben das Haus, und wie rote Lohe schlagen die Funken aus Helm und Schild; da dringt ein Schwerthieb Hagens durch Schild und Helm des Gegners hindurch, und indem der Dänenheld, von der Wunde betäubt, innehält mit seinem Schlagen, schleudert Hagen ihm einen Ger in das Haupt. Der Held sinkt, und als man den Ger ihm aus der Stirne bricht, nahet ihm der Tod. Seine Gefährten umstehen ihn mit lauter Klage; nachdem er geendet, stürmen sie alsbald mit vereinter Kraft auf den Saal los, ihn an Hagen zu rächen; aber umsonst; nicht allein die Ritter werden von den grimmen Burgunden auf der Stiege erschlagen, sondern auch ihre Führer fallen, Irnfried von Thüringen von Volkers, Hawart von Hagens Hand.

Der Abend ist eingebrochen über dem grausigen Kampfe, die Nacht macht dem blutigen Getümmel ein Ende, und dumpfe Stille folgt dem wilden Getöse: nur daß man das Blut aus dem Saale rieseln hört, das in Bächen durch die Abzugsrinnen herabströmt in den Hof. Die müden Helden im Saale legen die Schilde ab und binden die Helme los. Nur Hagen und Volker bleiben gewaffnet, ihre Herren zu schützen. In der tiefen Ermattung vom heißen mordgrimmigen Streite, der vom Mittag bis in die Nacht gewährt hat, und in der Gewißheit ihres Untergangs ist ihnen ein kurzer Tod lieber als eine lange Kampfesqual und Todesnot. Sie begehren Unterredung, treten aus dem Saal auf die Stiege und verlangen, man solle sie in das Freie lassen, um dann zugleich von den vereinigten feindlichen Scharen angefallen, im wilden mörderischen Kampfe einen schnellen ehrenvollen Heldentod zu finden. Aber Kriemhild fürchtet, das Opfer ihrer Rache möge ihr entgehen: sie versagt die Bitte. Da spricht die Liebe zum jungen Leben noch einmal aus Giselher, dem jüngsten Bruder Kriemhilds, der einst kaum aus den Knabenjahren getreten war, als man den Mord an Siegfried beging: „Ach schöne Schwester," redet er sie an, „wo hätte ich diese große Not erwartet zu sehen, als du mich vom Rhein herüber einladetest? Wie habe ich hier im fremden Lande den Tod verdient? Getreu war ich dir immer, und nie tat ich dir leid; ich hoffte, dich mir hold und lieb zu finden; laß mich schnell sterben, wenn es nicht anders sein kann!" Da verlangt nun Kriemhild bewegt von des Bruders Rede, nur Hagen allein ausgeliefert zu haben: „Euch will ich leben lassen; denn ihr seid meine Brüder und einer Mutter Kinder." — „Wir sterben mit Hagen," ruft Gernot, „und wären unser tausend eines Geschlechtes;" „wir sterben mit Hagen, da wir doch sterben müssen," ruft auch Giselher, „von der Treue lassen wir nicht bis in den Tod."

Nach diesem letzten vergeblichen Versuche des Mörders mächtig zu werden und ihre Rache schnell an ihm zu kühlen, steigt die Wut der unglücklichen Kriemhild zu entsetzlicher Höhe auf: sie läßt Feuer an den Saal legen, und bald fluten die roten Flammenwogen des Hauses hoch hinaus in den dunkeln Nachthimmel, durch eine Windsbraut zu tosendem Feuersturme angefacht. Rauch und Hitze und die bald vom Dache in den Saal herabstürzenden Brände quälen die eingeschlossenen Helden bis auf den Tod; grimmiger Durst mehrt die unsägliche Pein, und in der wilden Verzweiflung, als Hagen die überall laut werdende Klage über den unerträglichen Durst vernehmen muß, rät er, den Durst im Blute zu löschen. Und der grauenhafte Rat wird befolgt: die Toten müssen mit ihrem Blute die Lebenden erquicken zum letzten Kampfe. Dichter und dichter fallen die rauchenden Trümmer auf die Helden herab; sie stellen sich an die Steinwände des Saales und decken sich, wie vorher gegen die feindlichen Menschen, jetzt gegen die feindlichen Elemente mit ihren guten Schilden. Endlich ist die kurze Sommernacht — sie hat länger gewährt als die längste Winternacht — vorüber; ein kühler Morgenwind geht der aufgehenden Sonne voran, das Holz des Saales ist ausgebrannt, und in den rauchenden Trümmern stehen im falben Frühschein die grimmigen Kämpfer, zum Todeskampfe des neuen, des letzten Tages bereit.

Und das Mordwüten beginnt von neuem, von neuem mit gleichem Erfolge; der Saal ist nicht einzunehmen: die Leichname erschlagener Hunnen decken abermals zu Hunderten die Stiege.

Da endlich wendet sich der König der Hunnen an seine letzte Hilfe, an seinen letzten Trost: an den edlen Rüdiger von Bechlaren. Und jetzt entgalt der treue Markgraf seiner Eide, die er einst vor dreizehn Jahren zu Worms arglos geschworen, jetzt entgalt er seiner Dienste gegen seinen König, dem er in treuer Mannenpflicht die unheilbringende Gattin geworben — jetzt entgalt er das Geleite, welches er in der unbefangenen Gutwilligkeit eines rechten Helden und Dienstmannen den Gästen seines Königs geleistet hatte. Versagt er der Königin den Dienst, sie zu rächen, die Burgunden anzugreifen, so ist er treulos und sein Leben, das nur dem treuen Dienst geweiht war, ewiger Schande preisgegeben; leistet er den Aufforderungen des Königs, der ihn bei seiner Mannentreue, der Königin, die ihn bei seiner Eidestreue beschwört, Folge, so übt er Verrat. Verrat an denen, die er als Freunde und Gesellen hierher geleitet, denen er Treue und Hilfe zugesagt, denen er seine Tochter verlobt hat, und seine Seele ist verloren. Da kämpft er den bitteren Todeskampf der Seele, die zwischen Treulosigkeit und Verrat wählen soll, wählen muß: — da sehen wir ein starkes, treues, deutsches Herz zittern in der inneren Todesnot, in der grimmigen Todesnot des Zweifels, und es bricht das edle treue Herz, lange zuvor, ehe es von Freundeshand durch die eigne Waffe den Todesstoß empfängt. Des Leibes Leben opfert der edle Fürst der Treue gegen seinen Herrn, er opfert ihr auch die Seele.

Seine Mannen waffnen sich, und er tritt, den Schild vor den Fuß gestellt, in die Tür des Saals, um, damit er die eine Treue bewahre, die andere aufzukündigen und die Burgunden zum Todeskampfe gegen sich selbst aufzurufen. Aber der letzte Kampf wird dem treuen Helden schwer gemacht: auch die Freunde, von deren Händen er fallen soll, mahnen ihn seiner Treue, durch die er sie in das Land des Verderbens geleitet habe; Giselher lebt noch einmal auf in Lebenshoffnung, daß der Vater seiner Verlobten ihnen Treue leisten und Hilfe bringen werde, und Rüdiger muß verkündigen, daß er der Treue ledig sein wolle und nicht Schutz und Beistand, daß er blutigen Kampf und blutigen Tod für sich suche. Aber es muß die alte Treue, die Mannentreue, das Recht behalten vor der neuen Treue, der Freundestreue; das wissen auch die Burgunden wohl, und darum nehmen auch sie mit starkem Herzen Abschied von der Freundestreue, um die Königstreue für ihre Mannen zu bewahren: starken Herzens nimmt auch Giselher Abschied von der Liebe, die durch die Königstreue geschieden wird für immer. Aber noch ein Zeichen der nun gelösten Freundestreue wird herübergereicht, in den Todeskampf der einst Verbundenen: eine Todesgabe, reicht Rüdiger den eigenen Schild von der Hand an Hagen, statt des, den ihm Frau Gotelind gegeben — das war die letzte Gabe, die Rüdiger einem Helden darbot — und der Kampf beginnt. Doch Hagen, Volker und Giselher treten vorerst zurück aus dem Streite. Bald eilt Gernot seinen Mannen zu Hilfe und greift Rüdigern an. Rüdiger schlägt Gernot die Todeswunde durch das Haupt, und

der letzte Schlag, den Gernot führt mit Rüdigers Schwert, ist Rüdigers Todesschlag. Beide Helden sinken nebeneinander im Tode nieder.

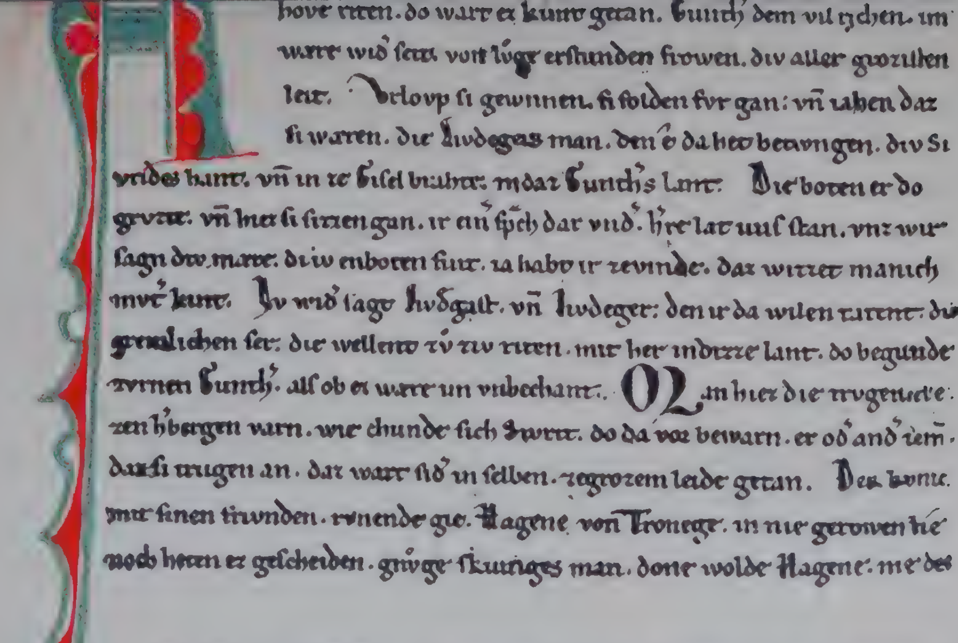
Von der Klage um den gefallenen herrlichen Helden hallen Paläste und Türme wieder, so daß Dietrich von Bern, der sich von dem Kampfe entfernt hält, einen Boten aussendet, sich nach der Ursache des Wehgeschreies zu erkundigen. Als dieser die Botschaft von Rüdigers Tod zurückbringt, ergreift tiefes Entsetzen den Gotenkönig, und er sendet nunmehr den alten Hildebrand ab, die Burgunden selbst zu fragen, weshalb Rüdiger von ihnen erschlagen worden sei. Voll Rachedurst wegen Rüdigers Tod waffnen sich nun, wider Dietrichs Gebot, alle Mannen aus dem Gotenstamme, und als Hildebrand von Hagen erfährt, daß das Ungeheure wirklich geschehen sei, begehrt er den Leichnam des edlen Markgrafen zur Totenklage und Bestattung. Hohn ist die Antwort von Seiten der Burgunden, zumal von Volker. Da greifen auch die Amelunge, die riesigen Gotenhelden, zu den Schwertern, und es erhebt sich abermals ein furchtbarer Kampf, in welchem der fröhliche Fideler, Volker, von Hildebrands gewaltiger Hand erschlagen wird, in welchem Giselher und der Gotenfürst Wolfhart, Hildebrands Neffe, sich gegenseitig den grimmen Tod antun, und Hagen, Volkers Tod zu rächen, auf Hildebrand mit so schwertgrimmigen Schlägen eindringt, daß man wohl hört, um des greisen Gotenhelden Haupt sausen in mächtigen Hieben Balmung, Siegfrieds Schwert. Hildebrand entflieht vor Hagen, mit einer schweren Wunde, und kehrt allein, denn alle sind gefallen, zu Dietrich zurück. Im Königssaale stehen einsam über der Leichen ihrer Brüder und Kampfgenossen Gunther und Hagen.

Da endlich gebietet Dietrich seinem Waffenmeister Hildebrand, auch die Seinen zu den Waffen zu rufen; aber Hildebrand antwortet: „wer soll zu Euch kommen? was Ihr von Lebenden noch habt, die seht Ihr bei Euch stehen: ich bin es ganz allein, die andern die sind tot."

So gehet denn Dietrich allein dem letzten Kampf entgegen. Die beiden allein übrig gebliebenen Burgunden, Gunther und Hagen, stehen einsam und ernst außen vor dem Saale. Dietrich begehrt, sie sollen sich ihm zu Geißeln ergeben; aber stolz und todeskühn wird die Forderung von Hagen abgewiesen: zur Geißel ergibt er sich nicht, bis das Nibelungenschwert zerborsten ist. Dietrich kämpft mit Hagen, schlägt ihm eine tiefe Wunde, ergreift mit den riesigen Armen den furchtbaren Mann, preßt ihm mit Löwengriffen die gewaltigen Schultern zusammen, bindet ihn und führt ihn zu Kriemhild. Derselbe Kampf wiederholt sich zwischen Dietrich und Gunther, mit demselben Ausgang. Dietrich empfiehlt der Königin, das Leben der Helden zu schonen, und geht in trübem Ernst von dannen.

Kriemhild aber muß den Becher der entsetzlichen Rache bis auf den Boden leeren: wenn ihr Hagen den Nibelungenhort zurückgebe, solle er das Leben behalten. Doch der Held von Tronei hat, auch zum Tode verwundet und in schmachvollen Fesseln liegend, seinen Trotz und seine Treue bewahrt. „So lange einer meiner Herren lebt, sage ich nicht, wo der Hort ist." Da läßt die grausame Schwester dem Bruder Gunther das Haupt abschlagen und trägt es bei den

h're: ez mv̊z im werden leit. do beten in die degene. ane schulde wid' strit.
Do liezen siz beliben. spilen man do sach. hey waz man starch' schefte. vor
dem munst' brach. vor Sivrides wibe. alev dem Sale dan. do wrden in vn
mv̊te. genvge Gunth's man. Sin gevolgete meinen. nivan daz Hagene.
riet alle ziet. Gunth' dem degene. ob Sivrit nibt enlebte. so wrde im under
tan. vil d' kunige lande. d' helt do trvren began. Er sp'ch nv lat beliben.
den mortlichen zorn. er ist uns ze selden. vn̄ zen eren geborn. ovch ist so grim
me chv̊ne. d' vil starche man. ob er sin innen wrde. sone torst in niem̄ bestan.
Nein ich sp'ch do Hagene. ir mvgt wol stille dagn. ich kanz heimliche. wol also
an getragen. daz Brunh' weinen. sol im werden leit. ia mv̊z im von Hagene.
immir wesn wid' seit. D o sp'ch d' kunic Gunth'. wie mohte daz ergan. des
antwrt im Hagene. ich wilz iuch horen lan. wir heizen boten riten. zv zvns
in daz lant. wid' sagen offenliche. die hie niem̄ sin bechant. So iehet vor
den gesten. daz ir vn̄ iw man. wellet hervertten. also daz ist getan. so lobt er
in die reise. des vliuset er den lip. da man in mac v'howen. diu mære saget
mir sin wip. Der kunic gevolgete vbele. Hagene sinem man. vil michel
vntriwe. begunden tragen an. e iemen daz erfunde. die rechen vz erchorn.
von zweier frowen bagen. wart vil d' degene vlorn. duerit wie zewortte wid' s


hove riten. do wart ez kunt getan. Gunth dem vil richen. im
wart wid sere. von lugr erstunden frowen. div aller grozisten
leit. Urlovp si gewunnen. si solden für gan: vn̄ sahen daz
si waren. die Ludegers man. den e da het betwungen. div Si
vrides hant. vn̄ in ze Gisel brahte: in daz Gunthrs lant. Die boten er do
gruzte: vn̄ hiez si sitzen gan. ir ein sp̄ch dar vnd. hre lat uns stan. unz wir
sagn diu mære: di iu enboten sint. ia habt ir zevinde. daz wizzet manich
mvt kint. Iu wid sagt Ludgast. vn̄ Ludeger: den ir da wilen tatent: die
grimlichen ser: die wellent zv iu riten. mit her in dizze lant. do begunde
zurnen Gunth. als ob er wære un vribechant. Man hiez die trugenære.
zen hbergen varn. wie chunde sich Gunth. do da vor bewarn. er od and iem.
daz si trugen an. daz wart sid im selben. ze grozem leide getan. Der kunic.
mit sinen friunden. runende gie. Hagene von Tronege. in nie gerowen lie.
noch heten ez gescheiden. gnuge skuniges man. done wolde Hagene: in e des

Eine Seite aus der ältesten erhaltenen Handschrift des Nibelungenliedes, der Hohenems-Laßbergschen, aus dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts.
(In der Fürstlich Fürstenbergschen Hofbibliothek zu Donaueschingen.)

Haare hin zu Hagen. Und Hagen? „Nun ist es ja zum Ende, wie du gewollt, gebracht: nun ist es so ergangen, wie ich mir selbst gedacht: Nun ist von Burgunden der edle König tot, wie Giselher der junge und auch Gernot. Den Schatz weiß nun niemand, als Gott und ich allein: dir aber, grimmes Weib, soll ewig er verhohlen sein." „So habe ich denn nur noch," sagt Kriemhild, „das Schwert meines Siegfried, meines holden Gatten, das er trug, als ich zuletzt ihn sah." Sie zieht es aus der Scheide und Siegfrieds Schwert rächt Siegfrieds Mord an dem Mörder durch die Hand der blutigen Hennenkönigin, der einst so anmutsvollen und liebreizenden, einst so treuen und liebenden Kriemhild.

Da springt in grimmigem Zorn der alte Hildebrand auf, daß der Friede, den sein Herr der Königin für Gunther und Hagen geboten, so schrecklich gebrochen sei: er rächt des Tronjers Tod an dem Weibe der Rache; unter einem gräßlichen Schrei sinkt Kriemhild, von Hildebrands Schwerte getroffen, neben dem Leichnam ihres Todfeindes, selbst eine Leiche, nieder. Mit Leid, so schließt das Lied, war beendet des Königs hohes Fest, wie stets die Freude Leiden zum allerletzten gibt.

In diesem Tone tiefer Wehmut, mit welchem unser Lied ausklingt, kehrt es zurück zu dem Grundtone, mit dem es beginnt: es will singen von dem höchsten Fest der Freude und von Weinen und von Klagen, singen, wie Liebe mit Leide zum jüngsten lohnen kann — und der durch dasselbe hinhallet vom Anfange bis zum Ende, unsere Herzen zu bewegter Ahnung und leiser Wehmut stimmend. Und dieser Grundton, zu singen Leid aus Freude, ist der Grundton des germanischen Lebens, ist die reine Stimmung des deutschen Herzens, durch welches, wie kaum durch das Herz irgend eines andern Volkes, das Bewußtsein der Vergänglichkeit, das leise Beben der Todesahnung hindurchzittert. Und wie könnte dies anders sein bei einem Volke, welches, wie wir bereits angedeutet haben, mit der Natur und ihrem Leben auf das innigste und geheimste verwachsen ist? Die Stimme der Natur aber, die aus den sprossenden Keimen und heitern Blumen des Frühlings wie aus den welkenden Halmen und fallenden Blättern des Herbstes, die aus dem kommenden Tag wie aus dem scheidenden zu uns redet, ist die Stimme der Vergänglichkeit und des Todes für den, der den innersten Sinn der Natur begriffen hat, wie diesem Bewußtsein der größte der neuesten Dichter, Rückert, in seinem Gedichte von der sterbenden Blume Worte ergreifender Wahrheit verliehen hat. Ja in den ältesten Zeiten war das Naturgefühl des deutschen Volkes ein Gefühl des Grauens vor der Natur und deren erbarmungsloser Zerstörung, seine Naturpoesie eine Poesie des glühenden Naturgenusses auf der einen, der tiefsten Naturschrecken auf der andern Seite, in starrer, furchtbarer Erhabenheit. Dieses wilde finstere Grauen ist nun durch dreihundertjährigen Einfluß der Religion des ewigen Lebens in den Dämmerschein bewegter Ahnung gemildert, in leiser Wehmut verklärt worden. Unser Epos singt nicht mehr von der grausenhaften Pracht des Weltendes, wenn Sonne und Mond von Wölfen werden verschlungen, und die Götter des Himmels und der Erde von den Ungeheuern der Tiefe werden zerfleischt werden — aber es singt von dem Untergang alles

Schönen und Herrlichen, was die Menschenbrust erfreuet, von menschlichem Entzücken und von menschlichem Leide, in dem das Herz bricht von zarter Minne und blutiger Rache. — Anders war es zum großen Teile bei den Griechen: wie unsere Poesie eine Naturpoesie des Todes ist, weil sie die ganze Natur nach ihrem innersten Wesen, ihrem Anfang, Fortgang und Ende umfaßt, so ist die Poesie der Griechen eine Poesie des Lebens, weil sie nur einen Teil, ein zeitliches Erscheinen der Natur begreift. Und doch verleugnet sich die alte Stammesverwandtschaft der Griechen und der Deutschen selbst in diesen Gestaltungen des Epos nicht ganz: ist doch die Aussicht, welche die Ilias gewährt, nicht allein der Untergang von Troja, sondern auch das bittere Leid der kämpfenden Helden, welches sie zu Hause finden; und gewiß nicht ohne innern tiefen Grund schließt die Ilias mit der Totenklage um den recken Hektor."

Wie eine Glocke mit klarem tiefem Klange tönt das Nibelungenlied aus der alten Zeiten zu uns herüber. Suchen wir uns darüber noch klar zu werden, welche Metalle zu ihrem Gusse verwendet, welche Stoffe zu einem so bedeutenden Ganzen verschmolzen wurden. Wir unterscheiden drei Elemente:

1. ein mythologisches,
2. ein sagenhaft-historisches aus der Völkerwanderung, und
3. ein höfisch-ritterliches und christliches aus der Hohenstaufenzeit.

Deutlicher als im Nibelungenlied sind die Züge der alten Göttersage in zwei andern Dichtungen noch erhalten, in der aus Deutschland nach dem Norden gewanderten Märe vom Drachentöter Sigurd und der Walküre Brynhild und in dem Liede vom hürnin Siegfried, das den Helden gewaltig um Riesen und Drachen kämpfen läßt. Im Nibelungenliede selber gemahnen namentlich Siegfrieds übermenschliche Eigenschaften, seine unverwundbare Haut, sein riesenhafte Kraft, seine unsichtbar machende Tarnkappe, gemahnen ferner die Eigenschaften der unheimlich starken, schönen Brunhilde an die alten Göttergestalten." Auf dem Nibelungenhort haftet ein Fluch und all seinen Besitzern bringt er Verderben, dem Zwerg Alberich, dem Beherrscher der Alben, und nachher Siegfried, Kriemhilden und den Burgunden.

„Den Edelstein, das allgeschätzte Gold
Muß man den falschen Mächten abgewinnen,
Die unterm Tage schlimmgeartet hausen,
Nicht ohne Opfer macht man sie geneigt,
Und keiner lebet, der aus ihrem Dienst
Die Seele hätte rein zurückgezogen",

läßt Schiller seinen Wallenstein sprechen. Der grimme Hagen von Tronei erscheint noch stark mit dem alten Gott des Bösen, mit Loki, verwandt und an der Donau raubt Hagen den badenden Schwanenjungfrauen die Gewande und nötigt sie damit, ihm die Zukunft vorherzusagen.

*) Der Name Nibelungen selber klingt mythologisch; die Nibelungen sind die Söhne des Niflheims, des Totenreiches, der Finsternis.

Aber all diese mythologischen Elemente schimmern nur noch schüchtern durch, klingen nur noch leise an, und in breiten Massen erscheinen die alten Sagen von den Helden der Völkerwanderung und ihren gewaltigen Taten. Gunther gemahnt an den historischen Burgundenkönig Gundicarius zurück, dessen Heer durch Hunnen im Jahr 437 vernichtet wurde, Etzel ist der Hunnenherrscher Attila, Dietrich der Ostgotenkönig Theodorich. Daß diese Gestalten der Geschichte durch Menschenalter voneinander getrennt auf den Schauplatz traten, dadurch fühlt sich die Sage nicht im geringsten angefochten; ohne Bedenken führt sie alle miteinander in Berührung als die Söhne der gleichen Zeit.

Aber die alten Gestalten mit ihren unbändigen Leidenschaften und rücksichtslos scharfen Ecken und Kanten erscheinen im Nibelungen-Epos dichterisch verklärt, übergossen vom Licht einer milderen Zeit, vom Christentum, vom Schein, den die Ritter-Ideale warfen. Unser Bild von der Glocke wieder aufzugreifen: Lieferten die Götter- und Heldensagen das Glockengut, das Kupfer und Zinn, so besorgte die Zeit der Kreuzzüge den Guß; sie verlieh der Glocke die äußere Gestalt, die Verzierungen, die Wappen, den Glanz, die Politur, und zwar die Zeit von 1190—1210.

In Einzelliedern lebten lange die Einzelhandlungen fort; dann wurden sie verschmolzen zu einem Ganzen, das nur an wenigen unbedeutenden Stellen kleine Risse blicken läßt.

Wer aber waren die Glockengießer? War es einer? Waren es mehrere? War es ein Höfischer? Waren es Fahrende? Die Gelehrten wissen es nicht. Nur so viel ist sicher, daß der Dichter im Süden und der Donau besser zu Hause war, als am Rhein, wahrscheinlich auch, daß es Fahrende gewesen, denen die höfische Sitte nicht fremd geblieben.

Zahlreiche noch vorhandene Handschriften beweisen, daß das Nibelungenlied in Ehren stand. Zehn vollständige sind erhalten und achtzehn Bruchstücke. Sie eingehend zu würdigen und zu unterscheiden, kann hier nicht unsere Aufgabe sein. Wir erwähnen bloß, daß die meisten aus dem deutschen Süden stammen, und führen die drei bedeutendsten an. Diese sind:

1. Die Hohenems-Münchener (A), um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts von Bodmer auf dem Schlosse Hohenems bei Bregenz entdeckt.

2. Die St. Gallener (B), früher im Besitze des schweizerischen Geschichtschreibers Tschudi († 1572) und 1772 in der Klosterbibliothek von St. Gallen gefunden.

3. Die Hohenems-Laßbergsche (C), von Hohenems aus in den Besitz des Freiherrn von Laßberg auf dem Schlosse Mörsburg gekommen und jetzt in Donaueschingen.

A ist die kürzeste, C die umfangreichste. Eine Berliner Handschrift, die auf dem Schlosse Montani im Vintschgau entdeckt wurde, trägt noch heute ihr ursprüngliches Kleid, einen starken Holzdeckel mit Lederbezug, und eine zweite Berliner, Hundeshagens Handschrift genannt, ist mit 37 farbigen Bildern geschmückt. Die Frage nach dem Alter und dem Verhältnisse dieser

Handschriften zu einander gab Gelehrten, wie Fr. H. von der Hagen, Lachmann, Holtzmann, Zarncke, Bartsch und andern, reichlich Stoff zu scharfsinnigem Forschen und Fechten. Doch heißt es auch hier: viel Köpfe, viel Sinne, und ihre Theorien und Hypothesen weichen stark von einander ab. Lachmann zerlegte das ganze Epos in zwanzig ursprüngliche Lieder. Das Rechte wird wohl Uhland getroffen haben, wenn er einen Dichter, zwar nicht der Sage, aber des Liedes in seiner vorliegenden Form, annahm.

Noch ein kurzes Wort über die Form. Das Epos zerfällt in 39 Aventiuren (spr. Aventüren.) Die Strophen sind beschaffen wie die Liederstrophen des Kürenbergers, vierzeilig, je die ersten drei Verse mit sechs, der vierte mit sieben Hebungen ausgestattet. Die leichten Silben sind mit völliger Freiheit zwischen die schweren verteilt und die Reime durchwegs gepaart und männlich.

Bevor wir vom Nibelungenliede scheiden, noch eine Probe aus dem Original mit Übersetzung:

Wie Sivrit Kriemhild alrêste ersach.

Nu gie diu minneclîche alsô der morgenrôt
tuot ûz trüeben wolken. dâ schiet von maneger nôt
der si dâ truoc in herzen und lange hete getân:
er sach die minneclîchen nu vil hêrlîchen stân.

Ja lühte ir von ir wæte vil manic edel stein:
ir rôsenrôtiu varwe vil minneclîchen schein.
ob ieman wünschen solde, der kunde niht gejehn
daz er ze dirre werlde hete iht schœners gesehen.

Sam der lîchte mâne vor den sternen stât,
des schin sô lûterlîche ab den wolken gât,
dem stuont sie nu gelîche vor andern frowen guot.
des wart wol gehœhet vil maneges heldes muot.

Die rîchen kamerære sach man vor in gân.
die höh gemuoten degne wolden des niht lân,
sie drungen dâ si sâhen die minneclîchen meit.
Sifride dem hêrren wart beide liep unde leid.

Wie Siegfried die Kriemhild zuerst sah.

Nun kam die Minnigliche, wie das Morgenrot
Tritt aus trüben Wolken. Da schied von mancher Not,
Der sie im Herzen hegte, was lange war geschehn:
Er sah die Minnigliche nun gar herrlich vor sich stehn.

Von ihrem Kleide leuchtete mancher edle Stein;
Ihre rosenrote Farbe gab wonniglichen Schein.
Was jemand wünschen mochte, er mußte doch gestehn,
Daß er hier auf Erden noch nicht so Schönes gesehn.

Wie der lichte Vollmond vor den Sternen schwebt,
Des Schein so hell und lauter sich aus den Wolken hebt,
So glänzte sie in Wahrheit vor andern Frauen gut:
Das mochte wohl erhöhen den zieren Helden den Mut.

Die reichen Kämmerlinge schritten vor ihr her;
Die hochgemuten Degen ließen es nicht mehr,
Sie drängten, daß sie sähen die minnigliche Maid.
Siegfried, dem Degen, war es lieb und wieder leid.

UNIVERSITY OF VICTORIA
LIBRARY
Victoria, B. C.

Er dâhte in sînem muote „wie kunde daz ergân
daz ich dich minnen solde? daz ist ein tumber wân.
sol aber ich dich fremden, so wære ich samfter tôt.“
er wart von gedanken dicke bleich unde rôt.

Er sann in seinem Sinne: „Wie dacht' ich je daran,
Daß ich dich minnen sollte? Das ist ein eitler Wahn;
Soll ich dich aber meiden, so wär' ich sanfter tot.“
Er ward von Gedanken oft bleich und oft wieder rot....

Reihenweise traten die Übersetzer des Nibelungenliedes auf. Simrock nd Bartsch zeigen einen etwas ungelenken Rhythmus; doch ist namentlich Simock immer noch zu empfehlen. L. Freytag und Legerlotz lesen sich wie riginaldichtungen. Geschickte Kürzungen aus pädagogischen Gründen zeigen die chulausgaben von Legerlotz und Engelmann. In Prosa für die ugend ist der Stoff bearbeitet worden von A. Richter und H. Möbius. ie ganze Heldensage von Keck. In Stabreimverse goß die Nibelungensage, och nicht, ohne sie mit völlig unpassenden modernen Elementen zu durchsetzen. . Jordan. Unter einem ganzen Dutzend von Dichtern, welche die Sage ramatisch verwerteten, nennen wir bloß Hebbel und Geibel, ferner ichard Wagner mit seinem Bühnenfestspiel: „Ring des Nibelungen“ in vier eilen: Rheingold, Walküre, Siegfried, Götterdämmerung.

Gudrun.

Es dröhnt mit dumpfem Schlage
Die Brandung in mein Wort;
Der Sturm zerreißt die Klage
Und trägt beschwingt sie fort.
O möcht' er brausend schweben
Und geben euch Bericht:
„Wohl laß' ich hier das Leben,
Die Treue laß' ich nicht!“

Em. Geibel.

Kaiser Maximilian, „dem letzten Ritter,“ haben wir es zu verdanken, daß uns das Gudrun-Epos erhalten geblieben. Mit andern Dichtungen der entschwundenen Zeit hatte er's abschreiben und auf Schloß Ambras in Tirol verwahren lassen. Da wurde es 1815 gefunden, dreihundert Jahre nach des Kaisers Tod untersucht und gelesen. Und keine andere Handschrift dieser Dichtung wurde seither entdeckt.

„Die wunderbare Nebensonne der Nibelungen“ hat von der ngen das Gudrunlied genannt. Ein Reif von gediegenem Gold ist es und ließt ein glänzendes Kleinod ein: die Verherrlichung ausharrender reue in einem deutschen Frauengemüt. Eine deutsche Iphigenie schildert es.

In den Sagenkreis der Nordsee führt es uns ein, Küsten und Inseln uchen vor unsern Blicken auf und es öffnen sich die Weiten des Meeres. Unser

Gedicht deshalb mit der griechischen Odyssee zu vergleichen, liegt nahe, ist aber nur bis auf einen gewissen Grad berechtigt. „Etwas Meer- und Inselhaftes" ist ihm eigen; aber dem Märchenwesen der Odyssee bleibt es fern.

In seiner vorliegenden Gestalt erscheint das Epos wie ein Gebäude mit zwei Stockwerken. Von drei Generationen berichtet es: Erstens von Hagens Jugend, zweitens von Hettels Werbung um Hilde und drittens von Gudrun, deren Tochter.

Der wilde König Hagen von Irland, der einst als Kind von einem Greifen entführt in der Wildnis aufgewachsen und später auf einem Schiffe wieder nach Irland zurückgebracht worden (die älteste deutsche Robinsonade), läßt jedem, der es wagt, um seine Tochter Hilde zu werben, das Haupt abschlagen oder ihn aufhängen. Aber seine Härte weckt Furcht und Untreue. König Hettel von Dänenland, entschlossen, der Gefahr zu trotzen, sendet drei seiner Mannen, um Hilden zu freien: Wate, Frute und Horand. In ihnen verbünden sich Kraft, List und Kunst, und diesen muß wohl der Sieg gelingen.

Ein prächtiges Schiff wird ausgerüstet, mit Gold und Silber und Seide geschmückt, und mit den drei erprobten Recken ziehen siebenhundert streitbare Männer. Bei Hagen in Irland angekommen, geben sie sich für Kaufleute aus, die König Hettel vertrieben habe, und erhalten Marktrecht; Frute schlägt seinen Kramladen auf und macht gute Geschäfte. Schon haben sie Zutrauen erworben und werden an den Hof berufen und in die Frauengemächer geführt.

Wate, der breitbärtige riesige Held, bequemt sich, bei den Frauen sich niederzulassen, und diese fragen ihn scherzend, wie er ernst dasitzt, bunte Borten um das dichtbehaarte Haupt gewunden, was ihm wohl lieber sei, bei den Frauen zu sitzen, oder in hartem Streite zu fechten? Und der mächtige Kämpe, der in der Schlacht wie ein wilder Eber wütet, antwortet ohne Besinnen: wohl dünkt es ihm gut, bei sittigen Frauen zu weilen, aber doch noch viel sanfter, in harten Stürmen mit dem Heergefolge zu fechten. Da lachen laut die Königinnen und fragen, ob dieser Mann denn auch wohl ein Weib und Kinder daheim habe. Schon ist auf diesem Wege einiges Wohlwollen für die Werbung gewonnen, da erhebt Horand seinen wunderbar süßen Gesang an einem stillen Abend in der Burg des Königs am Seeufer, und die Vöglein lassen den Schall ihres Abendliedes schweigen vor dem lieblichen Tone des königlichen Sängers; und wieder am frühen Morgen bei Sonnenaufgang klingen die wundervollen Töne durch die Burg, daß die Vöglein auch ihr Morgenlied vergessen, daß alle Schläfer im Palast erwachen, der König mit seiner Gemahlin auf die Zinne heraustritt und die königliche Jungfrau ihren Vater bittet: „Liebes Väterlein, heiß ihn singen mehr!" Und zum drittenmal am Abend erhebt der Dänenkönig seine Stimme, daß die Glocken nie so rein geklungen haben, daß die Arbeitenden nicht mehr arbeiten, die Siechen nicht krank zu sein sich däuchten, die Tiere in den Wälde ihre Weide stehen ließen, und die Würmlein, die im Grase gehen, und die Fische, die in der Woge schwimmen, innehielten auf ihrer rastlosen Fahrt.

Wir wollen uns das, was hier geschieht, durch das Original selber melden lassen. (Die Stelle möge als Probe dienen.)

Des wilden Hagenen tohter und ouch ir magedîn
ie sâzen unde loseten, daz diu vogellîn
ergâzen ir dœne ûf dem hove vrône.
rol hôrten ouch die helde, daz der von Tenemarke sanc sô schône. . . .

Diu tier in dem walde ir weide liezen stên.
lie würme die dâ solten in dem grase gên,
lie vische, die dâ solten in dem wâge vliezen,
ie liezen ir geverte. jâ kunde er sîner vuoge wol geniezen. . . .

Dô bat in ir gewinnen daz schœne magedîn,

az ez âne ir vater wizzen vil tougen solte sîn,
noch daz ir muoter Hilden ieman sagete mære,
daz er alsô tougenliche bî ir in ir kemenâten wære. . . .

Den helt bat sie sitzen. „ir sult mich hæren lân“,
sprach diu maget edele, „daz ich ê vernomen hân:
les lüstet mich vil sêre. wande iuwer stimme
diu ist vor aller vreude unde ob aller kurzwîle ein gimme.“

„Getörste ich iu singen, vil schœnez magedîn,
daz mir dar umbe næme niht daz houbet mîn
iwer vater, der künic Hagene, mir solte niht versmâhen
swâ ich iu möhte dienen, wæret ir mînes herren lande nâhen.“

Dô huop er eine wîse, diu was von Amilê,
li gelernte nie kristen mensche sît noch ê,
wan daz er si hôrte ûf dem wilden vluote.
lâ mite diente Hôrant ze hove der snelle degen guote.

Dô er die süezen wîse ze lobe vol gesanc,
lô sprach diu maget schœne: „friunt, dû habe danc.“
si gap im abe ir hende, niht goldes was sô guotes.
si sprach: „ich lône iu gerne. des bin ich iu vil williges muotes.“

Des wilden Hagen Tochter und ihre Mägdelein
Saßen da und lauschten, wie selbst die Vögelein
Auf dem Königshofe vergaßen ihr Getöne;
Wohl hörten auch die Helden, wie der von Dänenlanden sang so schöne. . . .

Die Tier' im Walde ließen ihre Weide stehn;
Die Würme, die da sollten in dem Grase gehn,
Die Fische, die da sollten in dem Wasser fließen,
Verließen ihre Fährte; wohl durft' ihn seiner Künste nicht verdrießen. . . .

Da ließ ihn zu sich bringen das schöne Mägdelein,
Ohn' ihres Vaters Wissen, gar heimlich sollt' es sein;
So blieb es ihrer Mutter, Frau Hilden, auch verhohlen,
Daß der Held so heimlich sich zu ihrem Kämmerlein gestohlen. . . .

Sie hieß den Helden sitzen: „Nun stimmt noch einmal an
Die Lieder, die ich hörte,“ bat sie den jungen Mann;
„Das lüstet mich zu hören: Eures Mundes Töne
Sind mir eine Kurzweil über alle Freud' und alle Schöne.“

Da sprach er: „Dürft ich singen, schönes Mägdelein,
Daß Euer Vater Hagen nicht böse wollte sein
Und mir das Leben nähme, — ich würd' es nicht verschmähen,
Euch gern in allem dienen, wenn wir Euch bei unserm Herren sähen.“

Da begann er eine Weise, die war von Amilê,
Kein Ohr hat sie vernommen, noch lernt' ein Mund sie je,
Bis er sie hörte singen auf den wilden Fluten.
Mit dieser Weise diente Horand am Hof der schönen Maid, der guten.

Als er die süße Weise ihr schön zu Ende sang,
Da sprach das schöne Mäglein: „Freund, des habe Dank!“
Sie gab ihm vom Finger, nie sah man Gold so gutes;
Sie sprach: „Ich lohn' Euch gerne; ich bin dazu gar williges Mutes.“

In der Kemenate der Königstochter wagt es Horand, Hettels Werbung vorzubringen, und da er verspricht, immerfort Morgens und Abends zu singen, wird die Botschaft von Hilde wohl aufgenommen. Vier Tage später nehmen die Gäste von Hagen Abschied und während der König mit Frau und Tochter sich am Strand eingefunden und die Buden beschaut, betritt Hilde mit ihren Jungfrauen das Schiff. Sofort werden die Anker gelichtet, die Segel gehißt und die Gewappneten springen auf das Verdeck. Hagen tobt in ohnmächtiger Wut. Er will die Räuber verfolgen. Da findet er alle Kiele durchlöchert.

Am Strande von Waleis, der westlichen Grenze seines Reiches, empfängt Hettel mit großen Freuden seine Mannen und seine Braut. Unter lichten Blumen in seidenen Gezelten sitzen die Helden um Hagens Tochter. Aber am Abend nahen Segel. Hagen springt aus dem Schiff und watet in einem Pfeilregen ans Land. Er kämpft mit dem furchtbaren breitbärtigen Wate, gerät in Gefahr und wird auf Hildens Veranlassung durch Hettel gerettet. Wie Hettel, zur Waffenruhe mahnend, den Helm losbindet, begrüßen die Kämpfenden das Friedenszeichen mit lautem Zuruf. Und wie Hilde, von Horand und Frute geführt, dem Vater schuldbewußt zaghaft entgegentritt, siegt in dem Alten die Liebe und macht ihn freundlich und in Hettels Königsburg wird eine frohe Hochzeit gefeiert. Dann sehen wir den wilden Hagen zu Hause bei seiner Gattin sitzen und ganz befriedigt sich über das Los seiner Tochter äußern.

König Hettel und seiner Gattin Hilde werden ein Sohn und eine Tochter geschenkt, Ortwin und Gudrun. Gudrun wird schöner, als Hilde gewesen, und zahlreiche Werber stellen sich ein, so Siegfried von Morland, dann Hartmut, ein Normannenkönigssohn, dann Herwig von Seeland. Alle werden von Hettel zurückgewiesen. Während aber Hartmut, der selber an Hettels Hofe geweilt und die Gudrun liebgewonnen, nach Normannenland eilt, um zum Kriege zu rüsten, hat Herwig seine Mannen gesammelt und erscheint vor Hettels Burg, mit Gewalt zu erringen, was der Güte verweigert ward. Helle Glut flammt aus dem Schildgespänge, aus roten Wunden rieselt das Blut. Da gewinnt Herwig durch ritterliche Kühnheit das Herz der zuschauenden Gudrun. Sie scheidet die Streitenden und wird ihm verlobt. Nach Verlauf eines Jahres soll sie heimgeführt werden. Aber in des künftigen Schwiegersohnes, in Herwigs, Lande bricht Siegfried von Morland ein und Hettel entschließt sich, ihm Hilfe zu bringen.

Während Hettel nun ferne weilt, brechen Ludwig und Hartmut mit ihrem Normannenheer in seine Burg ein, rauben die Gudrun und führen sie samt Hildburg und andern Jungfrauen von dannen.

Hettel und Herwig bieten dem Mohrenkönig Frieden, eilen herbei, folgen den Räubern und treffen sie auf dem Wülpensand oder Wulpenwerde, einer Nordseeinsel, und hier wird nun eine Schlacht geschlagen, wo die Speere wie Schneesturz von den Händen fliegen, wo die Helden, bis unter die Arme in den Fluten, grimmig fechten und des Meeres Wogen in rotem Schein am Strande rollen. Wie der Abend hereingebrochen, erliegt König Hettel, der Vater der Gudrun, den Streichen Ludwigs, des Normannenhäuptlings. Aber Wate, ergrimmt

über des Königs Tod, zündet, nachdem das Abendrot erloschen, ein neues Abendrot an auf den Helmen der Feinde mit seinen wuchtigen schnellen Schwertschlägen.

Das Dunkel der Nacht bringt den Kampf zum Stehen und unter ihrem Schutze gelingt es den Normannen, ihre Schiffe zu erreichen und mit den Geraubten zu entfliehen. Lassen die Jungfrauen einen Hilferuf ertönen, so sollen sie sofort in die Wellen geworfen werden. Schweigend zieht Wate ein in die verlassene Burg. „Wo ist mein lieber Herr? wo sind seine Freunde?" fragt entsetzt die Königin Hilde. „Ich will euch nicht betrügen; sie liegen alle tot!" antwortet der Held. „Wenn das junge Geschlecht im Lande herangewachsen, dann kommt die Zeit der Rache," fügt er hinzu.

In Trauer und Tränen sieht Gudrun die Türme der Normannenburg vor ihren Blicken auftauchen. Freundlich redet ihr Ludwig zu, der Normannenkönig: „Wollt Ihr, edle Jungfrau, Hartmut minnen, steht alles, was Ihr seht, Euch zu Dienste, und Königsehre wartet Euer an Hartmuts Seite!" Aber Gudrun antwortet ohne Besinnen: „Eh ich Herrn Hartmut nähme, viel lieber wär ich tot! Hätte die Sache sich so gefügt, da mein Vater noch lebte, so hätt' es mögen sein. Jetzt laß ich eher mein Leben, als daß ich meine Treue breche." Da fährt Ludwig auf, ergreift die Jungfrau bei den Haaren und schleudert sie in die brandenden Wogen. Aber Hartmut springt der Sinkenden nach, erfaßt sie noch eben bei den blonden Zöpfen, zieht sie in einer Barke herauf und fährt mit ihr zu Lande. Die Situation, die aus dieser Rettung der Gudrun durch Hartmut erwächst, in allen erdenkbaren Einzelszenen auszumalen, überläßt die Erzählung der Phantasie und schreitet weiter.

Die Königin Gerlinde, Hartmuts Mutter, ist an den Strand herausgetreten, um die Ankommenden zu empfangen, mit ihr ihre Tochter Ortrun und ihr Ingesinde. Gudrun erwidert den Kuß Ortruns, weist aber Gerlinde strenge zurück. Und wie sich die Geraubte standhaft weigert, Hartmut zu minnen, dessen Vater den ihren erschlagen, schreitet Gerlind in ihrem wölfischen Sinne trotz Hartmuts Mahnung, ihr hold zu sein, zu Gewalt und Mißhandlung. „Und willst du nicht die Freude, so werde dir das Leid!" Die Gefährtinnen werden von Gudrun getrennt und müssen spinnen und weben; die eine Krone tragen sollte, muß die niedrigsten Magddienste tun, den Ofen heizen, die Gemächer kehren: ihr Lager ist eine harte Bank und ihre Nahrung Wasser und Brot. Doch alle „Liebesmüh" ist umsonst: weder Gerlind, noch Ortrun, die die Geraubte liebgewonnen, noch Hartmuts Freundlichkeit richten etwas aus.

So muß Gudrun denn fortan in Wind und Wetter, in Frost und Kälte draußen am Strande die Gewande der Königin waschen, und der treuen Hildburg wird gewährt, der Königstochter dabei Gesellschaft zu leisten.

Dreizehn Jahre sind seit Gudruns Entführung dahin; die Knaben im Lande sind zu Männern herangewachsen, da rüstet die Königin Hilde ein Heer und alle Helden eilen herbei, sich einzuschiffen, Wate, Frute, Horand, auch Ortwin, Gudruns Bruder, und ihr Verlobter, Herwig von Seeland. Unter Horands

Führung segeln sie ab und erreichen die Küste der Normandie. Sie landen in einer Wildnis am Fuß eines Berges. Roß und Waffen werden ans Land geschafft. Von hohen Bäumen aus sehen die Friesenhelden die Burgen der Normannen aus der See aufglänzen.

Wieder stehn Gudrun und Hildburg waschend am Strand. Da naht ihnen ein Engel in Vogelgestalt, (ursprünglich eine der Zukunft kundige Schwanenjungfrau wie im Nibelungenlied). Die Szene, die hier geschildert wird, ist eine der schönsten. Regelmäßig lösen sich die Fragen der Gudrun und des Vogels stimmungsvolle, lyrisch-weiche Antworten ab. Und was ist's, wonach die Jungfrau fragt? „Lebt noch Hilde, der armen Gudrun Mutter? Lebt Ortwin noch, mein Bruder? und Herwig, mein Verlobter, und Horand und Wate, die Treuen meines Vaters?" Von ihrer Rettung läßt sie kein Wort verlauten. Mit zornigen Scheltworten wird sie am Abend von Gerlind empfangen, weil sie läßiger als sonst gewaschen habe.

Am nächsten Morgen muß Gudrun, wiewohl es früh im Jahre, vor Ostern, und nachts ein tiefer Schnee gefallen, barfuß mit Tagesanbruch hinaus nach dem Seegestade waten, ihre Wäsche zu vollenden. An eben diesem Morgen aber kommen Ortwin und Herwig, Nachricht einzuziehen, in einer Barke in die Nähe der Stelle, wo die Königstochter, bebend vor Frost im nassen Gewande, an der mit Eis strömenden Meerflut und im stürmenden Märzwind, der ihr schönes Haar ihr wild um Nacken und Schultern schleudert, die Leinwand wäscht. Die beiden Kriegsmänner nahen sich den Jungfrauen, die schon zu flüchten sich angeschickt haben, und bieten ihnen den Morgengruß, den sie lange nicht gehört; denn bei Frau Gerlind ist „guten Morgen!" „guten Abend!" teuer. Sie erkennen Gudrun in der schmachvollen Niedrigkeit ihrer Kleidung und ihrer Magdarbeit nicht, fragen sie aus um Land und Leute, vernehmen, daß das Land wohl gerüstet und stark bewehrt sei und man hier nur vor einem Feinde, den Hegelingen, Besorgnis hege. Während der langen Unterredung stehen die Jungfrauen, in der Kälte zitternd, vor den fragenden Helden; diese bieten mitleidig ihnen ihre Mäntel: aber Gudrun entgegnet: „Da soll mich Gott bewahren, daß an meinem Leibe jemals einer Mannskleider sähe!" Da fragt auch ihr Bruder Ortwin, ob nicht eine Jungfrau Gudrun einst als Geraubte hierher gebracht worden sei, und Herwig vergleicht wiederholt die Züge der armen Dienstmagd mit den Zügen der edlen Königstochter, die seine Braut war; auch nennt er Ortwin bei Namen. „Ach," sagt Gudrun, „wenn Ortwin und Herwig noch lebten, sie wären längst gekommen, uns zu retten! Ich bin auch eine von den damals Geraubten; die arme Gudrun aber ist schon lange tot!" Da streckt der Seelandskönig seine Hand aus: „Seid Ihr von den Geraubten, so müßt Ihr das Gold kennen, das ich an meinem Finger trage: Ich bin Herwig genannt, und mit diesem Ringe bin ich Gudrun zu treuer Liebe verlobt worden." Da leuchten die Augen der Jungfrau auf, und wie gern sie die Schmach ihrer Dienstbarkeit verbärge, sie ist überwältigt: „Das Gold ich wohl erkenne; denn ehedem war es mein; so trag auch ich noch dieses Gold, das einst mir Herwig sandte." Allein Bruder und

Verlobter können nichts anderes glauben, als daß sie Hartmuts Gemahlin geworden sei, und sprechen ihr Erschrecken darüber aus, daß sie trotzdem so niedrige Dienste leisten müsse. Als sie jedoch erfahren, warum sie die Demütigung erdulde, will Herwig sie auf der Stelle mitnehmen. Doch das erlaubt die Ehre nicht. „Was mir im Sturme des Krieges ist abgenommen worden," entgegnet Ortwin, „das will ich heimlich nicht entwenden, und eh ich heimlich stehle, was ich durch Waffenkampf erringen muß, eher mögen, hätte ich hundert Schwestern, sie alle hier sterben!"

Die beiden Fürsten fahren zurück nach ihrer Kriegsflotte und bereiten den Sturm auf die Normannenburg vor. Gudrun aber, im erwachten stolzen Selbstgefühle und in der freudigen Erwartung einer ehrenvollen Errettung durch Heldenhand, wirft nun die Leinwand, statt sie zu waschen, in die See. Grimmiger Empfang mit schimpflichen Schlägen wartet ihrer von Seiten der erbosten Gerlind. Mit Dornruten soll sie gezüchtigt werden. Um der Mißhandlung zu entgehen, stellt Gudrun sich, als wolle sie nunmehr Hartmut heiraten — in der gewissen Zuversicht, daß es beim Anbruche des Morgens hier auf der Burg viel anders sein werde als jetzt am Abend. Doch wie Hartmut sie freudig umarmen will, da weiß sie klüglich ihn ferne zu halten: Nicht zieme es einem Königssohn, eine arme Wäscherin zu berühren. Zum ersten Male nach langen Jahren lacht das Hildenkind fröhlich auf. — Als Herwig und Ortwin zu dem Heere zurückkehren und die Schmach verkündigen, welche der Gudrun so lange Jahre hindurch ist angetan worden, erheben die Helden laute Klage; aber der alte Wate heißt sie auf andere Weise der Königstochter dienen: „die Kleider rot färben, die sie weiß gewaschen."

Noch in der Nacht soll der Sturm auf die Normannenburg begonnen werden. Noch steht der Morgenstern hoch am Himmel, da sieht eine von Gudruns Gefährtinnen das ganze Gefilde gegen die See hin von Waffenglanz leuchten, von Stahlhelmen und lichten Schilden, und alsbald ruft auch der Wächter hoch von der Zinne: „Wohlauf, ihr stolzen Recken, ihr Normannenhelden, auf, ihr habt zu lang geschlafen!" Und der Kampf beginnt. Tapfer fechtend sinkt der alte Normannenkönig unter Herwigs Streichen. Die üble Gerlind will dafür Gudrun erschlagen lassen; aber Hartmut wehrt dem Verbrechen. Mit achtzig seiner Mannen wird Hartmut gefangen. Wate dringt wütend in die Frauengemächer und Gerlind flüchtet sich nun zu Gudrun; aber jener erkennt sie, fährt sie an: „Frau Königin Gerlinde, jetzt laßt ihr nimmer waschen von meiner Landesfürstin holdem Kinde!" und schlägt ihr das Haupt ab. Ortrun und das andere Gesinde läßt er auf Gudruns Fürbitte leben.

Im Jubel fährt nun das Hegelingenheer der Heimat zu. Die Segel blähen sich munter im Winde. Am heimischen Gestade harrt Königin Hilde zu frohem Empfang und schließt nach so langen Jahren der Trennung die Gudrun wieder in ihre Arme. Auch der Ortrun bietet sie ihre Huld; die Normannen werden von ihren Fesseln befreit, und nun lösen sich Streit und Hader in Frieden und Bündnis zu Schutz und Trutz und Leid und Trauer in hohe Festfreude.

Ein vierfacher Brautlauf wird eingeleitet. Es vermählen sich Herwig und Gudrun, die so lange getrennten, der Normannenkönigssohn Hartmut und Hildburg, die treue Genossin der Gudrun, außerdem Ortwin, Gudruns Bruder, und Ortrun, die normannische Königstochter, und zum guten Ende noch Siegfried von Morland und die Schwester Herwigs.

„Sie verlobten sich einander, der Ritter und die Maid,
Und reichten sich die Hände zum minniglichen Eid;
Da ward ihnen alles geheime Glück zum Lohne,
Vier Königskinder weihte man vor den Helden unter Königskrone.

Brach im Nibelungenlied die schwüle Hitze heftig erregter Leidenschaften in langhinhallendes Donnerrollen und zuckende Wetterschläge aus, so sehn wir im Lied von der treuen Gudrun nach schnaubenden Stürmen und jagenden Nebeln die Frühlingssonne siegen und blauen Himmel lachen über Land und Meer. Verwandelte der Rachedurst im Laufe der Jahre die sanfte Kriemhild in eine wütende Furie, so leuchtet ungebrochen durch Leid und Unbill aus Gudruns Charakter aufopfernde Treue, ausharrendes Dulden verklärende Reinheit, versöhnende Milde. Dreimal müssen im Verlaufe der Dichtung streitende Männer das sittliche Gefühl der Frauen ehren und Frieden schließen.

Auch das Gudrunlied sendet einzelne seiner Wurzeln bis in den urtiefen Boden der alten Mythologie, so in der Erzählung von der grimmigen Schlacht auf dem Wulpenwerde, die mit Farben der Göttersage schon in einem Gesang der jüngern Edda gemalt ist. „So dauerte der Streit fort, Tag für Tag," heißt es dort, „und alle Gefallenen auf der Wahlstatt und alle Waffen wurden zu Stein. Tagte es, standen die Toten wieder auf. So werden die Hiadninge (Hegelinge) fortfahren bis zu Ragnarökr, der Götterdämmerung." Im Gudrun-Epos ist alles Übernatürliche abgestreift und nur in der Erzählung von dem sprechenden Vogel hat der Dichter dem Wunderbaren aufzutauchen erlaubt.

In den Niederlanden erwuchs die Gudrunsage, ums Jahr 1100 war sie in Bayern bekannt und um 1210 wurde das Lied gedichtet. Müllenhoff hat den Versuch gemacht, von einem ursprünglichen Gudrunliede spätere Zutaten fahrender Sänger auszuscheiden, natürlich bloß auf dem streitigen Boden von Wahrscheinlichkeiten.

So oder so: der unbekannte Dichter des Gudrunepos findet seinen Platz neben den besten seiner Zeit, und eine Fülle von Umständen könnten wir erwähnen, ihm ein Kränzlein zu winden.

Wir weisen bloß noch darauf hin, wie fein er das Kunstmittel des Kontrastes verwertet auch in der Zeichnung der Charaktere, so zwischen dem ungeschlacht wilden Hagen und dem höflichen Hettel, zwischen dem energisch beharrlichen Herwig und dem unselbständigen Hartmut, zwischen der wölfisch üblen Gerlinde und ihrer mitleidigen Tochter Ortrun. Und der Dichter ist zu wahr, um auf die einen seiner Gestalten lauter Licht, auf die anderen lauter Schatten fallen zu lassen. Er weiß zu schweigen und wird nie dunkel. Er verfällt nicht ins Schildern und doch wird häufig der Vorgang so klar, als wären wir selber mitten drin und dabei.

Von der Strophe des Nibelungenliedes unterscheidet sich die der Gudrun nur dadurch, daß die vierte Zeile nicht bloß sieben, sondern acht Hebungen hat und daß je die zwei letzten Zeilen nicht männlichen, sondern weiblichen Reim besitzen.

Im Versmaß des Originals in unser Neuhochdeutsch übertragen wurde das Gudrun-Epos u. a. von K. Simrock und L. Freytag, für die Jugend gekürzt in poetischer Form von Legerlotz und Leonhard Schmidt; frei umgedichtet haben es San Marte und Engelmann und als Schauspiel bearbeitet Bikt. von Strauß und Jul. Grosse. Für die deutsche Jugend hat die besten alten Heldensagen überhaupt wiedererzählt Gotthold Klee in seiner „Iduna".

Epen der Siegfried- und Dietrich-Sage.

Uralte Riesenzeiten,
Der Helden Wunderstreiten
Schlang all die Ode hinab.
Verklungen ist die Sage,
Verstummt die alte Klage;
Es decket all' ein Grab.

Aus dem üppig wuchernden Wurzelgeflecht alter Götter- und Heldensage stiegen noch zahlreiche hochstämmige Volksepen auf, in deren Zweigen die Vögel sangen. Nur die bedeutendsten würdigen wir noch eines Blicks, bevor wir aus der grünen Wildnis scheiden.

Wir erwähnen das Lied „vom hürnin Siegfried", das der Sprache nach aus dem fünfzehnten Jahrhundert, dem Stoffe nach aus uralter Zeit stammt, weshalb wir schon früher darauf hingewiesen haben. Es erzählt von den Jugendabenteuern Siegfrieds. Der junge Held hat den Drachen getötet, ihn unter Bäumen des Waldes verbrannt, sich in der geschmolzenen Hornhaut gebadet und ist „hürnin", unverwundbar geworden. Da hört er, daß Kriemhild, des Königs Gibich Tochter aus Burgundenland, von einem Drachen geraubt und auf einem Drachenstein eingesperrt worden sei, und er zieht aus in den wilden Wald, um sie zu befreien. Er vernimmt der Jungfrau Klagen, kann aber den Drachenstein nicht finden, bis er einen im Waldesdickicht auf schwarzem Rosse mit funkelnder Krone auf dem Haupte vorüberreitenden Zwerg einholt und durch Gewalttätigkeit nötigt, ihm anzugeben, daß ein Riese, Kuperan geheißen, den Zugang zu dem Drachenstein bewahre. Diesen Riesen sucht nun Siegfried auf, und es entspinnt sich ein wilder Kampf, ganz in den ältesten Formen deutschen Kriegertrotzes und deutscher Kampfeswildheit geschildert. Der Riese trägt eine stählene Stange — das uralte und in unsern sämtlichen Riesensagen wiederkehrende Riesenattribut — die an ihren vier Ecken wie ein scharfes

Messer schneidet und im Kampfe klingt wie eine Glocke auf Turmes Dach, und einen Helm, welcher wie die Sonne leuchtet, die im Meere widerglänzt; „neidiglich" schlägt der Riese auf Siegfried ein, den er „du kleines Büblein" anredet, und im Kampfe springt Siegfried fünf Klaftern vorwärts und wieder zurück — ganz ähnlich wie im Kampfe mit Brunhild. — Der Riese wird besiegt und verspricht Siegfried auf den Drachenstein zu bringen; aber unterwegs fällt er, ungetreu, wie alle Riesen sind, Siegfried von neuem an, um von neuem bezwungen zu werden; endlich führt er Siegfried zwar auf den Drachenstein, aber um hier oben, wo kaum ein Mann stehen kann, den Kampf zum drittenmale, und heißer und grimmiger als vorher, zu erneuern. Siegfried — und dies sind deutliche Zeugnisse hohen Altertums, weil ungebändigter, wilder, blutgieriger, ja grausamer Kampfeslust — faßt im Ringen mit dem Riesen in dessen weit klaffende Wunden und reißt sie mit seinen nervigen Händen auseinander; er bezwingt den Ungeheuren und wirft ihn den Felsen hinab, daß er in Stücke zerbricht, zum lauten Lachen der Jungfrau. Hierauf beginnt der Kampf mit dem herbeifliegenden Drachen, welcher so heiß und grimmig gefochten wird, daß die Zwerge, aus Furcht, der Berg möge einstürzen, ihre Höhle verlassen und König Nibelungs Schatz heraustragen. Diesen Schatz findet Siegfried nachher und führt ihn von dannen. Nach wiederholten Kämpfen mit den flammenspeienden Ungeheuern werden sie von Siegfried besiegt und in Stücke gehauen, die Jungfrau aber nach ihrer Heimat geführt, wo sie sich mit Siegfried vermählt. Der Zwerg Eugel aber, ein Muthüter des Schatzes und aus dem Nibelungengeschlecht, weissagt Siegfried ein blutiges Ende, und damit läuft unser Gedicht in die Sagen über, die in dem ersten Teile des Nibelungenliedes enthalten sind — ja wir erfahren hier sogar, welchen Titel dieser erste Teil, oder ein Stück desselben im Volksgesang mag geführt haben: das Lied „Siegfrieds Hochzeit" wird erwähnt.

Auch in den „Liedern" von Dietrich von Bern tauchen vielfach mythische Bestandteile auf; alte Riesensagen spielen herein. Wir beschränken uns auf das „Eggenlied", „König Laurin" und „Die Rabenschlacht".

Das Lied von Ecken Ausfahrt stammt nach seiner vorliegenden Form aus dem dreizehnten Jahrhundert, ist aber noch lange nachher und bis zum dreißigjährigen Krieg im Volksgesange vorhanden gewesen. Sein Inhalt ist der Hauptsache nach folgender:

„Drei starke Helden im Heidenlande, Fasolt, dessen Bruder Ecke (Egge) und der wilde Ebenrot, sitzen in ihrer Halle, und reden von den Heldentaten der kühnen Recken; als der kühnste unter allen wird „von Bern Herr Dietrich" gepriesen, der auch den Riesen Grime und dessen Weib, Frau Hilte, überwältigt habe. Ecke wird durch dieses Gespräch zur Kampflust angefeuert, „auf daß man in allen Landen sagen höre: seht, Herr Ecke hat den Berner erschlagen." Der Rede der riesigen Helden hören drei Königinnen zu, und eine derselben verlangt Dietrich herbeigebracht zu sehen: Ecke macht sich anheischig, den Helden von Bern gefangen herbeizuführen, und die Königin rüstet Ecken mit der Brünne (Panzer), die einst König Otnit und nachher Wolfdietrich getragen, mit Schild

und Schwert aus. Ecke zieht nicht zu Roß, denn eines Rosses Kräfte reichen nicht hin, den Riesenleib zu tragen, sondern zu Fuß aus, in weiten Sprüngen wie ein Leopard durch das dichte Gewälde hinsetzend; der Helm klingt auf seinem Haupte wie eine Glocke, wenn er von den Waldästen berührt wird, und zu beiden Seiten schreckt das Wild und das Waldgevögel auf, flieht und schauet ihm nach. So gelangt er nach Bern: wie glimmende Feuersglut leuchtet seine Goldbrünne durch die Straßen, so daß die Menschen vor dem fliehen, „der dort in dem Feuer steht." Der alte Hildebrand weist jedoch den kampfbegierigen Ecke nach Tirol, wohin Dietrich jetzt gezogen sei. Ecke zieht das Etschgebirge hinauf, besteht ein Ungeheuer und findet drei von Dietrich erschlagene Helden, sowie einen vierten, der im grimmen Kampfe mit dem gewaltigen Berner schwer verwundet worden ist. Von diesem unterrichtet, wo Dietrich zu finden sei, trifft der Riese auf den Berner Helden, eben da die Sonne zur Rüste geht. Dietrich weigert sich anfangs, mit Ecke zu kämpfen, am meisten, von seinem Rosse zu steigen und den Kampf zu Fuß zu bestehen. Doch entschließt er sich, nachdem ihm Ecke wiederholt Feigheit vorgeworfen, zum Fußgefecht, und in der sinkenden Abendsonne beginnt der wilde Kampf. Mit der Nacht wird er eingestellt, und die Helden bewachen sich gegenseitig während des Schlafes. Als der Morgen graut, weckt Ecke seinen Gegner nach ungefüger Riesennatur mit einem Fußtritt und der Kampf beginnt von neuem. Die Vöglein singen den Tag an; aber Ecken und Dietrichs Helme überklingen die Stimmen der Vögel: die Streitenden denken nicht an den Vogelgesang und kümmern sich nicht, was die Vöglein singen. Dietrich wird von Ecke sehr bedrängt: sein Helm Hildegrim wird von Blut überronnen, sein Schild mit dem roten Löwen zerhauen; er zieht sich in das Dickicht zurück, so daß der grüne Wald sein Schild ist. Zwar gelingt es ihm einmal, Ecken niederzuwerfen; aber bald erhebt sich dieser wieder, und Dietrichs Bedrängnis wird immer größer; erst nachdem ihn ein Zwerglein vom Baume herab zum Vertrauen auf Gott ermahnt, kämpft er wieder kräftiger, so daß Ecke meint, es stritten Zwei wider ihn. Dietrich wirft Ecken zum zweitenmal nieder, stürzt sich auf ihn und bricht ihm den Helm ab: Ecke dagegen zerrt ihm die Wunden auseinander. Dietrich will Frieden auf eine kleine Weile und Ecken loslassen; dieser aber will keinen Frieden halten. Als Dietrich großmütig ihn dennoch losläßt, beginnt Ecke alsbald wieder zu kämpfen, und es reut Dietrich, daß er den wilden treulosen Gegner freigegeben. In diesem letzten heißen Kampfe wirft Dietrich Ecken zum drittenmal nieder und verlangt, daß er sich ergebe; Ecke begehrt dasselbe von Dietrich, worauf dieser mit Spottreden antwortet: „dazu müßte er ja vier Hände haben." Da der Riese es hartnäckig verweigert, sich zu ergeben, so versucht es Dietrich, weil die goldene Ortnit-Brünne sich nicht durchstechen läßt, mit dem Schwertknauf dem Überwundenen den Todesstreich zu versetzen, doch umsonst; es bleibt ihm nichts übrig, als durch den Schlitz der Brünne hindurch ihn mit dem Schwerte zu durchstechen. Kaum ist dies geschehen, so beginnt Dietrich den gefallenen starken Helden zu beklagen, dessen Namen er erst jetzt aus einem Ringe erfährt, welchen Ecke trägt. Er steht auf und sieht ihn an, „es grauft ihm ob dem Manne": im Todes-

ringen springt Ecke von der Erde auf und fällt wieder nieder. Noch ist Dietrich bedenklich, dem Toten die Brünne zu nehmen; man könnte glauben, er habe ihn ermordet da die Brünne nicht zerhauen ist. Doch nimmt er sie, nachdem er sie, die für ihn viel zu lang ist, kürzer gehauen hat, nimmt auch den Helm des Gefallenen, nachdem er den leuchtenden Karfunkel aus seinem eigenen zerschlagenen Helm in den Helm Eckes gesetzt hat, gräbt dann ein achtzehn Schuh langes Grab, legt den Toten hinein, wünscht ihm „Gnad dir Gott, lieber Ecke" und reitet von dannen." (Vilmar).

König Laurin ist der Held einer Zwergsage, die in neuerer Zeit u. a. A. Sturm in einem sinnreich anmutigen Epos — „König Laurins Rosengarten" — wieder hat aufleben lassen. Im Tirolergebirge besitzt der Zwergkönig Laurin einen Rosengarten, der mit vier goldenen Pforten und statt mit einer Mauer mit einem Seidenfaden umgeben ist. Wer sich erkühnt, den Faden zu zerreißen oder die Rosen anzutasten, dem schlägt der Zwergkönig Hand und Fuß ab. Er hat die schöne Similde geraubt und hält sie in Haft, die Schwester Dietleibs in Dietrichs Gefolge. Und Dietrich und seine Helden machen sich auf, den Frevel zu strafen. Sie langen an vor dem Rosengarten und Wittich sprengt die goldenen Pforten und zertritt die Blumen. Aber Laurin reitet heraus und ein dreifacher Zauber schützt ihn: ein Ring, ein Gürtel und ein unsichtbarmachendes Käppchen. Im Kampf entreißt ihm Dietrich den Gürtel und damit hat der Kleine seine Stärke verloren und bittet um Gnade. Sie wird ihm gewährt und alle Helden gehen in den Berg und lassen sich bewirten bei Gesang und Tanz. Aber Untreue lauert im Hinterhalt und ein Zaubertrank senkt Dietrich und seine Mannen in tiefen Schlaf. So werden sie gebunden und in einen finstern Kerker geworfen. Mit Simildens Hilfe befreien sie sich. Auch dabei dienen ihnen übermenschliche Kräfte. Aber Laurin versammelt durch einen Hornstoß ein ganzes Heer von Zwergen um sich und wird erst nach langem Kampf überwunden. Nun wird er gefangen nach Bern geführt und muß als Gaukler sein Brot verdienen.

Im Gedicht von der Rabenschlacht klingt die Erinnerung an Theodorichs Sieg über Odoaker nach (493). Es stammt aus dem vierzehnten Jahrhundert und nimmt sich in seinen Eingangsworten und an manchen Stellen wie eine Nachahmung des Nibelungenliedes aus. „Alt und echt ist die Erzählung von den Söhnen Etzels, die hier Scharf und Ort genannt werden; sie sind wider den Willen ihrer Mutter Helche mit Dietrich nach Ravenna gezogen, um diesem in dem Kampfe wider seinen Oheim Ermanrich beizustehen: Dietrich hat sich für ihr Leben bei der Mutter verbürgt. Vor Ravenna läßt er sie nebst seinem eigenen Bruder Diether unter Ilsans Obhut zurück. Aber voll Kampfessehnsucht bitten sie, man möge ihnen gestatten, vor die Stadt zu reiten, sich umzusehen. Da geraten sie in das feindliche Heer und stoßen auf den furchtbaren Helden Wittich, Ermanrichs Mann, der mit seinem Schwerte Mimung auf sie losstürzt. Einen ganzen Tag kämpfen sie mit dem alten Helden, welcher erst den einen der Brüder erschlägt und dann dem andern rät, von dannen zu ziehen, da er ungern auch ihn erschlüge; aber dieser will seines Bruders Tod rächen und hält trotz seiner noch fast knabenhaften Jugend aus bis zum Ende, da denn Wittich auch

ihm die Todeswunde schlägt. Dasselbe Schicksal hat Diether, Dietrichs Bruder. Dietrich verfolgt, sobald er von dem Tode der Heunenfürsten hört, zornig seinen Feind, ihren Töter, Wittich; doch dieser stellt sich nicht zum Kampfe, sondern springt ins Meer und wird von Wächilt, einer Meerfrau, aufgenommen. Darauf folgt nun eine schmerzliche und rührende Klage der Königin Helche um ihre Söhne, als sie deren Rosse leer zurückkommen sieht und von Rüdiger nach langem Schweigen hört: „Die liegen dort bei Raben auf der Heide". Sie flucht Dietrichen, der ihre Söhne trotz seiner Bürgschaft nicht gehütet, vergibt ihm aber, da sie seinen tiefen Schmerz sieht und seine laute Klage um die gefallenen jungen Helden vernimmt."

In dem Lied von dem großen Rosengarten löste die Sage — nicht ohne derben Humor — noch die Frage, wie sichs wohl ausgenommen hätte, wenn ihre beiden liebsten Gestalten, Siegfried und Dietrich, im Kampf aufeinander getroffen wären.

Zu Worms am Rhein besitzt Kriemhild einen prächtigen Rosengarten. Der Eintritt ist verboten. Zu Wächtern sind zwölf Helden bestellt, unter ihnen Siegfried. Fände sich einer, der mit einer gleichen Anzahl Mannen den Kampf gegen sie versuchen wollte, so will König Gibich, falls der Gegner siege, sein Lehnsmann werden, und jeder Sieger soll von Kriemhild einen Rosenkranz und einen Kuß erhalten. Da geht Dietrich mit seinen Mannen auf das Abenteuer ein, und da der Helden nur elf sind, wird auch der Mönch Ilsan, Hildebrands Bruder, zur Fahrt eingeladen. Der Kampf beginnt und die Burgunder werden überwunden.

Am ergötzlichsten ist der Mönch Ilsan geschildert, der überhaupt jahrhundertelang zu den Lieblingsfiguren des deutschen Volkes gehörte. „Zwanzig Jahre ist er schon im Kloster und bereits alt und grau geworden; doch soll er, da es noch an dem zwölften Helden gebricht, zur Begleitung auf dieser Fahrt aus dem Kloster geholt werden. Man pocht heftig an der Klosterpforte, und Ilsan droht drinnen, es solle es der entgelten, der des Klosters Ruhe stören wolle. „Herr," sagt ihm der Mönch, der hinausgeschaut hat nach dem Anklopfen, „es ist ein Alter mit drei Wölfen im Schild und einer güldnen Schlange auf dem Helme." „Waffen über Waffen, das ist mein Bruder Hildebrand." „Und bei ihm ist ein Junger auf einem schnellen Rosse, ein starker Held von Ansehen, mit einem grimmigen Löwen im Schilde." „Das ist der Herr Dietrich!" ruft Ilsan und die Pforte des Klosters wird geöffnet. „Benedicite, Bruder," redet Hildebrand seinen Bruder Mönch an; dieser beantwortet jedoch die Anrede mit einem Fluch, weshalb denn Hildebrand immer und immer wieder auf der Kriegsfahrt sei? — Aber als er hört, daß er selbst zur Kriegsfahrt entboten werde („wir woll'n nach Wormes reiten und schaun des Rheines Fluß, nach einem Rosenkranze, nach einer Frauen Kuß"), da erwacht die alte Kampflust des Wölfingstammes in dem graubärtigen Mönch; mit lustigem Wurfe schleudert er die Mönchskappe in das Gras, und unter der abgestreiften Kutte zeigt sich das alte Sturmgewand, das er nie abgelegt. „Nun," sagt Dietrich, auf Ilsans Schwert deutend,

„ich sehe, Ihr habt hier auch noch einen guten Predigerstab; wem Ihr damit den Bann abschlagt, der hat genug bis an sein Grab, und ehe Euch die Burgundenherrn beichten, eh würden sie Zweifler!" Ilsan erlangt von dem Abt die Erlaubnis, der Fahrt beiwohnen zu dürfen; als er aber abzieht, laufen ihm die Mönche nach und wünschen ihm alles Böse, weil er sie, überlegen und übermütig, immer bei den Ohren und Bärten umhergezogen, wenn sie nicht tun wollten, was er gebot. In Worms angekommen, läßt er seiner mönchisch-wilden Lust den Zügel schießen: er wälzt sich in den Blumen des Gartens, braucht seine Fäuste gegen jeden, der ihm in den Weg kommt, kämpft mit seinem Predigerstabe, als sei er nie im Kloster gewesen, und als er nach dem Siege von Kriemhilde den Kuß erhalten soll, reibt er ihr mit seinem rauhen Barte das zarte Antlitz wund; die Rosenkränze, die ihm geworden sind, nimmt er mit in das Kloster zurück und drückt sie den Mönchen, die ihn bei seinem Abzug gescholten, dergestalt in die Köpfe, daß das Blut herabfließt; dennoch müssen sie ihm helfen seine Sünden büßen und als sie das nicht tun wollen, wie er verlangt, knüpft er ihnen die Bärte zusammen und hängt sie daran an eine Stange."

Dem lombardischen Sagenkreise gehören die Gedichte König Ortnit, Hugdietrich und Wolfdietrich an. Alle berichten von Brautfahrten und Drachenkämpfen und wurden wie die vorhin genannten von Simrock übersetzt und dem Heldenbuch einverleibt, das sich verhältnismäßig lang in der Gunst des Volkes erhalten hat.

Die Kunstepen der höfischen Dichter.

Heinrich von Veldeke.

Hörst das weite Meer du rauschen?
Siehst du dort das blanke Segel,
Wie es wächst aus grünen Wellen?
Näher kommt es, windgetragen:
Waffen blitzen, Worte hallen.
Knirschend sitzt der Kiel im Sande;
Raschen Schwungs entsteigen Recken
Dann dem Schiffe, tauschen Rede.
Dort am Strande, hochgetürmet,
Ragt die stolze Königsfeste.
Welch' Gedränge dort im Hofe:
Heroldsrufe, Festdrommeten,
Schwertgeklirr und wildes Stampfen! —
Ist das Turnier ausgefochten,
Sitzt beim Mahl die Schar der Helden,
Kreist der Becher feur'gen Weines,
Der von edlen Frauen kredenzte,
Schlägt der Spielmann in die Saiten,
Singet manch' ein wacker Liedlein,
Singt von alten Wundermären,
Singt von Kampf und Schlachtgewühle,
Singt von Lenz und süßer Minne.

Fr. Moser.

Die höfischen Dichtungen sind ein Spiegelbild des Rittertums und seiner Gedanken und Ideale. Fürsten, die über ganze Länder verfügten, und einfache Dienstmannen ohne andern Besitz als Roß und Rüstung waren damals Genossen einer Adelsgemeinde mit eigenen Sitten und Gesetzen. Erst mit dem Adel fing die Menschheit an. Bauern und Handwerker waren bloß Leute, nicht Menschen. Den Edeln gehörte das ganze Land. Ihr Leben war ein beständiger Wechsel zwischen Waffenübung, Weidwerk und Kampf, Schweifen und Streifen, Spiel und Gesang. Auf Burgen und Schlössern wohnten sie, viele mit prächtigem Ausblick in das Land, und die Wälder wimmelten noch von Wild. Vom siebenten Jahr an diente der Knabe auf irgend einem Schloß bei einem hohen Herrn und erlernte in allerlei Verrichtung und Dienst die feinen Manieren, die Courtoisie, erst als Page und später als Knappe. Schreiben lernten die meisten nicht, wohl aber reiten und fechten mit Schwert und Lanze, jagen und singen und die Frauen ehren. Hatte der Knappe seine Lehrzeit bestanden, so wurde er zum Ritter gemacht.

Die Feier der Schwertleite (von leiten, tragen) trug einen völlig religiösen Charakter, und Paten und Patinnen waren zugegen, wenn der junge Mann vor dem Altare sein Gelübde ablegte und den Ritterschlag erhielt. „Muß ein fürnehmer Geist jetzt in ihn fahren, hieß es auch da und mancher setzte in Gedanken hinzu: „Muß besonders das Geld nicht sparen!" Der Jüngling erschien in weißem Kleid und tat einen Eid auf die Gesetze der Ritterschaft. „Wer Ritter

sein will." so redete bei der Feier ein Kardinal den Grafen Wilhelm von Holland an, „muß hochherzig, adelig, wacker sein, hochherzig im Unglück, adelig von Geblüt, wacker als Mann. Ehe du nun dein Gelübde ablegst, so höre mit Nachdenken die Forderung der Ritterregel: Zuerst mit andächtiger Erinnerung an die Leiden unseres Herrn täglich die Messe hören; dann für den katholischen Glauben täglich Gefahren bestehn; die heilige Kirche samt ihren Dienern von jedem Wüterich befreien; die Witwen, Waisen und Unmündigen in ihren Drangsalen beschützen; ungerechte Kriege meiden; für die Rettung jedes Unschuldigen in den Kampf gehn; die Turniere nur um ritterlicher Übungen willen besuchen; dem römischen Kaiser ehrerbietig in weltlichen Dingen gehorchen, die Lehnsgüter des Kaiser- und Königtums nicht veräußern und untadelig vor Gott und Menschen in dieser Welt leben. Wirst du diese Ordnungen der Ritterregeln gebührend beobachten, so wisse, daß du zeitlich Ehre hier auf Erden und nach diesem Leben ewige Ruhe im Himmel erwirbst." Hierauf Gelübde und Ritterschlag, Übergabe der Waffen und fröhliches Fest mit Tjost und Turnier.

Welch herrliche Grundsätze gehörten demnach zur Ritterpflicht! Aber auch welch tiefe Kluft öffnete sich bald zwischen Ideal und Wirklichkeit! Wie schlugen bald einmal die Raubritter den edlen Regeln erbärmlich ins Gesicht! Es ist charakteristisch für den Menschen, ehrenvoll für ihn ist es nicht.

Wie früher erwähnt worden, liebten die höfischen Dichter viel mehr als die deutsch einheimische Sage die fremden Stoffe, die antiken, französischen, spanischen, britischen Aventüren, und ihre deutschen Verse pflegten sie mit zahlreichen französischen Wörtern aufzumutzen und zuzustutzen. Weil diese Poesie denn vielfach romanische Mären verarbeitete, wurde sie romantische Poesie geheißen, ein Ausdruck, mit dem wir uns noch mehrfach werden auseinanderzusetzen haben.

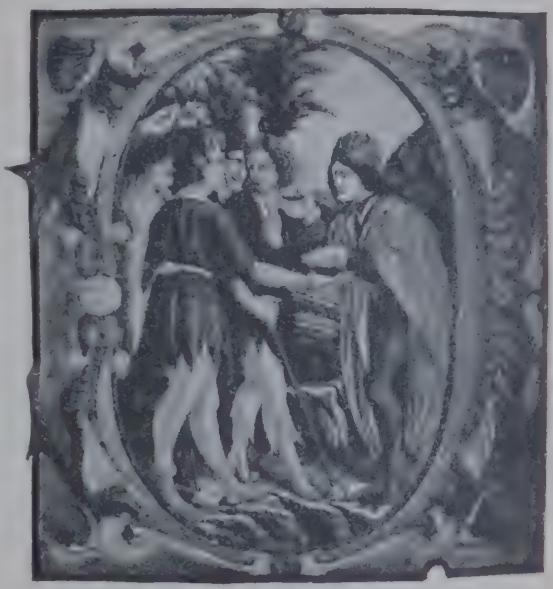
Als die glänzendsten Vertreter höfischer Ependichtung mögen der Reihe nach in die Schranken reiten Heinrich von Veldeke, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg und Hartmann von Aue.

Den Heroen der höfischen Epik schritt bahnbrechend ein schlichtes Talent, Herr Heinrich von Veldeke, voran. Er stammte aus ritterbürtigem Geschlecht aus der Nähe von Maastricht (Veldeke = Feldchen) und dichtete nach einem französischen Vorbild noch vor 1190 eine deutsche Aneide, seine „Eneit". Er nahm es genauer mit der metrischen Form, hielt auf reinen Reim. Drum rühmte Gottfried von Straßburg von ihm:

„Er impfete das erste Reis
In deutscher Zungen.
Davon sind seitdem Äst entsprungen,
Von welchen Blumen kamen,
Denen sie die Zier entnahmen
Zu jedem ritterlichen Funde."

Kann einem Dichter ein herberes Mißgeschick widerfahren, als daß ihm die einzige Handschrift seines Werkes entrissen wird, noch dazu, bevor es vollendet

ist? Und dieses Mißgeschick mußte Heinrich von Veldeke kosten. Als seine Eneit bis auf zehntausend Verse gediehen war, ging sie ihm für beinahe zehn Jahre verloren. Er hatte sie einer Gräfin von Kleve geliehen und diese sie einer Hofdame vertraut. Und ein Ritter konnte so unritterlich handeln, sie zu entwenden und ins ferne Thüringen zu verschicken. Am Hofe des Landgrafen Hermann von Sachsen fand endlich der Dichter den verlornen Schatz wieder, wohnte dann in Mainz dem prachtvollen Feste bei, auf dem Kaiser Barbarossa zweien seiner Söhne die Schwertleite erteilen ließ, und vollendete sein Epos.



Initiale O aus einer Handschrift des vierzehnten Jahrhunderts.

Die Eneit verwandelt den Teukrerfürsten Äneas in einen deutschen Ritter. Sie folgt ihm wie Virgils Äneide von Trojas Zerstörung bis hinüber zur Erbauung von Albalonga, stellt aber nicht die Heldentaten, vielmehr die Liebesepisoden in den Brennpunkt des Ganzen (Äneas und Dido, Äneas und Lavinia) und namentlich ist ein Gespräch der Königin von Latium mit ihrer Tochter Lavinia über die Minne charakteristisch. „Um Gott, wer ist die Minne?“ fragt die Tochter. Alle Erklärungen der Mutter führen zu nichts, bis Lavinia den Äneas gesehen hat. „Und durch ihr ganzes Wesen ward's unaussprechlich klar.“

Wolfram von Eschenbach.

Ihm wird, gefüllt mit Christi heil'gem Blut,
Der heil'ge Gral, der Erde höchstes Gut.
H. Hugendubel.

it Verehrung berichten wir von Wolfram von Eschenbach. Mit Entschiedenheit weisen wir ihm seinen Rang unter den ersten Dichtern aller Zeiten. „Nie hat ein Laienmund besser gesprochen" und das ist um so mehr zu verwundern, als Wolfram keine höhere Bildung genossen. Konnte er doch weder lesen noch schreiben. Bloß etwas französisch verstand er. Um so heller strahlt seine Begabung. Echte Dichtkunst kann nicht erlernt werden. Sie ist ein göttliches Geschenk. Und Wolfram wollte nur Ritter sein. „Zum Schildesamt bin ich geboren", sagte er stolz.

Mit Glücksgütern war er nicht gesegnet. Sein Reichtum war allein sein Adel, der Adel der Geburt und der Adel der Gesinnung. In Eschenbach bei Ansbach in Mittelfranken hat 1861 König Max von Bayern dem Sänger ein Denkmal errichten lassen. Denn bei Ansbach hatte er Hof und Haus, Weib und Kind. Oft war er auf der gastlichen Wartburg zu finden, am Hofe des sängerfreundlichen Landgrafen Hermann von Thüringen. Auf der Wartburg hat er den Parzival gedichtet.

Geboren ist Wolfram unter Friedrich Barbarossa, gestorben unter Friedrich II.; die genauern Daten weiß man nicht. Sein Grab fand er in der Frauenkirche zu Eschenbach, und lange ward es in Ehren gehalten. Noch im Jahr 1608 las der Nürnberger Patrizier Hans Wilhelm Kreß auf dem Grabstein die Inschrift: Hie ligt der streng Ritter herr Wolffram von Eschenbach, ein Meister Singer.

Um so besser sind wir mit seiner Denkart vertraut. Wenn es der Beruf des echten Dichters bleibt, in den Erscheinungen der wirklichen Welt das Ewige sich abspiegeln zu lassen, durch Vermittlung der sinnlichen Wahrnehmung den Geist des Menschen, der nach Gott geschaffen ist, zu seinem Urquell zurückzuführen, zu seiner Jugend Hütten, zu seiner Unschuld reinem Glück, ihn über das Reich des bloß Materiellen hinauszuheben, über die Leiden der Gegenwart ihn zu trösten und zu einer höhern Lebensauffassung, als der gewöhnlichen, materialistisch philisterhaften, fähig zu machen, dann hat der Dichter des Parzival einen höchsten Preis errungen.

Treten wir seinem Werke näher. Zwei bedeutsame fremde Sagenkreise sind im Parzival zu einem wundervollen Ganzen verflochten: der eine ist die Sage von Ritter Artus und seiner Tafelrunde und der andere die Sage vom heiligen Gral, und zwei Ritter-Ideale sehen wir darin zu poetischem Leben erwacht, in der Artus-Sage das des weltlichen, in der Gral-Sage das des geistlichen Rittertums.

Erst ein Wort von diesen beiden Sagenkreisen. Wie von den Gotthardt höhen aus, sich immer erneuernd, nach allen Seiten die Ströme rauschen, so entsprangen von ihnen aus immer neue Dichtungen.

König Artus (britisch Arthur) war ein keltischer Kämpe, der sich lange gegen die vordringenden Angeln und Sachsen wehrte und 542 den Heldentod fand. In jenen Gebieten, wo sich die keltische Sprache zum Teil bis heut erhalten hat, lebte auch das Andenken des Helden fort und um ihn sammelte sich das erlöschende Nationalbewußtsein der von Römern und Germanen aus der Reihe der herrschenden Völker verstoßenen Kelten. Nahe an ein Jahrtausend lang hat er die ganze romanische und germanische Welt poetisch beherrscht und billig setzte Maximilian, der letzte Ritter, auch ihm ein Denkmal in der Hofkirche zu Innsbruck. Zu Kärllion am Usk in Wales hielt er Hof mit seiner Gemahlin Gwenhwywar (romanisch Ginovre). Viel hundert Ritter und schöne Frauen waren hier zu schauen, das Muster reinen Rufes und höfischer Sitte. An einer runden Tafel in Artus Palaste saßen zwölf erlesene Ritter, und in die Tafelrunde aufgenommen zu werden, war die höchste der weltlichen Ehren. Von hier zogen die Ritter aus, um Drachen zu bekämpfen, Wehrlose zu schützen, Übermütige niederzuwerfen, verzauberte Schlösser zu erstürmen, und die ritterliche Dichtung folgte ihnen auf kühnem Zelter ins Märchenreich und wurde nicht müde, die Helden zu preisen, Gawan, Parzival, Lohengrin, Tristan, Iwein, Erek, Lanzelot, Wigalois u. a. m.

„Wir verlassen hiermit den ersten der fremden Sagenkreise, um zu dem zweiten, dem Sagenkreise vom heiligen Gral, überzugehen. Hiermit treten wir ein in eine Welt voll Wunder, einen Zauberkreis voll der seltsamsten, abenteuerlichsten Gestalten, voll phantastischer Gebilde, bald der glühendsten Einbildungskraft, bald des ernstesten Tiefsinns, bald in den brennendsten Farben strahlend und in dem buntesten Schmelz der reichen Phantasie des glänzenden Mittelalters schillernd, bald Grau in Grau gemalt, in farblosem Nebel und fahler Dämmerung fast verschwimmend. Zu kühnerem Fluge hat die Dichterphantasie ihre Regenbogenschwingen niemals entfaltet, nicht im Altertume, nicht in der Neuzeit, als in der Darstellung der Sage vom heiligen Gral, die so ganz dem tiefen Sinnen und dem heitern Spiel, dem ernsten Glauben wie der fröhlichen Weltfreude der schönen Hohenstaufenzeit entsprach.

Tief in den Ideen des urältesten Heidentums, in den Mythen Hindostans, wurzelt die Sage von einer Stätte auf der Erde, die — nicht berührt von dem Mangel und Kummer, von der Not und Angst dieses Lebens — des mühelosen Genusses und der ungetrübten Freude reiche Fülle dem gewähre, welcher dorthin gelange; von einer Stätte, wo die Wünsche schweigen, weil sie befriedigt, und die Hoffnungen ruhen, weil sie erfüllt sind; von einer Stätte, wo des Wissens Durst gestillt wird und der Friede der Seele keine Anfechtung erleidet. Es ist die Sage vom irdischen Paradiese, die sich abspiegelt in den Göttermahlzeiten und Sonnentischen der frommen Äthiopen, von welchen Homer und Herodot erzählen, die in dem seligen, von süßem Vogelgesange und leisem Bienensummen durchtönten Haine Eridavana im Sitantagebirge, von dem das Hinduvolk zu sagen weiß, als

der stillen Heimat aller Weisheit und alles Friedens. Als das Paradies im Bewußtsein der späteren, stets mehr an ihrem Gott und sich selber irre werdenden Menschheit immer tiefer zurücktrat, blieb nur noch ein Edelstein des Paradieses, mit Paradieseskräften ausgestattet, auf der Erde zurück. Spielen doch in die Märchen unserer Kindheit noch herein die Träume von dem sich selbst mit Früchten und Fleisch deckenden Sonnentisch der Äthiopen — ist doch unser „Tischchen deck dich" nur die letzte in menschlicher Weise dunkle Ahnung der Paradieseszeit, die wir mit unsern fernen Stammesverwandten in Indiens Bergen teilen; ist doch das Streben nach dem Stein der Weisen das irdische nie gestillte Suchen nach jenem verlornen Edelstein des Paradieses.

Diese Sagen, auf heidnischem Boden erwachsen, ergriff nun der tief innerliche Geist des christlichen Mittelalters und bildete sie aus zu einer christlichen Mythologie, der tiefsinnigsten, dem Kerne des christlichen Erkennens und Glaubens am nächsten verwandten, die sich aus dem Sinnen und Betrachten christlicher Gemüter gebildet hat. Es ist gleichsam die Fabel der Erlösung durch den Mensch gewordenen Gottessohn, die Fabel der christlichen Kirche, die wir in der Sage vom heiligen Gral und dessen Hütern besitzen.

Ein köstlicher Stein von wunderbarem Glanze, so lautet der christliche Mythus, war zu einer Schüssel verarbeitet im Besitze Josephs von Arimathia; aus diesem Gefässe reichte der Herr in der Nacht, da er verraten ward, selbst seinen Leib den Jüngern dar; in dieses Gefäß wurde, nachdem Longinus die Seite des am Kreuze Gestorbenen geöffnet, das Blut aufgefangen, welches zur Erlösung der Welt geflossen war. Dieses Gefäß, an welches sich somit die Welterlösung und die Darbringung des christlichen Opfers äußerlich und sichtbarlich anknüpft, ist darum mit Kräften des ewigen Lebens ausgestattet: nicht allein, daß es, wo es verwahrt und gepflegt wird, die reichste Fülle irdischer Güter gewährt — wer es anschauet, nur einen Tag anschauet, der kann, und wäre er auch siech bis zum Tode, in derselben Woche nicht sterben, und wer es stetig anblickt, dem wird nicht bleich die Farbe, nicht grau das Haar. Dies Gefäß eben ist der heilige Gral, und es symbolisiert dasselbe die durch Vermittelung der Kirche dargebotene Erlösung des Menschengeschlechtes durch das Blut Jesu Christi. An jedem Karfreitage bringt eine leuchtend weiße Taube die Hostie vom Himmel, in den bald von den Händen schwebender Engel, bald reiner Jungfrauen getragenen Gral hernieder, durch welche die Heiligkeit und die Kräfte des Grals erneuert werden. — Dieses Heiligtums Hüter und Pfleger zu sein, ist die höchste Ehre, die höchste Würde der Menschheit. Nicht jeder aber ist dieser Ehre würdig: Pfleger des Grals kann nur ein treues, sich selbst verleugnendes, alle Eigensucht und allen Hochmut in sich vertilgendes Volk, König und Pfleger dieser Hüter nur der unter diesen Treuen und Demütigen demütigste und treueste, der reinste und keuscheste Mann sein. Es ist die Pflege des Grals ein geistliches Rittertum edelster Art, welches sich wie in Demut und Reinheit, ebenso auch in kräftiger Mannheit und unerschrockener Tapferkeit, wie in Treue gegen den Herrn des Himmels, ebenso auch in der Treue gegen die Frauen, wie in der Selbst-

verleugnung und stillen Einfalt, so auch in der höchsten Weisheit glänzend offenbart. Diese Gralspfleger heißen Templer als Hüter des Gralstempels (Templeisen), und es liegt offenbar eine nahe Beziehung in diesen Gralspflegern zu dem Ideal des christlichen Heldentums, den Tempelrittern, wie sie im Anfang waren. Es war nämlich lange Jahre, nachdem der Gral durch Joseph in den Occident war gebracht worden, niemand würdig, dieses Heiligtum zu besitzen, weshalb Engel es schwebend in der Luft hielten, bis Titurel, der sagenhafte Sohn eines sagenhaften christlichen Königs von Frankreich (vielmehr wohl Anjou) nach Salvaterre in Biscaya geführt wurde, wo er auf dem Berge Monsalvage, dem unnahbaren Berge, eine Burg für die Hüter des Grals und einen Tempel für das Heiligtum selbst erbauete und jenes heilige Rittertum gründete.

Die Fläche jenes Berges, welche von Onyx war, wurde glatt geschliffen, daß sie leuchtete wie der Mond, und auf sie wurde durch des Grales Kraft über Nacht der Grundriß der Burg und des Tempels gezeichnet. Der Tempel war rund (wie die Gebäude und Kirchen der Tempelritter), hundert Klafter im Durchmesser. An der Rotunde standen zweiundsiebenzig Chöre und Kapellen, sämmtlich achteckig; auf je zwei Kapellen kam ein Turm, also sechsunddreißig Türme, rund herum stehend, von sechs Stockwerken, jedes mit drei Fenstern und mit einer von außen sichtbaren Spindeltreppe. In der Mitte erhob sich ein doppelt so hoher und doppelt so weiter Turm. Das Werk war auf eherne Säulen gewölbt, und wo sich die Gewölbe mit den Schwibbogen reiften, waren Bildwerke von Gold und Perlen. Die Gewölbe waren blauer Saphir und in der Mitte eine Scheibe von Smaragd darin gefalzt mit dem Lamm und der Kreuzesfahne in Schmelzwerk. Alle Altarsteine bestanden aus blauen Saphirsteinen als Symbolen der Sündentilgung und auf ihnen waren grüne Sammetdecken gebreitet; alle Edelsteine fanden sich zusammen vereinigt in den Verzierungen über den Altären und den Säulen, die goldfarbene Sonne und der silberweiße Mond waren im Gewölbe der Tempelkuppel in reinstrahlenden Diamanten und Topasen dargestellt, so daß das Innere auch bei Nacht mit wunderbarem Glanze funkelte; die Fenster waren nicht von Glas, sondern von Kristallen, Beryllen und andern farbigen Edelsteinen, und um den brennenden Glanz zu mildern, waren Gemälde auf diesen Steinen entworfen; das Estrich war wasserheller Kristall und unter diesem, von Onyx gefertigt, alle Tiere der See, als ob sie lebten. Die Türme waren von edlem Gestein mit Gold ausgelegt, die Dächer der Türme und des Tempels selbst von rotem Gold mit Verzierungen von blauem Schmelzwerk. Auf jedem Turme stand ein kristallenes Kreuz und auf diesem ein Adler mit ausgebreiteten Schwingen aus rotem Golde geschlagen und weithin funkelnd, so daß er von ferne, da man das kristallne Kreuz nicht sehen konnte, fluglinks zu schweben schien. Der Knopf des Hauptturmes war ein riesiger Karfunkel, der weithin in den Wald auch bei Nacht leuchtete, so daß er den Templeisen zum Leitstern diente. In der Mitte dieses Tempelbaues, unter dem Kuppelgewölbe, stand der ganze Bau noch einmal im Kleinen und darum noch prächtiger glänzend, als

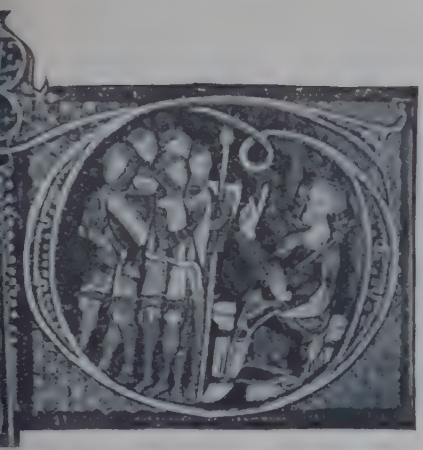
Ciborium oder Sakramenthäuslein, und in diesem wurde der heilige Gral selbst aufbewahrt.

Man sieht, es erinnert dieser wunderbare Phantasiebau an den Tempel des neuen Jerusalems in der Apokalypse, nur daß er in deutscher Weise gestaltet ist — denn noch weniger ist zu verkennen, daß wir hier das Ideal unserer deutschen Baukunst aus glühender und tiefsinniger Baumeisterphantasie vor uns haben. Übrigens ist diese märchenhafte Pracht des Gralstempels nach Anleitung eben dieser aus dem Titurelgedichte entlehnten Beschreibung, wenn auch nur im kleinen und vorzüglich nur in einem Teile der Ornamente nicht allein verwirklicht worden, sondern, obgleich vielfach beraubt und zerrüttet, bis auf den heutigen Tag zu sehen: Kaiser Karl IV. ließ nach dieser Idee die wunderbare prächtige heilige Kreuzkapelle auf der Burg Karlstein bei Prag bauen, welche zur Aufbewahrung der böhmischen Reichsinsignien dient.

Um diesen Graltempel, der von einer weitläufigen mit Mauern und zahllosen Türmen verwahrten Burg umschlossen war, lag ein dichter Wald von Ebenholzbäumen, Cypressen und Cedern, der sich sechzig Rasten nach allen Seiten hin erstreckte und durch welchen niemand ungerufen hindurchdringen konnte, wie niemand zu Christo kommen kann, er rufe ihn denn; dennoch aber wird das Geheimnis des Grals niemanden aufgeschlossen, wenn er nicht fragt; wer, nachdem er berufen worden ist, stumm und stumpf und ohne in dem Wunder das Wunder zu ahnen, wie vor dem Alltäglichen, so auch vor dem Gral stehen bleibt oder vorübergeht, der wird ausgeschlossen von der Gemeinschaft der Hüter und Pfleger des Grals, wie der, der nicht nach dem christlichen Heil fragt, desselben auch nicht teilhaftig wird." (Nach Vilmar, gekürzt.)

Wolframs Parzival.

Will noch tiefer mich vertiefen
In den Reichtum, in die Pracht.
Ist mir's doch, als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht.
Eichendorff.



Initiale G aus einer Handschrift des dreizehnten Jahrhunderts.

ehen wir nun zu Parzival über. Wurde der Stoff zuerst von Franzosen bearbeitet, so von Chrestien von Troyes — so war es doch erst dem Deutschen gegeben, ihm die göttliche Seele einzuhauchen, das edel schlagende Herz einzusetzen. Es gleicht das Epos von Parzival — mit Eichendorff zu reden — einem Münster, der von der breiten Grundlage irdischen Treibens zwischen sehnsüchtig emporrankenden Reben und Blumengewinden allmählich in die feierliche Einsamkeit der höheren Luftschichten aufsteigt, wo über dem vertosenden Leben der Tiefe nur noch steinerne Heiligenbilder mahnend stehen, bis zuletzt alles wonnetrunken im Kreuze gipfelt.

Parzival ist Gahmurets Sohn und stammt aus dem königlichen Geschlechte von Anjou. Weil aber sein Vater, ruhelos fortstürmend von Kampf zu Kampf, auf einer ritterlichen Fahrt ins Morgenland einen frühen Tod gefunden, soll Parzival, so will es die Mutter, von Rittern und Ritterschaft nichts vernehmen. In der Wildnis soll er erzogen werden, fern von allen Versuchungen der Welt, im Schoße der heiligen Natur. Wir sehen, Rosseaus Erziehungslehre ist alt. Königin Herzeloide schon übt und befolgt sie. Sie zieht mit Parzival in die Einöde, die Wüste von Soltane, und hält den Knaben wie einen Einsiedler. Da wächst er heran und wird stark und schön; er sieht pflügen und eggen, säen und ernten; aber von der weiten Welt, von Kampf und Turnieren, Ritterrechten und Ritterpflichten vernimmt das Königskind nichts. Alle Morgen wäscht er sich am klaren Bach. Als guter Muttersohn wird er erzogen in Einfalt und Gehorsam, aber auch verzogen.

Zum Spiele schnitzt er sich Bogen und Bolzen und beginnt den Waldvögeln nachzustellen. Hat er aber einen der Sänger erlegt, so schmerzt es ihn, daß nun der Schall verstummte, „es erstrackt ihm sine Brüstelin," wie der Dichter sagt. Regungslos unter den Bäumen liegend, lauscht er nun ihrem heitern Gesang, und es wird ihm wohl und weh, ein süßes Sehnen ergreift sein Herz. Tränen

brechen aus seinen Augen, er eilt zur Mutter, sein Leid zu klagen, und weiß ihm doch keinen Namen zu geben. Da gibt die Mutter in gewaltiger Liebe zu ihrem Sohne den Leuten den Befehl, die singenden Waldvögel zu töten: aber der Knabe erbittet Frieden für sie, und nun ruft die Mutter: „Wie kannt ich Gottes Gebot verkehren? Sollt ich der Vöglein Freude stören?" Da hört der Knabe zum erstenmal Gott nennen. „Mutter, was ist das, Gott?" fragt er, und sie antwortet:

„Mein Sohn, ich sag' dir sonder Spott:
Er ist noch lichter denn der Tag,
Des Gnade nicht sich mochte schämen,
Menschenantlitz anzunehmen.
Sohn, dieser Lehre denke nach.
Ihn flehe an in jeder Not,
Des Treu' der Welt stets Hilfe bot!
Doch einer heißet Wurt der Hölle,
Schwarz ist er, Untreu sein Geselle:
Von dem kehr ab stets die Gedanken,
Von ihm und von des Zweifels Wanken!

Das ist des Knaben erster Religionsunterricht und die Worte bleiben unvergessen. Parzival wächst rasch zum Jüngling heran.

Mit einem „Gabilot" (Jägerspieß) schweift er durch den Wald und spaht nach Wild. Da hört er plötzlich Hufschlag von Pferden. „Ist das etwa der Schwarze, den die Mutter so fürchtet?" sagt er und faßt sein Gabilot fester. „wohlan, ich dächte ihn zu bestehn!" Aber nun sieht er den Waldpfad entlang in glänzenden Rüstungen drei Ritter heranreiten und glaubt in jedem von ihnen einen Gott zu sehen, fällt auf die Kniee und betet sie an. Da wird er belehrt und aufgeklärt, hört von Rittern und Ritterschaft, von Artus und seiner Tafelrunde, und mit einem Schlag steht vor seinem Aug' eine prächtige Welt und läßt ihm keine Ruhe mehr. Alle Fasern seiner Seele sind erfaßt und es treibt ihn hinaus aus dem Dämmerdunkel der Waldwildnis, hinaus in die lockende leuchtende Ferne an König Artus ruhmvollen Hof. Die Mutter sieht ihren Plan vernichtet, sie warnt, sie fleht; es ist umsonst. „Der fremde Zauber reißt die Jugend fort, gewaltsam strebend über unsere Berge." . . . Da näht Herzeloide für ihren Sohn aus Sacktuch und Kalbfell eines Narren Gewand: zieht er hinweg, soll ihn das Lachen der Leute bald wieder zu ihr zurücktreiben. Sie gibt ihm noch Lehren mit auf den Weg: dunkle Furten soll er meiden, die Räte der Alten beachten, nach Sitten grüßen; sie redet ihm von einem ungetreuen Vasallen. „Das räch ich, Mutter, will es Gott. Ihn tötet noch mein Gabilot!" ruft er, nimmt Abschied und reitet auf einem schlechten Pferde von dannen. Verschwunden ist er. Schmerzbewegt läuft die Mutter ihm nach und wie er nicht mehr zu erreichen ist, stirbt Herzeloide vor Herzeleid.

Mitunter wird in der trüglichen Welt unter äußerem Glanz und keckem Auftreten innere Armut verborgen. Bei Parzival ist es umgekehrt. Unter einer Toren Gewand und täppischem Wesen ist eine Fülle von Reichtum verhüllt. Ein echt deutsches Jünglingsgemüt ist er, „keusch wie die Taube und mild wie die Rebentraube." Der tumbe clâre, der „lichtgemâle", so nennt der Dichter den Unerfahrenen. Heimatliebe und Wanderdrang, Erinnerung an das Alte und Sehnsucht nach dem Neuen, jugendliche Verschlossenheit und Ahnung künftiger hoher Bedeutung, sie alle wogen in seiner Seele noch wirr durcheinander. „C

aumenleichte Zeit der dunkeln Frühe!" Tumpheit nennt es das alte Gedicht. arzival ist in die Welt getreten. Wie tausend andere muß er und will er „die rfahrung erfahrend erfahren." In den ersten Tagen trifft er mit einer Ver= andten zusammen, mit seiner Base Sigune, die noch mehrmals auftaucht und e ihn hier über seine Herkunft belehrt. Noch gehorcht er seiner Mutter buch= äblich: an einem dunkeln Bach angelangt, reitet er einen ganzen Tag am Ufer n, um eine helle Furt zu finden, und jeden grüßt er mit der Bemerkung, daß ine Mutter es ihn geheißen.

Endlich kommt er, in der Gegend von Nantes, an Artus Hof. Vor dem ore trifft er den kühnen Ither, den roten Ritter, so genannt, weil an ihm les rot erscheint, sein Helm, seine Rüstung, seine Satteldecken, sein Roß, sein child, sein Schwert, sein Speer. Ither hat einen goldenen Becher von der afelrunde hinweggerafft und läßt, weil er beleidigt worden, die Artusritter zum ampf herausfordern. Parzival meldet Ithers Botschaft, bittet, zum Ritter ge= hlagen zu werden, verlangt das Recht, mit Ither zu kämpfen, und verlangt gleich dessen rote Rüstung, die sein Auge bezaubert hat. Man lacht den jungen oren aus und läßt ihn ziehen; die Königin und die Edeldamen eilen ans Fenster nd die schöne Kunneware, die gelobt hat, in ihrem Leben niemals zu lachen, cht hell auf, ein Zug, der in mancher alten Sage zu treffen ist. Keck reitet arzival Ither entgegen, fordert dessen Roß und rote Rüstung und schleudert, achdem ihn dieser mit seinem Speerschafte blutig geschlagen, seinen Wurfspieß geschickt nach des Ritters Haupt, daß dieser tot aus dem Sattel sinkt und mit inem Blute die Blumen rötet.

Mit des Besiegten Roß und Rüstung reitet Parzival von dannen, nun ber der rote Ritter geheißen. Noch ist ihm die RitterSitte fremd. Da trifft die hochgegiebelte Burg des greisen Fürsten Gurnemanz. Der, „ein Haupt= ann aller wahren Zucht", sitzt im Schatten einer breiten Linde vor seinem Haus. utraulich redet ihn Parzival an:

„Meine Mutter hieß mich nehmen Rat
Von dem, der graue Locken hat;
Drum laßt mich Euch gehorsam sein,
Wie mir befahl die Mutter mein!"

Der alte Ritter wirft von der Hand einen Sperber empor, der mit goldener chelle klingt und Botschaft ausrichtet, und der Gast wird wohl empfangen. ierzehn Tage lang erhält Parzival hier Unterricht über höfische Waffenübung nd Sitte, über guten Geschmack in Kleidung und Haltung, in der Messe, bei afel und unter Frauen.

„Vor allem leget nie das Kleid
Der Scham von Euch und Sittsamkeit.
Denn auf den Schamentblößten träuft
Verachtung, und der Hölle reift
Sein Leib entgegen.
Beachtet immer Maß und Ziel
Und Eins noch: fraget nicht zu viel!

Doch seid auch maulfaul nicht und laßt,
Daß Red' und Gegenrede paßt,
Bedachtsamkeit die Worte wählen!
Denn in der Rede, im Erzählen
Gibt sich der Tor und Weise kund."

Bietet auch dieser Unterricht nur Anstandsregeln, er greift tiefer in Parzivals Leben ein, als man meinen sollte. Bisher war dieser ein Sohn der Natur und fragte und sagte, was der Geist ihm eingab, im steten Gedenken an seine Mutter. Fortan schämt er sich zu fragen und geht stolz und sicher seinen Weg. Die äußere Bildung hat er erworben, die innere hat sich noch auszuwirken: Zunächst erwacht in seinem Herzen eine dämmernde Ahnung der Liebe. Drei Söhne hat Gurnemanz schon verloren; gern würde er nun den schönen Jüngling, den das Schicksal ihm hergeführt und den er innig ins Herz geschlossen, mit seiner Tochter Liaze vermählen und als vierten Sohn bei sich behalten. Aber Parzivals Sinn steht in die Weite. „Bewährt erst wollt im Streit er sein."

Er läßt seinem Rosse freien Lauf und es trägt ihn zu der Stadt Pelrapeire, die der Königin Kondwiramur gehört. Die junge schöne Königin ist eben von Feinden hart bedrängt und klagt dem Ritter ihre Not; mit starkem Arm befreit er sie, und sie schenkt ihm Herz und Hand. Jetzt scheint er auf der Höhe des Glücks zu sein; aber — nicht all seine Wünsche sind gestillt. Die wichtigste Erfahrung hat er erst noch zu machen. Daß seine Mutter nicht mehr am Leben, hat er nicht vernommen; er möchte sie einmal wiedersehen, verläßt seine junge Gemahlin und reitet von dannen.

Gegen Abend gelangt er an einen See, sieht in einem Kahn einen kostbar gekleideten alten Ritter mit Fischen beschäftigt und fragt ihn nach einer Herberge. „Auf dreißig Meilen in der Runde", antwortet der Gefragte, „trefft Ihr hier kein Haus, als das eine dort, wo die Felsen enden. Kehrt Ihr dort ein, so bin ich selber Euer Wirt." Parzival reitet den rauhen Weg über die Felsen, erscheint vor der hochgetürmten Burg und wird, da er meldet, daß der Fischer ihn sende, mit allen gastlichen Ehren empfangen. Vom Rosse gestiegen, wird er von zahlreichen Edelknaben bedient und in den Rittersaal eingeführt. Wir treten mit ihm ein und sehen uns umleuchtet von der wundersamsten Märchenpracht. Hundert Kronleuchter verbreiten Licht und rings auf Ruhbetten sitzen vierhundert Ritter. Auf drei marmornen Feuerstätten brennt in hellen Flammen wohlriechendes Holz. Vor der mittleren ruht auf einem Spannbette mit köstlichem Pelzwerk der Wirt des Hauses, in dem Parzival den vornehmen Fischer wiedererkennt, der ihm am See draußen Antwort gegeben. Es ist Anfortas, der König des Grals, sein eigener Oheim. In der Gralburg ist Parzival angelangt und weiß es nicht, hat aber die Ehre, neben Anfortas Platz zu nehmen.

Eine feierliche Prozession beginnt. Eine stahlblanke Tür wird geöffnet und von einem Knappen eine blutige Lanze durch den Saal getragen. Mit goldenen Leuchtern in den Händen treten vier Fürstinnen herein, alle in dunklen Scharlach gekleidet. Ihnen folgen acht edle Jungfrauen in grünem Samt, tragen eine Tischplatte von edlem Granat und legen sie vor dem König nieder; sechs andere

n glänzendem Seidengewand tragen silbernes Tischgerät und wieder sechs andere eleiten die Schönste der Schönen, die jungfräuliche Herrin, Repanse de joie. n den Saal. Diese trägt auf grünem Tuch ein Gefäß von funkelndem Edelstein, en heiligen Gral. Reines Herzens mußte sie sein, ihr Amt zu versehen; sie tzt das wunderbare Gefäß vor dem König nieder und stellt sich mit allen edlen Jungfrauen in den Hintergrund. Zur Mahlzeit werden die Ritter von Frauen nd Edelknaben bedient und alle Speisen spendet der Gral. „Denn er war alles Segens Born, weltlicher Süße volles Horn. Er tat es dem beinahe gleich, das man erzählt vom Himmelreich."

Aber die ganze Gesellschaft steht unter dem Bann einer rätselhaften Traurigkeit. Wunder über Wunder muß Parzivals Wißbegier und Neugierde reizen; ine Freundlichkeit nach der andern wird ihm erwiesen. Die Königin schenkt ihm ren kostbaren Mantel, der König Anfortas ein wertvolles Schwert. Er steht m Ziele seiner Bahn, er steht an der Pforte zum höchsten Glück. Überraschend ird es ihm angeboten, ihm nahegebracht: — Was hilft es ihm? Er fragt ja icht. Er erinnert sich der Lehren des weltlichen Ritters Gurnemanz, und selbst as natürlichste Menschengefühl drängt er deshalb zurück. Kein Wort einer teilehmenden Frage über das Leiden des Königs Anfortas, seines Wirts, geht über eine Lippen. Herzlos und gleichgültig muß er erscheinen. Das ist seine Schuld; r empfiehlt sich und geht zur Ruhe; aber schwere Träume ängstigen ihn; am Morgen erscheint niemand, ihn zu bedienen.

Die Zugbrücke findet er niedergelassen; wie betäubt reitet er darüber hineg und wie er sie im Rücken hat, nennt ihn ein unsichtbar bleibender Knappe ine dumme Gans, und träumerisch reitet er in die Ferne. Er ahnt, daß er twas verscherzt hat; doch weiß er nicht, was.

Unmittelbar nachher findet er eine Jungfrau, die ihren toten Bräutigam n Arme hält und ihn beweint. Es ist seine Base Sigune, des Gralkönigs Cituret Urenkelin. Sie höhnt ihn und schilt ihn, weil er im Schlosse des Grals ewesen und nicht gefragt, den kranken Anfortas durch Teilnahme nicht von einen Leiden erlöst, wie er gesollt; sie will fürder nichts mehr von ihm wissen.

In traurigem Sinnen in sich selber versunken reitet Parzival weiter und ird endlich gefesselt durch einen Anblick äußerst seltsamer Art. Es ist in der Pfingstzeit an einem Maimorgen; aber in der Nacht hat es noch einmal geschneit nd es ist alles weiß geworden. Plötzlich erhebt sich in der Höhe Geschrei. Ein Falke hat eine wilde Gans angegriffen und drei rote Blutstropfen fallen in den Schnee. Frisches Rot auf reinem Weiß! Wundersam fesselt's den stolzen Ritter; ie ein Zauber wirkts auf ihn ein. Was ist der Grund? Das Rätsel erklärt ich. Es war im süßen Monat Mai, da einst sein Vater Gahmuret und seine Mutter Herzeloide sich miteinander vermählt. Es war dann später in derselben eit, da er selbst seine Hochzeit gefeiert. Jetzt bringt ihm Weiß und Rot der Sehnsucht süße Not. Denn so rot und weiß, so blühend licht ist seiner Gattin Angesicht. Und waren es nicht drei Tränen gewesen in jener Not der Belagerung n der Stadt Pelrapeire? Zwei Zähren auf ihren Wangen, die dritte an ihrem

Minne, zu treuer Minne? Daran gedenkt jetzt Parzival, an Kondwiramur gedenkt er, und jetzt weilt er ihr ferne und schon so lang ist's her, daß er sie verließ, um zu suchen, was ihm fehlte. Was fehlte ihm denn? Seine Mutter war's; aber nicht allein die Herzeloide, die irdische Mutter. Ihm fehlte noch mehr. Die roten Blutstropfen im weißen Schnee, die süße Erinnerung an das Weib seiner Jugend, sie gemahnen ihn an Alles, was er vermißt. Es fehlte ihm seines Lebens Bestimmung, der heilige Gral, der Friede mit Gott. So eilig er war, hier hält er still. Ihn bannt das Rot auf dem reinen Weiß: es ist ein Geheimnis. Der Dichter nennt es ein Minnespiel. Und was ist die Minne? so fragen jetzt auch wir. Minne bedeutet, was ich *meine*. „Wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz," und durch das Gedenken wird er *mein*, ob er mir gleich noch ferne weilt. Minne ist, wie Heinrich Bachofner sich sinnig aussprach, die Gabe Gottes zur Erinnerung an alles Ferne, Verlorene, Vergangene an alles, was noch fehlt, an das Eine, was not tut. Parzival ist befangen vom Verlangen nach dem heiligen Gral und zugleich nach seinem Ehgemahl. Die Ehe ist ein Abbild der höchsten Gemeinschaft. Das Geheimnis ist groß; ich sage aber von Christo und der Gemeine. Diese höchste Gemeinschaft ist die Kirche, und der heilige Gral ist ein Abbild dessen, was die Kirche zu bieten hat. In der irdischen Heimat ist das eine, was Parzival sucht, in der Heimat des Geistes ist das andere; er denkt an beides, und beides ist fern. In weiter wilder Fremde bannt ihn das Heimweh wie ein Traum; aber selig sind, die das Heimweh haben, denn sie sollen nach Hause kommen.

Vergebens suchen die von Artus gesandten Ritter den wie Verzauberten aufzuwecken: es gelingt ihnen nicht; einer nach dem andern wird niedergerannt, und es ist wieder dasselbe, bis *Gawan* erscheint und die drei Blutstropfen mit einem Tuch überdeckt. Da wacht Parzival auf aus seinem Sinnen und reitet mit Gawan zu König *Artus*. Seltsam und wunderlich sieht es aus, dieses Zwischenspiel von den drei roten Blutstropfen im reinen weißen Maienschnee. Aber wie oft wird auch in unserem Leben das Allerhöchste an das Allergeringste geknüpft!

„Ach wer hat es nicht erfahren,
Wie ein Blick, ein Ton, ein Duft,
Was vergessen war seit Jahren,
Plötzlich vor die Seele ruft?"

Kehren wir zu unserem Helden an König Artus Hof zurück. Mit hohen Ehren wird Parzival nun in die Tafelrunde aufgenommen und in den rauschenden Festgelagen und Waffenspielen verliert sich sein Heimweh noch vollends. Aber plötzlich reitet auf fahlem Maultier ein mißgestaltet Weib in den Kreis. Es ist die Zauberin *Kundrie*, die Botin des Grals, und sie ruft mit schriller Stimme, die Tafelrunde sei entehrt, weil ein Falscher ihr angehört. Dann spricht sie einen Fluch über Parzival aus, weil er, dem Heil so nahe, nach ihm nicht gefragt, dem Leiden des Königs Anfortas kein Mitleid erzeigt und ihn durch Fragen davon nicht erlöst habe. Schreck und Bestürzung im ganzen Kreis. Schreck und

Bestürzung bei Parzival. Mit Spott und Verachtung wird er jetzt aus der Tafelrunde fortgewiesen, und das alles bloß, weil er nicht gefragt. In laute Klage bricht er aus, entsagt der weltlichen Ritterschaft und gelobt sich dem Gral, aber ohne Kraft und Zuversicht.

Und nun verfällt er in jenen Zustand, in den ein ungebrochenes Herz gerät, wenn schnell herschreitendes Unglück hereinbricht: Statt sich selber anzuklagen, grollt er Gott, der, wenn er gerecht wäre, solche Schmach von ihm abgewendet hätte. „Weh, was ist Gott?" ruft er aus.

„Der Quell seiner Macht ist ausgeflossen.
Treu dient ich ihm mit Arm und Herzen;
Doch seine Gnade lohnt mit Schmerzen.
So will ich ihm den Dienst versagen,
Und hegt er Haß, den will ich tragen."

Gawan gibt scheidend seinem Freunde den Rat, sich gute Tage zu machen, ohne länger auf Gottes Hilfe zu rechnen. So verfällt Parzival dem Zweifel, vor dem ihn einst seine Mutter gewarnt, er hadert mit dem Schöpfer und läßt von ihm. Er tritt in keine Kirche mehr ein und meidet jeden Gottesdienst. Länger als vier Jahre irrt er umher, zerfallen mit Gott, mit der Welt und mit sich, sein Herz ein trotzig und verzagtes Ding. Nur wo ein Streit ist, wird er gesehen und tapfer erweist sich sein Schwert im Zweikampf. Absichtlich verliert ihn das Gedicht aus den Augen. Gott allein kann ihm helfen, und er wird es dereinst auch tun.

Die gegebene Pause benutzt der Dichter, um nun dem geistlichen Rittertum, das in den Hütern des Grals uns entgegengetreten, in einer Reihe glänzender Bilder das weltliche Rittertum entgegenzuhalten, das Weltleben zu schildern. Und sie sind klüger in ihrer Weise, die Kinder der Welt, als die Kinder des Lichts. Gewandt und sicher treten sie auf, mit ungeteiltem Herzen den Dingen der Erde zugewandt, nicht gehindert durch allerlei Rücksicht auf Gottes Gebot und tiefes Suchen nach dem Gral, nach dem ewigen Heil. Da tut sich der tapfere Gawan hervor, und während Parzival seiner Gattin unverbrüchliche Treue hält, eilt Gawan von einer Liebschaft zur andern. Er ist von lauter weltlicher, ja zum Teil zweifelhafter Gesellschaft umgeben. „Die Frauen, mit denen er in Berührung kommt, der entzückende Backfisch Obilot, die spröde, zuletzt von Gefühl überwältigte Obie, das sichere Wesen Antikoniens, die herausfordernde Koketterie der dämonischen Orgeluse, die schwärmerische Verliebtheit seiner Schwester Itonie, — alles dies hält sich in den Grenzen der Liebenswürdigkeit, wie es die schickliche Ehrfurcht vor den Damen verlangte, aber auch in den Grenzen dessen, was die Welt anerkennt und was in der Gesellschaft gefällt." (Scherer.)

Nach vier Jahren endlich treffen wir Parzival wieder. Da sitzt er hoch zu Roß in prächtiger Rüstung, und unvermutet begegnet ihm ein langer Zug von Rittern und Frauen, die barfuß durch den frisch gefallenen Schnee hinwandern, in ärmlicher Kleidung, in grauem Gewand, an ihrer Spitze ein greiser Fürst. Bedeutsame Meldung: es ist heute Karfreitag, und unser Parzival, der irrende

Ritter, weiß es nicht. Da muß er sich von dem greisen Fürsten ermahnen lassen:

„Ist Euch der Glaube nicht verloren,
Daß Er als Mensch einhergeschritten
Und wie Er heut für uns gelitten,
So steht Euch wahrlich übel dann
Am heutigen Tag der Harnisch an:
Denn es ist heute der Karfreitag,
An welchem alle Welt sich freue
Und den zerknirscht sie feiern mag.
Wann wird bewährt wohl größ're Treue,
Als welche Gott an uns beging,
Da man für uns ans Kreuz Ihn hing?
Seid Ihr getauft, muß Euer Herz
In Jammer aufgehn drob und Schmerz.
Er hat sein würdereiches Leben
Für unsre Schuld dahingegeben,
Durch die, ohn' Ihn, der Mensch verloren
Und zu der Hölle war erkoren.
Drum, wenn Ihr nicht ein Heide seid,
So denket, Herr, an diese Zeit!"

Diese ernsten und wohlgemeinten Erinnerungen prallen denn doch nicht wirkungslos von Parzivals Herz ab. Sieht es darin gleich noch winterlich aus, er ahnt, daß sein Ringen und Laufen allein ihn nicht zum Ziele führen kann. „Ist heute seiner Hilfe Tag, so helf Er, wenn Er helfen mag!" spricht er und läßt dem Rosse die Zügel; es mag laufen, wohin es will. Hat der Dichter hier nicht auf feine Weise das Zusammenwirken des göttlichen und des menschlichen Wollens abgebildet? Wirklich trägt das Roß den Reiter zu dem Einsiedler Trevrezent, der ein Bruder des Anfortas, also ein Oheim Parzivals ist. Hier soll Parzival Heil widerfahren.

Offen und ehrlich beichtet er hier dem ehrwürdigen Alten, wie er von Gott abgefallen sei, und wie früher von seiner Mutter, erhält er nun von seinem Oheim Religionsunterricht, und weil die Worte auf wohlgepflügten Ackergrund fallen, so gehn sie auf und tragen Frucht. Ein merkwürdiger Religionsunterricht, dreihundert Jahre vor der Reformation gegeben, aber durch und durch evangelisch, und noch einmal wird uns der Dichter lieber und wir drücken ihm im Geiste die Hand. Der Einsiedler sagt zu Parzival: „Die Gottheit ist ein strahlend Licht." Und die Summa seiner Lehre ist: „Der erste Adam war als Geschöpf Gottes gebildet zum Bilde Gottes; aber er ist abgefallen. Der zweite Adam ist als Sohn Gottes gebildet zum Bilde des Menschen, ein neues Reis dem Menschenstamme gesippet und frisch eingepfropft, um den ganzen Baum zu veredeln. Und wie jener erste Adam die damals noch jungfräuliche Erde, so hat der zweite Adam die Jungfrau Maria zur Mutter, ihr und der ganzen Menschheit zur Erlösung." Ferner wird nun Parzival über den heiligen Gral belehrt und den Dienst seiner Ritter wie über das Leiden des Königs Anfortas, von dem nun so oft schon die Rede gewesen. Dieser König des Grals habe einst das Feldgeschrei „Amour"

vor sich her getragen, und der Ruf weltlicher Liebe sei zur Demut nicht völlig gut; drum sei er auch im Streit unterlegen und mit einem vergifteten Speer verwundet worden, eben mit jenem, den Parzival einst habe durch den Saal tragen sehen. So schleppe der König ein sieches Leben, und das wolle nicht enden, weil der Anblick des Grals ihm immer wieder die Kraft verleihe, die Schmerzen zu tragen, bis dereinst ein Ritter erscheine, der nach seinem Leiden frage und dadurch sich als den ausweise, dem Anfortas die Würde übergebe. Und dazu sei eben Parzival bestimmt.

Nun bricht das Eis in Parzivals Brust und es fängt zu lenzen an. Er erkennt seine Schuld. Hat er doch in seiner Jugend auch dadurch gefehlt, daß er eigenmächtig seine Mutter verlassen und dann den roten Ritter erschlagen, der, ohne daß er es wußte, sein Verwandter gewesen. Parzival tut Buße; er wird klein in sich, aber groß vor Gott. Er betet nun zu dem, dessen Augen auch über ihm stets offen gestanden, der nur Gedanken des Friedens hat und nicht des Leides. Fünfzehn Tage bleibt er bei dem Einsiedler in der Stille. Kräuter und Wurzeln sind seine Speise, Laub ist sein Lager, und doch ist ihm niemals so wohl gewesen. Trevrezent spricht ihn im Namen Gottes ledig und Parzivals Herz wird fest im Frieden. Die Zeit des Zweifels ist vorbei und die Zeit der saelde, des innern Glücks, ist angebrochen.

Noch eine Weile tritt unser Held vor dem Weltleben in den Hintergrund. In kaleidoskopartig bunten Bildern wird es an uns vorübergeführt, so mannigfach, daß des Beschauers Auge ermüdet. Eine Hochzeit nach der andern wird gefeiert. Auf château merveil, dem Wunderschloß, wäre Ruhm zu erwerben mit Heldentaten; aber betend zieht Parzival vorüber, und die Ritter können es kaum begreifen, wie sie vernehmen, er sei's gewesen. Gawan belagert eine Burg, und wieder zieht Parzival zielbewußt weiter. Er sucht den Gral. Wiederholt stößt er später mit Gawan zusammen; einmal besiegt er ihn, einmal rettet er ihn vom Tode und wird von ihm aufs neue zu Artus Tafelrunde geführt. Wird das Freudengewühl des Hofes ihn wieder ablenken vom rechten Pfad? Wolfram von Eschenbach fürchtet es nicht. Wer in Gottes Frieden Ruhe gefunden, wird von Freud und Leid nicht mehr im Grund aufgewühlt. Parzival tut seine Ritterpflicht. Hell erstrahlt seine Kraft und Kunst, und nun, da er Gott die Ehre gegeben, wird ihm auch weltliche Ehre zu teil.

Aufs neue wird er aufgenommen in die Tafelrunde und glänzend gefeiert. Auch die Kundrie kommt wieder angeritten, aber jetzt im schwarzen Sammetmantel mit dem Bilde goldener Turteltauben, dem Wappen des Grals, und nun fällt sie zu Parzivals Füßen, fleht ihn weinend um seine Huld und meldet ihm, daß er zum Gralkönig erlesen sei. Aber seines Bleibens ist nun hier nicht, und wie er weiter zieht, begegnet er einer Heidenschar, deren Führer sein Stiefbruder Feirefiß ist, der Sohn seines Vaters Gahmuret und der Negerfürstin Belakane aus dem Morgenland und deshalb gefleckt wie eine Elster, schwarz und weiß. Unvergleichlich anmutig schildert Wolfram der Brüder Kampf und ihr Erkennen. Der Gralkönig besiegt in seinem schwarzen Bruder das Heidentum und dieser

wird nachher getauft und trägt das Christentum fern in den Osten, begleitet von der jungfräulichen Repanse de Schoie, die nun seine Gattin geworden ist, eine Missionsbraut, die nach Indien zieht.

Allseitig hat Parzival sich bewährt, und deshalb wird er nun eingeladen, auf Munsalväsche sich einzufinden. Versöhnt mit Gott, mit der Welt und mit sich, nimmt er freudig Abschied, und freudig wird er im Wald vor der Burg von den Templeisen, den Rittern des Grals, und von Trevrezent empfangen. Wieder tritt er jetzt in den herrlichen Saal und wieder trägt die Herrin den Gral herbei. Da sinkt er bewegt vor dem Heiligtum nieder, betet und fragt und nun ist ihm und Anfortas geholfen. Er ist König des Grals.

Aber nun soll seine Gattin, die Kondwiramur, sein Glück auch teilen, und er zieht aus, sie aufzusuchen — ein Freudenzug! Und wo findet er sie? An der nämlichen Stelle ist ihr Zelt aufgeschlagen, wo er einst die Blutstropfen im Schnee gesehen. Bald nach seinem Abschied hat sie ihm Zwillinge geboren und alle drei Lieben findet er nun auf einem Lager schlummernd beisammen, und Kondwiramur erwacht unter Parzivals Küssen. Auf immer bleiben sie selig vereint.

Aber wunderbar: wie der Gralkönig nun in vollen Freuden und aller Pracht mit seinen Söhnen nach Munsalväsche zieht, wen findet er da? Seine Base Sigune, neben ihrem toten Bräutigam auf den Knieen tot.

„Gefaltet sind nun ihre Hände,
Der Tränen Quell versiegt. Ein Ende
Hat ihre Klag' und lange Not,
Die treue Magd Sigun ist tot."

Ist es nicht so im Erdenleben, das Schritt für Schritt an den Tod erinnert?

Der Leser hat mit uns den Eindruck erhalten: Es ist eine wunderbare Dichtung, Wolfram von Eschenbachs Parzival, romantisch im guten, ja im besten Sinne des Worts. Ist's zu verwundern, wenn ein Weltkind wie Gottfried von Straßburg unsern Dichter mit einem entschiedenen Blick der Mißbilligung einen Finder fremder wilder Märe genannt hat? wenn auch heute noch manche, die ihn kennen zu lernen Gelegenheit hatten, gleichgültig an ihm vorüber streifen?

„Wer den Dichter will verstehn, muß in Dichters Lande gehn," das gilt hier in einem ganz eigenen Sinn. Wer eine Dichtung wie Parzival lieb gewinnen will, der darf sie nicht bloß flüchtig lesen, er muß sich mit Andacht in sie vertiefen. Er darf die Ideen des Christentums Schuld und Erlösung Suchen und Finden, Sünde und Gnade, was wir sind und wozu wir berufen sind, nicht bloß kennen, er muß sie lieben, er muß sie zu erleben begonnen haben, und außerdem muß er poetische Bilder, die eine kühne Phantasie erschuf, mit eigener Phantasie nachzuschaffen geneigt und fähig sein. Drum kann ein Parzival nicht jedermanns Freund sein.

Aber die Dichtung sei ja nichts als ein Gemälde des Rittertums, des weltlichen und geistlichen Rittertums, hören wir auf der Seite sagen. Gewiß! das ist sie, und zwar ein getreues, umfassendes, glänzendes; aber sie ist mehr. Oder

sollte nicht jedes Gotteskind, das zum Frieden hindurchgedrungen, Parzivals Weg gegangen sein: aus jugendlicher tumpheit durch zwifel zur saelde? Was der Gral bedeutet, haben wir schon ausgesprochen. Er ist ein Sinnbild alles dessen, was wir in Christo geschenkt bekommen, aller Gaben des ewigen Lebens. In seinem Wort und Sakrament, wie die Kirche sie verwaltet, die Gemeinschaft der Kinder Gottes, werden diese Gaben uns verbürgt und immer wieder angeboten. In Christo das Heil! Wer im Glauben zugreift, „wer des Wassers trinkt," dessen Durst ist gestillt und er altert nicht, er ist im Besitz einer ewigen Jugend, und ob er gleich stirbt, so wird er leben. Zu Königen des Grals sind wir alle berufen, und wer Christi eigen wird, der wird mit ihm herrschen in Ewigkeit. Aber Parzival mahnt uns auf allerlei Weise, daß wir das Fragen nicht versäumen.

Wir wollen von Wolframs herrlicher Dichtung nicht scheiden, ohne noch daran erinnert zu haben, daß sie auch historische Bedeutung besitzt. Entstand sie doch in einer Zeit, da der Papst sich anmaßte, der Herr aller Herren auf Erden zu sein, er die Sonne, Kaiser und Könige bloß Mond und Trabanten, die ihr Licht von ihm empfingen, in einer Zeit, da in Deutschland zwei Könige mit einander zankten und jeder wollte der rechte sein, wo Walther von der Vogelweide und Freidank die Päpste an Christi Armut erinnerten und von ihrer Geldgier abmahnten. Und es ist nicht ohne tiefen Sinn, wenn die Hüter des heiligen Grals vom Papst in Rom unabhängig sind, eine Gemeinschaft, die nur dem höchsten König eigen, wie die wahre Kirche, die unsichtbare, die ihre Kinder in allen Zeiten und unter Katholiken und Protestanten zählt.

Außer Parzival hat Wolfram von Eschenbach noch zwei unvollendete Dichtungen hinterlassen: Titurel und Willehalm. Machen auch sie dem Dichter Ehre, wir gehen nicht näher auf sie ein. Nur das sei erwähnt, daß Wolfram im ersten genannten Werk zu der uns schon bekannten Sigune zurückkehrt und voll zarter Poesie ihre Liebe zu Schionatulander schildert und daß er im zweiten aufs neue seine milde Gesinnung gegenüber den Heiden leuchten läßt und prächtig zeigt, wie zwei Gatten zusammenhalten in Freud und Leid.

Unter den Übersetzern Parzivals ist Wilhelm Hertz der Vorzug zu geben. G. Boetticher hat die Dichtung (mit ihren fünfundzwanzigtausend Versen) geschickt gekürzt und trefflich übertragen. Frei umgedichtet haben den Stoff San Marte und Emil Engelmann. In einer glänzenden Oper auf die Bühne führte den „Parsifal" Richard Wagner.

Es ist Zeit, daß wir von Wolfram von Eschenbach Abschied nehmen; sonst findet am Ende der verehrliche Leser, Parzival habe es uns angetan, wie diesem die Blutstropfen im Maienschnee, und ist geneigt, wie der Ritter Gawan mit einem Tüchlein sie uns zu verdecken.

Gottfried von Straßburg.

Denn die Kinder dieser Welt sind klüger,
denn die Kinder des Lichtes in ihrem Geschlechte.
Luk. 16, 8.

Und nun das Gegenbild zu Wolfram von Eschenbach: Gottfried von Straßburg. Von seinem Leben ist nichts bekannt. Ein Bürgerlicher wird er gewesen sein; denn er wird Meister, nicht Herr geheißen. Aber edelmännisch will er sich geben. Er kennt den Ovid und benutzt ihn gern, und bis zum Überdruß häufig schaltet er französische Wörter in den leichten Fluß seiner Verse ein, ja sein deutsches Vaterland nennt er „Almanje". Die lockere Lebenshaltung des Adels verficht er mit einer Energie, die einer besseren Sache würdig wäre. Er kennt keine Grenze für die Wünsche des Menschen, als die öffentliche Meinung der vornehmen Gesellschaft. Was hier nicht verboten ist, das ist erlaubt. Wolfram fordert die Beherrschung der Leidenschaft durch den Geist, Gottfried das Recht der Leidenschaft. Ist es ein Wunder, wenn er in jenem bekannten Abschnitt, in dem er mit Feinheit und Eleganz die Dichterprofile seiner Zeitgenossen zeichnet, auf das heftigste wider „einen Ungenannten" kämpft, der nach dunklen Worten suche und mit seinen Geschichten einen Erklärer aussenden müsse? Von Wolfram trennt eben das leichtfertige Weltkind eine unübersteiglich gähnende Kluft, jener verfügt über eine Weite und Tiefe der Anschauung, von der Meister Gottfried bei all seinem Wissen keine Ahnung hat.

Was bot er der Welt denn? Eine Dichtung, die bis auf den heutigen Tag bei verwandten Naturen immer Anklang fand, die berühmte Geschichte von Tristan und Isolde, einem Franzosen nacherzählt, die keltische Sage von der unheimlichen Macht der sinnlichen Liebe mit den Mitteln des Märchens symbolisiert, eine Verherrlichung sträflichen Ehebruchs, geschildert in zauberhaft glänzender Sprache, die den Leser wie in einem schaukelnden Kahn über weichlich platschernde Wellen führt, einer Sprache, die sich nach Scherers feiner Bemerkung in ein Spiel rhetorischer und stilistischer Formeln auflöst, trefflich geeignet für die Zeichnung einer Leidenschaft, welche die Charaktere löst und zerbröckelt, wie das Meer den Fels, den es umflutet. Fürchte der Leser aber nicht, das Werk, das übrigens der Dichter nicht selber vollenden konnte, werde uns so lange bannen, wie es soeben noch Parzival tat. Nein. Ein paar Umrisse mögen genügen.

Tristan hat früh seine Eltern verloren und wächst am Hofe seines Oheims Marke, des Königs von Cornwall, fröhlich auf. Er ist ein vollendeter Schachspieler, Jäger, Musiker, Dichter und gewinnt alle Herzen. Er bewährt sich in Kampf und Verhandlung und weiß die irische Prinzessin Isolde die Blonde für seinen Oheim zu gewinnen. Aber auf dem Schiff, das die Braut ihrem

Bräutigam zuführen soll, fügt es ein Zufall, daß Tristan und Isolde gemeinsam aus einem Becher einen Liebestrank trinken, der für Marke und seine junge Gattin bestimmt war und sie in unvergänglicher Liebe zu glücklicher Ehe vereinigen sollte. Und das Unheil nimmt seinen Gang. König Marke wird fortwährend betrogen, merkt es endlich und verstößt die beiden. Dann nimmt er die Gattin wieder zu sich, wird aber wieder von ihr getäuscht. Tristan flüchtet hinüber aufs Festland, sucht im Krieg Isolde zu vergessen, lernt eine andere Isolde kennen, Isolde mit der weißen Hand, und vermählt sich sogar mit ihr. Hier bricht Gottfrieds Dichtung unvermutet ab und wir haben nach der Sage hinzuzusetzen, daß Tristan doch von seiner ersten blonden Geliebten nicht lassen kann, deshalb seine Gattin unglücklich macht, sich der ersten wieder nähert, verwundet wird und die Geliebte heimlich zu seiner Heilung beruft, aber den Plan nicht ausführen kann, weil seine Gattin es vereitelt, und Markes Frau stirbt auf Tristans Leiche. (Übersetzung von Wilhelm Hertz).

Hartmann von Aue.

Wie lauter und rein
Sind seine kristallenen Wörtelein!
Sanft nahen sie dem Mann
Und schmiegen sich ihm an.
Gottfried von Straßburg.

Initiale aus dem dreizehnten Jahrhundert.

Hartmann verdient im christlichen Hause namentlich um einer Erzählung willen gewürdigt zu werden, die als Kleinod unter den deutschen Dichtungen glänzt. Wir meinen sein kleines Epos vom armen Heinrich. An seinen übrigen Dichtungen darf unser Buch mit flüchtigen Blicken vorübergehen.

Der Ritter Hartmann von Aue war, nach seinen Werken zu schließen, ein braver Mensch mit freundlichen Zügen. Leicht und sicher trat er ins Leben, und aus allerlei Schwankungen heraus fand er im Trachten wie im Dichten immer wieder sein Gleichgewicht. Von seinem Erdenwallen ist wie von dem der meisten seiner Sangesgenossen herzwenig bekannt. Er hatte in einem Kloster den Schulunterricht seiner Zeit empfangen und mischte gern lateinische und französische Brocken in seine Rede. Im Anfang seines „Armen Heinrich" sagt er von sich:

„Ein ritter sô gelêret was,
daz er an den buochen las,
swaz er dar an geschriben vant:
der was Hartman genant:
dienstman was er ze Ouwe.
er nam im mange schouwe

„Ein Ritter war wohl so gelehrt,
Daß er in Büchern unbeschwert
Las, was er geschrieben fand.
Hartmann war er genannt
Und zu Aue Dienstmann.
Was er der Bücher gewann

an mislichen buochen:
dar an begunde er suochen
ob er iht des funde
dâ mite er swære stunde
möhte senfter machen
und von sô gewanten sachen
daz gotes êren töhte
und dâ mite er sich möhte
gelieben den liuten."

Spät oder frühe,
So spart' er keine Mühe,
Bis er was aufgefunden,
Womit er läst'ge Stunden
In Kurzweil verbrächte
Und wovon er gedächte,
Es diene Gott zu Ehren
Und seine Gunst zu mehren
Bei allen Biederleuten."

Nach dem Tode seines Lehnsherrn nahm er 1197 an einem Kreuzzuge teil, wohnte dann in Franken und starb um 1220.

In seinen Hauptwerken feiert Hartmann die Leitbilder des Rittertums: Tapferkeit und Liebe. Doch ermahnt er gelegentlich zur Abkehr von der Welt und kennt die Vergänglichkeit alles Irdischen. Sein eigenstes Wesen zeichnet sein Ausspruch, er habe ein Mittel gegen die Trauer. Widerfahre ihm etwas Unangenehmes, so sage er sich: „Laß gehen! Es sollte dir geschehen! Bald kommt, was dir frommt!"

Sein sittliches und sein sprachliches Ideal gehen Hand in Hand. Dort wie hier ist es die schöne Haltung, die feine Form, die ruhige Glätte, oder, mit einem mittelhochdeutschen Worte benannt: diu mâze, d. h. die Mäßigung.

Seine Dichtungen sind neben frischen Liedern die Erzählungen Erek und Iwein, Gregorius auf dem Stein und Der arme Heinrich.

Mit „Erek" und „Iwein" hat Hartmann von Aue den „Artusroman" in die deutsche Literatur eingeführt. Beide Dichtungen drehen sich um den Gegensatz von Heldentum und Liebe, von Hingebung an die Ritterpflicht und Freude am Glücke der Häuslichkeit.

Ritter Erek läuft Gefahr, an der Seite seiner geliebten Gemahlin Enite sich zu „verliegen", wie der bezeichnende Ausdruck lautet. Ihm rosten in der Halle Helm und Schild, und Ritter und Knappen, die ihn umgeben, sind unzufrieden. Selbst seine Gattin ergeht sich in Klagen und rüttelt ihn aus seiner Tatlosigkeit auf. Er reitet auf Abenteuer aus, sie muß ihn begleiten und ist zum Schweigen verurteilt. Da sie mehrfach das Gebot übertritt, um den Gatten vor Gefahren zu warnen, wird sie hart behandelt. Aber ihre den Ritter mehrmals rettende Treue und ihre nie wankende Geduld und Demut erlangen den Sieg und erringen des Ritters neue Liebe.

Einen bedeutenden Fortschritt zeigte der Iwein oder Der Ritter mit dem Löwen, in seiner Art ein Meisterwerk. „Wer an rechte Güte wendet sein Gemüte, dem folgen Glück und Ehre," das ist der Faden, an den die bunten Abenteuer aufgereiht sind. Ritter Iwein scheut das Verliegen und zieht von seinem durch wundersame Heldentaten errungenen Weibe Laudine fort. Er verspricht ihr, nach Ablauf eines Jahres zurückzukehren, versäumt die Frist und verscherzt ihre Liebe. Wahnsinnig irrt er im wilden Wald und wird durch eine wunderbare Salbe geheilt. Da befreit er im Kampf mit einem Drachen einen Löwen, der ihm nun treulich „wie ein Suchhund" folgt. Als „Ritter mit dem

öwen" erwirbt er neuen Ruhm, tritt seiner Dame von neuem nahe und gewinnt e durch List zurück.

Die Artusdichtungen schwollen bald ins Ungemessene an, versandeten ber in Unbedeutendheit; sie feierten immer häufiger bloß leere Abenteuer und ohle Liebelei. Es gilt von ihnen, was Schiller von einem seiner Wallenseinschen Generale sagt: „Ein leichter Sinn belebt die muntern Säfte; doch keine Seele wärmt das Eingeweide!" Sie forderten schließlich den Spott heraus.

Die Legende vom heiligen Gregorius oder dem guten Sünder hmeichelte sich trotz ihrem im Grunde widerlichen Stoff dermaßen in die Volksunst ein, daß sie bis über die Reformationszeit hinaus vielfach in den Kirchen elesen wurde. Sie zeigt einen „christlichen Ödipus", einen Menschen, der huldlos in schwerste Schuld gerät und sich durch strenges Büßerleben auf einem den Felseneilande davon befreit, zum Heiligen und zum Papste wird und Wunder wirkt.

Wurden die drei hier skizzierten Werke im Grunde bloß aus dem Französischen versetzt, mit vielen charakteristischen Abweichungen freilich, so kann Hartmanns vertvollste Dichtung, nach einer lateinischen Skizze gebaut, als sein eigenstes Werk betrachtet werden. Wir glauben dem Leser einen Dienst zu erweisen, wenn wir ihn zur Abwechslung mit dieser Erzählung nicht bloß durch eine Wiedergabe n gedrängter Prosa bekannt machen, sondern in Chamissos lieblicher freier Verarbeitung. Sie lautet:

Der arme Heinrich.

Von Chamisso.

Wessen ist die Burg, die dort verödet
Mitten in dem schönen Schwaben trauert?
Gras und Farrenkraut bewächst die Stiegen,
Und die Eule nistet in den Türmen.

Guter Ritter Heinrich von der Aue,
Blume du der Jugend und der Schöne,
Klarer Spiegel aller Rittertugend,
Schwert der Kraft und Rosenhag der Milde,
Mund der Wahrheit, Fels der echten Treue,
Der Bedrängten Schirm und Hort, der Freunde
Ehrenschild und Banner, heller Stern du,
O wie bist du, heller Stern, gefallen!

Seine Geißel hat der Herr geschwungen
Über den Weltseligen, ergriffen
Hat ihn schmählich Leid, ihn hat der Aussatz
Heimgesucht, und ekelnd abgewendet
Haben schnell sich, die an ihm gehangen.

Seht das Vorwerk dort am Waldesrande;
Weltverlassen hat der arme Heinrich
Dort beim Meier ein Asyl gefunden.
Und der Alte dienet ihm in Treuen,

Und die greise Mutter pfleget seiner,
Und das Töchterlein, das er im Scherz oft
Seine kleine Frau nennt, weiß gefällig,
Spielend, kosend, ihm des bittern Grames
Wolken von der Stirne zu verscheuchen.

Also war das dritte Jahr dem Dulder
Schon verstrichen, und er saß in Unmut
Düster brütend, als der gute Meier
Ihm zuredend sprach die flücht'gen Worte:

„Herr, Ihr müsset dessen nicht verzagen;
Gibt's zu Montpellier und zu Salerno
Ja der kunsterfahrnen weisen Meister
Viele noch, da sollt Ihr Hilfe suchen."

Drauf der arme Heinrich bitter lächelnd:
„Bin zu Montpellier und zu Salerno
Hilfe suchend früher wohl gewesen;
Von den weisen Meistern nicht der eine,
Nicht der andre mochte Trost mir geben,
Schlechten Trost nur einer zu Salerno,
Der mich lehrte, wie ich zwar zu heilen,
Aber ungeheilt doch müsse bleiben."

Drauf der Meier: „Herr, Ihr sprechet in Rätseln."
Und der Kranke: „Wohl, das Rätsel lös' ich:
Schafft mir, sprach der Meister, eine Jungfrau,
Die aus freiem Mut für euch zu sterben
Sich entschließt und aus der Brust das Herz sich
Schneiden läßt, so will ich wohl euch heilen."

Es verstummten beide, stille ward es.
Lauschend saß die Maid, wie sie gewohnt war,
Unbemerket ihrem Herrn zu Füßen,
Und ein leises Wimmern ward vernommen.

Als darauf zu Nacht die beiden Alten
Sich gelegt, das Kind zu ihren Füßen,
Konnte sie vor Herzeleid nicht schlafen.
Ihres Herrn gedenkend troff der Regen
Ihrer Augen auf der Eltern Füße,
Die verstöret aus dem Schlaf erwachten.

Um ihr Weh befragte sie der Vater
Jetzt mit sanften, jetzt mit strengen Worten.
Bis sie's länger nicht verhehlen konnte:
„Denk' ich unsres güt'gen Herrn und seines
Bittern Elends, muß ich immer weinen,
Ach, es gibt den Bessern nicht auf Erden!"
Und der Vater und die Mutter sagten:
„Kind, das sprichst du wahr, doch kann dem Guten
Unser Harm nicht frommen, über ihm ist
Gottes Urteil, drum laß ab zu klagen."

So geschweigten sie das Kind, doch schlaflos
Blieb sie über Nacht und stumm in Trauer
Tags darauf, bis sie zur Ruh' sich legten.
Aber auf gewohnter Lagerstätte
Fand das gute Mädchen keine Ruhe;
Ein Gedanke war in ihrem Herzen,
Wuchs in ihrem Herzen übermächtig;
Erst nachdem mit Gott sie fest beschlossen,
Herz und Herzblut ihrem Herrn zu opfern,
Ward sie wieder froh und leichten Mutes.
Aber bald zur Angst wuchs eine Sorge:
Ob Herr Heinrich, ob die lieben Eltern
Ihren Willen ihr gewähren möchten.
Wieder, des verzagend, troff der Regen
Ihrer Augen auf der Alten Füße,
Die verstöret aus dem Schlaf erwachten.

Auf sich richtend, schalt der liebe Vater
Unverständig, kindisch ihre Klage,
Da nur Gott im Himmel könne helfen.
„Und doch," sprach die sanfte Maid erwidernd,
„Und doch hat mein Herr gesagt, ihm könne
Wohl geholfen werden. Tauglich bin ich
Ihm zur Arzenei; ich will euch bitten:
Wehrt mir nicht, daß ich mit Gott mein Herzblut
Freudig für den Guten möge geben."

Ob der Red' entsetzten sich die Alten,
Und betrübten Mutes sprach der Vater:
„Kind, du redest, wie die Kinder reden,
Hast noch nicht den herben Tod geschauet,
Überschwengliches versprichst du töricht.
Laß den Leichtsinn, laß die Träume fahren
Und verstör uns müßig nicht die Nächte!"

Und es schwieg das Mägdlein, aber schlaflos
Blieb sie über Nacht und stumm in Trauer
Tags darauf, bis sie zur Ruh' sich legten.
Wieder troff der Regen ihrer Augen
Auf der Alten Füße, sie erweckend.

Aufrecht sitzend sprach zu der Bedrängten
So die greise Mutter selbst in Tränen:
„Sinnst Unseliges du uns zum Jammer?
Kind du meiner Schmerzen, die du solltest
Unsers Alters Stab sein und uns ehren,
Willst dein Heil verwirken, willst das Leben
Uns verleiden und das Herz uns brechen!"

Dem entgegnete die fromme Tochter:
„Lege Gott mir Worte auf die Lippen,
Die das Herz der teuren Eltern treffen.
Nicht mein Heil verwirken, nicht zum Jammer

Will ich euch, ihr Vielgeliebten, sterben;
Nicht auch red' ich kindisch, angeschauet
Hab' ich ernst den herben Tod, wie einer
Nur vermag, dem noch das Leben lieb ist.
Sterben muß doch auch, wer alt geworden;
Aber schwer in Arbeit alt geworden
Stirbt in Sünden mancher hin, ihm wäre
Besser, wär' er nie zur Welt geboren.
Mir aus Gottes Hulden wird's zu teile,
Um der Seele Heil in jungen Jahren
Meinen Leib zu geben; solches gönnt mir,
Denn so muß es sein. Die Leute sagen,
Daß ich schön bin: würd' ich älter, möchte
Leicht der Weltlust Süße mich verstricken.
Wollt ihr einem Manne mich vermählen:
Lieb' ich ihn, ist's eine Not, ich habe
Meinen armen Herrn doch stets vor Augen:
Wird er mir verhaßt, so ist's der Tod gar.
Mein begehrt ein Freier, dem ich gerne
Folgen will, dem mag ich wohl vertrauen.
Setzt mich in ein Glück, das nicht vergehet;
Lasset Gott mich preisen, der so Wertes
Will durch mich, einfält'ges Kind, vollenden.
Laßt für ew'gen Lohn um kurzes Leiden
Mich vergüten unserm Herrn das Gute,
Das er unabläßig uns gespendet.
Seid der Tat teilhaftig, und vergelt' euch
Gott, was nimmer ihr versagen dürfet!
Wieder heben muß der Baum des Ruhmes
Zu dem Lichte seine volle Krone:
Aber ihr im Schatten seiner Milde
Werdet sein euch freuen und der Tochter."

Schneidend drangen in das Herz der Alten
Diese Worte; denn das Mädchen hatte,
Keinem Kinde gleich, mit Macht gesprochen.
Wagten auch nicht länger, ihr zu wehren.
Jammernd schwiegen sie und kämpften lange
Mit dem Liebesschmerz im wunden Herzen,
Bis sie sprachen: „Möge denn geschehen,
Was dich so der Geist erbeten lehrte."

Freute jetzt dem jungen Tag entgegen
Sich die Jungfrau; aber kaum erhellte
Sich der Osten, trat sie leisen Schrittes
An das Bett des Siechen, kniete nieder,
Seinen Schlaf bewachend, bis die Sonne
In die Kammer schien und ihn erweckte.

Und der erste Blick des armen Heinrich
Fiel ins Aug' ihr, das verklärt strahlte
Ihres reinen Herzens sanften Frieden.

Und er fragte: „Liebe Frau, was bringt dich
Heute zu mir her so früh am Tage?“

Flehend hob gefaltet ihre Hände
Sie zu ihm empor und sprach in Demut:
„Hab' an meinen Herrn wohl eine Bitte;
Zürne mir mein Herr nicht; darf ich hoffen,
Daß ich nicht vergebens werde bitten?“

Wohlgefällig ruht' auf ihr sein Auge:
„Was ich darf vor Gott und meiner Ehre,
Das getrau' ich mir, dir zu verheißen.“

Sie darauf: „Mein lieber Herr, ich dank' Euch,
Sag' Euch auch, was Ihr mir habt gewähret.
Jammernd sahen wir die Tag' und Nächte
Eurem Leide zu, dem soll geholfen
Wohl noch werden; seht, ich bin die Jungfrau,
Die aus freiem Mut sich fest entschlossen
Aus der Brust das Herz wird schneiden lassen.
Auf denn, nach Salerno! laßt den Meister
Seine Kunst an Eurer Magd beweisen“!

Lange Zeit sah zweifelnd, fast erschrocken,
Tränen in den Augen, er die Maid an;
Sprach besonnen dann, sie zu versuchen:
„Kind, du Seltsame, dein fromm Gemüte,
Das erscheinet klar in dieser Stunde;
Willst für mich du sterben, Kind, bedenke,
Deiner Eltern bist du, mußt sie fragen.“
Aber anders kam es, als er meinte.
Eingerufen traten ein die Eltern,
Sprachen beide schluchzend: „Nimm sie, nimm sie!
Haben ihr gewehrt drei lange Nächte.
Ihr ist nicht zu wehren; aus dem Mädchen
Hat zu uns ein höhrer Geist gesprochen.“

Als der arme Heinrich jetzt erkannte,
Daß einmütig doch das Ungeheure
Alle wollten und von ihm begehrten,
Stieg in ihm aufs neue Lebensluft auf,
Sah er schon im Geiste sich genesen,
Anders nicht gedacht' er, und mit Grausen
Sprach er leis' und langsam: „Also sei es!“
Großes Leid erhob sich, nur die Jungfrau
Schaute selig lächelnd in die Runde.

Nach Salerno! nach Salerno! Prächtig
Schmückte Heinrich zu der Fahrt das Opfer;
Ließ ihr Samt und Hermelin und Zobel,
Brautgeschmeid' und goldne Spangen reichen;
Und des weltlich eitlen Tandes freute
Selber sich die Maid wie Himmelsbräute,
Die entsagend zum Altare treten.

Nach Salerno! Wohl nach schwerem Abschied
Zogen nach Salerno jetzt die beiden,
Freud'gen Herzens aber nur die Jungfrau.

Angekommen, gleich zum weisen Meister
Führt' er sie. Verwundert, sie zu prüfen,
Nahm der sie beiseite, starrte lange
Zweifelnd scharf sie an und sprach mit Nachdruck:
„Sag, Unselige, dein Herr hat solches
Dir geboten, nicht dein Wille war es."
„War und ist mein Wille," sprach sie ruhig.
Er dagegen: „Tritt zurück! noch kannst du.
Upp'ge Lebenslust ziemt deinen Jahren;
Hast die Angst des Todes nicht verstanden,
Weißt nicht, welche Marter dir bevorsteht;
Wirst dich schämen schon, mir zu enthüllen
Deinen zarten Busen. Siehe! binden
Werd' ich dich mit Stricken, werde wühlen
Mit dem scharfen Eisen nach dem Herzen
In der Brust dir und heraus es schneiden.
Wankt dein Wille, von dem Schmerz erschüttert,
Und bereuest du die Tat, zu spät ist's.
Nichts mehr wird sie deinem Herren frommen,
Und dein junges Leben ist verloren.
Tritt zurück! Ich will mich dein erbarmen."

Ihm entgegnete die Jungfrau lächelnd:
„Lieber Herr, Ihr habet mir die Wahrheit
Dessen wohl gesagt, was mir bevorsteht,
Habet Dank; das Eine nur befürcht' ich:
Seht Euch vor, es wird die Hand Euch zittern
Und den Preis des Werkes noch gefährden.
Zaghaft seid Ihr; Eure Rede ziemet
Einem Weibe sich, nicht einem Manne;
Faßt ein Herz, getrauet Euch zu schneiden,
Ich, ein Weib, getraue mich zu dulden."

Solches hörend, stand der greise Meister
Vor der zarten Jungfrau, ihr ins Antlitz,
In das fromme, ruhig heitre schauend:
Er erbleichte vor dem Mut des Kindes.
Lange stand er also, endlich wandt' er
Langsam sich der Türe zu, dem Siechen,
Was er jetzt erkundet, zu berichten.

Aber hastig trat ihm der entgegen,
Ihm zurufend: „Meister, lieber Meister,
Bringst mir Leben, Leben und Genesung?
Sprich es aus, erfreue meine Seele!
O der Sieche nur ermißt im Jammer
Ganz den Preis des vollen, frischen Lebens."

Ihm erwiderte gefaßt der Meister:
„Tüchtig hat fürwahr dem blut'gen Dienste,

Den zu deiner Heilung du ihr ansinnst,
Wundersam! sich diese Maid bewähret.
Dir nur ziemt's, gebietend zu entscheiden."

Aber mit verhülltem Angesichte
Ab sich kehrend winkte Heinrich: „Schneide!"
Und der Meister wandte sich, zu gehen;
Von der Schwelle schaut' er noch zurücke,
Aber nicht zurücke rief ihn jener.

Zu der Maid, die hoffend ungeduldig
Seiner harrte und des bittern Todes,
Kam er, winkte, und sie folgte freudig.
Durch den Kreuzgang in ein heimlich Zimmer
Führt' er sie hinein und schloß die Tür ab.

Nicht geheuer gleißte von den Wänden
Rings befremdlich wundersam Geräte;
Rotbestrichen stand ein Tisch inmitten,
Kettenwerk darauf und blanke Messer.

Und der Meister hieß sie sich entkleiden;
Also tat sie willig, sonder Scheue;
Nicht die Spangen einzeln erst zu lösen,
Riß sie hastig in der Naht die Kleider,
Schneller nur dem scharfen Todesschnitte
Ihren reinen Busen zu entblößen.
Auf des Meisters Wink bestieg den Tisch sie,
Legte hin sich, ließ die zarten Glieder
Fest mit Riemen und in Eisen schließen.

Als der greise Meister jetzt des Mädchens
Jungen Leib ersah, des nicht ein schönrer
Mocht auf Erden je gefunden werden,
Jammert's ihn im Herzen zum Verzagen,
Daß so schön sie sei und müsse sterben.

Aber er ergriff das krumme Messer,
Prüfte dessen Schärfe, fand mit nichten
Sie so schneidig, als er wohl begehrte.
Und er nahm den Schleifstein, strich bedächtig
Hin und her darauf die krumme Klinge,
Oft mit leisem Finger sie versuchend.
Sanfter mocht' er gern den Tod ihr antun.

Aber draußen wand' indes in Zweifel
Sich der arme Heinrich, und des Ausgangs
Harrend sprach er so zu seinem Herzen:
„Herz, mein Herz, sei hart in dieser Stunde!
Hast nicht selbst die grause Tat verschuldet;
Hat das sanfte Kind sich doch ihr Schicksal
Selbst ersonnen, selbst ja will sie sterben!
Wende dich dem Leben zu, der Freude,
Laß die Toten ruhn! Der Tod der Unschuld,

Solcher Unschuld Tod ist zu beneiden!
Aber du, auf deinem Sterbepfühle . . .
Weh mir! Still! — ich will ja, will ja leben,
Schwelgend, taumelnd in das Leben tauchen
Und vergessen dieser Schreckensstunde!
Beten will ich, bis die Tat geschehen,
Beten, daß zu Stein mein Herz erhärte."

Und die Hände ringend warf und weinend
Sich vor Gott der Arme; seine Worte
Quollen schier verkehrt aus seinem tiefern
Bessern Herzen, und er schrie zu Gott auf:
„Herr, barmherz'ger Gott, gib Kraft mir Sünder,
Kraft, zu dulden, was du selbst verhängt hast;
Laß in Demut mich mein Siechtum tragen,
Aber nicht, in deinem Zorn, der Unschuld
Schreiend Blut auf meine Seele laden."

Und vom Estrich sprang er auf verwandelt,
Lief den Gang hinab nach jener Kammer,
Rief und schrie und rüttelt' an der Türe:
„Meister, höre, Meister!" — Der von innen
Gab die karge Antwort: „Wartet, wartet!"
„Laß mich ein!" schrie Heinrich; der dagegen:
„Herr, geduldet Euch, bald ist's geschehen."
Heinrich schrie: „Halt ein! das Kind soll leben!"

Stein und Messer ließ der Alte fallen,
Schloß die Tür auf, Heinrichs Blicke suchten,
Trafen schnell die Jungfrau; als so schmählich
Er die Wonnigliche sah gebunden,
Weint' er laut und sprach: „Laß gleich sie frei sein!
Gottes Urteil mag an mir geschehen,
Aber nicht soll diese für mich büßen."
Und die beiden lösten schnell das Mädchen.

Sie nur brach in Klagen aus, sie konnte,
Daß sie leben sollte, nicht verwinden.
„Wie doch hab' ich's," klagte sie, „verschuldet,
Daß ich meinen Herrn nicht zu erlösen,
Daß ich nicht der reichen Himmelskrone
Mehr gewürdigt werden soll? Was tat ich?
Euch gebricht der Mut, des soll ich leiden!
Wie doch hat die Welt mich hintergangen,
Die Euch unverzagt vor allen rühmte!"

Zog in tiefer Demut gottergeben
Jetzt der arme Heinrich nach der Heimat,
Wo ihm Hohn bevorstand; mit dem Siechen,
Abgehärmt, verweint, das gute Mädchen.

Aber der die Nieren prüft und Herzen,
Der nach seiner Lieb' und Macht die beiden
Schwer versuchte, schied von ihrem Elend
Die Bewährten. Sieh! der böse Aussatz

Der Sängerwettstreit auf der Wartburg.

(Nach dem Gemälde von M. von Schwind im Staedel'schen Kunstinstitut, Frankfurt a. M.)

Wich zur Stunde von dem armen Heinrich,
Und der gute Ritter von der Aue
Kehrt' in Ehren in die liebe Heimat
Schön und kräftig, wie er je gewesen.

Vor ihm her erscholl durch Schwabens Gauen
Schnell der Freudenruf: „Er kehret wieder,
Kehret rein von seiner Schmach, der Gute!"
Und es eilten Vettern rings und Freunde,
Eilten seine Mannen ihm entgegen,
Daß sie Lieb' und Ehrfurcht ihm erwiesen.
Ei, mit welchen Wonnetränen herzten
Da die Alten ihre fromme Tochter!

Aber auf der Burg welch Festgewühle,
Faßt die Halle kaum die Herrn und Frauen,
Ritter Heinrich teilt den Schwarm, die Jungfrau
Führt er in den Kreis und spricht die Worte:

„Hört mich an, ihr lieben Herrn und Sippen;
Einzig dieser guten Jungfrau schuld' ich
Ehr' und Leben; frei und ledig ist sie,
Wie ich selbst; mir rät das Herz, zum Weibe
Sie zu nehmen; also wird's geschehen,
Wenn es Gott und euch gefällt; wenn anders,
Will fürwahr! ich unverehlicht sterben.
Doch euch insgesamt, bei Gottes Hulden,
Will ich bitten, daß es euch gefalle."

Und es sprachen alle: „So geziemt sich's;"
Und der Abt trat segnend zu den beiden,
Die in Andacht auf die Kniee sanken.

Verfolgt der Leser die innere Entwicklung des „armen Heinrich" und des heldenmütigen Mädchens, das am Ende dessen Gemahlin wird, so findet er mit Leichtigkeit den Goldgehalt der christlichen Gedanken aus der anmutigen Erzählung heraus.

Der Ritter vermag die schönen Tage, die ihm geworden, nicht zu ertragen. Nicht dankbar stimmt ihn das Glück, sondern übermütig: Er vergißt seines Gottes und tut, was sein Herz gelüstet und seinen Sinnen gefällt. Aber Gott widerstehet dem Hoffärtigen und sendet ihm ein Übel, das ihn allen Weltgenusses beraubt und von aller Gesellschaft hinweg in Schmach verstößt. Von der „Miselsucht", vom Aussatz, wird er befallen. „Aber da schied ihn sein bitter Leid von Hiobes Geduldigkeit," und er hadert mit Gott und wie ihm eine Hoffnung der Genesung aufleuchtet, so ist er willig, um sein Leben zu retten, ein junges Leben aufzuopfern. Aber die Liebe der reinen Jungfrau, eine völlig selbstlose Liebe, bereit, für ihn in den Tod zu gehn, bricht seinen starren Eigennutz. Er erkennt und anerkennt, daß er nichts zu fordern habe, und will sein Unglück willig tragen. Und dem Demütigen gibt Gott Gnade: das Übel hat seinen Zweck erreicht und wird durch ein Wunder hinweggenommen.

Die innere Genesung ruft auch der äußern. Ob solches nicht oft im Leben geschehen — und immer noch geschieht? Auch die Jungfrau erntet Ehre. Die Leibeigene hat sich und den Ihren die Freiheit erworben und wird des armen, nun wieder reichen Heinrich Gemahlin. Ist das, was wir hier wie im Spiegel schauen, nicht ein lieblich Abbild dessen, was der Erlöser für uns getan? Mit einem Opfer hat er vollendet, die geheiliget werden. Er gab sein Leben freiwillig hin, um uns vom Aussatz der Sünde zu heilen. Und seine Liebe vermag immerfort noch Menschenherzen ihrer Ichsucht zu entreißen und umzuwandeln, ja seine Liebe allein. Darum hat ihn auch Gott erhöhet und hat ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist.

Die Nachgebornen.

Weh dir, daß du ein Enkel bist!
Goethe.

Den leuchtenden Gestirnen der großen Dichter folgten auf verschiedenen Bahnen zahlreiche andere, denen es nicht gegeben war, so hell zu glänzen. Wir nennen noch Konrad Fleck, Rud. von Ems und Konrad von Würzburg. Sie waren Epigonen oder Nachgeborne, fühlten es auch und beklagten sich über die schlimme Zeit, in der sie lebten und strebten. Sie haben in einer Sprache, die vielfach etwas gekünstelt erscheint, manch ansprechendes Werk geboten. Aber der Leser erlaube uns, mehr nur flüchtig daran zu erinnern, als sie eingehend zu betrachten.

Aus einer altfranzösischen Quelle schöpfte Konrad Fleck, ein schwäbischer Meister, schon um 1170 die liebliche Geschichte von Flore und Blanscheflur (Blume und Weißblume) ursprünglich vielleicht ein Märchenspiel von Rose und Lilie. Flore und Blanscheflur sind zwei Kinder, die einander von Jugend auf treulich lieben und schließlich allen hindernden Mächten zum Trotz miteinander vereinigt werden. Sie ein Christenkind, er ein Heide, beide am selben Tage geboren, miteinander aufgewachsen, wie später Frithjof und Ingeborg, von einander getrennt, in Babylon wieder zusammengeführt, mit dem Tode bedroht und um ihrer Treue willen gerettet, später beide miteinander gestorben, auf ihrem Grabe zwei Blumen, die sich umwinden, ein tugendhaft Gegenbild zu Tristan und Isolde.

Rudolf von Ems, der Meister Gottfried verehrte, ohne dessen Leichtsinn zu folgen, hat durch seine Geschichten vom guten Gerhardt, einem Kaufmann, der durch sein echt christlich Verhalten und seine Demut den selbstgerechten Kaiser Otto beschämt, und von Barlaam und Josaphat, einem indischen Prinzen, der durch einen Einsiedler bekehrt wird, mehr erbaulich zu wirken als zu unterhalten gesucht. In die zweite Erzählung, die eigentlich die Geschichte Buddhas

enthält, aber in ein christlich Gewand gesteckt, sind Parabeln eingeflochten, wie die bekannte vom Mann in der Grube, der Rückert eine neue Verbreitung verschafft hat. Im Original sind die bedrohlichen Tiere „ein Einhürne groß", ein Drache mit feurigem Rachen, vier Schlangen und zwei Mäuse, und was dem Mann Erquickung bereitet, ist der Zweig eines Bäumleins mit Honigseim.

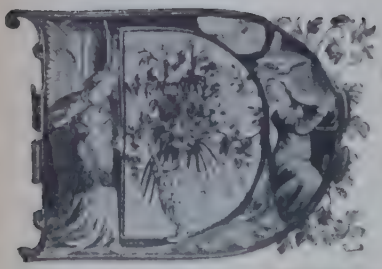
Konrad von Würzburg, der sich in Basel ein Haus erwarb († 1287), suchte mit redlichem Fleiß in einer Zeit des Zerfalls die alten Ideale hochzuhalten und hinterließ ganze Frontreihen von Versen mit leerem Flickwerk und breiten Schilderungen. Er arbeitete poetische Erzählungen aus wie die von Otto mit dem Barte, vom Schwanritter, von Engelhart und Engeltrut und von Legenden wie der heilige Sylvester und der heilige Alexius und schmiedete schließlich in der goldenen Schmiede aus allem erdenkbaren vorhandenen Material einen Schmuck für die Himmelskönigin Maria zusammen, 2000 Verse lang, von andern Erzeugnissen völlig zu schweigen. Nur eine Skizze von seiner Erzählung „Der Welt Lohn" mag noch ein bescheidenes Plätzchen finden; sie ist bezeichnend für die Zeit und enthält einen guten Kern. Vor den Portalen der Münster in Worms und Basel sieht der Wanderer in Stein gehauen eine Figur, die vorn aller holden Weiblichkeit Anmut und hinten Schlangen und Kröten, Geschwüre und Beulen zeigt. In Wirnt von Gravenberg, einem Manne, der wirklich gelebt und einen lockern Roman geschrieben hat, führt Konrad nun einen Ritter vor, der herrlich und in Freuden der Frau Welt gedient. Da tritt sie eines Abends in leuchtender Schönheit in sein Gemach, verspricht, ihn für seinen Dienst zu belohnen und — kehrt ihm den häßlichen Rücken zu.

Ein poetisch wertloses Gedicht von einem Ungenannten aus späterer Zeit, bekannt unter dem Namen „Der Sängerkrieg auf der Wartburg", zeigt verschiedene Dichter der großen Tage, neben historischen wie Wolfram von Eschenbach und Walther von der Vogelweide auch sagenhafte wie Heinrich von Ofterdingen und den Zauberer Klingsor von Ungarland, am Hofe des gastfreundlichen Landgrafen Hermann von Thüringen und seiner Gemahlin Sophia miteinander im Wettstreit mit Liedern und Rätseln auf Leben und Tod. Richard Wagner hat das Motiv mit andern verbunden in seiner Oper Tannhäuser verwertet. Ein historischer Vorgang aus den Jahren 1206 oder 1207 scheint dem Ganzen zu Grunde zu liegen, aber welcher, das weiß man nicht. Betrachten wir nun die Minnesänger im wirklichen Wettstreit. Auch dieser führt uns vielfach auf die Wartburg zurück.

Die Minnesänger.

Was hör' ich draußen vor dem Tor,
Was auf der Brücke schallen?
Laß den Gesang vor unserm Ohr,
Im Saale widerhallen!

Goethe.



Initiale aus dem vierzehnten Jahrhundert.

er erzählenden Dichtung gesellte sich als jüngere Schwester die Lyrik hinzu, der Minnegesang. Nicht umsonst hat die Lyrik ihren Namen von der griechischen Lyra, einem Musikinstrument. Ist die Epik mit der Malerei verwandt so die Lyrik, als das Lautwerden der Stimmungen in Sang und Klang, mit der Kunst der Töne. „In den Tälern der Provence ist der Minnesang entsprossen, Kind des Frühlings und der Minne holder inniger Genossen." hat Ludwig Uhland gesungen.

Der Minnegesang! Was Minne bedeutet, darauf haben wir hingewiesen, wo von Parzival und den drei roten Blutstropfen im weißen Schnee die Rede gewesen (S. 127), ursprünglich so viel als Erinnerung oder frei übersetzt „Vergißmeinnicht!" „Durch die tiefste Seele geht mir ein süßes Deingedenken wie ein stilles Nachtgebet." (Lenau).

Unvergleichlich lieblich ists angedeutet in einem alten Liedlein das man in einer Briefsammlung des Mönches Wernher von Tegernsee niedergeschrieben fand und das uns wie mit hellen, klaren Kinderaugen anschaut. Es lautet:

„Dû bist min, ich bin din:
des solt dû gewis sin,
dû bist beslozzen
in mînem herzen:
verlorn ist daz slüzzelin:
dû muost immer drinne sin."

„Du bist mein, ich bin dein,
Des sollst du gewiß sein.
Du bist beschlossen
In meinem Herzen;
Verloren ist das Schlüsselein:
So mußt du stets darinne sein."

„Minne," sagte Reinmar von Zweter, „ist ein Schutz über aller Tugend, ein Schloß des Geistes, das gute Werke hütet. Sie ist eine Lehrerin reiner Sitte, ein Hausgenosse der Keuschheit und Treue, das Edelste, was in der Welt ist und dem nur das Weib sich vergleichen läßt" u. s. f. „In falsche Herzen kam sie nie; sie ist nur edlen eigen." sang entsprechend Walther von der Vogelweide. Mit solchen und andern hohen Worten ward sie gepriesen.

Aber es gibt nichts Edles auf Erden, das nicht mißbraucht und entheiligt worden wäre, und so ists auch der Minne ergangen. Der ritterliche Minnedienst hielt sich nicht immer streng in den Schranken der christlichen Sitte.

Die höfische Frauenverehrung gipfelte in dem immer schwungvoller ausgestalteten Marienkultus. Hatte die Jungfrau früher einer Nonne geglichen, wurde sie mehr und mehr mit einem weltlichen, fast leichtfertigen Schimmer übergossen. „O daß sie ewig grünen bliebe, die schöne Zeit der jungen Liebe!" ruft Schiller in seinem Lied von der Glocke. So preisen die Sänger der Ritterzeit das Erwachen der Liebe im Menschenherzen und des Lenzes Ergrünen in Wald und Flur mit denselben Tönen. Sie werden nicht müde, die roten Blumen und den grünen Klee, das Lauben der Linden und den süßen Gesang der Vöglein zu grüßen zu klagen um die verwelkten Blüten, die fallenden Blätter und die einbrechende Kälte, Reif und Schnee. Wir begreifen das um so leichter, wenn wir bedenken, wie wenig Bequemlichkeit eigentlich das Leben auf manchen Burgen im öden Winter zu bieten hatte, über wie manches Mittel zu Zier und Kurzweil heutzutage die Geringen verfügen, das die Vornehmen damals entbehren mußten. Unsre Betrachtung darf nicht verschweigen, daß den höfischen Dichtern der Sinn für das Eigenste, für die Seele der Landschaft noch nicht eigentlich aufgegangen war. Die erhabenen Schauer der Hochgebirgswelt, „das große stille Leuchten" der Alpenfirnen, Sturm und Gewitter, haben die Ritter nirgends gepriesen. Nicht einmal die Fahrten nach dem Wunderland des Ostens mit ihren Reizen zu Land und See regten sie zur Schilderung an. Sie sahen die Natur mit den Augen der Kinder. Sie sahen in der Heimat nur solche Schönheiten, die auch der Jugend wahrnehmbar sind: Blumige Wiesen und grüne Wälder, rauschende Quellen und schattige Linden, Frühlingsweben und Sonnenschein. Erscheint dermaßen ihr Naturgefühl noch jugendlich unreif, so ist es andererseits auch mit keinen krankhaften Elementen versetzt, mit keiner Werther- und Siegwart-Empfindelei. Es sprudelt frisch und unbefangen aus unverkünsteltem Jugendherzen.

Es wird ferner nicht auffällig sein, wenn im Zeitalter des Frauenkultus der deutsche Minnesang den Charakter des Frauenhaften bekam. So zart und gehalten, so züchtig und fein, so ruhig und innig sind manche dieser Lieder, daß sie wohl ebenso gut wie von Männern von Frauen könnten gedichtet sein. Von Eifersucht, Untreue, gebrochenen Schwüren und gebrochenen Herzen wissen sie wenig zu melden, um so mehr dagegen von Harren und Hoffen, Sehnen und Sinnen, Tanzen und Springen in fröhlichem Reigen, Lächeln und Scherzen und Minnesold. Und das ist es auch der Hauptsache nach, was diese deutschen Minnelieder von den welschen unterscheidet, in deren Blüten- und Dorngefilden sich Leichtsinn und Abfall, Trennung und Wiedervereinigung, Zweifel und Vorwürfe, Schmollen und Grollen, gebrochene Versprechen und gesprochene Verbrechen — mit einem Worte die Leidenschaften wie ungebärdige Kinder jagen; alles mit kleinen Ausnahmen freilich und nicht ohne Einschränkung aufzufassen.

Dienten demnach zahlreiche Strophen der Frauenverehrung – so einseitig erscheint ihr Inhalt denn zum Glücke doch nicht, daß die Ausdrücke Minnegesang und Liebeslyrik sich vollständig deckten und also miteinander vertauscht werden könnten. Begabtere Sänger mit weiterem Blick bewegten andere Stoffe in ihrem Innern, befaßten sich ernst und kräftig oder lustig und heiter mit des Vaterlands

Lieb und Leid, mit Kaiser und Reich, kargen und freigebigen Fürsten, Parteistreit und Frieden, Lauf und Wandel der Welt mit ungeistlicher Geistlichkeit, Papst und Kirche, Juden und Heiden, sie riefen begeistert zur Kreuzfahrt auf nach dem heiligen Land. Und manche Lieder stiegen wie Falken höher hinauf, stiegen auf den Schwingen des Sehnens und Glaubens über das Jerusalem dieser Erde empor nach der himmlischen Stadt — excelsior! feierten den dreieinigen Gott oder am liebsten die Jungfrau Maria.

Liebe, *Ehre* und *Gottesfurcht* waren die Leitmotive des Minnegesangs und wie das Dasein der Ritter war demnach auch deren Poesie dem *Frauendienst*, *Herrendienst* und *Gottesdienst* geweiht.

Mannigfaltiger als nach ihrem Inhalt erschien die Lyrik nach ihrer *Form*. Es erschallten *Lieder*, *Leiche* und *Sprüche*.

Was sie *Lied* nannten heißen wir eine Strophe. Wie diejenigen Strophen unserer Kirchenlieder, bei denen je zwei Gruppen von Zeilen nach dem gleichen musikalischen Satze gesungen werden und die folgenden dann nach einem neuen (Beispiel: Wie schön leucht uns der Morgenstern), so wurde das „Lied" meist aus drei Bestandteilen gebaut, dem ersten Stollen und dem zweiten Stollen, die zusammen den Aufgesang bilden, und dem Abgesang. Die beiden Stollen bedeuten zwei aufgerichtete Balken über die als Verbindung ein dritter gelegt wird.

Beispiel:

Aufgesang
1. Stollen: Züchtig ist der deutsche Mann,
Deutsche Frau'n sind engelschön und rein;
2. Stollen: Töricht, wer sie schelten kann,
Anders wahrlich mag es nimmer sein;

Abgesang:
Zucht und reine Minne,
Wer die sucht und liebt,
Komm' in unser Land, wo es noch beide gibt;
Lebt' ich lange nur darinne!

Walther von der Vogelweide.

Bei Zusammenfassung der sechs letzten Zeilen zu einer einzigen Strophe läßt sich selbst beim Sonett die Grundform der Dreiteilung erkennen. Wir haben bloß noch zu bemerken, daß natürlich ein Lied in *unserm* Sinn aus beliebig vielen Strophen bestehen kann. Diese sind unter sich gleich. So hat Walthers Kreuzlied z. B. elf Strophen.

Der *Leich* war aus der Sequenz (siehe S. 42) entstanden und wurde durch die Melodie bestimmt. Er war ein anmutiges Reimgewebe, das aus ungleichen Abschnitten bestand. Er wurde zur Orgel in der Kirche oder zum Tanz im Freien gesungen, ähnlich wie wir noch heut unsre Kleinen Ringelreihen singen und tanzen sehn.

„Laß springen den Reihen uns, Fraue mein,
Uns freuen des Maien; uns kommet sein Schein!
Der vordem der Heide bracht schmerzliche Not,
Der Schnee ist zergangen, und sie ist umfangen von Blumen so rot!"

Kunzel.

Der Spruch war ein bloß einstrophiges Gedicht und nicht wie Lied und Leich zum Singen, sondern nur zum Sagen bestimmt. Als Exempel diene Walthers Spruch wider das Trinken:

„Er hât niht wol getrunken, der sich übertrinket.
wie zimet daz biderbem man, daz ime diu zunge hinket
von wine? ich wæne er houbetsünde und schande zuo im winket.
Im zæme baz, möht er gebrüchen sîne füeze,
daz er âne helfe bi den liuten möhte stân.
swie sanfte man in trüege, er möhte lieber gân.
sus trinke ein iegeslîcher man, daz er den durst gebüeze:
Daz tuot er âne houbetsünde und ane spot.
swelch man sô getrinket, daz er sich noch got
erkennet, sô hât er gebrochen ime sîn höch gebot."

„Er hat nicht wohl getrunken, der sich übertrinket:
Wie ziemt das einem biedern Mann, daß ihm die Zunge hinket
Vom Wein? Wer also trinket, Sünd' und Schande zu sich winket.
Ihm ziemte besser, dürft' er sich den eignen Füßen
Anvertraun und bei den Leuten ohne Hilfe stehn.
Wie sanft man ihn auch trägt, er würde lieber gehn.
So trinke jedermann nicht mehr, als um den Durst zu büßen:
Das mag er ohne Schande tun und ohne Spott;
Wer aber so trinkt, daß er sich und seinen Gott
Nicht mehr erkennen mag, der bricht sein heiliges Gebot."

Jederzeit waren in deutschen Landen von Lieben und Leiden, Scheiden und Meiden, Wanderlust und Wanderleid, zu Freudenfesten und Trauerfeiern Lieder angestimmt worden, lateinisch und deutsch. Aber viele sind in den Winden verflogen, weil ihnen niemals die Ehre widerfuhr, niedergeschrieben zu werden. Auch zahlreiche Minnelieder sind verschollen, und Sänger wie Heinrich von Ofterdingen sind bloß dem Namen nach bekannt. Denn zahlreiche Gedichte wurden lange nicht, andere niemals in Schrift gefaßt. Wie Wolfram von Eschenbach konnten manche Ritter weder lesen noch schreiben. Wochenlang mußte mancher ein Brieflein wie ein Geheimnis mit sich herumtragen, weil er es selbst nicht entziffern konnte, so einmal Ulrich von Lichtenstein. Mancher Dichter hielt einen Knaben in seinen Diensten, der seine Lieder und Weisen lernte, um sie dann im bestimmten Kreis vor Rittern und Schönen oder heimlich vor der Herrin vorzutragen, der sie huldigen sollten. Ein solcher Knabe hieß „Singerlin". Vergleiche Uhlands „Bertran de Born":

„Deine Tochter saß im Saale, festlich, eines Herzogs Braut, und da sang vor ihr mein Bote, dem ein Lied ich anvertraut, sang, was einst ihr Stolz gewesen, ihres Dichters Sehnsuchtslaut, bis ihr leuchtend Brautgeschmeide ganz von Tränen war betaut."

Als des Minnesangs Frühling am Welken war, wurden dann die von einzelnen Sängern noch vorhandenen Lieder in großen Sammlungen zusammengetragen und so der dankbaren Nachwelt erhalten.

So entstanden eine Weingartner, Kolmarer, Heidelberger, Jenaer und andere Handschriften. Den höchsten Ruhm genießt ihrer

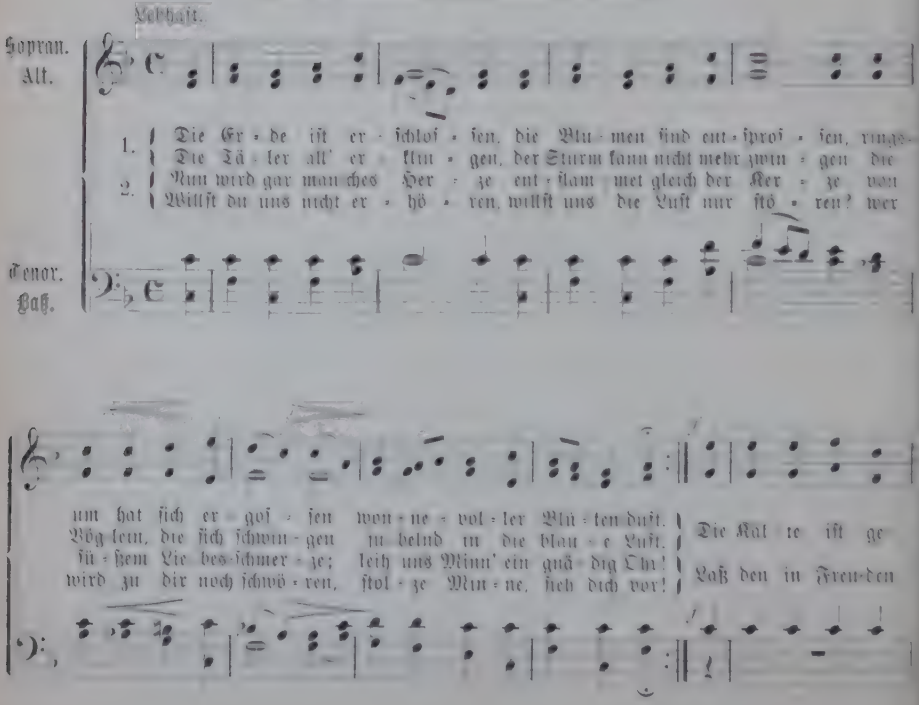
Ausstattung wegen die große Heidelberger, auch die Manessische Handschrift geheißen. Sie ist ein stattlicher Foliant und enthält auf 429 Pergament-Blättern von 140 Sängern 7000 Strophen in deutlicher Schrift mit farbigen Anfangsbuchstaben und prachtvollen Bildern der meisten Sänger in verschiedenen Stellungen mit Helm und Wappenschild. Daß Ritter Manesse in Zürich sie hat anlegen lassen, wie Gottfried Keller in seinen Zürcher Novellen anmutig erzählt, wird zwar von vielen zähe bestritten, aber von Bächtold in seiner „Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz" mit mehreren Gründen einleuchtend gemacht. (Man vergleiche dort Seite 143–146.) Aus dem Besitz eines Freiherrn von Hohenlar ging die Sammlung 1607 durch Kauf an die Universität Heidelberg über und wurde im dreißigjährigen Kriege nach Paris entführt, bis sie 1888 wieder nach der Stadt am Neckar übersiedeln durfte.

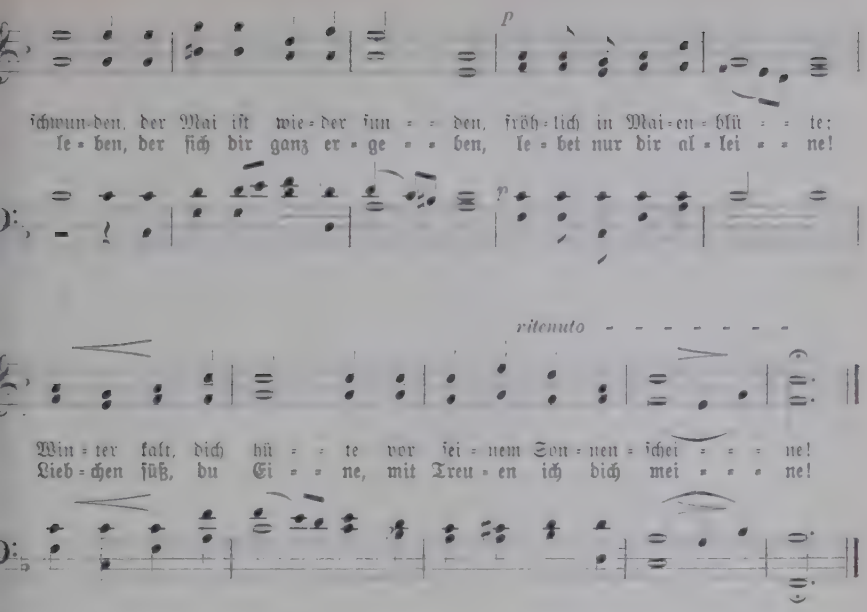
Etwas vermissen wir Nachgebornen: Von den wenigsten Minneliedern kennen wir mehr die Melodie. „Ach wie traurig sieht in Lettern schwarz auf weiß das Lied mich an, das aus deinem Mund vergöttern, das ein Herz zerreißen kann!" schrieb einmal Goethe einer Bekannten, als er ihr seine Lieder sandte. Ein Beispiel sind wir aber doch im Fall einzuschalten.

An Frau Minne.

Von Fürst Wizlav.

(Aus der Sammlung von Liliencron und Stade.)





Weil Lied und Leich nur mit Begleitung von Harfe oder Geige und ruch und Epos nur deklamatorisch vorgetragen wurden, nannte man das chten „singen und sagen". Der Dichter war Verfasser, Komponist und inger zugleich. Er schuf wort und wise. (Text und Melodie). Das Versmaß ß „Ton" und ein Tönedieb wurde gescholten, wer den strophischen Bau eines dern nachahmte. Das endete natürlich mit Überkünstelung der Form.

„Der Nachtigallen der ist viel,"

g Gottfried von Straßburg in seinem Tristan,

„Sie können alle ihren Gruß
Und singen wohl zu Preise
Ihre süße Sommerweise.
Ihr Ton ist lauter und ist gut.
Sie geben der Welt einen hohen Mut
Und tun so recht dem Herzen wohl.
Die Welt die würde stumpf und hohl
Und käme außer allen Schwang
Ohne den lieben Vogelsang."

Von nicht weniger als 160 Sängern sind noch Lieder erhalten geblieben. se sind freilich von höchst ungleichem Wert, und die echten Klänge der Poesie en neben viel leerem Geleier. Viele Ritter sangen eben nicht aus innerm ang, sondern weil es die Mode gebot. Die meisten der noch erhaltenen der stammen aus dem Süden, aus Schwaben, Bayern, aus dem Schweizerland o aus Österreich.

Als Vater der höfischen Poesie wurde Heinrich von Veldeke verehrt, der die nordfranzösische Liederkunst auf deutschen Boden herüber pflanzte. Ihm folgten der Ritter von Kürenberg, ein Niederösterreicher, und sein jüngerer Landsmann Dietmar von Aist, der Bayer Spervogel, Reinmar der Alte (von Hagenau) der Nachtigallen Leitefraue, der Pfälzer Friedrich von Hausen, nicht zu vergessen die großen Erzähler Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg, Hartmann von Aue, und, mit seinen Liedern die aller andern turmhoch überragend, Herr Walther von der Vogelweide dann, in einer entarteten Zeit, Herr Reinmar von Zweter, Neithard von Reuenthal, Ulrich von Lichtenstein, Steinmar Tanhuser und Frauenlob.

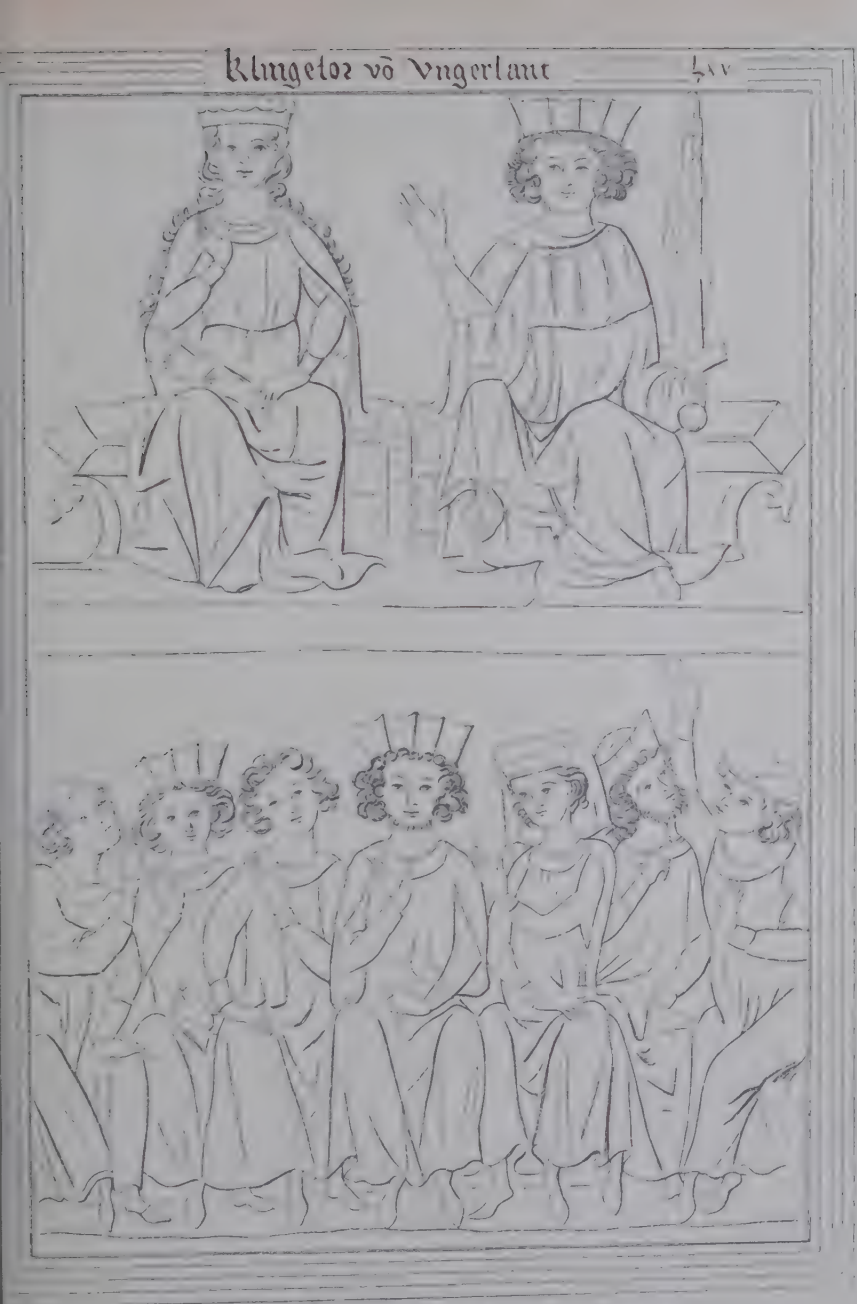
Zur Zeichnung von Einzelnen mit Ausnahme Walthers, dessen Tonen wir billigerweise länger lauschen, nur ein paar Striche.

Volksmäßig einfach meist im Ton der Nibelungenstrophe kräftig ansprechend erklingen die Minnesprüche des Kürenbergers, so z. B. das vielzitierte:

„Ich zôch mir einen valken
mêre danne ein jâr.
dô ich in gezamete
als ich in wolte hân,
und ich im sîn gevidere
mit golde wol bewant,
er huop sich ûf vil höhe
und floug in anderiu lant.
Sît sach ich den valken
schône fliegen:
er fuorte an sînem fuoze
sîdîne riemen,
und was im sîn gevidere
alrôt guldîn
got sende si zesamene
die gerne geliebe wellen sîn."

„Ich zog mir einen Falken
Länger als ein Jahr.
Als ich ihn nun gezähmt sah
Nach meinem Willen gar
Und ich ihm sein Gefieder
Mit Golde wohl bewand,
Er hob sich auf gewaltig
Und flog in ein ander Land.
Nun sah ich den Falken
Herrlich fliegen:
Er führt an seinem Fuße
Seidene Riemen,
Und war ihm sein Gefieder
Von allrotem Gold:
Gott sende sie zusammen,
Die sich lieb sind und hold!"

Aufgerichtet auf einem schwebenden Schiffe das zur Kreuzfahrt auszieht nach dem heiligen Land, steht in der Manessischen Liederhandschrift ein anderer Ritter, Friedrich von Hausen, und übergibt den Wellen ein fliegendes Blatt mit seinen Liedern, daß sie es heimtragen zu seiner Geliebten. Mein Herze und mein Leib, singt er, die wollen scheiden, die mit einander waren so manche lange Zeit; der Leib will gerne fechten wider die Heiden; jedoch dem Herzen ein Weh so nahe liegt, vor allem, was in der Welt mag sein; das müdet mich, daß sie einander nicht folgen wollen: die Augen haben mir den Schaden getan, und Gott allein kann diesen Streit entscheiden. Da ich dich, Herz, nicht wenden kann noch deine Trauer enden, so bitt ich Gott, daß er geruh' dich senden an eine Stätte, da man dich wohl empfange. Ich dachte, ledig würd' ich meiner Liebe Sorge, da ich das Kreuz zu Gottes Ehren nahm; allein mein Herz bekümmert wenig sich darum, wie mir's soll an dem Ende gehn: ich habe sie so oft gefleht und gebeten: doch tat sie immer als verstünd sie's nicht: ihr Wort war mir



Oben: Landgräfin Sophia und Landgraf Hermann von Thüringen.

en: Herr Biterolf. Wolfram v. Eschenbach. Heinrich v. Osterdingen. Klingsor v. Ungarland. Reinmar v. Zweter. Walter v. d. Vogelweide. Heinrich der Schreiber

Der Sängerstreit auf der Wartburg.
(Nach der Heidelberger Manessischen Liederhandschrift.)

flüchtig, wie einst der kurze Sommer meiner Freuden, den in Trier ich verlebte. Und der Ritter zieht dahin von der, die er umsonst gebeten und geflehet, und sendet übers Meer von seiner weiten Fahrt noch manchen heißen Gruß an die Geliebte, er denket unterweilen, wenn er ihr nahe wäre, was er ihr wollte sagen, das kürzte ihm die Meilen; ihm war daheime weh, und hier wohl dreimal mehr, und wie er auch die Lande auf und ab fährt, ihrer gedenkt er nahe, den Trost soll sie ihm lassen, und will sie sein Andenken freundlich aufnehmen, so freut er sich dessen auf seiner weiten Fahrt; denn „er vor allen Mannen ihr je war untertan".

Er kehrte nicht heim. In einem Kampf in Kleinasien sank er hin und im Heer erhob sich ein lautes Wehklagen. Es war im Jahr 1190. Er ging **Barbarossa im Tode voran.**

Als ein Sänger göttlicher Minne ragt unter den Alten Spervogel hervor, dessen Lieder zum Teil wahrhaft erhaben erscheinen, so, wenn er singt:

„Die Wurze des Waldes, die Erze des Goldes und alle Abgründe, die sind dir, Herre, kunde; die stehn in deiner Hand, und alle himmlischen Heere mögen dich nicht voll loben an ein Ende"; oder: „Er ist gewaltig und stark der zur Weihnacht geboren ward: das ist der heilige Christ, den lobt alles, was hier ist; wer die Heimat in der Finsternis hat, bei denen, die den Christ nicht loben wollen, dem scheint die Sonne nicht licht, und der Mond hilft ihm nicht und nicht die leuchtenden Sterne: im Himmelreich ein Haus stehet, ein güldner Weg dahin gehet, die Säulen sind marmorn und von unserm Herrn mit edlem Gestein geziert: in dies Haus gehet ein, wer von Sünden ist rein."

„Nur lautre Minne kann ich preisen" sang der tiefsinnige Wolfram von Eschenbach.

„Und darin stimmen alle Weisen,
So Weib wie Mann, gewiß mir bei.
Wenn sich die Liebe tadelfrei,
Gar ungetrübt und rein erhebt
Und gleiche Liebe froh belebt
Wankloses Herzens ihr begegnet:
Die höchste Minne sei gesegnet!"

Unter seinen Minnegesängen ragen besonders die Tage- oder Wächterlieder hervor, die ihren Namen daher haben, daß der Wächter hoch auf der Zinne die Liebenden an das Scheiden mahnt und die wir hier namentlich deshalb erwähnen, weil später die beliebte Dichtungsform geistlich umgedeutet ward und Philipp Nicolais erhaben herrliches Wächterlied: „Wachet auf, ruft uns die Stimme" in der Kirche nicht mehr verstummen wird. Dem Marienkultus hat **Wolfram keinen Tribut gezollt.**

Auch Hartmann von Aues Begeisterung blieb nicht wie ein gefangener Vogel an der Leimrute irdischer Minne hangen. Nachdem sie dieser in „Büchlein" gehuldigt, fand sie die Kraft, sich höher aufzuschwingen. So sang er z. B. das schöne Kreuzlied, das mit den Strophen beginnt:

Dem Kreuze ziemt wohl reiner Mut
Ind keuscher Brauch.
Man mag damit das höchste Gut
Erwerben auch.
Auch ist es kein geringer Hast
Dem jungen Mann,
Der seinen Leib in Meisterschaft
Nicht halten kann.
Es will nicht, daß man sei
Der Werke drunter frei.
Was nützt es auf dem Kleid,
Hat sich das Herz nicht ihm geweiht'

So gebt denn, Ritter, euer Leben
Mit Herz und Mut
Für ihn, der euch erst hat gegeben
Leben und Gut!
Wes Schild ja war zum Kampf bereit
Um ird'schen Preis
Und weigert seinem Gott den Streit,
Der ist nicht weis'.
Denn wem das ist verliehn,
Als Sänger heimzuziehn,
Der findet beide Teil,
Der Menschen Lob, der Seele Heil!"

Walther von der Vogelweide.

Herr Walther von der Vogelweide,
Wer des vergäß, der tät mir leide.
Hugo von Trimberg.

Nein, er soll nicht vergessen sein. Und war er auch eine Weile verschollen — seine Lieder sind wieder auferstanden und in unvergänglicher Jugend leben sie fort. Freilich, sie klingen mittelhochdeutsch und das kann nicht jeder in allen Wendungen und Wörtern verstehen und sie müssen deshalb in unser Deutsch übersetzt werden*), und wenn ein ner – Pfeiffer — meinte, das könne nicht geschehen, ohne daß der schönste Hauch Duft mit unbarmherziger Hand davon abgestreift werde, so hatte er so ganz cht nicht. Wer sich einmal ins Mittelhochdeutsch eingelebt hat, dem wollen die bestübersetzten Lieder und Sprüche ebensowenig rückhaltlos munden, wie n Allemannen Hebels Gedichte in schriftdeutschem Kleid. Freilich ein solches verständnis ist's nicht, wie wenn wir einen der alten Sänger mit Zylinder Gehrock auftreten sähen. Zudem — es läßt sich einmal nicht ändern. Und ns auch in Walthers Gedichten manches fremdartig und seltsam anmutet, er doch seinem Wesen nach, mit seinem frohen Hoffen und Streben, seinem igen Lieben und mancherlei Leiden, mit seiner Parteinahme für Kaiser und , für Wahrheit und Recht, seinem mannhaften Eifern wider Lug und Trug falscher Pfaffheit Anmaßung und was ihm sonst noch eigen sein mag, unserm fen und Fühlen näher als irgend einer der alten Dichter. Hören wir auch seine Fidel schwirren und seiner Stimme seelenvollen Klang — in seinen hmen und Reimen lebt so viel Wohllaut, daß in unserm Innern bei stiller ekung in seine Strophen unwillkürlich unsichtbare Saiten mitsummen; er t uns hinein in seinen Kreis, daß wir mit ihm jubeln und klagen.

*) Wir empfehlen K. Simrock.

Schon seine Zeitgenossen erkannten ihn willig als Meister an. Gottfried von Straßburg widmet ihm die Stelle:

„Wer leitet nun die liebe Schar?
Wer weiset dies Gesinde?
Ich hoff', daß ich sie finde,
Die nun das Banner führen soll:
Ihre Meisterin, die kann es wohl,
Die von der Vogelweide.

Hei wie die über die Haide
Mit hoher Stimme klinget!
Wie wunderbar sie singet!
Wie fein sie organieret,
Ihr Singen wandelieret!"

Zum Anmutigsten, was je in allen Sprachen und Zungen über Frauenschönheit und Frauengüte vorgebracht worden, gehören manche von Walthers Minneliedern. Ist es nicht, wie wenn die Erwählte des Herzens von Blütenflocken umflattert erschiene, wenn er des Maien Herrlichkeit preist und dann sagt, was ihn noch mehr entzückte:

„Ja, wenn mich einer wählen hieße,
Daß ich eines für das andre ließe,
Ach, wie so bald entschied ich mich:
Herr Mai, ihr müßtet Märze sein,
Eh' ich von meiner Herrin wich'."

Oder wenn er — diesmal in leicht hinhüpfenden daktylischen Versen — von seiner ersten Begegnung jubelt:

„Wohl mir der Stunde, da ich sie erschaute,
Die mir das Herz und den Mut hat bezwungen!
Seit ich die Sinne so ganz ihr vertraute,
Die sie durch Güte mir gänzlich entrungen!
Daß von ihr nimmermehr scheiden ich kann,
Hat ihre Schönheit und Güte gemachet
Und ihr roter Mund, der so lieblich lachet!"

Oder wenn ein anderes Lied anhebt:

„Durhsüezet und geblüemet sint die reinen frouwen:
ez wart nie niht sô wünneliches an ze schouwen
in lüften noch ûf erden noch in allen grüenen ouwen.
Liljen unde rôsen bluomen, swâ die liuhten
in meien touwen durh daz gras, und kleiner vogele sanc,
daz ist gein solher wünnebernden fröide krane,
swâ man siht schœne frowen: daz kan trüeben mut erfluhten
Und leschet allez trûren an der selben stunt,
sô lieblich lache in liebe ir süezer roter munt
und strâle ûz spilnden ougen schieze in mannes herzen grunt."

„Durchsüßet und geblümet sind die reine
Frauen:
So Wonnigliches gab es niemals anz
schauen,
In Lüften noch auf Erden, noch in allu
grünen Auen.
Lilien oder Rosenblumen, wenn sie blüh
Im Maien durch betautes Gras und klein
Vögel Sang,
Sind gegen solche Wonnen farblos, od
Klang,
Wenn man ein schönes Weib erschaut. D
kann den Sinn erquicken.
Und wer an Kummer litt, wird augenbli
gesund,
Wenn lieblich lacht in Lieb' ihr süßer, ro
Mund,
Ihr glänzend Auge Pfeile schießt in Mann
Herzensgrund."

Nicht minder als diese sind manche seiner politischen Lieder berühmt
orden. Sie sind kurz und kernig und leicht zu behalten. Walther wollte
t bloß ergötzen, er wollte wirken, und fand er an einem Ort kein Gehör,
rug ihm sein Roß zu einem andern. Deutschlands Ehre hielt er hoch:

„Lande hab' ich viel gesehn,
Nach den besten späht' ich allerwärts:
Übel möge mir geschehn,
Wenn sich je bereden ließ mein Herz,
Daß ihm wohlgefalle
Fremder Lande Brauch:
Wenn ich lügen wollte, lohnte mir es auch?
Deutsche Zucht geht über alle.
Von der Elbe bis zum Rhein
Und zurück bis an der Ungern Land,
Da mögen wohl die Besten sein,
Die ich irgend auf der Erden fand.
Weiß ich recht zu schauen
Schönheit, Huld und Zier,
Helf mir, Gott, so schwör' ich, daß sie besser hier
Sind als andrer Länder Frauen."

Allbekannt ist der Spruch geworden, mit dem Walther für seinen lieben
enstaufenkaiser Philipp eintrat:

Ich hörte ein wazzer diezen
nd sach die vische fliezen.
h sach swaz in der welte was,
lt walt loup ror unde gras:
waz kriuchet unde fliuget
ide bein zer erde biuget,
z sach ich unde sage in daz:
r keinez lebet âne haz.
z wilt und daz gewürme
stritent starke stürme,
n tuont die vogel under in;
n daz si habent einen sin:
dûhten sich ze nihte,
enschüefen stare gerihte.
kiesent künege unde reht,
setzent herren unde knecht.
wê dir, tiuschiu zunge,
e stêt dîn ordenunge!
z nû din mugge ir küneg hât,
d daz dîn êre alsô zergât!
kêrâ dich, bekêre!
cirken sint ze hêre,
armen künege dringent dich:
ilippe setze en weisen uf und heiz si
treten hinder sich."

„Ich hört' ein Wasser rauschen
Und ging den Fischen lauschen,
Ich sah die Dinge dieser Welt,
Wald, Laub und Rohr und Gras und Feld:
Was kriechet oder flieget,
Was Bein zur Erde bieget,
Das sah ich und ich sag' euch das:
Da lebt nicht eines ohne Haß.
Das Wild und das Gewürme,
Die streiten starke Stürme,
So auch die Vögel unter sich;
Doch tun sie eins einmütiglich:
Sie schaffen stark Gerichte,
Sonst würden sie zunichte;
Sie wählen Könige, ordnen Recht
Und unterscheiden Herrn und Knecht.
So weh' dir, deutschem Lande,
Wie ziemet dir die Schande,
Daß nun die Mücke hat ihr Haupt,
Und du der Ehren bist beraubt!
Bekehre dich! Vermehre
Nicht noch der Fürsten Ehre!
Die armen Könige drängen dich;
Philippen, setz' den Waisen*) auf, so weichen
sie und beugen sich."

*) Der Waise, der Edelstein in der Kaiserkrone, von dem S. 63 die Rede gewesen.

Allbekannt ist auch jener andere, nach dessen Worten der Dichter in der großen Heidelberger-Handschrift abgebildet erscheint, auf einem blumigen Hügel sitzend, im prächtigen blauen Rittermantel, die Pergamentrolle seiner Lieder in der Hand:

„Ich saß auf einem Steine
Und deckte Bein mit Beine;
Darauf setzt ich den Ellenbogen.
Ich hatt' in meine Hand geschmogen (geschmiegt)
Das Kinn und eine Wange.
So dacht ich sorglich lange,
Wie man zur Welt hier sollte leben.
Doch wußt ich keinen Rat zu geben,
Wie man drei Ding erwürbe,
Der keines nicht verdürbe:
Die zwei sind Ehre und fahrendes Gut,
Das dritte Gottes Hulde,
Der zweien Übergulde,"

oder freier übersetzt:

„Das dritte: Gott gefallen,
Das wichtigste von Allen" u. s. f.

Aber die kühnsten seiner Kampfrufe schleudert Walther dem Papst entgegen, Innocenz III., der mit seiner Weltherrscheranmaßung den Bürgerkrieg in Deutschland schüren und unsägliches Unheil heraufbeschwören half. Um nicht unmittelbar selber über den Herrn der Kirche zu klagen, legt er einen seiner Sprüche einem Klausner in den Mund: „Ich hörte fern in einer Zelle laute Jammerruf. Der Papst ist zu jung; hilf, Herr, hilf deiner Christenheit!" Ursache klagt er: „Was ruft man nicht auf ihn herab des Himmels Strafen! Und fraget Gott, wie lang er wolle schlafen? Sie hintertreiben seine Werk und fälschen seine Wort: Sein Kämmerer veruntreut seinen Himmelshort, Sein Mittler raubet hier und raubet dort, Sein Hirte ward zu einem Wolf ihm unter seinen Schafen!"

Und weiter: „Ihr Bischöf und ihr edlen Pfaffen, seid betrogen! Seht, wie euch jetzt der Papst mit Teufelsbanden hat umzogen! Wenn ihr uns sagt, daß er Sankt Peters Schlüssel habe, so sagt, warum er dessen Lehren aus den Bücher schabe?" ꝛc. Er nennt den Papst einen neuen Judas und sagt von den Priestern: „Uns weisen sie zu Gott und fahren selbst zur Hölle." Einen der Opferstöcke, in denen Innocenz III. für einen Kreuzzug sammeln ließ, fährt er an:

„Sagt an, Herr Stock, hat Euch der Papst denn hergesendet,
Daß Ihr ihm Reichtum bringet und uns arme Deutsche pfändet?
Wenn ihm das Geld in Menge fließt zum Lateran,
So macht ein arges Kunststück er, wie er auch sonst getan:
Er sagt, das heilge Land bedroheten Gefahren,
Die Christen sollten nicht der Gaben sparen.
Ich glaub, des Silbers wenig kommt zur Hilf in Gottes Land.
Denn großes Gut zerteilet nimmer Pfaffenhand.
Herr Stock, Ihr seid auf Schaden hergesandt,
Damit im deutschen Land Ihr suchet Törinnen und Narren!"

Das Walter von der Vogelweide-Monument in Bozen.
(Nach einer Photographie.)

Einen der keckſten Sprüche aber, die der Dichter wider den gleichen Gegner ließ, war zweifellos jener, in dem er es wagt, den Papſt inmitten ſeiner elſchen darzuſtellen, wie er lachend die Deutſchen verhöhnt: „Ich hab es gut nacht. Ich hab zwei Deutſche unter eine Krone gebracht, daß ſie das Reich rwüſten und zerſtören. Die Deutſchen müſſen zum Opferſtock, ihr Gut iſt alles ein, ihr deutſches Sil- r fährt in meinen lſchen Schrein. Ihr affen, eſſet Hühner d trinket Wein und zt die deutſchen — ten!" Der Leſer mag n Gedankenſtrich durch n eigenes Schimpfwort ſetzen. Es iſt offenbar m Abſchreiber zu derb weſen.

So kämpfte Walther rchtlos und treu gegen ug und Trug, aber s Liebe zur Kirche, cht aus Feindſchaft der ſie. In einem Morgengebet er- ht er kindlich den egen des Himmels. ber Aberglauben und raumdeuterei macht er h luſtig. Er bekämpft, ie wir geſehen, das rderbliche Trinken. r verlangt Maßhalten allen Dingen. Er eiſt die Selbſtbeherr- hung: „Wer ſchlägt n Löwen? Wer hlägt den Rieſen? Wer erwindet jenen und eſen? Das tut einer, r ſich ſelber zwinget" ꝛc. Als die höchſten Tugenden eines Mannes preiſt er ühnheit, Milde und Stäte, was wir gewiß weitaus am beſten mit Zuverläſſig- t überſetzen. In ſpäteren Jahren kündet er in einem intereſſanten Gedicht der rau Welt den Dienſt auf: „Geb Gott, Frau Welt, Euch gute Nacht! Ich

Walther von der Vogelweide.
(Nach der Stuttgarter Liederhandſchrift (vierzehntes Jahrhundert) in der Königlichen Öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart.)

will zur Herberg fahren." (Vergleiche Seite 147 „Der Welt Lohn" von Konrad von Würzburg.) Und in einem Kreuzfahrerlied ruft er aus:

„Dies kurze Leben schwindet.
Der Tod uns sündig findet.
Wer sich zu Gott gesindet,
Entflieht der Höll im Tod."

Wohl lobt auch er in den schönsten Redeblumen die Jungfrau Maria; aber sie war ihm nicht alles. Der Heiland war sein Erlöser. Als das beste Mittel, Gottes Huld zu erlangen, betrachtet er die Reue. Sie ist aber ein Werk der göttlichen Gnade. Den Himmel hat uns Christi Blut aufgeschlossen.

Mehr und mehr loderte die Flamme seiner Dichtung, das Irdische verzehrend, der Höhe zu, wo der Lärm der Leidenschaften verstummt und nach dem Kampf eine Ruhe vorhanden. Ergreifend schön ist die Elegie, die Walther am Abend seines Lebens gesungen, wohl als er auf einem Zug über die Alpen, um an Friedrichs II. Kreuzfahrt teilzunehmen, seine Heimat wiedergesehen. Da kam es mit Macht auch über ihn, was Rückert die Schwalbe singen läßt. Und Walther von der Vogelweide war immer „vogelsprachekund".

Da heißt es:

„O weh, wie sind verschwunden alle meine Jahr!
Träumte mir mein Leben, oder ist es wahr?
Was stets mich wirklich däuchte, war's ein trüglich Spiel?
Ich habe lang geschlafen, daß es mir entfiel;
Nun bin ich erwachet und ist mir unbekannt,
Was mir so kund einst war wie diese jener Hand.
Leut' und Land, die meine Kinderjahre sahn,
Sind mir so fremde jetzt, als wär' es Lug und Wahn.
Die mir Gespielen waren, sind nun träg' und alt,
Umbrochen ist das Feld, verhauen ist der Wald;
Wenn nicht das Wasser flösse, wie es weiland floß:
Fürwahr, ich könnte glauben, mein Unglück wäre groß!
Mich grüßet mancher träge, der mich eh kannte wohl;
Die Welt ist allenthalben Ungenaden voll!" ꝛc.

Wo ist denn Walthers Heimat zu suchen? Was wissen wir überhaupt von des Dichters Leben? Eigentlich nichts, als was uns die Kinder seiner Muse andeuten. Lange riet man hin und her, wo seine Wiege gestanden habe. Heute zeigt man sogar das Haus, wenn auch noch nicht alle Zweifel schwanden, ein schlichtes Bauernhaus bei Botzen in Tirol, hoch über den Fluten des rauschenden Eisak. Es ist nachgewiesen, daß es ein Edelhof war, und Walther war unbedingt ritterlichen Standes, doch nicht begütert.

Mit zwanzig Jahren flog der Vogel aus und fand am Hofe der Babenberger in Wien eine wohlige Stätte. Bei Reinmar dem Alten lernte er singen und sagen und stimmte seine heitersten Lieder an. Als 1198 in Palästina sein fürstlicher Beschützer, Herzog Friedrich, gestorben war, verließ er Wien an der blauen Donau und zog als Fahrender hoch zu Roß, die Fidel an der

eite, von Hof zu Hof, von Land zu Land. Walthers Frühling war zu Ende; r heiße Sommer hatte begonnen. Es war die Zeit, wo Waiblinger und Welfen, aiser und Papst miteinander rangen und es donnerte und blitzte von Bürgerkrieg. annhaft stand Walther erst zu Philipp, dessen Krönung in Bamberg er anmutig ſang. „Sie leuchten beid einander an, die edlen Steine und der junge süße Mann. as muß den Fürsten Augenweide sein. Wer noch in seinem Urteil schwankt, r schaue, wem der Waise auf dem Haupte prangt! Der Leitstern aller Fürsten i der Stein!" Und: „Gemeßnen Gangs schritt er daher; die hochgeborne Königin ritt hinterher, Ros' ohne Dorn, ein Täublein sonder Gallen" ꝛc. — Als äter Philipp ermordet war, da hielt Walther zu Otto, der nun sein recht= äßiger Kaiser war, erntete aber keinen Dank und wandte sich dann dem jungen ohenstaufen Friedrich zu.

Unbefangen bat Walther um Gaben und Geschenke und dankte, wenn er ehrt worden war. Friedrich schenkte dem Sänger ein Lehen, wonach so lange in Herz verlangt hatte, vermutlich bei Würzburg. „Ich hab ein Lehen, alle Welt, ich hab ein Lehen," jubelte er nun; aber bald klagte er auch über dessen ringen Ertrag. Am Hofe Friedrichs erhielt Walther die Aufgabe, den über= ütigen Prinzen Heinrich zu erziehen. Er mühte sich redlich, aber: „Halsstarrig ind, du bist zu krumm; dich bieget keiner grade mehr," klagte er bald. Walthers Sprüche über das Erziehen gehören zum besten, was er hinterlassen. as einemal sagt er:

„Nimmer wird's gelingen,
Zucht mit Ruten zwingen:
Wer zu Ehren kommen mag,
Dem gilt Wort so viel als Schlag.
Dem gilt Wort so viel als Schlag,
Wer zu Ehren kommen mag:
Zucht mit Ruten zwingen,
Nimmer wird's gelingen."

id das anderemal dann:

„Die Kinder hat man nun erzogen,
Daß Sohn und Vater sind betrogen:
So tat man wider Salomonis Lehre.
Der sagt, daß, wer den Besen spart,
Einst der Versäumnis Lohn gewahrt:
Den Ungestraften mangelt Zucht und Ehre.

Wie schön vor Zeiten war die Erde!
Nun ist sie widrig von Geberde:
So war es nie zuvor im Land:
Die Jugend will der Greisen Haupt verhöhnen.
Ja, spottet, spottet nur der Alten!
Ein Gleiches ist euch aufbehalten;
Wenn erst auch eure Jugend schwand,
Dann erntet ihr den Lohn an euern Söhnen:
Das ist mir, mir ist mehr bekannt."

Aber die beiden Gedichte widersprechen sich nicht; sie ergänzen sich.

Walther von der Vogelweide war weit umher gekommen in seinem Leben. Von der Elbe bis zum Rhein und her wieder bis nach Ungarland, ja von der Seine bis zur Mur und von der Trave bis zum Po hatte er Kenntnisse und Erfahrungen gesammelt. Er war weise genug, um einzusehen, daß alles Irdische eitel ist, und wie am Abend die Strahlen der Sonne an den Bergen höher und höher steigen, wenn Nacht den Talgrund überspinnt, so entriß sich, wie wir beobachtet, des Sängers Sinnen der Erdenminne und wandte sich dem Unvergänglichen zu. Sein Winter war da. Nach seiner Kreuzfahrt, von 1230 an, hören wir nichts weiter von ihm. Das Reisekleid, den Wanderstab, ermattet legt's der Pilger ab. In Würzburg ruht sein Staubgewand, sein Geist in ew'ger Saelde Land.

Was die Sage von des Vogelweiders Vermächtnis meldet, hat August Stöber in folgenden hübschen Strophen erzählt:

„Im Lorenzgarten liegt ein Stein
An einer kühlen Stelle,
Da schwirren die Vöglein aus und ein
Und pfeifen und singen helle.

Es ist ein alter Leichenstein,
Von Trauerweiden beschattet,
Darunter liegt im engen Schrein
Ein Sängerherz bestattet.

Die Vöglein waren seine Lust,
Er hörte gern ihr Singen
Und hüpfte selber in der Brust,
Wie muntere Vöglein springen.

Der Sänger lauschte Acht und Müh',
Der Lerche Ton zu lernen:
Auch schallt sein Lied wie Morgenfrüh'
Aus himmelblauen Fernen.

Er lernte von der Nachtigall
Das innigliche Kosen:
Drum singt er oft mit süßem Schall
Von Minneluft und Rosen.

Auch liebt' er, wie die Vöglein,
Ein Wanderleben führen
Und Gärten und Felder aus und ein
Die Flügel frisch zu rühren.

So streift er über den Weizengrund
Und über die Bergesgipfel,
Bis er ein warmes Nestchen fand
Auf einem stolzen Wipfel.

An Vöglein mahnt des Sängers Mund',
Ein Vöglein saß im Schilde,
Und als er nun zu sterben kam,
Bedacht er sie gar milde:

Vier Löcher höhlt in einen Stein
Und senkt darein vier Tröglein
Und schüttet Wasser und Körner ein
Für meine lieben Vöglein!'

Und was er bat um letzten Drang,
Willfahret ward ihm eilig;
Die Klosterbrüder hielten lang
Des Sängers Willen heilig.

Herr Walther von der Vogelweid'
Ist unser Meister geheißen;
Noch fliegen Vögel aus Wald und Heid'
Und singen frische Weisen."

Der Minnesang im Niedergang.

Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden!

Goethe.

Nicht alles, was am Rittertum glänzte, war Gold. Wo Licht, ist Schatten, und die Schatten traten immer dunkler hervor. Die Flamme der Kreuzfahrerbegeisterung sank nach langem Auflodern ohnmächtig zusammen. Die edelsten Ritterideale verblaßten. Viele Adelige fanden kein echtes Feld mehr für ihre Kraft. Mancher hatte vor seinem Kreuzzug sein Gut verpfändet und fand keine Mittel, es auszulösen. Und in der kaiserlosen, der schrecklichen Zeit wurden zahlreiche schwache Edelleute durch die starken ihrer Rechte beraubt. Wo die Gewalt Recht hat, hat das Recht keine Gewalt. Mancher Ritter wurde Bauer, Bänkelsänger oder — weit schlimmer — Raubritter! Läßt sich etwas Gemeineres denken, als sich zu ernähren durch Plünderung und Mord? Groß war schon in den Jahren des Minnegesangs die Abneigung zwischen Hof und Dorf, zwischen höfisch und bäurisch. Übermütig sahen aus ihrer Trinklaube die Ritter auf die Dorflinde oder den grünen Anger hinab, und neidvolle Blicke warf der Bauer hinter seinem Pflug auf die gepanzerte Schar am Waldrand. Wie nun das Ansehen der Ritter sank, stiegen Bürger und Bauern höher und mancher Bauer wurde ein Ritter; aus „Ackertrappen" wurden „Eisenkappen". Aber damit verfiel auch die höfische Haltung immer mehr. Schon Walther von der Vogelweide hatte geklagt und nun wollten die Klagen gar nicht mehr verstummen. Gemeine Gesellen machten aus Kraft und Gewandtheit in Tjost und Buhurt ein Gewerbe, und ging es früher bei den Turnieren ritterlich zu, klagt Reinmar von Zweter, nun wards rinderlich. Wo früher die Frauen in holder Anmut das Szepter geführt, da nahmen nun rohe Trinksitten überhand und der „Frauendienst" ward zur elenden Fratze und barg unter berückenden Formen unerlaubtes Gelüst und geistloses Getändel.

All diese Mißstände spiegeln sich in den Produkten der Dichter jener Zeit, namentlich in dem, was Ulrich von Lichtenstein uns hinterlassen hat († 1276). Fühlte doch dieser Don Quixote sich angetrieben, Frau und Kinder zu Hause sitzen zu lassen und im Dienste der Frau eines andern, die zum Überfluß nichts von ihm wissen wollte, als Frau Venus und später im Dienst einer zweiten als Ritter Artus verkleidet von Turnier zu Turnier zu ziehen und in sinnlosem Kampfspiel Speere zu brechen, ein Narr der Minne.

Neidhart von Reuenthal hat Tanzlieder gedichtet, in denen er Bauern und Bauerndirnen mit ihrer „Dörperheit" witzig verspottete, mit solchem Erfolg, daß er im Gedächtnisse der Volkspoesie bis lange hernach als „Bauernfeind" verlebte, ein trauriger Ruhm.

Ritter Tanhäuser aus einem Salzburger Geschlecht, weit herumgekommen und später zum Helden der Sage geworden (Richard Wagner), verspottet den Minnedienst und die Ausländerei. Herr Mangel, Herr Schaffenichts, Herr Seltenreich seien seine Hausgenossen, sein Gut sei verpfändet, sein Haus ohne Dach, seine Stube ohne Tür, sein Keller eingefallen, seine Küche verbrannt, seine Scheuer leer; sein Pferd geht zu schwer, sein Säumer zu leicht, seine Knechte sind unberitten — mein Liebchen, was willst du noch mehr?

Grabmal des Ritters Chounrat Tannhawser (1483) an der Kirchenmauer zu Mariapfarr im Lungau.

Ritter Steinmar aus dem Thurgau, der den König Rudolf von Habsburg zum Kampf auf dem Marchfelde begleitete, zerreißt die Zartheit eines Minneliedes mit dem drastischen Bild: „Wie ein Schwein in einem Sacke hüpft mein Herze hin und her." Und in einem andern kommandiert er den Wirt, Fische, Gänse, Hühner, Schweine, Würste, Pfauen herbeizuschaffen und welschen Wein, und macht sich anheischig, eine ganze Gans auf einmal zu verschlingen.

Als ein Spätling des Minnesangs sei noch Johann Hadlaub von Zürich genannt, der Herrn Rüdiger Manesse und dessen Sohn Johannes preist, weil sie so „manicliet" „an buochen" sammelten, „wie man ihrer im Königreich nicht so viele beisammen findet." „Daz tet ir sin; dor richtet si nâch êren."

Mit Heinrich von Meißen, genannt „Frauenlob", † 1318 in Mainz, glitt der Minnegesang hinüber in den „Meistergesang." „Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit, und neues Leben blüht aus den Ruinen."

Lehrdichtungen.

Ich will dich den Weg der Weisheit lehren. Spr. 4, 11.

Initiale aus dem dreizehnten Jahrhundert.

In einem normalen Menschenleben gehen die Freude am Schönen und die Verpflichtung zum Guten Hand in Hand. Sie schließen sich nicht aus; sie dienen einander. Poesie hat nicht die Aufgabe zu belehren; aber die Gabe hat sie dazu, und Wahrheit und Schönheit sind keine Gegensätze. Lehrdichtungen sind der Prosa verwandt, wurden aber zu allen Zeiten gepflegt. Mustern wir die der Hohenstaufenzeit. Die bedeutendsten sind:

Der Winsbecke und die Winsbeckin, zwei edichte von unbekannten Verfassern aus der Manessischen Liederhandschrift. Wem es aus dem bisherigen nicht völlig klar geworden sein sollte, was man den oder der höfischen Zucht und Sitte nennt, der erhole sich Rats bei ihnen. Im sten wendet sich ein Ritter an seinen Sohn, im zweiten eine adelige Mutter an re Tochter. Die Lehren sind gut. Wir wollen eine einzige Stelle anführen:

„Hüte dich vor unziemlichem Spott! Wie der Rost Eisen und Stahl zerfrißt, zerfrißt er das Herz des Mannes. Der Spott vertreibt alle Fröhlichkeit und les Glück und sitzt als Schandfleck auf dem, der ihn ungerecht übt. Vornehme eburt will für Mann und Frau nichts heißen, wenn nicht Tugend sie ziert. Ser tugendhaft ist, ist wohlgeboren und eine Ehre seiner Familie. Lieber will den niedern Mann, der nach Ehre strebt, zum Freunde haben, als den hochebornen und tugendlosen, der von Jahr zu Jahr schlechter wird."

Der welsche Gast ist ein Werk von fast fünfzehntausend Versen, das uf gelehrten Studien beruht und in zehn Bücher eingeteilt erscheint, die homasin von Zirklaria, Domherr von Aquileja, in zehn Monaten der ahre 1215 und 16 verfaßt hat. Er predigt Moral vor allem „Stäte", kommt oer mit seiner Sittlichkeit nicht hoch hinaus über die Schicklichkeit. Er redet s ein wirklicher Kenner der Welt.

Aber weit wertvoller ist Freidanks Bescheidenheit, ein ganzes uch voll trefflicher Sprüche, ein Schatzkästlein der Lebensweisheit. Bescheidenit bedeutet hier „Mäßigung" und Freidank erscheint als ein Freund der Hohenrufen, wie Walther von der Vogelweide, sein Zeitgenoß. Er machte den Kreuzg Friedrichs II. mit, fand aber in Palästina wenig zu loben. Von den eistlichen redet er milde; dem Papsttum geht er scharf zu Leib. Sankt Peter llte die Schafe weiden, nicht aber scheren. Alle Schätze fließen nach Rom und ren nicht wieder, und doch wird der Abgrund niemals voll. Auch der Ablaß schäftigt ihn schon: Könnte der Papst Sünden vergeben, ohne daß sie bereut rden sind, so sollte man ihn steinigen, wenn er einen einzigen in die Hölle

fahren läßt. Den Handel nennt er Wucher und eifert dagegen. Von den Frauen redet er wohl. Das Wort „Frau", sagt er, kommt von „Freude"; die Frauen erfreuen alle Lande. Könnten ihnen die Männer soviel Vergnügen bereiten, wie sie den Männern, sie müßten immer in Freuden sein. Wie schwach sie auch sind, über die Männer tragen sie doch den Sieg davon. An allem, was in der Welt geschehen, haben sie ihren Anteil gehabt. Wie vertraut man auch mit Frauen sei, sie werden sich nie ganz durchschauen lassen; sie aber wollen in des Mannes Seele lesen u. s. w. u. s. w. Das Buch ist von evangelischem Geiste durchweht und genoß bis ins siebenzehnte Jahrhundert ein solches Ansehen, daß es **„die weltliche Bibel" hieß.**

Als Beispiel noch einige kleine Sprüchlein:

„Wer die Welt behalten kann
Und Gott: das ist ein selʼger Mann.

Der rügt des andern Missetat,
Der hundertfach so große hat.

Wer von Sünden feiern mag,
Das ist der beste Ruhetag.

Ob einer viel des Guten tu'
Und eine Missetat dazu:
Die Guttat wird vergessen,
Die Missetat gemessen.

Wer zwei Dinge auf einmal tut,
Die geraten selten beide gut.

Enthaltung ist die beste List,
Die in Arzneibüchern ist.

Es dünkt manchen dummen Mann
Die Kunst die beste, die er kann.

Man lobt im Tode manchen Mann,
Der lebend selten Lob gewann.

Will einer wissen, wer er sei,
Der schelte seiner Nachbarn drei:
Wenn ihm die zweie das vertragen,
Der dritte wird es ihm schon sagen.

Des Mannes Witz zu Ende geht,
Wenn er in großen Zorn gerat.
Im Zorne redet leicht ein Mann
Das Schlimmste, was er reden kann.

Wer rußig ist, der wasche sich
Und komme dann und wasche mich."

Einem krausen Einfall hat ein anderes umfangreiches didaktisches Werk **seinen Titel zu verdanken, nämlich**

der Renner des Hugo von Trimberg, der ein Schulrektor war in einer Vorstadt von Bamberg. „Renner ist dies Buch genannt, weil es soll rennen durch die Land." Der Mann verfügt über eine große Gelahrtheit, preist die Bibel als Quell der Weisheit und eifert gegen die Ritterromane. Anfangs folgen seine Gedanken den sieben Hauptsünden; aber der „Renner" brennt mit dem Dichter durch und trägt ihn auf Zickzackwegen durch eine Strecke von fünf **undzwanzigtausend Versen (1300—1313).**

Belehrend wirkten auch zahlreiche Fabeln, in jener Zeit bispel genannt (eine Rede, die noch einen Nebensinn hat), und Erzählungen oder bischaft (von beschaffen, eine Erzählung, die erfunden worden, um eine Lehre anschaulich zu machen). Dem 13. Jahrhundert gehört noch der Stricker an, ein Österreicher der neben seinem Schwank vom Pfaffen Amis, einem Vorläufer Till Eulenspiegels, zahlreiche Fabeln mit angehängter breiter Moral geschrieben hat.

Sein Pfaffe Amis ist ein geistlicher Schwindler, der zahlreiche Späße macht, erst seinen Bischof und dann alle Welt über den Löffel balbiert, zuletzt sogar falsche Reliquien zeigt und betrügerische Wunder verrichtet. Im Gespräch des

ischofs mit dem Pfaffen kommen Fragen vor, wie die in Bürgers „Abt von
. Gallen", wieviel Tage von Adam her verflossen seien? Und Amis antwortete:
Sieben, wenn die um sind, kommen dieselben sieben wieder." Wo die Mitte
r Welt sei? „Die Kirche," sagt Amis, „die ich von Euch habe, liegt eben
cht in der Mitte: lasset es Eure Knechte mit Seilen messen, und wenn ein
alm breit fehlt, so sollt Ihr die Kirche mir wieder abnehmen!" Wie weit der
immel von uns sei? „Soweit ein Mann rufen kann; steigt hinauf, Herr
ischof, und wenn Ihr da oben mich nicht von hier unten rufen hört, will ich
rloren haben." Da alles dies nichts an dem listigen Schelm verschlägt, so soll
einen Esel lesen lehren bei Verlust seiner Stelle. „Zwanzig Jahre," sagt
mis, „braucht ein Mensch, um etwas rechtes zu lernen: für einen Esel muß
dreißig Jahre haben." Es wird ihm zugestanden und er kauft sich ein Eselchen.
em Tierchen legt er ein altes Buch vor und streut Hafer zwischen die Blätter.
er hungrige Langohr sucht und sucht und schlägt im Suchen nach dem Hafer
e Blätter um. Bald kommt der Bischof, um die Eselschule zu visitieren. „Er
nn schon viel," sagt Amis, „Blätter umschlagen im Buch hat er schon gelernt."
amit ist der Bischof zufrieden; doch will er die Fortschritte des Lehrlings sehen.
a führt Amis seinen grauen Schüler in das Zimmer an den Tisch und legt
m ein großes neues Buch, aber ohne Hafer vor. Und das Eselchen sucht
ieder, sucht, und findet nicht, schlägt ein Blatt nach dem andern um; aber der
afer will nicht kommen, und so macht er seinem Unmute durch lauten Esels-
sang Luft. „Seht, Herr Bischof," sagt Amis, „das Blattwerfen kann er gut,
ur ist er noch im ABC und kann eben erst das A, das A aber kann er, wie
hr hört, und Euch zu Ehren hat er sich recht darauf besonnen, und darum ist
s so laut und kräftig mit wiederholtem Nachdruck ausgesprochen.

Noch ein Beispiel späterer Streiche. Amis sucht sich eine alberne Guts-
esitzerin auf, deren Mann eben nicht zu Hause ist. Dieser stellt er sich als einen
ngemein frommen und heiligen Mann vor und bietet ihr an, eine Nacht in
rem Hause mit Gebet zuzubringen, und die Frau ist der Ehre froh, daß ein
heiliger Mann auf ihr Haus Heil bringen wolle. Zum Opfer für sein Gebet
rbittet er sich nur den Haushahn der Frau, und eiligst wird das Tier geschlachtet:
um kann die Frau erwarten, bis er gebraten ist. Amis zehrt ihn rein auf
nd verheißt, es solle vor dem Hahnenschrei doppelte Vergütung, zeitliche und
wige, für den Hahn werden. Vorher hat aber der listige Schelm bereits einen
ahn kaufen lassen, der dem geschlachteten ganz gleich sieht, und als nun die
eit des Hahnenschreies herankommt, läßt er den gekauften Hahn auf die Stange
iegen und sein Morgenlied krähen. „Euer Hahn ist wieder da, das Zeichen
t geschehen, es ist Euch zeitlich bereits vergolten und nach diesem Zeichen mögt
hr auch des ewigen Heiles gewiß sein," ruft er der andächtigen Hausfrau zu,
nd nun singt er bei dreißig Lichtern, die er um sich stellt, herrlich die Mette
nd eine Messe dazu und erteilt solchen Ablaß, daß der, welcher nach dem Ablaß
uch den stärksten Appetit hatte, daran Genügen gehabt hätte: alle Sünden, die
etan waren und noch getan werden sollten durch das ganze Leben, die wurden

von dem Pfaffen vergeben. Auf Andringen der Frau nimmt er nur ein Stück Leinwand von hundert Ellen zur Belohnung und zieht von dannen. Aber kaum hat der Schelm den Rücken gewandt, so kehrt der Hausherr zurück und erfährt, wie sich seine törichte Frau hat anführen lassen. „Weiß Gott, ruft er, das Tuch soll er wieder herausgeben," und so sitzt er zu Pferde und jagt dem Landschelm nach. Aber Amis sieht ihn kommen, und eiligst steckt er brennenden Zunder in das Stück hinein. Zornbleich rennt ihn der Reiter an: „Ihr Betrüger, Ihr habt gelogen und betrogen, her mit dem Tuche!" Demütig bittet Amis, es ihn nicht entgelten zu lassen, was seine Frau um Gotteswillen getan; sie habe es ihm ja aufgedrungen. Da sei das Tuch, er wolle es nicht behalten ohne seinen Dank. Der Ritter reitet selbstvergnügt mit seinem Tuche wieder zurück. Aber bald fängt es um ihn an, nach Brand zu riechen, das Tuch fängt an zu rauchen und stärker und stärker zu dampfen; der Ritter wickelt es auseinander und helle Lohe flackert empor. Da schlägt den armen Mann das Gewissen, daß er eine Gottesgabe genommen: die Strafe Gottes sieht er vor sich und schleudert das brennende Tuch in das Gras, holt den Schelm wieder ein und läßt sich Ablaß von ihm verkaufen. Solchen kaufen nun auch die Bauern, „was dem Pfaffen gar sanfte tut."

In seinen Satiren schildert der Stricker die Sitten des Adels als grauenhaft.

Meier Helmbrecht.

Böses muß mit Bösem enden.
Schiller.

All dieser Übel ein klarer Spiegel ist eine Geschichte, jungen Leuten zur Warnung geschrieben von einem Mönche, es ist „Meier Helmbrecht" von Werner dem Gärtner, und weil sie uns besser über diese Zeiten belehrt als viel Theorie und weil sie mit Recht „die erste deutsche Dorfgeschichte" genannt worden ist, so wollen wir sie in Gustav Freytags Bearbeitung, hübsch abgerundet, doch bedeutend gekürzt, erst kennen lernen, bevor wir die andern Umstände beleuchten.

Der alte Meier Helmbrecht hatte einen Sohn. Dem jungen Helmbrecht hingen die blonden Locken bis auf die Achsel; er steckte sie in eine seidene, schöne Haube, welche mit Tauben und Papageien und vielen Figuren gestickt war. Schwester und Mutter schmückten den Knaben noch mit feinem Linnengewand, einem Kettenwams und Schwert, mit Tasche und einem schönen Überrock von blauem Tuch, mit goldenen, silbernen und kristallenen Knöpfen verziert; sie leuchteten hell, wenn er zum Tanze ging; die Nähte waren mit Schellen besetzt; so oft er im Reihen sprang, klang es den Frauen durch die Ohren.

Als der stolze Knabe so geschmückt war, sprach er zu seinem Vater: „Jetzt
l ich zu Hofe gehen, gib auch du, lieber Vater, mir etwas zur Hilfe!" Der
ter erwiderte: „Wohl könnte ich dir einen schnellen Hengst kaufen, der über
un und Graben springt; aber, lieber Sohn, laß ab von der Fahrt, Hofbrauch
hart für den, der ihn nicht von Jugend auf gewöhnt ist. Nimm den Pflug
d baue mir die Hufe; so lebst und stirbst du in Ehren. Sieh, wie ich lebe,
u, ehrbar, redlich: ich gebe alljährlich meinen Zehnten und habe nicht Haß,
ht Leid mein ganzes Leben durch erfahren. Meier Ruprecht will dir sein
nd geben, dazu viele Schafe, Schweine und zehn Rinder. Bei Hofe leidest du
nger, mußt hart liegen und alle Liebe entbehren, dort wirst du der Spott
rechten Hofleute, vergebens suchst du es ihnen gleichzutun, und wieder gerade
h trifft der größte Haß des Bauern, am liebsten wird er an dir rächen, was
n die andern vornehmen Räuber genommen haben."

Der Sohn aber sprach: „Schweig, lieber Vater, nimmer sollen mir deine
icke den Kragen reiben, nimmer lade ich Mist auf deinen Wagen; meinen
igen, krausen Locken, meinem schönen Rock und meiner gestickten Haube stände
s übel an. Eile, Vater, ich bleibe nicht länger bei dir." Da kaufte der
ter den Hengst und sprach: „O weh, verlornes Gut!" Der Knabe aber
üttelte das Haupt und rief: „Ich bisse wohl durch einen Stein, so wild ist
ein Mut, ich wollte Eisen fressen. Über Feld will ich traben, ohne Sorge um
in Leben, aller Welt zum Trotz." Und beim Scheiden sprach der Vater: „Ich
an dich nicht halten, ich lasse dich; aber noch einmal will ich dich warnen, du
öner Jüngling, hüte deine Haube mit den seidenen Vögeln und wahre dein
iges Lockenhaar: du gehst unter solche, denen man flucht, die vom Schaden der
ute leben. Ich träumte, ich sah dich gehen an einem Stabe mit ausgestochenen
igen, und wieder träumte mir, du standest auf einem Baum, wohl anderthalb
after waren von deinen Füßen bis an das Gras, über deinem Haupte auf
nem Zweig saßen ein Rabe und eine Kräh', verworren war dein krauses Haar.
r Rechten strählte dir's der Rabe, zur Linken scheitelte dir's die Krähe!" Der
ohn aber rief: „Ich lasse nicht von meinem Willen. Gott behüte euch, Vater,
utter und Kinder!"

So trabte er durch das Gatter und ritt auf eine Burg, deren Herr vom
ampfe lebte und gerne die behielt, welche Ritterdienste taten. Dort ging der
naben unter das Gesinde und wurde bald der behendeste Räuber. Kein Raub
ar ihm zu klein und keiner zu groß, er nahm das Roß, er nahm das Rind,
nahm Mantel und Rock; auch was ein anderer liegen ließ, stopfte er alles in
nen Sack. Es ging ihm das erste Jahr nach Wunsch, mit günstigen Segel-
nden floß sein Schifflein. Da begann er nach Hause zu denken, nahm Urlaub
m Hofe und ritt zu seines Vaters Haus. Alles lief zusammen, der Knecht
nd die Magd riefen nicht: „Sei willkommen, Helmbrecht!" Das war ihnen
iderraten, sie sprachen: „Mein junger Herr, seid Gott willkommen!" Er ant-
ortete: „Kindeken, ich wunsch üch ein gud leven."

Die Schwester lief ihm entgegen und umfing ihn mit den Armen, da sprach

er zur Schwester: „Gratia vestra!“ Die Alten zogen hinten nach und umarmten ihn vielmals; da rief er dem Vater zu: „Dieu vous salue!“ und zur Mutter sprach er böhmisch: „Dobra ytra!“ Vater und Mutter sahen einander an, die Mutter sprach zu ihrem Mann: „Herr Wirt, uns sind die Sinne verstört, er ist nicht unser beider Kind!“

Da rief der Wirt mit schlichter Rede: „Bist du's, mein Sohn Helmbrecht? Sprich ein Wort deutsch, und ich selbst will dir deinen Hengst abwischen, ich, und nicht mein Knecht.“ „Ei, was segget ihr Gebureken! Min Parit (Pferd), minen klaren Lif soll kein Burenmann nimmer angripen.“ Da erschrak der Wirt gar sehr und sprach wieder: „Bist du Helmbrecht, mein Sohn? Noch heut nacht will ich dir ein Huhn sieden und eins braten. Seid Ihr aber ein Fremder, ein Böhme oder Wende, so fahrt hin zu den Winden. Seid Ihr ein Sachse oder ein Brabanter, so müßt Ihr Euer Mahl mit Euch führen, von mir erhaltet Ihr nichts und währte die Nacht ein ganzes Jahr. Für Euch Junker habe ich keinen Met noch Wein, den müßt Ihr bei den Herren suchen!“ Nun war es spät geworden und kein Wirt in der Nähe, der den Knaben behalten hätte; so überlegte er und sprach: „Freilich bin ich der, ich bin Helmbrecht, einst war ich Euer Sohn und Knecht.“ Der Vater sprach: „Ihr seid es nicht.“ — „Ich bin es doch.“ — „So nennt mir erst die vier Namen meiner Ochsen.“ Da nannte der Sohn die vier Namen: „Auer, Räme, Erke, Sonne, ich habe oft meine Gerte über ihnen geschwungen, es sind die besten Ochsen der Welt; wollt Ihr mich jetzt erkennen? Heißt mir das Tor aufschließen.“ Der Vater rief: „Tür und Tor, Gemach und Schrein, jetzt soll dir alles offen sein.“

So ward der Sohn wohl empfangen, von Schwester und Mutter weich gebettet; die Mutter rief der Tochter zu: „Lauf, hole ein Polster und ein weiches Kissen!“ Das ward ihm unter den Arm auf den warmen Ofen gelegt, und behaglich wartete er, bis das Essen bereitet war. Es war ein Herrenessen, klein geschnittenes Kraut mit gutem Fleisch, eine fette Gans, am Spieße gebraten, gebratenes und gesottenes Huhn. Und der Vater sprach: „Hätte ich Wein, heut müßt' er getrunken werden; so aber trink, mein lieber Sohn, von dem besten Quell, der je aus der Erde floß!“ Und der junge Helmbrecht packte seine Geschenke aus, dem Vater einen Wetzstein, Sense und Beil, die besten Bauernkleinode der Welt; der Mutter einen Fuchspelz, den er einem Pfaffen abgezogen hatte, seiner Schwester Gotelind eine seidene Binde und eine beschlagene Borte, die besser für eine Edelfrau gepaßt hätte; er hatte sie einem Krämer genommen. Und er sprach: „Ich muß schlafen, ich bin viel geritten, mir ist heute Nacht Ruhe not.“ Da schlief er bis hoch in den andern Tag in dem Bette, über welchem seine Schwester Gotelind ein neu gewaschenes Hemde ausgebreitet hatte; denn ein Leilach war dort unbekannt.

So weilte der Sohn bei dem Vater sieben Tage. Darauf fragte der Vater den Sohn, wie der Hofbrauch da sei, wo er bis jetzt gelebt habe. „Auch ich,“ sprach er, „ging einst, als ich ein Knabe war, mit Käse und Eiern zu Hofe; damals waren die Ritter von anderer Art, höflich und von guten Sitten, sie

en ritterliches Waffenspiel, dann tanzten sie mit den Frauen und sangen dazu; n kam der Spielmann mit der Geige, und wenn er anfing, standen die Frauen , die Ritter gingen auf sie zu, nahmen sie zierlich bei der Hand und tanzten ig, und wenn das vorbei war, kam wieder einer und las aus einem Buche von einem, der hieß Ernst (Ernst Herzog von Schwaben).

Alles war damals in fröhlicher Geselligkeit. Die einen schossen mit dem gen nach dem Ziel, andere gingen jagen und pürschen, der schlechteste von nals wäre jetzt wohl der allerbeste. Denn jetzt wird wert gehalten, wer horchen) lügen kann. Treue und Ehre sind in Falschheit verkehrt; jetzt sind die rniere nach alter Art nicht mehr Brauch, dafür sind andere im Schwange. nst hörte man im Ritterspiel so rufen: Heia, sei froh! Jetzt schallt es durch die fte: Jage, Ritter, jage, jage, stich, schlage, verstümmle den, schlag mir dem den ß ab, hau diesem die Hände ab, den sollst du mir hängen, diesen reichen ann fangen, der zahlt uns wohl hundert Pfund! So war es, denke ich, früher ier als jetzt. Erzähle du, mein Sohn, mehr von der neuen Sitte."

„Das will ich tun. Jetzt ist der Hofbrauch: trink, Herr, trinke, trink! an sitzt nicht mehr bei den Frauen, nur beim Weine. Das Leben der Alten, die leben wie ihr, das ist jetzt verhaßt, wie der Henker. Bann und Acht ist jetzt ein ott." „Sohn," sprach der Vater, „laß den Hofbrauch fahren, er ist bitter und er. Viel lieber bin ich ein Bauer als ein armer Hofmann, der jederzeit um n Leben reiten muß und darum sorgen, daß ihn seine Feinde fangen, ver= mmeln und hängen." „Vater," sprach der Junge, „ich danke dir; aber es ist nger denn eine Woche, daß ich keinen Wein getrunken, seitdem habe ich den ürtel zurückgeschnallt. Ich muß Rinder erbeuten. Man hört in Kurzem Kunde n Helmbrecht!" Der Vater sprach: „Ei, nenne mir doch deine Gesellen!" Da nnte er sie: „Lämmerschling und Schluckdenwidder, Höllensack und Rüttelschrein, ihfraß, Knickekelch und Wolfsgaumen, Wolfsrüssel und Wolfsdarm, diesem b seinen Hofnamen die edle Herzogin von Nonarra Narreia, — das sind meine chulmeister." Der Vater sprach: „Und wie nennen sie dich?"

„Ich bin genannt Schlingdengau, bin nicht die Freude der Bauern, ihre nder müssen Wasserbrei essen: was die Bauern haben, das ist mein: dem einen ücke ich das Auge aus, dem andern haue ich in den Rücken, den binde ich in n Ameisenhaufen, den hänge ich bei seinen Beinen an die Weide."

Da brach der Vater los: „Sohn, die du da nennst, wie hitzig sie auch sind, ch hoffe ich, wenn ein gerechter Gott lebt, es kommt der Tag, wo der Scherge faßt und von seiner Leiter hinabstößt." „Vater, Gänse und Hühner, Rinder d Futter habe ich dir oft vor meinen Gesellen bewahrt, jetzt tue ich's nimmer= ehr. Ihr sprecht zu sehr gegen die Ehre frommer Gesellen. Eure Tochter otelind wollte ich meinem Gesellen Lämmerschling zur Frau geben, bei ihm tte sie das beste Leben gehabt. Das ist jetzt vorbei, ihr habt zu gröblich gegen s gesprochen." Und seine Schwester Gotelind nahm er beiseite und sagte ihr heim= h: „Als mein Geselle Lämmerschling mich zuerst um dich bat, da sprach ich zu m: Du wirst gut mit ihr fahren, nimmst du sie, so sei ohne Sorge, daß du lange

am Baume hängst, sie wird dich mit ihrer Hand abnehmen und zum Grabe an die Wegscheide ziehen, mit Weihrauch und Myrrhen umschreitet sie räuchernd dein Gebein ein ganzes Jahr. Hast du das Glück, nur geblendet zu werden, sie führt dich an ihrer Hand auf Wegen und Stegen durch alle Länder; wird dir der Fuß abgeschlagen, sie trägt dir die Stelzen alle Morgen zum Bett, und nimmt man dir auch noch die Hand, sie schneidet dir Fleisch und Brot bis an dein Ende! Da sprach Lämmerschling zu mir: Ich habe drei volle Säcke, schwerer als Blei mit feiner Leinwand, mit Röcken, Hemden und kostbaren Kleidern, mit Scharlach und Zobel; ich habe sie in einer nahen Schlucht versteckt, die will ich ihr zur Morgengabe geben. Um das alles, Gotelind, bist du durch deines Vaters Schuld gekommen, jetzt nimmt dich ein Bauer, bei dem du Rüben graben mußt. Wehe über deinen Vater! Denn mein Vater ist er nicht." Und die törichte Schwester sagte: „Lieber Bruder Schlingdengau, mache, daß mich dein Geselle heiratet, ich verlasse Vater, Mutter und Verwandte." Die Eltern vernahmen nicht die Rede, der Bruder beriet heimlich mit der Schwester. „Ich will dir meinen Boten senden, dem du folgen sollst, halte dich bereit!"

So fuhr er seinen alten Strich und sagte seinem Gesellen den Willen der Schwester. Der küßte sich vor Freude die Hand und verbeugte sich vor dem Winde, der von Gotelind her wehte. Manche Witwe und Waise ward ihres Gutes beraubt, da der Held Lämmerschling und sein Gemahl auf dem Brautstuhl saßen. Die Knappen fuhren und trieben auf Wagen und auf Rossen emsig gestohlenen Trank und Speise in Lämmerschlings Vaterhaus. Als Gotelind aber kam, ging der Bräutigam ihr entgegen und empfing sie: „Willkommen, Dame Gotelind!" „Gott lohne Euch, Herr Lämmerschling!" So begrüßten sie einander freundlich, und ein alter Mann, weise in Worten, stand auf und stellte beide in einen Ring und frug dreimal den Mann und die Magd: „Wollt ihr euch zur Ehe nehmen, so sprechet ja!" So gab er sie zusammen. Alle sangen das Brautlied, der Bräutigam trat der Braut auf den Fuß. Darauf wurde das Hochzeitsmahl bereitet. Aber seltsam war es, vor den Knaben schwand die Speise, als wenn sie ein Wind vom Tische wehte; sie aßen unendlich, was ihnen der Truchseß von der Küche auftrug, und es blieb nicht so viel daran, daß der Hund die Knochen abnagen konnte. Man sagt, jedem Menschen, der so unmäßig ißt, dem naht sein Ende. Der Braut Gotelind begann zu grausen und sie klagte: „Wehe! uns naht ein Unheil, mir ist das Herz so schwer! Wehe mir, daß ich Vater und Mutter verlassen habe! Wer zu viel will, dem wird wenig; diese Gierigkeit führt in den Abgrund der Hölle."

Noch eine Weile saßen sie; schon hatten die Spielleute ihre Gabe empfangen, da sah man den Richter mit fünf Männern kommen. Es war ein kurzer Kampf, mit den fünfen siegte der Richter über zehn; denn ein rechter Dieb, wie kühn er auch sei, und schlüge er auch ein ganzes Heer, ist wehrlos gegen die Schergen. Gotelind verlor ihr Brautgewand, an einem Zaune fand man sie, erschreckt, verachtet. Den Dieben aber wurden die Häute der Rinder, die sie geraubt, an den Hals gebunden, als der Gewinn für den Richter. Der Bräutigam trug seinem

ge zu Ehren nur zwei, die andern aber mehr. Der Scherge hing neune, den nten ließ er am Leben, nach Henkersrecht, und dieser zehnte war Schlingden= Helmbrecht. Der Scherge rächte den Vater an ihm, er stach ihm die Augen ; er rächte die Mutter und schlug ihm eine Hand und einen Fuß ab. So rte den blinden Helmbrecht ein Knecht am Stabe heim vor seines Vaters us. Dem Wirt bebte sein Herz: denn der blind vor ihm stand, war sein hn, und doch rief er: „Ihr fuhrt so trotzig in die Welt, manches Herz seufzte euch, mancher Bauer ist durch euch seiner Habe beraubt worden. Gedenkt meinen Traum. Knecht, sperr' ab und stoß den Riegel vor, ich will heut cht Ruhe haben. Die Mutter gab ihm ein Brot in die Hand wie einem ade. So ging der blinde Dieb dahin, die Bauern riefen ihm nach und höhnten. n Jahr litt er Not. Einst an einem Morgen früh ging er durch den Wald, Brot zu betteln; da sahen ihn die Bauern, welche Holz lasen; einem unter en hatte er eine Kuh genommen; der rief jetzt die andern, sie sollten ihm fen. Alle hatte er sie gekränkt, dem einen hatte er die Hütte aufgebrochen d ausgeraubt, der andere zitterte vor Begier wie Laub und sprach: „Ich töte wie ein Huhn, er stieß mein schlafendes Kind bei Nacht in einen Sack, und es erwachte und schrie, schüttelte er es aus in den Schnee, daß es gestorben re, wenn ich ihm nicht zu Hilfe kam." Alle wandten sich gegen Helmbrecht. etzt hüte deine Haube!" Die Stickerei, welche einst der Henker unberührt ge= sen hatte, wurde zerrissen und auf den Weg gestreut mit seinem Haar. Seine ichte ließen sie den Elenden sprechen; der eine brach einen Brocken von der de und gab diesen dem unwerten Manne in die Hand als Torgeld für das llenfeuer. So hingen sie ihn an einen Baum. Wo noch ritterlustige Kinder Vater oder Mutter sind, die seien gewarnt durch Helmbrechts Geschick.

Vierte Periode.

Die Poesie im Verfall.

Von 1300—1500 n. Chr.

Zersetzungselemente.

Sie war nicht in dem Tal geboren,
Man wußte nicht, woher sie kam.
Und schnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abschied nahm
Schiller.

on der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts an sehen wir die deutsche Poesie im Zerfall. Schon vielfach wurde dieser angedeutet. Bald brach er unaufhaltsam herein. Der Lenz war dahin. Und bis beinah in die Zeit Friedrichs des Großen hinein wollte, von einigen unsterblichen Liedern, namentlich Kirchenliedern abgesehen, kein poetisches Werk mehr aufblühen, das wir rein genießen könnten, mit vollem Behagen, nach Inhalt und Form. Das „Mädchen aus der Fremde" hatte Abschied genommen und wollte lange nicht wiederkehren.

Mußte es denn so sein? Und was war's, das sie vertrieb? Starb die Poesie von innen heraus? War es, wie Perikles philosophiert in einem schönen Gedichte Geibels, da er des Todes Nahen fühlt?

„Denn viel ist Schicksal, was als Tat erscheint,
Und wie der Apfel, wenn kein Wind vom Ast
Ihn schüttelt oder keine Hand ihn pflückt,
Unwiderruflich grünt und reift und — fault,
So grünt und reift und fault die Kraft des Volks,
Im Anfang herbe, dann vom milden Saft
Der Freiheit schwellend, der sie Tag für Tag
In reichrer Füll und Zierde prangen macht,
Bis endlich dieser Saft, wenn er das Werk
Der Zeitigung vollbracht, zum Gärungsstoff

Hie hebent sich an predig perchtolts predig vnd
nider-gir leu- vnd ist diz pruch fruwen Sunday

Stipendia Dyst am Eher- der wol gestrite hat

Diz spricht der gut sant paulus an
sein heiligen epistel der lon nach den sunde
diz ist der tod aber di gnad gotes ist
diz ewig leben nu sei wir also der ritt an
tiutscher sprach diz wir mochte wol be-
dawte mingen diz an dawtsch spricht Sti-
pendia wann mit vil vmbred Stipendia spri-
get aigenleichen wenn ein ritt wol gestritt
hat dem gut man diz lon wol gestreitet dem
lont man wol der vbel gestreitet dem lont man
vbel recht also hat der Tiessel seine solt vritt- Tiessel
also hat auch vnser hr seine solt vritt den gelt
er diz ewig leben Nu ratet di tiessel all der
welt drei ret ze allen zeiten wenn er di gu-
tät dem gut er seine solt diz ist di ewigen
nart also lont er seine soltritt dar vmb so
suecht sich all die welt vor seine solt wann er
gelt den lon nach den sunden diz ist die ewig
nart wann er ist grawleich vnd ebsen sich vber
niemat er peit me doo diser werlt han ich will
ey ze sprechen vnd gritet alle vnsu ch ir ent
vmchleiche ehe diz er mir geb ze spricht diz
er gelobt wert oben auf den himel vnd ir ge-
adigt wert an leib vnd an sel dar vmb so

Handschrift der Predigten Bertholds von Regensburg aus der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts.

(Nach dem Exemplar in der Fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek in Donaueschingen.)

Ausartend, langsam alles Feste löst.
Wir aber sind zumal in dies Gesetz
Mit eingeschlossen, seine stille Macht
Trägt wie ein Strom uns; Alles können wir
Mit ihr verbündet, ihr zuwider nichts.
Wer sie begreift, ist weise, wer sie nutzt,
Ist stark, und wer mit reinem Herzen ihr
Zu dienen weiß, ist glücklich."

Es läßt sich nicht leugnen, Gärungsstoffe, Zersetzungsstoffe, wie der chter von ihnen spricht, waren vorhanden, auch im Innersten, in der mittel-hdeutschen Dichtung selber, nicht im Kreis der einheimischen Sage, aber in den n außen eingeführten Mären und namentlich in den Artusromanen, einem istan, einem Lanzelet, einem Ritter mit dem Rade und wie sie alle heißen, ch im Frauendienst und dessen Begleiter, dem Minnegesang. Viele Stoffe tten sich ausgelebt, ja wie ein williger Fruchtbaum übertragen. Aber sie hätten veredeln lassen und der Kreis ihrer Aufgaben war lange nicht erschöpft. Wo eben die Männer, die dem Baum die Reiser aufpfropften, das Gold der ldensage kunstmäßiger münzten, den weißen Zelter der Ritterpoesie aus dem ild der Phantastik, wo er in tollen Ritten zu Tode gehetzt wurde, zurücklenkten Leben der Gegenwart, die nach dem Vorbilde des „Meier Helmbrecht", den kennen gelernt, das Dasein der Niedern ins Auge faßten und die Wirklichkeit lten in Dorfgeschichten, durch Ideen verklärt? Das war's nun eben: die änner blieben aus. An den Stoffen der Vorzeit hatten sie den Verleider ommen und trieben das Erhabene ins Komische hinaus und die Wirklichkeit ztief in den Schlamm hinein. Dieser Schlamm war eben vorhanden. Nur konnte z. B. ein Werk wie „Der Ring" des Wittenweilers Leser bekommen. ir verweisen auf Bächtold, S. 182 ff.) Ein Zeit- und Sittengemälde voll matischer Bewegung, aber auch voll wüster Roheit und unerhörten Schmutzes, rollt mit einer Unbefangenheit, vor der einem graut, alle Gattungen der efie parodiert, d. i. spöttisch verkehrt.

Der Sprache, dem klangvollen Mittelhochdeutschen, erging es wie einer inen Aue, die von wilden Bächen zerrissen und mit Schutt und Geröll über-rt wird. Die buntesten Mundarten wurden Meister und jeder sang, wie n der Schnabel gewachsen, wie denn auch die Schreibung der Wörter, die thographie, für lange hinaus „zur vollen Freiheit hindurchgedrungen."

Da ferner jeder Sänger neue „Töne" gesucht, so waren die Formen rkünstelt worden. Die Überzartheit und Unnatur rief dann einer völligen rmlosigkeit. Die Metrik der Minnesänger, d. h. die Regeln, nach denen ihre Verse gebaut, ging völlig in die Brüche. Hebungen und Senkungen rden nicht mehr unterschieden, nur noch etwa die Silben gezählt. Manche örter wurden in einer Weise verstümmelt, daß die guten Dichter der vorigen ge sich völlig davor bekreuzt haben würden. Massenhaft schleppten die Kobolde Zeit neue poetische Stoffe zusammen; aber wie Blöcke blieben sie liegen oder r stümperhaft roh behauen.

Wirkten demnach innere Ursachen mit, mächtiger waren jene Faktoren, die der Poesie von außen her Lebensluft und Licht entzogen. Zum Teil waren diese schon früher lebhaft zu Tage getreten, so z. B. im „Meier Helmbrecht". Wollen wir sie vollständig mustern, so lassen wir einfach unsere Blicke der Reihe der Stände entlang hingleiten, fassen Kaiser, Fürsten, Ritter, Prediger, Magister, Bürger und Bauern ins Auge.

Poesie verlangt Sammlung, die Muse will Muße haben. Aber daran gebrach es in den drangvollen Zeiten, von denen wir sprechen. Das Hohenstaufengeschlecht war untergegangen. Zwei Fremde wurden zu Kaisern gewählt und später mehrmahls Gegenkaiser, die sich auf Leben und Tod bekämpften. Es war kein Richter im Lande zu finden, und jeder tat, was ihm wohlgefiel. Jeder sorgte für sich und seine Interessen, der Kaiser für seine Hausmacht und die Fürsten für ihre Landeshoheit. Streit und Fehden überall. Unbeschenkt zogen die Sänger fort und ihre Stelle vertrat der Hofnarr. Der niedere Adel verkam immer mehr.

Mit unreinen Händen konnten die Ritter nicht mehr des Grals der Dichtung pflegen. Wer mit hohen Träumen von Gahmuret und Parzival zum Hoffeste kam, konnte die Herren um sich her von Kühen, Korn- und Weinwucher reden hören. In der Stauferzeit hatte man die Frauen wie die allerseligste Jungfrau verehrt. Jetzt sagte man ihnen das Übelste nach, ja, man verbrannte sie bald als Hexen.

Um die Geistlichen stand es nicht viel besser als um die Ritter. Zahlreiche Klöster waren in Wohlleben versunken. Ein Abt am Rhein bemerkte einmal, daß unter seiner Predigt einen Mönch nach dem andern der Schlaf übermannte. Da rief er mit erhobener Stimme: „Horcht auf, meine Brüder! Eine neue Geschichte! Es war einmal ein König mit Namen Artus." Alle fuhren auf und erhielten nun eine gehörige Rüge. Im Todesjahre Rudolfs von Habsburg konnte im Kloster St. Gallen, das ehemals als Leuchte im Lande gestrahlt, niemand mehr den eigenen Namen schreiben.

Aber die Kirche schickte neue Truppen ins Feld. Die Bettelorden traten auf, die Dominikaner als Ketzerrichter und die Franziskaner als machtvolle Prediger und Seelsorger. Mit Leidenschaft bekämpften sie das höfische Leben, weltliche Lieder und deutsche Bücher, namentlich auch im Kreise der Frauen, und sie sahen Erfolg. Zu den Predigten des Franziskaners Bertold von Regensburg in Deutschland und Österreich strömten Tausende und Zehntausende von Hörern hinzu. Er mußte oft im Freien reden, die Wiese seine Kirche, ein Baum seine Kanzel. Über keinen Dichter des Mittelalters wird der Nachwelt so vieles gemeldet wie über diesen Bettelmönch († 1272).

Im Jahre 1348 trat die Pest ihren fürchterlichen Triumphzug durch die deutschen Lande an. Ganze Dörfer starben aus. Allenthalben Schreck und Wehklagen und tolle Ausbrüche der Schwärmerei. Flagellanten zogen von Ort zu Ort, geißelten sich öffentlich und beichteten einander. Zu einer inneren Umkehr führte das große Sterben nicht, da und dort zu Judenverfolgungen. Das war denn freilich das finsterste Mittelalter.

Die Heilige Schrift lag unter dem Scheffel. Seit 1229 war das Bibel-
rbot wiederholt ausgegangen. In der Nacht aber singen die Vöglein nicht.
ollen sie singen, so muß es tagen.

Im gleichen Jahr 1348, in dem das große Sterben begann, wurde im
utschen Reiche die erste Hochschule gestiftet. Es war die von Prag. Bald
gten zahlreiche andere nach. Die Prosa erstarkte; aber der Dichtung, der er-
rbenden deutschen Dichtung konnten die Gelehrten vorerst kein neues Leben
uhauchen und wollten es auch nicht. Sie verachteten diese vielmehr. Die
ahre Poesie gedieh nicht in Gelehrtenstuben zwischen Folianten und Toten-
ädeln, sie blühte heimlich draußen im Freien, wo im Felde das Volk sich
gte und auf der Landstraße der Wanderer zog. Sie sproßte mit den Röslein
n wilden Hag und die Bienlein summten dazu.

Die Meistersänger.

Getröstet dürfen wir zu Grabe steigen.
Es lebt nach uns — durch andre Kräfte will
Das Herrliche der Menschheit sich erhalten.
Attinghausen in Schillers Tell.

Handel und Gewerbe nahmen im Laufe des dreizehnten Jahr-
hunderts einen nie erlebten Aufschwung. Die Bürger in den
Städten wurden reich und viele der adeligen Herren ihre
Schuldner. Es war die Zeit, wo das Sprichwort entstand:
Handwerk hat einen goldenen Boden. Die ehrsamen Hand-
rksmeister der Städte begannen Anteil zu nehmen an der Verwaltung der
ealen Güter. Verschüchtert floh die zarte Kunst des Singens und Sagens aus
n rohen Gelagen entarteter Ritter, herab von den Schlössern, deren in Thü-
ngen allein über sechzig Rudolf von Habsburg als Raubnester brach, hinein
die Städte, deren Leben und Treiben in Schillers Worten geschildert ist:
Tausend fleiß'ge Hände regen, helfen sich in munterm Bund und in feurigem
ewegen werden alle Kräfte kund. Meister rührt sich und Geselle in der Frei-
it heil'gem Schutz; jeder freut sich seiner Stelle, bietet dem Verächter Trutz" ꝛc.
reilich mußte sichs nun die freie Kunst gefallen lassen, handwerksmäßig behandelt
werden. Waren die Bürger nach ihren Geschäften in Zünfte und In-
ungen, in Gilden eingeordnet, so traten jetzt in den deutschen Städten auch
e Sänger in solche zusammen, zuerst in Mainz und dann in Straßburg und
ürnberg und an zahlreichen andern Orten, vornehmlich in Süddeutschland, aber
ch bis hinauf nach Danzig. Nürnberg allein zählte im fünfzehnten Jahr-
ndert über 200 Meistersinger. Noch im Jahre 1770 wurde dort „Schule ge-

sungen"; erst 1839 wurde die Meistersängergilde in Ulm aufgelöst und von vier alten Meistern der ehrwürdige Kram ihres ganzen Besitztums dem Liederkranz übergeben und noch in den Fünfziger Jahren wurden in Memmingen Meistersänger gefunden. Auch die strenge Gliederung und die vielen Gesetze der Zünfte waren den Meistersängerschulen nicht fremd.

Die Gesamtheit der Regeln, nach denen sich die Dichter zu richten hatten, hieß die Tabulatur. Wer sie erst noch studierte, hieß in Nürnberg ein Schüler, wer sie kannte, Schulfreund, wer es fertig gebracht, fremde Meistergesänge formgerecht vorzutragen, Singer, wer nach den Tönen eines andern einen eignen Gesang zu dichten verstand, Dichter, und wer einen neuen Ton erfunden, d. h. einen Gesang mit neuem Versmaß und neuer Melodie, der hatte sein Meisterstück abgelegt und also die Ehre, Meister zu heißen.

Aus den Meistern wurde das Gemerke gewählt; so hieß der Vorstand, und seine Mitglieder waren der Büchsenmeister (Kassierer), der Schlüsselmeister (Archivverwalter) der Merkmeister (Kritiker) und der Kronenmeister (Verteiler der Preise).

Die Schüler wurden unentgeltlich in den Gesetzen der Tabulatur unterwiesen. Regelmäßig an einem Wochenabend kamen die Männer zur Pflege ihrer „holdseligen Kunst" und heiterer Geselligkeit zusammen, und an den Nachmittagen hoher kirchlicher Feste, wie Weihnachten, Ostern, Pfingsten ꝛc., wurde öffentlich auf dem Rathaus oder in der Kirche „Festschule" abgehalten. Dabei führte das Gemerke den Vorsitz und saß, durch Vorhänge von den übrigen getrennt, auf einem eigenen Gerüst. Vorne saßen in schwarzem, blauem oder dunkelgrünem Seidengewand mit weißen Spitzenkragen die ehrsamen Meister. „Fanget an!" hieß es, und nun sangen die Meister ein Chorlied. Dann bestieg ein Singer nach dem andern zum Wettgesang den Singestuhl, eine kleinere Kanzel. Beim Vortrag trieben die Merker mit ihren Händen ein närrisches Spiel, indem sie mechanisch die Silben zählten. Einer las in der Bibel nach, ob sichs also verhielte, wie das Lied es dartat. Ein dritter notierte mit Kreide die Fehler, die von den andern ihm zugeflüstert wurden. Diese Fehler trugen die wunderlichsten Namen. Ein Verstoß gegen die Reime galt als ein Laster, die Verschmelzung von zwei Silben hieß Klebsilbe, der Wegfall einer Silbe des Reimes wegen eine Milbe, unchristliche oder gegen die Sitte verstoßende Worte waren falsche Meinungen, undeutliche Stellen blinde Meinungen. Auch falsche Blumen wurden gerügt und später „Fehler gegen die hohe Teutsche Sprach in Luthers Bibel." Die Strafregeln wurden beständig vermehrt. Wer ein Laster begangen, hatte „versungen" und mußte als Buße ein Strafgeld erlegen.

Wer mit seinen Versen am „glättesten" sich durch alle Regeln hindurchgeschlängelt hatte, erhielt aus der Hand des Kronenmeisters „das Gehänge," eine silberne Kette mit großen Schaumünzen, von denen die mittlere den König David darstellte. Der zweite Sänger im Rang wurde mit einem Kranze von künstlichen Blumen geziert. Die Männer durften diese Preise bloß tragen, nicht behalten.

er „Übersinger" oder „König-David-Gewinner" hatte zudem das Recht, bei der chsten Festschule am Tisch des Gemerkes zu sitzen.

Die Gedichte, die einen Preis gewonnen, wurden von dem Archivverwalter er Schlüsselmeister in einen großen Folianten eingetragen und der Sänger eute sich dessen wie ein olympischer Sieger. Neben dem Gesang war auch ortrag üblich.

Ebenso merkwürdige Namen wie den Fehlern wurden den Weisen oder elodien erteilt. Man redete zuerst von einem grauen, einem blauen, einem warzen, einem roten Ton, und später kannte man gar eine kurze Affenweise, eine he Firmamentweise, die Cupidinis Handbogenweise, die abgeschiedene Vielfraßeise, die gestreifte Safranblümleinweise, die Fettdachsweise, die traurige Semmeleise u. s. f. Das Lied hieß „Bar", die Strophe „Gesätz"; man hätte sie mitunter ich Geschwätz nennen dürfen. Denn die meisten Strophen waren viel zu nstlich und viel zu lang, die Reime gehäuft und zu vielfach verschlungen.

Der echteste Quell der Poesie, die Phantasie, wurde für den Meistergesang rch den Regelzwang vollständig verstopft. Was dann Biederkeit und Frömmigit an Stoff vorbrachten, wurde auf ein eigentliches Prokrustesbett geschmiedet. o sind denn freilich weitaus die meisten Meistergesänge — und es wurden ihrer die Tausende gedichtet — nur gereimte Prosa und muten uns Kinder der odernen Zeit verwunderlich an.

Und doch — wir schauen mit aufrichtiger Achtung auf das Streben der oesiefreundlichen Handwerksmeister zurück. Es mußte gute Früchte tragen. s war in jener rauhen und wilden Zeit ein sittigendes Kulturelement und hal die staubige, dumpfige Werkstatt Sonnenstrahlen einer höhern Welt senden. s entzog die Männer in der freien Zeit einem rohen und nichtigen Treiben. s setzte die Meister mit der Bibel in Verbindung und das konnte nur heilsam irken.

Manche bewegten sich mit ihren Dichtungen nicht bloß auf den unverrückaren Geleisen der Tabulatur und der Meistergesänge. Sie ließen den poetischen Sinn freier schweifen, und war es ihnen verboten, die Lieder der Schule auch ußer deren Schranken, auf den Gassen oder bei Gastereien, vorzutragen, so äherten sich manche mit Erzählungen und Liedern dem Geschmack und dem Verändnis des Volks.

Mancher Meistersänger verfaßte auch dramatische Stücke und ihre Gesellschaften traten mit deren Aufführung ins Leben hinaus.

Die Anfänge des Meistergesanges verlieren sich im Dunkel der Sage. Heinrich von Meißen in Mainz, der schon genannte Frauenlob, scheint en Minnegesang in die Kreise der Bürger getragen und eine Meistersängerchule gestiftet zu haben. Die Tradition verlegte den Ursprung der Gilden in ie frühesten Zeiten und verehrte gleichmäßig David, Wolfram, den Zauberer lingsohr und andre als Vorbild.

Einen besonderen Namen machten sich unter den Meistersängern der Schmied Bartel Regenbogen, der Weber Michel Beham, der sein Handwerk mit

dem eines Kriegers vertauschte und ein fruchtbarer aber geschmackloser Reimer wurde, der Wappenmaler und „Wappendichter" Hans Rosenblüt, ferner in der gleichen Stadt Nürnberg der Barbier Hans Folz und der Leineweber Nunnenbeck, und himmelhoch als ein wirklicher Dichter überragte sie dann alle der Schuhmacher Hans Sachs.

Das Volkslied.

„Das ist auch nicht die rechte," sprach der Königssohn, „habt ihr keine andere Tochter?" „Nein," sagte der Mann, „nur von meiner verstorbenen Frau ist noch ein kleines verbuttetes Aschenputtel da; das kann unmöglich die Braut sein!" Märchen der Gebrüder Grimm.

Ein solch kleines „verbuttetes Aschenputtel" ist auch das Volkslied, und wie jenem Märchenkind ist's ihm ergangen. Minnegesang und Meistergesang prangten stolz mit den schönen Kleidern, mit den Perlen und Edelsteinen, die der Vater ihnen geschenkt. Aschenputtel hatte sich nur ein grünes Reis gewünscht. Das pflanzte es auf seiner Mutter Grab und begoß es mit seinen Tränen und das Haselreis wuchs und ward ein schöner Baum. „Soll die dumme Gans bei uns in der Stube sitzen?" sprachen die Stiefschwestern, „hinaus in die Küche!" Und da lag es des Nachts in der Asche und sah schmutzig aus. Aber mit den Täubchen und Turteltäubchen und mit allen Vöglein unter dem Himmel stand es auf gutem Fuß und sie kamen und halfen ihm die Linsen lesen, die guten ins Töpfchen, die schlechten ins Kröpfchen. Und an seiner Mutter Grab unter dem Haselbaum rief Aschenputtel: „Bäumchen, rüttel dich und schüttel dich und wirf Gold und Silber über mich!" Und da warf ihm der Vogel ein golden und silbern Kleid herunter und mit Seide und Silber gestickte Pantoffeln und am Feste wollte der Königssohn nur mit Aschenputtel tanzen und es wurde seine Braut.

Aschenputtel hatte — ein Herz. Und vom grünen Baume der echten Kunst, der auf dem Grabe seiner Mutter gewachsen, fiel mehr als einmal Gold und Silber auf das Mägdlein herab, Gold und Silber unvergänglicher Poesie und Musik, Choral- und Figuralgesang. Das Volkslied ist keine Salondame, von einer Wolke von Salbendüften umwallt. Es ist ein schlichtes naives Naturkind, ungebildet und unbeholfen mitunter, den Schalk im Nacken und Mutterwitz auf den Lippen, oft schlagende Derbheit und beißenden Spott, oft auch rührend melancholische Klage. Aber wer ihm — wir meinen das unverdorbene Volks-

d und nicht verkommene Gassenhauer — wer ihm in die Augen schaut, der muß
m gut sein; denn es heuchelt nicht. Es ist wahr in seinem Wesen; es ist auf-
chtig wie ein Kind. Sein Wort entströmt der freien Brust, „unhemmbar wie
r Bach dem Bronnen".

„Die Drossel, die im Laubgezelt
Ihr Jubeln mischt ins Frühlingsrauschen,
Fragt sie, ob es dem Wald gefällt?
Sie singt, und Blatt und Blume lauschen."

Da tönt es z. B. nach der gleichen innigen Melodie, mit der wir nun
ngen: „Nun ruhen alle Wälder": „Innsbruck ich muß dich lassen, ich fahr
hin mein Straßen, in fremde Land hinein"; — oder es heißt ein andermal:
Warum bist du denn so traurig? Bin ich aller Freuden voll? Meinst, ich
llte dich vergessen? Du gefällst mir gar zu wohl — Laub und Gras, das
ag verwelken, aber treue Liebe nicht: kommst mir zwar aus meinen Augen,
er aus dem Herzen nicht"; — oder „So viel Stern am Himmel stehen, an
m blauen güldnen Zelt"; — oder „O säh ich auf der Haide dort." Kann ver-
ssener treuer Liebe Pein einen rührendern Ausdruck finden als etwa in den
n C. M. v. Weber ergreifend schön komponierten Strophen:

„Mein Schatz, der ist auf die Wanderschaft hin,
Ich weiß aber nicht, was ich so traurig bin.
Vielleicht ist er tot und liegt in guter Ruh';
Drum bring' ich meine Zeit so traurig zu.

Als ich mit meinem Schatz in die Kirche wollt' geh'n,
Viel falsche Zungen unter der Türe stehn;
Die eine red't dies, die and're red't das,
Das macht mir gar oft die Äuglein naß.

Die Disteln und die Dornen, die stechen all' so sehr,
Die falschen Zungen aber noch viel mehr;
Kein Feuer auf Erden, ach, brennet also heiß,
Als heimliche Liebe, die niemand nicht weiß.

Ach, herzliebster Schatz, ich bitte dich noch eins:
Du wolleſt auch bei meinem Begräbnis sein!
Bei meinem Begräbnis ins kühle Grab,
Dieweil ich dich so treulich geliebet hab'."

Halb schalkhaft, halb ernsthaft warnt ein Liedchen aus Schwaben:

„Maidle, trau net so wohl, du bist betroge,
Maidle, trau net so wohl, du bist in G'fahr.
Daß i di gar net mag, nemme mag, gar net mag,
Sell ist verloge, sell ist net wahr!"

Wie kräftig illustriert das Volkslied die alte Erdenwahrheit: „Alles Fleisch
t wie Gras und alle Herrlichkeit des Menschen wie des Grases Blume," wenn
anhebt:

„Es ist ein Schnitter, der heißt Tod,
Er hat Gewalt vom höchsten Gott!
Heut' wetzt er das Messer,
Es schneid't schon viel besser;
Bald wird er drein schneiden,
Wir müssen es leiden —
Hüte dich, schön's Blümelein!

Was heut noch frisch und grün dasteht,
Ist morgen schon hinweg gemäht:
Rot Rosen, weiß Lilien
Bald wird er austilgen;
Ihr Kaiserlich'-Kronen,
Er wird euch nicht schonen —
Hüte dich, schön's Blümelein!"

Aber welchen hellen Regenbogen des Trostes malt am Ende der Christenglaube auf den düstern Hintergrund, wenn es in den Ruf ausbricht:

„Trotz Tod, komm her, ich fürcht' dich nit,
Trotz Tod, komm her, tu deinen Schnitt!
Meinst, wollst mich absetzen,
Du tust mich versetzen
Zum himmlischen Garten,
Ich will es erwarten —
Freue dich, schön's Blümelein!"

Häufig deutet das echte Volkslied nur schüchtern an, was es sagen will; den Rest überläßt es der Phantasie, dem ahnenden Gemüte des Gleichgestimmten. Um so inniger erfassen diese den Ton und geben ihn weiter. Die Volkspoesie malt nicht ins Breite, spinnt nicht lange Betrachtungen aus. Sie geht aus von einem bestimmten Fall, setzt ihn mitunter in helles Blitzlicht, noch lieber aber in ein träumerisch ahnungsvolles Helldunkel, und alles wird Leben, Stimmung, Bewegung.

Mitunter wird am Schlusse der Dichter genannt, gewöhnlich aber nur sein Stand angedeutet. Er ist ein Student, ein Fischer, ein Bergmann, ein Bäckersknecht. Drei Jungfräulein haben das Lied erdacht, zween Landsknechte gut; es haben's gesungen drei Bauernjungen wohl auf der Wacht in stiller Nacht. Der eine dichtete eine Strophe, der zweite fügte neue dazu, der dritte modelte sie um; sie mußten sich seinem Bedürfnis fügen. Die erste Strophe blieb in der Regel im Laufe der Zeiten unverändert, weil unzertrennlich mit der Melodie verknüpft, die folgenden erscheinen vielfach variert. Nicht selten münden alle in einen wirksamen Kehrreim aus.

Noch ein Wort vom geistlichen Volkslied. Lange wurde, wie wir früher gesehen, in den Kirchen nur Latein gesungen und beinahe nur von den Geistlichen. Den Laien war bloß gestattet, jeweilen am Schlusse der Antiphonen in das Kyrie eleison (Herr, erbarme dich unser) einzustimmen.

Allmählich schlossen sich an diese Bitte in fremder Sprache wie von selber deutsche Reimzeilen an, die sich zu geistlichen Liedern auswuchsen, und diese wurden vom eleison her „Leisen" geheißen. Zu Ostern erschallte: „Christ ist erstanden," zu Pfingsten: „Nun bitten wir den heiligen Geist." Jahrhunderte lang sprach die Christenheit ihre Weihnachtsfreude in dem Liede aus:

„In dulci Jubilo
Nun singet und seid froh!
Unsres Herzens Wonne
Liegt in praesepio
Und leuchtet als die Sonne
Matris in gremio."
Alpha es et O, Alpha es et O.

O Jesu parvule,
Nach dir ist mir so weh!
Tröst mir mein Gemüte,
O puer optime!
Durch alle deine Güte,
O princeps gloriae,
Trahe me post te, trahe me post te!

Ubi sunt gaudia?
Nirgends mehr denn da,
Da die Engel singen
Nova cantica
Und die Schellen klingen
In regis curia!
Eya, wär'n wir da! Eya, wär'n wir da!"

Ist es nicht vergnüglich zu beachten, wie in diesem und in andern „Mischngsliedern" das erst frisch ausgeschlüpfte Küchlein des geistlichen Volksliedes ch die Eierschalen des lateinischen Kirchengesanges auf seinem Federflaum mitigt? Später fielen diese Schalenreste ab.

Heinrich von Laufenberg pflegte weltliche Lieder geistlich umzudichten d hinterließ ihrer eine ganze Reihe, z. B. „Ich wollt, daß ich daheime wär!" er: „Es steht eine Lind' im Himmelreich, da blühen alle Äste; da schreien alle ngel gleich, daß Jesus sei der beste."

So manches beachtenswerte geistliche Lied aber auch im Mittelalter schon sungen worden war: erst das Wehen des Reformationsgeistes rief dann den übersehbaren Blütenflor all der Kirchenlieder ins Leben, die wir mit reiner rbauung singen.

Bevor wir von dieser Lyrik scheiden, noch ein Wort von den historischen olksliedern.

Bezeichneten wir den Minnegesang mit Bewußtsein als „frauenhaft", nennen wir diese Lieder mit guten Gründen eine rauhe „Männerpoesie". it Siegesjubel und Totenklage, mit hohem Lob und herbem Spott, mit heller reude und bitterm Zorn folgten sie als ein lebendiges Echo den Geistesmpfen und dem Schlachtlärm der Zeiten und trugen den Nachhall weit in Runde. Ja sie mußten in jenen Tagen Journale und Chronikbücher ersetzen. nd nahmen sie den Mund auch gern etwas voll, sie zeigen doch meist histoche Treue.

So meldet Halbsuters Sempacherlied, das den Sieg der Eidgenossen er den Adel Österreichs schildert, wie der Herzog Leopold mit seinem Heer zuchst nach Willisau zog und dieses Städtchen dem Feuer übergab und nachher t den Marsch gegen Sempach antrat*).

„Es kam ein Herr gezogen
Von Willisau us der Stadt.
Da kam ein Imb geflogen;
In d'Linden er g'nistet hat,
He, der ihm an Wagen flog,
Als do der selbig Herre
Wohl für die Linden zog.

Das dütet fremde Gäste!
So red't der g'meine Mann;
Da sach man, wie die Feste
Dahinden z'Willisau brann.
He, sie redtend us Übermut:
Die Schwizer wend wir töten,
Das jung und alte Blut!" ꝛc.

*) Zu leichterem Verständnis setzen wir die zitierten Stellen der alten Lieder in die e Orthographie, aber — wie wir ausdrücklich bemerken — ohne den Wortlaut zu verbern.

Gleichzeitige Chroniken meldeten nichts von dem Zuge des Herzogs nach Willisau, und deshalb mußte das Sempacherlied sich's gefallen lassen, der Unwahrheit bezichtigt zu werden. Neuere Forschungen nun haben erwiesen daß die Kunde des Liedes von dem Zuge des Herzogs nach jenem Städtchen und von dessen Verbrennung richtig sei, das Lied also besser unterrichtet war, als die Chronikbücher. Wenn nun das gleiche Sempacherlied vom Tode des Winkelried erzählt, der mit der Wucht seines Leibes den Seinen eine Gasse brach — es berichtet u. a.:

„Hiemit do tät er fassen
Ein Arm voll Spießen b'hend,
Den Sinen macht er ein Gassen,
Sin Leben hat ein End';
He, er hat eins Leuen Mut;
Sin mannlich tapfer Sterben
Was den vier Waldstätten gut.

Also begunde brechen
Des Adels Ordnung bald
Mit Hauen und mit Stechen.
Gott siner Seelen walt!
He, wo er das nit hätt getan,
Müßt mänger fromm Eidgnosse
Sin Leben verloren han!" —

wenn — sagen wir — das Sempacherlied den Helden mit seinem Namen erwähnt und seinen Opfertod schildert, so sind wir geneigt, ihm auch für diese Meldung Glauben zu schenken, um so eher, als die andern bekannten Umstände allein, die schwüle Hitze des Tages und die schweren Plattenharnische u. s. w., die plötzliche für die Schweizer so glückliche Wendung der Schlacht nicht hinreichend zu erklären vermögen.

Mit grimmiger Freude berichtet es nachher:

„Do kam ein Bot gar heimlich
Gen Österrich in das Land:
Ach, edle Frau von Österrich,
Ilwer Herr lit uf dem Land;
He, zu Sempach im Blute rot
Ist er mit Fürsten und Herren
Von Buren gschlagen z'tod.

In und um und uf dem Syn
Si der Herr erschlagen,
Das tun die, so nit hölder sin
Den Eidgnossen, von ihn' sagen.
He, ich setz aber ein andres dran:
Wär er daheimen blieben,
Ihm hätt niemand nüt 'tan!" ...

Und die letzte Strophe lautet:

„Halbsuter unvergessen,
Also ist er genannt.
Zu Luzern ist er gesessen
Und was gar wohl erkannt.
He, er was ein Biedermann;
Dies Lied er hat gemachet,
Als er ab der Schlacht ist kan!"

Zahlreiche Lieder umschwebten überhaupt die Banner der siegreichen Eidgenossen. Das älteste deutsche historische Volkslied, das bekannt geworden, verherrlicht ein Bündnis der Städte Bern und Freiburg vom Jahre 1243 indem es die beiden als Ochsen schildert, die gemeinsam auf einer Wiese weiden und in Eintracht den Füchsen und Wölfen trutzen. Den Gümmenenkrieg wider den benachbarten Adel (1331—33) feierten die Berner als Bärenjagd. Eine

telle aus dem Liede führen wir namentlich deshalb an, um eindrücklich zu achen, wie es hier im Süden den Schlössern der adeligen Herren erging. „Wie ld sich do der Bäre rach! Buchsen, Landshut er zerbrach, Eschi, Halten, chwenden, Strätlingen, Schönenfels er zerzart, nüt sich vor ihm erwahrt. üminon, Burg und Stadt, Mötzli gar zerbrochen hat. Ich glaub, daß manig us desselben warte!" Wie Reimchroniken folgten manche dieser Lieder den tapfen der Krieger. Später wurden in manchen Städten auch wirklich ganze eimchroniken geschrieben.

Prächtig in seiner stolzen Haltung ist ein Lied, das den schönen Sieg der erner über die ins Land eingefallenen Mordbanden englischer Söldner, r Gugler, preist, vom Jahr 1375:

„Bernerwaffen ist so schnell
Mit drin gefarbten Strichen.'
Der ein ist rot, der mittel gel,
Darin staht unverblichen
Ein Bär gar swarz gemalet wohl.
Rot sind ihm die Klauen,
Er ist swärzer denn ein Kohl,
Pris er bejagen soll.
Bern ist ein Haupt, in Burgunden ein Kron,
Fryer Städte ein mächtig Lohn.
Menglich sie lobt, wer hört den Ton,
Daß Bern si der Helden Saal
Und ein Spiegel überall,
Der sich bildet ohne Fahl (Fehler).
Alles dütsch Land soll sie prisen,
Die jungen und die wisen!
In wälschem Land mit wälschem Geband
Ist angeleit ein mächtig Reise weit und breit*).
Sie hand geschadt der Christanheit
Manig Jahr mit ihrer Heereskraft.
Niemand thät ihnen kein Leid;
Weder Papst noch Kaiser durft sie bestahn,
Holofernes Diener waren sie unterthan.
Die Engelschen allgemeine
Kamen über den Hauensteine.
In dem Land sie lagen.
Der Bär begond sie fragen,
Warum sie kämen in dies Land ...
Herr Mötzli, nu wehr dich, es thut dir not!
Zu Büren an dem Sturm
Von einem bösen Wurm
Der Graf von Nidau lieget tot**).
Der grise wise Bär ging zu Rat
Beide früh und spat:
„Pris und Ehre hab ich bejagt;

*) Ein großer Feldzug.
**) Er war von einem Pfeil der Gugler getroffen worden.

In dem Gefecht zu Wangen
Hab ich ihrer viel gefangen.
Do ich zu Laupen ehrlich facht,
Zerstört ich der großen Herren Macht.
Ich hab viel Städte und Burgen zerbrochen,
An den Finden mich dick gerochen.
Mag ich, ich rich das Laster
Der Engelschen noch faster!
Ich soll min Leben daran kehren;
Ich soll ihrer ein Teil zerstören!"
Der grimme Bär vor Zorn begond er wüten,
Sin Land und Lüt gar sicher wohl behüten
Mit Werfen und mit Schießen.
Ihn begond des Spiels verdrießen.
Mit Mordaxen und Hellebarten
Lag er uf den Warten.
Sin Find fand er zu Ins;
Denen gab er des Todes Zins ...
Herzog Ysso von Galis*) kam gen Frauenbrünnen.
Der Bär, der schrei: Du magst mir nit entrünnen!
Ich will üch slan, erstechen und verbrönnen!
Zu Engelland und zu Frankenrych
Die Witwen schrüwen all gelych:
„Ach Jammer, ach Weh!
Gan Bern soll nieman reisen meh!"

Wilder Kriegsmut durchpulst das Lied vom Sundgauerzug mit seinen Schlagreimen und seinem kecken Trommelrefrain: Bumperlibum aberdran heiahan wie die Lieder Veit Webers aus Freiburg im Breisgau auf die Schlachten von Grandson, Murten und Nancy.

Aber genug der Lieder aus dem Süden. Führen wir noch eines aus dem Norden an. Den bekannten sächsischen Prinzenraub**) besingt eine „Bergreihe" folgendermaßen:

„Wir wollen ein Liedel heben an,
Was sich hat angespunnen,
Wie's in dem Pleißnerland gar schlecht war bestallt.
Als sein jungen Fürsten geschah groß Gewalt,
Durch den Kunzen von Kaufungen, ja Kaufungen.

Der Adler hat uf den Fels gebaut
Ein schönes Nest mit Jungen,
Und wie er einst war geflogen aus,
Holete ein Geier die Jungen heraus,
Drauf wards Nest leer gefungen, ja gefungen.

*) Wales.

**) Kunz von Kauffungen, ein tapfrer Ritter und Hofmarschall, glaubte sich von den Kurfürsten Friedrich dem Sanftmütigen in seinen Ansprüchen für geleistete Kriegsdienst gekränkt und raubte, während der Fürst in Leipzig weilte, in der Nacht vom 8. Juli 145 dessen beide Söhne Ernst und Albrecht aus dem Schlosse zu Altenburg.

Altenborg, du feine Stadt,
Dich tät er mit Untreu meinen;
Da in dir warn all Hoflüt rauschend voll,
Kam Kunze mit Leitern und Buben toll
Und holten die Förſten ſo kleine, ja ſo kleine.

Was blaſt dich, Kunz, för Unluſt an,
Daß du ins Schloß nein ſteigeſt
Und ſtiehlſt die zarten Herren raus,
Als der Kurförſt eben war nit zu Haus,
Die zarten Förſtenzweige? ja Förſtenzweige.

Es war wol als ein Wunderding,
Wie ſich das Land beweget,
Was da uf allen Straßen waren för Leut,
Die den Räubern folgeten nach in Zeit,
Alls wibbelt, kribbelt, ſich bereget, ja bereget.

Im Walde dort ward Kunz ertappt,
Da wolt he Beeren naſchen,
Wäre he in der Haft ſtacken fortgeretten,
Daß öm die Köhler nit geleppiſcht hätten,
Het he ſie kunt verpaſchen ja verpaſchen.

Aber ſie worden öm weder abgejagt
Und Kunz mit ſinen Geſellen
Uf Grünhain in unſers Herrn Abts Gewalt
Gebracht und darnach uf Zwicka geſtallt,
Und muſten ſich lan prellen, ja prellen.

Darvor fiel ab gar mancher Kopf,
Und keiner, der gefangen,
Kam aus der Haft ganzbeinicht davon,
Schwert, Rad, Zangen und Strick, die warn ir Lohn,
Man ſach die Rümper hangen, ja hangen.

So geht's wer wider die Oberkeit
Sich unbeſonnen empöret,
Wer es nicht meint, der ſchau an Kunzen,
Sin Kop tut zu Freiberg noch herußer ſchmunzen
Und jedermann davon lehret, ja lehret.

Got tu den frommen Kurförſten alls guts
Und laß die jungen Herren
In keine Feindeshand mehr alſo kommen,
Geb auch der Frau Kurförſtin vel Frommen,
Daß ſie ſich in Ruhe ernähren, ja ernähren!"

Die Blüte des Volksliedes fällt in die Zeit der Reformation. Später ver-
r es ſich oft in den Niederungen des Gemeinen. Natürlich, daß Aufklärer
m Geſchmacke Nicolais das Volkslied nur verſpotten konnten. Aber Männer
it angebornem Verſtändnis für alles wirklich Poetiſche, wo es ſich auch fand,
hrten das verachtete Aſchenbrödel aus der Küche in den Königsſaal. Auch

hier verleugnete es seinen Ursprung nicht und sein Blick schweifte hinunter zum Tale mit den Hütten. Zum Wirksamsten, was Bach in seine herrlichen Passions-Oratorien eingeflochten, zählen anerkanntermaßen die Choralmelodien und manch dieser mit ewiger Jugend begabten Weisen traten ursprünglich mit Volksliedern ins Leben. Herder in seinen „Stimmen der Völker", Brentano und Arnim in „Des Knaben Wunderhorn", Uhland, Simrock u. a. m. ließen die Volkslieder zu Ende des achtzehnten und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts in Sammlungen hervortreten, und finden sich hier die Perlen auch vermischt mit viel leichtem Sand. Dichter wie Claudius, Goethe, Uhland, Eichendorff, Arndt, Hoffmann von Fallersleben, Scheffel, Geibel u. a. m. verdankten dem Eintauchen in das Jungbad der echten Volkspoesie nicht den schlechtesten Teil ihrer poetischen Bildung.

Mysterien und Fastnachtspiele.

Man kommt zu schaun, man will am liebsten sehn. Goethe.

Wo es etwas zu sehen gibt, da ist die Masse zu haben. Die Kleinen ahmen mit ihrem Spiel das Treiben der Erwachsenen nach, und in den Großen regt sich ein ähnlicher Drang. Sie wollen in Szenen, die das Leben abspiegeln, sich selber entfliehn und doch wieder sich selber finden, über sich hinausgehoben, mitunter auch unter sich hinabgezogen werden.

Aus dem Bedürfnis zu schauen und dem Bestreben ihm zu genügen, erstand im Mittelalter eine neue Gattung der Poesie: die der dramatischen Spiele.

Diese wirken nicht bloß wie die Musik durch das Ohr und wie die bildenden Künste durch das Auge, sie wirken durch zwei Sinne zugleich auf den Menschengeist ein. Lieder und Erzählungen zaubern Bilder vor das geistige Auge des Menschen, das Drama stellt sie vor sein leibliches Auge, Bild um Bild in beständiger Wandlung. Es spannt nicht bloß das Empfindungsleben, sondern reizvoll zugleich die Denkkraft. Das erklärt die momentan oft so merkwürdig lebhaften Wirkungen der Schauspielkunst, die freilich durch eine Reihe äußerer Umstände beeinträchtigt werden können.

Schon in den Reigen der alten Germanen bei Sonnwendfeiten und andern Feiern lag ein gewisses dramatisches Element: im Verbrennen des Winters (wie beim „Sechseläuten" in Zürich), im Begrüßen des Frühlings und andern Bräuchen.

Dramatische Elemente lagen dann in der Art, wie der Kultus der Kirche gestaltet ward. Orgelmusik und Wechselgesang, farbige Gewandung und

ennende Lichter, Zeremonien und Prozessionen, Blumenduft und Weihrauch-
olken, alles wirkte auf die Sinne und wirkte auf sie um so mächtiger ein, je
ngelhafter des Volkes Bildung geblieben war. Da wuchs denn allmählich aus
ch sinnenfrohem Kultus ein Etwas heraus, für das wir am raschesten eine
var nicht völlig zutreffende) Vorstellung erwecken, wenn wir bloß zwei Namen
nnen: Oberammergau und (für die Schweiz in den letzten Jahren)
elzach. Von deren Passionsspielen haben alle schon etwas gesehen oder
hört.

Den Anfang damit machten die Geistlichen an den hohen Festen der Kirche.
eim Vorlesen der Leidensgeschichte in der Karwoche begannen sie die Rollen
r Sprechenden unter sich zu verteilen, dann diese Rollen selbständig zu gestalten,
nd nun war zum Auftreten in entsprechendem Kostüm und zur dramatischen
:weiterung des Ganzen nur noch ein Schritt. Aus der kirchlichen Osterfeier
wuchsen die Auferstehungs- und aus der Feier der Geburt Christi die
Weihnachtsspiele. Und dies nicht bloß in deutschen Gauen, vielmehr im
nzen Abendlande. Sie bekamen den Namen „Mysterien", von mysterium
Geheimnis), weil sie die Geheimnisse der Erlösung vorführten, oder vielleicht von
inisterium (heilige Handlung), auch ludi (Spiele). Die meisten Stoffe lieferte
s Alte Testament, andere das Neue mit seinen Erzählungen und den Gleichnissen
s Herrn. Andere flossen aus Legenden, wie Mariä Himmelfahrt, die Auf-
ndung des Kreuzes, St. Dorothea, St. Katharina, St. Georg ꝛc., aus der
rchengeschichte das Spiel von Frau Jutten, d. i. der Päpstin Johanna.

Erst war die Sprache überall das Latein. Doch wurden bald auch
eutsche Gesänge eingeflochten, wie die Klage der Maria unter dem Kreuz,
B. wie folgt:

„O weh, Tod, diese Not könntest du wohl enden, wenn du von dir her
mir deine Boten wolltest senden: O weh der Leiden, der Tod will uns scheiden:
od, nimm uns beide, daß er nicht alleine zum Jammer von mir scheide.
erzenskind, deine Augen sind dir so gar verblichen. Deine Macht und deine
raft ist dir so gar entwichen. O weh, lieber Sohn mein! O weh der großen
arter dein! O weh, wie jämmerlich du hängest, weh, wie du mit dem Tode
ngest! O weh, wie bebet dir dein Leib! O weh, was soll ich armes Weib, seit
dich, liebes Kind mein, leiden sah so große Pein! Des sticht mich zu dieser
tund ein Schwert durch meines Herzens Grund. Simeonis grimmig Schwert
t mich wohl gefunden; reichlich ist mir Pein gewährt in diesen selben Stunden.
ch liebes Kind, sprich mir doch zu ein Wort, ob ich deine Mutter bin! Ach, er
an nicht, er ist dahin. Ach du harter Kreuzesbaum, wie du deine Arme hast
ctan, wovon ich großen Jammer han. Ach wüßtest du zu dieser Statt, was
an an dir zersperret hat, du tätest deine Arme zusammen sint (alsbald) und
ßest ruhen mein liebes armes Kind." Johannes führt die klagende Mutter
n dem Kreuze des Sohnes weg; aber kaum ist sie entfernt, so ruft der
rr: „Eli Eli lamah asabthani", und es ist von fast erschütternder Wirkung, wie
Mutter nun aufschreit: „O wehe, ich höre einen Ruf — das war mein Kind

Jesus, der in seinen Ängsten rief!" und wie sie nun zum Kreuze zurück eilt, um auszuhalten bis zum Consummatum est.

Ein deutsches Lied vom Kindelwiegen, das bis auf unsere Zeiten gekommen und in einem Weihnachtsspiel gesungen worden, lautet:

„Maria: Joseph, lieber Vetter mein, hilf mir wiegen das Kindelein, daß Gott mög dein Lohner sein im Himmelreich, das Kind der Maid Maria!

Joseph: Gerne, liebe Muhme mein, ich helf dir wiegen das Kindelein daß Gott mög mein Lohner sein im Himmelreich, das Kind der Maid Maria!"

Aber immer glänzender wurden die Spiele gestaltet, immer mehr Mitwirkende traten auf; die Geistlichen reichten nicht mehr aus.

Zahlreiche Rollen wurden von Laien übernommen. Damit verloren die Vorführungen mehr und mehr ihren alten Charakter, ihren würdigen Ernst; komische Elemente drangen ein und gestalteten die Handlungen derart um, daß sie nicht mehr ins Gotteshaus paßten. Sie traten hinaus auf die Plätze der Stadt oder auf den grünen Wiesenplan. Sie wuchsen den Geistlichen über den Kopf und wurden zu Volksbelustigungen. Von den Laien geleitet und durchgeführt, mischten sie Spott gegen die Geistlichen ein. Ihre Komik war meist von niedrigster Art; Gebrechen des Leibes, Karikaturen, Unanständigkeiten, Schelten und Fluchen, fremde Sprachen, Mißverständnisse, Aufschneidereien, am liebsten immer wieder wie im Kasperle-Theater Schlägereien und Prügel mußten auf marschieren, sagten dem Geschmacke der Masse zu. Vor heiligen Handlungen und Gestalten machte der Witz nicht Halt. Nicht einmal Joseph, der Gemahl der Maria, auch nicht die Apostel wurden geschont. Um nur eins zu erwähnen: Joseph geriet in Streit mit seinen zwei Mägden und bald setzte es Schimpfen und Schläge. Johannis und Petri Gang nach dem Grab ward als Wettlauf behandelt. Natürlich mußten vor allem die Juden und überdies die Teufel herhalten. Der Krämer, bei welchem die drei Marien die Spezereien einkaufen, ward als Quacksalber dargestellt, ward von seinem Knechte betrogen und prügelte sich mit seinem Weib. Mit einer Wage prüfte Judas das empfangene Blutgeld. In einem Spiel in Luzern sangen die Juden bei Anfertigung des goldenen Kalbes: „Sind fröhlich, sind fröhlich all Dem nüwen Gott mit rychem Schall. In cordis mambre jubilo, Hebron, lehem, lo lo lo, Paternoster, Pirenbitz In dem Namen Taberitz, Taberitz und Isaak, Isaak und Abraham, Abraham und Kickrion, Kickrion und Schlachisschloß, Schlachisschloß und schwinin Fleisch Trib den Juden us den Schweiß Und ist ihnen viel zu feiß!" ꝛc. „Die Teufel sollen starke Personen sein und auch starke Stimmen haben," lautet eine Luzerner-Regel. „Ratsherr Ratzenhofer bittet mine gnädigen Herren um den Tüfelstand. Ist ihm hiemit verwilliget in Ansechen siner Person." Zogen die Geister der Hölle sich zurück hinter ihren Verschlag, machten sie oft von da aus noch einen großen Lärm mit Mörsern, Pfannen und Hafendeckeln ꝛc.

Den Aufzeichnungen Cysats in Luzern, wo bis weit ins siebenzehnte Jahrhundert hinein alle fünf Jahre von der Gesellschaft der „Bekrönung unseres Herrn" ein umfangreiches Passions- und Osterspiel aufgeführt wurde, sind über

stüm und Ausstattung die genauesten Regeln zu entnehmen. Adam
ßt es da — soll haben ein ziemlich lang Haar, nicht grau noch schwarz, und
en kurzen Bart. Eva als ein jung Weib mit schönen langen offenen Weiber-
ren. Maria züchtig und demütiger Gebärden, das Gewand ein weiß Unter-
d oder einer Klosterfrauen Rock, darüber ein blau seidener Mantel, weiße
rümpfe und Schuhe, über dem Haar ein „Schein". Der Philosoph trägt eine
ille auf der Nase. Magdalena setzt ihren Gästen „Küechlin" vor. Die Hirten
Bethlehem sitzen um einen Napf mit „Nidlen". Die Schlange geht im Anfang
frecht. Nach dem Sündenfall kriecht sie der Hölle zu. Die Kleider der Juden
d mit den Bildern von Sonne, Mond und Sternen und mit hebräischen Buch-
ben besetzt. — Auf der Weide zu Sichem spielten Josephs Brüder Sackpfeife,
ummscheit, Geige, Flöte und „das
zerne Gelächter". David schleuderte
n Goliath ein mit Blut gefülltes Ei
die Stirne. Beim Tode des Erlösers
g aus einer Höhlung am Kreuz eine
ißе Taube. Den Schächern zogen
gel und Teufel die Seelen heraus in
stalt einer Puppe und eines schwarzen
chhorns. „Judas soll sin Rüstung han
n henken, ein gerupften lebenden
hnen im Buosen, als figs sin Seel."
e Gebärden waren grotesk und bei jeder
legenheit wurde Feuerwerk losgelassen.
In seiner lehrreichen Jugendgeschichte
ldet Felix Platter aus Basel (1546):
Man „hult" das Spiel Paulus Be-
hrung auf dem Kornmarkt, so
lentin Boltz gemacht. Ich sah zu am
khaus an der Hurtgassen. Der Burger-
ister von Brunn war Saulus, der
lthasar Han der Herrgott, in einem
den Himmel, der hing oben am „Pfuwen", woraus der Strahl schoß, eine
rige Raketen, so dem Saulo, als er vom Roß fiel, die Hosen anzündet. Der
dolf Fry war Hauptmann, hatte bei hundert Burger, alle mit seiner Farb
getan, unter seinem Fähnlein. Im Himmel macht man den Donner mit Fassen,
voll Stein umgetrieben waren."

Initiale B aus einer Handschrift „Davidis Psalmi" aus dem dreizehnten Jahrhundert. (In der Königl. hof- und Staatsbibliothek in München.)

Die Bühne bestand an manchen Orten aus drei Stockwerken, oben der
mmel, unten die Hölle und dazwischen der Wohnplatz der Menschen, um die
Himmel und Hölle stritten. Die Szenerien brauchten nicht gewechselt zu
rden. Wie auf einer Landkarte lagen die Orte nebeneinander, das Paradies
Gebüsch im Innern, später zugleich der Jagdgrund Esaus, der Sinai auf
er Erhöhung, hier Bethlehem und dort Ägypten ꝛc.

Manche Spiele dauerten drei, vier Tage und beschäftigten zweihundert dreihundert Darsteller. Vor der Aufführung Prozession und Hochamt. Dann Eröffnung mit Prolog, Gesang und Musik. Am Ende dann ein Epilog und oft in der Kirche eine Abdankung.

Die Heimat der geistlichen Spiele liegt im Süden. Das älteste bekannte deutsche Osterspiel stammt aus dem Kloster Muri im Aargau und ist in den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts zurückzudatieren. Seine Haltung ist ernst und würdig, die Handlung dramatisch bewegt und die Sprache zeigt noch höfische Feinheit. Das älteste deutsche Weihnachtsspiel liegt in einer St. Galler Handschrift des vierzehnten Jahrhunderts vor. Es schickt schon eine Art prophetischen Vorspiels voraus, wo Gestalten des Alten Testaments weissagend auf den Erlöser hindeuten.

Wir erwähnen bloß noch ein Spiel, das historisch besonders berühmt geworden. 1322 führten zu Eisenach am Fuße der Wartburg Bettelmönche das Spiel von den klugen und törichten Jungfrauen auf, und unter der Zuschauern saß auch der Landgraf Friedrich von Thüringen. Als nun die Törichten, nachdem sie sich mit Ball- und Brettspiel vergnügt, geschmaust und geschlafen, die Stunde verläumt hatten und zurückgewiesen worden, als selbst die Bitten der Jungfrau Maria nichts ausgerichtet und die Verstoßenen herzbrechende Klagen angestimmt: „O weh und aber weh, wenn ich Jesum Christum nun und nimmer seh!" — da ward der Landgraf zornig und sprach: „Was ist denn der Christenglaube? Will Gott sich nicht über uns erbarmen um der Bitte Marien und aller Heiligen willen?" ging zur Wartburg, verfiel in Schwermut, wurde vom Schlage gerührt, lag noch drei Jahre darnieder und starb. Die Päpstin Johanna dagegen im Spiel von Frau Jutten und der Priester Theophilus, der sich dem Teufel verschrieben, wurden durch die Fürbitten der Jungfrau Maria der Verdammnis entrissen.

Am Hofe des Kaisers Barbarossa war einst in lateinischer Sprache mit Gesang und Musik das Spiel vom Antichrist aufgeführt worden, das mit hoher Symbolik und gewandter Erfindung die ernsten Gedanken von Kaiserherrlichkeit und Reichshoheit illustriert. Mit dem Antichrist, den wir schon im Muspilli getroffen, hat sich überhaupt das Mittelalter viel beschäftigt. Aber später wurde er spaßhaft genommen, satirisch umgebildet, zur Verspottung der Geistlichen verwandt und als Herrscher der Fastnacht dargestellt.

Das führt uns noch auf die Fastnachtspiele. Da wir aber nicht gesonnen sind, diesem leichtfertigen jüngern Brüderlein der Mysterien in jeden Sumpf hinein zu folgen, so sei es in unserem Buche kurz abgefertigt. Es ist allenthalben bekannt, was die Fastnacht zu bedeuten hatte. Vor dem Beginn der vierzigtägigen Fasten der katholischen Kirche, am Aschermittwoch, wollten die jungen Leute sich noch austoben. Maskierte Banden zogen von Haus zu Haus, ihr Mütlein zu kühlen. Eine Bewirtung zu erhalten oder einfach sich auszutollen, führten sie kleine Spiele auf, gaben sich als Narren und hänselten die Leute, wie da und dort noch heute geschieht. Diese Spiele trieften aber derart

on Schlamm, daß wir kein weiteres Wort über ihren Inhalt verlieren mögen. Daß die Bauern darin sehr schlecht wegkamen, kann uns ebensowenig gefallen.

Zur Charakteristik sei bloß noch mitgeteilt, was ein Hans Stockar von Schaffhausen in seinem Tagebuch zum Jahr 1527 von einer fünftägigen Fastnacht erzählt, die dem Hegauer Adel zu Ehren in jener Stadt am Rhein abgehalten wurde: „In dieser Faßnacht gab es viel trunkner Lüten, der Fremden und der Burgeren. Und do si ainweg zugend, gab man ihnen das Glat (Geleit) vor das Tor und rittend si all voll Win ainweg und hattend etlich Bletz ab der Kaisen abgefallen und hattend kain größer Kurzweil, dann daß si ainanderen voll Win machtend und groß Spil tetend und tanztend und ainanderen brachtend in Geld und mit hübschen Frowen und also hatt' Pilatus und Herodes ainanderen lieb. Uf die Zit hat man ain Spil hie, fürt ain Frewlin den Bapst, Kaiser, Küng und all Stend am Narrenfail(-feil), ietlichen in sim Statt, und was si der Kaiser, und hatt ain ietlicher ain Narrenkappen." Es war Zeit, daß ein Neues werde. Temperenzvereine hätten auch Arbeit gefunden.

Erzähler und Lehrdichter.

Wollt ihr in meinen Kasten sehn?
Des Lebens Spiel, die Welt im Kleinen,
Gleich soll sie eurem Aug' erscheinen!
Doch dürft ihr nicht zu nahe stehn.

Schiller.

Daß in dieser Periode, wo der Kreis der Poesie durch eine neue Gattung bereichert wurde, die Epik vollständig abwirtschaftete, haben wir oben schon angedeutet. Im Heldenbuch Kaspars von der Roen und andern Sammlungen wurden die alten Paradeter einheimischer und fremder Sagenstoffe wieder aufgezäumt. Aber sie waren — man verzeihe das Bild! — zu Kleppern geworden. Die Epen wurden derart gestutzt und verkürzt, daß gerade das, was an ihnen wahrhaft poetisch gewesen, wegblieb. Sie wurden langweiliger, als erlaubt ist. Der Geist war von ihnen gewichen.

Dafür gediehen nun Erzählungen volkstümlicher Art: Fabeln, Satiren, Novellen. Ein Erzeugnis namentlich dürfen wir lobend anerkennen, nach Gervinus die einzige wahrhaft erfreuliche Erscheinung der ganzen Epoche, eine Fabelsammlung, Boners „Edelstein".

Ulrich Boner war Predigermönch in Bern und lebte zur Zeit der Schlacht bei Laupen; er ist nachgewiesen von 1324—49. Er entstammte einem Geschlecht, das noch jetzt im Lande verbreitet ist. Seine Sprache ist die alte Berner Mund-

art, urwüchsig, volkstümlich, reich an Sprichwörtern, an den alten Freidank erinnernd. Seine hundert Erzählungen, von ihm „Bischafte" geheißen, sind nach dem Lateinischen bearbeitet und „dem ehrwürdigen Manne, Herrn Johann von Ringgenberg (am Brienzersee) gewidmet," der als ernster und wohlgesinnter Minnesänger bekannt ist. „Mein Büchlein mag füglich der Edelstein heißen," sagt Boner, „denn es trägt einen Schatz kluger Fabeln in sich und erzeugt guten Sinn, wie aus dem Dorn die Rose sprießt. Aber nur der Erkenntnis wird er kund."

Die meisten der Fabeln sind die allbekannten vom Wolf und Lämmlein am Bache, von der Stadtmaus und Feldmaus, Grille und Ameise, Frosch und Ochse, von dem Magen und den rebellischen Gliedern, Wind und Sonne ꝛc. Die erste berichtet vom Hahn, der statt des gesuchten Gerstenkorns einen Edelstein findet, ihn aber als wertlos liegen läßt, und von hier weg sind alle Nummern an den Faden eines bestimmten Zusammenhangs aufgereiht.

Jede ist mit der beliebten moralischen Nutzanwendung ausgestattet, wie das folgende Beispiel zeigt, das zugleich als Sprachprobe dienen mag: Von einem vrösche und einer miuse.*)

Ein vrösch zu einer miuse sprach
alrêrst do er si an gesach:
„got grüez dich, trût gespile mîn!
stæt sol unser vriuntschaft sîn!"
diu mûs den weg nicht mochte hân,
daz hâte ein vliezend bach getân.
„ich wil dir helfen, samir got!"
sprach der vrösch „ân allen spot,
daz du wol kumest in din hûs."
an sinen vuoz bant er die mûs
mit einer snüere, daz beschach.
der vrösch zuo der miuse sprach:
„ich wil dich lêren swimmen wol
(untriuwen was sîn herze vol)
sô macht wol komen in din hûs."
„wol hin!" sprach diu tumbe mûs.
der vrösch bald in daz wazzer vlôch,
an dem vuoze er nâch im zôch
die mûs; er wolt sich senken
und sinen vriunt ertrenken.
diu mûs strebt ûf, der vrösch zôch nider,
daz er gelobt, dâ tet er wider,
sîn triuwe er an der miuse broch.
ein küener wige daz ersach
und schiet den argen krieg alsô,
daz er si beide machte unvrô.
die mûs er in die klâven vieng,
der vrösch vast an der snüere hieng,
da er sich hât verstricket in.
ir beider leben was dâ hin:
er liez si vallen ûf daz graz,
vil balde er si beide vraz.

Folgt die Moral:

Im selben groubet dicke ein man,
und wænt eim andern groubet hân.
(Sich selber schadet oft ein Mann und wähnt einem andern geschadet zu haben ꝛc.)
an untriwe, wa diu vür gât,
ein guotez ende selten stât.
wô wort und werk sint ungelich,
der mensch wirt kûm an êren rîch.
wô diu jung mit trügenheit
verbirgt des herzens valschekeit,
vil kûme sich wîp oder man
vor dem valsch gehüeten kan.
hæte der vrösch dâ nicht betrogen
die mûs, und als værlich gelogen,
sô möcht er vil wol sîn genesen.
geschant al velscher müezin wesen!
(Zu Schanden müssen alle Betrüger werden.)

*) Für die Aussprache wolle sich der Leser bloß merken, daß „iu" wie „ü" zu lesen ist

Die meisten dieser Bonerschen Fabeln sind von einem leisen Humor an-
ehaucht oder geradezu Schwänke. Exempel:

Ein junger Geistlicher bildet sich viel ein auf seine Stimme. Einst steht
r wieder vor dem Altar und singt über die Maßen laut. Eine Frau bricht in
eftiges Weinen aus. In dem Wahn, sein Gesang habe sie so gerührt, redet
er Priester ihr freundlich zu und fragt, ob er nochmals singen solle. Nein, ent-
egnet sie, sie habe vor kurzem ihr liebes Eselein verloren, und nun mahne
e sein — des Priesters — Geschrei allzusehr an des Esels Stimme. Oder:

Ein Ritter sandte seinen törichten Sohn zum Studium der Theologie nach
Paris. „Er fand da der Gesellen viel, die alle übten Narrenspiel. Zu Paris
bt er manchen Tag; doch kleiner Weisheit er da pflag. Sein Zehrung war
nmaßen groß, was seinen Vater sehr verdroß." Die Heimkehr des Studenten
ürdig zu feiern, lud der Edelmann Bekannte und Verwandte zu einem Freuden-
ahl ein. Aber neben der Zimmertür hing in einer Öffnung ein „kuozagel" (ein
uhschwanz) zum läuten. Da sagte der heimgekehrte Sohn: Mich wundert, wie
e Kuh durch das Loch gekommen und nur der Zagel zurückgeblieben! Als sich
e Gesellschaft im Garten erging, betrachtete der „törechte schuolpfaffe" den
Mond, und seine Freunde freuten sich, etwas von astronomischer Weisheit zu
ernehmen. Da wunderte sich der Unglücksrabe, wie doch der Mond jenem
ndern, den er in Paris gesehen, so ähnlich scheine.

„Wer von Natur ist unbesinnt
Und minder Witz hat denn ein Kind,
Den mag die Schule zu Paris
An Sinnen nimmer machen wys.
Ist er ein Esel und ein Gauch,
Zu Paris bleibt er's wahrlich auch!" ꝛc.

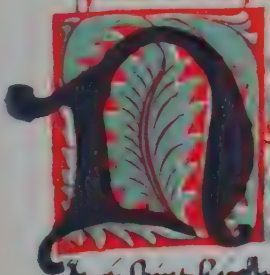
Boners Edelstein war das erste illustrierte deutsche Buch, das im Druck er-
hien (1461).

Immer neue Gönnerschaft fand die Tiersage. Zu den Grundzügen
s deutschen Wesens gehört eine derbe Ehrlichkeit, die sich vor List und
ige scheut, und in dem Fuchs des Tierepos konnte Lug und Betrug gebrand-
arkt werden. König Nobel ist eine der drolligsten Figuren, die je ein Dichter
schaffen hat, und sein Hof und Reichstag sind seiner würdig. Am Ausgange
s Mittelalters wurde der Reinecke Fuchs aus dem Holländischen ins Platt-
utsche übertragen (Jt geschach up enen pinkstedach etc.) und durch die zweite
eichte des Fuchses bereichert. Da zieht der Erzschalk ein hären Gewand an,
rwendet Stab und Muschelhut und redet von Wallfahrten, um leichter zu
uschen, und der Priester, Grimbart der Dachs, fordert für seine zahllosen Ver-
echen die Buße von ihm, dreimal über ein Reis zu springen und es zu küssen,
solviert ihn dann und mahnt ihn zum Schluß, ja recht fleißig die Kirche zu
uchen und die Horen zu singen, — wuchtiger Spott über die Ohrenbeichte, die
erkheiligkeit, den Ablaßmißbrauch. Die Deutschen wurden es endlich müde,
n den Welschen jenseits der Alpen nur immer zum Narren gehalten zu werden.

„Wir gefallen uns alle selber wohl; drum ist das Land der Narren voll" hatte der alte Freidank gesagt. Freilich — an Narren fehlte es nicht, und mehr als ein Volksfreund mühte sich redlich, ihrer weniger werden zu lassen. Endlich unternahm es ein Dichter frischweg, nicht weniger als hundertunddreizehn Narren

Sebastian Brant.
(Nach einem Holzschnitt von S. Stimmer.)

Hie hept sich an Ein güte ler von der geistliche
bilgerschafft vrsprünglichen genomen vss den wor-
ten Sancti pauli als Er spricht adhebreos an dem xiij
Capittel wir habent hie kein plybende statt Sunder
wir suchen Ein künftige vnd hat dise ler gepredigt
Ein ge hochgelerter doctor göttlicher kunst vn vast
gelaublich wirdig jnsemer ler genant doctor Johes
göler vo keisersperg.



Wir seint hie jndisem jamertal nit anders dan als bilg
vnd als fremd herkomenden, die hie kein belybende
stat habend, sund' stetes für faren zü komende jn vns
heymet vnd vatt' land. das ist in das himelrych, dz
haltet in vnser kristelicher glaub/ Got der her. der do
reicheit von end zü end von welt zü welt. von ewikeit
zü ewikeit, do der beschüff alle ding. Adam vnd Eua
sacz jndz paradys. vnd sie das gebott gottes brachen.
da wurde sie dar vss getriben jndz jamertal ellend-
glich vnd verstossen vff dis erterich/ wer Adam vnd
Eua nit geuallen jn vngehorsam jnder vbertrettung
des gebott gottes vnd beliben in der ersten vnschuld
So hetten sye vnd wir alle gar güt. vnd pald volfürt

Handschrift der Predigten Geilers von Kaisersberg aus dem fünfzehnten Jahrhundert.
(Nach dem Exemplar in der Fürstlich Fürstenbergschen Hofbibliothek zu Donaueschingen.)

auf einem Narrenschiff nach Narragonien auszuführen: Büchernarren, Modenarren, Geiznarren, grobe Narren, Kinderverzieher, Gotteslästerer, böse Weiber und Genossen. Wie die Bibel zählte er zu den Narren auch die Bösen. Und freilich — der Gottlose ist betrogen. Sebastian Brant, so heißt der Dichter rechnet humorvoll sich selber mit. Er sagt:

„Den Vortanz hat man mir gelan,
Da ich ohn Nutz viel Bücher han,
Die ich nit lies und nit verstahn.
Die Ohren sind verborgen mir:
Man sach jumst eines Müllers Tier!

Das Buch erschien 1494 in Basel, war mit derben Holzschnitten geziert und wurde bald in alle europäischen Sprachen übersetzt. Geiler von Kaisersberg, der berühmte Prediger am Straßburger Münster, von Geburt ein Schweizer, benutzte die Abschnitte des beliebten Buches sogar als Texte für seine Predigten.

Brant war ein Straßburger, wirkte als Lehrer der Rechte in Basel, verließ aber die Stadt, nachdem sie schweizerisch geworden war (1501), wirkte in Straßburg als Syndikus und dann als Kanzler, bis er, 64jährig, starb (1521). Den Papst befehdete er nicht; er war aber nicht blind gegen die Schäden der Kirche und ahnte die Krisis, der diese schnell entgegentrieb. Davon zeugt u. a. die Stelle:

Titel von „Brants Narrenschiff" aus dem Jahre 1500.

„Sankt Peters Schifflin ist im Schwank;
Ich fürchte seinen Untergang.
Die Wellen schlagen allsit dran;
Es wird viel Sturm und Plagen han."

Die Sprache Brants ist ungeschlacht und ohne Gefühl für Wohllaut und Stil. Poetisch daran ist nichts als der Reim. Aber er blieb ein Liebling des Volks.

Volkstümlich waren auch die Priameln (von praeambulum, Vorspiel), lehrhafte, mitunter derbwitzige Sprüche mit vielen Vordersätzen und einem Nachsatz. Beispiel:

„Wer einen Raben will baden weiß und darauf legt seinen ganzen Fleiß und an der Sonne Schnee will dörrn und allen Wind in einen Kasten sperrn und Unglück will tragen feil und Narren binden an ein Seil und einen Kahlen will beschern — der tut auch unnütz Arbeit gern." Oder: „Ein böhmisch Mönch und schwäbisch Nonn, Ablaß, den die Karthäuser hon ein polnisch Brück und wendisch Treu, Hühner zu stehlen Zigeuner Reu, der Welschen Andacht, Spanier Eid, der Deutschen Fasten, köllnisch Maid, eine schöne Tochter ungezogen, ein roter Bart und Erlenbogen Für diese dreizehn noch so viel, gibt niemand gern ein Pappenstiel."

Geiler von Kaisersberg.
Nach dem Gemälde von H. Burgkmair, 1496.

Zu Zunft- und Familienfesten traten mitunter Spruchsprecher in Amtstracht auf, mit einem geschmückten Stab in der Hand.

Aber beeilen wir uns zum Schlusse zu kommen und dem Mittelalter Valet zu geben. Nicht als ein Werk der Poesie, sondern seiner historischen Merkwürdigkeit wegen erwähnen wir hier noch ein „Rittergedicht", den „Teuerdank". Keinem geringern als Kaiser Maximilian I. hat er sein Dasein zu verdanken, dem so rätselhaft eigenartigen, temperamentvollen, phantastisch lebendigen „letzten Ritter". Daß Maximilian die alten Poesien liebte, haben wir schon beobachten können. Eine „Gudrun" kännten wir nicht, hätte er das Werk nicht abschreiben lassen. Aber er wollte nicht bloß Verehrer, er wollte der Held von Gedichten sein, und so rief er in Reimen den „Teuerdank" und in Prosa den „Weißkunig" ins Leben und stattete die Werke mit künstlerischer Verschwendung aus. Der Teuerdank! Das wird einer sein, der auf „Teuerliches" denkt, und freilich: wie Maximilian um die Königin Ehrenreich wirbt, um Maria von Burgund, erzählt man uns da

und wie Unfalo, Neidelhart und Fürwittig den Helden aufhalten, aber überwunden werden. Nicht die Musen sind dem steifen allegorischen Werke zu Gevatter gestanden, aber die Geheimschreiber Pfinzing und Treizsauerwein.

Im Todesjahr Karls des Kühnen erschienen „Parzival" und „Titurel" noch im Druck, aber nachher nicht mehr. „Herzog Ernst" und „Tristan" blieben frisch, weil sie in Prosa aufgelöst wurden. Die Prosa bekam immer mehr Bedeutung. Von ihr denn noch ein kurzes Wort und besonders von den Mystikern.

Die Mystiker.

Der Wind bläset, wo er will, und du höreſt ſein Sauſen wohl; aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt. Alſo iſt ein jeglicher, der aus dem Geiſt geboren iſt.
Joh. 3, 8.

Im Streben nach Macht und Weltherrlichkeit war die Kirche veräußerlicht, waren die Massen in Gottentfremdung, in Aberglauben und Roheit versunken. Aber auch in solchen Zeiten dürstet die Seele nach Gott, nach dem lebendigen Gott, und mit Recht sagte einer der alten Väter, sie sei eine geborene Christin. So suchten auch im ausgehenden Mittelalter die edelsten Geister auf verschiedenen Wegen Gott nahe zu kommen, mit bewunderungswürdiger Energie die Offenbarungswahrheit zu erfassen und zu verarbeiten, die einen mit dem Kopf und die andern mit dem Herzen.

In dem Bestreben, die Dogmen der Vernunft einleuchtend zu machen, hatten die Männer der Scholastik Gebäude von Einteilungen, Erklärungen und Beweisen aufgerichtet, die Staunen erregen, die, den gotischen Domen ähnlich, mit kühn durchbrochenen Steinwänden, Säulenbündeln, Spitzbogengewölben, Türmen und Türmchen in die Höhe streben, die uns aber auch anstarren mit unheimlicher Kälte. Denn hatten die Baumeister dem toten Steine Leben eingehaucht, so verwandelten die Scholastiker das Leben zu Stein.

Aber das Leben forderte sein Recht, und dazu verhalfen ihm vor allem die Mystiker, erst Meister Eckhart und dann die beiden Dominikaner Tauler (1290—1361) und Suso (1295—1366) und der geistesverwandte Thomas a Kempis, d. h. von Kempen bei Krefeld (1380—1471).

Der Kern der Mystik ist die Anschauung, zu der man im „hohen Liede Salomonis" das poetische Bild fand, daß die Seele des Menschen eine Braut Gottes sei, und die Mystiker schilderten die Stufen, auf denen sie zu ihrem Bräutigam emporsteige. Sie soll, von allem Irdischen los, ein Geist mit Gott sein. Sie

soll durch die Gnade werden, was Gott ist von Natur; sie soll sich gewissermaßen in Gott verwandeln. Diesen Vorgang nannte Meister Eckhart „die Vergottung der Seele" und suchte ihn faßlich philosophisch zu begründen. Tauler nennt ihn „Armut", Suso „Gelassenheit" (von: „sich lassen." d. h. sich in Gott versenken), und es fassen ihn alle Mystiker so, daß in ihm alle Gebrechen abfallen, alle Bilder verlöschen sollen, bis auf das gnadenreiche Bild unseres Heilandes, in dem die Einheit des Menschen mit Gott natürlich und urbildlich zur Erscheinung gekommen. „Ein gelassener Mensch muß entbildet werden von der Kreatur, gebildet werden mit Christo und überbildet in die Gottheit." „Herr, mein Gott, nimm alles von mir, was mich abwendet von dir! Gib alles mir, was mich fördert zu dir! Nimm mich mir und gib mich ganz zu eigen dir!" pflegte der Einsiedler Niklaus von der Flüe, in dessen Wesen das Blut der Mystiker pulste, der mit den „Gottesfreunden" Fühlung hatte zu beten.

Aus der Tiefe des deutschen Christengemüts war die Mystik aufgestiegen, auf das Volksgemüt wollte sie wirken und deshalb schrieben die Mystiker nicht wie die Theologen der Scholastik Latein, sondern deutsch und predigten deutsch. In der Sprache des Volkes redeten sie dem Volke zu Herzen und in einer Zeit, da die Bäche der Poesie in Wüsteneien verdunsteten oder in Sumpf und Moor verkamen, begannen in Predigten, Briefen, Erinnerungen, Erbauungsschriften die Wasser geistlicher Prosa das Land zu durchziehn, so lebhaft so lauter, daß noch späte Geschlechter sich daran erquicken. Weil es den Männern ernst war, „was zu sagen", um so mehr, als die Kirche das Volk oft im Stich ließ, ganze Städte und Länder mit dem Bannfluch belegte, weil der Geist die Männer trieb zu reden, redeten sie mit neuen Zungen, flossen ihnen die Worte, die Bilder, wie das Volk sie verstand, von selber zu, und sie durften wie später ein Luther sprachschöpferisch wirken.

Da unser Geschlecht von den Mystikern meist nur ganz verschwommene Vorstellungen hat, mischen wir uns gern eine Weile unter die Tausende, die der Predigt des Bruders Tauler lauschen. Besser als Absprechen ist Verstehen. Als Tauler nach zwei Jahren stiller Sammlung wieder einmal in Straßburg predigte, stürzte ein Mann aus den Zuhörern wie tot nieder, eine Nonne wurde ohnmächtig aus der Kirche fortgetragen und etwa vierzig Menschen saßen auf dem Kirchhofe betäubt und starr und kamen nur langsam wieder zu sich. Tauler wirkte als rechter Evangelist. — Seine Rede ergießt sich gleichmäßig still ohne reißende Bewegung; innerlich energisch, aber sanft und gelassen strebt sie ihrem Ziele zu. Für viele Begriffe muß der Prediger das deutsche Wort erst bilden und tut es mit Glück. Auf die verschiedenste Weise, immer wieder neu, verficht er seine Forderung vom „Entwerden":

„Gott der Herr verbirgt sich vor den Menschen, die mit den Kreaturen beschäftigt sind und die sich um den Verlust irdischer Dinge und Kreaturen bekümmern. So aber der Mensch sich von den Kreaturen kehrt, um Gott zu finden, offenbart sich Gott selbst den Menschen. Ihr wollt Gott und die Kreaturen alles miteinander haben und das ist unmöglich. Lust Gottes und Lust der

Kreaturen, und weinteſt du Blut, das kann nicht beieinander ſein. Ich ſage dir in Wahrheit, die Gott ſelber iſt: Sollſt du ein Menſch werden nach dem Willen Gottes, ſo müſſen alle Ding in dir abſterben, darum und daran du haſteſt; es ſei an göttlicher Gnade, es ſei an den Heiligen, es ſei an den Engeln und dazu an alle dem, was dir zumal tröſtlich wäre nach geiſtlicher Begierde, das muß alles ab ſein. Soll Gott wahrlich und lauterlich in dir wirken ſein adliges, göttliches Werk, ſo mußt du ledig und frei und unbekümmert von alle dem ſein, was dir Troſt außer Gott eintragen mag. Ein geiſtlicher Menſch ſollte alleſehr begehren nach Gott, daß er ſeiner ſelbſt und aller Kreaturen vergäße, wie man ſieht, daß die Liebhaber der Welt um vergängliche Dinge tun, laſſen und leiden und tröſten ſich Liebes und Leides, auf daß ſie bringen irdiſche Beſitzung. Kinder, dieſer Eingang in das ewige Gut mag wahrlich und lauterlich nicht geſchehen, denn in einem völligen Verleugnen ſeiner ſelbſt und des Seinen, in Geiſt und in Natur. Denn ſo viel der Menſch ſich ſelbſt in allen Dingen ausgeht, alſo viel gehet Gott mit ſeinen göttlichen Gnaden ein. Wo man alſo alle Dinge verleugnet, findet man alles. Darum ſollſt du ſchweigen, ſo mag das Wort dieſer Geburt in dir ſprechen und in dir gehört werden. Aber ſicher, willſt du ſprechen, ſo muß er ſchweigen. Man mag dem Worte nicht beſſer dienen, denn mit Schweigen und Lauſchen. Geheſt du nun allzumal aus, ſo gehet er ohne allen Zweifel allzumal ein, weder minder, noch mehr: ſo viel aus, ſo viel ein. Soll Gott eingehen, ſo müſſen alle Dinge ausgehen. Die Ledigkeit iſt die erſte und größte Bereitung, den heiligen Geiſt zu empfangen; denn ſo viel mehr der Menſch geledigt iſt, ſo viel mehr iſt er empfänglich. Soll man ein Faß füllen, ſo muß das Waſſer zuvor heraus. Denn zwei materielle Dinge mögen mit ihrem ganzen vollkommenen Weſen nicht an einer Stätte ſein. Soll Feuer herein, ſo muß das Waſſer heraus; denn ſie ſind ſich widerwärtig. Soll Gott hinein, ſo muß die Kreatur heraus. Soll Warmes ein, ſo muß von Not Kaltes aus. Soll Gott wahrlich und lauter ſein, ſo muß von Not alle Kreatürlichkeit aus und alle Beſitzung. Soll Gott eigentlich in dir wirken, ſo mußt du in einer lautern Leidenheit ſein, ſo müſſen alle deine Kräfte gar entſetzt ſein aller ihrer Wirklichkeit und Angenommenheit und mehrlich in einem lautern Verleugnen ihrer ſelbſt ſtehen und entkräftigt werden ihrer ſelbſt und ſtehen auf ihrem bloßen, lautern Nichts. Liebes Kind, löſe dein Gemüt von allen Enden, wo es zu Pfande ſteht, von aller Liebe und Meinung und Gunſt der Kreaturen. Denn ſoll Gott ein, ſo muß von Not alle Kreatur aus. Mach dein Faß ledig und halte dich ledig von üppiger, eitler Beſchäftigung. Es wird dem Feuer nie ſo natürlich aufzugehen, noch einem Vogel ſo leicht zu fliegen, als

Tauler.

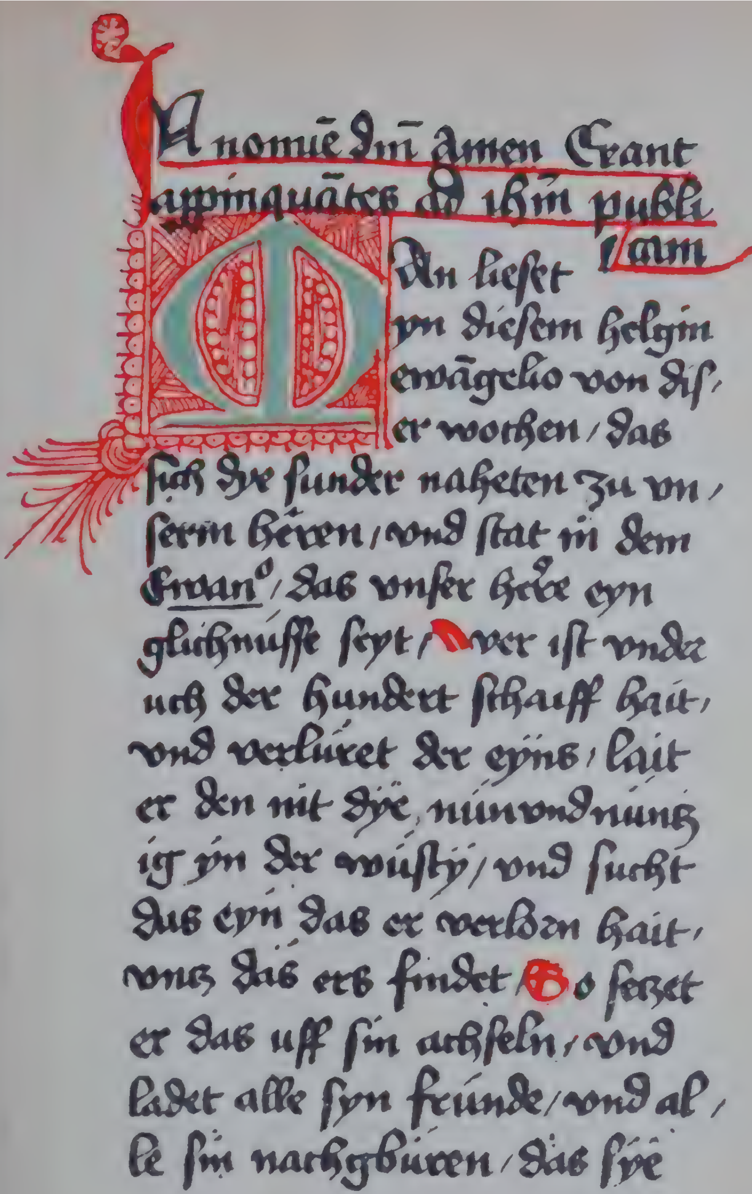
(Nach einem anonymen Holzſchnitt.)

es einem rechten ledigen Gemüt ist, zu Gott aufzugehen. Niemand mag ein anderer werden, er muß zuvor entwerden, was er ist. Soll Holz Feuer werden, so muß es von Not seiner Holzheit entwerden. Sollst du in Gott werden, so mußt du deiner selbst entwerden. Dieses Gebot fordert unendlich viel, es fällt dem Menschen sehr schwer, sich unter dieses Joch zu beugen. Es ist ein kleines Ding, Schlösser und Land, Gold und Silber um Gottes willen zu lassen; könnte nur der Mensch sich selber wohl verlassen, inwendig und auswendig, im Geist und in der Natur!"

Aus solchen Worten ist nicht zu schließen, Tauler leiste jener müßigen Beschaulichkeit Vorschub, die damals so viele Kreise beherrschte. Er verlangt mit Ernst ein tätiges Leben. Wer fühlte nicht die herzandringende Macht seines Geistes, wenn Tauler die Kölner väterlich mahnt:

„Wisset, daß mancher Mensch mitten in der Welt ist, und hat der Mann Weib und Kind, und die Frau Mann und Kind und es sitzet mancher Mensch und machet seine Schuhe, und ist seine Meinung zu Gott, sich und seine Kinder zu ernähren; und etliche arme Menschen gehen aus ihrem Dorfe ihr Brot mit großer Arbeit zu gewinnen, und denen mag geschehen, daß sie zu hundertmal besser fahren, so sie einfältig ihrem Ruf folgen, denn die geistlichen Menschen, die auf ihren Ruf nicht acht haben. Sie stehen in der Furcht Gottes, in Demut und in Armut, und folgen einfältiglich ihrem Ruf. Du armer, blinder, geistlicher Mensch, siehe dich vor, und nimm deines Rufes von innen wahr mit allem Fleiß, wozu dich Gott haben wolle, und folge dem und gehe nicht irre in dem Weg!

Nun nehmen wir hervor die Stadt Köln; ich weiß nicht in der ganzen Welt, von einem Ende bis an das andere, wo das Wort Gottes so reichlich, lauter und bloßlich ausgegossen und entdeckt worden ist, diese nächsten sechzig Jahre her und noch heutiges Tages wie hier zu Köln, durch viele erleuchtete Lehrer und Gottes Freunde, die Gott dahin verordnet hat. Wo sah man je desgleichen? Aber sehet zu, liebe Kinder, wie ihr das edle Wort Gottes empfangen und mit guten Werken darnach gelebt habt, das euch verkündiget ist und noch wird viel mehr, denn andern Städten der Christenheit! Habt ihr denn also gelebt, so seid ihr das seligste Volk, das je geboren ward; habt ihr es aber empfangen und nicht darnach getan, wehe dann euch, daß ihr es je gewonnen, dann gehet der ewige Fluch über euch und über alle, die das edle Wort der Wahrheit unnütz hören. Wie wollet ihr das verantworten? Ach, sehet euch vor, ich warne euch, sehet euch vor! Der Mund der Wahrheit hat gesprochen, daß der Knecht, der seines Herrn Willen weiß und ihn nicht tut, großer Schläge wert sei. Sehet, womit ihr umgehet, daß dieser Fluch nicht über euch falle. Verlasset euch darauf nicht, daß euer viel kostbares Heiligtum allein euch selig mache, wenn ihr selbst nicht heilig lebet; denn Köln ist Rom gleich geworden mit großen Heiligen. Die heiligen drei Könige, die heiligen Mohren und die heiligen elftausend Mägde, St. Gereon mit seiner Gesellschaft, diese sind alle zusammen Gäste und Einkömmlinge, wie auch dasselbe Völklein, das hier laufet,



In nomie dni amen Erant appinquātes ad ihm publicani

Man liesset
yn diesem helgin
ewangelio von dis-
er worthen / das
sich dye sunder naheten zu un-
serm herren / und stat in dem
Ewan° / das unser here eyn
glichnusse seyt / Wer ist unde-
uch der hundert schaiff hait,
und verluret der eyns / lait
er den nit dye nun und nunt-
zig yn der wusty / und sucht
das eyn das er verloren hait,
untz das ers findet / So setzet
er das uff sin achseln / und
ladet alle syn freunde / und al-
le sin nachgburen / das sye

Handschrift der Predigten Hans Taulers aus dem Jahre 1481
(44. Sermon).

(Nach dem Exemplar in der Fürstlich Fürstenbergschen Hofbibliothek
in Donaueschingen.)

von außen ist eingekommen. Nun sehet, wo ihr landet, wie ihr Frucht bringt und Gott dankbar seid für diese und seine anderen unermeßlichen Gaben, mit welchen er euch beehret hat vor andern Städten und Ländern, und daß er euch so viele seiner liebsten Freunde zu Patronen und Schirmherren gegeben hat. Euer schöner Dom und euere goldnen Tore und euer großes Geläute wird euch nichts helfen, wenn ihr sonst die Gnade Gottes versäumet und Gott undankbar seid für seine Gaben. Die Kirchen machen die Leute nicht heilig, sondern die Leute machen die Kirchen heilig. Alle Ehre der Königstochter ist von innen. Da sehet wohl zu!"

Wir begreifen es, daß auch Tauler in den Geruch eines Ketzers kam, wenn wir ihn reden hören wie folgt:

„Nehmen wir die Welt vor, so siehet man, daß der allermeiste Teil aller Welt Feinde Gottes sind. So sind etliche, die muß man zu dem Dienste Gottes zwingen, und das wenige, was sie tun, das tun sie nicht aus göttlicher Liebe, noch aus Andacht, sondern sie tun es aus Furcht; das sind gnadenlose, liebloſe Menschen, geistlich oder weltlich, die man zu dem Chor und zu dem Dienste Gottes zwingen muß. So sind etliche gemeine, verdingte Knechte; das sind Pfaffen und Nonnen und alle solche Menschen, die Gott um ihre Pfründe und um Geschenke dienen; wären sie deren nicht sicher, sie dienten Gott nicht und kehrten wieder um und würden Gesellen der Feinde Gottes. Von allen diesen Menschen hält Gott nicht einen Tropfen, also daß sie die Kinder oder die Söhne Gottes wegen ihres Dienstes nicht sein können. Sie tun etwa viele große Werke auswendig; deren nimmt er sich aber nicht an; denn er ist der Grund nicht, sie selber sind der Werke Ursache."

„Meine Kappe, noch Platte, noch mein Kloster, noch meine heilige Gesellschaft, das alles macht mich nicht heilig. Ja nichts nützt, auch wenn es Kutte, ja des Papstes Mütze trägt."

Wie die Reformatoren den Glauben, so preisen die Mystiker immer wieder die Liebe.

„Der Brunnen des Lebens ist die Liebe, und wer in der Liebe nicht ist, der ist tot, wie Sankt Johannes spricht in seiner Epistel. Sintemal nun Christus ein Brunnen und ein Meister des obersten Gutes ist, darum soll ihn die Seele ohne alles Widerstreben lieb haben: Denn es ist der Seele Eigenschaft, daß sie den lieb haben soll, der Gott ist, und darum soll sie den lieb haben, der das oberste Gut ist, ohne Maß, ohne Gesellen, ohne Schweigen."

Oder:

„Das Edelste und Größte, davon man sprechen mag, das ist die Liebe und man mag auch nichts Nützlicheres lernen. Gott heischet nicht große Vernunft, noch tiefe Sinne, noch große Übung, wiewohl man große Übung nicht unterlassen soll; doch allen Übungen gibt die Liebe ihre Würdigkeit, Gott heischet allein die Liebe. Nun hat die Liebe zwei Werke, ein innerliches und ein äußerliches Werk. Das äußere ist zugekehrt dem Nächsten, das innere Werk aber gehet in Gott ohne Mittel."

Nicht umsonst hat man die Mystiker „die Minnesänger der religiösen deutschen Prosa" genannt. Gerne vergleicht der maßvolle Tauler das Hinsinken des Frommen in die Liebeswonne Gottes mit dem Erscheinen der Königin Esther vor ihrem König Ahasverus:

„Hier gibt Gott dem Geiste sich selber, in einer überfließenden Weise, die weit über alle dem ist, das er je begehrt. Wenn er nun die Seele in diesem Elende findet, so tut er recht, wie geschrieben steht, daß der König Ahasverus, da er die geminnete Esther mit bleichem Antlitz vor sich stehen sah und ihr ihres Geistes gebrach und sie geneigt war, da bot er ihr zu Hand seinen goldenen Szepter und stand auf von seinem königlichen Throne und umfing sie und gab ihr seinen freundlichen Kuß und erbot sich, mit ihr sein Königreich zu teilen. Dieser Ahasverus ist der himmlische Vater, wenn er die liebe Seele also vor sich stehen sieht, mit bleichem Antlitz, von allen Dingen ungetröstet und daß ihr ihres Geistes gebricht und sie also geneigt steht: zu Hand bietet er ihr seinen goldenen Szepter und stehet auf von seinem Thron (nach Rede zu sprechen und nicht nach Wesen) und gibt ihr seinen göttlichen Umfang und hebet sie auf über alle ihre Krankheit in diesem göttlichen Umfangen. Was Wunders meint ihr, daß da in der Seele geschehe? Er gibt ihr seinen eingebornen Sohn in dem Reigen seines Szepters und in dem allersüßesten Kusse gießt er ihr zumal die oberste überweltliche Süßigkeit des heiligen Geistes ein. Er teilt mit ihr sein Königreich, das ist, er gibt ihr ganze Gewalt über sein Reich, das ist, über Himmel und Erdreich, ja über sich selbst, daß sie alles dessen eine Frau sei, dessen er ein Herr ist, und Gott in ihm von Gnaden sei, was er ist und hat von Natur."

In Straßburg geboren, starb Tauler auch hier, wo er in schlimmer Zeit tief und nachhaltig gewirkt hatte ein treuer Zeuge Jesu Christi des Herrn.

Die von Taulers Geist durchwehte „Deutsche Theologie" ließ 1516 D. M. Luther im Druck herausgeben und bezeugte, nächst der Biblia und Sankt Augustin sei ihm nicht vorgekommen ein Buch, daraus er mehr erlernt habe, was Gott, Christus, Mensch und alle Dinge seien.

Gottinnigkeit und himmlischen Sinn atmen auch die poesievollen Schriften Heinrich Susos oder Seuses, der, einem adeligen Geschlechte des Hegaus entstammt, neunzehnjährig in das jetzt zum Inselhotel umgewandelte Dominikanerkloster in Konstanz eintrat, mit seinem Geiste zahlreiche Nonnenklöster, so das zu Töß, beeinflußte und 1365 in Ulm verschied. Nachdem er als Jüngling im Chor einer Kirche die heißersehnte Stunde seiner Bekehrung erlebt, weihte er sein Wesen ungeteilt seinem Herrn, dessen Namen er mit eisernem Griffel auf seine Brust eingrub. Er vermählte sich mit der „himmlischen Weisheit" und nannte sich ihren „Herzenstraut". In Gesichten sah er seinen Vater, seine Mutter und die Engel im himmlischen Reigen. Für fromme schweizerische Ordensschwestern schrieb er sein „Büchlein von der ewigen Weisheit".

Eine Stelle daraus:

„So wohnst du in dem elenden Jammertal, in dem Lieb und Leid, Lachen und Weinen, Freude und Traurigkeit miteinander vermischt sind, in dem

Johannes Gutenberg.
(Nach der Mainzer Copie des Straßburger Originals.)

volle Freude nie ein Herz besaß. Denn es trügt und lügt, will ich dir sagen, es verspricht viel und leistet wenig; es ist kurz, unstät und wandelbar. Heut Liebes viel, morgen Leides ein Herz voll. Sieh, das ist dieser Zeiten Spiel."

Daß „Die Nachfolge Christi" des Thomas a Kempis die nächst der Bibel am weitesten verbreitete Schrift geworden, setzen wir als bekannt voraus.

Eine Strömung andern Charakters war das, was man den Humanismus nennt. Allmählich erstanden die Dichter und Denker des griechischen und römischen Altertums aus dem Dunkel der Vergessenheit und bahnten eine neue Auffassung vom Werte des Menschen und der Wissenschaft an und weckten einen neuen Geschmack und Sinn für gewählte Darstellung. Wie die Mystiker mußten auch die Humanisten die Reformation vorbereiten helfen. Sie durchzuführen war ihnen versagt. Die welschen Vertreter der klassischen Bildung waren meist eitel, ehrgeizig und habsüchtig. Ein gutes Latein war ihnen die Hauptsache. Von dem inneren Leben des Altertums hatten sie keinen rechten Begriff und ihre Moral war heidnisch frivol. Ihre Köpfe waren aufgeklärt; aber ihre Herzen blieben die alten, und Plato und Aristoteles galten ihnen mehr als die Apostel.

Aber ein tiefes Erlösungsbedürfnis erfüllte die Zeit, und als die Stunde gekommen, da sandte Gott selbst die rechten Männer, der Welt zu helfen.

Fünfte Periode.

In den Kämpfen der Reformation.

Von 1500—1600 n. Chr.

Charakter der Zeit.

O Jahrhundert, es ist eine Lust, in dir zu leben! Ulrich von Hutten.

Von ferne schon tönt uns Kampflarm entgegen. Denn ein Neues bricht sich Bahn und nur ungern weicht das Alte nur unter zähem Widerstand und nicht überall. — Die Kirchenverbesserung kam nicht unvermittelt. Längst hatten die Edelsten sie ersehnt. Tausende heimlich darauf gehofft. Vergangene Jahrzehnte erleuchtete Männer hatten sie durchzuführen gesucht — umsonst. Viele hatten das edle Streben mit Verfolgung und Tod gebüßt. Immer wieder war der altböse Feind Meister geworden, immer wieder die Sterne von Wolken verdeckt, aber nicht ausgelöscht, und nun erhob sich der Wind und wurde zum Sturm und fegte das finstre Gewölk davon, freilich nur in germanischen Landen. Die Fluten der Sehnsucht waren gestaut. Da sandte Gott Männer mit der Kraft die Wehr zu brechen, die Schleusen zu heben, und die Wasser rauschten tosend einher und rissen Erde und Felsstücke mit und Baumstämme und Hütten. Aber eingedämmt in ein geordnetes Bette tränkten sie das dürstende Land und die Ufer begannen zu prangen mit Bäumen der Gerechtigkeit.

Viele Elemente bewegten die Zeit und regten der Menschen Gedanken auf. Diese waren ganz den praktischen Interessen zugewandt, dem Kampfe, der Tat, und die Musen des stillen Sinnens und Minnens mußten für lange völlig schweigen. Ein freier Bürgerstand erhob sein Haupt und griff selbsttätig in die Entwicklung ein und, gelockt von der Zauberparole der Freiheit, suchten in breiten Schichten die Bauern das Joch zu sprengen, das sie bedrückte, freilich umsonst. Ihre Stunde hatte noch nicht geschlagen.

Kühne Seehelden, Abenteurer der Weltmeerrittersschaft, machten sich auf, fanden neue Welten und neue Seewege, die Astronomen im Weltraum neue Gesetze, und wie der Schauplatz der Geschichte sich über neue Länder ausdehnte, so wurde der Horizont der menschlichen Bildung erweitert. Von 1543 an wurden die Entdeckungen des Astronomen Niklaus Kopernikus bekannt, und 1596 fand Kepler, einer der größten Denker Deutschlands, für die Bewegungen des Weltgebäudes die ewigen Gesetze.

Im Jahr 1454 war Konstantinopel dem wilden Anstürmen der Türken erlegen und zahlreiche Träger griechischer Bildung hatten Zuflucht gesucht im Abendland. Immer größer wurde die Zahl der Männer, die, Humanisten geheißen, sich in die Schätze der klassischen Denker und Dichter vertieften und außerhalb der Kirche ein Licht fanden, das viele ebenso stark blendete, als erleuchtete. Ein tadelloses Latein war ihr Verkehrsmittel und ihr Schibboleth, und über die Grenzpfähle der Länder hinweg unterhielten sie gegenseitig einen lebhaften Briefwechsel. Wohl studierten ihrer manche auch die Heilige Schrift im Urtext. So gab Erasmus von Rotterdam das Neue Testament in griechischer Sprache mit lateinischer Übersetzung und Umschreibung heraus, und Reuchlin war ein gründlicher Kenner des Hebräischen. Wohl verspotteten sie in feinen Satiren die Unwissenheit, die Dummdreistigkeit, die Unsittlichkeit, mit einem Worte die Ungeistlichkeit der Geistlichen, und das „Lob der Narrheit" des Erasmus von Rotterdam war in ganz Europa bekannt. Aber wissen und tun sind zweierlei. Nicht bloß Erasmus, auch Crotus Rubianus, der in den „Briefen der Dunkelmänner" (epistolae obscurorum virorum) die Dominikaner unsterblicher Lächerlichkeit preisgegeben hatte, trat, als es Ernst galt, vollen Ernst, von der Sache der Reformatoren zurück; sie suchten das Ihre und — blieben der alten Kirche treu. Sollte dem Volk und der Kirche geholfen werden, so brauchte es mehr als Gelehrsamkeit. Dazu brauchte es einen hellen Kopf, ein vom Geiste Gottes entflammtes Herz, einen reinen Willen, mit einem Wort: einen ganzen Mann. Und ein ganzer Mann sollte sich finden, und mehr als einer: allen voran D. Martin Luther.

Doktor Martin Luther.

Luther, du gleichst dem Rheinfalle. Wie stürmst und donnerst du gewaltig! Aber wie auf seinem Wasserstaube unbewegt die Regenbogen schweben, so ruht in deiner Brust der Gnadenbogen des Friedens mit Gott und den Menschen unverrückt, und du erschütterst deine Erde, aber nicht deinen Himmel.

Jean Paul.

Es ist immer ein echtes Labial, in dieser Welt voll ganzer Anfänge und halber Ausführungen, voll begeisterter Erhebung und flügellahmen Niedersinkens voll farbig schillernder Seifenblasen und öden nichtigen Zerflatterns, voll prangenden Scheins und inneren Krankelns, voll hoher Leitbilder und Lücken und Mängel in der Wirklichkeit — es ist ein Labial, sagen wir etwas Ganzes zu finden, etwas Rundes, etwas Gesundes, etwas Urwüchsiges, aus dem Vollen geschöpftes, und doppelt und dreifach erquickliches, etwas Ganzes zum Guten, zu der Menschen Heil und eine solche Erscheinung ist Martin Luther, und daß unter Tausenden nicht einer wie er, das zeigt sich auch darin, daß man den Schall seines Wortes unter dem aller andern herauserkennen kann, so lebendig volkstümlich ist es, so brunnentief und quellenfrisch, so herzandringend und sinnfortreißend, so anschaulich, so zutraulich, so kindlich und einfältig, so zart und sinnig und wieder so derb und donnergewaltig, so originell.

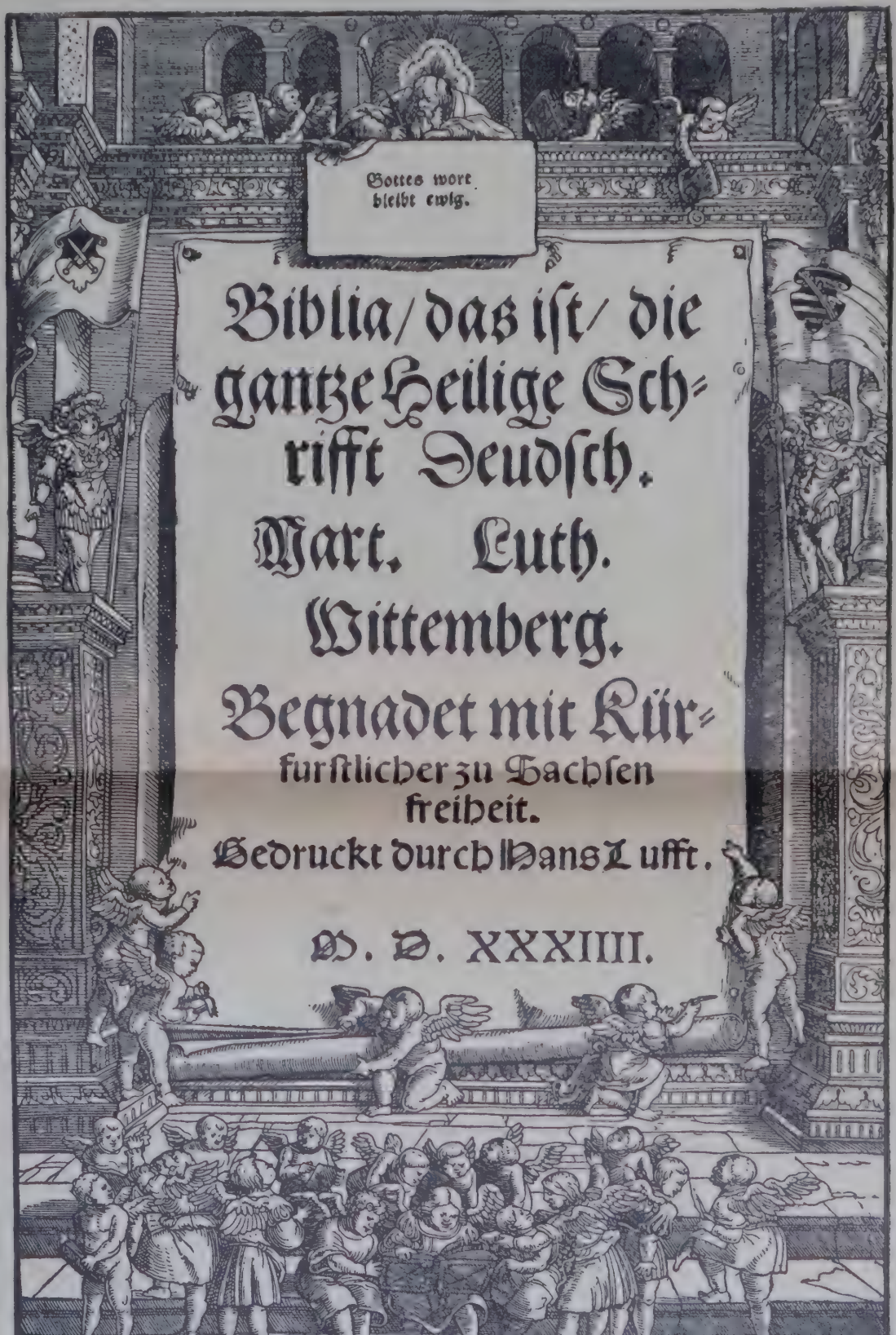
„Keine Frage," sagt Professor Samuel Oettli in einem prächtigen Vortrag über Luthers Glauben (1883), „daß schon die Naturanlage dieses erwählten Werkzeugs eine außerordentlich reiche und mannigfaltige war. Eine Festigkeit des Willens, die auch unter der Herrschaft der Gnade nicht selten noch als trotziger Starrsinn erscheint, eine Gestaltungskraft der Phantasie, die alles, was sie berührt, mit einem Schimmer von Schönheit und sprechender Anmut bekleidet, ein kerngesunder Verstand und Blick, der auch dichte Gewebe von Sophistik siegreich wie mit Schwertes Schärfe durchhaut, das Gemüt tief und klar wie ein Bergsee, ein heiterer Humor, fähig und bereit zu jedem unschuldigen Genuß, eine Gewalt der Rede, die bald wie der Donner einherrollt, bald die zartesten und süßesten Töne anzuschlagen weiß — diese Naturgabe allein schon hätten ihn eines Hauptes Länge über seine Zeitgenossenschaft erhoben. Und dies alles wurde nun nicht durch das neue Leben aus Gott in ihm erwürgt oder zu mönchischer Armseligkeit verkümmert . . . Wir ahnen bei ihm, wie in der Vollendung der menschlichen Natur das Natürliche so heilig, das Heilige so natürlich sich gestaltet. Wie ist sein Auge für die Pracht der Schöpfung geöffnet; mit einer Rose in der

Martin Luther als Mönch.
(Nach einem Holzschnitte aus dem Jahre 1521.)

Hand sagte er einst: „Wenn das ein Mensch vermöchte, daß er eine einige Re
machte, so sollte man ihm ein Kaisertum schenken. Ach Kreatur ist ein ich
Ding; wenn wir's sollen glauben, so stammeln wir wie die Kindlein." Und n
ferne ist er in dieser klaren und wahren Natürlichkeit davon, sich in hochfliegend
Träumen und selbstgemachten Berauschungen zu ergehen! „Wiewohl ich ein al
Doktor bin, so erfahre ich doch täglich an mir, daß ich noch die zehn Gebo
den Glauben und das Vaterunser mit den Kindern sprechen muß und dara
habe ich immer noch großen Nutzen und Frommen. Rechte Christen sind schwa
fallen auch oft; aber sie stehen durch die Buße und den Glauben an Christi
von Sünden wieder auf. Wir sagen, daß der ein rechter Christ sei, nicht i
keine Sünde hat noch fühlt, sondern dem solche seine Sünden, so er hat u
fühlt, von unserm Herrn Gott nicht zugerechnet werden um seines Glaube
willen, so er an Christum hat." Das ist Luther, wie er leibt und lebt. V
Menschen ein Adler, vor Gott ein Wurm, so stand er fest im Wettersturm.

In der Gluthitze heftiger Bußkämpfe wurde der Stahl seines Wesens
härtet, unter dem Hammer des göttlichen Wortes geformt. Auf tiefgründi
Sündenerkenntnis baute sich sein geistliches Leben auf, einer Sündenerken
nis, die nicht aus grobem Fall und Fehl erwuchs, sondern aus einem zar
Gewissen, durchleuchtet von dem Lichte, das vom Kreuze Christi ausgeht
Gottes Heiligkeit und Gottes Liebe gleichmäßig hell verklärt erscheinen. Der He
unsere Gerechtigkeit, Jesus Christus unser Friede, das ist der Bod
auf dem er fußt. „Mein Sohn," sagte im Kloster sein Beichtvater, ein al
Mönch, zu Luther, als dieser in völliger Verzweiflung hingesunken am Boi
lag, „du mußt dich einfältig an das apostolische Symbolum halten: Ich glau
eine Vergebung der Sünde, und mußt glauben, daß sie Gott nicht b
dem David und Petrus und andern, sondern auch dir schenke um Christi will
der für alle gelitten hat. Weißt du nicht, daß der Herr selbst uns geboten
zu hoffen?" Und D. Staupitz mahnte ihn, nur auf Christum zu schauen; der
schrecke nicht, sondern tröste. Luther faßte den Trost und fand den Frieden
seit diesen Tagen hat von des rechten Glaubens Art und Kraft keiner so mäd
geredet wie er. Aus diesem Boden erwuchs die Reformation.

„Der Glaube," sagt er, „ist nicht so gar ein unnutz faul und totes Di
das im Herzen auch eines Todsünders verborgen liege gleich wie eine leichte
nütze Spreu oder wie eine tote Fliege Winters Zeit in einer Ritze steckt, bis
lange, daß die Liebe dazu komme und ihn aufwecke und lebendig mache; sond
wo es anders ein rechtschaffener Glaube ist, so ist es ein gewisses Vertrauen
eine starke feste Zuversicht des Herzens, dadurch man Christum ergreifet, also
nicht allein der Glaube auf Christum ganz gerichtet sei, sondern daß er a
Christum selbst begreife und in sich beschließe. Darum ist der Glaube ein solc
Ereignis, welches ob es wohl ganz und gar finster und dunkel ist und gar nic
siehet, ist es dennoch des gewiß und siehet, daß es Christum in solchem Du
und Finsternis wahrhaftig ergreifet und hat. Glauben heißt nicht schlecht da
reden und die Worte erzählen, sondern sich von Herzen auf das Wort erwä



Biblia/ das ist/ die gantze Heilige Schrifft Deudsch.

Mart. Luth.

Wittemberg.

Begnadet mit Kürfurstlicher zu Sachsen freiheit.

Gedruckt durch Hans Lufft.

M. D. XXXIIII.

und in Anfechtung, in Gefahr des Todes, in Verfolgung wider Menschen, Tod und Teufel trotzen und sagen: wohlan, da steht die Verheißung; da bleibe ich bei und setze daran Leib und Leben, Gut und Ehre und alles, was ich habe. Das heißet glauben. Von solchem Glauben weiß die Welt nichts. Unsere Klüglinge

D. Martin Luther.
(Kupferstich von Wolfgang Stuber in Anlehnung an Dürers hl. Hieronymus. Ende des 16. Jahrhunderts. Nach dem Exemplar im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg.)

beide Schwärmer und Papisten wissen auch nichts davon. Da siehet man wohl, wenn es zum Treffen kommt, was sie davon wissen. Merke die große Kunst und Klugheit des Glaubens, daß er in der Not nicht hin und her läuft, alle Ohren voll klaget, den Feinden flucht und schilt, auch nicht wider Gott murret: Warum tut mir Gott das? verzagt auch nicht an Gott, der ihm solches zuschickt, hält ihn

darum nicht für zornig oder für einen Feind, wie doch Fleisch, Welt und Teufel eingeben gar mächtiglich, sondern erhebt sich wider und über solches Alles und kann Gottes väterliches Herz sehen und die Sonne erkennen durch eine solche trübe, dicke, finstere Wolke und Wetter und darf den herzlich anrufen, der ihn schlägt und sich so gar sauer gegen ihn stellt."

Und solchen Glauben hat Luther nicht bloß gelehrt; er hat ihn gelebt. In solchem Glauben hat er in Wittenberg der Pest, des Kaisers Acht und des Papstes Bann und den Feinden im eignen Busen getrotzt und ist Sieger geblieben. In solchem Glauben zerging seine Furcht und ward er ein Held. „Ich wollt nach Wittenberg hinein reiten," schrieb er dem Kurfürsten, „wenn's gleich neun Tage eitel Herzoge Georgen regnete und jeglicher wäre neunfach wütender als dieser. Ich komme gen Wittenberg in gar einem höhern Schutz als dem des Kurfürsten. Ich hab's auch nicht im Sinn, von Euer kurfürstlichen Gnaden Schutz zu begehren. Ja, ich halt, ich wollt Euer kurfürstlichen Gnaden mehr schützen, denn sie mich schützen könnte; denn wer am meisten glaubt, der wird hier am meisten schützen."

Und ebenso königlich groß und weise erscheint uns der Mann, wenn er das Gedeihen Gott befiehlt: „Dieweil ich denn den Glauben in das Herz nicht gießen kann, so kann und soll ich niemanden dazu zwingen und dringen; denn Gott tut das allein und macht, daß er zuvor im Herzen lebt. Das Wort sollen wir predigen; aber die Folge soll Gott allein und sein Gefallen sein. Aus dem Gezwäng oder Gebot wird's allein ein Spiegelfechten, ein äußerlich Werk, ein Affenspiel. Man muß der Leute Herz zum ersten fahen. Wo Gemüt und Herz nicht dabei ist, da laß Gott walten: du machst nicht gut. Das Wort hat Himmel und Erde geschaffen; das muß es tun, nicht wir arme Sünder."

Warum haben wir Luther von vorneherein so reichlich zu Worte kommen lassen? „Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht, so kenn' ich auch sein Wollen und sein Handeln." Und Luthers Kern war Luthers Glaube. Aus solchem Glauben erwuchs seine Bibelübersetzung, sein Glaube diktierte seine Kirchenlieder, lieh seinen Erklärungen und Einleitungen zu den Büchern der Heiligen Schrift und seinen Katechismen Geschmack und Farbe; aus ihm flossen wie klare kräftige Brunnen seine herzerquickenden Predigten, sprühte der Blitz und Donner seiner gefürchteten Streitschriften, sprudelten munter und erbaulich seine humorvollen Briefe und seine geistvoll kernhaften Tischreden.

Was die Humanisten geleistet, mußte ihm dienen und mit Einsicht und Eifer wandelte er in der Verdeutschung der Bibel die Wege, die Erasmus und Reuchlin gebahnt; ja ohne deren Vorarbeiten wäre er nicht so glücklich und sicher ans Ziel gekommen, und als er später mit Melanchthon, Reuchlins Schüler, dem gründlich gebildeten Sprachgelehrten, protestantische Schulen ins Leben rief, wies er dem Unterricht in Latein und Griechisch eine erste Stelle zu; auf den Poeten und Rednern, und namentlich auf den „Historien" der Alten hielt er große Stücke; ja für die Aufführung klassischer Schuldramen hatte er warme

Worte der Anerkennung; aber im Humanismus ging er nicht auf, weil er Besseres kannte. Für die „Gottesfreunde" der vergangenen Zeit hatte Luther Verständnis und Sympathie. Bei Tauler fand er „mehr der göttlichen Lehre denn in allen Büchern der Schullehrer auf allen Universitäten", und die „Theologia deutsch" gab er heraus. (Vergl. S. 206).

Aber fanden die Mystiker darin ein volles Genüge, in Minne sich eins zu wissen mit Gott, so wollte Luther vor ihm gerechtfertigt sein. Spannen jene weltvergessen sich in die Tiefen der göttlichen Geheimnisse ein, so stemmte sich Luther derb und fest mit beiden Füßen auf den Felsenboden des göttlichen Worts und schwang als Ritter Georg sein Schwert gegen Kaiser und Papst und Tod und Teufel und mühte sich redlich, den alten Drachen in den Abgrund zu ringen. Begnügten sich jene mit einer unsichtbaren Gemeinschaft der Heiligen und mußten es tun, so regte der Reformator alle Kräfte, für eine neue sichtbare Kirche einen wohnlichen Bau zu errichten.

Sollte die Christenheit wirklich und wahrhaftig, soweit es im Staube der Erde möglich, erneuert werden, frei werden von Aberglauben und Menschensatzung, Torheit und Knechtschaft, so mußte das Licht der Heiligen Schrift unter dem Scheffel hervorgeholt und auf den Leuchter gestellt werden.

Das führte Luther zur Bibelübersetzung nach dem Urtext und sie wurde sein grundlegendes Werk und ihre Wichtigkeit in der Geschichte des Volks und seiner Kultur und Literatur ist nicht auszumessen.

Luther nahm die Aufgabe nicht leicht. „Das Dolmetschen ist nicht eines jeglichen Kunst," sagte er, „es gehöret dazu ein recht fromm, treu, furchtsam, christlich, gelehret, erfahren, geübt Herz." Aber er war zu dem Werke gerüstet und zubereitet. Nicht umsonst war er 1512 Doktor der Heiligen Schrift geworde Nicht umsonst hatte er schwören müssen, die Heilige Schrift sein lebenlang zu studieren, zu predigen, zu lehren und den rechten christlichen Glauben mit Disputieren und Schriften wider alle Irrlehrer zu vertreten. Und wollte ihm oft bange werden über alle der Unruhe, die er in der Welt angerichtet, so wußte er sich zu trösten mit seinem Eid und seiner Pflicht und ging ans Werk mit neuem Mut.

Kein Deutscher noch hatte es unternommen, wie seiner Zeit Ulfilas für die Goten und wie in England Wycleff für die Briten, die ganze Bibel zu übersetzen. Unter Karl dem Großen war bloß das Evangelium Matthäi, im Laufe des Mittelalters trotz der päpstlichen Bibelverbote, dieser unauslöschlichen Schmach für die katholische Kirche, allmählich ein Bibelteil nach dem andern verdeutscht worden. Ein prachtvolles Exemplar einer geschriebenen deutschen Bibel, mit vielen Bildern geziert, besaß König Wenzel. Gedruckt wurde die deutsche Bibel zuerst 1466 und dann noch fünfzehnmal bis 1522. Aber all diese Bearbeitungen waren nach der (lateinischen) Vulgata geformt und strotzten von Fehlern, und wie klar und schön sich Luthers Sprache neben der ihrigen ausnimmt, möge folgende Probe zeigen:

Der 23. Psalm.

1466.
Argentoratl. Henr. Eggesteyn.

Der herr d' richt mich vnd mir gebrast nit: vnd an der stat der weyde do satzt er mich. Er fürte mich ob de wasser d' widerbringung: er bekert mein sel. Er fürte mich aus auf die steyg der gerechtikeite: vmb seinen namen. Wann ob ich ioch gee in mitzt des schatten des todes: ich vörcht nit die vbelen ding: wann du bist mit mir. Dein rut vnd dein stab: sy selb haben mich getröst du hast breyt den tisch in meiner beschend: wider die die mich betrübent. Du hast eruenstent mein haubt mit dem öl: vn mein kelch d'macht truncke wie lauter er ist. Vn dei erbermbd die nachuolgt mir all die tag meins lebens. Daz auch ich entwele in de haus dez herrn in die leng d' tag.

1518.
Bibel teütsch der erste tail. Gedruckt vñ vollendt in der kaiserlichn stat Augspurg durch Situann Otmar, in verlegung vñ kosten / des fürsichtign herrn Johan Rynman von oringen.

DEr herr regieret mich vnd mir gepriſt nichts / vnd an der stat der wayde do satzt er mich. Er hat mich gefüret auff dem wasser der widerpringung er bekert mein sel. Er fürt mich auß auff die steyg der gerechtigkait vmb seinen namen. Wann ob ich gee in mittn des schatten des todes ich fürcht nit die üblen Ding wann du bist bey mir. Dein rut vnd dein stab / die selben habn mich getröstet. Du hast berentet den tisch in meinn Angesicht wider die die mich betrüben. Du hast ersenßtet mein haubt in dem öl / vnd mein kelich machet truncken wie lauter er ist Vnd dein erpärmbde nachuolget mir / alle tag meines lebens Das auch ich innwone in dem hauß des herrn / in die leng der tag.

1534.
Biblia, das ist die gantze Heilige Schrifft. Deudsch. Mart. Luth. Wittemberg. Begnadet mit Kürfurstlicher zu Sachsen freiheit. Gedruckt dürch Hans Lufft.

DEr HERR ist mein Hirte / mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auff einer grünen awen Er füret mich zum frischen wasser. Er erquicket meine seele / er füret mich auff rechter strasse / vmb seines namens willen. Vnd ob ich schon wandert im finstern tal / fürchte ich kein vnglück Denn du bist bey mir / Dein stecken vnd stab tröſten mich. Du bereitest fur mir einen tisch gegen meine feinde / Du salbest mein heubt mit öle / vnd schenckest mir vol ein. Gutes vnd barmhertzigkeit werden mir folgen mein lebenlang Vnd werde bleiben im Hause des HERRN imer dar.

So oft man's auch gelesen haben mag, es ist immer wieder erquicklich aus Luthers eigenen Worten im urwüchsigen Sendschreiben vom Dolmetschen zu ersehen, in welchem Geist und nach was für Grundsätzen er an der Verdeutschung der Bibel gearbeitet hat:

„Ich hab' mich dessen geflissen im Dolmetschen," schreibt er, „daß ich rein und klar Deutsch geben möcht'! Und ist uns wohl oft begegnet, daß wir vierzehn Tage, drei, vier Wochen haben ein einziges Wort gesucht und gefragt, haben's dennoch zuweilen nicht gefunden. Im Hiob arbeiteten wir also, M. Philipp, Aurogallus und ich, daß wir in vier Tagen zuweilen kaum drei Zeilen konnten fertigen. Lieber, nun es verdeutscht und bereit ist, kann's ein jeder lesen und meistern, läuft einer jetzt mit den Augen durch drei, vier Blätter und stößt nicht einmal an; wird aber nicht gewahr, welche Wacken und Klötze da gelegen sind, da er jetzt überhin geht wie über ein gehobelt Brett, da wir haben müssen schwitzen und uns ängstigen, ehe denn wir solche Wacken und Klötze aus dem Wege räumten, auf daß man könnte so fein daher gehen. Es ist gut pflügen, wenn der Acker gereinigt ist; aber den Wald und die Stöcke ausrotten, und den Acker zurichten, da will niemand an. Es ist bei der Welt kein Dank zu ver-

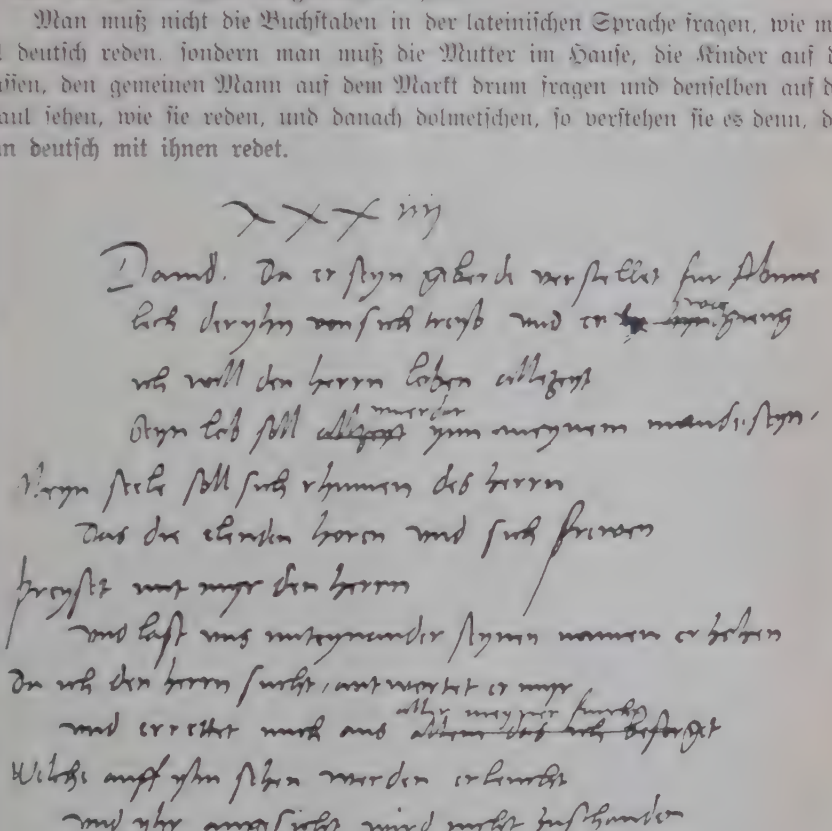
Martin Luther.

(Nach einer Photographie im Germanischen National-Museum, Nürnberg.)

dienen. Kann doch Gott selbst mit der Sonne, ja mit Himmel und Erden, noch mit seines eigenen Sohnes Tod keinen Dank verdienen.

Ich hab' deutsch, nicht lateinisch noch griechisch reden wollen, da ich deutsch zu reden im Dolmetschen vorgenommen hatte.

Man muß nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wie man soll deutsch reden, sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markt drum fragen und denselben auf das Maul sehen, wie sie reden, und danach dolmetschen, so verstehen sie es denn, daß man deutsch mit ihnen redet.



Die Übersetzung der ersten fünf Verse des 34. Psalms in Luthers Original-Niederschrift.
(Königliche Bibliothek, Berlin.)

Als wenn Christus spricht: ex abundantia cordis os loquitur. Wenn ich den Eseln soll folgen, die werden nur die Buchstaben vorlegen und also dolmetschen: Aus dem Überfluß des Herzens redet der Mund. Sag' mir, ist das deutsch geredet? Welcher Deutsche versteht solches? Überfluß des Herzens ist kein Deutsch, so wenig als das deutsch ist: Überfluß des Hauses, Überfluß des Kachelofens, Überfluß der Bank; sondern also redet die Mutter im Hause und der gemeine Mann: Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über.

Item, da der Engel Maria grüßt und spricht: „Gegrüßest seist du, Maria voll Gnaden" u. s. w. Wohlan, so ist's bisher schlecht, den lateinischen Buch-

staben nach verdeutscht. Sag' mir aber, ob solches gut deutsch sei? Wo re der deutsche Mann also: Du bist voll Gnaden? Und welcher Deutsche verste was gesagt sei, voll Gnaden? er muß denken an ein Faß voll Bier, oder Beu Geldes. Drum hab' ich's verdeutscht: Du Holdselige; damit doch ein Deutsch desto näher hinzu könne denken, was der Engel meint mit seinem Gruße. U hätte ich das beste Deutsch hie sollen annehmen, und den Gruß also verdeutsche Gott grüß' dich, du liebe Maria; — denn so viel will der Engel sagen, und würde er geredet haben, wenn er sie hätte wollen deutsch grüßen.

Das hörst du wohl, ich will sagen: Du holdselige Maria, du liebe Mar und lasse sie sagen: Du voll Gnaden Maria. Wer deutsch kann, der weiß wo welch' ein herzlich fein Wort das ist: die liebe Maria, der liebe Gott, der lie Kaiser, der liebe Fürst, der liebe Mann, das liebe Kind. Und ich weiß nic ob man das Wort lieb auch so herzlich und genugsam in lateinischer oder ande Sprachen reden möge, daß es also dringe und klinge in das Herz durch a Sinne, wie es tut in unsrer Sprache." ꝛc. ꝛc.

Schon auf der Wartburg übersetzte Luther das Neue Testament. bewunderungswürdig kurzer Zeit, in drei Monaten, ward es vollendet. A schweben auch dieser Erinnerung gute Geister um die ehrwürdige Feste, zu der lichter Höhe uns früher Wolfram von Eichenbach und Walther von der Vog weide hinaufgeleitet. Während das Neue Testament im Druck erschien, nah Luther mit Eifer den Rest in Angriff. Aber 1534 erst war das Werk a geschlossen. Unter dem Beistande kundiger Helfer gab der Urheber ihm 15 eine neue Gestalt und nie wurde er müde, daran zu bessern. Auch die erst Ausgaben wurden schon hübsch ausgestattet und mit Bildern geziert, zuerst b Lotter und dann bei Hans Lufft in Wittenberg. Wie von Engelshände getragen, flogen nun die Bibeln nach allen Seiten ins Land hinaus.

Vermochte leider die Reformation nicht alle Gaue zu erobern und riß die Deutschen in Katholiken und Protestanten und diese wieder in Lutheran und Reformierte auseinander, so war andererseits die Lutherbibel berufen, gleic mäßig um die Deutschen im Norden und im Süden ein starkes Band der Ei heit zu schlingen. Sie schenkte allen eine gemeinsame Sprache, die neuhoc deutsche Schriftsprache. Sie legte den Grund zu einer Einheit des geistige Lebens, die heute nur da allmählich durchbrochen wird, wo man durch moderne Unglauben verblendet, von der Bibel nichts mehr wissen will und den Scha ihres Wortes nicht mehr vernimmt.

Es ist bekannt, daß Luther für alle seine Schriften die Sprache de sächsischen Kanzleien verwendete, eine Art des Deutschen, die zuerst in de Schreibstuben der Kaiser in Böhmen gebraucht worden war und im Gebiet d Plattdeutschen wie des Hochdeutschen gleichmäßig verstanden werden konnte, nur die Sprache der Kanzleien, nicht ihren Stil; den schuf er aus seine lebendigen Eigenart und aus dem Geiste der Volksart heraus.

Mit der Wucht ihres Gewichts brach die Bibel der neuen Sprache Bah Sie lieferte die Regel für Schriftsteller und Druckereien. Bücher, die in Straß

Das neü Testament / mit

gantz nutzlichen vorreden vnd der schwereſten
örter kurtze / aber gůte außlegung

Ain Register / wo man die Epiſteln vnd Euangeli / von der zeit / vnd den
hailigen / das gantz jar in diſem Teſtament finden ſol.

burg im Jahr 1515 entstanden waren, mußten schon ein Menschenalter später umgeformt werden. Im Norden verdrängte die Lutherbibel aus Kirche und Schule das Niederdeutsche, am Fuße der Schweizeralpen allmählich das „Schwizerdütsch". Die letzte plattdeutsche Bibel kam 1621 heraus, und schier belustigend ist es, die allmähliche Umwandlung der Schrift- und Kanzelsprache der deutschen Schweiz zu verfolgen, wo Leo Jud und andere eine Zürcherbibel hatten ausgehen lassen, die lange noch nach ihrer Annäherung ans Lutherdeutsche die Eierschalen alemannischer Sprachreste auf ihrem Rücken trug. Ein Triumph war es für Luther, auch die Katholiken reden gelehrt zu haben. Schon 1527 veränderte Hieronymus Emser Luthers Neues Testament nach dem in der Kirche geltenden lateinischen Texte und 1534 Dietenberger in Mainz die ganze Bibel.

Auf Schritt und Tritt begegnen wir in der Prosa eines Herder, Goethe, Schiller, E. M. Arndt, Jeremias Gotthelf und zahlreicher andern in Haltung und Wendungen dem Einflusse des lutherischen Übersetzungswerks, und tief hat ein einsichtiger österreichischer Dichter es beklagt, daß seine Landesgenossen nicht mit dessen Muttermilch aufgenährt worden. Das geht nicht bloß dem Wesen dieser Österreicher, es geht namentlich auch ihrer Sprache als ein empfindlicher Mangel nach.

Zahlreiche neue Verdeutschungen stehn heute der Lutherbibel zur Seite. Jede weist ihre Vorzüge auf. Manche schließt sich in Einzelheiten genauer an den Urtext an: so mit wissenschaftlicher Strenge Kautzsch für das Alte und Weizsäcker für das Neue Testament. Aber mit so vollem wohltönendem Klang, so herzvertraulich schmiegsam und biegsam, so natürlich schlicht und wieder so schwungvoll erhaben klingt keine wie die von Martin Luther und es ist nicht Zufall, daß die Kinder ihre Sprüche am liebsten nach ihr, nach der zeitgemäß revidierten meinen wir, auswendig lernen. Da lesen wir z. B. in einer neuen Übersetzung: (Jes. 60, 4): „Hebe deine Augen auf und siehe um dich! diese alle kommen versammelt zu dir!" Luther aber sagt: „Hebe deine Augen auf und siehe umher! diese alle versammelt kommen zu dir!" Was hat die neue denn nun verbessert? Dem fehlt es ganz einfach an Sprachgefühl, der nicht merkt, daß Luthers Worte viel schöner klingen, daß sie den passendern Tonfall haben. Mag dies eine Beispiel für hundert andere dienen, weil der Unterschied in Klein- und Feinheiten liegt. Und der Sinn ist gewöhnlich derselbe.

Luther war eben zugleich ein Dichter, und nicht bloß eine neue deutsche Bibel schenkte er der Kirche, sondern dazu auch einen neuen deutschen Kirchengesang.

Es war im Jahr 1523. Da begrüßte der Nürnberger Meistersänger Hans Sachs „Die wittenbergisch Nachtigall, die man jetzt höret überall," mit den Worten:

„Wacht auf! Es nahet gen den Tag!
Ich hör' singen im grünen Hag
Ein wunnigliche Nachtigall;
Ihr Stimm durchklinget Berg und Tal.
Die Nacht neigt sich gen Occident,
Der Tag geht auf von Orient;
Die rotbrünstige Morgenröt
Her durch die trüben Wolken geht."

Ob Hans Sachs damals schon ahnte, daß Luther bald auch im eigentlichsten Sinne des Wortes als Nachtigall zu schlagen beginnen werde?

Im gleichen Jahr 1523, am 1. Juli, wurden auf dem Marktplatze zu Brüssel in Belgien zwei junge Augustinermönche, Luthers Ordensgenossen also, Heinrich Voes und Johann van Eschen, weil sie dem Evangelium zugetan waren, den Flammen übergeben. Als Luther die Kunde davon vernahm, wallte sein Inneres mächtig auf und er setzte den beiden Zeugen der Wahrheit in einem balladenartigen Liede ein herrlich Denkmal.

„Ein neues Lied wir heben an,
Das walt' Gott unser Herre,
Zu singen, was Gott hat getan
Zu seinem Lob und Ehre.
Zu Brüssel in dem Niederland
Wohl durch zween junge Knaben
Hat er sein Wundermacht bekannt,
Die er mit seinen Gaben
So reichlich hat gezieret."

So setzt das ergreifende Gedicht ein und schließt mit den vielangeführten Worten:

„Die laß man lügen immerhin!
Sie habens keinen Frommen.
Wir sollen danken Gott darin;
Sein Wort ist wiederkommen!
Der Sommer ist hart vor der Tür;
Der Winter ist vergangen:
Die zarten Blümlein gehn herfür.
Der das hat angefangen,
Der wird es wohl vollenden. Amen."

Und wie der Brunnen seines poetischen Empfindens einmal aufgebrochen war, so sprudelte er auch kräftig weiter.

„Ich bin nicht der Meinung," sagte der Reformator, „daß durchs Evangelium sollten alle Künste zu Boden geschlagen werden und vergehen, wie etliche Übergeistliche fürgeben, sondern ich wollt alle Künste, sonderlich die Musica, gern sehen im Dienste des, der sie gegeben und geschaffen hat." Wie wohltuend wirkt ein solches Christentum! Luther hatte die Weisen nicht vergessen, die er als Kurrendeschüler vor den Häusern in Eisenach hatte singen helfen. Manche der alten Marien- und Heiligenlieder waren mit wertvollen Melodien ausgestattet. Von solchen sagte er: „Der Gesang und die Noten sind köstlich, und schade wäre es, daß sie sollten untergehn. Aber unchristlich oder ungereimt sind die Text oder Wort. . . . Darum wir solchen Texten die schöne Musica abgestreift und dem lebendigen heiligen Gotteswort angezogen haben."

Noch im Jahr 1523 dichtete der Reformator ein unvergänglich Kirchenliederpaar: das erste „ein Danklied für die höchsten Wohltaten, so uns Gott in Christo erzeigt hat", ein rechtes Triumphlied Luthers zu Ehren dessen, was ihm in heißen Kämpfen als ein helles Licht aus tiefer Finsternis aufgegangen war:

„Nun freut euch lieben Christen gmein und laßt uns fröhlich singen," das zweite nach Psalm 130 ein christlich Bußlied: „Aus tiefer Not schrei ich zu dir."

Im ersten heißt es:

„Dem Teufel ich gefangen lag,
Im Tod war ich verloren.
Mein Sünd' mich quälte Nacht und Tag,
Darin ich war geboren.
Ich fiel auch immer tiefer drein;
Es war kein Guts am Leben mein;
Die Sünd' hat mich besessen."

Aber dann:

„Er sprach zu mir: Halt dich an mich!
Es soll dir jetzt gelingen!
Ich geb mich selber ganz für dich;
Da will ich für dich ringen.
Denn ich bin dein, und du bist mein,
Und wo ich bleib', da sollst du sein!
Uns soll der Feind nicht scheiden."

Ist es zu verwundern, wenn solche Strophen wie vom Winde getragen von Ort zu Ort flogen und warben für das Evangelium? Waren sie nicht auch „von Gott eingegeben und nütze zur Lehre, zur Strafe, zur Auferziehung in der Gerechtigkeit?"

Im Jahr 1524 erschienen drei evangelische Gesangbücher, zwei mit einstimmigen Noten für die Gemeinde, eins mit vier- und fünfstimmigen Tonsätzen für Organisten und Sängerchöre. In den drei Büchern standen neben andern 24 Lieder von Luther. Ist dies auch keine große Zahl, so umfaßten sie doch beinah das gesamte Kirchenjahr und das christliche Leben. Schon vorhandene Kirchenstrophen hatte Luther aufgegriffen und sie um- und weitergebildet, die Knospen zu Rosen sich entfalten lassen, zum Teil aus dem Lateinischen heraus, so: „Gelobet seist du, Jesu Christ." „Nun bitten wir den heiligen Geist," „Komm, heiliger Geist, Herre Gott," „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen". 1524 übersetzte Luther den Psalter ins Deutsche und nun wurden mehrere Psalmen zu Kirchenliedern, so der 12.: „Ach Gott vom Himmel sieh darein", der 67.: „Es woll uns Gott genädig sein," der 128., ein Hausstands- und Trauungslied. Auch Bibelstellen wie die Zehn Gebote und der Lobgesang Simeons wurden zu Kirchenliedern geformt und entfaltet.

Im Oktober 1525 hatte Käthe drei Wochen lang die beiden Musiker Rupf und Walther zu beherbergen, und Luthers großes Arbeitszimmer widerhallte von Sang und Klang. Indes die beiden Männer der Musik mit der Feder in der Hand über das Notenblatt gebeugt saßen, wandelte Luther mit der Querpfeife auf und ab und erprobte die Melodiengänge, bis sie festgeschlossen und abgerundet dem Mund und Herzen des christlichen Volkes gemäß erschienen. O beneidenswert schönes Schaffen! Wie gerne stimmen wir Luther bei, wenn er auf mannigfaltige Weise in Prosa und Poesie immer wieder die Kunst des Singens und Musizierens preist!

„Da kann nicht sein ein böser Mut,
Wo da singen Gesellen gut.
Hier bleibt kein Zorn, Zank, Haß noch Neid;
Weichen muß alles Herzeleid" ꝛc.

„Die beste Zeit im Jahr ist mein,
Da singen alle Vögelein;
Himmel und Erd' ist deren voll,
Viel guter Gesang da lautet wohl;
Voran die liebe Nachtigall
Macht alles fröhlich überall
Mit ihrem lieblichen Gesang,
Des muß sie haben immer Dank" ꝛc.

Aber aller Luthergedichte Kern und Stern, mit Wort und Weise in schwerer Zeit der Pest und Not dem innersten Glaubensleben des Gottesmannes entstammt — das Schutz- und Trutzlied der Reformation für alle Zeiten wurde das Lied: „Ein feste Burg ist unser Gott." (Nach Psalm 46.) Im Jahr 1529 war es gedruckt und auf der Feste Koburg hat Luther es oft unterm offenen Fenster zur Laute gesungen. Wie eine Eiche wurzelt es im Grund; wie eine Eiche ragt's in die Höhe; in ihrem Wipfel singen die Vögel, saust der Sturm.

Über dem triumphierenden Heldengesang, der schon so manche böse Geister niedergerungen, soll aber Luthers klassisches Weihnachtskinderlied, 1535 entstanden, eben so wenig vergessen sein:

„Vom Himmel hoch, da komm ich her
Und bring euch gute neue Mär.
Der guten Mär bring ich so viel,
Davon ich singen und sagen will."

Und so lange noch Weihnachtskerzen leuchten, so lange wird auch gesungen werden:

„Den aller Weltkreis nie beschloß,
Der liegt in Marien Schoß.
Er ist ein Kindlein worden klein,
Der alle Ding erhält allein.
Kyrieleis!

Das ew'ge Licht geht da herein,
Gibt der Welt einen neuen Schein,
Es leucht't wohl mitten in der Nacht
Und uns des Lichtes Kinder macht.
Kyrieleis!

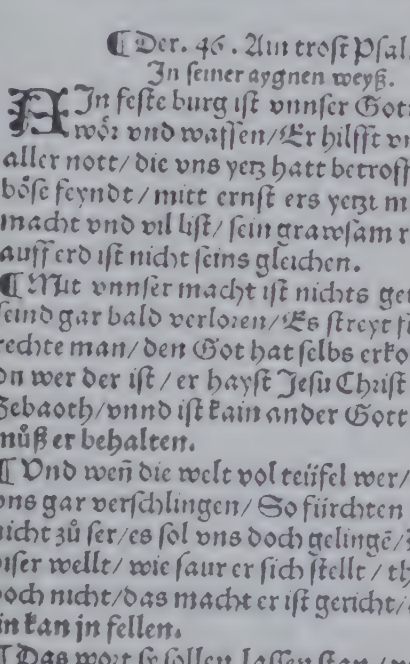
Er ist auf Erden kommen arm,
Damit er unser sich erbarm,
Uns in dem Himmel mache reich
Und ewig seinen Engeln gleich!
Kyrieleis!"

Als Luther 1542 sein Töchterlein Magdalene hatte dahingeben müssen, ließ er das trostreiche Liederbüchlein „Gesänge zum Begräbnis" erscheinen mit Bibel- und Reimsprüchen für Kirchhöfe und Grabstätten, und 1545, mit allerlei Zierde sehr lustig zugerichtet," sein letztes Gesangbuch mit acht neuen eigenen

Liedern, darunter „Vater unser im Himmelreich" und das bekannte „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort und steur des Papsts und Türken Mord."

Im ganzen hat Luther zweiundvierzig geistliche Gedichte verfaßt, worunter etwa sechsunddreißig Kirchenlieder, und wie billig nehmen deren fürnehmste einen Ehrenplatz in unsern Gesangbüchern ein. Selbst die Katholiken haben Luthers Lieder lange gesungen, sie aber im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts sachte wieder hinausgeschafft.

Martin Luthers Aufruf und Beispiel entflammte noch andere zur Liederdichtung, so den aus Schwaben stammenden Paul Speratus, der um seines Bekenntnisses willen Herbes zu leiden und zu dulden hatte. Er schenkte der Kirche das kernhafte: „Es ist das Heil uns kommen her," das markig die Grundzüge der neuen Lehre vorführte und in Magdeburg, Heidelberg und an andern Orten von der in der Kirche versammelten Menge angestimmt wurde, dem Reformationswerk Bahn zu schaffen. Stadtpfarrer Paul Eber in Wittenberg sang: „Wenn wir in höchsten Nöten sein," Nikolaus Decius, † als Prediger in Stettin: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr," und „O Lamm Gottes unschuldig," der Kantor Nikolaus Hermann in Joachimsthal: „Lobt Gott, ihr Christen alle gleich," und „Wenn mein Stündlein vorhanden ist," Johann Graumann (Poliander) nach Ps. 103: „Nun lob, mein Seel, den Herren," der Thüringerpfarrer Johann Schneesing: „Allein zu dir, Herr Jesu Christ," der Nürnberger Ratsschreiber Lazarus Spengler: „Durch Adams Fall ist ganz verderbt," Johann Matheſius das Morgenlied: „Aus meines Herzens Grunde."



Der. 46. Aun troſt Pſalm.
In ſeiner aygnen weyß.

Ain feſte burg iſt vnnſer Gott / ain gůte wör vnd waffen/Er hilfft vns frey auß aller nott/ die vns yetz hatt betroffen/ der alt böſe feyndt / mitt ernſt ers yetz meint / groß macht vnd vil liſt/ ſein grawſam rüſtung iſt/ auff erd iſt nicht ſeins gleichen.

Mit vnnſer macht iſt nichts gethan / wir ſeind gar bald verloren/Es ſtreyt für vns der rechte man/ den Got hat ſelbs erkorē/ Fragſt dn wer der iſt / er hayſt Jeſu Chriſt / der Herr Zebaoth/vnnd iſt kain ander Gott / das feld můß er behalten.

Vnd weñ die welt vol teüfel wer/vnd wolt vns gar verſchlingen/ So fürchten wir vnns nicht zů ſer/es ſol vns doch gelingē/Der Fürſt diſer wellt/ wie ſaur er ſich ſtellt / thůt er vns doch nicht/das macht er iſt gericht/ain wörtlin kan jn fellen.

Das wort ſy ſollen laſſen ſtan / vnnd kain danck darzů haben/Er iſt bey vnns wol auff dem plan/mit ſeinem gayſt vnd gabē/nemen ſy den leyb/gůt ehr kind vnd weyb / laß faren dahin/ſy habens kain gewin / das reych můß vns doch bleyben.

Erſter erhaltener Druck von Luthers Reformationslied: „Ein feſte Burg."

(Gegen das Ende des Jahrhunderts begann der Quell evangelischer Lieder, nachdem er schon versickert schien, aufs neue zu rauschen. Da hinterließ der

Prediger Philipp Nikolai in Hamburg († 1608) der singenden Gemeinde als einen unvergänglichen Schatz die beiden Lieder im höhern Chor: „Wie schön leucht uns der Morgenstern", sein „geistlich Brautlied", und „Wachet auf, ruft uns die Stimme," sein „geistlich Tagelied" (vergl. S. 156), das erste nach einer alten Volksweise. Die majestätische Melodie des zweiten hat Nikolai selber geschaffen. Die Lieder entstanden in Unna zur Zeit einer Pest, die auch in des Dichters Haus eindrang, aber ihn selber verschonte, und erschienen in einer gottseligen Schrift: „Freudenspiegel des ewigen Lebens." „Also schlägt in Wetternächten brünstiger die Nachtigall; wenn die Sonne erst gesunken, steigt des Mondes Silberball; nur wenn sie vom Schlage zittert, gibt die Saite süßen Schall. Edle Perlen wirft ans Ufer Sturmesflut und Wogenschwall." Der Eliäßer Martin Schalling († 1608 in Nürnberg) dichtete das glaubensinnig köstliche Lied: „Herzlich lieb hab ich dich, o Herr." Der bedeutende Prediger Valerius Herberger, dem seine zahlreichen Erbauungsschriften den Ehrennamen „der kleine Luther" eintrugen, verfaßte zur Pestzeit sein einziges Lied: „Valet will ich dir geben, du arge falsche Welt."

Epochemachend wie für das Kirchenlied wirkte Martin Luther auch für die Predigt. Auf das Gotteswort führte er sie zurück und auf nichts anderes ging er aus, als jeden Zuhörer, auch Knecht und Magd, in das Verständnis der Schrift einzuführen, auf ihre Gewissen zu wirken, und das tat er mit merkwürdiger Kraft, schlicht und wahr aus seiner reichen Erfahrung heraus, ohne viel rhetorische Kunst und Effekthascherei und nach seiner bekannten Regel: Geh schnell nauf, tu's Maul auf, hör bald auf! Noch heute ist es eine Erbauung für ein gläubiges Gemüt, seine Predigten kennen zu lernen. Sie fließen gleichmäßig wie ein lauterer Brunnen aus dunkeln Tiefen.

Ebenso seine Bibelauslegungen. Da ist ein Reichtum fruchtbarer Gedanken zur Verwertung im Leben des Einzelnen, der Familie, des Staates, der Kirche. Da ist Belebung und Beleuchtung aus Geschichte und Sage, Natur und Erfahrung mit Sprichwörtern und Anekdoten. Wie fein und trefflich zum Exempel die Besprechung des 101. Psalms mit ihren Streiflichtern auf Staatsregimen und Hofleben! Da redet Luther im Anschluß an Vers 1 von der Anmaßung menschlicher Klugheit, die ohne Gottes Segen auskommen will, und setzt dann fort:

„Da sitzt der König oder Fürst für sich selbst weise und klug und hat die Sache gefaßt bei allen fünf Zipfeln; dazu kommt dann ein Jurist mit seinem Buch und findet das Recht häufig darinnen geschrieben, gewiß und klar, das nicht fehlen kann; danach, ein großer Hans, dem das Haupt viel zu klein ist vor großer Vernunft und Weisheit, der findet's im natürlichen Recht so fest gegründet und tief gewurzelt, daß es alle Welt nicht könne umreißen; zuletzt läutet sie zusammen und bombt die große Glocke mit zu das ist, ein Bischof, Prälat, Theologus, er sei selbst gewachsen oder sonst gemacht, der bringt Gottes Wort und die Heilige Schrift. Hier muß der Teufel selbst weichen und die Sache

Martinus Luther

recht, billig, gut, auch göttlich sein lassen. Da sitzen denn die vier Säulen des Königreichs oder Fürstentums, die wohl den Himmel auch tragen könnten, wo Gott ihrer Weisheit solches befehlen wollte. Hier ist ihrer keiner, der hinauf gen Himmel seufzte und suchte Rat und Tat bei Gott. Denn sie sind entweder so gottlose Leute, daß sie ihr Gewissen nicht beten noch rufen läßt, oder sind ihrer Weisheit und Sachen also gewiß und sicher, daß sie es verächtlich vergessen, als die nichts bedürfen, oder sind sonst also gewohnt zu ratschlagen, in ihrem Unglauben verstarret. Also muß denn unser Herr Gott dieweil droben müßig sitzen und darf in solcher klugen Leute Rat nicht kommen und schwatzt dieweil mit einem Engel Gabriel und spricht: Lieber, was machen die weisen Leute in der Ratstube, daß sie uns nicht auch in ihren Rat nehmen? Sie werden wohl noch einmal wollen den Turm zu Babylon bauen. Lieber Gabriel, fahr hin, und nimm Jesaias mit dir, und lies ihnen eine heimliche Lektion zum Fenster hinein, und sprich: Mit sehenden Augen sollt ihr nichts sehen, mit hörenden Ohren sollt ihr nichts hören, mit verständigem Herzen sollt ihr nichts verstehen. Beschließt einen Rat, und werde nichts daraus; beredet miteinander, und bestehe nichts; denn mein ist beides, Rat und Tat. Et factum est ita. So soll's sein."

Oder es taucht plötzlich ein Volksscherzwort auf wie u. a. im Anschluß an Vers 2: „Ja, wie der Knecht mit den dreien Amseln, davon man sagt, die sein Herr ihn aussendet, die verlorne Kuh zu suchen, und er so lange außen blieb, daß sein Herr ihm nachläuft, zu sehen, wo er bleibt. Als er fast nahe zu ihm kommt, fragt er den Knecht: Hast du die Kuh gefunden? Der Knecht sprach: Drei Amseln. Wo hast du sie denn? Der Knecht sprach: Eine sehe ich, die andre höre ich, die dritte jage ich. Ist das nicht ein kluger, fleißiger Knecht? Sollte ein Hausherr mit solchem Gesinde nicht reich werden?"

So schließt Luther an einen einzigen Vers oft eine ganze Predigt an. Das Schreiben geht ihm leicht von der Hand.

Ungeheure Erfolge hat Luther mit seinen polemischen Flugschriften errungen. Zu Millionen hat er durch sie geredet. Drängte er in seinen erbaulichen Schriften seine stürmische Heftigkeit bescheiden zurück: hier ließ er ihr freien vollen Lauf, und reinigenden Gewittern gleich fegten sie die Miasmen des Aberglaubens und bösen Willens von dannen. Bildlichkeit, Grobheit, Übertreibung, Spott, Anreden, Personifikationen, alles muß ihm dienen; aber überall zieht hinter dem Feuer, Erdbeben und Sturm ein stilles sanftes Sausen einher. Denn er kämpft nicht für sich, sondern im Namen des Herrn für Kirche und Vaterland. Er selbst vergleicht seine Sprache mit einem unruhigen und stürmischen Fechter, der allezeit gegen unendliche Ungeheuer streite. Er bedauert, daß ihm der liebliche, friedsame und ruhige Geist mangle, den er in andern aufrichtig bewundert. Aber er tröstet sich damit, daß der himmlische Vater in seinem großen Haushalt wohl auch ein und den andern Knecht brauche, der hart gegen Harte, rauh gegen Rauhe, ein grober Keil für grobe Klötze sei. Seine Streitschriften und Mah-

nungen*) sind immer Gespräch, immer dramatisch lebendig. Schlag auf Schlag wirft er die Einwände auf und beantwortet sie, so im Sendschreiben an die Bürgermeister und Ratsherren aller Städte deutsches Landes, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen:

„Ja, sprichst du, ein jeglicher mag seine Töchter und Söhne wohl selber lehren oder je ziehen mit Zucht. Antwort: Ja, man siehet wohl, wie sich's lehrt und zieht. Und wenn die Zucht aufs Höchste getrieben wird und wohl gerät, so kommt's nicht weiter, als daß ein wenig eine eingezwungene und ehrbare Gebärde da ist, sonst bleiben's gleichwohl eitel Holzböcke, die weder hiervon noch davon wissen zu sagen, niemand weder raten noch helfen können. Wo man sie aber lehrte und zöge in Schulen oder sonst, da gelehrte und züchtige Meister und Meisterinnen wären, wo sie Sprachen und andere Künste und Historien lehrten, da würden sie hören die Geschichte und Sprüche aller Welt, wie es dieser Stadt, diesem Reich, diesem Fürsten, diesem Mann, diesem Weibe gegangen wäre, und könnten also in kurzer Zeit gleich der ganzen Welt von Anbeginn Wesen, Leben, Rat und Anschläge, Gelingen und Ungelingen für sich fassen wie in einem Spiegel, daraus sie denn ihren Sinn schicken und sich in der Welt Lauf richten könnten mit Gottes Furcht, dazu witzig und klug werden aus denselben Historien, was zu suchen und zu meiden wäre in diesem äußerlichen Leben und andern auch danach raten und regieren.

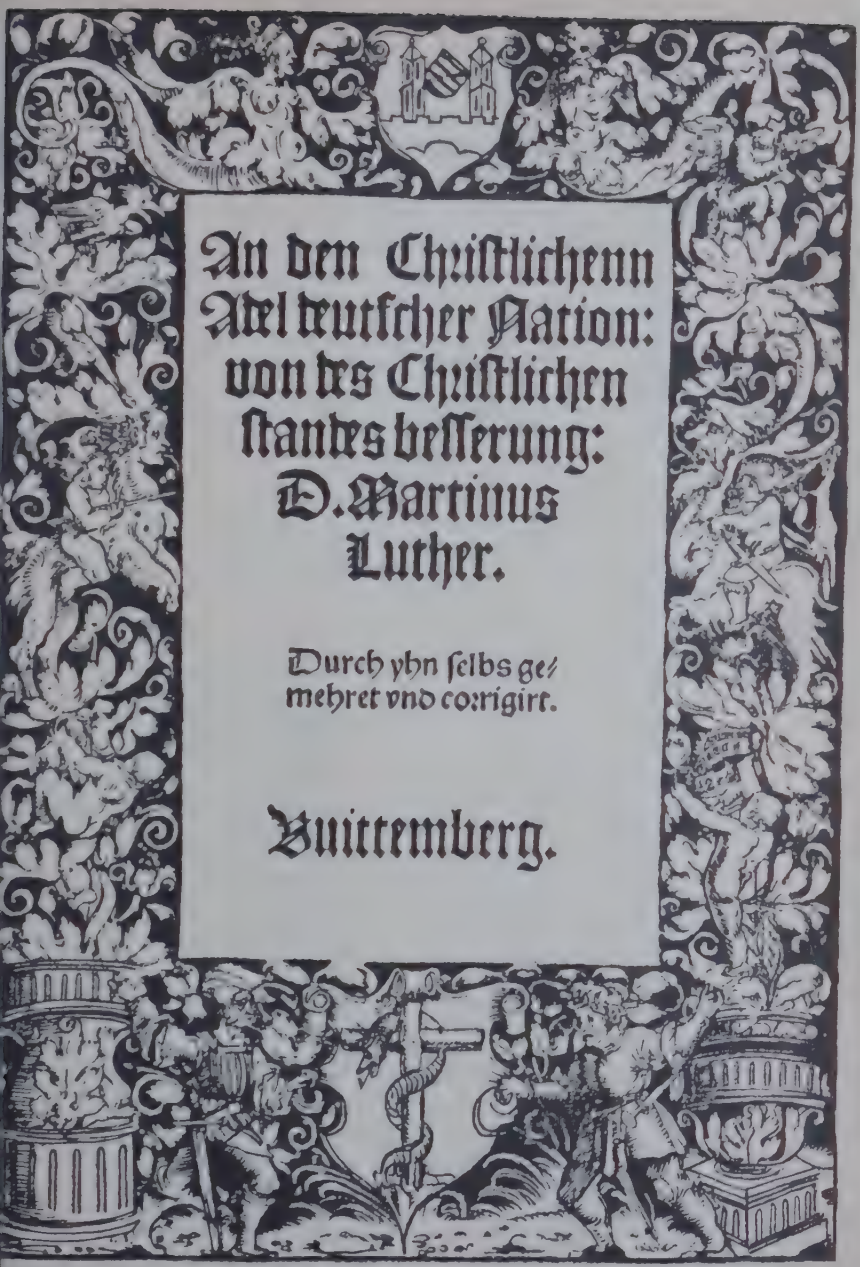
So sprichst du: Ja, wer kann seiner Kinder so entbehren und alle zu Junkern ziehen? Sie müssen im Hause der Arbeit warten u. s. w. Antwort: Ist's doch auch nicht meine Meinung, daß man solche Schulen anrichte, wie sie bisher gewesen sind, da ein Knabe zwanzig oder dreißig Jahre hat über dem Donat und Alexander gelernt und dennoch nichts gelernt. Es ist jetzt eine andere Welt und geht anders zu. Meine Meinung ist, daß man die Knaben des Tages eine Stunde oder zwei lasse zu solcher Schule gehen und nichts desto weniger die andere Zeit im Hause schaffen, Handwerk lernen, und wozu man sie haben will, daß beides miteinander gehe, weil das Volk jung ist und warten kann.

Also kann ein Mägdelein ja so viel Zeit haben, daß es des Tages eine Stunde zur Schule gehe und dennoch seines Geschäftes im Hause wohl warte.

Darum, lieben Herren, laßt euch das Werk anliegen, das Gott so hoch von euch fordert, das euer Amt schuldig ist, das der Jugend so not ist und des weder Welt noch Geist entbehren kann" ꝛc.

Mit immer neuem Wohlgefallen betrachten wir Luther im Kreise seiner Familie und seiner Freunde. Wie schade, wenn in seinem Leben der 13. Juni 1525 fehlte, sein Hochzeitstag! Welche Fülle von Segen ist seither vom evangelischen Pfarrhause ausgegangen! Männlicher Mut war es und Einsicht in das Wesen des wirklich christlichen Lebens, die ihn trieben, mit befreitem Gewissen die

*) Die wichtigsten dürfen wir, den Titeln nach wenigstens, als bekannt voraussetzen, so „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung," „Von der Freiheit eines Christenmenschen," „Eine treue Ermahnung an alle Christen, sich zu verhüten vor Aufruhr und Empörung," die „Heerpredigt wider die Türken" ꝛc.



Titel der ersten Ausgabe der zweiten Bearbeitung von Luthers Reformationsschrift: „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung. (Wittenberg 1520.)

Menschensatzung des Mönchsgelübdes zu zerreißen und „dem Teufel zum Trotz" in die Gottesordnung der Ehe zu treten.

Welche Kinder frohen Humors und anmutigster Poesie tummeln sich in seinen Briefen an Käthe, an seine Tischgesellen und Freunde, und wiederum welche Engel des Trostes blicken uns aus manchen entgegen! Schon in den Aufschriften, so wenn wir lesen: „Meiner herzlieben Hausfrau, Katharina Lutherin, zu eigenen Handen," oder: „Meiner lieben Hausfrau, Katharina Lutherin, Doktorin, Säumärkterin zu Wittenberg, meiner gnädigen Frau zu Handen und Füßen. Gnade und Friede im Herrn! Lies du, liebe Käthe, den Johannem und den kleinen Katechismum, davon du zu dem einmal sagtest: es ist doch alles in dem Buch von mir gesagt. Denn du willst sorgen für deinen Gott, gerade als wäre er nicht allmächtig, der da könnte zehn Doktor Martinus schaffen, wo der einige alte ersöffe in der Saale oder im Ofenloch oder auf Wolfs Vogelherd. Laß mich in Frieden mit deiner Sorge, ich habe einen bessern Sorger, denn du und alle Engel sind" ꝛc. Oder im selben Jahr, kurz vor seinem Ende:

„Gnade und Friede im Herrn! Liebe Käthe. Wir sind heute um acht Uhr in Halle angekommen, aber nach Eisleben nicht gefahren; denn es begegnete uns eine große Wiedertäuferin mit Wasserwogen und großen Eisschollen, die das Land bedeckte, die dräuete uns mit der Wassertaufe. So konnten wir auch nicht wieder zurückkommen von wegen der Mulda; mußten also zu Halle zwischen den Wassern still liegen, nicht daß uns danach dürstete zu trinken, sondern nahmen gut torgauisch Bier und guten rheinischen Wein dafür, damit labten und trösteten wir uns dieweil, ob die Saale wieder wollte ausrinnen. Denn weil die Leute und Fuhrmeister, auch wir selbst, zaghaft waren, haben wir uns nicht wollen in das Wasser begeben und Gott versuchen; denn der Teufel ist uns gram und wohnt im Wasser, und es ist besser verwahrt denn beklagt, und ist ohne Not, daß wir dem Papst eine Narrenfreude machen sollten. Ich hätte nicht gemeint, daß die Saale eine solche Sod machen könnte, daß sie über Steinwege und alles so rumpeln sollte. Jetzo nicht mehr denn: betet für uns und seid fromm. Ich halte, wärst Du hie gewesen, so hättest Du uns auch also zu tun geraten, so hätten wir Deinem Rate auch einmal gefolgt. Hiemit Gott befohlen, Amen.

Zu Halle am St. Paulus Bekehrungstage Anno 1546."

Und billig ist Luthers Epistel an sein liebes Söhnichen Hänschen vom lustigen Himmelsgarten oder jene, die er von Koburg aus an seine Tischgesellen gerichtet und wo er den „Reichstag der Malztürken", der Dohlen und Krähen alle gleich schwarz und alle gleich grauaugig schildert, auch in Schullesebücher zu finden.

Gern vertiefte sich Luther in den Haushalt der Natur. Alles Vergängliche war ihm ein Gleichnis. „Niemand kann ausrechnen," plaudert er einmal, „was es Gott kostet, das er ausgibt, allein die Vögel und schier die, so nichts nütze sind, zu ernähren. Ich halte aber, es koste mehr, nur die Sperlinge ein Jahr zu erhalten, denn der König von Frankreich ein Jahr Einkommens hat. Was will man nun von den andern sagen?"

Und ein andermal:

„Gott kann alle Handwerke aufs allerbeste und fertigste: denn mit seiner Schneiderei macht er einem Hirsch einen Rock, damit er sich bedeckt, und trägt ihn in neunhundert Jahren, daß er nicht zerreißt von ihm selbst. Als ein Schuster gibt er ihm Schuhe an die Beine; die Klauen, die währen viel länger denn er selbst. Also ist er ein Koch zum Feuer, welches ist die Sonne, die alles kocht und gar macht."

„Ich hab' neulich zwei Wunder gesehen," schrieb Luther an den kursächsischen Kanzler Brück. „Das erste, da ich zum Fenster hinaus sah, die Sterne am Himmel und das ganze schöne Gewölbe Gottes, und sah doch nirgend keine Pfeiler, darauf der Meister solch Gewölbe gesetzt hätte: noch fiel der Himmel nicht ein und stehet auch solch Gewölbe noch fest. Nun sind etliche, die suchen solche Pfeiler und wollten sie gern greifen und fühlen. Weil sie denn das nicht vermögen, zappeln und zittern sie, als werde der Himmel gewißlich einfallen, aus einer andern Ursache, denn daß sie die Pfeiler nicht sehen noch greifen ꝛc."

In solch sinniger Naturbetrachtung wurzelte denn auch Luthers Wertschätzung der Fabel. Die Fabel vom Frosch und von der Maus, die wir früher bei Boner fanden (S. 196), erzählt er mit folgenden bündigen Worten:

„Eine Maus wäre gern über ein Wasser gewesen und konnte nicht und hat einen Frosch um Rat und Hilfe. Der Frosch war ein Schalk und sprach zur Maus: „Binde deinen Fuß an meinen Fuß, so will ich schwimmen und dich hinüber ziehen." Da sie aber aufs Wasser kamen, tauchte der Frosch hinunter und wollte die Maus ertränken. Indem aber die Maus sich wehret und arbeitet, flieget eine Weihe daher und erhaschet die Maus, zieht den Frosch auch mit heraus und frißt sie beide.

Lehre:

Sieh dich vor, mit wem du handelst, die Welt ist falsch und der Untreue voll: denn welcher Freund den andern vermag, der steckt ihn in den Sack. Doch schlägt Untreue allezeit ihren eigenen Herrn, wie dem Frosch hier geschieht."

Als Fabeldichter traten in Luthers Stapfen Erasmus Alber und Burkhard Waldis sowie Hans Sachs.

„Luthers Lebensbild hat die merkwürdige Eigenschaft," sagt einer, der es wissen muß, Gustav Freytag, „immer größer und liebenswürdiger zu erscheinen, je näher man es kennen lernt."

„Wenn D. Luther in seinem Lauf," behauptet Mathesius in einer seiner Lutherpredigten, „sonst nichts Gutes gestiftet und angerichtet hätte, denn daß er diese Katechismen in Häuser, Schulen und auf den Predigtstuhl und das Gebet vor und nach dem Essen und wenn man schlafen geht und aufsteht, wieder in die Häuser gebracht, so könnte ihm die ganze Welt des nimmermehr genugsam danken oder bezahlen.*)

*) „Wers kann," rät der Kunstwart, „sollte sich seine Gesamtwerke erwerben, zumal wenn er selber gelegentlich schreiben muß; man glaubt gar nicht, was aus diesem ersten Klassiker deutscher Prosa alles zu gewinnen ist."

Seine Mängel waren die Fehler seiner Tugenden. „Nie ist in der deutschen oder in irgend einer andern Nation ein Mann erstanden, der mit solcher Wucht zu dem ganzen Volke zu reden wußte wie Luther. Nie hat ein Schriftsteller mit seinen Schriften so große und so unmittelbare Wirkungen erzielt wie Luther. Nie hat ein Professor die gelehrte Vornehmheit so gründlich verleugnet wie Luther. Der Doktor der Theologie rief die deutsche Volksschule ins Leben. Der hochgestiegene Bauernsohn gab den Bauern die göttlichen Quellen der Wahrheit hin. Der Mönch zerstörte die Möncherei, pries den Segen der Ehe und gründete das evangelische Pfarrhaus. Der Priester gab seinem vielverspotteten Stande die öffentliche Würde wieder. Der Diener der Kirche umfaßte mit warmer Liebe die Nation, aus der er hervorgegangen und sagte: „Für meine Deutschen bin ich geboren, ihnen will ich dienen." Daß er trotz Schule, Universität, Kloster und Katheder innerlich ein Mann aus dem Volke geblieben war, das machte ihn zum Helden des Volks. Er hat nicht bloß, wie seine Verehrer sagten, die alten loblichen Deutschen von der römischen und babylonischen Gefangenschaft als der rechte Simson erlöst, sondern er hat auch sein Volk, das in Frivolität zu versinken drohte, zum Ernst und zu einer strengen Auffassung des Lebens zurückgerufen."

Mit diesen zutreffenden Worten Scherers nehmen wir von Luther Abschied, aber nur, um immer wieder zu ihm und zu den Quellen, die er erschlossen, zurückzukehren.

Drei rauhe Kämpen.

Ulrich von Hutten.

Ich schau mich um in meinem Kämmerlein
Und räume meine Siebensachen ein.
Ich gebe jedem seinen eignen Ort;
Die Klinge lehn ich in den Winkel dort.
Die Feder leg ich, meinen besten Stolz,
Auf diesen Tisch von rohem Tannenholz.
Mein ganzes knappes Hausgerät ist hier;
Mit Schwert und Feder half und riet ich mir.
In einer schwertgewohnten Hand begehrt
Die Feder ihre Fehde, wie das Schwert.
Erst flog sie wie der Pfeil in Feindes Heer;
Doch meine Feder wuchs und ward zum Speer!
Frohlockend stieß ich sie, ein tönend Erz,
Der Priesterlüge mitten durch das Herz.

Aus „Huttens letzte Tage" von C. F. Meyer

Der Leser kennt die allerliebste Geschichte von den beiden Schweizerstudenten, die in der Fastnachtszeit des Jahres 1522 im Gasthaus zum schwarzen Bären vor Jena mit D. M. Luther zusammengetroffen und ihn dann für den Hutten gehalten. In wüstem Unwetter heranmarschiert, hatten sie hier — es war Joh. Keßler aus St. Gallen und sein Gesell — einen Unterschlupf zur Nachtherberge gefunden und sahen in der Gaststube einen Mann allein am Tische sitzen, vor ihm ein Büchlein aufgeschlagen. Er hieß sie freundlich näher zu kommen, bot ihnen zu trinken, und bald war ein munter Gespräch im Gang. „Wir vermeinten aber nicht anders" berichtet Keßler, „er sei ein Reitersmann, der nach Landesgewohnheit dasaß mit einem roten Lederkäpplein, in Hosen und Wams, ohne Rüstung, an der Seite ein Schwert, die rechte Hand auf des Schwertes Knopf, mit der andern das Heft umfassend. Seine Augen waren schwarz und tief, blitzend und funkelnd wie Sterne, so daß sie nicht wohl mochten angesehen werden." Die Studenten waren nach Wittenberg unterwegs, wo sie Theologie zu studieren vorhatten, und verhehlten nicht, daß sie besonders gerne den Martin Luther möchten kennen lernen. Unter diesen Gesprächen ward der fremde Reitersmann den beiden gar heimlich, und als sie gar die Entdeckung machten, daß sein Büchlein ein hebräischer Psalter sei, — „ich wollt einen Finger von der Hand hergeben," fing der Student wieder an, „wenn ich diese Sprache verstünde." „Ihr möget es wohl ergreifen," sprach der Fremde, „wenn ihr anders rechten Fleiß anwendet; auch ich begehre darin weiterzukommen und übe mich täglich darin." Indes war der Tag zu Ende gegangen und da der Wirt der Studenten Verlangen nach Luther gemerkt, begann er zu scherzen. „Liebe Gesellen, euch wärs gelungen, wenn ihr vor zwei Tagen

hier wäret gewesen; denn hier an dem Tisch ist Luther gesessen" u. s. w., sprach er, und nach einer Weile rief er den einen zur Stubentür hinaus und sprach zu ihm: „Weil ich erkenne, daß ihr den Luther in Treue zu hören und zu sehen begehrt, — der ist's, der bei euch sitzt!" Der aber meinte, der Wirt wolle ihn zum besten haben, ging wieder in die Stube und raunte seinem Gefährten ins Ohr: „Der Wirt hat mir gesagt, der sei der Luther." Der andere wollte es auch nicht glauben und sprach: „Er hat vielleicht gesagt, er sei der Hutten, und du hast ihn nicht recht verstanden." Und weil der erste sich Martin Luther nur als Mönch vorstellen konnte, so dachte er nun gleichfalls, der Wirt habe von Hutten gesprochen und der Ähnlichkeit der Namen wegen habe er ihn falsch verstanden. Kaufleute traten herein; der unbekannte Reiter hielt die Schweizer gastfrei und sie vergaßen Speise und Trank über seinen gottseligen freundlichen Reden. Nach dem Nachtessen dankten sie ihm für die Zehrung, und Luther hatte sein köstlich Ergötzen, als sie ihn merken ließen, sie hielten ihn für Ulrich von Hutten. „Ich bin diese Nacht zu einem Edelmann worden," sagte er zu dem hereintretenden Wirt, „denn diese Schweizer halten mich für den Ulrich von Hutten," und als der Wirt entgegnete: „Ihr seid es nicht, aber Martinus Luther!" lachte er: „Die halten mich für den Hutten, Ihr für den Luther, bald werde ich wohl der Martinus Marcolfus heißen"*).

Der Ritter Ulrich von Hutten sei er, hatten die Schweizer gemeint. Sie hatten ihre Gründe dazu und doch daneben geschossen. Im Reitergewand, ein Schwert in der Hand und gelehrte Büchlein vor sich auf dem Tisch — so mußte man sich den Hutten denken; aber freilich — den hebräischen Psalter verstand Hutten nicht, nur Latein.

Geboren auf der Burg Steckelberg bei Fulda, entsprang er im Knabenalter dem Kloster und wurde Student und Wanderpoet, führte im Hof- und Kriegsdienst ein wechselreiches Weltleben und stritt vom Boden eines freien Ritters und Humanisten aus mit allem Eifer der Leidenschaft gegen Papst und Klerisei, half in den Briefen der Dunkelmänner die Mönche geißeln, war bald südlich, bald nördlich von den Alpen zu finden, wurde 1517 von Maximilian I. zum Dichter gekrönt, schrieb lateinisch und dann, um vom Volke verstanden zu werden, deutsch, nahm Partei für Luther und wollte mit Hilfe der Ritter und Reichsstädte die deutschen Lande mit dem Schwert in der Hand von Rom befreien und schmiedete seine Verse am Feuer seines Zorns.

„Von Wahrheit will ich nimmer lan;
Das soll mir bitten ab kein Mann.
Auch schafft zu stillen mich kein Wehr,
Kein Bann, kein Acht, wie fast und sehr
Man mich damit zu schrecken meint;
Wiewohl mein fromme Mutter weint,
Da ich die Sach hätt g'fangen an,
Gott wöll sie trösten! Es muß gahn

*) Anspielung auf das Volksbuch von Salomon und Morolf, das Luther öfter zitierte.

Und sollt es brechen auch vorm End!
Will's Gott, so mag's nit werden gwend!
Drum will gebrauchen Füß und Händ.
Ich hab's gewagt!"

So rief Hutten in den Vorreden zu seinem „Gesprächsbüchlein" und in einem bekannten Liede: „Ich hab's gewagt mit Sinnen und trag des noch kein Reu" ꝛc.

Im Jahre 1520 hatte er dem geächteten Luther bei seinem Freunde Franz von Sickingen auf der Ebernburg ein Asyl angeboten, aber nach dieses Ritters

Hutten in ganzer Figur zwischen dem kaiserlichen Adler und dem Gallischen Wappenbilde.
(Holzschnitt von Hans Burgkmeier.)

Tode mußte Hutten froh sein, verfolgt, mittellos und krank, wie er war, auf der lieblichen Ufenau im Zürchersee selber einen sicheren Zufluchtsort zu finden, den ihm Zwingli verschaffen konnte.

Dort starb er im Jahr 1523, und ein Dichter der neuen Zeit, der Zürcher Konrad Ferdinand Meyer, hat dem leidenschaftlich erregten Ritter, der erst im Tode seine Ruhe gefunden, in dem heroischen Idyll „Huttens letzte Tage" ein prächtiges Denkmal gesetzt.

Niklaus Manuel.

Du mußt Partei ergreifen in dem Krieg.
Schiller.

Unabhängig von Marthin Luther und doch wiederum mannigfach auch durch ihn beeinflußt ging die Reformation in der Schweiz ihren Gang. Mehrfach wurde hier das Fastnachtsspiel benutzt um auf die Volksmassen einzuwirken.

Am bedeutendsten wurden zwei Fastnachtsspiele, die Niklaus Manuel 1522 und 1523 in den Gassen der Stadt Bern aufführen ließ. „von Papsts und Christi Gegensatz" und „vom Papst und seiner Priesterschaft." Überwältigend wirkte der Anschauungsunterricht den sie erteilten.

Im Jahr 1522 gab dem Volke das Spiel von Papsts und Christi Gegensatz Stoff zum Nachdenken und Disputieren. Da erschien auf der einen Seite „herzlich züchtig, schämig und einfältig" der Heiland der Welt, eine Dornenkrone auf dem Haupte, reitend auf einem Eselsfüllen und hinter ihm eine gottesjämmerliche Schar von Lahmen, Blinden und Presthaften.

„Er ist der süß, mild und recht demütig,
Tröstlich, fröhlich, barmherzig und gütig
Heilmacher der Welt, Herr Jesus Christ,
Der am Krüz für uns gestorben ist,
Ein König aller König, Herr aller Herren,
Den auch die Kräft der Himmel ehren,"

sagt Stäuve Pfluog, der eine der zuschauenden Bauern, und Rüede Vogelneft, der andere, antwortet:

„Verden Pluest willen, ist das der?
Wenn er halb so hoffärtig wär,
Als unser Kilchherr und sin Kaplan,
So säh er der Bettler keinen an!
Was gemeint der alt glatzet Fischer darmit,
Daß er so tapfer neben ihm dahar tritt,
Und auch die andern biderben Lüt?
Weißt du auch, was dasselb bedüt?"

„Der alte Fischer, das ist Sant Peter.
Der Herr Jesus hat kein Trumeter;
Blind und Lahm sind sein Trabanten,
Und die ihn ein Suhn Gotts erkannten,
Waren schlecht einfaltig Lüt.
Die Pfaffen schatzend ihn gar nüt
Und widerstrebten ihm alle Zit" ꝛc.

„Hie zwischen kam der Papst geritten in großem Triumph in Harnisch, mit großem Kriegszeug zu Roß und Fuß, mit großen Pannern und Fähnlinen von allerlei Nationen Lüt,' seiner Eidgenossen Garde alle mit seiner Farbe.

Trompeten, Posaunen, Trommeln, Pfeifen, Kartaunen, Schlangen, Frauen und Buben und was zum Krieg gehört, reichlich, hochprachtlich, als ob er der türkische Kaiser wär." Der Bauer fragte, wer der Mann sei, der die zwei Speicherschlüssel im Banner führe, und hörte zu seiner Verwunderung, das sei der Statthalter dessen, der vorhin unter der Dornenkrone vorübergezogen. Da verfluchten die Bauern Bann und Ablaß und trösteten sich mit der Aussicht auf das himmlische Freudenmahl.

Das zweite Spiel (1523) nahm folgenden Verlauf: Von seinem ganzen Hofstaat umgeben, saß da der Papst Entchristelo in großer Pracht. Da wurde ein Sarg aus einem Hause hergetragen und vor der Geistlichkeit niedergesetzt und das Spiel hatte nun zu zeigen, wie die gesamte Kirche in all ihren Rangstufen Vorteil aus dem Todesfall zu ziehen suchte und das arme Volk den Untergang der reinen Lehre Christi bejammerte. Im Hintergrunde sahen Petrus und Paulus als bestürzte Beobachter zu. Während die Leidleute den jung geschiedenen Vetter Bohnenstengel beweinten, jubelten die Pfaffen und ihre Dirnen; der Papst, der Kardinal von Hochmut und der Bischof von Wolfsmagen stimmten ein; aber sie jammerten auch, wie die Bauern selber anfingen, ins Evangelium zu schauen und die Macht der Druckergesellen sich mehre, die der Teufel holen möge. Die Klagen des alten kranken Bauern und eines Bettlers über das Schwinden der christlichen Nächstenliebe verhallten in dem Lärm der päpstlichen Rotte, die den heiligen Vater lobpries: Ein Rhodiser Ritter kam angesprengt und verlangte Hilfe gegen die Türken; aber der Papst wies ihn mit solcher Frechheit ab, daß der Prädikant Leopold Schüchnüt sich darob empörte und den Papst für unwürdig erklärte, der mindeste Sauhirt in der Christenheit zu sein. Nachdem noch schlichte Bauern geklagt, wie schändlich der Ablaßkrämer Samson sie betrogen und nachdem vom Papst angeworbene Söldner sie mit ihrem Geschrei übertäubt, traten Petrus und Paulus aus dem Hintergrund und fragten einen Kurtisanen, ob der Mann, den man so hoch auf den Achseln trage, ein Türke oder ein Heide sei oder vielleicht keine Beine habe. Der Angeredete staunte, Petrus sei es ja selbst gewesen, der dem Papst alle Macht verliehen und ihn zum Statthalter eingesetzt habe. Petrus konnte sich dessen nicht erinnern; er sei ein armer Fischer gewesen und die Schlüssel zum Himmelreich trage jeder Christ in der eigenen Tasche, und da er sich nach den Taten des heiligen Vaters erkundigt und nur Frevel auf Frevel vernahm, wandten entsetzt die beiden Apostel sich ab. Gott der Herr, der seine Frühmesse verschlafe, werde die Tat nicht ungerächt lassen. Der Papst brach auf, um neue Kriege und Ablässe zu beschließen, und segnete das Beifall jauchzende Kriegsvolk. Der Prädikant blieb auf dem leer gewordenen Platze und betete um bessere Erkenntnis des Volks und das Anbrechen des Wahrheitstages.

1524 erschienen beide Fastnachtsspiele im Druck und erlebten rasch nacheinander zehn Auflagen.

Derber noch war ein Spiel vom Ablaßkrämer, entstanden im Jahre des Bauernkriegs. Niklaus Manuel war eine Künstlernatur mit einer Vielseitigkeit, die an die großen italienischen Meister erinnert. Nicht bloß als Dichter,

auch als Maler, Baumeister, Krieger, Staatsmann, Gesandter von durch und durch sympathischem Wesen diente er seinem Vaterland und griff er in die Bewegung ein.

Welcher naturwüchsig derbe Witz dem wackern Kämpen zur Verfügung stand, mag noch aus folgenden kurzen Skizzen seiner beiden Satiren „Krankheit und Testament der Messe" erhellen, die in den bewegten Januartagen 1528 entstanden, wo in Bern die entscheidende Disputation abgehalten und dann im ganzen Gebiete der Stadt und Republik die Kirchenerneuerung durchgeführt ward. Die Gespräche sind in Prosa gehalten, wurden in fremde Sprachen übersetzt und fanden ungeheure Verbreitung.

Nikolaus Manuel.
Selbstbildnis aus seinen letzten Lebensjahren.
(Nach dem Ölgemälde im Berner Kunstmuseum.)

Vorerst (nach Bächtold) die Krankheit der Messe: Der Papst erhält vom Kardinal eine Nachricht, die ihm die Zähne klappern macht, daß nämlich die Messe in Gefahr sei, als Greuel und Gotteslästerung angeklagt. Als Widersacher treten das Nachtmahl Christi, als Richter die Episteln der Zwölfboten auf, die Messe aber, die sich von ihren Bundesgenossen, den Totenämtern, Jahrzeiten und Opfern, verlassen sehe, habe sich den Handel so schwer zu Herzen genommen, daß sie auf den Tod krank liege. Der Papst frägt, ob ihr nicht mit einer Badenfahrt zu helfen wäre, erhält aber die Antwort, auch dieses Mittel sei versucht: (Anspielung auf die Disputation zu Baden, die durch die Katholiken angestellt worden war). Sie habe die Schwindsucht. Nun fahren der weltberühmte Doktor Rundeck (D. Eck) und der Apotheker Heioho (Faber) mit ihr ins Bad, finden freilich, sie sei im abnehmenden Monde geboren und werde regiert von dem wankelmütigen Mars. Ein heftiger Schweiß der Patientin wird vorschnell für ein Zeichen der Besserung gehalten. Er ist aber ein Zeichen des nahenden Todes. Da erinnert sich Doktor Rundeck, daß die Löwen ihre totgeborenen Jungen durch mächtiges Brüllen zum Leben erwecken, und fordert alle Umstehenden auf, sich mit ihm um die Messe herumzustellen und sie mit starkem römischem Geschrei

und mit der kräftigen Stimme der Konzilien und Kirchenväter ins Leben zurückzurufen. Je länger sie schreien, desto schwächer wird die Messe; die Schauer der Vernichtung zeigen sich; sie röchelt, der Puls steht still, die Füße sind erkaltet; man will sie mit dem Fegfeuer erwärmen; doch die Bauern haben es mit Weihwasser gelöscht. Der Frühmesser soll den Herrgott holen, damit man die Sterbende mit der letzten Wegzehrung versehe. Er aber antwortet: Ich mag ihn nicht erlangen; der Himmel ist sein Stuhl und die Erde sein Fußschemel. Als der Arzt ungestümer nach dem zarten Fronleichnam Christi verlangt, entgegnet jener: Er sitzt zu der Rechten seines Vaters; er ist auferstanden und nicht mehr hier. Ich bin ihm zu kurz; ihr aber seid Großhansen! Der Kaplan, der das heilige Öl bringen soll, findet keines mehr vor; der Sigrist habe die Schuhe damit gesalbt; weder Kerzen noch Ampeln sind zu haben, womit man der verscheidenden Messe durch das finstere Tal des Todes leuchte; man brenne den Toten keine Lichter mehr; bei Gott sei ewige Klarheit. Doktor Thomas Katzenlied (Murner) befiehlt, daß man Palmen herbeischaffe, um einen gesegneten Rauch vor dem bösen Gespenst (der Reformation) zu machen; allein die Weiber haben auch damit aufgeräumt. Nun sind die Ärzte nur noch um ihren Lohn besorgt und sie machen sich aus dem Staube, die Hilflose ihrem Schicksal überlassend; wenn man sie frage, wie es um die Messe stehe, wollen sie antworten: „Wohl, marterleidenwohl. Doktor Eck, zu Hause angelangt, wird vom Knechte spöttisch mit der Frage begrüßt, wo er denn mit den Schweinen allen hinwolle, die er diese Jahre heimbringe und antwortet unwirsch, er habe genug, was ihn bedrücke.

Das Testament der Messe ist noch mutwilliger gehalten. Die sterbende Messe setzt ihren letzten Willen auf: Ihre arme Seele verordnet sie ihrem Schöpfer, dem Papste. Ihr Leichnam soll unter den Augen der ganzen Pfaffheit bestattet und zu ihrem Gedächtnis je am Aschermittwoch das Bohnenlied gesungen werden. Dann teilt sie ihre Habseligkeiten: Hans Schmied (Faber) erhält ein Stück der Altardecke zu einem Schurzfell, der wohlschreiende Doktor Eck das Öl aus dem ewigen Lichte, seine Kehle zu schmieren, die er heiser disputiert hat. Murner bekommt das weiße Altartuch, seinen Mähdern aus der „Gauchmatt" darauf zu essen zu geben.

Thomas Murner.

Nur dürft ihr euch nicht allzu ängstlich
quälen ... Goethe.

Als eifriger Verfechter der katholischen Sache regte sich der streitbare Franziskanermönch Thomas Murner (1475–1537). Ein echter Sohn seiner Zeit wie Hutten trieb er sich unstät und flüchtig umher und war bald hier, bald dort zu finden, studierte und dozierte in Freiburg, Paris, Krakau, Basel, wurde Priester und Doktor der Theologie und der Jurisprudenz, hielt sich mit Vorliebe in Straßburg und lange in der Schweiz auf und starb im Elsaß, wo er geboren worden.

Murner folgte zwei Vorbildern, die bestimmend auf ihn einwirkten: Als Prediger ahmte er Geiler von Kaisersberg, als Dichter Sebastian Brant nach. Nahm er's auch selber mit christlicher Sitte, wie es scheint, nicht genau — sein Element blieb doch die satirische Sittenpredigt, und nach dem Geschmacke seiner Zeit redete er darin so viel und mitunter so närrisch von Narren, daß er sich's zuletzt gefallen lassen mußte, auch wo er um würdige Dinge stritt, selber als Narr behandelt zu werden. Nach Geilers Manier pflegte er die gewöhnlichsten Dinge des täglichen Lebens gleichnisartig auszubeuten, so z. B. in einem Gedichte: **Die geistlich Badenfahrt** (1514).

In der Narrenbeschwörung, in der Schelmenzunft predigte er mit derben, ihm mühelos zuströmenden Versen in seine derbe Zeit hinein und keine Rücksicht hinderte ihn, auch die unangenehmsten Dinge zu benennen. Nicht bloß manche Themate und Wendungen, auch ganze Verse und Holzschnitte des „Narrenschiffs" nahm er dabei in seine Schriften herüber. Doch redete er lebendiger als Brant. Die Torheiten erschienen der Reihe nach unter Stichworten wie: eine wächserne Nase machen, mit Gott die Geiß hüten, Fiel gürten, Zungen schleifen ꝛc. In der Schelmenzunft ist ein Holzschnitt zu sehen, wo ein Mann vor einem Schleifstein sitzt, ihn treibt und seine eigene Zunge zum Schleifen hervorstreckt. Darunter stehn die Verslein:

Die Welt ist ietz des Lists so voll,
Wer sie überlisten soll,
Der ist von künstenreichen Sinnen
Und muß mehr, dann ich selber, kinnen,
Auch nach der rechten Schmierli greifen
Und freilich glatte Wörter schleifen.
All Wahrheit leit ietz uf der Erd;
Wer mit umbgaht, der ist nit wert" ꝛc.

Mit verdächtiger Vorliebe traktierte Murner die Venusdiener, die Liebesnarren, so z. B. in seiner „Geuchmatt" oder Kuckuckswiese „zur straff allen wibschen Mannen", und selbst seine Ordensgenossen schonte er darin nicht. Das

Buch war derart, daß es der Straßburger Rat herauszugeben verbot, so daß es erst fünf Jahre später — und zwar zu Basel — im Druck erscheinen konnte.

Titel von Murners Buch: „Von dem großen Lutherischen Narren."
(Straßburg bei Johann Grieninger 1522.)

Hatte Murner in diesen Satiren die Verderbnis des geistlichen Standes und der Kirche mit eben so grellen Farben gezeichnet wie irgend einer, so mußte er sich bei Luthers Auftreten entscheiden, „welche Folgerungen er nun aus seinen eigenen Angriffen ziehen wolle". Und nun stellte er sich zu denen, von denen

es heißt: mit sehenden Augen sehen sie nicht und mit hörenden Ohren hören sie nicht. Für einen Glauben, wie er sich in Luther, und einen Freiheitsdrang, wie er sich in den deutschen Volksmassen regte, hatte Murner kein Verständnis. Die evangelische Bewegung bedeutete ihm die Anarchie und nach Kräften stemmte er sich dagegen.

Hatte er erst Luthers lateinische Schrift „von dem babylonischen Gefängnis der Kirche" ins Deutsche übertragen und den Reformator noch glimpflich behandelt, so nannte er ihn bald einen wütenden Bluthund und ließ dann, durch den „Karsthans" gereizt, wider ihn seine zornige Dichtung los: „Von dem großen Lutherischen Narren, wie ihn Doktor Murner beschworen hat." (1522.) Eine Abbildung zeigt einen Mann mit einer Narrenkappe am Boden liegend und aus seinem gedunsenen Leibe zieht eine Katze im Mönchsgewand (Dr. Murner) an einem langen Bande eine Reihe von Narren hervor. Es sind alle die, die gegen Murner geschrieben. Sie scharen sich zusammen und Luther wird ihr Hauptmann und weiß ihnen den „Bundschuh", das Symbol des Aufstandes, verlockend zu machen; er führt sie gegen Kirchen und Klöster, die sie verwüsten. In einer Burg erobern sie bloß ein Schwein; in einer andern belagern sie Murner; er ergibt sich gegen das Versprechen, daß er Luthers Tochter zur Frau bekomme, feiert Hochzeit, findet aber kein Gefallen an der ihm vermählten und treibt sie, da ja für den „lutherischen Orden" ein Sakrament der Ehe nicht bestehe, mit Schlägen von dannen. Luther stirbt und Murner läßt den Leichnam in den Abort werfen und macht als Kater mit den Seinen Katzenmusik. Er ist Luthers Testamentsvollstrecker und nimmt dessen Narrenkappe für sich.

Damit hat Murner sich genugsam gerichtet und uns also der Pflicht überhoben, seines Wesens Gemeinheit mit weitern Worten zu zeichnen. Nur der eine Zug mag noch angeführt sein, daß er in seinem Liede „vom Untergange des christlichen Glaubens" zwar rührend versichert, wie er sich zur Verteidigung der Burg als ein redlicher Mann mit Schwert und Schild verpflichtet fühle, aber gleich darauf Unterwerfung gelobt, falls etwa Kaiser, Fürsten, Obrigkeit ihm Einhalt gebieten! Wie himmelhoch erhaben steht nicht ein Luther daneben mit seinem: „Ich kann nicht anders; Gott helfe mir! Amen!"

Hans Sachs.

(Nach einem unbenannten Kupferstiche.)

Hans Sachs.

Da droben in den Wolken schwebt
Ein Eichkranz, ewig jung belaubt;
Den setzt die Nachwelt ihm aufs Haupt.
In Froschpfuhl all das Volk verbannt,
Das seinen Meister je verkannt!

Goethe.

Hans Sachs war ein Schuh- — Macher und Poet dazu, spottet ein bekanntes Sprüchlein. Offenbar stammt es aus der Zeit, da die Poesie der Gelehrten das Feld zu behaupten begann. Die Gelehrtendichtung baute die Verse nach strengem Maß mit Unterscheidung von Hebung und Senkung, mit regelmäßigem Wechsel von schweren und leichten Silben und wenn diese Gelehrtendichtung ihre Brille aufsetzte, sich in Position warf und Knittelverse zu lesen anhob wie die folgenden:

„Als noch auff erden gieng Christus,
Vnd auch mit jm wandert Petrus,
Eins tags auß eim dorff mit jm gieng,
Bey einr wegschaid Petrus anfieng:
O Herre Got vnd maister mein,
Mich wundert sehr der güte dein" ꝛc. —

wenn sie den Rhythmus des Verses wog: „Und auch mit ihm wandert Petrus," wenn sie die Reimwörter wiederklingen ließ: Christus—Petrus, ging—anfing, wenn sie gar auf Stellen stieß, wie: „Vespasianus zehen Jahr Im Kaisertum in Herrscher war; Im Reich nach gemeinem Nutzen er warb, Stehend er an dem Bauchweh starb," — da konnte ja freilich die Muse nicht anders: sie mußte die Stirn in strenge Falten legen, das würdevolle Haupt schütteln und den guten Schuhmachermeister als Urbild aller Geschmacklosigkeit ansehn. Hans Sachs mochte lange die Silben zählen und jeder Zeile mit strenger Genauigkeit deren acht oder neun zuteilen, — die Versbaukunst war und blieb verwildert und erzeugte holpernde, stolpernde „Knittel."

Und doch — wer wollte diesen Knitteln mit ihrem naiv ungebildeten Wesen allen Reiz absprechen? Und haben nicht später Goethe und Schiller — Schiller z. B. in Wallensteins Lager — sie gerne, freilich mit Wohllaut, nachgebildet?

Aber es ist wahr — Hans Sachs findet wenig Gelegenheit, noch zum heutigen Geschlechte zu sprechen, und die meisten haben seiner Kinder keine kennen gelernt als etwa die Schwänke von „Sankt Peter mit der Geiß" und „Sankt Peter und die Landsknecht", und es klingt ihnen etwas von Schlußwendungen im Ohr wie:

„Daß Tugend wieder grün und wachs
Durch ganz Deutschland, das wünscht Hans Sachs."

Und doch war der ehrsame Handwerksmeister ein echter und rechter deutscher Dichter und wir stimmen ein in Goethes Lob, das wir dem Abschnitt vorangestellt.

Wer Hans Sachs richtig würdigen will, der muß ihn betrachten im Rahmen seiner Zeit, muß bedenken, was er für das Reformationsjahrhundert gewesen. Auf unsre Genossen so einzuwirken, wie Hans Sachs auf die seinen eingewirkt hat, das bleibt eine beneidenswert hohe Gabe und Aufgabe. Nur schade, daß so manche sie nicht erkennen, so manche sie nicht anerkennen. Melanchthon nannte Hans Sachs mit Recht den größten Dichter seiner Zeit. Später hatten Leising und Wieland wieder ein Auge für seine Bedeutung und Goethe setzte sie vollends ins Licht. 1874 hat Nürnberg seinen Meistersänger durch Errichtung eines Denkmals geehrt.

Folgen wir denn in Kürze seinem Leben und Dichten.

In Nürnberg wurde Hans Sachs geboren, am 5. November 1494 ein Jahrzehnt nach Luther also. Da gerade die Pest dort hauste, wurde er noch am selben Tage getauft. Sein Vater war Schneider und besaß ein eigenes Haus. Vom siebenten bis zum fünfzehnten Jahre besuchte der Knabe die lateinische Schule, und gestand er auch später, daß er weder Latein noch Griechisch könne, so erwachte doch in ihm ein lebhaftes Interesse für die Schätze des Wissens und führte ihn zu einer Belesenheit, die ihm auf allen Seiten Stoffe für seine Dichtung erschloß. Zwei Jahre arbeitete er dann als Lehrling, um sich die Griffe und Kniffe des Schuhmacherhandwerks anzueignen, und fünf Jahre widmete er dem Schweifen und Streifen durch das schöne deutsche Vaterland und seiner weitern Ausbildung, sah Regensburg, Passau, Salzburg, München, Würzburg, Frankfurt, Koblenz, Köln, Aachen, Erfurt, Lübeck. In Erinnerung an die Erzählung von Herkules am Scheidewege, die er gerne zum besten gab, schlug er schlimme Versuchung aus dem Feld.

Des Spiels, der Trunkenheit, Schwelgerei,"

erzählt er später in seinem „Valeta",

„Und andrer Torheit mancherlei
Ich mich auf meiner Wanderschaft
Entschlug und war allein behaft't,
Mit hochherzlicher Lieb und Gunst
Zum Meistergesang, der edlen Kunst,
Die mir viel Kurzweil tät erwecken.
Ich lernt' von Meister Nunnenbecken
Der edlen Sangeskunst Anfang.
Wo ich im Land hört' Meistergesang.
Da lernte ich in kurzer Eil
Der Bar und Tön' ein großes Teil.
Als ich nun meines Alters war
Fast eben im zwanzigsten Jahr,
Da hab' zu dichten angefangen
Ich in des Marners Ton, dem langen,
Mein erstes Bar von ungefähr,
Gloria patri, Lob und Ehr'."

Überall, wo er in eine Stadt einzog, schloß er sich an die Meistersängerschulen an, und 1516 kehrte er, mit einer Fülle bunter Bilder im Geiste, nach Nürnberg zurück.

Nürnberg! Dort bewegte sich eine Welt, regten sich Handel und Gewerbe, blühten Künste und Wissenschaften. Maler wie Dürer und Bildhauer wie Vischer, Krafft und Lindenast haben Werke hinterlassen, die noch heute bewundert werden.

Meistersingertafel aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts.
(Germanisches Museum, Nürnberg)

Der Dichter sang:

„Auch sind da gar sinnreich Werkleut'
Mit Drucken, Malen, Bildhauen,
Mit Schmelzen, Gießen, Zimmern, Bauen,
Dergleichen man find't in keinen Reichen,
Die ihrer Arbeit tuen gleichen.

Als da man manch' köstlich Werk anzeiget,
Wer denn zu Künsten ist geneiget,
Der find't allda den rechten Kern.
Und welcher Kurzweil lernte gern,
Fechten, Singen und Saitenspiel,
Die find't er künstlich und subtil."

Auch Gelehrte wie Wilibald Pirkheimer u. a. hatten hier die Flamme des Geisteslebens geschürt, und der Meistersängerschule nahm sich bald Hans Sachs mit Eifer an und wurde deren Ehr und Zier.

Nach drei Jahren gründete er mit Kunigunde Kreutzer einen eigenen Herd und lebte mit ihr 40 Jahre lang in glücklicher Ehe. Sieben Kinder schenkte sie ihm; aber keines überlebte den Vater. Im elterlichen Hause betrieb er sein Handwerk, in einem zweiten eröffnete er einen Kramladen und dann quartierte er sich „in St. Sebaldspfarr an der Spitalgassen" em einem Hause, das noch heute seinen Namen trägt.

Da regte sich der Meister im Kreise seiner Gesellen und dann bediente er ernst und launig seine Kunden oder ließ es auch die resolute Kunigunde tun, und wenn die Feierstunde kam:

„In seiner Werkstatt Sonntags früh
Steht unser treuer Meister hie,
Sein schmutzig Schurzfell abgelegt,
Einen saubern Feierwams er trägt,
Läßt Pechdraht, Hammer und Kneipe rasten,
Die Ahl steckt an dem Arbeitskasten;
Er ruht nun auch am sieb'nten Tag
Von manchem Zug und manchem Schlag.

Wie er die Frühlingssonne spürt,
Die Ruh' ihm neue Arbeit gebiert.
Er fühlt, daß er eine kleine Welt
In seinem Gehirne brütend hält,
Daß die fängt an zu wirken und zu leben,
Daß er sie gerne möcht' von sich geben."

Goethe.

Im Jahr 1522 pochte die Reformation an die Pforten der Stadt, und schon 1524 genossen 4000 Kirchgänger in Nürnberg das Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Da stellte Hans Sachs wacker seinen Mann und half mit Sang und sinnigem Wort der Neuerung Bahn bereiten.

In kurzer Zeit war sein Lied von der „Wittenbergisch Nachtigall", worin er die katholische Menschensatzung mit Mondenschein und Luthers evangelische Wahrheit mit des Tages Glanz verglich, in ganz Deutschland bekannt und ermutigt durch diesen Erfolg schrieb der Dichter seine „Sieben artlichen Dialoge", die in Gesprächsform die Gegner mit Pfeilen des Witzes beschossen oder die neue Lehre erklärten und vor Ausschreitungen warnten.

Das erste Gespräch ist dadurch veranlaßt worden, das man unserm Dichter, als einem Laien, das Urteil über religiöse Angelegenheiten absprach; es

Die Wittembergisch nachtigall
Die man yetz höret vberall.

Ich sage ewch/wo dise sweygen/so werdē die stein schreyen.luce.xix.

Titel der ersten Ausgabe der „Wittemberger Nachtigall" (Luther) von Hans Sachs.
(Nürnberg 1523.)

ist überschrieben: Disputation zwischen einem Chorherrn und Schuhmacher, darin das Wort Gottes und ein recht christlich Wesen verfochten wird.

Der Schuster bringt dem Chorherrn die bestellten Schuhe, findet ihn aber nicht zu Hause. Er beginnt nun ein Gespräch mit dessen Köchin:

Schuster: Bonus dies, Köchin!

Köchin: Semper quies, seid willkommen, Meister Hans!

Sch.: Gott dank Euch; wo ist der Herr?

K.: Er ist im Sommerhaus; ich will ihn rufen. Herr, Herr; der Schuhmacher ist da!

Chorherr: Ah, bene veneritis, Meister Hans.

Sch.: Deo gratias.

Ch.: Was, bringt Ihr mir die Pantoffeln?

Sch.: Ja, ich dachte, Ihr wäret schon in die Kirche gegangen.

Ch.: Nein, ich bin hinten im Sommerhaus gewesen und hab' abgedroschen.

Sch.: Wie, habt ihr gedroschen?

Ch.: Ja, ich hab' mein' Horas gebetet und habe zugleich meiner Nachtigall zu essen gegeben.

Der Schuster bringt nun das Gespräch auf die Nachtigall eines Schusters, die eben zu singen begonnen habe. Darauf antwortet der Chorherr:

„Ei, der Teufel hol' den Schuster mitsamt seiner Nachtigall! wie hat er den allerheiligsten Vater, den Papst, die heiligen Väter und uns würdige Väter ausgeholhipt wie ein Holhipbub."

Dabei verteidigt er die Oberherrschaft des Papstes, an der niemand rütteln dürfe. Der Schuster erkennt diese ebensowenig an wie die Beschlüsse der Konzilien mit Ausnahme desjenigen, das die Apostel in Jerusalem abgehalten haben. Doch der Chorherr weiß von einem solchen Konzile nichts; daran knüpft sich folgendes Gespräch:

Schuster: Habt Ihr ein' Bibel?

Chorherr: Ja. Köchin, bring' das groß' alt Buch heraus.

Köchin: Herr, ist's das?

Ch.: Ei nein, das ist das Detretal, makulier mir's nit!

K.: Herr, ist's das?

Ch.: Ja, kehr den Staub herab — daß dich das Fieber wasch! — Wohlan, Meister Hans, wo steht's?

Sch.: Sucht Actuum Apostolorum XV.

Ch.: Sucht selbst; ich bin nit viel darin umgangen; ich weiß wohl Nützeres zu lesen.

Sch.: Seht daher.

Ch.: Köchin, merk Actuum am XV. Ich will danach von Wunders wegen lesen, was die alten Gesellen Guts gemacht haben.

Der Chorherr, der im Verlaufe der Unterredung die Behauptungen des Schusters nicht zu widerlegen vermag, bricht endlich das Gespräch ab und sagt,

als der Schuster sich entfernt hat, zu der Köchin: „Ich mein', der Teufel sei in den Schuster vernäht; er hat mich in Harnisch gejagt, und wär' ich nit so wohl gelehrt, er hätt' mich auf den Esel gesetzt. Darum will ich ihm nit mehr zu

Titel eines der vier prosaischen Reformations-Dialoge des Hans Sachs:
„Disputation zwischen einem Chorherrn und Schuhmacher."
(Nürnberg 1524.)

arbeiten geben." Darauf läßt der Chorherr den Kalfaktor rufen, der in der Bibel besser bewandert ist als er selbst. Dieser soll ihm einige Sprüche angeben, damit er ein andermal zu einem Disput besser gerüstet sei.

Aber der Kalfaktor ist ein eifriger Anhänger der wittenbergischen Nachtigall und behauptet ebenfalls, daß die Satzungen der Kirche Menschenwerk und die Heilige Schrift allein göttlichen Ursprungs sei. — Da kündigt ihm der Chorherr erzürnt den Dienst. Der Kalfaktor aber erwidert: „Es ärgert Euch, daß Euch der Schuster das rote Barett geschmäht hat; laßt's Euch nicht wundern; denn wie im alten Gesetz Gott die Hirten hat sein Wort verkünden lassen, so müssen auch jetzt Euch, Pharisäer, die Schuster lehren."

Der Chorherr will mit solchen groben Filzen nichts mehr zu tun haben; „verbrendt's Kind fürcht's Feuer." Er geht in die Kirche, nachdem er vorher der Köchin befohlen hat: „Geh' an Markt, kauf ein Krammetvogel oder zwölf; es wird nach dem Essen meines gnädigen Herrn Kaplan mit etlichen Herren kommen und ein Bankett halten. Trag' die Bibel aus den Stuben hinaus und sieh', ob die Stein' und Würfel all im Brettspiel sein und daß wir ein frische Karten oder zwo haben." (V. Kit.)

Später ehrte Hans Sachs das Andenken des großen Reformatoren durch das Epitaphium oder Klagred ob der Leich Doktor Martini Luthers.

„In keinem Abschnitt seines Lebens," sagt Haupt in des Dichters Biographie, „erscheint Hans Sachs größer, als in den Kämpfen, welche der von Wittenberg in die Welt geschleuderte Blitzstrahl evangelischer Wahrheit in der gebildeten Bürgerschaft Nürnbergs entfachte; sein Wirken wird, wo er mit Lied und Schrift für Luther mit auf den Kampfplatz tritt, zu einem heldenhaften Ringen; es gewinnt welthistorische Bedeutung, indem es die Mächte der Finsternis bekämpft und der ewigen Wahrheit den endlichen Sieg erfechten hilft."

Sechsundsechzig Jahre alt, verlor Hans Sachs seine wackere Gattin. Den Abend seines Lebens erhellte Barbara Harscher, die als 17jähriges Mädchen ihm die Hand zum Ehebund reichte. Arbeitsam, folgsam, ehrbar, wohlerzogen, verschwiegen und eine treue Mutter seiner armen Waisen (der vier Enkelkinder) sei sie gewesen, rühmt er von ihr.

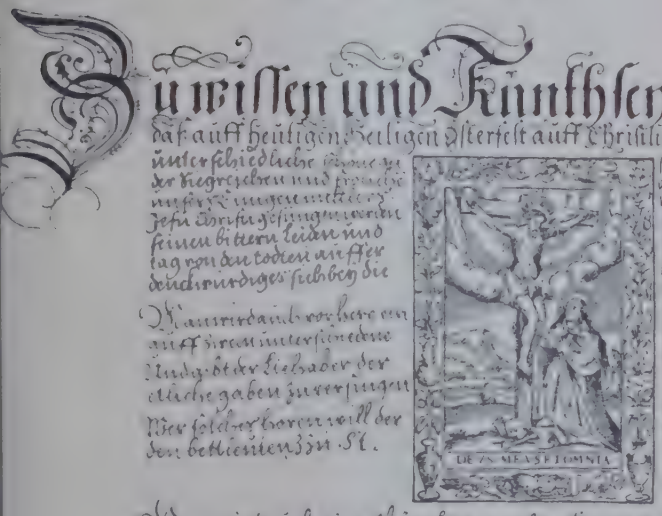
„Milchfarb so sind ihre Wangen,
Mit rosenroter Farb' umfangen,
Darin zwei kleine Grüblein zart;
Ihr Äuglein braun lieblicher Art,
Dazu ein lang fliegendes Haar,
Lichtgelb, gleich dem Golde klar,
Zierlich kraus oberhalb der Ohren ..."

„Ich, Hans Sachs, schenk' dies erste Buch meiner Gedicht' meiner lieben Ehewirtin Barbara, daß sie es von meinetwegen behalt' und darin les' ihr Lebenlang," schrieb er „im 1567. Jahr anno salutis".

In diesem Jahr, dreiundsiebenzigjährig, zog sich Hans Sachs von seiner Berufsarbeit zurück und nun warf er in einem Gedichte „Valete (Lebewohl)

der Summa aller meiner Gedichte" einen Überblick über sein Wirken nd Schaffen.

„Als mein Werk' ich inventiert,
(ein Inventar davon gemacht)
Mit großem Fleiß ich hatt' summiert
Aus den Spruchbüchern um und um,
Da waren Summa Summarum
Sprüch' und Gesäng' mit gutem Glück
Sechstausend und achtundvierzig Stück
In meinen Büchern überall
Eh'r mehr als weniger in der Zahl —
Ohn' die, so waren kurz und klein,
Die ich nicht hab' geschrieben ein."



Ladezettel zu einer Meistersingerfestschule.

Sechstausend und achtundvierzig Stück! Es klingt fabelhaft, und r etwa die Spanier Calderon und Lope können an Fruchtbarkeit sich mit unserem irnberger messen. Das meiste hat er freilich nicht lang geglättet und gefeilt, ndern risch rasch heruntergeschrieben. Hat er doch bis 1567 4275 Meister- sänge, 208 Schauspiele, 1558 Schwänke, Fabeln, Historien, Allegorien, Visionen, agreden, Kampfgespräche, Psalmen und Kirchenlieder gedichtet!

Seine Meistergesänge, die lauter biblischen Stoff vorführten, hat er ucken zu lassen verboten, sie sollten allein „die Singschule zieren und erhalten".

Seine geistlichen Lieder zeugen von einem frommen Gemüt, zeichnen aber durch nichts besonderes aus. Hans Sachs wollte nicht bloß unterhalten. as er bot, sollte dem Volk „eine Witzung werden": ein Sittenlehrer wollte er

sein. „Dem gutgesinnten gemeinen Mann" wollte er seine Gedichte lassen, „daß er mit Gott sich bessre dran."

Jede Erzählung, jede Fabel schloß mit einer Moral und manche wurden einzeln, mit Bildern geschmückt, auf fliegenden Blättern an Märkten verkauft.

Wirklich dichterische Anforderungen befriedigte der Nürnberger Meistersänger weitaus am besten mit seinen Schwänken und Fastnachtsspielen. Da läßt er seiner Frohnatur, seiner muntern Laune, seinem naiv ungezwungenen Mutterwitz freien Lauf. Da schildert er freimütig

„Alles Leben,
Der Menschen wunderliches Weben,
Ihr Wirren, Suchen, Stoßen und Treiben,
Schieben, Reißen, Drängen und Reiben,
Wie kunterbunt die Wirtschaft tollert,
Der Ameishauf durcheinander kollert."

Wie köstlich weiß er die Landsknechte zu zeichnen, die rauhen, zuchtlosen, würfelwütigen, streitsüchtigen, vor denen hinter dem Ofen sogar der Teufel sich fürchtet,

Riß geschwind eine Ofenkachel aus
Und fuhr zum Ofenloch hinaus" . . .

die im Himmel herumrumoren, bis Sankt Peter in seiner Not vor dem Tor einen „Lärmen" schlagen läßt, der sie alle hinauslockt, und nun:

„Sankt Peter schloß die Himmelspforten,
Versperrt die Landsknecht an den Orten,
Der'n keiner seit hineinkam nie,
Weil Sankt Peter ist brummig auf sie."

Überhaupt hat es die vorlaute Unklugheit und das gutmütig sanguinische Wesen des Apostels Petrus unserem Meister angetan und immer wieder tut er sich auf dessen Kosten gütlich.

Die rücksichtslos männliche Rauheit (um nicht zu sagen Roheit) des Zeitalters spiegelt sich namentlich in der Art, wie es von den Frauen zu sprechen pflegt. Wurden sie von den Sängern der Ritterzeit ideal bis in den Himmel erhoben, ja in der Jungfrau Maria göttlich verehrt, so müssen sie die Übertreibung nun in Possen und Schwänken arg entgelten. Halb im Ernst, halb im Spaß singt Hans Sachs von seiner Frau:

„Mein' Frau ist mein Paradeis teuer,
Dabei mein tägliches Fegfeuer,
Sie ist ein Himmel meiner Seel',
Sie ist auch oft mein Pein und Höll',
Sie ist mein Engel auserkor'n
Und ist oft mein Fegteufel wor'n,
Sie ist mein Wünschelrut und Platzregen,
Sie ist mein Mai und Rosenhag,
Ist oft mein Blitz und Donnerschlag,
Mein' Frau ist oft mein Schimpf und Scherz,
Ist oft mein Jammer, Angst und Schmerz.

Sie ist mein' Wonn' und Augenweid',
Ist oft mein Trauern und Herzeleid.
Also in Summa Summarum:
Mein Weib ist ehrbar, treu und frumb,
Doch nit eines Sinnes alle Stund."

Und in manchem Stücke teilt er dem Weib eine Rolle zu, die von nichts eniger zeugt als von Galantheit. Doch erinnern wir uns dabei nicht ungern iner Worte: „Wie Hans Sachs ohn alls Arges spricht." In dem Fast- chtsspiele Der bös Rauch wartet ein Weib ihrem Mann tagtäglich mit ifferbsen" auf. Müde sagt er:

„Hör auf, lieb's Weib! ich geb' dir g'wunnen,
Sei du nur fürbaß Herr und Mann!
Ich will dir gar sein untertan,
Im Hauf' wie ein alt Weib umzaspen,
Spinnen, Garn winden und abhaspen,
Spülen, kehren, betten und waschen,
Sudeln und prudeln in der Aschen."

Aber sie gibt sich nicht zufrieden und treibt ihn vor das Haus. Dem her- eilenden Nachbarn sagt er, der böf' Rauch hab ihn hinausgebissen. Neugierig d hilfsbereit eilt der Nachbar ins Haus hinein, wird aber so empfangen, daß froh ist, entrinnen zu können.

Ebenso in dem Spiele: Der tote Mann. All ihr Vieh hätte sie lieber rloren, als ihren Hans, jammert die Frau. Auf die Frage des Nachbarn, was Vieh sie habe, antwortet sie:

„Mein Nachbar, wißt, da hab' ich
Im Haus ein' Vogel, Hund und Katzen,
Zwei Dutzend Mäus, ein Dutzend Ratzen
Ohn' ander Vieh in mei'm Gehäus,
Als ohn' Zahl Wanzen, Flöh' und Läus,
Das wollt' ich alles darum geben,
Daß mein lieber Hans noch tät' leben!" ꝛc.

Anziehender ist die humoristische Schilderung, die Hans Sachs in seinem hwanke: Die vernascht' Köchin, von der Schlauheit und Naschhaftigkeit er Küchenfee entwirft.

Vor vielen Jahren, so erzählt er, lebte in Joachimsthal ein Bergrichter, gastfreier Mann, der stets offne Tafel hielt. Dieser hatte eine naschhafte ver- mitzte Magd, die ihren Herrn oft betrog; doch wußte sie dies so schlau ein- richten, daß jener nicht nur nichts bemerkte, sondern ihr auch sein volles Ver- uen schenkte. Eines Sonntags hatte der Bergrichter einen Leipziger Boten n Nachtmahl eingeladen und befahl der Köchin, zwei Hühner zu braten. Sie achtete die Hühner, füllte sie, steckte sie an den Spieß und briet sie. Darauf:

„Die Köchin
Fing an, von den Hühnern zu schlecken
Und ihr' Finger danach zu lecken.

Endlich zog sie ein Huhn vom Spieß
Und bald ein Bein ihm davon riß
Und in der Küchen drüben saß
Und das Huhn in den Nacken fraß."

Da ihr das Huhn gut schmeckte, dachte sie daran, auch das andere zu ver
zehren und dem Herrn als Ausrede vorzugeben, Katzen hätten sie fortgetrage
Sie nimmt darauf auch das andere Huhn vom Spieße und verspeist die ein
Hälfte, die andere versteckt sie. In diesem Augenblicke kommt der Leipziger Bot
grüßt sie und fragt: „Köchin, wo ist der Herr?" Die Kochin antwortet:

„Er steht dort hinten auf dem Gang
Und wetzt sein Messer auf mein' Eid,
Daß er Euch beide Ohr'n abschneid',
Wenn Ihr mit ihm zu Tisch seid g'sessen
Und habt mit ihm das Nachtmahl gessen.
Das ist allweg meines Herren Sitt.
Heut eb'n acht Tag er auch abschnitt
Einem Ulmer Bot'n, der bei ihm saß
Beide Ohren, der mit ihm aß;
Dem half kein Bitt', und also blutig,
Seiner Ohren beraubt, traurig, unmutig,
Er ihn danach zum Hauf' ausjagt."

Auf diese Mitteilung hin verzichtet der Bote auf das Nachtmahl und läuf
geschwind die Stiegen hinab und

. . . . macht ein Gerümpel.
Der Bergrichter hört das Gedümpel,
Der ein Fischmesser wetzen was.
Er läuft zu der Köchin und fragt sie:
Wer rumpelt also in dem Haus?"

Die Köchin antwortet:

„— Es ist Euer Gast rein kommen
Hat die zwei 'braten Hühner genommen
Vom Spieß und läuft mit Stiegen ab.
Was ich ihm nachgeschrieen hab',
Das half nicht; er sprang stracks hinaus
Und ließ auch offen stehen das Haus."

Der Herr glaubte der vernaschten Köchin, lief dem Gaste nach und schrie

„Laß mir das ein! Das ander nimm!"

Er meinte, er sollte ein Huhn behalten. Der Bote aber, welcher sah, da
er ein Messer in der Hand hatte, fing erst recht zu laufen an. Der Herr schrie

„. . . . Steh doch, lieber Gast,
Das ein' will ich dir gerne lassen."

„Nein, nein" rief der andre, „ich will beide behalten." Nun meinte de
Herr, der Bote sei betrunken; der Bote meinte, der Herr sei unsinnig, und die Köchi
hatte beide zum Narren gehalten.

Ergötzlich ist auch das Spiel von den Fünfinger Bauern, die einen Roßdieb hängen wollten, ihn aber bis nach der Ernte leben lassen, da der Galgen n Getreide steht und sie fürchten, die Schaulustigen möchten das Getreide zer= reten. Der Roßdieb muß ihnen einen harten Eid schwören, nach dem Schnitte urückzukehren und sich hängen zu lassen. „Doch bitte ich," sagt er, „wollt

„Mit einer Zehrung begaben mich,
Weil kein' baren Pfennig hab' ich.
Sollt' ich wieder stehl'n und würd' gefangen
Und an einem andern Ort gehangen,

Hans Sachs.
(Nach dem Gemälde von A. Herneißen, 1571.)

So könnt' ich ja nit wiederkommen,
So hieltet ihr mich für keinen Frommen,
Dann würd' mir übel nachgesprochen,
Sollt' ich denn die vier ganzen Wochen
Herumher betteln in dem Land,
So wär's euch Fünfingern eine Schand,
Weil man euch kennet weit und breit."

Der Dieb erhält darauf Zehrgeld und läßt seine rote Kappe als Pfand der iederkehr. Bevor er das Dorf verläßt, stiehlt er einem der Ratsmänner seinen nuen Rock. Später verkauft er diesen wohlfeil an einen andern Fünfinger

Ratsmann, den er in München trifft. Als jener mit dem Rocke nach Hause kommt, erkennt der Besitzer sein Eigentum; darüber entsteht eine Prügelei; während dieser kommt der Roßdieb, da die Zeit abgelaufen, pünktlich nach Fünfinger und holt seine Kappe wieder. So hat er seinen Eid gelöst und kann frei aus und davon gehen: seine Schuld ist es nicht, daß er nicht hängt.

Solcher Art ist der Humor in Hans Sachsens Schwänken. Wir sehen, es sind nicht Kupferstiche, nicht Ölgemälde; es sind Holzschnitte, die Striche grob und ungeschlacht, aber volkstümlich urwüchsig und sicherstellig. Es ist ein unritterlich unästhetisch Jahrhundert und Grobianus ist noch immer Hans Obenan.

Das zeigt sich auch in unseres Dichters *Schauspielen*. Sie sind alle sozusagen wild gewachsen und eigentlich nichts als Geschichten in Gesprächsform in Akte geteilt, aber ganz nach Belieben, manche der Auftritte ohne engern Zusammenhalt. Die Stoffe entnahm er der Geschichte, der Sage, Novellen, der Bibel. Alle wurden skizzenhaft vorgeführt, manche Handlungen regelrecht motiviert, andere nicht, manche Charaktere folgerichtig entwickelt, andere nur mit innerem Bruch und Widerspruch. So ist z. B. sein „hürnen Siegfried" erst riesenhaft tapfer und nachher furchtsam und feige, warum, sieht man nicht. Für das gut bürgerlich Solide, Ehrenhafte, Humorvolle, Derbe hatte Hans Sachs einen feinen Sinn, für das altdeutsche Heldentum nicht. Und seine Juden, Griechen, Römer, alle sind gleichmäßig deutsche Bürger.

Den Vogel schoß unter all seinen Stücken die Komödie ab *von den ungleichen Kindern Evä*. So wohl gefiel der Stoff dem Dichter, daß er ihn dreimal und jedesmal in neuer Gestalt verarbeitete, einmal als Erzählung und zweimal in dramatischer Form.

Adam kommt am Abend, müd und matt von der Arbeit, heim: er hat gegraben und gehauen, das unfruchtbare Erdreich zu bebauen, und das ist ihm sauer geworden. Deshalb macht Eva sich Vorwürfe: denn sie ist die Ursache davon, daß sie essen dieses „hartselige Brot". Da tröstet sie Adam, indem er spricht:

„Ich hab' von Gabriel vernommen,
Der Herr wird morgen zu uns kommen,
Bei uns halten ein hohes Fest,
Und uns solches verkünden läßt;
Und will schauen, wie wir haushalten,
Auch wie wir unsrer Kinder walten.
Wie wir sie auch den Glauben lehr'n,
Auch wie sie Gott fürchten und ehr'n."

Dann fordert er Eva auf, die Kinder zu baden, zu kämmen und ihnen ihr Feiergewand anzulegen. Auch soll sie das Haus kehren und Gras streuen, auf daß sich darin ein Wohlgeruch verbreite.

Aber nicht alle Kinder sind wohlgeraten: die einen zwar gleichen dem Abel, ihrem frommen, gottesfürchtigen und gehorsamen Sohne; die andern aber sind dem Kain gleich, dem „Wüstling und Galgenstrick". Als Adam ihn auffordert, zu opfern, zu beten und die Predigt zu hören, antwortet er:

„Ich wollt', das Opfer, Predigt, Gebet
Wär' nie erdacht; denn ich wollt spät
Viel lieber Füchs und Hasen jagen,
Dann hören viel vom Glauben sagen,
Oder mit bösen Buben laufen,
Spielen, mit ihn'n schlag'n und raufen.

Auch will er sich nicht waschen und schmücken lassen.

„Ich will wohl ungewaschen sein.
Wenn mich die Buben tun erhaschen,
Werd' ich wohl um den Kopf gewaschen,
Daß mir rinnt übers Maul das Blut."

Am andern Tage erscheint der Herr, begleitet von zwei Engeln. Adam und Eva empfangen ihn mit ihren Kindern. Kain und die ungeratenen Söhne benehmen sich ungeschickt und wenden sogar dem Herrn den Rücken; Kain reicht ihm die linke Hand.

Abel und die frommen Kinder dagegen sprechen:

„O Herr Gott, du himmlischer Vater,
Ich dank' dir, du höchster Wohltater,
Der du dich unser so gnädiglich
Annimmst, wer kann wohl loben dich?"

Um sich zu überzeugen, daß sich keine falsche Lehre in den Glauben Adams und der Seinigen eingeschlichen habe, prüft Gott die Kinder. Abel und die wohlgeratenen Söhne bestehen die Prüfung vortrefflich. Ohne zu stocken sagen sie das Vaterunser, die zehn Gebote und die Glaubensartikel her. Auch vergessen sie nicht die Fragen, die Antworten und die Erklärungen, alles nach Luthers Katechismus. Gott Vater erscheint dabei wie ein Superintendent, der „mit weiten Ärmeln und Falten tut Kinderlehre halten". Er ist wohl zufrieden und spricht:

„Ihr Kindlein, ihr könnt mein Wort,
Nun fahret darin immer fort,
Dazu will ich geben meinen Geist,
Der euch lehret, tröstet und speist,
Daß ihr kommt zum ewigen Leben,
Will auch in dieser Zeit euch geben
Glück und Heil auf dieser Erden,
Daß groß' Leut' aus euch sollen werden,
Als König', Fürsten, Potentaten,
Gelehrte, Prediger und Prälaten,
Auf daß in Ehren werd' erkannt
Euer Nam' ruhmreich in all Land,
Dazu so habt auch meinen Segen,
Der bleib' auf euch, jetzt und allwegen!"

Im vierten Aufzuge erscheint Kain mit seiner Rotte samt dem Satan auf der Bühne. Als Gott eintritt, verbirgt sich der Teufel.

Als der Herr den Kain fragt: wie betet ihr zu Gott? antwortet dieser:

„Wir haben sein vergessen."

Damit ist Gott jedoch nicht zufrieden, sondern verlangt, er soll hersagen, was er noch wisse. Kain spricht:

„O Vater Himmel unser,
Laß' uns allhie dein Reich geschehen
In Himmel und in Erden sehen;
Gieb uns Schuld und täglich viel Brot
Und alles Übel, Angst und Not. Amen."

Ebenso verkehrt ist Dathans Glaubensbekenntnis.

„Ich glaub' an Gott, Himmel und Erden.
Und auch des Samens Weib muß werden,
Und des heiligen Geistes Namen,
Die Sünde, Fleisch und Leben. Amen."

Achan wird von Gott gefragt, ob er selig zu werden gedenke und spricht:

„Ich weiß wohl, wie es steht auf Erden,
Wie's dort zugeht, das weiß ich nicht;
Doch wenn mich Gott dazu ersieht,
Daß ich auch selig werden soll,
So werd' ich selig, tu', was ich woll'."

Esau sagt vom Opfer:

„Ich halt', Gott werd' das ewig' Leben
Uns von des Opfers wegen geben,
Damit wir es Gott kaufen ab,
Daß er uns darnach mit begab;
Wo anders ein ewig's Leben ist."

Nemrot antwortet auf die Frage, was er vom ewigen Leben halte:

„Was meine Augen seh'n, glaubt das Herz,
Nicht höher schwing' ich es aufwärts;
Ich nehm' Ehr', Gut, Reichtum dermaßen
Und wollt' dir deinen Himmel lassen."

Da spricht Gott das Strafurteil:

„O, wie ein gar glaublose Rott',
Die ganz und gar nicht hält von Gott,
Weder vom Glauben noch Gebet,
Hängt nur an dem Irdischen stet,
Was wohl tut ihrem Fleisch und Blut
Und der Satan einblasen tut!
Deshalben, so müßt ihr auf Erden
Hart' und armutselig' Leut' werden,
Als Bauern, Köbler, Schäfer, Schinder,
Badknecht, Holzhacker und Besenbinder,
Taglöhner, Hirten, Büttel und Schergen,
Kärrner, Wagenleute und Fergen,
Jakobsbrüder, Schuster, Landsknecht',
Auf Erd' das hartseligst' Geschlecht,

Und bleiben grob und ungeschicket,
Hergehen zerhadert und geflicket,
Hin und her wider in dem Land,
Vor jedermann zu Spott und Schand'."

In diesen vier ersten Aufzügen führt uns der Dichter somit das Familienleben des ersten Menschenpaares vor; er schildert, wie Gott der Herr ihnen nicht mehr zürnt, vielmehr sie ermutigt, geduldig die Mühen und Entbehrungen zu ertragen, die ihnen als Strafe für ihr Vergehen auferlegt sind, wie er ferner, wenn er sie auch von dieser irdischen Züchtigung nicht befreien kann, sie doch auf den Erlöser hinweist, der da kommen wird, um sie loszukaufen von dem ewigen Verderben. Mit dem Urteilsspruche Gottes ist die Handlung abgeschlossen; Hans Sachs hat jedoch noch einen fünften Akt hinzugefügt, der mit jenem Idyll in keinem inneren Zusammenhang steht und die Ermordung Abels durch Kain behandelt. — Wir gaben's nach Professor Kiy, der die Orthographie mit Recht modernisiert hat.

Hans Sachs starb, einundachtzig Jahre alt, 1576. Hatte er auch einer Zeit harten Kampfes angehört und als Protestant ehrlich mitgestritten, so hatte er doch in seinem Innern sich einen Hain des Friedens gewahrt, wo der Streitlärm des Tages nur gedämpft erscholl und ihn die Musen besuchen konnten.

Von den übrigen Dramendichtern des sechzehnten Jahrhunderts Näheres zu berichten, wollen wir andern überlassen. Wie früher wurden auch nach der Reformation noch geistliche Spiele aufgeführt, in protestantischen Gebieten nur mit biblischem Inhalt und würdigem Ernste, in katholischen mit Stoffen aus der Heiligenlegende, außerdem von Scholaren und Studenten Schuldramen in Latein oder Deutsch. Zwinglis Nachfolger in Zürich, der Antistes Heinrich Bullinger, z. B. dichtete ein Stück „Lucretia und Brutus", das mehrfach von Schülern „gegeben" worden ist. Im Urnerland erfreute sich das Volk mehrmals an der Aufführung eines hübschen Tellenspiels. Berufsschauspieler gab es in Deutschland noch nicht. Frauen wirkten nur selten mit. Inzwischen hatte drüben in England William Shakespeare, einer der genialsten Dichter aller Zeiten, seine unsterblichen Dramen geschaffen, und verstümmelt und schlecht übersetzt wurden diese von englischen Komödianten auch in Deutschland zum Besten gegeben. Jakob Ayrer in Nürnberg und ein Herzog Julius von Braunschweig suchten als Dichter von jenen zu lernen. Landgraf Moriz von Hessen erbaute das erste deutsche Hoftheater. In den Stücken tummelten sich Mordtaten und Hinrichtungen und dazwischen der Hanswurst mit seinen Fratzen. Aber es dauerte nicht mehr lang, so hatten deutsche Fürsten gar Anderes zu sinnen, als Dramen zu dichten, und das harmlos heitere Spiel der Kunst ging unter im fürchterlichen Ernste des Kriegs.

Johann Fischart.

Es muß auch solche Käuze geben.
Goethe.

Vorbei waren die Zeiten der Reformation. Die Gegenreformation zog durch das Land. Die Erfolge der Reformatoren hatten die katholische Kirche aus dem Schlummer der Gleichgültigkeit aufgerüttelt. Sie suchte zu retten, was zu retten war, und verlorne Gebiete zurückzuerobern. In den Sätzen des Tridentinerkonzils hatte sich diese Kirche mit einer Reihe starrer Dogmen umschrankt und Priester und Mönche wurden einexerziert, mit Waffen der Wissenschaftlichkeit und erneuter Hingabe diese Bollwerke zu verteidigen. Neue Truppen stellten sich Rom zur Verfügung. Die Jesuiten traten auf den Plan und drängten sich in alle Verhältnisse hinein, streuten die Drachenzähne der Zwietracht, und Riesen sproßten daraus empor, und Holland Frankreich, England Spanien hallten wider von Krieg und Kriegsgeschrei. Dort rangen die Parteien in endlosen Kämpfen um Sein oder Nichtsein und mit angehaltenem Atem folgten die Gemüter dem Verlaufe des Weltbrands. Ereignisse wie die Bartholomäusnacht, die Hinrichtung der Königin Maria Stuart, die Überwindung der „unüberwindlichen Flotte", die der finstere Philipp ausgesandt, erregten jeweilen im einen Lager Schrecken und Zorn, im andern Jubel und Dank, in allen Haß und Leidenschaft.

In diesem Zeitalter und zwar von 1570 bis 1590 wirkte als ein entschiedener Satiriker auf protestantischer Seite Johann Fischart. Von seinem Leben ist wenig bekannt. Der Heimat Brants und Murners entstammt, in Straßburg oder in Mainz geboren (er pflegte sich mit Vorliebe Mentzer d. i. Mainzer zu nennen) auf weiten Reisen in Frankreich, Holland, England, Italien mit einem mächtigen Schatz von Wissen ausgestattet, 1574 in Basel zum doctor juris ernannt, begann er 1570 für seinen Schwager, den Buchhändler Johin in Straßburg, als Schriftsteller und Übersetzer tätig zu sein, hatte 1581 am Reichskammergericht in Speyer eine Anstellung und starb um 1590 als Familienvater und Amtmann in Forbach bei Saarbrücken.

Es sei die Bemerkung vorausgesandt, daß Fischart mit beinahe all seinen Schriften auf schnellen literarischen Erwerb ausging, aus dem Französischen, Holländischen, Lateinischen zu schöpfen und den Stoff auf seine urwüchsig satirische Art mit eigenen Gaben zu durchsetzen pflegte. So nahm er in seiner Weise teil am leidenschaftlichen Ringen seiner Zeit und bekämpfte wie Holländer und Hugenotten, mehr Calvinist als Lutheraner die furchtbare spanische Reaktion.

Als heißer Aschen- und Bimssteinregen fiel der Spott seiner ersten Schriften auf Jesuiten und Jesuitenfreunde nieder, so in „Nacht-Rab oder Nebel-

Binenkorb

Des Heil. Röm. Im̄enschwarms/seiner Hum nelszellen (oder Him̄elszellen) Hur- naußnäster/ Bramengeschwürm vnd Wespengetöß.

Sam̄t Läuterung der H. Rö. Kirchen Honigwaben: Einweihung vnd Beräuchung der Fegfewrung der Immenstock: vnnd Erlesung der Bullenblumen der Decretenkräuter des Heydnischen Klosterhysops/der Suiter Säudisteln/der Sanrbonischen Säubonen/des Magisnostrischen Litipipefenchels/vnd des Im̄enplats der Pla[illegible]ñen auch des Meßthaues vnd H[illegible]safts von Wunderbäumen ꝛc. Alles nach dem rechten Himmelstau oder Manna justiert/vnd mit Mentzertleiten durchziert

Durch Jesuwalt Pickhart / des Canonischen Rechtens Canonisierten oder Gewürdigten/ꝛc.

M. D. Lxxxviij.

1588.

Titel von Fischarts „Bienenkorb" vom Jahre 1588
nach dem Exemplar in der Fürstlich Fürstenbergschen Hofbibliothek
in Donaueschingen.

räh" auf einen Jesuiten Namens Rabe, dann in „der Barfüßer Sekten- und Kuttenstreit" und einem andern Gedicht auf die Franziskaner und Dominikaner.

Vor allem aber wirkten der „Bienenkorb" und das „Jesuiterhütlein". Den Titel „Bienenkorb" hatte der Holländer Marnix einer Spottschrift gegeben, die nicht bloß die Papstkirche bekämpfte, sondern auch Ausfälle gegen die Luthe-

J. Fischart M.

Johann Fischart.

(Nach einem Holzschnitte aus dem Jahre 1607.)

aner enthielt. Von welcher Art die Fischart-che Bearbeitung ist, mag der Titel andeuten. Er lautet: „Bienenkorb es heiligen römischen Immenschwarms, seiner Dummelszellen (oder Dimmelszellen), Hur-außnester, Brämenge-schwürm und Wespen-tös. Samt Läuterung er heiligen römischen Kirchenhonigwaben, Einweihung und Be-suchung oder Fegfeu-ung der Immenstöck nd Erlesung der Bul-nblumen der Dekreten-äuter des heidnischen Closterhysops, der Suiter äudisteln, der Saurdo-schen Säubohnen, des Cagis nostrischen Liri-pefenchels und des mmenplatts der Platt-men, auch des Meß-ues und heiligen Safts n Wunderbäumen, es nach dem rechten mmelstau oder Manna iustiert und mit Mentzerkletten durchziert." Am Schluß s Werkes die Druckangabe: „Explicit Expliciunt, sagt die Katz zum Hund, ürst sind ungesund. Getruckt zu Christlingen bei Orsina Gottgewinn."

In der „wunderlichst, unerhörtest Legend und Beschreibung des vier-rnigen Jesuiterhütleins" schüttet Fischart über die Jünger „Lugiovolls", „Jesuwider", allen Grimm aus, den diese durch ihre Gehässigkeit und schmach-lle Moral in langen Jahren aufgehäuft.

Eine Anzahl geistlicher Lieder und das vortreffliche Gedicht: „Anmahnung zu christlicher Kinderzucht", das Vilmar aus dem Staube der Vergessenheit hervorgezogen und herausgegeben hat, stellen Fischart das Zeugnis aus, daß es ihm in seinen Satiren nicht bloß ums Spaßmachen zu tun gewesen. „Eben so gehört sein Lob des Landlebens und sein Lob der damals beliebten Laute zu dem anschaulichsten, heitersten und anmutigsten, was man lesen kann, und seine ‚Ernstliche Ermahnung an die lieben Deutschen' ist anerkanntermaßen das Kräftigste, Nachdrücklichste und Ernsteste, was in beinahe drei Jahrhunderten über deutsche Ehre und deutschen Sinn — Fischart nennt ihn ‚das deutsche Adlersgemüt' — ist gedichtet worden."

Beim Blick auf das Bild einer Germania, die mit den kaiserlichen Insignien geschmückt auf einer Weltkugel steht, ruft der Dichter aus:

„Was hilfts, o Deutschland, daß dir gfallt
Dies Bild so herrlich sieghaft gstallt,
Daß es bedeut der Deutschen Macht,
Die unter sich der Welt Macht bracht,

Und daß du weißt, daß dein Uralten
Den Namen mit Ruhm han erhalten —
Wann du dasselbig last veralten,
Was dein Voralten dir erhalten,

Wann nicht daselbig wilt verwahren,
Was dein Vorfahren dir vorsparen,
Wann nicht den Namen wilt vermehren,
Der auf dich erbt von großen Ehren?" ꝛc.

So feierte der Dichter hochbegeistert in einer fernhaften poetischen Erzählung das mannliche Wagnis einer stattlichen Schar von Zürcherschützen, in einem Tag die strudelreiche Limmat, die Aare und den Rhein hinunter zu rudern, um am Straßburger Schützenfest einzutreffen, dort einen Topf mit Hirsebrei, in Zürich gekocht, noch warm zum Imbiß auf den Tisch zu stellen, um den Freunden zu zeigen, wie rasch in der Not sie zur Hilfe herbeikommen könnten (1576). „Das glückhaft Schiff von Zürich" heißt das Gedicht.

Aus Plutarch, Erasmus und eigener Erfahrung schöpfte Fischart die Gedanken zu seinem „Philosophischen Ehezuchtbüchlein", das in seinem Teil auf das Ziel hinarbeitet, daß die älteste göttliche Stiftung, die Ehe sich nicht verwandle zu einem Wehe.

Ein Passus daraus sei angeführt:

„Derhalben soll ein Mann sein wohnen Mit Vernunft beim Weib, und ihr schonen, Soll nicht ausrichten all's mit Räuhe, Sondern gelindlich und mit Treue: Dann Räuhe machet doch nur Scheue Und Scheue bringt alsdann Untreue. Also bringt Räuhe allsdann Reue. Wann sie sieht, wie sie nichts gedäue Aber Sanftmut und Gelindigkeit Bringt willig Treu, schafft willig Leut. Ein Mann soll nicht ein Sturmwind sein. Der im Haus einmal all's weri ein Sondern brauchen der Sonnen Witz, Die allgemach wirkt durch ihr Hitz. Sol

nicht einsmals all's wölln dämmen. Sondern allgemach das bös hinnemmen: Und wo die Kält nichts will erhalten, Da soll die Wärm ihr Statt verwalten. Dann wo man alles nur will stürmen, Da drängt man die Leut, sich zu schirmen".

Und von den Frauen: „Wenn er schreiet, Sie nur schweiget, Schweigt er dann, Redt sie ihn an, Ist er grimmsinnig, Ist sie kühlsinnig, Ist er viel-grimmig, Ist sie still-stimmig, Ist er still-grimmig, Ist sie trost-stimmig, Ist er un-g'stümig, Ist sie klein-stimmig, Tobt er aus Grimm, So weicht sie ihm, Ist er wütig, So ist sie gütig, Mault er aus Grimm, Redt sie ein ihm; Er ist die Sonn, Sie ist der Mon'; Sie ist die Nacht, Er hat Tagsmacht: Was nun von der Sonnen am Tag ist verbron-nen, Das kühlt die Nacht durch des Monds Macht: Also wird gestillt Auch was ist wild. Sonst gern geschicht, Gleich wie man spricht: Zween harte Stein Mahl'n nimmer klein. Ein' gescheit' Frau faßt den Mann wohl hüten; Aber dafür soll sie sich hüten, Daß sie ihn nicht lang mau-len lasse, Sondern durch linde Weis' und Maße Und durch holdselig freundlich Gespräch Beizeiten ihm den Mund aufbrech."

Die Wunderlichst Vnerhörtest Legend vnd Beschreibung.

Des Abgeführten/Quartirten/Gevierten vnd Viereckechten Vierhörnigen Hütleins: Sammt Vrsprungs derselbigen Heyligen Quadricornischen Suiterhauben vnd Cornutschlappen: Etwan des Schneiderknechts F. Nasen gewesenen Meysterstücks.

Gestellt zu Vierfach Ablaßwürdiger Ergetzlichkeyt den Lieben Vierdächtigen Ignazischen Vierhornigen Quadricorniten/vnd Luguiotischen Widerhörnigen Cornuten: Oder (wie sie gern heysen) Jesuiten/oder Würdigen Herrn der Societet Jesu: Auch zu gefallen dem obberührten Meyster Hansen das er daß Neu Meysterstück dises Wurffelhütleins/ Vrthetzin vnd benafen wölle.

Alles Durch Jesuwalt Pickhart/den Vnwürdigen Knecht der Societet der Glaubigen Christi.

Anno M. D. L X X X.

Titel der ersten Ausgabe von Fischarts „Jesuiterhütlein" (1580).

Aber heimisch in seinem Element wie ein Fisch im Wasser findet sich der Mentzer nicht im friedlichen Ernst, sondern, wenn er zanken, spotten und scherzen darf, so in seinem in Reime gesetzten „Eulenspiegel", oder in der komischen Flöhdichtung „Flöhhatz".

Am übermütigsten ist seine Prosa, wie schon aus den Titeln erhellt. So lautet einer:

„Aller Praktik Großmutter, das ist, die dickgebrockte pantagruelische betrugdicke Prockdick oder Pruchnastickatz, Laßtafel, Bauernregel und Wetterbüchlein auf alle Jahr und Land gerechnet und gericht, durch den wohlbeschickten Mausstörer Winhold Alcofribas Wüstblutus von Aristophans Nebelstatt."

Wie die wunderlichen Namen andeuten, kriegten hier die Kalender ihre Hiebe mit ihren törichten Aderlaßregeln, Wetterorakeln, Astrologie und was solcher Dinge mehr sind, die ja zum Teil bis auf den heutigen hellen Tag in allerlei groben und feinen Jahr-Büchlein fortspuken. Das „Podagrammisch Trostbüchlein" mit allerlei Spottlob auf das „hochgeehrte, gliedermächtige und zarte Fräulein Podagra" ist von unpassenden Derbheiten frei.

Aber Fischarts Hauptwerk ist seine Geschichtschrift oder wie es in einer zweiten Ausgabe heißt: „Affenteurlich naupengeheurliche Geschichtklitterung von Taten und Raten der vor kurzen langen und jeweilen vollen wohlbeschreiten Helden und Herren Grandgoschier Gorgellantua und des eitelduristichen, durchduristlechtigen Fürsten Pantagruel von Durstwelten Königen in Utopien, Federwelt, Nullatenenten und Nienenreich Soldan der Neuen Kannarien Fäumlappen Tipfoder Dürstling und Oudissen Juielmauch, Großfürsten im Fusterstall und Nubel Nibel Nebelland, Erbvögt auf Nichtburg und Niederherren zu Nullibingen, Nullenstein und Nirgendheim. Etwan von M. Frantz Rabelais französisch entworfen, nun aber überschrecklich lustig in einen deutschen Model vergossen und ungefährlich obenhin . . . in unser Mutter Lallen über oder drunter gesetzt. Auch zu diesem Druck wieder auf den Amboß gebracht und dermaßen mit Pantadurstigen Mythologien oder Geheimnusdeutungen verposselt, verschmiedt und verdängelt, daß nichts ohn das Eisen Nisi dran mangelt 1590." Was ist's für ein Fahrzeug, das unter einer aus solch phantastisch übermütig gebauschten Wortflicken und Wortflecken zurechtgesetzten und zusammengesetzten Flagge zieht? Und wer sind die Helden und Herren Gorgellantua und Pantagruel, die es als Passagiere führt? — Das Fahrzeug ist ein satirischer Roman, den der Franzose Rabelais geschrieben und Fischart verdeutschte, oder genauer bloß Rabelais erstes Buch, während das Ganze aus vier Büchern besteht, aber vom Deutschen so bearbeitet, daß sein Werk dem Umfang nach das Original um das Dreifache übertrifft, also der Franzose den Zettel geliefert hat und der Deutsche den Einschlag. Gorgellantua ist ein Fresser und sein Sohn Pantagruel ein Trinker und beide sind Riesen, und die Komik besteht darin, daß die Geschichte der Riesenfamilie „das in Tat und Genuß kraftstrotzende, ungeschlachte Zeitalter wie in einem gewaltig vergrößernden und verzerrenden Vexierspiegel zeigt:" Keller und Küche, Mahlzeit und Trinkgelage, Hochzeit und Kinderstube, Bekleidung, Unterricht, Jugendübungen, Bibliothek und Zeughaus, Sophistik und Kriegskunst u. s. w. u. s. w., — alles erscheint mit satirischen Streiflichtern beleuchtet. „Das Buch ist eine Welt, eine Welt voll unerschöpflichen Reichtums, mag man es vom Gesichtspunkte der satirischen und komischen Kunst, oder vom Standpunkte des

Froschmeuseler/

Das

Ander Buch.

Von

Bestallung des Geistlichen und Weltlichen Regimentes. In der Frö-
schen Rathschlagen vorgetil-
det.

Proverb. XVI.

Des Menschen Hertz schleget seinen Weg an/ aber der HERR allein gibt/ das er fort gehe.

Titel von Rollenhagens „Froschmäuseler".
(Germanisches Museum, Nürnberg.)

Geschichtsforschers, zumal des Kulturhistorikers betrachten." urteilt Fischarts Verehrer Vilmar; ja er wagt die Behauptung: „Es soll sich niemand rühmen, das sechzehnte Jahrhundert zu kennen, wer nicht Fischarts Gargantua kennen und verstehen gelernt hat."

Und den Stil seiner Werke schildert er — wir können es uns nicht versagen, diese Stelle noch anzuführen — mit folgenden Worten: „In der Regel eine lange Reihe Vordersätze, die priamelartig aufeinander gehäuft werden und in der lebhaftesten Bewegung der Komik reimend aneinander schlagen, bis sie endlich in einen scharf zugespitzten, oft unerwarteten Schlußsatz auslaufen. Bald schießt er wie eine Harpune pfeilschnell dahin, eine lange Reihe von Wörtern und Sätzen in schnurrendem Wirbel hinter sich herziehend; bald gaukelt er, links und rechts und rechts und links sich wendend, plötzlich verschwindend und eben so plötzlich wieder auftauchend, wie ein Gnome, vor uns herum; bald erhebt er sich stolz und kühn mit edler Stirn und mit durchdringendem Blicke uns fesselnd, um im nächsten Augenblick am Boden zu liegen und sich im Sande zu kugeln, bald schmiegt er sich traulich und mit lächelndem, kindlichem Mund kosend an uns, um im Momente zurückzuspringen und uns anzugrunsen; bald sieht er uns wehmütig innig an, um bald in ein helles Gelächter auszubrechen; bald ist er ehrbar, ernst und trocken, bald mutwillig bis zur Ausgelassenheit und Ungezogenheit. Er hat alles, weise Narrheit und närrische Weisheit, Zorn und Sanftmut, Milde und Strenge, Weichheit und Härte, nur eins hat er nicht: Tränen."

Leider aber können wir von Fischart nicht scheiden, ohne noch eines Umstandes zu erwähnen, der auf das Zeitalter und auf seinen begabten Vertreter den dunkelsten Schlagschatten fallen läßt. Zu den fürchterlichsten Verirrungen des menschlichen Geistes zählt unbestreitbar der Hexenwahn und viel mehr noch die Methode, wie die vermeintlichen Verbündeten des Teufels behandelt wurden. Wie eine Seuche nahm das Übel überhand und wütete bekanntlich fast gleichmäßig im Süden wie im Norden, unter Katholiken und Protestanten, und eine Schrift, die den wüsten Dämonenaberglauben und die brutale Verfolgung der armen Opfer in eifrigen Schutz nahm, die Dämonomanie des Jean Bodin, hat Fischart übersetzt und den entsetzlichen „Hexenhammer", das alte Hauptwerk für Hexenrichter, hat er neu herausgegeben. Um dieselbe Zeit erschien das Volksbuch von Doktor Faust.

Neben dem „treuen Eckardt" des Bartholomäus Ringwaldt, einem Volksbuch, das immer neue Auflagen erlebte und sie verdiente, und andern Schriften, an denen wir schweigend vorübergehn, war noch von harmlos satirischer Art ein deutscher Froschmäuselkrieg, die umfangreiche, nur zu umfangreiche Dichtung „Der Froschmäuseler" von Georg Rollenhagen (1542—1609) geboren zu Bernau bei Berlin. Im Spiegel der launig und anmutig geschilderten Tierlein zeichnet sie das Leben und Treiben der Menschen und zwar zunächst den Hausstand, dann geistlich und weltlich Regiment und zuletzt den Krieg. Am Brunnen Falkenstein im Harz hält Froschkönig Bausback mit seinen Hofdienern fröhlichen Maitag mit allerlei Kurzweil. Sie singen sol fa ut ut, sol fa sol ut,

Konkordia ist zu allen Dingen gut ꝛc. Da naht ein Fremdling. Es ist der Mäuseprinz Bröseldieb, der Sohn des Königs Partekenfresser. Von der Jagd erhitzt, will er im nahen See seinen Durst löschen. Er wird stattlich empfangen, rühmt sein Geschlecht und wird darüber von Bausback höchlich belobt. Zum Zeichen, daß Bröseldieb mit seinem Stande zufrieden — nach Rollenhagen eine Seltenheit unter den Menschen —, erzählt er die Geschichte von der Feld- und Stadtmaus.

Bröseldieb, der die Erzählung der Frösche mit großem Interesse angehört hat, wird schließlich von Bausback zu einem Besuch im Wasserschloß eingeladen. Bausback nimmt zu diesem Besuch den Mäuseprinzen auf den Rücken und trägt ihn nach der Wasserburg. Allein unterwegs begegnet dem Froschkönig eine Wasserschlange, deren Erscheinen ihn so erschreckt, daß er seinen Gastfreund vergißt und schnell unter das Wasser taucht. Bröseldieb kommt elend im Wasser um und prophezeit sterbend, daß sein Geschlecht ihn rächen werde.

Nachdem an Rubens Bächen große Beratung gewesen über das beste Regiment, und Hansastadt- und Schweizermäuse großartig die Republik, andre die Monarchie gerühmt, wählen sie den Storch zum König und nun ergeht es ihnen schlimm. Zwischen Fröschen und Mäusen bricht nun ein Krieg aus und wird zu Wasser und zu Lande geführt. Schon sind die Frösche am Unterliegen, da langen unter gewaltigem Donner die geharnischten Krebse auf dem Schlachtfeld an und verjagen die Mäuse. Die Frösche sind Sieger und Gott der Herr sendet die Tiere des Waldes und die Vögel des Himmels, um die Wahlstatt zu säubern. Das Gedicht schließt mit den Worten:

„So ward des Tags der Krieg vollbracht,
Die Sonn' ging unter, und es ward Nacht.
So fahl, so schal, so kalt geht's aus,
Wenn sich der Frosch rauft mit der Maus.
Aller Welt Rat, Macht, Trotz und Streit
Ist lauter Tand und Eitelkeit.
Macht doch Mord, Armut, Herzeleid;
Gott helf und tröst in Ewigkeit!"
AMEN
Vanitas vanitatum et omnia vanitas.

Volksbücher.

In einem großen Hause aber sind nicht allein güldene und silberne Gefäße, sondern auch hölzerne und irdene, und etliche zu Ehren etliche zu Unehren.

2. Tim. 2, 20.

Gefäße zu Ehren waren zahlreiche Predigten und Erbauungsbücher, die in vornehmen Häusern und armen Hütten ihr Plätzlein fanden, so die des Johannes Mathesius, des Valerius Herberger, die schon früher erwähnt wurden, ferner „des sel'gen Pfarrers Habermann" vor allem aber die „Vier Bücher vom wahren Christentum" und „Das Paradiesgärtlein" von Johann Arnd (geb. 1555 zu Ballenstädt, † 1621 als Generalsuperintendent zu Celle), dessen segensreiches Leben und Wirken Professor Tholuck trefflich geschildert hat. Hatte Arnd seine vier Bücher 1605 dem Buchhändler ohne Honorar überlassen, so gingen sie fortan in immer neuen Auflagen aus, wurden in fast alle europäischen Sprachen übersetzt und fanden nebst der Bibel und Thomas a Kempis „Nachfolge Christi" unter allen Büchern den breitesten Absatz. Ströme lebendigen Wassers flossen von diesen Felsen aus, in dem, nun auf protestantischem Boden die Mystik wiedererstanden war. Unermüdlich verfocht er die Forderung, daß man nicht bloß an Christum glauben, sondern auch in ihm leben müsse.

Zahlreiche Männer suchten eifrig die Kunst, den Stein der Weisen zu finden, Gold zu machen. Andere gingen zu echtem und rechtem Naturstudium über. Der Arzt Konrad Geßner in Zürich faßte das alte und das neueste Wissen über Tiere und Pflanzen in bewunderungswürdiger Weise zusammen. Ein anderer Schweizer, der geheimnisvolle Arzt und Professor Theophrastus Paracelsus, der in Basel nicht lateinisch, sondern deutsch dozierte, aber leider mit seinem Beispiel nicht Nachfolge fand, riß die Chemie von der phantastischen Alchymie hinweg zum praktischen Dienste der Medizin herüber. Etwas später erging sich der Schuster Jakob Böhme, † in Görlitz 1624, in tiefsinnig mystischen Spekulationen über Gott, Natur und Offenbarung. Auf die Kirche gab er nicht viel.

Zu bedeutenden Anläufen erhob sich auch die Geschichtschreibung. Hatte das Mittelalter nur Weltgeschichte gekannt, so schrieb 1505 der elsässische Humanist J. Wimpheling lateinisch die erste deutsche Geschichte, Sleidanus eine Geschichte der Reformation, der vielseitige Sebastian Frank eine Welt- und eine deutsche Geschichte für das Volk, und Bayern fand in Aventin und die Schweiz in dem ausgezeichneten Aegidius Tschudi ihren Historiker. Göt

Die Schön Magelona

Ein faſt lüſtige vñ kurtzweylige Hiſtori/vonn der ſchönen Magelona/eins Künigs tochter von Neaples/vñ einem Ritter/genañt Peter mit den ſilberin ſchlüſſeln / eins Graffen ſon auß Prouincia/durch Magiſter Veiten Warbeck/auß Frantzöſiſcher ſpach in die Teütſchē verdolmetſcht/mit eynem Sendbneff Georgij Spalatini.

Titel der ersten Ausgabe des Volksbuches: „Die schöne Magelone", gedruckt 1536 bei Heinrich Stayner in Augsburg.

von Berlichingen, Schärtlin, Thomas Platter, Felix Platter u. a. hinterließen belehrende Selbstbiographien.

Immer lebhafter ließ ferner die Prosa sich's angelegen sein, dem Unterhaltungsbedürfnis der Menge zu dienen.

Jörg Wickram aus Kolmar spann Romane (Beispiel: Der Goldfaden). Doch diese genügten nur kurze Zeit. Bald drangen wie mit Fluten fremde Stoffe über die Grenzen herein. Mit romantisch ausstaffiertem Rittertum, künstlich gedrechselten Gesprächen, bunt aufgemutzten Schilderungen, langen moralischen Tiraden, die wohl die Aufgabe hatten, die zahlreichen unmoralischen Stellen zu verbrämen, machte sich namentlich der „Amadis" breit, ein ursprünglich spanisches, dann französisches Buch, das im Deutschen allmählich auf 24, ja 30, sage 30 Bände anschwoll, „ein Gefäß zu Unehren".

Auf Märkten und Messen kauften Bürger und Bauern Volksromane, Volksbücher, wie die gleichfalls aus Frankreich hergewanderten Abenteuergeschichten vom heidnischen Riesen „Fierabras", von den „vier Haimonskindern", von „Kaiser Oktavianus", von der „schönen Magelone", von „Robert dem Teufel", von der schönen „Melusine" u. a. m. Die Historien von der treuen Griseldis, von der heiligen Genoveva und Hirlanda tauchten später in einem Buche des Kapuzinerpaters Martin von Cochem auf.

Ein ganzes Heer von Witzen, Possen, Schwänken, Anekdoten, Geschichten und Gerüchten lebte im Volksmund: Heiter sinnige, ausgelassen derbe, rücksichtslos rohe, gehaltvoll ernste bunt durcheinander; manche stammten aus uralten Zeiten, manche begannen erst jetzt aufzuleben und ihren Rundgang anzutreten. Sie wurzelten noch im Mittelalter, das trotz aller neuen Elemente seinem Wesen nach durch das ganze sechzehnte Jahrhundert hindurch und bis ins siebzehnte hinein fortlebte. „Es hat kein Jahrhundert gegeben, in welchem gleich unerschöpfliche, unauslöschliche Lachlust herrschte, wie in dem aller bittern Kämpfe und Stürme vollen sechzehnten Jahrhundert; kein Jahrhundert, in welchem neben der ungebundensten, materiellsten Genußsucht, einer unersättlichen Eß- und Trinklust sich so viel Lebensernst und Gemütstiefe, so viel strenge Gelehrsamkeit und unermüdlicher Eifer, so viel Fähigkeit zur Resignation und Aufopferung gefunden hätte; in welchem neben der zügellosesten, bis zur Lüderlichkeit herabgehenden Unsitte so viel Bewußtsein von Zucht und Ordnung, neben dem elegantesten fremdländischen Geschmacke so viel Roheit und Tölpelhaftigkeit, neben der gemeinsten Geldhungrigkeit so viel Gleichgültigkeit gegen Geld und Gut, neben dem stillsten Heimatsgefühl eine so rastlose, fast gespensterhafte Unruhe aufgetreten wäre." Unter Schichten von Sand und taubem Gestein lag in der Fülle der Stoffe viel kostbares, funkelndes Edelmetall, das später von fleißigen Erdmännlein herausgehauen und im hellen Licht einer neuen Zeit zu wertvollem Kunstwerk geformt werden konnte. Wir dürfen uns also glücklich schätzen, daß das Zeitalter eines ungebrochenen Deutschtums, bevor es unter den Keulenschlägen eines endlosen schrecklichen Bürgerkrieges sein Dasein aushauchte, wie im Vorgefühl eines nahen Unheils sich anstrengte, die vorhandene Fülle der kleinen

Dinge, „der leichten Spiele, der luftigen Phantasiegebilde, der launigen Scherze“ buchführend zu ordnen und späten Enkeln als wertvolles Erbe zu hinterlassen. Wir schreiben solches, obschon uns bekannt ist, daß in all dem Vorrat auch hölzerne und irdene, nicht bloß güldene und silberne Gefässe vorhanden sind und nicht lauter solche zu Ehren, sondern auch zu Unehren.

Wie die frei durcheinander wimmelnden Krieger, wenn die Trommel zur Sammlung ruft, sich zu ihren Panieren scharen, so kristallisierten sich die verschiedenen Sagen zu Volksbüchern und -Büchlein zusammen, die Witze der Landfahrer und Handwerksgesellen schlossen sich an Till Eulenspiegel an, was an tollen Streichen von Geistlichen umging, an den Pfaffen von Kahlenberg, groteske Lügen und Aufschneidereien im Stile der spätern Münchhausiaden sammelten sich im Finkenritter, was die spottende Laune von Torheiten und Verkehrtheiten selbstbewußter Kleinstädter zu melden hatte, im Buche von den Schildbürgern oder Lalenbuche, wunderbare Zaubergeschichten in der Mär von Doktor Faust. Das welthistorisch bedeutsame Schicksal des Volkes Israel fand seinen tiefpoetischen Ausdruck in der Sage vom ewigen Juden und Herzog Ernst ward uns früher bekannt.

Sollen wir länger bei ihnen verweilen? Sie sind wohlbekannt, zum Teil aus Sammlungen wie derjenigen von Gustav Schwab oder Gotthold Klee, zum Teil aus allerlei Bearbeitungen in Dramen, Tonwerken und Gemälden. Nur daran sei, bevor wir weitergehn, noch erinnert, daß manche der genannten Gestalten wirklich gelebt haben, als seltsame Menschenkinder über die Erde gewandelt sind, wie z. B. der Pfaffe von Kahlenberg ein Hofkaplan Herzog Ottos des Fröhlichen war, eines Enkels von Rudolf von Habsburg; daß von einem Landfahrer, der Till geheißen, zu Mölln in Lauenburg die Grabstätte gezeigt wird; daß auf einen Zauberer Doktor Faust, der sich Nekromant, Astrolog und Magus nannte, an zahlreichen Orten zahlreiche Spuren zurückweisen, Melanchthon mit ihm zusammentraf und Luther seiner oft erwähnte. „Der Faust der Sage ist das Gegenbild Luthers,“ sagt Wilhelm Scherer. „Luther glaubt, Faust zweifelt. Luther verehrt die Heilige Schrift, Faust schiebt sie beiseite. Luther mißtraut der Vernunft, Faust ist ein Forscher auf eigene Hand. Luther kämpft siegreich mit dem Teufel, Faust unterliegt ihm.“ Es sei zum Schlusse noch daran erinnert, daß jede Gegend ihr Schilda hat, das Altertum sein Abdera, Braunschweig sein Scheppenstedt, Hessen sein Schwarzenborn, Bayern sein Weilheim, das Bernerland sein Merligen, und Eulenspiegeleien und Schildbürgerstücklein kommen immer wieder vor, und das Jägerlatein stirbt gleichfalls nicht aus.

Kalenderschreiber und Volksschriftsteller wie Hebel u. a. fanden ein reiches Quellmaterial für ihr Erzählertalent in Schwanksammlungen wie des Franziskanermönchs Johann Pauli, betitelt Schimpf (d. h. Scherz) und Ernst oder des Burggrafen zu Spangenberg mit dem lockenden Namen „Wend-Unmut.“ Andre verdienen hier keine Erwähnung, weil sie zu stark gegen Anstand und gute Sitte verstoßen.

Dagegen aus dem Büchlein von Johann Pauli zu ergötzlichem Abschluß noch zwei Beispiele: „Ein Mann hatte drei Töchter, jede Tochter einen Freier; zugleich aber konnte er sie nicht ausstatten, also sollten die Töchter losen, welche zuerst heiraten sollte, und dies bewerkstelligte der Vater dadurch, daß er ihnen befahl, die Hände zu waschen und an der Luft ohne Gebrauch des Handtuches trocknen zu lassen. Die, deren Hände zuerst trocken sein würden, sollte zuerst einen Mann haben. Das geschieht, das jüngste Töchterchen aber wehrt und ficht beständig mit den nassen Händen: „ich will keinen Mann, ich will keinen Mann" und des Töchterchens Hände werden durch das Wehen zuerst trocken, und es bekam zuerst einen Mann. — Eine Bürgersfrau hatte ein Vergehen begangen, für welches sie öffentliche Strafe am Halseisen leiden sollte. Ihr Mann aber hatte sie aus der Maßen lieb und konnte es nicht ertragen, daß seine liebe Frau öffentlich also sollte gehöhnt werden. Deshalb kam er mit dem Strafherrn überein, gab Geld und brachte es dahin, daß er für sie die Strafe tragen durfte und an das Halseisen gestellt wurde, welchen Hohn und Schmach er um seines lieben Weibes willen geduldig ertrug. Wenn es sich aber späterhin begab, daß die Hadersucht in dem Weib überhand nahm und sie mit ihrem Ehegatten uneins wurde, warf sie ihm seine erlittene Strafe vor und sprach öffentlich vor den Leuten: „Ich habe doch nicht am Halseisen gestanden wie Du!"

Sechste Periode.

Im Elend des dreißigjährigen Kriegs und der französischen Übermacht.

Von 1600—1750 n. Chr.

Charakter der Zeit. Fortschritt der Form.

Gesonderte Pfade gehen zum hohen Ziel ... Einige krümmen sich durch Einöden. Doch selbst an diesen sproßt es von Freuden auf und labet den Durstenden.

Klopstock.

Eine über die Maßen traurige Zeit haben wir zu durchwandern, eine Wüste voller Sand und starrer Felsenrippen, und nur ab und zu lädt uns eine grüne Oase mit würzigen Düften und schattenden Bäumen zu behaglichem Verweilen ein. Wir beeilen uns, rasch hindurchzugelangen.

Luther hatte gehofft, aus der neuen Kirche, die er gegründet, sollte auch ein neues Leben erstehn. Und freilich, es erstand, aber nicht in den Massen. Aufrichtig lebendiges Christentum ist immer nur bei Wenigen gewesen.

Ergreifend ist, was Luther in seinen letzten Lebensjahren zu klagen hatte. „Es ist ein Wunder und sehr ärgerlich Ding," sagte er einmal, „daß, nachdem die reine Lehre des Evangeliums wieder an den Tag gekommen, die Welt immer ärger geworden ist. Jedermann zieht die christliche Freiheit nur auf fleischlichen Mutwillen. Wenn ich es vor meinem Gewissen könnte verantworten, so würde ich lieber dazu raten und helfen, daß der Papst mit allen seinen Greueln wieder über uns kommen möchte; denn so will die Welt regiert sein: mit strengen Gesetzen und mit Aberglauben. Ich bitte Gott um ein gnädiges Stündlein, daß er mich von hinnen nehme und den Jammer nicht sehen lasse, der über Deutschland kommen muß." Und ein andermal schreibt er: „Wem nicht zu raten ist, dem ist nicht zu helfen. Wir Deutschen haben nun viele Jahre her das liebe Wort Gottes gehöret. Aber wie dankbarlich wir das haben angenommen, ist schrecklich genug zu sehen. Denn gerade als wären der vorigen Sünden zu wenig, da wir Gott

mit Messen, Fegfeuer, Heiligendienst u. s. w. aufs höchste erzürnt haben so fahren wir darüber zu und verfolgen das liebe Wort, so uns zur Buße von solchem Greuel beruft, daß nicht Wunder wäre, ob Gott nicht allein Türken, sondern eitel Teufel über Deutschland schwemmen ließe. Und wir, so das Evangelium angenommen haben und uns des Wortes rühmen, erfüllen auch den Spruch Rom. 2, 24: Gottes Name wird durch euch unter den Heiden gelästert. Denn ausgenommen gar wenige, die es mit Ernst meinen, so ist der ander Haufe so undankbar, frech, mutwillig und leben nicht anders, denn als hätte Gott sein Wort darum ausgegeben und uns vom Papsttum erlöst, daß wir möchten frei tun und lassen, was uns gelüstet ... Also ist Deutschland reif und voll alter Sünden wider Gott, daß ich leider ein allzuwahrhaftiger Prophet gewesen bin, wenn ich oft gesagt, daß entweder der Türke oder wir selbst untereinander uns müßten strafen ... Ich bin gewiß, wo die Welt sich nicht bessert, muß es brechen den letzten Bruch und habe auch in solchem Wesen keinen andern Trost und Hoffnung, denn daß der jüngste Tag vor der Tür sei; denn es übermacht sich allzusehr, daß Gott nicht länger wird dulden können."

Und nach Luthers Heimgang ward es nicht besser. Unter den Theologen ein endloser Hader. Nicht bloß mit Ernst, nein, mit Gift und Galle bekämpften sich Lutheraner und Calvinisten, und unter den Lutheranern wieder die strengern und die mildern, Brüder und Brüder, und im Eifer des Zankens verrannten sich Männer wie Flacius in böse Übertreibung und Irrtum hinein. Eingesteckt und gefoltert wurden in Sachsen die als „Philippisten" verschrieenen Anhänger einer Auffassung, die nicht starr an den Satzen Luthers festhielt, und 1601 wurde nach zehnjähriger Einkerkerung der Kanzler Crell als vertappter Calvinist hingerichtet.

Unter den Studenten allenthalben und nicht am wenigsten in Wittenberg eine Roheit, die geradezu haarsträubend wirkt. „Seltsame, närrische, ungeheure, fremde, üppige, leichtfertige, freche prächtige, unverschämte Kleidung." Saufen und Raufen, ausgelassenes Leben, Spielen und Schuldenmachen, ewiges Fluchen und Gotteslästern, und in allen solchen Künsten zur größern Ehre seines Standes, der Adel voran. Der Herzog Christoph von Württemberg klagte, daß er bei einem Besuch seines „Augapfels", der Universität Tübingen (1565) „vor Mordgeschrei, Toben und Wüten auf den Gassen die ganze Nacht keinen ruhigen Schlaf hätte finden können. Vom Unwesen des Pennälertums*) wollen wir gar nicht zu erzählen beginnen. An katholischen Universitäten stand's nicht besser. Und die Professoren gaben den Studenten das Beispiel. Den Fakultäten mußte eingeschärft werden, keine „versoffenen" Professoren zu wählen.

Rechnen wir dazu, mit welchem Fluch die Hexenverbrennungen die gebildeten Stände belasteten!**) 800 Hexen verurteilte Remigius in Lothringen

*) Mit andern Worten, wie die älteren Studenten die jüngeren behandelten.

**) Ursprünglich eine Abart der Ketzerverfolgung und durch Sendlinge des Papstes ins Werk gesetzt, hatte der Mißbrauch vom Beginn der Reformation bis zu Luthers Tod geruht, setzte aber jetzt, in protestantischen Gebieten durch die neue deutsche Kriminalordnung begünstigt, in katholischen mit der Gegenreformation verknüpft, mit verstärkter Kraft wieder ein.

um Scheiterhaufen. 1585 ließ Erzbischof Johann von Trier so viele verbrennen, aß in zwei Ortschaften nur zwei Weiber übrig blieben. Zarte Mägdlein wurden erbrannt im Alter von neun bis vierzehn Jahren, in Würzburg sogar ein lindes, dazu auch Knaben. Nur mit Mühe entriß Kepler, der große Astronom, eine siebzigjährige würdige Mutter den Klauen des mörderischen Ungetüms, genannt Hexenprozeß.

Dazu die Gegenreformation. In den österreichischen Landen protestantische Kirchen und Schulen geschlossen, Eltern ihrer Kinder beraubt, mit Hunden n die Messe gehetzt, überhaupt das Land einem Verfahren unterworfen, das ns immer neu das Herz bluten läßt. (Vergl. R. Aeschbacher: Los von Rom.)

Und unheimlicher immer türmten sich rings die Wolken auf, eine schwüle itze drückte, und da und dort zuckte ein flüchtiger Blitz und rollte ein vereinzelter rner Donner. Und dann - - im Mai 1618 war es, in Böhmen, — neigte sich as schwere schwarze Gewölk zur Erde und das Wetter brach los und wollte in Ende nehmen: Eines der dunkelsten Rätsel der Weltgeschichte — dreißig ahre lang wütete es mit Blitz und Sturm und Hagelschlossen. Wie wurde a das arme Deutschland verheert! Nun kamen sie daher, die „Türken", Teufel, von denen Luther geweissagt hatte. „Philister über dir, Simson!" atholiken und Protestanten rangen miteinander; aber bald mischten die Fremden ch ein, um im Trüben zu fischen und Beute zu machen, und waren die Schweden nter der Führung Gustav Adolfs Muster der Zucht, bald wurden sie Bestien ie die andern, die Panduren und Kroaten, Italiener und Spanioten, Wallonen nd Franzosen, und wir wollen nicht in Detail wiederholen, was so oft schon schildert worden, wollen an den Schwedentrunk und andere Greuel nur im orübergehen erinnern. Als endlich die Friedenstrompeten ertönten, war Deutschnd eine Wüste, seine Städte verheert, seine Dörfer verbrannt, seine Bewohner n mehr als zwei Drittel vermindert, seine Fürsten Drahtpuppen fremder Herren, n Adel der Heimat und dem Volke entfremdet, seine Bürger verarmt, seine auern vertiert, seine Frauen entehrt, sein Ruhm dahin, sein Volksbewußtsein tergegangen in verblendeter Ausländerei; die Fäden des Zusammenhangs mit ner frühern Kunst und Kultur waren fast alle abgerissen.

Was konnte in solchen Zeiten die Muse tun? Schon eine beständige Arbeit t immerwährender Hast ohne Rast pflegt sie zu verscheuchen, ein Rennen und gen nach Geld und Gut ohne Aufblick und Ausblick in göttliche Weiten, geweige denn ein Elend wie das des dreißigjährigen Kriegs. Spotten, warnen, hnen, klagen und namentlich trösten konnte die Dichtung, und das hat sie m auch redlich getan. Was sie dauerndes geschaffen in jener bösen wilden it, sind neben Satiren und Sittenschilderungen namentlich Andachtsbücher und rchenlieder, eine reiche Fülle von Kreuz- und Trostliedern, die zum unrgänglichen Schatz unserer evangelischen Kirche gehören.

Es ist übrigens rein zum Verwundern, wie viel Sinn und Interesse in en Tagen der Ungunst und Unkunst, der Irrnis und Wirrnis deutscher Sprache

und Dichtung entgegengebracht wurde und zwar von Adeligen und Gelehrten in Sprachgesellschaften und Dichtergruppen und in allerlei Weise. Und es ist gleichfalls nicht uninteressant, daß gerade jetzt die äußere Form der deutschen Poesie einen überaus wichtigen Fortschritt machte.

Es war im Jahr 1624, da veröffentlichte Martin Opitz sein Büchlein von der deutschen Poeterei, und es wirkte dermaßen epochemachend, daß zahlreiche Literarhistoriker vom Jahr 1624 hinweg eine neue Periode der Poesie datieren.

Die alte Geschichte vom Ei des Kolumbus! Opitz lehrte: „Ein jeder verß ist entweder ein iambicus oder trochaicus; nicht zwar das wir auff art der griechen vnnd lateiner eine gewisse grösse der sylben können inn acht nemen, sondern das wir aus den accenten vnnd dem thone erkennen, welche sylbe hoch vnnd welche niedrig gesetzt soll werden. Ein Jambus ist dieser: Erhalt vns Herr, bey deinem wort; der folgende ein Trochäus: Mitten wir im leben sind. Dann in dem ersten verse die erste sylbe niedrig, die andere hoch, die dritte niedrig, die vierde hoch, vnnd so fortan; in dem anderen verse die erste sylbe hoch, die andere niedrig, die dritte hoch ꝛc. außgesprochen werden. Wiewol nun meines wissens noch niemand, ich auch vor der zeit selber nicht dieses genawe in acht genommen, scheinet es doch so hoch von nöten zue seyn, als hoch von nöten ist, das die Lateiner nach den quantitatibus oder grössen der sylben jhre verse richten vnnd regulieren. Denn es gar einen übelen klang hat: Venus die hat Juno nicht vermocht zue obsiegen; weil Venus vnd Juno Jambische, vermocht ein Trochäisch wort sein soll; obsiegen aber, weil die erste sylbe hoch, die andern zwo niedrig seyn, hat eben den thon, welchen bey den Lateinern der dactylus hat."

Was einer langen Reihe von deutschen Dichtern verborgen geblieben, was andere dunkel geahnt, das erkannte Martin Opitz mit feinem Sprachgefühl und und das ist seine Bedeutung in der Literatur. Seit den Tagen der Minnesänger, die einer Gesamtheit sach- und sachgemäßer Regeln gehuldigt, waren in den deutschen Versen nur noch die Silben gezählt, aber nicht mehr nach Akzenten in Hebungen und Senkungen, in betonte und unbetonte unterschieden worden. Wirkung: die Knittel, die wir bei Hans Sachs und so vielen andern getroffen.

Wenn nun Opitz die Entdeckung machte, daß die deutsche Sprache ganz anders geartet sei, als die der Franzosen, die alle Silben gleich schwer aussprechen, anders auch, als die der Griechen und Römer, die sie „nach den quantitatibus" in lange und kurze auseinanderhielten, wenn sein Ohr einen regelmäßigen Rhythmus, wenn es Jamben und Trochäen verlangte, so bleibt das für alle Zeiten Opitzens Verdienst, und mochten dann seine eigenen Dichtungen noch so windig sein, dies Verdienst macht es erklärlich, daß er ein ganzes Jahrhundert hindurch als „Vater der deutschen Dichtkunst" galt.

Andere verwendeten dann bald neben Jamben und Trochäen auch die hüpfenden Anapäste und Daktylen. Auch die üblichen unschönen Wortverstümmelungen wurden nun mehr und mehr verbannt, und die neue Dichtart fand dermaßen Anklang, daß jetzt die Verse aus den Kirchenliedern der Reformations

zeit mit ihren Unregelmäßigkeiten das Ohr nicht mehr befriedigen konnten und umgewandelt werden mußten.

Zu bedauern war es, daß Opitz namentlich an dem in der französischen Dichtung die Herrschaft führenden Alexandriner, einem sechsfüßig jambischen Vers mit einem ständigen Einschnitt in der Mitte, Gefallen fand und alle Dichter des ganzen Jahrhunderts die Vorliebe für diese langweilig eintönige Form teilten. Nach schmerzlich empfundener Regellosigkeit behagte nun eben die regelmäßigste Regelmäßigkeit. Die Herrschaft der paarweise gereimten Alexandriner lagerte sich wie ein grauer vulkanischer Aschenregen auf die Gefilde der deutschen Dichtung und wurde erst durch Klopstock und Lessing verdrängt.

Auch für den Ausdruck stellte Opitz Vorschriften auf, empfahl Beiwörter, Gleichnisse, klangvolle Zusammensetzungen, die Verwendung der griechischen und römischen Götterwelt, und für wechselnde Gattungen wechselnden Stil. „Wo von Göttern, Helden, Königen, Fürsten, Städten ꝛc. gehandelt wird, muß man ansehnliche, volle und heftige Reden vorbringen und das Ding nicht bloß nennen, sondern mit prächtigen, hohen Worten umschreiben," meint er. Er lehrt ferner: „Der Dichter soll in den griechischen und lateinischen Büchern wohl durchtrieben sein und von ihnen den rechten Griff erlernt haben. Erst dann wird ihm die Erfindung glücken, die nichts anderes ist, als eine sinnreiche Fassung aller Sachen, himmlischer und irdischer, belebter und unbelebter."

So wurde die Poesie eine Domäne der Gelehrten und vornehmen Herrn und derart mit Regeln eingezäunt, daß für lange Zeit das ungebildete Volk davon ausgeschlossen erschien, wie Knaben durch eiserne Gitter hindurch einen vornehmen Park betrachten. In deutscher Sprache setzten nun die Gelehrten fort, was sie bis jetzt lateinisch getrieben.

Sprachgesellschaften und Dichtergruppen.

Unser Sprach ist auch ein Sprach und kann so wohl ein Sack nennen, als die Latiner saccus.

Fischart.

Die Gelehrten verkehrten noch immer lateinisch miteinander. Fremde Kriegshorden, Abenteurer aus ganz Europa trieben sich in deutschen Landen umher, und die schöne deutsche Sprache, die in ihrer Schmiegsamkeit und Biegsamkeit reich genug ist, um allen Bedürfnissen genügen zu können, wurde durch eine Unmasse von Fremdwörtern entstellt.

Da die Sprache Italiens von einem ähnlichen Übel bedroht war, waren dort eine Reihe gelehrter Gesellschaften oder Akademien entstanden, um das Banner der Sprachreinheit hochzuhalten und nationale Poesie zu pflegen. Sie hatten freilich nach der Weise jener Zeit — die Menschen waren Kinder und Kinder müssen ihr Spielzeug haben — ihre Zwecke in einen geschmacklosen Maskenkram spielender Äußerlichkeiten genommen. In der Akademie der Arkadier zu Rom erhielt jedes Mitglied einen arkadischen Schäfernamen und bei seiner Aufnahme durch ein im pomphaften Imperatorenstil abgefaßtes Diplom irgend eine Stadt oder Gegend des alten Griechenlands zum Geschenk, wie z. B. noch Goldoni die phlegräischen Gefilde, Fontenelle die Insel Delos bekam. Von anderen Akademien braucht man nur die Namen zu hören, um sofort zu begreifen, welche Masse Unsinns darin ausgeheckt werden mochte: in Genua existierte eine Akademie der Schläfrigen, in Siena eine der Geschmacklosen, eine andere der Dummen, eine dritte der vom Donner Gerührten, in Neapel eine der Müßigen, eine der Wütenden, in Macerata sogar eine der an Ketten Geschlossenen; in Florenz aber außer den Akademien der Nassen (umidi), wo Mitgliedsnamen erschienen wie der „Durstige", der „Hecht", der „Roche", der Unvernünftigen, Scheuen und Betäubten, die Akademie der Kleie (della Crusca), von welchen sie das reine Mehl, d. h. die reine italienische Sprache, absondern wollte. Demgemäß war denn ihr Wappen eine Mühle, ihr Tisch im Versammlungssaal ein umgestürzter Backtrog, die Sitze Mehlkörbe u. s. w., die Namen der Mitglieder aber insgesamt vom Müllergewerbe hergenommen.

Nach dem Vorbilde dieser Vereinigungen stiftete nun im Jahr 1617 der weitgereiste reformierte Fürst Ludwig von Anhalt die Fruchtbringende Gesellschaft, und die Spielereien der italienischen Vorbilder wurden auf die deutsche Vereinigung übertragen, ihr als Sinnbild der „indianische Palmbaum"

mit dem Wahlspruch: „Alles zum Nutzen" und jedem Mitglied eine Pflanze, Blume oder Frucht zum Abzeichen und ein entsprechender Gesellschaftsname ge-

Titel der ersten Sammlung deutscher Gedichte Opitzens (von J. W. Zincgref wider dessen Wissen 1624 in Straßburg herausgegeben).

geben, wie der Nährende, der Schmackhafte, der Mehlreiche, der Wohlriechende, der Untadeliche. (So hieß Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst.) Ihrem Wappenbild entsprechend wurde die Gesellschaft später auch der Palmenorden

geheißen. Bei 800 Mitglieder gehörten ihm an, der literarisch bedeutendste Martin Opitz.

Hat die Gesellschaft in Wirklichkeit auch keine welterschütternden Taten getan — poetische Leistungen lassen sich einmal nicht erzwingen — so soll doch unvergessen bleiben, daß sie das grob unflätige Wesen der vorigen Zeit einzudämmen, die Sprache vom Wuste der Fremdwörter reinzuhalten und die deutsche Dichtkunst aus der Mißachtung, in die sie gefallen, retten zu helfen sich redlich mühte.

Dem vornehmen Vorbild des Palmenordens folgten andere Stiftungen nach, so 1633 in Straßburg die aufrichtige Gesellschaft von der Tanne, 1643 in Hamburg die Teutschgesinnte Genossenschaft des Philipp von Zesen, 1644 in Nürnberg die Gesellschaft der Pegnitzschäfer oder der gekrönte Blumenorden und 1655 der Elbschwanenorden des Pfarrers Johann Rist in Holstein, zu welchem nach Lessings Ausdruck nicht lauter Schwäne, sondern auch manche Gänse gehörten.

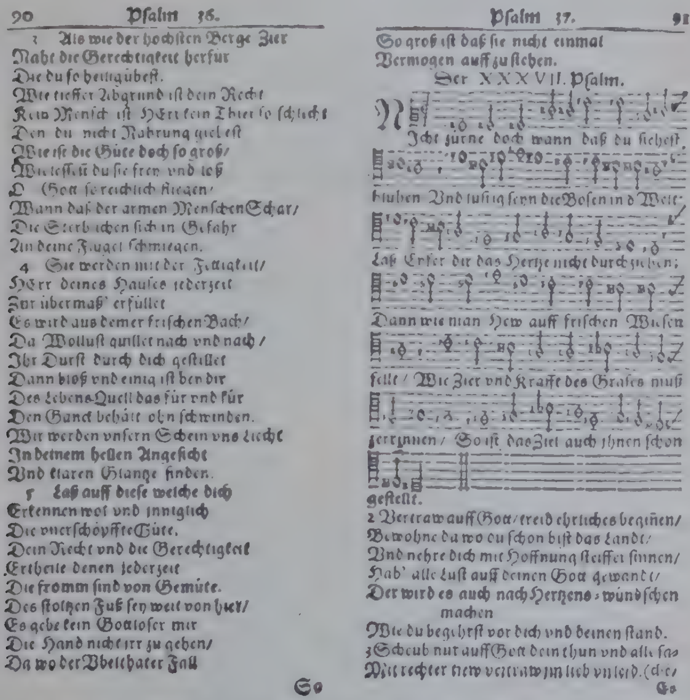
Daß Opitz sich wirkliche Verdienste erworben, darauf haben wir hingewiesen. Die Wiedergewinnung des verlorenen Wohllauts, des vergessenen Maßes, das ist der Hauptsache nach sein Werk. Wenn aber die Zunftgenossen ihn einen Herrn der Poesie, wenn Fleming ihn gar einen „Pindar und Homer und Maro" seiner Zeiten nannte, so erwecken sie bei uns nur ein erstauntes „Schütteln des Kopfes", und es bleibt uns zunächst übrig, Opitzens und seiner nächsten Anhänger, der ersten schlesischen Dichterschule, Leistungen auf dem Felde der Poesie in Kürze zu würdigen.

Martin Opitz vermag uns Spätgebornen weder als Charakter, noch als Dichter einen hohen Respekt einzuflößen oder gar unsre Liebe zu gewinnen. 1597 zu Bunzlau am Bober in Schlesien geboren, studierte er die Rechte und die schönen Wissenschaften, erst in seiner Heimat, dann in Frankfurt a. d. O., dann in Heidelberg, wo sein Freund Zincgref ohne sein Vorwissen die erste Ausgabe seiner Gedichte besorgte, flüchtete dann 1620 vor den spanischen Heeren aus der Pfalz nach den Niederlanden, wo er in den Reimschmiedereien des Daniel Heinsius sein Ideal der Poesie verwirklicht fand, und wenn er nachher in Siebenbürgen, Wien, Schlesien, Polen bald katholischen, bald protestantischen Fürsten diente, überall knixte und katzbuckelte, schänzelte und scharwenzelte, jetzt dem Kaiser Ferdinand, jetzt den berüchtigten schlesischen Ketzerbekehrer Grafen Hannibal von Dohna, jetzt die protestantischen Herzöge von Brieg und Liegnitz und nachher den König Ladislaus anfang, was sollen wir ihn groß bewundern? Wenn Ferdinand II., der fluchbeladene Jesuitenverehrer, ihn, als den ersten Dichter für deutsche Verse, mit dem Lorbeer krönte und später als Opitz von Boberfeld adelte, so mag es genug sein.

„Allhier in dieser Gruft liegt Carolus gesenket,
Der werte teure Held, den Gott der Welt geschenket,
Und was ihm ähnlich ist, das Haus von Österreich,
Das hochberühmte Haus, dem nichts auf Erden gleich . . ."

hatte er gesungen, und seine Kriecherei, hat einer gesagt, habe sich nicht vor dem Größten unter den Toten, aber vor dem Kleinsten unter den Lebenden gebückt.

Die Naturanlage führte Opitz auf das leichte Lied. Aber er wollte mehr sein. Seine Poesien gehen mit Vorliebe auf belehrende Schilderung und schildernde Belehrung aus und befriedigen uns ebensowenig, als sie von den Zeitgenossen bewundert wurden. Exempel: Zlatna, Vesuvius und Trostgedichte in Widerwärtigkeiten des Krieges.


90 Psalm 36.

3 Als wie der hochsten Berge Zier
Nabt die Gerechtigkeit herfur
Die du so heilig ubest.
Wie tieffer Abgrund ist dein Recht
Kein Mensch ist HErr kein Thier so schlecht
Den du nicht Nahrung giebest
Wie ist die Güte doch so groß/
Wie lessest du sie frey vnd loß
O Gott so reichlich fliegen/
Wann daß der armen Menschen Schar/
Die Sterblichen sich in Gefahr
An deine Flugel schmiegen.
4 Sie werden mit der Fettigkeit/
HErr deines Hauses jederzeit
Zur ubermaß' erfüllet
Es wird aus deiner frischen Bach/
Da Wollust quillet nach vnd nach/
Ihr Durst durch dich gestillet
Dann bloß vnd einig ist bey dir
Des Lebens Quell das für vnd für
Den Ganck behält ohn schwinden.
Wir werden vnsern Schein vnd Liecht
In deinem hellen Angesicht
Vnd klaren Glantze finden.
5 Laß auff diese welche dich
Erkennen wol vnd inniglich
Die vnerschöpffte Güte.
Dein Recht vnd die Gerechtigkeit
Ertheile denen jederzeit
Die fromm sind von Gemüte.
Des stoltzen Fuß sey weit von hier/
Es gebe kein Gottloser mir
Die Hand nicht irr zu gehen/
Da wo der Vbelthater Fall
So

Psalm 37. 91

So groß ist daß sie nicht einmal
Vermogen auff zu stehen.
Der XXXVII. Psalm.
NIcht zurne doch wann daß du siehest
bluhen Vnd lustig seyn die Bosen in d' Welt:
Laß Eyfer dir das Hertze nicht durchziehen;
Dann wie man Hew auff frischen Wiesen
felle/ Wie Zier vnd Krafft des Grases muß
zerrinnen/ So ist das Ziel auch jhnen schon
gestellt.
2 Vertraw auff Gott/ treib ehrliches beginnen/
Bewohne da wo du schon bist das Landt/
Vnd nehre dich mit Hoffnung steiffer sinnen/
Hab' alle Lust auff deinen Gott gewandt/
Der wird es auch nach Hertzens-wündschen machen
Wie du begehrst vor dich vnd deinen stand.
3 Schcub nur auff Gott dein thun vnd alle sas
Mit rechter trew vertraw jm lieb vn leid. (d.c.
So

Probe aus den „Psalmen Davids“. Nach den Frantzösischen Weisen gesetzet. Durch Martin Opitzen. Lüneburg 1641.

Über viel mehr Begabung verfügte sein Verehrer Paul Fleming, um 12 Jahre jünger, eines lutherischen Pfarrers Sohn, nicht ein Schlesier, sondern geboren zu Hartenstein im sächsischen Erzgebirg und dann wie Opitz schon in den besten Jahren durch die Pest hinweggerafft. Er hat vor Opitz auch ein bedeutendes Erlebnis voraus: die sechsjährige, mit vielen Gefahren verbundene Reise nach Moskau und eine andre nach Persien im Dienste des Herzogs von Schleswig-Holstein. Wie viel Tausenden hat nicht das schöne Lied, mit dem er sich unterwegs getröstet, schon Gottvertrauen ins Herz geträufelt: „In allen meinen Taten laß ich den Höchsten raten, der alles kann und hat!“ Als Herzenslaut echtester Poesie tönt auch ein Liebeslied Flemings fort. Es lautet:

EIN getreues Hertze wissen/
hat deß höchsten Schatzes preiß.
Der ist seelig zu begrüssen/
der ein treues Hertze weiß.
Mir ist wol bey höchstem Schmertze/
denn ich weiß ein treues Hertze.

Läufft das Glücke gleich zu zeiten
anders als man will und meynt/
ein getreues Hertz' hilfft streiten
wieder alles/was ist feind.
Mir ist wol bey höchstem Schmertze/
denn ich weiß ein treues Hertze.

Sein vergnügen steht alleine
In deß andern Redligkeit.
Hält deß andern Noth für seine.
Weicht nicht auch bey böser Zeit.
Mir ist wol bey höchstem Schmertze/
denn ich weiß ein treues Hertze.

Gunst die kehrt sich nach dem Glücke.
Geld und Reichthum das zerstaubt.
Schönheit läst uns bald zu rücke.
Ein getreues Hertze bleibt.
Mir ist wol bey höchstem Schmertze/
denn ich weiß ein treues Hertze.

Eins ist da seyn/und geschieden.
Ein getreues Hertze hält.
Giebt sich allezeit zu frieden.
Steht auff/wenn es nieder fällt.
Ich bin froh bey höchstem Schmertze/
denn ich weiß ein treues Hertze.

Nichts ist süßers/als zwey Treue/
wenn sie eines worden seyn.
Diß ists/das ich mich erfreue.
Und Sie giebt ihr Ja auch drein.
Mir ist wol bey höchstem Schmertze/
denn ich weiß ein treues Hertze.

Erster Druck von Flemings Liede „Ein getreues herze wissen".
(Aus den „Poemata", 1642.)

„Ein getreues Herze wissen,
Hat des höchsten Schatzes Preis.
Der ist selig zu begrüßen,
Der ein treues Herze weiß.
Mir ist wohl bei höchstem Schmerze;
Denn ich weiß ein treues Herze.

Läuft das Glücke gleich zu Zeiten
Anders, als man will und meint,
Ein getreues Herz hilft streiten
Wider alles, was ist feind.
Mir ist wohl bei höchstem Schmerze;
Denn ich weiß ein treues Herze.

Sein Vergnügen steht alleine
In des andern Redlichkeit,
Hält des andern Not für seine,
Weicht nicht auch bei böser Zeit.
Mir ist wohl bei höchstem Schmerze;
Denn ich weiß ein treues Herze.

Gunst, die kehrt sich nach dem Glücke,
Geld und Reichtum, das zerstäubt,
Schönheit läßt uns bald zurücke,
Ein getreues Herze bleibt.
Mir ist wohl bei höchstem Schmerze;
Denn ich weiß ein treues Herze.

Eins ist da sein und geschieden,
Ein getreues Herze hält,
Gibt sich allezeit zufrieden,
Steht auf, wenn es niederfällt.
Ich bin froh bei höchstem Schmerze;
Denn ich weiß ein treues Herze."

Und wie vielfach ist der folgende Spruch schon in Töne gesetzt und gesungen worden:

„Laß dich nur nichts nicht dauern
Mit Trauern!
Sei stille;
Wie Gott es fügt,
So sei vergnügt,
Mein Wille!

Sei nur in allem Handel
Ohn' Wandel,
Steh feste!
Was Gott beschleußt,
Das ist und heißt
Das Beste."

Was willst du heute sorgen
Auf morgen?
Der Eine
Steht allem für,
Der gibt auch dir
Das Deine.

Worte markigster Männlichkeit haben der patriotische Sinn und die Trauer um das Kriegselend unserem Dichter eingegeben, so z. B. in seiner „Klage über Änderung und Furchtsamkeit jetziger Deutscher":

Paul Flemming.

(Nach einer Radierung von A. M. Schurmann.)

„Jetzt fällt man uns ins Mahl, in unſ're vollen Schalen
Wie man uns jüngſt gedräut. Wo iſt nun unſer Mut?
Der ausgeſtählte Sinn? das kriegeriſche Blut?
Es fällt kein Ungar nicht von unſerm eitlen Prahlen!

Kein Buſch, kein Schützenrock, kein buntes Fahnenmalen
Schreckt den Kroaten ab. Das Anſeh'n iſt ſehr gut,
Das Anſeh'n mein' ich nur, das nichts zum Schlagen tut.
Wir feigſten Krieger wir, die Phöbus kann beſtrahlen!

Was ängſten wir uns doch und legen Rüſtung an,
Die doch der weiche Leib nicht um ſich leiden kann?
Des großen Vaters Helm iſt viel zu weit dem Sohne.

Der Degen ſchändet ihn. Wir Männer ohne Mann,
Wir Starken auf den Schein — ſo iſt's um uns getan,
Uns Namensdeutſche nur! Ich ſag's auch mir zum Hohne!"

Mit einer Kaufmannstochter in Reval verlobt und dann in Hamburg erkrankt, nahm Fleming drei Tage vor ſeinem Tode (1640) in einem ſelbſtbewußten Sonett **Abſchied von ſeinem Leben:**

„Ich war an Kunſt und Gut und Stande groß und reich,
Des Glückes lieber Sohn, von Eltern guter Ehren,
Frei, meine; konnte mich aus meinen Mitteln nähren,
Mein Schall flog überweit. Kein Landsmann ſang mir gleich.

Von Reiſen hochgepreiſt, vor keiner Mühe bleich,
Jung, wachſam, unbeſorgt. Man wird mich nennen hören,
Bis daß die letzte Glut dies alles wird zerſtören.
Dies, deutſche Klarien, dies Ganze dank' ich euch.

Verzeiht mir, bin ich's wert, Gott, Vater, Liebſte, Freunde!
Ich ſag' euch gute Nacht und trete willig ab.
Sonſt alles iſt getan, bis an das ſchwarze Grab.

Was frei dem Tode ſteht, das tu' er ſeinem Feinde.
Was bin ich viel beſorgt, den Odem aufzugeben!
An mir iſt minder nichts, das lebet, als mein Leben!"

Als Dramatiker der Opitzischen Dichtergruppe trat **Andreas Gryphius** auf den Plan. Er wurde im Todesjahr Shakeſpeares geboren und ſtarb hundert Jahre nach Shakeſpeares Geburt (1616—1664). Ein deutſcher Shakeſpeare iſt er nun zwar nicht geworden, und ſeine Dramen haben wie ſo viele andre Produkte der Muſe nur noch hiſtoriſche Bedeutung. Er war ein Mann von reicher Bildung, ein treuer Lutheraner und ſo geſtimmt, wie es der Zeit der Trübſal entſprach, in der er lebte. „Die Herrlichkeit der Erden muß Rauch und Aſche werden," ſang er in einem Kirchenlied. Sein Trauerſpiel „Cardenio und Celinde" klingt in die Mahnung aus: „Denk jede Stund ans Sterben!" Die Akte ſchloſſen mit lyriſchen Chören, die der Dichter „Reyen" nannte. In ſeinem Stück „Caroluſ Stuardus" wurden ſie von Geiſtern gebildet. Als der Friede geſchloſſen war und Gryphius in ſeiner Vaterſtadt als Mann des Amtes — er war Syndikus —

noch behagliche Stunden erlebte, ließ er Scherzstücke über die Bühne schreiten. Das erste, Peter Squenz geheißen, verspottet in theaterspielenden Handwerkern handwerkernde Theaterspieler, und im zweiten streiten sich zwei großmäulige „Erzbärenhäuter," wie sie nach dem Kriege zu Dutzenden gediehen, um den Vorrang, die Herren Horribilicribrifax, nach dem das Stück genannt ist, und sein Rivale Daridiridatumtarides.

Andreas Gryphius.
(Nach dem Stich von Killan.)

An Freidanks Bescheidenheit erinnern die 3000 Sinngedichte, die der herzoglich Briegsche Rat Friedrich von Logau als Salomon von Golau ausgehen ließ, die, weil er nicht wie Opitz zu schmeicheln wußte, bald vergessen, später aber von Lessing aufgefrischt wurden.

Von des Mannes wackerem Sinn zeugen Perlen wie diese:

„Freude, Mäßigkeit und Ruh'
Schleußt dem Arzt die Türe zu."

„Brüder haben Ein Geblüte,
Aber selten Ein Gemüte."

„Hoffnung ist ein fester Stab
Und Geduld ein Reise-Kleid,
Da man mit durch Welt und Grab
Wandert in die Ewigkeit."

„Wenn ein Mensch mit Gott gut steht,
Der steht wohl, wenn's übel geht:
Denn er kann die höchsten Gaben:
Vater, Bruder, Tröster haben."

„Menschlich ist es, Sünde treiben,
Teuflisch ist's, in Sünden bleiben:
Christlich ist es, Sünde hassen,
Gottlich ist es, Sünd erlassen."

„Willst du fremde Fehler zahlen, heb an deinen an zu zählen:
Ist nur recht, dir wird die Lust zu den fremden Fehlern fehlen."

„Der Hammer, Gottes Wort, schlägt auf der Herzen Stein;
Jetzt aber will der Stein des Hammers Hammer sein."

„Wenn das Aber wäre nicht, wer doch hätte was zu klagen!
Aber aber tragt die Schuld, daß uns wenig will behagen."

Ein Mühlstein und ein Menschen-Herz wird stets herumgetrieben:
Wo beides nichts zu reiben hat, wird beides selbst zerrieben."

„Deutsche mühen sich jetzt hoch, Deutsch zu reden fein und rein;
Wer von Herzen redet Deutsch, wird der beste Deutsche seyn."

„Kann die deutsche Sprache schnauben, schnarchen, poltern, donnern, krachen,
Kann sie doch auch spielen, scherzen, liebeln, gürteln*), turmeln**), lachen."

Dem vergangenen Jahr ruft Logau nach:

„Gott sei Dank, das alte Jahr ist aus's neue nun verstrichen;
Gott sei Dank, viel arges Ding ist mit ihm dahin gewichen.
Herr, vergiß, was wir getan; das, was du uns zugemessen,
Wollen wir, wir waren's wert, nicht mehr zählen, gar vergessen
Arges Tun bracht' argen Lohn; was uns Gutes ward geschenket,
Kam von deiner Güt' und ist wert, daß man daran gedenket."

Und die Ausländerei bekämpft er mit dem beißenden Sprüchlein:

„Diener tragen insgemein ihrer Herren Liverei;
Solls denn sein, daß Frankreich Herr, Deutschland aber Diener sei'
Freies Deutschland, schäm' dich doch dieser schnöden Kriecherei!"

„Frankreich hat es weit gebracht, Frankreich konnt' es schaffen,
Daß so manches Volk und Land ward zu seinem Affen."

„Alamode-Kleider, Alamode-Sinnen;
Wie sich's wandelt außen, wandelt sich's auch innen."

Eine Reihe von Sanggenossen ließ sich zwar durch Opitz beeinflussen, ging aber doch durchaus eigene Wege.

Wohl und traulich wird uns zu Mute, wenn wir einkehren in den Kreis der wahrhaft liebenswürdigen **Königsbergerdichter**. Wir wandern vor die Stadt hinaus und betreten einen Garten, der dem Dom-Organisten Heinrich Albert gehört. Da tönt uns froher Gesang entgegen, von dem Ton einer Geige begleitet. Wir lauschen und hören das schöne Lied:

„Der Mensch hat nichts so eigen,
So wol steht nichts ihm an,
Als daß er Trew erzeigen
Vnd Freundschafft halten kann,
Wann er mit seinesgleichen
Sol treten in ein Band:
Verspricht er, nicht zu weichen,
Mit Herzen, Mund und Hand.

Die Red' ist vns gegeben,
Damit wir nicht allein
Für vns nur sollen leben,
Und fern von Leuten seyn:
Wir sollen vns befragen
Vnd sehn auff guten Raht,
Das Leid einander klagen,
So vns betreten hat.

Was kann die Frewde machen,
Die Einsamkeit verhelt?
Das gibt ein doppelt Lachen,
Was Freunden wird erzehlt.
Der kann sein Leid vergessen,
Der es von Hertzen sagt:
Der muß sich selbst auffressen,
Der ingeheim sich nagt.

*) kosen; **) tändeln.

GOtt stehet mir vor allen,
Die meine Seele liebt:
Dann sol mir auch gefallen,
Der mir sich hertzlich giebt:
Mit diesen Bunds-Gesellen
Verlach' ich Pein und Noht,
Geh' auff den Grund der Hollen
Vnd breche durch den Tod.

Ich hab, ich habe Hertzen
So trewe wie gebührt,
Die Heucheley vnd Schertzen
Nie wissentlich berührt!
Ich bin auch ihnen wieder
Von grund der Seelen hold,
Ich lieb euch mehr, ihr Brüder,
Als aller Erden Gold."

Wir treten in die „Kürbishütte" und finden alle beisammen, Simon Dach, der's gedichtet, und Heinrich Albert, den Dom-Organisten, der es komponiert hat, und auch Robert Roberthin wird uns vorgestellt, der vornehme kurfürstliche Rat, den die andern als Haupt verehren. Und freilich, Simon Dach hat ihm vieles zu danken. Denn als Mitarbeiter an der Domschule war dieser angestellt und seufzte unter der Last übergroßer Arbeit bei schmalem Einkommen, und Roberthin nahm sich seiner an, ließ ihn in seinem Hause genesen zu Kräften kommen und zum Konrektor an der Domschule aufrücken. Dach hat sich zeitlebens dankbar erwiesen und ist später in Trauer und Wehmut über den Tod seines Wohltäters zusammengebrochen.

Sehen wir uns näher in der Kürbislaube um, wo zwölf Freunde zu traulicher Runde mit Sang und Klang beisammen sind und sich mit den Schäfernamen Berrintho, Damon und Chasmindo ꝛc. anreden, so sehen wir zu unserem Ergötzen die Namen aller Freunde „nebst etlichen Reimen an sonderliche Kürbüße" angeschrieben und die Reime in einem Heft von Heinrich Albert, „die musikalische Kürbshütte" betitelt, komponiert. Lieder der Liebe und Freundschaft sind es leichthinfließend volkstümliche Weisen, aber auch Kirchenlieder, die dauern und vom Ernste der trübsalreichen Zeit ein ergreifendes Zeugnis ablegen.

Ein allbekanntes Lied der Liebe wurde von Dach in plattdeutscher Sprache zu einem Hochzeitsfeste gedichtet und später von Herder, ins Hochdeutsche übertragen, unter dem Titel Palmbaum in seine Volksliedersammlung aufgenommen: Annchen von Tharau. Es hebt an:

„Anke von Tharau ös, de mi geföllt;
Se ös min Lewen, min Goet on mein Gött.
Anke von Tharau heft wedder er Hart
Bi mi geröchtet än Löw on än Schmart.
Anke von Tharau, min Rikdom, min Goet,
Du mine Seele, min Fleesch on min Bloet!"

Von Albert stammt das geistliche Lied: „Gott des Himmels und der Erden" und von Dach:

„O wie selig seid ihr doch, ihr Frommen,
Die ihr durch den Tod zu Gott gekommen!
Ihr seid entgangen
Aller Not, die uns noch hält umfangen!

Muß man hier doch wie im Kerker leben
Und in Sorge, Furcht und Schrecken schweben;

Was wir hier kennen,
Ist nur Müh' und Herzeleid zu nennen.

Ihr hingegen ruht in eurer Kammer,
Sicher und befreit von allem Jammer;
Kein Kreuz und Leiden
Ist euch hinderlich in euren Freuden.

Christus wischet ab euch alle Tränen;
Ihr habt schon, wonach wir uns erst sehnen.
Euch wird gesungen,
Was durch keines Ohr allhie gedrungen.

Ach, wer wollte denn nicht gerne sterben
Und den Himmel für die Welt ererben?
Wer wollt' hie bleiben,
Sich den Jammer länger lassen treiben?

Komm', o Herr, uns aus dem Joch zu spannen;
Lös' uns auf und führ' uns bald von dannen!
Bei dir, o Sonne,
Ist der frommen Seelen Freud' und Wonne."

Eigene, aber ganz andere Wege ging ferner in seinen überaus zahlreichen chriften mannigfaltigster Art Philipp von Zesen, den wir schon als Stifter er „Teutschgesinnten Genossenschaft" Hamburgs genannt haben. Er hielt nament- ch darauf, in der Reinheit des Ausdrucks alle Genossen zu übertreffen; deshalb ahrte er in seinen Werken nicht allein eine neue, rein ersonnene Rechtschreibung n, sondern es wurden auch eine Menge längst eingebürgerter Fremdwörter auf e lustigste Weise verdeutscht. Natur hieß Zeugenmutter, Theater: Schauburg, Obelisk: Sonnenspitze, Pyramide: Grabspitze, Affekt: Gemütstrift, Person: Selb- and, ein Vers: ein Dichtling, Venus: Lustinne, als Aphrodite Schauminne, Pallas: Kluginne, Juno: Himmelinne, Leutnant: Walthauptmann, Oberstleut- ant: Schalt- und Waltoberster, eine Maske: ein Mummgesichte, eine Pistole: n Reitpuffer, ein Fenster: ein Tageleuchter, und sogar die Nase durfte nicht ehr Nase heißen, sondern bekam den Namen Löschhorn. Wie wunderlich sich e Gedichte, mit all diesen Ausdrücken angefüllt, ausnehmen, kann man sich enken.

Es soll übrigens nicht vergessen sein, daß auch gelungene Verdeutschungen on Zesen herstammen, wie für spazieren: lustwandeln, für Plenipotenz: Vollmacht, ür Kontrakt: Vertrag, für Testament: letzter Wille u. a. m. Seine geistlichen ieder nannte er „Gekreuzigte Liebesflammen", eine weltliche Sammlung „dichte- sches Rosen- und Liliental."

Wandern wir noch nach der Pegnitz hinüber, nach der Stadt Hans Sachsens, o jetzt „der gekrönte Blumenorden", was dichtete und trachtete, mit seinem Band mschlang.

Da summte in einer erkünstelten, der wahren Natur völlig entfremdeten Welt die Grille des arkadischen Schäferlebens, die aus Italien herüber- ebracht worden war. Da verfelte Georg Philipp Harsdörffer, ein gelehrter

und weitgereister Mann und Mitglied des Rates, 47 ganze Bände voll seltsam verschrobener Poesie zusammen. Poesie? Nein, solche war's eigentlich nicht. Konnte der Geschmack noch tiefer sinken, als wenn er Strophen, wie folgende, für Poesie ausgab:

„Der Sommer kein Kummer- noch Trauernis leidet;
Der Schläfer, der Schäfer, der pfeifet und weidet;
Der Bauer, der Lauer, der erntet und schneidet.
Es grünet das Feld,
Es lachet die Welt,
Der Gärtner löst Geld!"

Ata

„Der Gärtner löst Geld" — punctum finale! Brauchen wir weitere Proben zu hören?

Gleicherweise gefiel sich „der Oberhirt der Pegnitzschäfer" Sigismund von Birken in Naturschilderungen, die mit Tierstimmen einen seltsamen Wettstreit eingehen. Da heißt es in einem Frühlingswillkomm:

„Es lallet und wallet und schwallet
Am gläsernen Strande.
Es strudeln und brudeln und wudeln
Die Wellen zu Rande.
Es streichen und schleichen in Teichen
Die schuppichten Fische
Und krümmeln und schwimmeln und wimmeln
Mit Haufen zu Tische.
Es dirdirlir, dirdirlir, dirdirlir-
Liret die Lerche.
Es klappern und blappern und bappern
Schlankbeinichte Störche.
Es krecken, krerecken und quecken
Grüngelbliche Frösche;
Sie lechzen und ächzen und krächzen
Mit hellem Gedrösche.
Es summeln und brummeln und" . .

halt! 's ist genug: warum redet man eigentlich lange davon? Wer sollte meinen, daß die einfach schönen Verse: „Lasset uns mit Jesu ziehen" ꝛc. aus der gleichen Feder geflossen seien? Und doch ist's so.

Weiten Ruhm erwarb sich Harsdörffer mit seinem achtbändigen Damenlexikon „Frauenzimmergesprächspiele" und höhern noch und unvergänglichen (!) durch seinen „Nürnbergertrichter".

„Bedenke, liebes Kind, durch Schwitzen
Muß sich ein Edler auf die Spitzen
Des steilen Helikons erhöhn" —

sang Christian Gryphius, des Andreas Sohn, und an Schweiß allerdings, an redlichem Bemühen, aus der Tiefe der Trivialität den Pfad zu freieren Höhen zu finden, fehlte es nicht.

Der sprichwörtlich gewordene Nürnbergertrichter, erschienen im Jahr 1647 also kurz vor Schluß des dreißigjährigen Kriegs, wollte gleichfalls mit gutem Rat

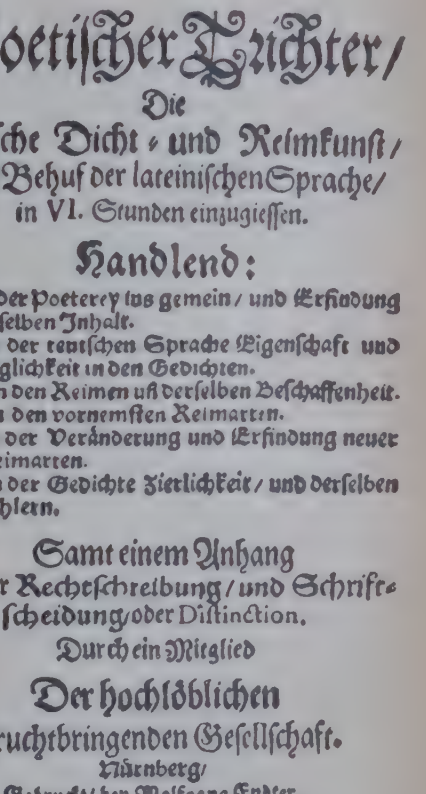
aufrücken. Er ist eine Poetik und ihre Grundsätze deutet lesbar genug der Titel an:

„Poetischer Trichter, die deutsche Dicht- und Reimkunst ohne Behuf der lateinischen Sprache in sechs Stunden einzugießen" ꝛc.

Das eben hatte ja der Welt noch gefehlt und darum wurde der Trichter mit seinen bequemen Anweisungen das Entzücken aller poetischen Gemüter.

Auch er empfahl eindringlich „sinnreiche Beiwörter" und Umschreibungen. „Für Blut sage man nasses Lebensgold; für Frühling Blumenvater, Wolkentreiber, Freudenbringer ꝛc. Hieraus erkennt man etlichermaßen den Poeten, wie den Löwen aus den Klauen."

So sehen wir denn die deutsche Poesie, verführt durch die Irrlichter falscher Vorbilder, vom rechten Wege weit abkommen; aber völlig in den Sumpf der widerlichsten Unnatur und des Unsinns hinein sollte sie durch Christian Hofmann von Hofmannswaldau (1617—79) und seinen jüngern Genossen Daniel Kaspar von Lohenstein (1635—83) geführt werden, die Männer der zweiten schlesischen Schule, der eine nach weiten Reisen Präsident, der andere Mitglied des Breslauer Ratskollegiums. Galant sollte nun die Dichtung sein und wurde unsäglich gemein und schlüpfrig, womöglich noch schlechter als die der Welschen, die man zu bewundern nicht müde wurde. Erhaben und schwungvoll sollte sie sein und hüllte sich in einen Schwulst und Bombast, dem in der wirklichen herrschenden Welt nur die spanischen Kragen und Stulpenstiefel, die gebauschten Perücken und Reifröcke entsprachen samt Puder und Schminke.



Poetischer Trichter/
Die
Teutsche Dicht- und Reimkunst/
ohne Behuf der lateinischen Sprache/
in VI. Stunden einzugiessen.

Handlend:

I. Von der Poeterey ins gemein/ und Erfindung derselben Inhalt.
II. Von der teutschen Sprache Eigenschaft und Füglichkeit in den Gedichten.
III. Von den Reimen uñ derselben Beschaffenheit.
IV. Von den vornemsten Reimarten.
V. Von der Veränderung und Erfindung neuer Reimarten.
VI. Von der Gedichte Zierlichkeit/ und derselben Fehlern.

Samt einem Anhang
Von der Rechtschreibung/ und Schrifftscheidung/ oder Distinction.
Durch ein Mitglied
Der hochlöblichen
Fruchtbringenden Gesellschaft.
Nürnberg/
Gedruckt/ bey Wolfgang Endter.
M. DC. XLVII.

Titel des ersten Teiles der ersten Ausgabe von Harsdörffers Büchlein: „Poetischer Trichter" (1647).

Nun reichte es nicht mehr aus, zu sagen: der dunkle Abend; es hieß: der schwarze Abend; doch auch dies war noch nicht reinlich, lieblich und durchdringend

genug, es mußte heißen: der braune Abend, und diese entzückende Phrase lief als ein Wunder poetischer Erfindung von Mund zu Mund, und durch das ganze siebzehnte Jahrhundert blieb der Abend braun. So sind denn schon Opitzens Gedichte voll gesalzener Zähren, gläserner Gewässer, kalter Nordsterne, stiller und trüber Finsterniße, bleicher Sorgen und schnöden Neides; schon bei ihm heißt die Erde oder Welt nicht leicht Erde und Welt, sondern Rund, großes Rund, schönes Rund, wüstes Rund u. s. w., die Hand nicht leicht Hand, sondern Faust, das Meer das blaue Salz; — und doch ist Opitz der einfachste unter allen.

Daß passende Bilder ein Schmuck, ein *wesentlicher* Schmuck der Darstellung sind, zeigt jedes gute Gedicht. Luther sowohl mit seinem bekannten „Ein' feste *Burg* ist unser Gott" und Paul Gerhardt, wenn er singt: „Mein Herz soll dir *ergrünen*," wie später Goethe und Schiller, Uhland und Lenau, Gerok und Spitta und wie sie alle heißen. Aber auch das beste Kunstmittel kann zu Tode gehetzt werden. Wenn einer anstimmte:

„Dein Wort, Herr, ist die rechte Lehr,
Ein *Licht*, das uns erleuchtet,
Ein *Schild* zu unsrer Gegenwehr,
Ein *Tau*, der uns befeuchtet,
Ein *Stärkungstrank*, wenn wir uns krank
An Seel' und Leib befinden,
Ein festes *Band*, das unsre Hand
Mit deiner kann verbinden," —

so war die Reihe der Bilder eben lang genug, um noch schön zu sein und wohltuend zu wirken. Wenn aber die Hofmannswaldauer und Lohensteiner solche Reihen ins Endlose fortspannen und auf einen und denselben Begriff die allerbuntesten Bilder häuften, so mußte naturgemäß alle Plastik in einem kaleidoskopischen Wirrwarr verschwinden. Und wären's immer gelungene Bilder! Aber sie sind oft prosaisch genug. Man beachte den Fackeltanz der Metaphern in folgender Stelle aus Lohensteins „Venus":

„Ja selbst die Zeit wird Braut, die Blumengöttin schmücket
Ihr selbst das Brautgewand, und ihre Kunsthand sticket
Der Tellus grünen Rock mit frischem Rosenschnee
Und weißen Lilien aus. Hier wächset fetter Klee
Auf Hyblens Marmelbrust, dort bücken die Narzissen
Sich zu den Tulpen hin, einander recht zu küssen.
Hier schmilzt das Tränensalz vom rauchen Hyazinth,
Wo die Krystallenbach aus hellen Klippen rinnt,
Voll Lust sein herbes Leid darinnen zu bespiegeln.
Indessen feuchtet dort mit den betauten Flügeln
Der zuckersüße West die Wiese, die fast lechst,
Das weisbeperlte Gras, das in den Tälern wächst,
Bekränzt der Sternen Tau. Die Wälder werden düstern,
Nun sich der Wurzeln Saft den Ästen will verschwistern;
Das laute Flügelvolk, das stumme Wasserheer,
Ja selbst der kluge Mensch, und was Luft, Erd und Meer
Beseeltes in sich hat, wird gleichsam jung und rege."

Welche schreienden Farben der gleiche Autor in seinen Dramen hinklert, ag eine einzige Probe zeigen. Im „Ibrahim Bassa" hält die „Asia" einen onolog, der mit folgenden Kraftworten beginnt:

„Weh! weh! mir Asien! ach! weh!
Weh mir! ach! wo ich mich vermaledeien,
Wo ich bei dieser Schwermutssee
Bei so viel Ach selbst mein betränt Gesicht verspeien,
Wo ich mich selbst mit Heuln und Zeter-Rufen
Durch strengen Urteilsspruch verdammen kann!
So nimm dies lechzend Ach, bestürzter Abgrund, an!
Bestürzter Abgrund! O die Glieder triefen
Voll Angstschweiß! Ach des Achs! der laute Brunn
Der dürren Adern schwellt den Lächt der Purpur Flut!
Mein Blutschaum schreibt mein Elend in den Sand!"

Ist es zu verwundern, wenn die Unnatur und Unziemlichkeit, die sich hier reizten, den Spott herauslockten? Man wußte wohl, wer getroffen war, wenn r dänische Staatsrat Christian Wernike Epigramme wie folgendes aus= egen ließ:

„Es schreibt Perikles ein Sonett,
In welchem der Verstand in steter Irre geht;
In welchem nach der letzten Zeilen
Die dreizehn erstere wie in ihr Wirtshaus eilen.
Denn ist gleich weder falsch, was vorher geht, noch wahr,
So ist der Endpunkt dennoch klar:
‚Er schließt durch ein grob Wort sein dunkeles Gedichte
Und spritzt die Feder aus, dem Leser ins Gesichte'."

Oder:

„Artemon hat gelernt, an mehr als einem Ort,
Ein unverständlich Nichts durch aufgeblasne Wort'
In wohlgezählte Reim ohn allen Zwang zu bringen.
In jedem Abschnitt hört man klingen
Schnee, Marmor, Alabast, Musik, Bisam, Zibet,
Samt, Purpur, Seid und Gold, Stern, Sonn und Morgenröt,
Die sich im Unverstand verschanzen
Und in geschlossner Reihe tanzen.
Zwar les' ich selten sie vom Anfang bis ans End;
Doch klopf ich lachend in die Händ'
Und denk, es sind nicht schlechte Sachen,
Aus Schelln ein Glockenspiel zu machen."

Abgeschreckt durch den Schwulst und Bombast und die frivole Gemeinheit, deren Sümpfen sie die Modepoeten, die Hofmannswaldauer, waten sahen, kten andere nun auf die breite Heerstraße platter Alltäglichkeit und Verständig= ab, mit ihrem Staub und ihren langweilig langen Pappelalleen, die zu ndern wir den Leser nicht einladen wollen. Lieber brummen wir leise vor s hin:

„Durch die Mitte der Natur
Zieht sich eine Pappelschnur.

Rechts am Ende, links am Ende
Lauter Frühlingsgegenstände.
Auf der Seite fließt ein Bach —
Ach!!!"

Dieser Bach wird's gewesen sein, aus dem die „Wasserpoeten" schöpften, so der Schulrektor Christian Weise und ihm nach ein ganzer Kometenschweif unberufener Reimer, alle befangen von dem Vorurteil, das Dichten lasse sich handwerksmäßig erlernen. Ja freilich, aber was für ein Dichten!

Aus den Kreisen der Hofpoeten, die mit dem prasselnden Feuerwerk seiner Komplimente die zahlreichen Feste fürstlichen Haushalts zu verschönern hatten, ragte durch bedeutende Naturanlage einzig der unglückliche Johann Christian Günther hervor, ein Schlesier aus Striegau, der am einfachsten durch das bekannte Wort Goethes charakterisiert wird: „Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten." Für seine Poesien paßt als Motto Tassos Wort: „Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott, zu sagen, was ich leide." „Endlich bleibt nicht ewig aus," schrieb er kurz vor seinem Absterben, und er lebte bloß von 1695—1723.

Der schwache Lichtschein eines aufgehenden helleren Tages leuchtet auch aus den frommen, sinnigen, doch in ermüdender Breite verschweifenden Naturbetrachtungen des würdigen Hamburger Ratsherrn Heinrich Brockes. Betrachtungen, die neun Bände füllen. Sie heißen: „Irdisches Vergnügen in Gott." Bleiben sie nach unserm Gefühl zu lehrhaft am Detail der Erde haften, am Flitter eines Schneeflöckleins, am Farbenschimmer einer Nelke, an der Weiße der Kirschblüte u. s. w., so soll es Brockes doch zugerechnet werden, daß er seine Verse mit würdigem Stoffe zu füllen strebte.

Aber sind wir jetzt der deutschen Poesie zum Verdrießen lang auf öden Irrwegen nachgefolgt, durch Moor und Ried, durch Sand und Staub, durchs Getümmel verwelschter Fürstenhöfe, so sehen wir uns um und bemerken mit Staunen, daß wir uns unter lauter vornehmen Herren mit hohen Perücken und Seitendegen und unter gepuderten Damen verloren haben und daß uns das Volk — nicht nachgefolgt ist. Wo sind die Landleute, wo sind ihre Buben und Mädchen geblieben? Aus Obstbaumwipfeln schaut der Giebel eines Kirchturms herüber. Wie entflohen aus einer besseren Welt tönt Choralgesang und Orgelklang und — Heimweh ergreift uns.

Paul Gerhardt und seine Sanggenossen.

Als Gau um Gau von rohen, wilden Hassern
Jahrzehnte ward mit Blut gedüngt,
Die Frommen weinten wie an Babels Wassern,
Erstandst du, geistlich Lied, verjüngt.
Nicht hat ihn kühler Menschenwitz ersonnen,
Paul Gerhardts Sang voll Glaubensluft.
Wie aus der Felskluft bricht der Silberbronnen,
Entquoll er mächtig seiner Brust.

H. Hugendubel (Das fromme Lied).

Professor Stiefel in Zürich erzählte vor kurzem aus seiner Jugend, wie er als angehender Schüler einmal gefragt habe: „Mutter, was ist ein Lied?" — „Etwas, was man singen kann," war die Antwort. „Und was kann man denn singen?" fragte das Büblein. Darauf sang die wenige Tage zuvor Witwe Gewordene leise vor sich hin: „Befiehl du deine Wege . . ." Das war eine Lektion, wie nur eine Mutter sie geben kann. Befiehl du deine Wege . . . Wach auf, mein Herz und singe . . . Nun ruhen alle Wälder . . . Wie soll ich dich empfangen . . . O Haupt voll Blut und Wunden . . . Ist Gott für mich, so trete . . . Wer nicht einstimmen kann und nicht einstimmen mag, wer keinen Sinn hat für die Herrlichkeit unseres Kirchenliedes und des mit ihm vermählten Chorals, eine Welt ist ihm verschlossen, ein Garten Eden. Wir bedauern die Armen, denen nie ein blasser Strahl aufgegangen von der Schönheit weltlicher Poesie; aber sind jene andern nicht viel mehr zu beklagen, denen alles, was eine christliche Tiefe hat, was ein Widerschein göttlicher Schönheit ist und ein Vorgefühl ewiger Wonnen, als ungenießbar, als abgeschmackte Mystik erscheint, als überspannt? Wohl schwärmen wir in guten Stunden mit denen, die wir unsere Klassiker nennen, wohl lassen wir uns gerne vom Adlerflug Schillerscher Phantasie fortragen auf der Menschheit Höhen. Aber dienen sie uns in der Nacht der Leiden? Geleitet „das Mädchen aus der Fremde" uns durch das dunkle Tal des Todes? Da bleibt Schiller zurück. Da tröstet uns Hiller oder gar irgend ein Unbenannter oder Unbekannter, wenn er singt:

„Christus, der ist mein Leben
Und Sterben mein Gewinn;
Ihm hab' ich mich ergeben;
Im Frieden fahr' ich hin.

Mit Lust fahr' ich von hinnen
Zu ihm, dem Bruder mein,
Den Himmel zu gewinnen,
Dort stets bei ihm zu sein.

Nun hab' ich überwunden
Kreuz, Leiden, Angst und Not.
Durch seine heil'gen Wunden
Bin ich versöhnt mit Gott." . . .

Oder wieder hat Paul Gerhardt das Wort und unsere letzten Seufzer münden aus in das Gebet:

„Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheide nicht von mir;
Wenn ich den Tod soll leiden,
So tritt du dann herfür;
Wenn einst am allerbängsten
Mir um das Herz wird sein,
Reiß' mich aus allen Ängsten
Kraft deiner Angst und Pein!

Erscheine mir zum Schilde,
Zum Trost in meinem Tod,
Und laß mich sehn im Bilde,
Herr, deine Kreuzesnot!
Da will ich nach dir blicken;
Da will ich glaubensvoll
Fest an mein Herz dich drücken.
Wer so stirbt, der stirbt wohl!"

Bis in die hinterste Hütte hinein soll Goethe dringen, hat einer vom Goethebund als Parole ausgegeben. Goethe in allen hohen Ehren! Tun wir ihm also mit solchem Unverstand nicht Gewalt an. Was soll er in der hintersten Hütte, wo nur ein altes Mütterchen wohnt mit einem Schlingel der immer über die Stränge zu schlagen Lust hat? Dort ist es für Goethes „Fischer" zu trocken und im Winter für seine „Bajadere" zu kalt. Aber wenn unser Mütterlein sich abends noch in sein „Schatzkästlein" vertieft oder in Spittas „Psalter und Harfe" und der Sohn sich in eine Spinnstubengeschichte hineinliest von Horn mit Illustrationen von Ludwig Richter, oder in ein Büchlein von Fries dann ist's warm und traulich.

Hinein immer wieder, hinein mit den Kernliedern der evangelischen Kirche — dieser „singenden Kirche" — in die Häuser und Hütten, und hinein ins Gedächtnis und die Herzen der Jugend in Schulen und Sonntagsschulen, damit die Lieder als gute Engel sie begleiten auf Schritt und Tritt in Glück und Not, hier den Finger aufheben und mahnen, dort mit flammendem Schwerte den Eintritt verwehren, jetzt trösten und tragen und zurückreißen vom gähnenden Abgrund der Verzweiflung und dann wieder die befreienden Worte leihen zu Dank und Preis.

„Noch steht mir", erzählt einer, „ein armer Schiffsknecht vor Augen. Ich sollte ihn trauen. Nie war mir ein so stumpfsinniges Gesicht vorgekommen. Sein Vater war im Zuchthaus gestorben, seine Mutter hatte durch Selbstmord geendet. In die Schule war er nur ein halbes Jahr gegangen, sonst auf Flößen und Schiffen und Landstraßen daheim. Ich bereitete mich doppelt sorgfältig vor, um ihm in der heiligen Handlung verständlich zu werden. Umsonst, als ich seine stieren Augen sah, fielen alle meine schönen Konzeptsätze ins Wasser. Ich suchte, ich tastete — und wie gingen mir die Augen auf und über, als ich plötzlich bei dem Verse: „Dem Herrn mußt du vertrauen, wenn dir's soll wohl ergeh'n", das Gesicht des armen Knechtes sich verklären und aufleben sah und er bei einem der folgenden Verse mit lauter Stimme mitsprach: „Was Er sich vorgenommen und was Er haben will, das muß doch endlich kommen zu seinem Zweck und Ziel!" Nun war ich ihm verständlich, nun ward die Trauung wirklich eine Feier, — der Ton war gefunden, der einzige Ton aus dem kurzen Schulunterricht, der in die Ewigkeit hinüberklang. Und das nennen gute Menschen, die schlechte Musikanten und darum Gegner der „Kernlieder" sind, toten Gedächtniskram!"

„An der Wirkung, die das Christentum auf die Sitten der Welt gehabt hat, nimmt auch sein großes Werkzeug, das Lied, teil." sagt Herder. „Nur geht auch hier die Kraft des Himmels still und verborgen einher. Die Wirkung keiner Poesie ist vielleicht verkannter als dieser. Und doch wirkt sie auf den besten, treuesten Teil der Menschheit, und das nicht selten, sondern täglich, nicht über Gleichgültigkeiten, sondern eben bei den drückendsten Umständen am meisten, da ihm Hilfe not tut. Jene heiligen Hymnen und Psalmen, die Jahrtausende alt und bei jeder Wirkung doch neu und ganz sind, welche Wohltäter der armen Menschheit sind sie gewesen!... Was reicht an den Lohn, an die Wirkung dieser Lieder!"

Was Herder hier von den Gesängen der ältesten Christenheit sagt, gilt in gleicher Weise von den besten Erzeugnissen der evangelischen Kirchenliederdichtung. Wie das wunderbare Bibelbuch selber, aus dessen Tiefen schon so manches Menschenalter geschöpft, ohne es zu erschöpfen, und woraus auch diese Gesänge geflossen, sind sie reicher als alle weltliche Kunst an dem, was nicht nur Genuß verschafft, sondern wirksam ins Leben eingreift, was erheben und trösten, was „erbauen" kann, mitarbeiten an einem Bau, der hineinragen soll in die Ewigkeit.

Ihrem Segensgang durch die Gemeinde zu folgen, kann hier nicht unsere Aufgabe sein. Wir verweisen auf Sammlungen wie die von Paul Dorsch, Pipers Evangelischen Kalender, „die Kernlieder unserer Kirche im Schmuck ihrer Geschichte von R. Laurmann." und Büchlein wie die hübschen „Bilder und Bildnisse aus der Geschichte des evangelischen Kirchenliedes" aus der Buchhandlung des Ostdeutschen Jünglingsbundes Berlin 2c.

Von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit ist es, daß die Kernlieder der evangelischen Kirche wie die Erzählungen und Sprüche der Heiligen Schrift für alle deutschen Glaubensgenossen des Erdenrundes — und nicht bloß für die deutschen — ein gemeinsames Besitztum bilden, ein Band der Zusammengehörigkeit, wie es bestimmter und haltbarer alle übrige Literatur nie zu bilden und deshalb auch nie zu ersetzen vermag. Ein poetischer Besitzstand als Gemeingut verdient das lebhafteste öffentliche Interesse. Wo dieser Besitzstand nicht mehr anerkannt wird, geht alles in Zerfahrenheit auseinander. Und erhebend ist der Gedanke, daß die geistlichen Lieder, die wir singen und im Herzen tragen, uns einschließen in die Gemeinschaft der Erlösten, die vor uns über die Erde gegangen, in die Schar der Gotteskinder aller Zeiten.

Soweit auch die Lieder verschiedener Perioden in eine Grundstimmung zusammenfließen, so interessant ist es wieder, zu beobachten, wie diese Perioden ihnen einen verschiedenartigen Charakter aufprägten.

Von den vorreformatorischen abgesehen, ordnet man sie in folgende Gruppen:

1. Die der Reformationszeit und aus der Periode der Lehrstreitigkeiten, die wir im Anschluß an Luther schon kurz skizziert haben.

2. Die Lieder aus der Drangsal des dreißigjährigen Kriegs. (P. Gerhardt.)

3. Die aus der Zeit des Pietismus und der Brüdergemeinde. (Zinzendorf 2c.)

4. Die aus der Zeit der Aufklärung. (Gellert.)

5. Aus der neuen und neuesten Zeit mit Novalis, Spitta, Knapp ꝛc.

Wie unter den Minnesängern Walther von der Vogelweide unter den Meistersängern Hans Sachs so ragt unter den Kirchenliederdichtern als fürstliches Haupt Paul Gerhardt hervor. Nicht umsonst erleben seine Lieder eine Auflage nach der andern, bieten sie Reclams Universalbibliothek und Meyers Volksbücher für wenige Groschen dem Volke, haben Langbecker, Schulz Wackernagel, Bachmann, Gerok und 1898 Ebeling in Hannover sie in seinem Gewand und mit wissenschaftlichen Beigaben ausgehen lassen. Nicht umsonst taucht ein Viert- oder Fünftteil seiner 120 Lieder in jedem Kirchengesangbuche auf und haben wir Mühe, uns eine Zeit vorzustellen, wo diese lieben Lieder in Kirchen und Hausandachten noch nicht angestimmt werden konnten.

Führt er uns doch durch das ganze Jahr mit seinen christlichen Höhepunkten, den Festen. Zum Advent stimmt er an: „Wie soll ich dich empfangen."

„Ich lag in schweren Banden:
Du kommst und machst mich los.
Ich stund in Spott und Schanden:
Du kommst und machst mich groß
Und hebst mich hoch zu Ehren
Und schenkst mir großes Gut,
Das sich nicht läßt verzehren,
Wie eitler Reichtum tut."

An Weihnachten jubelt er: „Fröhlich soll mein Herze springen dieser Zeit, da vor Freud alle Engel singen" ꝛc. Oder: „Ich steh an deiner Krippe hier." Oder: „Wir singen dir, Immanuel." Am Neujahrsmorgen stimmen wir innig bewegt mit ihm an: „Nun laßt uns gehn und treten" und wir können nicht wohl enden, bis wir's zu Ende gesungen haben:

„Schleuß zu die Jammerpforten
Und laß an allen Orten
Auf so viel Blutvergießen
Die Friedensströme fließen!

Sprich deinen milden Segen
Zu allen unsern Wegen;
Laß Großen und auch Kleinen
Die Gnadensonne scheinen!

Sei der Verlassnen Vater,
Der Irrenden Berater,
Der Unversorgten Gabe,
Der Armen Gut und Habe!

Hilf gnädig allen Kranken;
Gib fröhliche Gedanken
Den hochbetrübten Seelen,
Die sich mit Schwermut quälen!

Und endlich, was das Meiste:
Füll' uns mit deinem Geiste,
Der uns hier herrlich ziere
Und in den Himmel führe.

Dies alles wollst du geben,
O unsres Lebens Leben!
Dein Heil uns offenbare
Zum selgen neuen Jahre!"

Wo wird die Passionszeit gefeiert, ohne daß angestimmt würde: „O Haupt voll Blut und Wunden." auch: „O Welt, sieh hier dein Leben," und: „Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld." Und lassen wir für Ostern meist andern Dichtern das Wort, so ertönt es zu Pfingsten: „Zeuch ein zu meinen Toren."

Aber Paul Gerhardt wäre nicht Paul Gerhardt, wenn er nicht auch den Morgensiegen mit uns spräche und Abendmahl hielte und wenn wir nicht am hellen Sommertag mit ihm durchs blühende Land wandern könnten vorbei an duftenden Gärten, wogenden Ährenfeldern, summenden Bienchen, gurrenden Täubchen, jubelnden Lerchen und der Glucke samt ihrem Völklein. In wunderbarer Weise verweben sich in dem Morgenliede: „Die güldne Sonne voll Freud und Wonne," dem entzückenden Sommerhymnus: „Geh aus, mein Herz, und suche Freud" und dem seligend schönen: „Nun ruhen alle Wälder," das des jungen Friedrich Schiller Lieblingslied gewesen, das Reich der Natur und das Reich der Gnade und das Wesen der Welt und das Wesen Gottes harmonieren darin wie Leib und Seele.

„Ach, denk' ich, bist du hie so schön
Und läßt du's uns so lieblich gehn
Auf dieser armen Erden,
Was will doch wohl nach dieser Welt
Dort in dem reichen Himmelszelt
Und güldnen Schlosse werden!
Welch hohe Lust, welch heller Schein
Wird wohl in Christi Garten sein!
Wie muß es da wohl klingen,
Wo so viel tausend Seraphim
Mit eingestimmtem Mund und Stimm
Ihr Allelujah singen?"

Und wo zum fröhlichen Hochzeitsfeste Gruß und Glückwunsch dargebracht werden, an christlicher Gediegenheit werden sie nicht leicht Paul Gerhardts Lieder „Voller Wunder, voller Kunst" und „Wie schön ist's doch, Herr Jesu Christ, im Stande, da dein Segen ist," übertreffen. Mit Leidwesen vermißte der katholisch gewordene Winckelmann im evangelischen Gesangbuch, das er sich nach Italien senden ließ, seinen Liebling: „Ich singe dir mit Herz und Mund." Eine ähnliche Stimmung belebt das bekannte: „Sollt' ich meinem Gott nicht singen" mit dem wirksamen Kehrreim: „Alles Ding währt seine Zeit, Gottes Lieb' in Ewigkeit." Es ist leicht zu begreifen, daß unser Dichter wie so mancher andere seiner Zeit uns wunderbar zu trösten versteht. Hat er selber doch reichlich Leid erfahren und war er doch durch Nacht und Trübsal zur vollen Freude der Kinder Gottes hindurchgedrungen. Hatte er doch mit seinem Namensbruder unter den Aposteln erstrebt und erlebt, was Röm. 7 und 8 geschrieben steht. War er doch seines Heils in Christo wie Luther gewiß, und selbst auf den Tod fiel nun der Strahl einer milden Verklärung. Auf diesen Ton sind z. B. neben schon früher erwähnten gestimmt: „Schwing dich auf zu deinem Gott." „Gib dich zufrieden und sei stille," vor allem auch: „Warum sollt' ich mich denn grämen" mit dem mannlichen Zuruf:

„Unverzagt und ohne Grauen
Soll ein Christ, wo er ist,
Stets sich lassen schauen;
Wollt' ihn auch der Tod aufreiben,
Soll der Mut dennoch gut
Und fein stille bleiben.

Kann doch selbst kein Tod uns töten,
Sondern reißt unsern Geist
Aus viel tausend Nöten,
Schließt das Tor der bittern Leiden
Und macht Bahn, daß man kann
Geh'n zu Himmelsfreuden."

Kräftige Sorgenbrecher sind neben viel bekannteren: „Du bist ein Mensch, das weißt du wohl," von dem Superintendent Nelle die feine Bemerkung macht*): „Das herrliche Lied würde bekannter sein, wenn es nicht eine Anfangszeile hätte, die wenig verspricht" — ferner: „Ich bin ein Gast auf Erden."

Ist die Welt bei Luther voll brausenden Sturms, der die Wipfel beugt, voll rollender Donner und zuckender Blitze, voll hastender Wolken, durch die dann plötzlich der blaue Himmel lacht, so liegt die Liederlandschaft Paul Gerhardts voll heiteren Abendsonnenscheins.

„Die Sonne, die mir lachet,
Ist mein Herr Jesus Christ.
Das, was mich singen machet,
Ist, was im Himmel ist,"

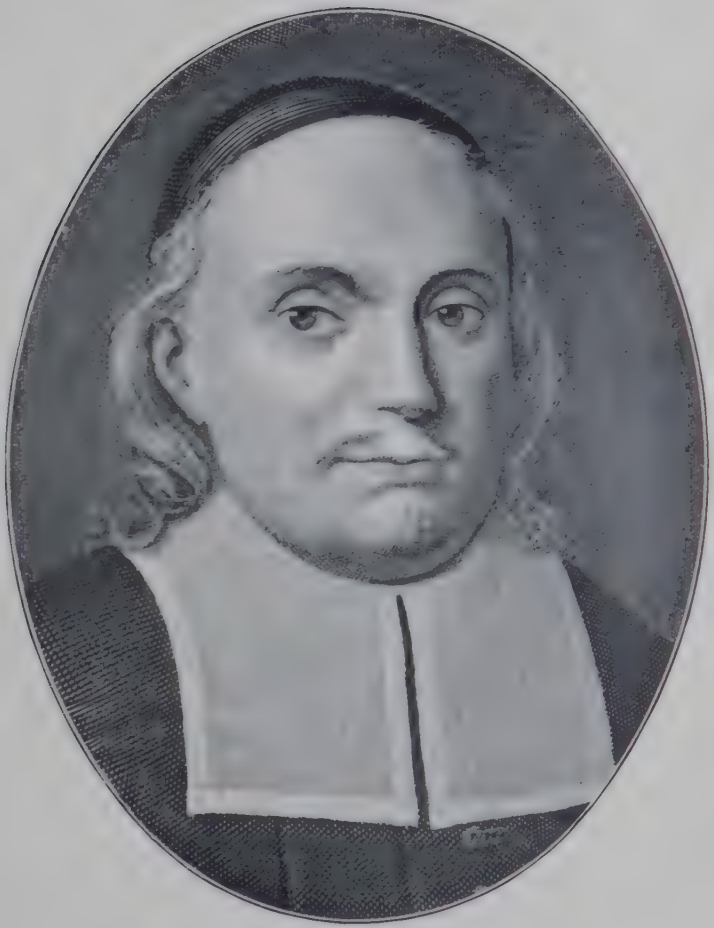
jubelt er, und so trifft es zu, was Hippels Mutter mit dem Gleichnis bezeichnet: „In seinen 120 Liedern ist überall Sonnenwende gesäet." „Nach dem Luther muß ich gestehen," sagt sie, „keinen bessern Liederdichter als Gerhardten zu kennen. Gerhardt dichtete während dem Kirchengeläute, könnte man sagen."

Sang Luther aus der Gemeinde heraus „wir", „unser", „uns" so beginnen nun zahlreiche Gerhardtsche Lieder mit „ich". Aber regt sich bei ihm nun der warme Pulsschlag des Einzelgemüts, so steht er doch noch mit beiden Füßen auf dem Boden der Kirche und fühlt seine Glaubensgenossen hinter sich, und harmonisch vereinigen seine Lieder das Wesen der alten und einer neuen Zeit, auch nach ihrer Form. Denn sie führen Luthers Sprache die Bahn die ihr Opitz gewiesen. Sie sind Volkslieder im besten Sinne des Worts.

Und nun das Leben unseres Dichters? Es ist wenig davon bekannt. Sein Leben war verborgen mit Christo in Gott, und daß es nicht das friedliche Pfarrhausidyll werden konnte, das wir uns gerne vorstellen möchten, das verhinderte schon das Gewitter des dreißigjährigen Kriegs, das mit seinen Donnerschlägen über zwei Dritteilen der Jahre Gerhardts hinrollte: das verhinderte dann andererseits der Charakter seiner Zeit, die den gewissenhaften Mann in unerquickliche theologische Kämpfe verflocht.

Geboren am 12. März 1607 in dem kursächsischen Städtchen Gräfenhainichen, erhielt Gerhardt als der Sohn des Bürgermeisters eine sorgfältige Erziehung und in fünfjährigem Aufenthalt auf der Fürstenschule zu Grimma eine gute Bildung im Geist evangelischer Frömmigkeit. Aber nachdem er in der alten Lutherstadt Wittenberg zu Füßen würdiger Lehrer Theologie studiert, blieb er bei der Ungunst der Zeit bis in sein vierundvierzigstes Lebensjahr Kandidat und Hauslehrer in der Familie des Kammergerichtsadvokaten Barthold in Berlin, der später sein Schwiegervater wurde. 1648 erschienen achtzehn Lieder von ihm in Joh. Crügers Praxis pietatis. Begeistert begrüßte er den Frieden: „Gottlob, nun ist erschollen" ... Ein rauhes Arbeitsfeld fand er dann in dem Städtchen Mittenwalde in der Mark Brandenburg, und nachdem er sich acht-

*) Kalender „Für Alle", 1902.



Paulus Gerhardt.

(Nach dem Kupferstich von K. Buchhorn.)

undvierzigjährig, mit Anna Maria Barthold vermählt. 1657 ein zweites an der Nikolaikirche in Berlin. An Hauskreuz fehlte es Gerhardt nicht. Nicht bloß wurden ihm drei junge Kinder durch den Tod entrissen, 1668 folgte ihnen die Gattin nach.

Schon vorher war der Konflikt ausgebrochen, der für die Zeit so bezeichnend ist und uns nur wehmütig berühren kann. Denn goldtreu wie früher Luther sehen wir Gerhardt nach seinem zarten Gewissen handeln, und das erfüllt uns mit Hochachtung. Aber hier ist der Gegner nicht die römische Kirche mit ihrer Verderbnis, vielmehr der evangelische Landesherr mit einer edlen und löblichen Forderung, und das ist das Tragische an dem Ereignis. Wer Paul Gerhardt nach Kräften gerecht werden will, muß sich in den Charakter der Zeit und des Dichters Stellung hineinzuleben suchen, sollte mit dem Vorgang genauer vertraut werden und die noch vorhandenen Briefe lesen. Wir sind aber der Entschuldigung des Lesers gewiß, wenn wir hier nur eine gedrängte Skizze geben. Der Große Kurfürst war reformiert, die Mehrheit seiner Untertanen lutherisch und deshalb in der Zeit der Lehrstreitigkeiten zu Mißtrauen geneigt. Um den heftigen Ausfällen der Pfarrer auf den Kanzeln ein Ende zu machen, erließ Friedrich Wilhelm ein Edikt und verlangte, als sich Unruhe zeigte, von den Geistlichen in einer schriftlichen Erklärung das Versprechen, sich aller Schmähungen gegen die Andersdenkenden auf der Kanzel zu enthalten. Gerhardt hatte sich eines Verketzerns schuldig gemacht, wollte aber seine Lehrfreiheit im geringsten nicht einschränken lassen und verweigerte deshalb die Unterschrift. Noch am selben Tage wurde er abgesetzt. Nun große Trauer in der Gemeinde. Bittschriften an den Fürsten von Rat und Gewerken. „Gerhardt sei ein frommer und exemplarischer und dabei friedliebender Theologus." Und der Kurfürst gab nach und setzte Gerhardt wieder ein, erwartete aber, er werde auch ohne gegebene Unterschrift sich den Befehlen gemäß zu bezeigen wissen. Neue, noch stärkere Gewissensnot Gerhardts, und in einem herzbeweglichen Brief an den Kurfürsten der Verzicht auf sein Amt. Nun der Dichter stellenlos, aber nicht brotlos und von der Liebe seiner Gemeinde getragen. Dann 1669 Umzug nach Lübben, wohin er als Archidiakonus berufen war. Viel Verdrießlichkeit und Vereinsamung. Noch ein sechsjährig Knäblein war ihm geblieben, und seine Schwägerin besorgte die Haushaltung. Im Jahr 1676 am 7. Juni Paulus Gerhardts seliger Heimgang.

In der Hauptkirche zu Lübben, unfern dem Altar, liegt er begraben. Dort hängt noch sein Ölbild mit der lateinischen Unterschrift: Ein Theologe, im Siebe Satans gesichtet. Luk. 22, 31.

Wohltuend berührt es uns, zu bedenken, daß Paul Gerhardt mit seinen Liedern dem Streben des edlen Großen Kurfürsten in die Hände gearbeitet hat. Der Kurfürst wollte die feindlichen Brüder miteinander versöhnen. Gerhardts Lieder wurden bald von Lutheranern und Reformierten mit gleicher Freude gesungen und halfen so in ihrer Weise die Kluft überbrücken.

Eine Wolke von Zeugen schloß sich an.

Georg Neumark.

(Nach einem Kupferstich Boners im „Teutschen Palmbaum" (1668 herausgegeben von Georg Neumark.)

Von dem Pfarrer Martin Rinkart zu Eilenburg an der Mulde stammt das deutsche Tedeum: „Nun danket alle Gott," in Alexandrinern nach Sirach 50, 24—26 gedichtet, wo es heißt: „Und nun danket alle Gott, der große Dinge tut an allen Enden, der uns von Mutterleibe an lebendig erhält und tut uns alles Gutes. Er gebe uns ein fröhliches Herz und verleihe Frieden zu unserer Zeit in Israel immerdar, und daß seine Gnade stets bei uns bleibe und erlöse uns, so lange wir leben!" Die Schrecken des Krieges, 1637 eine furchtbare Pest und im folgenden Jahr eine gräßliche Hungersnot hatte Rinkart durchgekostet, als er 1649 diese „steinerbaute" Welt verlassen durfte. Hatte er doch einzig im Pestjahr 4480 Leichen bestatten helfen. Das Lied wurde schon im Jahr 1643, wo Hoffnung auf „edlen Frieden" aufleuchtete gedichtet und von Joh. Crüger mit seiner Melodie versehn. Wie viel tausend und tausendmal ist seither auf seinen

Schwingen der Dank jubelnder Herzen zu Gott aufgestiegen! „Der Choral von Leuthen" ist wohlbekannt. Er wurde auch auf dem Schlachtfelde von Sedan gesungen.

In Zeiten furchtbarer Gefahr und Drangsal hat auch der fromme Pfarrer Johannes Heermann in Köben, ein Schlesier von Geburt, seine Lieder gedichtet seine „Tränenlieder". Dazu gehören: „Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen" — „Jesu, deine tiefen Wunden" — „O Gott, du frommer Gott" „O Jesu Christe, wahres Licht" — „Wo soll ich fliehen hin." „Gesunden Leib gib mir!" betete der von einem körperlichen Leiden gequälte Mann, und da er sich einmal 17 Wochen lang vor dem Feinde verbergen mußte: „Eine Mauer um uns bau, daß davor dem Feinde grau" ꝛc., was Klemens Brentano zu seinem bekannten Gedichte verwendete. Und die Worte: „Findt sich Gefährlichkeit, so laß mich nicht verzagen! Gib einen Heldenmut, das Kreuz hilf selber tragen!" bekommen gleichfalls einen düstern Hintergrund wenn wir hören, daß der unbarmherzigen Pest die noch unbarmherzigeren Wallensteiner nachfolgten und Heermann dreimal vollständig ausgeplündert wurde.

Der in vielfacher Trübsal bewährte, glaubensfröhliche Georg Neumark, zuletzt Bibliothekar, Hofpoet und Archivsekretär am Hofe Herzog Wilhelms in Weimar, spendete als gediegene Gabe: „Wer nur den lieben Gott läßt walten." Das Lied entstand, nachdem der Dichter 1640, erst neunzehnjährig, nach langer Not, die ihn beten gelehrt, die Stelle eines Hauslehrers in Kiel erhalten. Es hat alle die zahlreichen übrigen Poesien des Dichters, der in der Fruchtbringenden Gesellschaft einen hohen Rang einnahm, weit überlebt. Eine liebliche Geschichte von dem Lied erzählt Julius Sturm in folgenden Strophen:

„Es schwimmt ein Schiff weit draußen auf dem Meer,
Auswandrer führt's, ihr Herz ist voll und schwer;
Erinn'rung trägt sie an des Rheines Strand,
Wo unter Reben ihre Hütte stand.

Ein Sonntagmorgen ist's; den Strom entlang
Tönt in der Heimat jetzt der Glocken Klang;
Und wo ein Kirchlein steht, da naht sich still
Die Schar der Beter, die Gott dienen will.

Kein Ton schwingt sich herüber. Alles schweigt —
Zwei Männer haben tief das Haupt geneigt.
Der eine spricht: Heut fehlt mir Gottes Wort!
Der andre drauf: Ich nahm es mit an Bord.

Er holt die Bibel, kehrt die Blätter um
Und sucht das Sonntagsevangelium
Und lächelt und liest laut, wie Jesus Christ
Sanft eingeschlummert in dem Schifflein ist;

Und wie ein Sturm das schwanke Schiff bedroht
Und wie die Jünger zagten in der Not
Und wie der Herr, vom Schlummer aufgewacht,
Bedräute Wind und Meer mit seiner Macht.

Und jener lauscht, von heil'ger Glut durchweht,
Und faltet still die Hände zum Gebet;
Und wie das Schiff sanft durch die Wogen zieht,
Singt er aus voller Brust ein frommes Lied.

Und immer voller tönt das Lied empor,
Aus einem Sänger wird ein Sängerchor,
„Wer nur den lieben Gott läßt walten!" klang
Das Lied, das mächtig sich gen Himmel schwang.

So bringen sie dem Höchsten Lob und Ehr';
Wie eine Riesenorgel rauscht das Meer,
Und jener fühlt, daß seine Seele lebt
Im Geist des Herrn, der auf den Wassern schwebt."

Der in vielen Leiden geprüfte Professor der Theologie Josua Stegmann in Kurhessen († 1632) steuerte bei: „Ach bleib mit deiner Gnade." Paul Gerhardts Freund Michael Schirmer, Lehrer am Grauen Kloster in Berlin († 1673), das Pfingstlied: „O heil'ger Geist, kehr bei uns ein." Johann Matthäus Mayfart, gestorben 1642 als Professor und Pfarrer in Erfurt, das königliche: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt." Johann Georg Albinus, Pfarrer in Naumburg († 1679): „Alle Menschen müssen sterben." Pfarrer Tobias Clausnitzer in Wenden († 1684): „Liebster Jesu wir sind hier," der lebenslang kranke Rechtsanwalt Ernst Christoph Homburg in Naumburg († 1681): „Jesu, meines Lebens Leben." und: „O wundergroßer Siegesheld." Rektor Christian Keymann in Zittau († 1662): „Meinen Jesum laß ich nicht." und Michael Franck, erst Bäcker, dann als Lehrer in Koburg tätig († 1667): „Ach wie flüchtig, ach wie nichtig ist der Menschen Leben!"

Von dem originellen, romantisch-mystischen Studien zugeneigten Geheimrat und Kanzleidirektor des Pfalzgrafen von Sulzbach Knorr von Rosenroth († 1689) stammt das frische: „Morgenglanz der Ewigkeit," das mit seinem lieblichen Schein schon in manchen Arbeitstag ermunternd hineingeleuchtet hat, von Matthäus Apelles von Löwenstern, Staatsrat eines Herzogs von Ols († 1648): „Nun preiset alle Gottes Barmherzigkeit," von Professor Georg Weissel in Königsberg († 1635): „Auf, auf, ihr Reichsgenossen" und dem beschaulichen Abendliede: „Werde munter, mein Gemüte," gesellt sich zu dem Chore der Kirchenhymnensänger auch der Pfarrer zu Wedel in Holstein Johann Rist († 1667), der „Elbschwan", wie seine Sanggenossen ihn hießen, dessen weltliche Dichtungen mit Recht vergessen sind.

Auch für die geistliche Dichtung gilt Uhlands Ausspruch: „Nicht an wenig stolze Namen ist der Dichterruhm gebannt. Ausgestreuet ist der Samen übers ganze deutsche Land." All den Sängern im heiligen Hain evangelischen Glaubens, den Nachtigallen, Amseln und Drosseln mit mannigfaltigen Strophen und Weisen, klang aus der Welt der katholischen Kirche, ja des Jesuitenordens heraus ein Dichter als „Trutznachtigall" entgegen, und gerne melden wir hier einmal von einem Jesuiten etwas Erfreuliches.

Friedrich von Spee, geboren zu Kaiserswert 1591, erwarb sich im Verein mit andern edlen und einsichtigen Männern ein Verdienst um die Menschheit, das nicht gering anzuschlagen ist. Er bekämpfte den Justizmord der Hexenprozesse. Er wirkte als Lehrer und Prediger in Köln, Paderborn und Würzburg und hier als Beichtvater der als Hexen Verurteilten. In zwei Jahren hatte er sein trauriges Amt bei etwa zweihundert Menschen zu versehen und überzeugte sich dabei, daß sie samt und sonders unschuldig waren. Darüber schon vor dem vierzigsten Jahr ergraut ließ er 1631 anonym und ohne Genehmigung seines Ordens eine Schrift ausgehn, worin er die empörendsten Einzelheiten erzählte und sich für Deutschland und seine Zeit der Greuel schämte. Das Buch begann da und dort zu wirken. Den Tod brachte ihm ein hitziges Fieber, das ihn 1635 nach der Eroberung von Trier bei der Pflege von Kranken und Verwundeten ergriff.

Die Gedichte des Büchleins „Trutz-Nachtigall" zeichnet Wilhelm Scherer mit folgenden feinen Pinselstrichen: „Idyllisch ist die Grundstimmung; alles atmet Versöhnung und Gnade; ein echter Dichter von zarter Empfindung haucht einige Liebesklagen und Lobgesänge in wohllautenden Versen vor seinem Schöpfer aus. Zuweilen empfangen wir den Eindruck einer mit Schnörkeln und Gold überladenen, mit verlebten Gemälden und gewundenen Säulen prangenden Jesuitenkirche; aber bald springen die Pforten auf, die Wände schwinden und aus hoher offener Halle blicken wir auf Wald und Wiese und Bergesgipfel im Morgenschein: Bäche rauschen, Vögel singen, Bienen summen und die Harfe klingt." Als eine Probe von Spees Dichtweise vier Strophen aus seinem „Lob Gottes in der fröhlichen Sommerzeit":

„Jetzt wicklet sich der Himmel auf,
Jetzt b'wegen sich die Räder,
Der Frühling rüstet sich zum Lauf,
Umgürt't mit Rosenfeder.
O wie so schön, wie frisch und kraus!
Wie glanzend Elementen!
Nicht mögens g'nugsam streichen aus
Noch Redner, noch Skribenten.
O Gott, ich sing' von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer sein.

Du schnelle Post, o schöne Sonn'!
O gülden Roß und Wagen!
O reines Rad auf reinem Bronn,
Mit zartem Glanz beschlagen!
Jetzt schöpfest uns den besten Schein,
So Winters war verloren,
Da Rad und Eimerschienen fein
Von Kält' gar angefroren.
O Gott, ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer sein.

Jetzt öffnet sich der Erdenschoß,
Die Brünnlein fröhlich springen;
Jetzt Laub und Gras sich geben bloß,
Die Pflänzlein anher bringen.
Wer wird die Kräuter mannigfalt
In Zahl und Ziffer zwingen,
Welch' uns der Sommer mit Gewalt
Ans Licht wird stündlich bringen?
O Gott, ich sing' von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer sein.

Die Blümlein, schau, wie tretens an
Und wunderschön sich arten!
Violen, Rosen, Tulipan,
All Kleinod stolz im Garten,
Hyazinthen und Gamanderlein,
Dann Safran und Lavendel;
Auch Schwertlein, Ilgen, Nelkelein,
Narziß und Sonnenwendel.
O Gott, ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer sein."

Ihm reihen wir Johann Scheffler an, der seine Dichtungen unter dem Namen Angelus Silesius drucken ließ, von 1624—77 lebte und zu den merkwürdigsten Menschen der Zeit gehörte. Zu Breslau geboren (Silesius, der Schlesier) studierte er Medizin, trat zur katholischen Kirche über und wurde Hofmedikus Kaiser Ferdinands III. Dann trat er in den Minoritenorden und empfing die Priesterweihe, bekämpfte die Kirche, die ihn getauft, in der heftigsten Weise, wurde fürstbischöflicher Hofmarschall und zog sich zuletzt in das Stift der Kreuzherren zu St. Matthias in Breslau zurück.

Durch die 205 Lieder seiner Sammlung: „Heilige Seelenlust oder geistliche Hirtenlieder der in ihren Jesus verliebten Psyche" weht ein Hauch fast krankhafter Mystik. Aber wer hätte nicht schon empfunden, daß: „Liebe, die du mich zum Bilde deiner Gottheit hast gemacht," „Ich will dich lieben, meine Stärke," und: „Mir nach, spricht Christus, unser Held," zu den zartesten und edelsten Blüten christlicher Liederdichtung gehören? Schefflers „Cherubinischer Wandersmann" reiht in Alexandrinern Sprüche voll mystischen Tiefsinns (auch Unsinns) aneinander. Eine Probe:

„Die Morgenröt' ist schön, noch schöner eine Seele,
Die Gottes Strahl durchleucht' in ihres Leibes Höhle."

„Die Gottheit ist ein Brunn, aus ihr kommt alles her
Und lauft auch wieder hin; drum ist sie auch ein Meer."

„Das größte Wunderding ist doch der Mensch allein;
Er kann, nachdem er's macht, Gott oder Teufel sein."

„Wird Christus tausendmal in Bethlehem gebor'n
Und nicht in dir, so bleibst du doch verlor'n."

„Es hilft dich nicht, daß Christus auferstanden,
Wo du noch liegen bleibst in Sünd' und Todesbanden."

„Die Ros' ist ohn' Warum; sie blühet, weil sie blühet,
Sie acht' nicht ihrer selbst, fragt nicht, ob man sie siehet."

„Mein Herz ist's Feuerzeug, der Zunder guter Wille:
Schlägt Gott ein Fünklein drein, so brennt's und leucht's die Fülle."

„Mensch, steig nicht allzu hoch, bild' dir nichts übrig's ein.
Die schönste Weisheit ist, nicht gar zu weise sein."

„Nicht alles Gut' ist gut: Mensch, überred' dich nicht!
Was nicht im Lieböl brennt, das ist ein falsches Licht."

„Fürwahr, wer diese Welt recht nimmt in Augenschein,
Wird bald Demokritus, bald Heraklitus sein."
(d. h. bald wird er der Menschen Torheiten belachen, bald beweinen).

In die Fußstapfen der weich und weiblich innigen Scheffler'schen Lyrik traten die Lieder zweier Gräfinnen von Schwarzburg-Rudolstadt: „Zeuch uns nach dir" und: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende" (von Amilie Juliane), ferner „Schönster Jesu, liebstes Leben" von der Landgräfin Anna Sophie von Hessen-Darmstadt.

Wenn wir von den mit ewiger Jugend begabten geistlichen Liedern der drangvollen Kriegs- und Leidenszeiten Abschied nehmen, um noch mit einem flüchtigen Blick die Erzählungs-, Straf- und Spottliteratur der Periode zu mustern, so geschieht es mit dem gleichen Gefühl, mit dem Joseph von Eichendorff vom Walde scheidet:

„Bald werd' ich dich verlassen,
Fremd in der Fremde gehn,
Auf buntbewegten Gassen
Des Lebens Schauspiel sehn.
Und mitten in dem Leben
Wird deines Ernsts Gewalt
Mich Einsamen erheben;
So wird mein Herz nicht alt!"

Erzählungsliteratur und Satire.

In Torheit ist die Größe
Der Menschheit eingetaucht.
Karl Henckell.

Keine Produkte des literarischen Marktes veralten so schnell wie die Romane. Wie die Kleidermoden kommen und gehen sie. Und sollten wir uns heute durch alle die dickleibigen Folianten hindurch lesen, die im siebzehnten Jahrhundert und darüber hinaus das Entzücken des Publikums bildeten, welche Qual wäre das! Diese Scharteken gehören ein- für allemal der großen Rumpelkammer an, über deren Pforten zu lesen: „Gewesen!" und immer trüber: „Vorüber!" Und prangten sie noch so grell und großartig mit Namen und Titeln, sie stehn in keinem Verhältnis zu uns, einer ausgenommen: Der Simplicissimus. Und schreiten wir die Reihen entlang, so gemahnen sie uns nicht hauptsächlich an das, was Eichendorff in seinem Liede „auf buntbewegten Gassen des Lebens Schauspiel" nennt, vielmehr an die lärmenden Zelt- und Bretterbuden fahrender „Künstler" auf Messen und Märkten oder etwa auf der Theresienwies am Oktoberfest in Bayerns Hauptstadt.

Oder zeigen sie nicht eine verblüffende Ähnlichkeit mit deren bunt hinequisteten Reklamegemälden und Tamtamgelärm, wenn sie Titel aufweisen wie

„Die adriatische Rosamund" oder „Die durchleuchtige Syrerin Aramena" oder „Die römische Oktavia" oder gar: „Des Christlichen Teutschen Großfürsten Herkules und der Böhmischen Königlichen Fräulein Valisca Wundergeschichte in acht Büchern und zween Teilen abgefasset" und „der christlichen königlichen Fürsten Herculiscus und Herculadisla Wundergeschichte"? Und wenn wir dann gar lesen: „Die Asiatische Banise oder das blutig doch mutige Pegu, dessen hohe Reichssonne bei geendigtem letztern Jahrhundert an dem Xeminolo erbärmlichst unter-, an dem Balacin aber erfreulichst wieder aufgehet. Welchem sich die merkwürdigen und erschrecklichen Veränderungen der benachbarten Reiche Ava, Aracan, Mattabane, Siam und Prom anmuthigst beygesellen. Alles in Historischer und mit dem Mantel einer annehmlichen Helden- und Liebesgeschichte bedeckten Wahrheit beruhende" und wenn der Roman mit den Worten anhebt: „Blitz, Donner und Hagel, als die rächenden Werkzeuge des gerechten Himmels, zerschmettere den Pracht deiner goldbedeckten Türme, und die Rache der Götter verzehre alle Besitzer der Stadt welche den Untergang des königlichen Hauses befördert oder nicht solchen nach äußerstem Vermögen, auch mit Darsetzung ihres Blutes gebührend verhindert haben. Wollten die Götter, es könnten meine Augen zu donnerschwangeren Wolken, und diese meine Tränen zu grausamen Sündfluten werden: ich wollte mit tausend Keulen, als ein Feuerwerk rechtmäßigen Zornes nach dem Herzen des vermaledeiten Bluthundes werfen, und dessen gewiß nicht verfehlen. Ja es sollte alsobald dieser Tyranne samt seinem götter- und menschenverhaßten Anhange überschwemmt und hingerissen werden, daß nichts als ein verächtliches Andenken überbliebe!" . . . wenn, sagten wir, der Roman mit solchen Worten einsetzt, wirkt es nicht, wie wenn das wimmelnde, bimmelnde Gelärm und Geschwärm jener volksbeliebten Kunsttempelbretterwelt plötzlich übertönt wird von Trompeten- und Posaunenschall oder von majestätisch hinrollendem Löwengebrüll?

Erst mußte der Amadis mit seinen nachgebornen leichtfertigen Ritterabenteuern Unterhaltung schaffen, dann tauchten die Schäferromane auf, dann mußte der Helden- und Liebesroman mit sanfter Betäubung über die Zeit hinwegtäuschen, „die bittere Aloe der Wahrheit mit dem Honig der angedichteten Umstände versüßen." „Ja, sie sind rechte Adelsschulen," meinte Sigmund von Birken, „die das Gemüte, den Verstand und die Sitten recht adelig ausformen und schöne Hofreden in den Mund legen."

Der Superintendent Buchholtz in Braunschweig versetzte seine Helden in ein fabelhaftes Deutschland des dritten Jahrhunderts und legte ihnen in langen Gesprächen die ganze lutherische Dogmatik in den Mund. „Nicht allein das weltwallende, sondern zugleich auch das geisthimmlische Gemüt soll durch die der Erzählung eingemischten christlichen Unterrichtungen erquickt werden." Und noch Goethes Freundin, die herrnhutisch gesinnte Fräulein Katharina von Klettenberg, gesteht, Buchholtzens „christlicher und teutscher Herkules" sei ihr in der Jugend das liebste Buch und die andächtige Liebesgeschichte ganz nach ihrem Sinne gewesen. Philipp von Zesens „Assenat oder derselben und Josephs

eilige Staats-, Liebes- und Lebensgeschichte" blieb lang ein Lieblingsbuch der Damen. Zieglers „Asiatische Banise" spielte noch eine Hauptrolle in des Knaben Goethe Puppentheater. In zwei Quartbänden mit 3000 Seiten war Lohensteins „Arminius und Thusnelda" erschienen und hatte die allerbuntesten Wissenselemente, eine maskierte Geschichte der Habsburgischen Kaiser, frei erfundene Abenteuer und Philosophie „zu einem ungenießbaren Brei" zusammengerührt.

Aber dauernden Wert hat nur eine Erzählung des siebzehnten Jahrhunderts, der historische Abenteuerroman „Simplicissimus" des Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen. Sein vollständiger Titel lautet:

Neu eingerichteter und vielverbesserter
abenteuerlicher
Simplicissimus.

Das ist:

Beschreibung des Lebens eines seltsamen Vaganten,
genannt Melchior Sternfels von Fuchsheim,
wie, wo und welcher Gestalt er nämlich in diese Welt kommen,
was er darin gesehen, gelernt, erfahren und ausgestanden,
auch warum er solche wieder freiwillig quittiert hat.

Überaus lustig und männiglich nützlich zu lesen.

An Tag geben
von
German Schleifheim von Sulsfort.

Mompelgart,
gedruckt bei Johann Fillion.
Im Jahr MDCLXIX.

Das Buch verdient es, daß wir's etwas näher betrachten.

Simplicissimus ist in Wahrheit der Sohn eines vornehmen Kriegsmannes, er im Überdruß vor den Greueln des Krieges und aus Schmerz über den Verlust seiner Gattin sich als Einsiedler in den Spessart zurückgezogen. Der Knabe auf der Flucht der Mutter geboren und von der Sterbenden armen Bauersleuten samt einem reichen Schatz von Kleinodien übergeben worden.

Die braven, aber ungebildeten Leute ziehen den Knaben als ihr eigenes Kind in aller Unwissenheit auf; als der Zehnjährige eines Tages die Herde seines Pflegevaters (Pflegevaters) weidet, wird er von Reitern überrascht und gezwungen, ihnen den Weg zu dessen Hof zu zeigen. Lassen wir ihn darüber berichten. Er erzählt:

„Bis hieher und nicht weiter kam ich mit meinem Gesang: denn ich samt meiner Herde Schafe war gleichsam in einem Augenblick von einem Trupp

Kürassierer umgeben, welche im großen Wald verirret gewesen und durch meine Musik und Hirtengeschrei wieder zurecht gebracht worden waren.

Hoho, gedachte ich, dies sind die rechten Käuz', dies sind die vierbeinigten Schelme und Diebe, davon dir dein Knan sagte! Denn ich sah anfänglich Roß und Mann vor eine einzige Kreatur an und vermeinte nicht anders, als es müßten Wölfe sein, derowegen ich diese schrecklichen Pferdemenschen ins Bockshorn jagen und sie wieder vertreiben wollte. Ich hatte aber zu solchem Ende meine Sackpfeife kaum aufgeblasen, da ertappte mich einer von ihnen beim Flügel und schleuderte mich so ungestüm auf ein leer Bauernpferd, so sie neben anderm mehr auch erbeutet hatten, daß ich auf der andern Seite wieder herab auf meine liebe Sackpfeife fallen mußte, welche so ärmlich anfing zu schreien, als wenn sie alle Welt zur Barmherzigkeit hätte bewegen wollen; aber es half nichts, wiewohl sie den letzten Atem nicht sparte, meinen Unfall zu beklagen. Ich mußte einmal wieder zu Pferd, was meine Sackpfeife sang oder sagte; und was mich zum meisten verdroß, war dieses, daß die Reiter vorgaben, ich hätte der Sackpfeife in Fallen wehe getan, darum sie dann so ketzerlich geschrieen hätte. Also ging meine Mähre mit mir dahin, in einem stetigen Trab bis in meines Knans Hof. Wunder seltsame und grausame Grillen stiegen mir damals ins Hirn; denn ich bildete mir ein, weil ich auf einem solchen Tier säße, desgleichen ich niemals gesehen hatte, so würde ich auch in einen eisernen Kerl verändert werden. Weil aber solche Verwandlung nicht folgte, kamen mir andere Grillen in den Kopf; ich gedachte, diese fremden Dinger wären nur zu dem Ende da, mir die Schafe helfen heimzutreiben, sintemal keiner von ihnen keines hinwegfraß, sondern alle so ein hellig, und zwar des geraden Wegs, meines Knans Hof zueilten. Derowegen sah ich mich fleißig nach meinem Knan um, ob er und meine Mutter uns nicht bald entgegengehen und uns willkommen sein heißen wollten; aber vergebens, er und meine Mutter samt unserm Ursele, welches meines Knans einzige Tochter war, hatten Reißaus gespielt und wollten diese Gäste nicht erwarten.

Das erste, das diese Reiter taten und in den schwarzgemalten Zimmern meines Knans anfingen, war, daß sie ihre Pferde in sie einstellten; hernach hatte jeglicher seine besondere Arbeit zu verrichten, deren jede lauter Untergang und Verderben anzeigte. Denn ob zwar etliche anfingen zu metzgen, zu sieden und zu braten, daß es aussah, als sollte ein lustig Bankett abgehalten werden, so waren hingegen andere, die durchstürmten das Haus unten und oben. Andere machten von Tuch, Kleidungen und allerlei Hausrat große Päcke zusammen, als ob sie irgendwo einen Krempelmarkt errichten wollten; was sie aber nicht mitzunehmen gedachten, wurde zerschlagen. Etliche durchstachen Heu und Stroh mit ihren Degen, als ob sie nicht Schafe und Schweine genug zu stechen gehabt hätten; etliche schütteten die Federn aus den Betten und fülleten hingegen Speck, andere dürres Fleisch und sonst Geräte hinein, als ob alsdann besser darauf zu schlafen gewesen wäre. Andere schlugen Ofen und Fenster ein, gleichsam als hätten sie einen ewigen Sommer zu verkündigen. Kupfer und Zinngeschirr schlugen sie zusammen und packten die gebogenen und verderbten Stücke ein. Bettlade

Tische, Stühle und Bänke verbrannten sie, da doch viel Klafter dürres Holz im Hofe lagen. Häfen und Schüsseln mußte endlich alles entzwei, entweder weil sie lieber gebraten aßen, oder weil sie gedachten, nur eine einzige Mahlzeit allda zu halten.

Den Knecht legten sie gebunden auf die Erde, steckten ihm ein Sperrholz ins Maul und schütteten ihm einen Melkkübel voll garstig Mistlachenwasser in den Leib; das nannten sie einen schwedischen Trunk, wodurch sie ihn zwangen, eine Partei anderwärts zu führen, allda sie Menschen und Vieh hinwegnahmen und in unsern Hof brachten, unter welchen mein Knan, meine Mutter und Ursele auch waren."

Während die Barbaren alles verwüsten, gelingt es dem Knaben, in den Wald zu entwischen. Dort findet er nach langem Umherirren einen Einsiedler, der, ohne daß beide eine Ahnung davon haben, sein leiblicher Vater ist. Er erzählt:

„Da wurde ich eines großen Manns gewahr in langen, schwarzgrauen Haaren, die ihm ganz verworren auf den Achseln herumlagen; er hatte einen wilden Bart, sein Angesicht war zwar leichgelb und mager, aber doch ermlich lieblich und sein langer Rock mit mehr als tausend Stücken von allerhand Tuch verflickt und aufeinandergesetzt: um Hals und Leib hatte er eine schwere eiserne Kette gebunden und sah sonst in meinen Augen so scheußlich und erschterlich aus, daß ich anfing zu zittern wie ein nasser Hund. Was aber meine Angst noch vermehrte, war, daß er ein Kruzifix, ungefähr sechs Schuh lang, an seine Brust drückte, und weil ich ihn nicht kannte, konnte ich nicht anders ersinnen, als dieser Alte müßte ohne Zweifel der Wolf sein, davon mir mein Knan kurz zuvor gesagt hatte. In solcher Angst wischte ich mit meiner Sackpfeife herfür, welche ich als

Titelkupfer zu einer der ersten Ausgaben von Grimmelshausens „Simplicissimus".

meinen einzigen Schatz noch vor den Reitern gerettet hatte; ich blies zu, stimmte an und ließ mich gewaltig hören, diesen greulichen Wolf zu vertreiben, über welcher plötzlichen und ungewöhnlichen Musik an einem so wilden Ort der Einsiedel anfänglich nicht wenig stutzte, ohne Zweifel vermeinend, es sei ein teuflisches Gespenst hingekommen, ihn zu schrecken und seine Andacht zu zerstören.

Sobald er sich aber wieder erholte, spottete er meiner als seines Versuchers im hohlen Baum, wo hinein ich mich wieder retiriert hatte; ja er war so getrost, daß er gegen mich ging, den Feind des menschlichen Geschlechts auszuhöhnen. Seine Näherung hatte ein solch' Grausen und Schrecken in mir erregt, daß ich des Amts meiner Sinne beraubt wurde und auf den Fleck ihn Ohnmacht niedersank.

Wie mir wieder zu mir selbst geholfen worden, weiß ich nicht, aber dieses wohl, daß der Alte meinen Kopf in seinem Schoß und meine Juppe vorne geöffnet gehabt, als ich mich wieder erholte. Da ich den Einsiedler so nahe bei mir sah, fing ich ein solch grausames Geschrei an, als ob er mir im selben Augenblick das Herz aus dem Leibe reißen wollen. Er aber sagte: „Mein Sohn, schweig! Ich tue dir nichts, sei zufrieden!" Je mehr er mich aber tröstete und liebkoste, je mehr schrie ich: „O, du frißt mich! O, du frißt mich! Du bist der Wolf und willst mich fressen." „Ei ja wohl nein, mein Sohn," sagte er, „sei zufrieden, ich fresse dich nicht." Dies Gefecht währte lang, bis ich mich endlich so weit weisen ließ, mit ihm in seine Hütte zu gehen; darin war die Armut selbst Hofmeisterin, der Hunger Koch und der Mangel Küchenmeister; da wurde mein Magen mit einem Gemüse und Trunk Wassers gelabt und mein Gemüt, so ganz verwirret war, durch des Alten tröstliche Freundlichkeit wieder aufgerichtet und zurecht gebracht. Derowegen ließ ich mich durch die Sehnsucht nach süßem Schlaf leicht betören, der Natur ihr Recht zu geben. Der Einsiedel merkte meine Notdurft, darum ließ er mir den Platz allein in seiner Hütte, weil nur eine darin liegen konnte; ohngefähr um Mitternacht erwachte ich wieder und höret ihn ein Lied singen, welches ich hernach auch gelernet:

„Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall!
Laß deine Stimm mit Freudenschall
Aufs lieblichste erklingen;
Komm, komm und lob den Schöpfer dein,
Weil andre Vögel schlafen sein
Und nicht mehr mögen singen;
Laß dein Stimmlein
Laut erschallen; denn vor allen
Kannst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben. . . .

Nun her, mein liebstes Vögelein,
Wir wollen nicht die Faulsten sein
Und schlafend liegen bleiben;
Vielmehr, bis daß die Morgenröt'
Erfreuet diese Wälder öd',
In Gottes Lob vertreiben.
Laß dein Stimmlein
Laut erschallen; denn vor allen
Kannst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben."

Ich entschlief und erwachte nicht wieder bis wohl in den Tag hinein, da der Einsiedel vor mir stund und sagte: „Auf, Kleiner, ich will dir Essen gebe und alsdann den Weg durch den Wald weisen, damit du wieder zu den Leute und noch vor Nacht in das nächste Dorf kommest." Ich fragte ihn: „Was für das für Dinger, Leuten und Dorf?" Er sagte: „Bist du denn niemalen in keine

Dorfe gewesen und weißt auch nicht, was Leute oder Menschen sind?" „Nein," agte ich, „nirgends als hier bin ich gewesen; aber sag mir doch, was sind Leut, Menschen und Dorf?" „Behüte Gott," antwortete der Einsiedel, „bist du närrisch der gescheit?" — „Nein," sagte ich, meiner Meuder (Mutter) und meines Knans Bub bin ich und nicht der Närrisch oder der Gescheit." Der Einsiedel verwunerte sich mit Seufzen und Bekreuzung und sagte: „Wohl, liebes Kind, ich bin ehalten, dich um Gotteswillen besser zu unterrichten." Darauf fielen unsere

Reden und Gegenreden, wie folgt:

Einsiedel: Wie heißest du? Simplicius: Ich heiße Bub. Einsiedel: Ich ehe wohl, daß du kein Mägdlein bist; wie hat dir aber dein Vater und Mutter erufen? Simplicius: Ich habe keinen Vater oder Mutter gehabt. Einsiedel: Ver hat dir denn das Hemd gegeben? Simplicius: Ei, mein Meuder. Einsiedel: Vie heißet dich denn deine Meuder? Simplicius: Sie hat mich Bub geheißen, uch Schelm und Galgenvogel. Einsiedel: Wie hat dich denn dein Knan geeißen? Simplicius: Er hat mich auch Bub genennet. Einsiedel: Wie hieß aber ein Knan? Simplicius: Er heißt Knan. Einsiedel: Wie hat ihm aber deine Meuder gerufen? Simplicius: Knan und auch Meister. Einsiedel: Du bist wohl n unwissender Tropf, daß du weder deiner Eltern noch deinen eignen Namen icht weißt. Simplicius: Eia, weißt du's doch auch nicht. Einsiedel: Kannst du uch beten? Simplicius: Nein, unsere Anna und meine Mutter haben das Bett emacht. Einsiedel: Ich frage nicht hiernach, sondern ob du das Vaterunser annst? Simplicius: Ja ich. Einsiedel: Nun, so sprich's denn!

Simplicius: Unser lieber Vatter, der du bist Himmel, hailiget werde Nam, kommes d Reich, diin Will schee Himmel ad Erden, gib uns Schuld, als wir nsern Schuldigern geba, führ uns nicht in kein bös Versucha, sondern erlös uns on dem Reich, und die Kraft, und die Herrlichkeit in Ewigkeit, Ama. Einsiedel: ist du nie in die Kirchen gegangen? Simplicius: Ja, ich kann wacker steigen nd hab' einen ganzen Busen voll Kirschen gebrochen. Einsiedel: Ich sage nicht on Kirschen, sondern von der Kirchen. Simplicius: Haha, Kriechen, gelt, es ind so kleine Pfläumlein? Gelt du? Einsiedel: Ach, daß Gott walte! Weißt du chts von unserm Herrgott? Simplicius: Ja, er ist daheim an unserer Stubentür stunden, meine Mutter hat ihn von der Kirchweih mitgebracht und hingeklebt.

Einsiedel: Höre du, Simplici (denn anders kann ich dich nicht nennen), enn du das Vaterunser betest, so mußt du also sprechen: Vater unser, der du st im Himmel, geheiliget werde dein Name, zukomme uns dein Reich, dein Wille schehe auf Erden wie im Himmel, unser täglich Brot gib uns heut, und . . .

Simplicius; Gelt du, auch Käs dazu?

Einsiedel: Ach liebes Kind, schweige und lerne! Solches ist dir viel nötiger s Käs; du bist wohl ungeschickt, wie deine Meuder gesagt hat; solchem Buben, e du bist, stehet nicht an, einem alten Manne in die Rede zu fallen, sondern schweigen, zuzuhören und zu lernen. Wüßte ich nur, wo deine Eltern ohneten, so wollte ich dich gerne wieder hinbringen und sie zugleich lehren, wie Kinder erziehen sollten.

Simplicius: Ich weiß nicht, wo ich hin soll. Unser Haus ist verbrannt und meine Meuder hinweggelaufen und wiederkommen mit dem Ursele, und mein Knan auch, und unser Magd ist krank gewesen und ist im Stall gelegen.

Einsiedel: Wo war denn dein Knan? Simplicius: Ha, die eisernen Männer haben ihn angebunden, da hat ihm unsere alte Geiß die Füße geleckt; da hat mein Knan lachen müssen und hat denselben eisernen Mannen viele Weißpfennige geben, große und kleine, und hübsche gelbe, auch sonst schöne glitzernde Dinger und hübsche Schnüre voll weißer Kügelein. Einsiedel: Wo hinaus willst du aber jetzt? Simplicius: Ich weiß wahrlich nit, ich will bei dir hier bleiben.

Dies war unsere Unterhaltung, unter welcher mich der Einsiedel oft mit dem allertiefsten Seufzen anschauete; nicht weiß ich, ob es darum geschahe, weil er ein so groß Mitleiden mit meiner Einfalt und Unwissenheit hatte, oder aus der Ursach, die ich erst über etliche Jahr hernach erfuhr."

Zwei Jahre verbleibt unser Simplicissimus bei dem Alten, der den einfältigen Knaben im Lesen und Schreiben und in der Gotteserkenntnis unterweist. Nach dem Tode des Einsiedels fällt er wiederum Soldaten in die Hände, die ihn dem Kommandanten von Hanau überliefern. Der durch Leibesschönheit ausgezeichnete Knabe wird des Kommandanten Page; immer noch haftet ihm ein Stuck seiner „Einfalt" an, so daß ihn sein Herr in ein Narrengewand steckt und als Narren benutzt. Aber Simplicissimus ist kluger, als er sich stellt, und spielt seine Rolle vorzüglich. Später gerät er unter die Kroaten und wird nun Zeuge der unerhörtesten Greueltaten, an denen der Krieg in seinem letzten Drittel so furchtbar reich ist. Er wächst zu einem kraftigen Jüngling heran, verwildert und treibt es als Soldat nicht besser als die andern. Der Schurke Olivier und der fromme Herzbruder werden seine Freunde. Bald zeichnet er sich durch Verwegenheit aus und wird unter dem Namen „der Jäger" bei Freund und Feind berühmt und gefürchtet. Die rasch gewonnene reiche Beute entschwindet in einem tollen Leben. Aber es kommen für ihn auch Stunden der Reue über sein Tun; vor allem ergreift ihn ein tiefer Schmerz über den Untergang seines Vaterlandes; freilich gehen solche Anwandlungen wieder vorüber.

Einen großen Teil seiner Beute hat er einem Kölner Kaufmann zum Aufheben gegeben; aber der Mann betrügt ihn darum: Simplicissimus unternimmt eine Reise nach Paris, wird aber von einer Blatternkrankheit befallen, die ihn furchtbar entstellt. So kehrt er mittellos in das Vaterland zurück, schlägt sich als Bettler und Quacksalber durch, wird abermals Soldat und treibt sein Wesen wie vorher.

Im Schwarzwald trifft er seinen Pflegevater, der ihm seine wahre Abkunft verrät. Simplicissimus schenkt ihm ein Bauerngut und zieht sich, zur Mehrung seiner Kenntnisse, in den Schwarzwald zurück. Ein ehemaliger Kamerad, ein schwedischer Oberst, holt ihn zu einer Reise durch ganz Europa; dann kehrt Simplicissimus bei seinem alten Knan ein, geht in sich und zieht sich als Einsiedler in den Wald zurück. Das Buch schließt mit den Worten: „Gott verleihe uns allen seine Gnade, daß wir dasjenige von ihm verlangen, woran uns am meisten liegt, nämlich ein seliges Ende!"

Wie von selber drängt sich die Vergleichung von Grimmelshausens Simplicissimus mit Wolfram von Eschenbachs Parzival auf.

Beide werden früh ihrer Eltern beraubt, aus ländlicher Stille hinausgeworfen in die wilde weite Welt, mit Narrenkleidern angetan ein Spott der Menschen, oft mit nahen Verwandten zusammengeführt. Erst spät hören beide von ihrer adeligen Herkunft, und was die Hauptsache ist: Beide werden aus Einfalt und Torheit in mancherlei Sünde und Irrnis hinein und endlich zu stillem Frieden geführt, durch Klärung zur Klärung, und ein frommer Einsiedler leistet hier wie dort einen wichtigen Dienst. In beiden Erzählungen neben getreuen Abbildern der Wirklichkeit viel Wunderbares und Märchenhaftes. Aber dort der Sonnenschein heiteren Rittertums und hier das Elend einer verwilderten Zeit, Parzival ein feines Ölgemälde und Simplicissimus ein derber Holzschnitt.

Joh. Mich. Moscherosch.

Johann Michael Moscherosch.
(Nach einem Stiche von P. Aubry.)

Von den Männern, die die Fäulnis ihrer Zeit mit dem Salz der Satire zu bekämpfen trachten, nennen wir neben dem schon erwähnten Friedrich von Logau und dem wackern Hamburger Prediger Balthasar Schuppius bloß einen Protestanten, Johann Michael Moscherosch, und einen Katholiken, den Pater Abraham a Santa Clara.

Zu Wilstädt bei Straßburg geboren (1601) und auf der Hochschule und weiten Reisen gebildet, hatte Moscherosch das Ungemach seiner bösen Zeit,

Plünderung, Marter, Brand, Pestilenz und Hunger, bis auf die Hefen zu kosten, bewährte sich aber in verschiedenen Ämtern auf dem Land und in Straßburg als ein Mann strenger Pflichttreue. So ging er durch das Jammertal stark in Glauben und Frömmigkeit, treu dem Lande, den Seinen, der Wahrheit, sich selbst, bis er 1669 auf einer Reise starb.

Seine Flugschriften gab er gesammelt unter dem Titel heraus: „Gesichte Philanders von Sittewald." Philander bedeutet „Männerfreund". Sittewald ist eine Umstellung von Wilstädt.

Wie Philander gegen die Ausländerei eifert, mögen folgende Stellen eindrücklich machen:

„Ich muß sagen: Viel Sprachen verstehen ist nicht unrecht, da man sich mit Nachbarn und ausländischen Völkern zu unserm Schaden im Handel soweit eingelassen hat und bisweilen muß antworten können; aber solche fremde Sprachen der Muttersprache vorziehen oder so untermischen, daß ein Biedermann nicht erraten kann, was es für ein Gespräch sei, das ist verräterisch und darf billig nicht geduldet werden. Ist es nicht eine Schande, einem fremden Volk zu Gefallen sein eigen Heil und Wohlfahrt zu verachten? Ihr mehr als unvernünftigen Nachkömmlinge, welches unvernünftige Tier gibt es, das dem andern zu Gefallen seine Sprache oder Stimme nur änderte? Hast du je eine Katze dem Hunde zu Gefallen bellen, einen Hund der Katze zuliebe miauen hören? Nun sind wahrhaftig in ihrer Natur ein deutsches Gemüt und ein schlüpfriger welscher Sinn nicht anders wie Hund und Katze gegen einander geartet; und gleichwohl wollet ihr, unverständiger als die Tiere, ihnen wider allen Dank nacharten? Hast du je einen Vogel blöken, eine Kuh pfeifen hören? Und ihr wollt die edle Sprache, die euch angeboren ist, sogar nicht in Obacht nehmen in eurem Vaterlande! Pfui der Schande!

Fast jeder Schneider will jetzund leider
Der Sprach' erfahren sein und redt Latein,
Welsch und Französisch, halb Japanesisch,
Wann er ist toll und voll, der grobe Knoll.

Der Knecht Matthies spricht „Bona dies!"
Wenn er gut Morgen sagt und grüßt die Magd;
Die wend't den Kragen, tut ihm Dank sagen,
Spricht: „Deo gratias, Herr Hippokras!"

Ihr bösen Deutschen, man sollt' euch peutschen,
Daß ihr die Muttersprach' so wenig acht't;
Ihr lieben Herren, das heißt nicht mehren,
Die Sprach' verkehren und zerstören!

Ihr tut all's mischen mit faulen Fischen
Und macht ein Mischgemäsch, ein' wüste Wäsch,
Ich muß es sagen, mit Unmut klagen,
Ein faulen Hasenkäs', ein seltsam's G'fräß.

Wir haben verstanden mit Spott und Schanden,
Wie man die Sprach' verkehrt und ganz verstört.
Ihr bösen Deutschen, man sollt' euch peutschen
In unserm Vaterland, pfui dich der Schand'!" —

Oder Moscherosch steht ein für deutsche Kleidung und Tracht:

„Wie viel Gattungen von Hüten habt ihr in wenigen Jahren nicht nachgetragen? Jetzt einen Hut wie ein Butterfaß, dann wie ein Zuckerhut, wie ein Kardinalshut, dann wie ein Schlapphut; hier eine Stülpe ellenbreit, dort fingerbreit; dann von Geißhaar, dann von Kamelshaar, dann von Biberhaar, von Affenhaar, von Narrenhaar; bald wie ein Schwarzwalder Käse, bald wie ein Schweizerkäse, wie ein holländischer, wie ein Münsterkäse."

Ja, Moscherosch verkündet:

„Es wird eine Zeit kommen, da alle Dinge vergänglich sind, wo das deutsche Reich soll zu grunde gehen; dann werden Bürger gegen Bürger, Brüder gegen Brüder im Felde streiten und sich ermorden, sie werden ihre Herzen an fremde Dinge hängen, ihre Muttersprache vernichten und der Welschen Gewäsch höher achten und wider ihr eigen Vaterland und Gewissen dienen; alsdann wird das Reich, das mächtigste Reich, zu grunde gehen und unter deren Hände kommen, mit deren Sprache sie sich so gekitzelt haben." . . .

Abraham a Santa Clara.
(Nach einem anonymen Kupferstiche.)

Ein ähnlicher und doch ganz anderer Typus ist Abraham a Santa Clara. Eigentlich hieß er Ulrich Megerle und war geboren 1644 in Kreenheinstetten bei Meßkirch in Baden. In den Barfüßerorden eingetreten, zog er die Aufmerksamkeit durch sein originelles Rednertalent auf sich und wurde befördert zum Hofprediger in Wien, wo er die Türkengefahr erlebte und in seiner Weise gegen den Erzfeind predigte.

„Auf, auf, ihr Christen!" war ein Traktat überschrieben, der den Kriegsmut schüren half. Da heißt es:

„Es ist ein Statt in Meiren, die heist Cronenburg, alldort kehren die Koenig ein: Es ist ein Stättel in Palaestina, das heist Bethlehem, allda kehren die Bettler ein: Es ist ein Statt in Bayrn, die heist Freysing, dort kehren die Musi-

canten ein: Es ist abermahl ein Statt in Bayrn, die heist Filtzhoffen, dort kehren die Hueter ein: Es ist ein Statt in Schwaben, die heißt Moeßkirchen, dort kehren die Geistlichen ein: Es ist ein Statt in Sachsen, die heist Hadersleben, dort kehren die zankische Eheleuth ein: Es ist ein Statt in Saltzburgerland, die heist Lauffen, dort kehren die Botten ein: Zu Schwein- und Ochsenfurt können endlich die Fleischhacker und Metzger einkehren ꝛc. Wo aber sollen die wackern Soldaten ihr Quartier haben? Es ist ein Marckt in dem Herzogthumb Steyer, der heist Mehr-Zueschlag, alldar müssen die Soldaten einkehren.

Hinweg mit den jenigen Soldaten, die lieber von den Mußgatellern, als von den Mußqueten hören: Fort mit den jenigen Soldaten, die lieber mit der Decken, als mit dem Degen umbgehen: Auß mit solchen Soldaten, die lieber zu Freßburg als Preßburg in der Quarnison ligen . . ."

Die Titel seiner Schriften lauten plastisch und drastisch genug: Werks Wien, Lösch Wien, Wohlangefüllter Weinkeller, Geistlicher Krämerladen, Hui und Pfui der Welt, Gemisch Gemäsch, Reim dich oder ich lies dich nicht, Gackgackgack, gackaga einer wunderſamen Henne in dem Herzogtum Bayern u. s. w.

Die bedeutendste ist wohl *Judas der Erzschelm*, wo das Leben des Judas Ischarioth den Anlaß zum Ausfall gegen die verschiedensten Tor- und Verbohrtheiten bildet. Und der Hofprediger liest mitunter dem Hof ganz tuchtig die Leviten, so in folgender drolligen Periode:

„*Was ist die Wahrheit*: Laß mir das ein seltzame frag seyn. Pilatus ein solcher vornehmer Herr, deme Land und Leuth unterworffen, in dessen Gewalt ware, allenthalben anzuschaffen, abzuschaffen, außzuschaffen, einzuschaffen, fortzuschaffen, ein Herr mit zimlicher Zahl der Bedienten, mit grosser Menge der Auffwarter, mit häuffiger Begleitung des Adels umgeben, ein Herr von abwunderlichem Verstand, und reiffen Witz, soll nicht wissen, was die warheit seye? Nein, er wuste es nicht; Dessentwegen begunte er zu fragen: Quid est Veritas? Was ist die Wahrheit? Das ist kein Wunder aber, denn er war ein vornehmer Herr, hielt ein grossen hoff, und zu hoff, wo die Politica den Vor-Tanz hat, allda die warheit den Fort-Tantz. Pilatus ware ein Frantzoß, und deßenthalben kame jhme die warheit Spanisch vor, und zu hoff, wo die Politici nisten, ist die liebe warheit verbandisirt, als habe sie die Pest, und so sie auch ein Fede vom Himmel hätte, so läst mans dannoch kaum ein. In Indien seynd die Gläser etwas seltzames, in Egypten ist der Schnee etwas seltzames, in Norwegen ist der wein etwas seltzames, in Mauritania ist ein weiß Gesicht etwas seltzames, in Italien seynd die gelbe haar etwas seltzames, in Teutschland seynd die Elephanten etwas seltzames, in America seynd die hunde etwas seltzames, in Asia seynd die Büchsen etwas seltzames, in China seynd die Pferd etwas seltzames, bey höfen und großen Herren ist die warheit etwas seltzames."

Kein Wunder, daß Schiller auf die Idee verfiel, die Kapuzinerpredigt in Wallensteins Lager in Ulrich Megerles Stil zu halten.

Ergötzlich redet unser Gewährsmann über *Kinderzucht*, wo er „*strenge* Barmherzigkeit" anpreist (wir führen's in der alten Rechtschreibung an):

„Wie nennet Clemens Alexandrinus die Kinder? Er nennet sie Flores Matrimonii. Blumen des Ehestandes. Gut gut! die Blumen müssen umbzäunt seyn mit Ruthen und Stecken sonst komt ein jede Sau darüber. Wie nennet der H. Vatter Augustinus die Kinder? er nennet sie Naviculas fluctuantes. kleine wankende Schifflein. Gut gut! zu diesem Schifflein muß man Ruder brauchen, die der Besembinder feil hat. Wie nennt der H. Gregorius Nazianz die Kinder? Oculus suorum parentum. Aug-Apffel ihrer Eltern. Gut! gut! aber bey denen Aug-Apffel hat die Natur Augbraun gesetzt welche wie die Ruthen gestallt seyn. Wann man aber die Ruthen spart so kommt Schand und Schad über die Kinder. Nero wär kein solcher Böß wicht worden wann ihn sein Mutter Agrippina hätt schärpffer gehalten. Jener Sohn hätte bey dem Galgen der Mutter das Ohr nicht abgebissen wann sie ihn hätte besser gezüchtiget in seiner Jugend. Derselbe Bub wäre nicht wol schlimm worden welchen der Beichtvatter befraget ob er das Vatterunser könne der antwort mit Nein worauf der Pater widersetzt: „Ey das ist nichts nutz!" „Eben darumen" sagt der schlimme Schelm „hab ich es nicht gelernet." Dieser wäre bey weitem nicht so böß worden wann seine Eltern öffters hätten die Ruthen gebraucht. Ein anderer ist drey Jahr in einer Schul wegen seiner Faulheit und Ohnfleiß sitzen blieben welches ihm der Vatter hat verwiesen: Deme aber der Sohn zugeredet: „Mein Vatter verwundert euch doch nicht so sehr über diß; ist doch mein Professor schon das vierdte Jahr in dieser Schul." Dieser Mauß-König wäre nicht so träg und faul gewesen dafern er nicht in der Jugend die Ruthen mehrer kostet hätte."

Den Mädchen redet Abraham a Santa Clara zu:

„Ein rechte Jungfrau sol seyn und muß seyn wie ein Spital-Suppen die hat nicht viel augen also sol sie auch wenig umgaffen ꝛc.; ein rechte Jungfrau sol seyn und muß seyn wie die nachteulen; die komt fein wenig ans Tagslicht; ein rechte Jungfrau sol seyn und muß seyn wie ein Spiegel wann man diesem ein wenig zu nahe komt und anhauchet, so macht er ein finsters Gesicht; eine rechte Jungfrau sol seyn und muß seyn wie ein Liecht, welches versperter in der Lattern viel sicherer ist als ausser derselben. Insonderheit aber sol seyn und muß sein ein rechte Jungfrau wie ein Schildkrott diese ist allezeit zu hauß."

Und wenn gemeldet wird, daß Abraham a Santa Clara 1709 hochgeachtet in Wien gestorben sei, so wollen wir hoffen, seine Arbeit habe mehr gewirkt als „Des Antonius von Padua Fischpredigt", die er schildert:

„Antonius zur Predigt
Die Kirche find't ledig,
Er geht zu den Flüssen
Und predigt den Fischen;
Sie schlagen mit den Schwänzen,
Im Sonnenschein glänzen.

Die Karpfen mit Rogen
Sind all hieher zogen,
Haben die Mäuler aufrissen,
Sich Zuhörens beflissen:
Kein' Predigt niemalen
Den Karpfen so g'fallen.

Spitzgoschete Hechte,
Die immerzu fechten,
Sind eilend herschwommen,
Zu hören den Frommen:
Kein' Predigt niemalen
Den Hechten so g'fallen.

Auch jene Phantasten,
So immer beim Fasten,
Die Stockfisch' ich meine,
Zur Predigt erscheinen.
Kein' Predigt niemalen
Den Stockfisch so g'fallen.

Gut' Aalen und Hausen,
Die Vornehme schmausen,
Die selber sich bequemen,
Die Predigt vernehmen:
Kein' Predigt niemalen
Den Aalen so g'fallen.

Auch Krebse, Schildkroten,
Sonst langsame Boten,
Steigen eilend vom Grund,
Zu hören diesen Mund:
Kein' Predigt niemalen
Den Krebsen so g'fallen.

Fisch' große, Fisch' kleine,
Vornehm' und gemeine,
Erheben die Köpfe
Wie verständ'ge Geschöpfe:
Auf Gottes Begehren
Antonium anhören.

Die Predigt geendet,
Ein jedes sich wendet,
Die Hechte bleiben Diebe,
Die Aale viel lieben,
Die Predigt hat g'fallen,
Sie bleiben wie alle.

Die Krebs' geh'n zurücke,
Die Stockfisch' bleiben dicke,
Die Karpfen viel fressen,
Die Predigt vergessen.
Die Predigt hat g'fallen,
Sie bleiben wie alle."

Pietismus und Brüdergemeinde.

Auf daß euer Glaube bestehe nicht auf Menschenweisheit, sondern auf Gotteskraft.
1. Kor. 2, 5.

Niemals können Buchstabenwesen und Formelzwang den Geist ersetzen. Lehre und Leben, Glaube und Liebe, Kopf und Herz gehören zusammen. Bei Luther fanden wir alles im Gleichgewicht. Er war der Typus eines Christentums, wie wir es immer wieder brauchen, weder einseitiger Verstandes- noch einseitiger Gefühlsmensch; mit dem Stahl des Verstandes schlug er aus dem Feuerstein des Herzens den Funken der Tat. So gewaltig er auch vom Glauben predigte, an die Liebe dachte er auch. Wie redete er, als er die Wartburg verlassen, seinen Wittenbergern zu: „Zum dritten müssen wir auch die Liebe haben und durch die Liebe einander tun, wie uns Gott getan hat durch den Glauben; ohne welche Liebe der Glaube nichts ist, wie St. Paulus zu den Korinthern sagt: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Und wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und hätte allen Glauben, also, daß ich Berge versetzte, und hätte doch der Liebe nicht, so wäre ich nichts. Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib brennen und hätte der Liebe nicht, so wäre mir's nichts nütze." Allhier, lieben Freunde, an diesem Stücke ist es fast gefehlet, und spüre

an keinem irgend eine Liebe und merke fast wohl, daß ihr Gott seid undankbar gewesen um solche rechte Schätze und Gaben, die er euch in kurzen Jahren hat zugesendet und lauter umsonst geschenkt. Darum laßt uns hier zusehen, daß Wittenberg nicht Kapernaum werde. Ich sehe und merke, daß ihr wohl könnt und wißt zu reden von der Lehre, die euch gepredigt ist, als vom Glauben und auch von der Liebe, welches nun kein Wunder ist, ob ihr gleich viel davon könnt reden. Kann man doch schier einen Esel lehren singen; sollt ihr denn auch nicht so viel lernen, daß ihr die Lehre und Wörtlein sollet nachreden? Aber, lieben Freunde, Gottes Reich stehet nicht in der Rede oder in den Worten, sondern in der Kraft und in der Tat. Denn Gott will nicht allein Zuhörer und Nachreder haben, sondern Nachfolger und Täter, die das Wort bewahren, die sich im Glauben üben, der durch die Liebe kräftig ist. Denn der Glaube ohne die Liebe ist nichts wert; ja er ist nicht ein Glaube, sondern nur ein Schein des Glaubens; gleichwie ein Angesicht, im Spiegel gesehen, nicht ein wahrhaftiges Angesicht ist, sondern nur ein Schein des Angesichts." Wenn der Reformator Glauben verlangte, natürlich dachte er stets an einen solchen, der sich im Leben bewährt.

Aber es folgten Zeiten nach, wo der Kopf alles sein, das Herz nichts zu sagen haben sollte, wo man nur eiferte um die reine Lehre und über der Lehre das Leben vergaß, wo man Riesengebäude von Lehrsätzen und Beweisen aufführte, Worte, Worte, Worte machte und — „hatte der Liebe nicht," wo man definierte, klassifizierte, demonstrierte und — „war mit dem Herzen ferne von Gott," war rechtgläubig, aber nicht recht gläubig. „Die Pfarrer," sagt Gustav Freytag, „waren starke Disputierer, wohlerfahren in dogmatischen Streitigkeiten, voll eifrigen Zorns gegen Schwenkfeldianer, Theophrastianer, Rosenkreuzer und Weigelianer, hartnäckig, rechthaberisch, und ihre Lehre war stärker im Haß gegen die Ketzer als in der Liebe gegen ihre Mitmenschen. Ihr Einfluß auf das Gewissen der Laien hatte sie hochmütig und herrschsüchtig gemacht und die Begabteren unter ihnen kümmerten sich mehr um Politik, als für ihre Tugend gut war. Wenn man einen Stand verantwortlich machen darf für Unvollkommenheiten der Zeitbildung, welche er nicht geschaffen hat, sondern nur repräsentiert, so hatte die lutherische Geistlichkeit eine schwere und verhängnisvolle Schuld an der Verödung des Gemütes, der unpraktischen Kraftlosigkeit, dem trockenen, langweiligen Formalismus, welche damals im deutschen Leben sehr oft zutage traten. So waren die Geistlichen als Stand weder bequem noch besonders liebenswert; selbst ihre Moralität war engherzig und inhuman." Gab es doch keine Ketzerei, deren der fromme Johannes Arnd, der Verfasser des „wahren Christentums", der doch vollständig orthodox war, von Orthodoxen nicht bezichtigt worden wäre. Zur Orthodoxie, zur toten Orthodoxie war das kirchliche Leben fast allenthalben erstarrt. Genährt von dem Wahn, daß die guten Werke zur Seligkeit nicht nötig, ja schädlich seien, wucherte im Volk falsche Heilsgewißheit, eine solche, die als Faulkissen diente.

Bei den Reformierten im Süden stand es nicht besser. „Unsere Reformatoren," klagte im Anfang des 18. Jahrhunderts der junge Escher von Zürich

in einem Briefe, „haben den Studierenden aus der Heiligen Schrift die Wahrheiten der Religion erklärt und an das Gewissen gelegt. Jetzt begnügt man sich, ein menschliches System zu besprechen, das bloße Theorie und viele unnütze Schulfragen enthält. Die Besten unter ihnen lernen ihr System wie die Kinder ihren Katechismus. Dann werden sie von den Professoren belobt, wenn sie es aus dem Gedächtnis wörtlich hersagen können; aber wesentliche Stücke des Christentums oder eine vernünftige Erklärung der göttlichen Sprüche unseres Herrn und seiner Apostel sind ihnen ganz fremd. Von den Geistlichen selbst ist wenig Besserung zu hoffen; denn bei ihrem Schlendrian ist ihnen wohl. Sie haben nicht nötig, viel zu studieren und können desto besser andern Geschäften nachgehen. Der liebe Gott nehme von uns den Geist des tiefen Schlafes und erleuchte je länger je mehr unsern Verstand, damit wir sehen, was zu unserm und unserer Kirche Heil und Frieden dienet!"

Und was wie dieser edle Schweizer die Besten wünschten, es trat ins Leben. Wie im Mittelalter aus dem starren Gestein einer toten Scholastik in den Schriften der Mystiker lebendige Quellen christlichen Herzenslebens aufrauschten, so brach jetzt aus der Wüste anmaßender Gelahrtheit und oden Gezänks, unter dem Gletschereis einer selbstgenügsamen Gleichgültigkeit mit elementarer Kraft der Strom dessen hervor, was man den Pietismus zu nennen pflegt. Mit der Wucht eines tief in der Natur zahlreicher Menschengemüter schlummernden Bedürfnisses schuf er sich Bahn. Er brachte Leben, er weckte Liebe, er rüttelte die schlummernden Gewissen auf, er verlangte Tat, er rief der evangelischen Heidenmission und einer sorgfältigen Jugenderziehung. „Man sage dem Pietismus nach, was man will," sagt Immanuel Kant, der berühmte Königsberger Philosoph, „genug, die Leute, denen er ein Ernst war, zeichneten sich auf eine ehrwürdige Weise aus. Sie besaßen das Höchste, was der Mensch besitzen kann, jene Ruhe, jene Heiterkeit, jenen innern Frieden, der durch keine Leidenschaft beunruhigt wurde. Keine Not, keine Verfolgung setzte sie in Mißmut, keine Streitigkeit war vermögend, sie zum Zorn und zur Feindschaft zu reizen. Mit einem Worte: auch der bloße Beobachter wurde unwillkürlich zur Achtung hingerissen. Noch entsinne ich mich, wie einst zwischen dem Riemer- und Sattlergewerbe Streitigkeiten über ihre gegenseitige Gerechtsame ausbrachen, unter denen auch mein Vater litt. Aber dessen ungeachtet wurde, selbst bei der häuslichen Unterhaltung, dieser Zwist mit solcher Schonung und Liebe in Betreff der Gegner von meinen Eltern behandelt und mit einem solchen Vertrauen auf die Vorsehung, daß der Gedanke daran, obwohl ich damals ein Knabe war, mich niemals verlassen hat."

Aber der Pietismus war unbequem. Wie die Bibel selber trat er mit Forderungen auf. Das weckte den Haß, und dieser regt sich bis auf den heutigen Tag. „Wenige religiöse Bewegungen der Vergangenheit sind so hart und ungerecht beurteilt worden, wie der Pietismus," sagt W. Hadorn in seiner hochinteressanten „Geschichte des Pietismus in den Schweizerischen Reformierten Kirchen," einem Buche, das wir lebhaft allen empfehlen, die sich nicht mit ober-

flächlichen Vorurteilen zufrieden geben können, denen es vielmehr um ein tieferes Verständnis der Geschichte, besonders auch der Kirchengeschichte, zu tun ist. Bemühend lange sehen wir den Strom des neuerwachten religiösen Lebens sich ungestüm zwischen den drohenden Felsen der Verfolgung hindurchdrängen, über Klippen stürzen und in Staubwolken eines wunderbaren Enthusiasmus aufwallen, oder wir hören ihn leis aus den Tiefen geheimnisvoller Mystik aufrauschen, sehen mit Besorgnis einzelne Wogen aus rechter Bahn gedrängt, trüben Laufes mit Erdschollen einherstürmen oder gar in Sumpf und Morast auslaufen, aber doch den Hauptstrom nach Gottes Leitung und ihm gehorsam das Land durchziehen bis in die neue und neueste Zeit hinein, einen Strom des Lebens. Erschütternd wirken die Lehren, die Hahorns Buch uns nahe legt, wie verblendet die Obrigkeit und Schriftgelehrten dreinfahren und Verderben stiften können, wie eigennützige Trennung zur Vereinsamung und Verödung führt, aber wie Gott es den Aufrichtigen gelingen läßt und die Seinen immer wieder zum Segen setzt.

Philipp Jakob Spener.

Philipp Jakob Spener.
(Nach dem Schwarzkunstblatt von Pet. Schenck.)

In Deutschland dasselbe. Fehlte es nicht an beklagenswerten Verirrungen, es soll nicht verkannt werden, was die neue Bewegung, nach der Reformation der Lehre eine Reformation des Lebens, Gutes geweckt hat. Sie wirkte

heilsam nicht bloß für die Kirche; sie wirkte nachdrücklich in manches andre Gebiet hinüber, nicht zum wenigsten das der schönen Künste. Sie half die Mächte des Gemütes befreien.

Die Bewegung „an und für sich" zu betrachten, kann hier nicht unsere Aufgabe sein. Nur noch Eins: Es ist selbstverständlich, daß ein neues kräftiges Glaubensleben auch neue geistliche Lieder schuf.

Den Anstoß zu der neuen Bewegung zu geben, dazu war bekanntlich der Elsäßer Philipp Jakob Spener berufen (1635—1705). In seiner Schrift „Pia desideria oder herzliches Verlangen nach einer gottseligen Besserung der evangelischen Kirche" (1675) fordert er anstatt der bloß verstandesgemäßen Schultheologie ein sorgfältiges Studium der Heiligen Schrift als der lebendigen Quelle der Heilserkenntnis, einfache Predigt des Wortes Gottes ohne alles Streiten und Polemisieren, an Stelle der bloßen Buchstabenmoral eine das ganze Leben beherrschende Bewährung des Erkannten in einem christlichen Lebenswandel und endlich Erziehung der verwahrlosten Jugend zu wahrhaft christlichem Wissen und Können. Er kritisierte nicht bloß; er ging selber mit gutem Beispiel voran, mit Sanftmut und Demut und Energie. Und die Feindschaft, die ihn verfolgte, sorgte dafür, daß das an verschiedenen Orten geschah, in Frankfurt a. M., von 1686 an in Dresden, wo er als Oberhofprediger wirkte, und von 1691 an in Berlin. Private Versammlungen ergänzten den kirchlichen Gottesdienst und die Väter hielten im Kreise der Ihren wieder Hausandacht. Die Gabe der echten Liederdichtung war Spener versagt; aber nach allen Seiten flogen die von ihm gestreuten Keime des Lebens; allerorten gingen sie auf und trugen unvergängliche Frucht. Der Spottname Pietisten wurde zu einem Ehrennamen. Was man im Norden Deutschlands unter „heuchlerischem Muckertum" versteht, von dem einzelne Historiker und Nichthistoriker reden, ist uns unbekannt. Wir fürchten, es werden da viele als Heuchler gebrandmarkt, die zu den aufrichtigsten Menschen gehören.

In dem neuen Geiste dichteten:

Christoph Deßler, geboren in Nürnberg, erst Goldschmied, dann Konrektor an der Schule zum heiligen Geist, schwächlich und kränklich von Kindheit auf, aber getrost in lebendigem Glauben († 1722). Von ihm die tiefsinnigen und tiefsinnigen Lieder: „Hier ist mein Herz," „Mein Jesu, dem die Seraphinen," „Öffne mir die Perlenpforten," und: „Wie wohl ist mir, o Freund der Seele, wenn ich in deiner Liebe ruh'!"

„Lenkst du durch Wüsten meine Reise,
Ich folg' und lehne mich auf dich;
Du gibst mir aus den Wolken Speise
Und tränkest aus den Felsen mich.
Ich traue deinen Wunderwegen,
Sie enden sich in Lieb' und Segen;
G'nug, wenn ich dich nur bei mir hab'.
Ich weiß, wen du willst herrlich zieren
Und über Sonn' und Sterne führen,
Den führest du zuvor hinab."

Samuel Rodigast († 1708), Konrektor am Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin, mit Spener, der hier an der gleichen Kirche wirkte wie früher Paul Gerhardt, persönlich befreundet, schenkte uns ein einziges, aber unvergänglich wertvolles Lied: „Was Gott tut, das ist wohlgetan."

Der Rechtsanwalt Johann Jakob Schütz in Frankfurt a. M. († 1690) stimmte an: „Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut;"

W. Christoph Deßler.
(Nach dem Kupferstich von A. Kunzer.)

der Kapellmeister Adam Drese in Weimar († 1701): „Seelenbräutigam, Jesu, Gotteslamm;"

der Justizrat Johann Burchard Freystein in Dresden († 1720): „Mache dich, mein Geist, bereit!"

der Diakonus Johann Kaspar Schade in Berlin († 1698): „Ruhe ist das beste Gut;"

der Gymnasialdirektor Cyriakus Günther in Gotha († 1704) nach Tim. 2, 8.: „Halt im Gedächtnis Jesum Christ."

Zu Speners Freunden zählte auch der einunddreißig Jahre jüngere Gottfried Arnold, dessen 1699 erschienene „Unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie" gewaltigen Staub aufwarf, weil er zeigte, daß häufig die Wahrheit bei den Verfolgten und bei der Kirche der Irrtum war. Der Rechtsgelehrte Christian Thomasius in Halle schrieb: „Ich halte obgedachte des Herrn Arnolds Historie nach der Heiligen Schrift für das beste und nützlichste Buch, das man in dieser Art von Büchern gehabt hat, und scheue mich nicht, dasselbe allen meinen auditoribus hiermit auf das nachdrücklichste zu rekommandieren, und wenn sie das Geld dafür ihrem Munde absparen oder erbetteln sollten." Mit seinem etwas herben und ungestümen Wesen, das nach und nach sanftmütiger wurde, war Arnold berufen, die Gewissen zu wecken. Geboren in Annaberg in Sachsen, wirkte er an verschiedenen Orten und hatte viel Verkennung zu leiden. Er starb als Pfarrer zu Perleberg. Von seinen hundertunddreißig Liedern sind namentlich zwei in den Kirchengesangbüchern zu treffen: „So führst du denn recht selig, Herr, die Deinen," und: „O Durchbrecher aller Bande." Wer empfände nicht die Energie von Strophen wie folgende:

„Herr, zermalme, brich, zerstöre
Diese Macht der Finsternis!
Keiner preiset deine Ehre,
Den sie ins Verderben riß.
Heb uns aus dem Staub der Sünden,
Wirf die Schlangenbrut hinaus!
Laß uns wahre Freiheit finden,
Freiheit in des Vaters Haus!

Herrscher, herrsche! Sieger, siege!
König, brauch' dein Regiment!
Führe deines Reiches Kriege,
Mach der Sklaverei ein End'!
Ach, die Last treibt uns, zu rufen,
Alle flehen wir dich an:
Zeig doch nur die ersten Stufen
Der gebrochnen Freiheitsbahn!

Laß, die teuer sind erworben,
Nicht der Menschen Knechte sein!
Denn so wahr du bist gestorben,
Mußt du uns auch machen rein,
Rein und frei und ganz vollkommen
Und verklärt ins beßre Bild!
Der hat Gnad' um Gnad' genommen,
Welchen deine Fülle stillt.

Liebe zieh uns in dein Sterben:
Laß mit dir gekreuzigt sein,
Was dem Reich nicht kann ererben:
Führ ins Paradies uns ein!
Doch wohlan, du wirst nicht säumen:
Laß nur uns nicht lässig sein!
Wirds doch sein, als wär's ein Träumen,
Wenn die Freiheit bricht herein."

Zur vollen Blüte sehen wir die Lyrik des Pietismus entfaltet bei den Dichtern der ältern Halleschen Gruppe. Speners Werk wurde weitergeführt durch den energischen August Hermann Francke, den Gründer des Halleschen Waisenhauses (1663—1727.) Wie ein Geschenk vom Himmel fiel nach bangen Zweifeln und heißem Bußkampf in seine Seele ein heller Friede. „Von da an," berichtet der Mann, „hat es mit meinem Christentum Bestand gehabt; und da ich vorher aus der Gelehrsamkeit einen Götzen gemacht, sah ich nun, daß Glauben wie ein Senfkorn mehr gelte, als hundert Säcke voll Gelehrsamkeit und daß alle zu den Füßen Gamaliels erlernte Wissenschaft als Dreck zu achten sei gegen die überschwengliche Erkenntnis Jesu Christi unseres Herrn. Von da an habe ich erst erkannt, was Welt ist: denn die Welt fing bald an, mich zu hassen und anzufeinden." Die alte Geschichte! Aus Erfurt wurde de

Lann vertrieben, dichtete auf der Reise das schöne Lied: „Gottlob, ein Schritt r Ewigkeit.“ und wurde nun Pfarrer und Professor in Halle. Und wie an r Hochschule der neue Geist wirkte, mag folgende Stelle aus einem Briefe ranckes an Spener eindrücklich machen: „In den vorigen Wochen haben wir ſt alle Tage etwas Ungewöhnliches erfahren von einigen Studiosen, deren einer ch dem andern in einen sonderlichen Zustand versetzt worden, einige mit über= türlicher Freude überschüttet, andere mit scharfer Kontrition und vielen Tränen, t Bezeugung, daß nen ihr ganzes Herz eichsam im Leibe ſchmolzen wäre. un gehn sie in einem llen Wesen fort, m Teil freudig, ls aber ängstlich. ele Seelen bezeu= n einen großen urſt, kommen auch mer neue Pflänz= n unseres himm= chen Vaters herfür. as Läſtern der Welt groß; aber je ärger es machen, je mehr ollen wir brauchen r Macht, die uns riſtus gegeben hat, predigen Buße d Vergebung der ünden.“ Buße nd Vergebung r Sünden, die deten denn auch beiden Pole, um sich die Lieder der llenser bewegten.

Gottfried Arnold.

(Nach dem Kupfertitel von P. Busch (Ausschnitt).)

Die bedeutendsten Dichter der Gruppe waren: Anaſtaſius Freyling= uſen, Franckes Schüler, Freund, Schwiegersohn, Vikar und Nachfolger im rektorat am Waisenhaus († 1739). Unter seinen Liedern taucht als allbekanntes her= r: „Wer ist wohl wie du, Jesu, süße Ruh'?“ Vorbildlich wirkte seine Lieder= mmlung: „Geistreiches Gesangbuch“ (1704 und 1714), worin zum erstenmal der von völlig subjektiver Frömmigkeit mit den kirchlich objektiven der älteren it auf gleicher Stufe erschienen, geordnet „nach der Ökonomie des Heils“.

Christian Friedrich Richter, Arzt am Waisenhaus in Halle († 1711) steuerte bei: „Es glänzet der Christen inwendiges Leben." „Huter wird die Nacht der Sünden," „O wie selig sind die Seelen;"

Johann Daniel Herrnschmidt († 1723), Professor und Mitdirektor am Waisenhaus zu Halle, nach Psalm 146: „Lobe den Herren, o meine Seele," aus dem ein kräftiges Vertrauen auf den Gott Jakobs herausleuchtet;

Johann Heinrich Schröder († 1699), Pfarrer in Mersleburg bei Magdeburg, das Heiligungslied: „Eins ist not, ach Herr, dies Eine;"

Johann Eusebius Schmidt († 1745), Pfarrer in Siebleben bei Gotha: „Fahre fort, Zion, fahre fort im Licht!"

Bartholomäus Crasselius († 1724), Pfarrer zu Nidda in der Wetterau: „Dir, dir, Jehova, will ich singen;"

Georg Heuß († 1716), Superintendent in Wernigerode: „Ein reines Herz, Herr, schaff in mir," und viele andere mehr.

Zeigen die Lieder der bisher genannten bei allem Feuer noch Einfalt und Natürlichkeit, so verfiel die jüngere Hallesche Schule vielfach in überspannte Bildlichkeit und unausstehlich breiten Lehrton. Vortrefflich sind noch Bogatzky und die „Köthenschen Lieder".

Wie ein prophetischer Ruf tönt das Missionslied des Edelmanns Heinrich von Bogatzky in die neue Zeit herüber: „Wach auf, du Geist der ersten Zeugen!" das in der Atmosphäre des Halleschen Waisenhauses reifte. Denn von Heiden- und Judenmission wußte die Kirche damals noch so gut wie nichts und an wie viel Missionsfesten schallt heute dies Lied! Als ein treuer Zeuge wirkte auch das „Güldene Schatzkästlein" von Bogatzky weiter, der 1774 in Halle starb, wo er wie noch an zahlreichen Orten Erbauungsstunden gehalten hatte.

Friedrich Lehr († 1774) sang: „Mein Heiland nimmt die Sünder an;"

Konrad Allendorf († 1773): „Unter Lilien jener Freuden:"

Sigismund Kunth: „Es ist noch eine Ruh' vorhanden."

Mehr in lehrhaftem Tone schreiten die Lieder des Theologieprofessors Johann Jakob Rambach († 1735) einher, der in Halle, dann in Gießen wirkte. So bildeten sie ein Gegengewicht gegen den Hang der meisten pietistischen Sänger zur Gefühlsdichtung und Selbstbetrachtung, z. B.: „Mein Jesu, der du vor dem Scheiden," „Der Herr ist gut, in dessen Dienst wir stehen," „Ich bin getauft auf deinen Namen" ꝛc.

Von den absonderlich weitschweifigen Liedern des Pastors E. G. Woltersdorf († 1761) in Bunzlau (zählt doch eins 263 sechszeilige Strophen) erwähnen wir bloß das bekanntere: „Heiland, deine Menschenliebe."

Eine kräftige Bibelsprache, gesunde Frömmigkeit und volkstümliche Haltung ist den Kirchenliedern der Württemberger Pietisten eigen, die gern in die Weiten der Zukunftshoffnung ihre Blicke schweifen lassen. Den Ehrennamen eines „schwäbischen Gerhardt" hat sich Philipp Friedrich Hiller erworben († 1769). Nach kurzem pfarramtlichem Wirken in Steinheim seiner Stimme beraubt, betrat er eine höhere Kanzel und redete in zwei Sammlungen mit zusammen sieben

undertundzweiunddreißig Liedern über ausgewählte Bibelsprüche zu einer über e Welt ausgedehnten Christengemeinde. Wie die letzten Strahlen der sinkenden

August Hermann Francke.
(Nach dem Kupferstich von M. Bodenehr.)

nne stehen sie am Abendhimmel volkstümlicher Hymnik. Wir nennen die all= nnten: „Die Gnade sei mit allen," „Mir ist Erbarmung widerfahren," und triumphierende:

„Jesus Christus herrscht als König.
Alles wird ihm untertänig,
Alles legt ihm Gott zu Fuß.
Jede Zunge soll bekennen,
Jesus sei der Herr zu nennen,
Dem man Ehre geben muß.
Christi Thron ist unumstößlich,
Christi Leben unauflöslich,
Christi Reich ein ew'ges Reich.
In der Welt und Himmel Enden
Hat er alles in den Händen,
Ist allein dem Vater gleich."

Auch die Oberlausitzer Dichter wurden nicht müde, die göttliche Erbarmung, die sich des Sünders angenommen, zu preisen, so Johann Mentzer, Pfarrer zu Bernstadt († 1734), der aus mannigfacher Trübsal heraus den von sieghafter Freude sprühenden Jubelpsalm anstimmte: „O, daß ich tausend Zungen hätte!" Sodann Johann Schwedler, Pfarrer zu Niederwiesa († 1730), mit 500 Liedern, worunter: „Wollt ihr wissen, was mein Preis," ferner Andreas Rothe, zuerst Pfarrer in Berthelsdorf und zuletzt in Schlesien († 1758), auf dessen Grabmal ein Anker zu sehen zur Erinnerung an sein Lied: „Ich habe nun den Grund gefunden!"

Heinrich von Bogatzky.
(Nach dem Kupferstich von G. P. Rußbiegel.)

Ein neuer Lebensodem voll inniger Jesusliebe und starken Gemeindegefühls strömte dann auch von der Brüdergemeinde in die evangelische Kirche hinüber. War doch die Liebe zu dem Einen gekreuzigten und lebendigen Heiland stark genug, Glieder dreier verschiedenen Konfessionen, böhmisch-mährische Brüder, Lutheraner und Reformierte, zu einer Gemeinde Herrnhut zu verbinden (1727) und durfte doch die Brüdergemeinde, die heut in den verschiedensten Ländern der Erde ihre Anhänger zählt, in den Achtzigerjahren des vorigen Jahrhunderts das Jubiläum einer hundertundfünfzigjährigen Missionstätigkeit feiern, und in der Geschichte der evangelischen Heidenmission von Gareis z. B. manmans verfolgen, welche Ströme von Segen in dieser langen Zeit von ihre Tätigkeit ausgegangen, und was ihr Beispiel gewirkt, ist nicht zu berechnen. D

Ewigkeit wird es offenbaren. Bis in die fernsten Zeiten hinaus wird das Heldentum der ersten Brüdermissionare anfeuernd und glaubensstärkend wirken.

Das Samenkorn zu streuen, aus dem im Laufe der Zeiten der mächtige Baum des Segenswerkes erwachsen sollte, war Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf berufen (1700—1760). Auf seinem Grabstein steht zu lesen: „Er war gesetzt, daß er Frucht bringe, eine Frucht, die da bleibe." Wie viel tausende sehnender Menschenseelen hat Zinzendorf mit ihrem Herrn und Meister in Gemeinschaft gesetzt, unter einander verbunden, zum Frieden geführt und ihrem Leben einen ewigen Inhalt gegeben!

Johann Jakob Rambach.
(Nach einem Kupferstiche.)

Was wollen einem solchen Lebenswerk gegenüber die kleinen Ausstellungen besagen, die ja freilich auch hier gemacht werden können? Wir sind versucht, den Einen und Andern entgegenzuhalten: „Und wenn einmal ein Löwe vor euch steht, sollt ihr nicht das Insekt auf ihm besingen!"

Wir dürfen bei den meisten unserer Leser Zinzendorfs Leben als bekannt voraussetzen und erinnern hier nur daran, daß er, der Sohn eines sächsischen Ministers, in Dresden geboren, einer Familie entstammte, die um ihres evangelischen Glaubens willen ihr österreichisches Vaterland hatte verlassen müssen; daß Zinzendorf seinen frommen Vater frühe verlor, aber später von seiner Mutter sagte: „Es ging ein Tag in ihrer Seele auf, so oft sie von dem seltenen Manne sprach." „Was dem Knaben von seinem Vater erzählt wurde, das schloß er in sein innerstes Herz, und an dem Bild des väterlichen Glaubens nährte er sein inneres Leben. Auf ihn führt Zinzendorf zurück, was in Mittelpunkt seines Glaubens ausmacht, die herzliche innige Liebe zum Gekreuzigten, von dem er sagen durfte: „Ich habe nur eine Passion, die ist Er."

In seinem 56. Lebensjahre sagte Zinzendorf von seinem Vater: „Es sind heute 56 Jahre, daß mein Vater heimgegangen ist. Der hat eigentlich das Lied: ‚O Haupt voll Blut und Wunden' unter uns aufgebracht. Er ist in seinem etlichen dreißigsten Jahr an einem Blutsturz heimgegangen und hat sich, wie man's zu der Zeit und von der Art Leuten nicht erwartet hätte, über der Ähnlichkeit seines Todes mit des Heilandes Tode ungewöhnlich gefreut. Eine jede Spur davon hat ihm einen neuen Eindruck gemacht und in der Meditation und Diskurs über dieses Lied ist er erstaunlich selig und vergnügt heimgegangen." So erklärt sich das, was man zum teil mit Unrecht die Zinzendorfsche „Blut- und Wunden-Theologie" genannt hat, — denn eine Theologie macht man daraus nicht —, es ist der Anschluß des Kindes an den Glauben des Vaters." (Hadorn.) Es ist ferner von großer Bedeutung, daß der Knabe von einer frommen Mutter und einer Großmutter erzogen wurde, welche die Bibel in den Ursprachen las und selber geistliche Lieder dichtete. Es ist von Wichtigkeit, daß Spener sein Pate war, daß der Knabe fern von der Atmosphäre des Hofes in der Stille aufwuchs, und wir erinnern daran, wie er noch nicht zehn Jahre alt mit Jesus einen Spezialbund schloß: „Sei du mein lieber Heiland! Ich will dein eigen sein!" Wir erwähnen, wie er als fünfzehnjähriger Knabe unter Franckes Einfluß auf dem Pädagogium in Halle mit Fr. von Watteville den Senfkornorden gründete zur Bekehrung der Heiden mit der Devise: „Unser keiner lebt ihm selber;" wie später in Düsseldorf der Anblick eines Ecce homo auf ihn einwirkte: „Das tat ich für dich, was tust du für mich?" und wie er sich dem leidenden Heiland gelobte.

Und — das ist das Große — was der Knabe versprach, hat der Mann gehalten. War's in der Jugend sein Ideal gewesen ein Prediger zu werden so wurde er's noch im Mannesalter, bestand mit vierunddreißig Jahren sein theologisches Examen und starb als Bischof der Brüdergemeinde.

Und ein Sänger wurde er auch. Sind auch von den etwa zweitausend Liedern, die er gedichtet, manche wunderlich hingeworfen hyperoriginell nachlässig in der Form, und finden sich Stellen im Brüdergesangbuch von einer Geschmacklosigkeit, die wir am liebsten gar nicht illustrieren, so ist nicht zu vergessen, daß die besten von Zinzendorfs Liedern unsterblich in der Gemeinde leben, gleichmäßig zu Fürsten und Taglöhnern reden und daß sich in ihnen wie in Diamanten die Strahlen ewigen Lichtes brechen, zum Preis des Lammes und seiner Gemeinde:

„Königskronen sind zu bleich
Für der Gottverlobten Würde,
Eine Hürde
Wird zum himmlischen Palast,
Und die Last,
Drunter sich die Heiden klagen,
Wird den Kindern leicht zu tragen,
Die des Kreuzes Kraft gefaßt."

Wir stehen nicht an, Lieder wie: „Christi Blut und Gerechtigkeit," „Jesu, geh' voran," „Die Christen gehn von Ort zu Ort" in ihrer Weise klassisch zu nennen. Oder ist es nicht auch „edle Einfalt und stille Größe", wenn es klingt:

„Du, Seele, bist beim Herrn;
Dir glänzt der Morgenstern.
Euch, Glieder, deckt mit sanfter Ruh'
Der Liebe stiller Schatten zu.

Wir freu'n uns in Gelassenheit
Der großen Offenbarung;
Indessen bleibt das Pilgerkleid
In heiliger Verwahrung.
Wie ist das Glück so groß
In Jesu Arm und Schoß!
Die Liebe führ' uns gleiche Bahn,
So tief hinab, so hoch hinan!"

Mögen hier im Anschluß an Zinzendorf gleich noch drei Liedersänger genannt sein, die gleichfalls der Brüdergemeinde, aber in spätern Zeiten, angehörten: **Christian Gregor** († 1801), Organist und Musikdirektor und später Bischof in Herrnhut, mit dem herrlichen Liede: „Ach mein Herr Jesu, dein Nahesein bringt großen Frieden ins Herz hinein," **Johann Babtist von Albertini** († 1831) und **Karl Bernhard Garve** († 1841): „Amen, deines Grabes Friede soll auch unser Grab durchwehn" ꝛc. — „Herz und Herz vereint zusammen" stammt von Zinzendorfs Sohn Renatus.

Erdmann Neumeister.
(Nach dem Kupferstich von Chr. Fritzsch.)

Stramm **orthodoxe Kirchenmänner** bekämpften Spener und seine Freunde und wurden doch — mochten sie sich's gestehen oder nicht — von ihrem Geiste lebhaft beeinflußt. „Der alte Streit zwischen Orthodoxie und Pietismus," sagt Dr. Lepsius in Berlin, „beruht auf dem Gegensatz von Kopf und Herz. Der Kopf sagt: Ich bin höher und gehe weiter: das Herz: Ich bin tiefer und fühle stärker. Beide gehören zusammen. Die Differenzen stammen aus der mangelhaften Balance der beiden."

Erdmann Neumeister, geboren in Thüringen, Pastor in Weißenfels, dann Superintendent in Sorau und zuletzt in Hamburg († 1756), stritt mit Eifer wider den Pietismus und schrieb das pietistisch glaubensinnige Lied: „Jesus nimmt die Sünder an," und siebenhundert andere Lieder dazu.

Der vornehmste Vertreter der zugleich kirchlichgläubigen und lebendig frommen Richtung der Orthodoxie ist der Schlesier Benjamin Schmolck, Pastor in Schweidnitz († 1737). Über tausend Lieder hat er gesungen, darunter freilich auch manches, das keinen Wert hat. Aber des Guten ist so viel, daß er eine der Ehrenstellen behauptet im heiligen Haine der christlichen Hymnik. Und die gewähren wir ihm um so lieber, als er sich selber mehr als einmal in den Vorreden zu seinen Sammlungen mit rührender Bescheidenheit ausgesprochen. Nachdem unser Schmolck, eines Pastors Sohn aus Brauchitschdorf bei Liegnitz, schon als Student die Erfahrung gemacht: „Ich bin arm und elend; aber der Herr sorget für mich," bewährte er sich in Schweidnitz als ein Mann der Arbeit und der Liebe und kämpfte den guten Kampf des Glaubens, in einer Zeit, da die Jesuiten in dem noch österreichischen Schlesien die Evangelischen mit den allerverruchtesten Plackereien quälten, und daß Schmolcks Gedächtnis im Segen bleibt, dafür helfen Lieder sorgen wie: „Ich geh zu deinem Grabe" „Willkommen, Held im Streite." „Liebster Jesu, wir sind hier" „Himmelan geht unsre Bahn," „Der beste Freund ist in dem Himmel" und das innige Abendlied: „Hirte deiner Schafe."

Benjamin Schmolck.

Benjamin Schmolck.
(Nach einem Kupferstich.)

Die Lieder der reformierten Kirche.

Los, wi d' Osterglogge lüte?
Chumm, Marei, hesch's Psalmebuech?
Ulr. Dürrenmatt.

Gar verschiedene Kostgänger sieht unser Gott an seinen Tischen. Sie sollen einander ergänzen, mit ihren Gaben einander dienen. Vielfach anders als Luther war Zwingli angelegt und wieder anders Calvin. Huldreich Zwingli pflegte sich auch mit Saitenspiel zu vergnügen und die Not einer Pest und des Kappelerkriegs entlockten ihm auch religiöse Strophen. Aber im Garten seiner verstandesklaren Natur sprudelte kein frischer Liederquell, und im Gottesdienst ließ er vom Vorhandenen weniger bestehen als Luther. Wir staunen, wenn wir hören, daß in Zürich die Orgeln aus den Kirchen weggeschafft wurden und daß da nur Gebet und Predigt, doch kein Gesang erschallen sollte. Immerhin stammt von Johann Zwick in Konstanz († 1542) das markige Himmelfahrtslied: „Auf diesen Tag bedenken wir."

Calvin in Genf ließ Psalmen anstimmen und von dem französischen Flüchtling Marot wurden 1543 einige und 1555 von Theodor Beza alle übrigen Psalmen der heiligen Schrift in französische Strophen übertragen und von Goudimel in Musik gesetzt. Man muß sie singen hören oder lieber mitsingen, um zu wissen, wie erhaben schwungvoll manche dieser Melodien tönen. Ein lutherischer Professor, Ambrosius Lobwasser in Königsberg, übersetzte 1573 jene metrischen Psalmen, zum Teil etwas ungelenk und zöpfisch, ins deutsche. Und nun wurden sie in den reformierten Kirchen gesungen, in der Schweiz, in Hessen, in der Pfalz, in Bremen ꝛc. Nur in Kurbrandenburg wurden neben den Psalmen einige Lutherlieder verwendet.

Als dann Paul Gerhardt sang, erwachte nach langem Verstummen auch in der reformierten Kirche ein heller Liederton. Da stimmte die edle Gemahlin des großen Kurfürsten, die oranische Prinzessin Luise Henriette von Brandenburg († 1667), ihre Saiten. Sie regte „zur Erweckung mehrerer Andacht bei frommen Herzen" die Herausgabe eines geistlichen Gesangbuches an. 1653 ließ der Buchhändler Christoph Runge ein solches erscheinen und in der Vorrede wurden vier wertvolle Nummern als der Kurfürstin „eigene Lieder" bezeichnet: Das bekannte glaubensstarke Todes- und Auferstehungslied: „Jesus meine Zuversicht," das Bußlied: „Ich will von meiner Missetat zum Herren mich bekehren" und zwei andere. 1860 wurden die Lieder von Dr. Preuß und nach ihm von andern aus verschiedenen Gründen der Luise Henriette abgesprochen. Aber ein Vortrag von Dr. K. Th. Schneider aus dem Jahre 1894 weist mit überraschender Klarheit, nicht zum wenigsten aus sprachlichen Umständen, nach, daß wir wirklich die fromme Kurfürstin als Dichterin der umstrittenen Lieder betrachten sollen.

Möglich, daß irgend ein deutscher Dichter wie P. Gerhardt oder Otto von Schwerin die Verse zur Durchsicht bekommen und geglättet hat. (Vergl. J. Westphal, das Evang. Kirchenlied.)

Der „Paul Gerhardt der Reformierten" wird Joachim Neander geheißen. Noch ein glaubensloser Jüngling, kam er einst mit andern in eine Predigt Under Eyks in Bremen, um einmal etwas zum lachen zu haben, wurde aber tief ergriffen und zur Umkehr gebracht. In Frankfurt mit Spener bekannt geworden, stand er dann unter allerlei Anfeindungen dem Gymnasium in Düsseldorf vor und wirkte zuletzt als Prediger in Bremen, seiner Vaterstadt († 1680). Lieder wie: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren," „Himmel, Erde, Luft und Meer," „Wunderbarer König," „Der Tag ist hin, mein Jesu, bei mir bleibe," „Sieh, hier bin ich, Ehrenkönig," und andere wurden bald auch von Lutheranern gesungen.

Ambrosius Lobwasser.
(Nach dem Kupferstich von Konr. Meyer.)

Zu den Großen im Reiche des Glaubens zählt ein anderer Sänger der reformierten Kirche, ein Mystiker im edelsten Sinne des Wortes: Gerhard Tersteegen (ein ursprünglich holländischer Name, auf deutsch: zur Stiege, daher Terstégen.) Erst ein Kaufmann, dann ein schlichter Seidenbandweber, aber freilich einer, der Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, Französisch und Holländisch verstand, aus dessen Ansprachen Tausende christliches Leben schöpften, der nie vermählt war und von seinen Geschwistern so wenig gewürdigt, daß sie ihn nicht einmal zur Erbteilung beriefen, der aber sie alle überlebte († 1769) und zuletzt noch für ihre Kinder sorgte, der täglich Armen und Kranken half, über zwanzig erbauliche Bücher schrieb und von dessen Briefen mehr als sechshundert gedruckt worden sind, ein Mann, von dem Friedrich der Große, als er seine „Gedanken über die Werke des Weltweisen zu Sanssouci" gelesen, bewundernd sagte: „Wie, können das die Stillen im Lande?" Ja, ein Stiller im Lande war er; das zeigen auch alle seine Lieder, deren Reime in der Stille zusammenschossen, wie unter seinen Händen das Seidengewebe.

Joachim Neander.

(Nach einer Lithographie von J. Nießen.)

Wie ein klarer Bergsee von geheimnisvoller Tiefe spiegelt sein Wesen das Andachtslied:

„Gott ist gegenwärtig;
Lasset uns anbeten
Und in Ehrfurcht vor ihn treten!
Gott ist in der Mitte;
Alles in uns schweige
Und sich innigst vor ihm beuge!
Wer ihn kennt,
Wer ihn nennt,
Schlag die Augen nieder!
Gebet ihm euch wieder!

Gott ist gegenwärtig,
Dem die Cherubinen
Tag und Nacht mit Ehrfurcht dienen:
Heilig, heilig, heilig!
Singen ihm zur Ehre
Aller Engel hohe Chöre;
Herr, vernimm
Unsre Stimm',
Wenn auch wir Geringen
Unser Opfer bringen.

Wir entsagen willig
Allen Eitelkeiten,
Aller Erdenlust und Freuden.
Da liegt unser Wille,
Seele, Leib und Leben,
Dir zum Eigentum ergeben;
Du allein
Sollst es sein;
Unser Gott und Herre,
Dir gebührt die Ehre!

Majestätisch Wesen,
Möchten wir dich preisen
Und im Geist dir Dienst erweisen!
Möchten wir, wie Engel,
Immer vor dir stehen
Und dich gegenwärtig sehen!
Laß uns dir
Für und für
Trachten zu gefallen,
Liebster Gott, in allen!

Mache uns einfältig,
Innig, abgeschieden,
Sanft, erfüllt mit stillem Frieden!
Mach uns reines Herzens,
Daß wir deine Klarheit,
Schaun im Geist und in der Wahrheit.
Laß das Herz'
Himmelwärts
Wie ein Adler schweben
Und in dir nur leben!

Herr, komm in uns wohnen;
Laß uns noch auf Erden
Dir zum Heiligtume werden!
Komm, du nahes Wesen,
Dich in uns verklären,
Daß wir stets dich liebend ehren.
Wo wir gehn,
Wo wir stehn,
Laß uns dich erblicken
Und vor dir uns bücken!"

Außer viel erquicklichen Spruchversen hat Tersteegen einhundertundelf Lieder geschrieben, worunter das herrliche Weihnachtslied: „Jauchzet, ihr Himmel, frohlocket, ihr Engel, in Chören," ferner: „O Gott, o Geist, o Licht des Lebens," „Allgenugsam Wesen, das ich hab' erlesen," „Kommt, Brüder, laßt uns gehen" und „Ich bete an die Macht der Liebe," dessen Bortnianskysche Melodie von den preußischen Militärmusiken als regelmäßiges Abendlied vorgetragen wird.

Wie blütenzart und seeleninnig Tersteegens Lyrik erscheinen kann, möge noch folgendes viel zu wenig bekannte Gedichtlein zeigen, das noch einmal sein eigenstes Wesen abschattet:

Andacht bei nächtlichem Wachen.

„Nun schläfet man,
Und wer nicht schlafen kann,
Der bete mit mir an
Den großen Namen,
Dem Tag und Nacht
Wird von der Himmelswacht
Preis, Lob und Ehr' gebracht,
O Jesu, Amen.

Weg, Phantasie!
Mein Herr und Gott ist hie.
Du schläfst, mein Wächter, nie.
Dir will ich wachen.
Ich liebe dich,
Ich gab zum Opfer mich
Und lasse ewiglich
Dich mit mir machen.

Es leuchte dir
Der Himmelslichter Zier;
Ich sei dein Sternlein, hier
Und dort zu funkeln.
Nun kehr' ich ein;
Herr, rede du allein
Beim tiefsten Stillesein
Zu mir im Dunkeln.

Christian Scriver.
(Nach einem anonymen Kupferstiche.)

All den frommen Liedersängern gesellen wir als einen schlichten Lehrer des Volks von Gottes Gnaden noch einen andern zu: Christian Scriver in Quedlinburg, Oberhofprediger († 1693). In seinem „Seelenschatz" und in „Gottholds zufälligen Andachten" redet er noch heute zur Christengemeinde. Hat er auch nicht vornehmlich Lieder geschrieben, so wohnte doch ein Stück von einem Poeten in ihm. Denn alles Vergängliche war ihm ein Gleichnis. Was irgend in Natur und Leben ihm entgegentrat, diente ihm zum Träger erbaulicher Gedanken: der Tau, die Rose, das Stäublein im Auge, das Vogelnest, die Ernte, das spielende Kind.

Dies als Probe: „Ein kleines Kind lief in der Stube umher und machte sich viel Spielens und kindlicher Lust; sein Geld waren Scherben, sein Haus etliche Klötzlein, sein Pferd ein Stecken, sein Traktament ein Apfel, sein Sohn eine Puppe und so fortan. Der Vater saß am Tisch, hatte wichtige Sachen vor, die er verzeichnete und in gute Richtigkeit brachte, damit sie dermaleinst eben

diesem Spielvöglein nützen möchten. Das Kind lief oft zu ihm hinan, tat viele kindliche Fragen und begehrte viel zur Beförderung seines Spiels; der Vater beantwortete das wenigste, fuhr indessen in seiner Arbeit fort und hatte doch immer ein wachendes Auge auf das Kind, damit es nicht gefährlich fallen und Schaden nehmen möchte. Gotthold sah solches und gedachte: das ist eine artige Abbildung der väterlichen Fürsorge Gottes! Wir alte Kinder laufen in der Welt umher und spielen oft törichter, als die Kinder; wir sammeln und zerstreuen, wir bauen und brechen, wir pflanzen und reißen aus, wir reiten und fahren, wir essen und trinken, wir singen und spielen und meinen, wir tun große Dinge, die Gott sonderlich in Obacht nehmen müsse. Indessen sitzt der allwissende Gott und schreibt unsere Tage auf sein Buch, er ordnet und schafft, was wir vor oder hernach tun, er richtet alles zu unserem Besten und unserer Seligkeit und hat dabei stets ein wachendes Auge auf uns und unser Kinderspiel, damit wir keinen verderblichen Schaden nehmen. Mein Gott, solche Erkenntnis ist mir zu wunderlich und zu hoch, ich kann's zwar nicht begreifen; aber doch will ich dich dafür allezeit loben und preisen! Laß mich, mein Vater, aus deiner Acht und Aufsicht nicht, besonders dann, wann ich etwa, wie ein solches Kind, töricht handle!"

In der Ära der Aufklärung und Toleranz.

Verschwindet doch! Wir haben ja aufgeklärt.
J. W. Goethe.

Begann von der einen Seite her die milde Sonnenwärme lebendiger Herzensfrömmigkeit die starre Rinde der Orthodoxie anzuschmelzen, so setzten ihr von andern Punkten aus die Windstöße neuer Gedanken lebhaft zu. Der Engländer Baco von Verulam (1561—1621) wies die Wissenschaft an, nicht von der Theologie, sondern vom Auge der Vernunft sich leiten zu lassen, von der Erfahrung auszugehen, erst zu beobachten und dann zu schließen. Der Franzose Descartes oder Cartesius (1596—1650) erklärte, keinen philosophischen Satz anerkennen zu wollen, der nicht bewiesen werden könne, proklamierte den Zweifel als zu Recht und baute auf dem Grunde des Satzes: „Ich denke, also bin ich," (cogito, ergo sum) sein Gedankensystem so folgerichtig und zierlich auf, daß zahlreiche Theologen es im Geheimen bewunderten

und z. B. die Berner Regierung auf seine Bücher Jagd machen ließ, um sie zu vernichten. Der holländische Jude Baruch Spinoza (1632–1677) erklärt: Gott ist die Welt und die Welt ist Gott; alle Wesen sind Gottes Erscheinungsformen. Damit wurden im Grunde die Grenzen zwischen gut und böse verwischt, da in jedem Wesen die Gottheit handelt und auch diese nicht frei, sondern notwendig, nach ihrer Natur. (Pantheismus.)

Immer schärfer wendeten sich englische Freidenker wider die Offenbarungsreligion. Wohl redeten sie fleißig von einem Gott, aber einem abstrakten, unfaßbaren, der kein menschlich Herz zu erwärmen vermag, den niemand anreden mag: „Abba, lieber Vater!" im Vertrauen, daß er Gebete höre oder gar erhöre (Deismus). Und was die Engländer vorgebracht, das griffen die Franzosen auf und warfen es mit sprühendem Spott und Witz in die Welt. So fand es seinen Weg auch nach Deutschland herüber.

In dem Leipziger Gottfried Leibnitz (1646–1716) erstand den Deutschen ein Philosoph, der sich wohl mit den fremden messen durfte. Ein Wunder von Begabung, umspannte er noch wie der um etwas jüngere Haller das gesamte Wissen seiner Zeit. Nach den verschiedensten Richtungen hin wirkte Leibnitz als Bahnbrecher. Käme er plötzlich wieder, meint Julian Schmidt, er würde sich in unserer Welt merkwürdig heimisch fühlen. Alle Gegensätze suchte der wunderbare Mann in Harmonie aufzulösen, so sogar die getrennten Kirchen. Das ging freilich über Menschenvermögen. Für die geistreiche Königin Sophie Charlotte, die auch das Warum des Warum wissen wollte, schrieb er die bekannte „Theodicee", in welcher er den Gedanken ausführt: Nichts Zweckloses oder Zweckwidriges hat Gott in seiner Welt ins Leben gerufen. Unter allen Welten, die möglich waren, schuf er die beste. — Er verdient hier auch deshalb einer Erwähnung, weil er, obgleich er selber noch fast alle seine Schriften lateinisch oder französisch verfaßte, die Befähigung der deutschen Sprache zu wissenschaftlicher Darstellung nachdrücklich betonte.

Helles Entsetzen ergriff die Perücken, als der Professor Christian Thomasius in Leipzig (1655—1728) seine Vorlesungen deutsch zu halten begann und bald auch eine gelehrte Zeitung in derselben Sprache erscheinen ließ. Mit verbissener Wut ward er angefeindet; aber das focht ihn wenig an. Aus Leipzig vertrieben, fand er Schutz in Berlin und wirkte zuletzt als Professor in Halle, wo er gemeinsam mit den Pietisten die Orthodoxen bekämpfte. Wenn der deutsche Boden nicht länger durch Verbrennung von Hexen geschändet wurde, so war das zum guten Teil seinem Einfluß zu verdanken.

Leibnitzens Schüler Christian Wolf aus Breslau, Professor in Halle (1679—1754), unternahm es, „die Wahrheit in der Religion so deutlich zu zeigen, daß sie keinen Widerspruch dulde." Alles mußte seinen „zureichenden Grund" haben, die Kirchenlehre „vernunftgemäß" bewiesen werden.

Auf die Schultern Wolfs stiegen andre, die nur anerkennen wollten, was ihre „Vernunft" vernünftig fand, und da die Augen ihrer Vernunft die Ab-

grundtiefen göttlicher Wunder unmöglich zu durchdringen vermochten, so wurden die Wunder kurzweg geleugnet und sollten nirgends vorhanden sein, selbst in der Poesie keine Zuflucht finden.

Aufklärung und Toleranz wurden bald die Leitsterne des neuen Jahrhunderts und namentlich, als der geniale Friedrich der Große mit der bekannten Parole für sie eintrat, in seinen Staaten müsse ein jeder „nach seiner Fasson selig werden". Die Religionskriege hörten auf. Aber in den Lüften stritten sich die Geister gewaltiger Gegensätze: Glaube, Unglaube, Aberglaube.

Aufklärung tat freilich not. Aber wenn die Freigeister nun alles aus der gesunden Menschennatur" und aus „dem gesunden Menschenverstand" heraus entwickeln wollten, so unternahmen sie, was nicht möglich ist und nie möglich sein wird. Auf den Thron des Glaubens in der Christengemeinde setzte sich breit und prahlend „die Vernunft" (ratio). Der Rationalismus zog ein in die Kirchen und räsonnierte drauf los, als hätte er alles geschaut, was im Himmel und auf Erden und unter der Erde, und es floß, als ob's aus dem Mostschlauch käm'."

Gottfried Leibnitz.

(Nach dem Kupferstich von E. Sicquet.)

Toleranz! Sie ist eine schöne Sache, wenn man darunter die Freiheit und nicht die Gleichgültigkeit versteht. Es soll Voltaire unvergessen bleiben, daß er mit seinem schneidigen und geschmeidigen Degen für Duldung und Gerechtigkeit focht; aber wenn er in seinem traité sur la tolérance den Mund allzu voll nimmt und den Ausspruch tat: „Mehr als vierzehn Jahrhunderte erhitzt man sich

in Europa leidenschaftlich um Dinge, die nicht einmal verdienten, als Puppenspiel aufgeführt zu werden," so schoß er damit doch gewaltig über das Ziel hinaus. **Und das war ja überhaupt seine Art.**

Ein geistreicher Mann hat das siebzehnte Jahrhundert das pharisäische und das achtzehnte das sadducäische genannt, nicht mit Unrecht.

Der Kampf der Leipziger und der Schweizer.

„Der Kerl hat recht!" —
„Der Kerl hat auch recht!" —
Friedrich Wilhelm I. bei einem Rechtshandel in Minden.

Die schlimmen Nachwehen des dreißigjährigen Krieges wurden allmählich überwunden. War auch der Bauernstand schwer gedrückt und blitzte noch manches Kriegsgewitter durchs Land, so regte sich doch im niedern Volk wieder etwas wie ein frohlich Behagen und die höhere Gesellschaft zeigte geistiges Streben und das Bedürfnis nach einer feinern Kultur.

Da eine einheimische Kultur sich nicht aus dem Boden stampfen ließ, so sah man sich nach dem Ausland um. Noch immer herrschte die Nachahmung. Und wie fast jeder deutsche Fürst sich bemühte, ein „roi soleil" zu sein, nach Ludwigs XIV. blendendem Vorbild, und seinen Hof zu einem Versailles im kleinen zu gestalten, so gaben auch in der Literatur noch auf ein halbes Jahrhundert hinaus die französischen Vorbilder den Ausschlag. Soviel Barbarei der Gesinnung sich auch im gallischen Nachbarlande noch unter Goldschaum und Flitter verbarg, die französische Sicherheit, Klarheit und Eleganz imponierte, und erschienen auch die Werke eines Corneille, Racine, Molière, Lafontaine, Fenelon nach Boileaux' Regeln gleich den geradlinigen Taxushecken im Parke von Versailles wie mit der Schere zugeschnitten, sie wiesen glänzende Vorzüge genug auf, **daß die Deutschen von ihnen lernen konnten.**

Aber manche Dichter merkten auch, daß der gallische und der deutsche Geist nicht einer Mutter Kinder seien, und fanden bei den Engländern mehr zu gewinnen, als bei den Franzosen, und wenn in den vierziger Jahren sich die Männer der Ästhetik entzweiten und „die Leipziger und die Schweizer" die Degen kreuzten, daß die Lappen flogen und ein zahlreiches Publikum sein Vergnügen daran fand, so handelte es sich zum guten Teil um die Frage:

ob dem französischen oder dem englischen Geschmack in der deutschen Dichtung der Vorrang gebühre.

Man braucht heute über diesen Streit nur wenige Worte mehr zu verlieren. Bereits waren Haller und Hagedorn aufgetreten und andere Talente folgten nach, wie leuchtende Sternlein am Horizont, und das war die Hauptsache. Denn wären sie nicht gekommen, so war es ja freilich nicht völlig gleichgültig, welche Meinung man habe von Art und Wesen der Poesie — aber auch die zutreffendste Theorie konnte dann nicht mehr nützen, als die klugen Meinungen der Wettergelehrten dem dürren Lande, wenn's nicht regnen will.

Johann Christoph Gottsched.
(Nach dem Gemälde von J. S. Reiffstein gestochen von J. M. Bernigerott.)

Treten wir denn den Streitenden näher! Die Führer waren auf der einen Seite Gottsched in Leipzig, auf der andern Bodmer und Breitinger in Zürich.

Um nicht den Werbern des Preußenkönigs, die in aller Herren Ländern „lange Kerle" für dessen Garde zusammenstahlen, in die Hände zu fallen, war Johann Christoph Gottsched, geboren 1700 in Judithenkirch bei Königsberg, vierundzwanzigjährig, nach Leipzig entwichen. Hier war er Professor der Poesie, der Logik und Metaphysik geworden. Ein deutscher Patriot und ein praktischer Kopf, diente er, unermüdlich arbeitend, mit einer Reihe von Lehrbüchern, einer „Redekunst", einer „Sprachkunst" u. a. und durch Herausgabe moralischer und kritischer Zeitschriften („die vernünftigen Tadlerinnen", „der Biedermann"), der Idee einer deutschen Gesamtliteratur, deren Mittelpunkt sein Leipzig sein sollte.

Die „Deutsche Gesellschaft", deren Leiter er geworden war, sollte in Deutschland ähnlich wirken, wie die französische Akademie jenseits des Rheins, und mit wirklichen Verdiensten und sprichwörtlich gewordener Dreistigkeit gelang es Gottsched, für reichlich ein Jahrzehnt sich zum „Diktator des deutschen Geschmacks" aufzuwerfen. 1730 legte er seine Ansichten über das Wesen, die Quellen und die Aufgaben der Poesie in dem Buche nieder: „Versuch einer kritischen Dichtkunst für die Deutschen."

Seine Hauptaufmerksamkeit wendete er dem Drama zu, setzte sich mit der „Neuberin", die das Theater in Leipzig leitete, in Verbindung und wußte es dahin zu bringen, daß die „Haupt- und Staatsaktionen" mit ihrem geistlosen Mordspektakel von der Bühne verschwanden und 1737 der rohe Hanswurst mit seinen zotigen, fotigen schlechten Witzen im Bilde verbrannt wurde, und durch zahlreiche Übersetzungen französischer Stücke und seinen „sterbenden Cato" aus dessen öden Alexandrinern die Langeweile gähnt und den er als leuchtendes Muster hinstellte, suchte er die französische Klassik auf den Brettern, die die Welt bedeuten, einzubürgern.

In diesem Bestreben war ihm seine Gemahlin geb. Kulmus aus Danzig unermüdlich behilflich, und sie war poetisch begabter als er.

So manches Verdienst sich auch Gottsched erworben, er war weder ein Dichter noch ein wahrhaft kritisch durchdringender Geist, und sagte er auch einmal etwa, daß der Poet geboren werde, so war er doch von dem Vorurteil befangen, daß das Dichten sich schulmäßig erlernen lasse die Poesie regelmäßig in der Form und verständig im Inhalt sein und durch Ergötzen belehren solle. Phantasie sei dem Dichter nicht nötig, sogar gefährlich: denn sie sei die Mutter aller Torheiten. Gottsched hat nie eine Zeile geschrieben, die aus der inneren Anschauung geboren ist. All seine Gedichte sind Ergebnisse der Reflexion. Die Art der Empfindung erhebt sich nirgends über die alltägliche Nüchternheit. Oft sinkt der Ton zur plattesten Prosa. Er hat höchstens Flügelschlag, aber nie Flug. Unmöglich konnte ein solcher Mann das Szepter, das er sich angemaßt, auf die Dauer behalten. Es mußte ihm entrissen werden.

Die wirksamen Angriffe auf seine Herrschaft gingen von den beiden Zürchern Bodmer und Breitinger aus. Johann Jakob Bodmer, (1698–1783) geboren zu Greifensee, wirkte als Professor der Geschichte und Mitglied des Großen Rats, Johann Jakob Breitinger, (1701–1776) geboren in Zürich, als Professor der hebräischen Sprache, der Logik und Redekunst am Gymnasium beide in Zürich.

Bodmer war ein entschiedener Charakter von streng sittlichen Grundsätzen vielseitiger Bildung und unermüdlichem Fleiß. Breitinger gleichfalls von scharfem Urteil und gebildetem Geschmack mit einem Zug von behaglicher Laune und an tiefer und umfassender Gelehrsamkeit Bodmer eher überlegen. Namentlich durch die englischen Dichtungen angeregt, gaben die Zürcher schon von 1721 an eine Zeitschrift, die „Diskurse der Maler", heraus. Bald übersetzte Bodmer Miltons „Verlorenes Paradies", und den Unwillen Gottscheds erregte

Joh. Jakob Bodmer.

(Nach dem Gemälde von A. Graff, gestochen von J. S. Bause.)

gewaltig die Abhandlungen „von dem Wunderbaren in der Poesie", eine beredte Verteidigung Miltons, und namentlich Breitingers „Kritische Dichtkunst", die der Gottsched'schen entgegentrat (1740).

Denn die Schweizer verfochten mit Wärme die Überzeugung, daß das Wesen der Poesie nicht die erlernbare formelle Glätte sei, daß sie vielmehr frei aus lebendiger Phantasie und dem Born eines erregten Gemütes fließe und durch liebevolle Betrachtung der Natur beständig gekräftigt und geläutert werden müsse. Poesie sei redende Malerei, Malerei eine stumme Poesie: Lauter Ketzereien in Gottscheds Augen. Wenn das Riesenweib Phantasie die Bilder der Poesie gestalten, wenn sie gar wie in Miltons großartiger Dichtung in die Wolken greifen und auch das Wunderbare darstellen sollte, Engel und Teufel, Himmel und Hölle, dann glaubte Gottsched die Poesie unrettbar wieder dem Lohensteinschen Schwulste verfallen, und nun fuhr der Selbstbeherrscher los und Abhandlungen und Spottschriften verfinsterten die Luft.

Die jüngern Dichter, die begabtern Naturen merkten bald, wo die Wahrheit sei, und sagten sich von dem Gefürchteten los, auch Frau Neuber, die ihn jetzt auf der Bühne verspotten, als „Tadler" auftreten ließ, in einem besternten Gewand mit einem Nimbus um das Haupt, Fledermausflügeln am Rücken und eine Laterne in der Hand, um Fehler gegen die kritische Dichtkunst zu suchen. Umsonst stellte Gottsched eine Gilde flacher Reimer um sich her — niemand nennt heute mehr deren Namen. Umsonst bekämpfte er bitter Klopstocks Messias, nannte den Dichter „Klopstock" und „sehr affisch" (statt seraphisch). Die Entwicklung schritt mit elementarer Kraft über Gottsched hinweg, und bald war der Gefeierte eben gut genug, um Lessing als Prügeljunge zu dienen und als „großer Duns" verspottet zu werden.

Wie Bodmer sich mit seinem weiten Interesse um das Nibelungenlied und andere alte Poesien verdient gemacht, wurde früher berührt, und wie warm er sich junger Dichter annahm — Goethe nannte ihn eine Henne für Talente, Lavater hieß ihn einen Vater der Jünglinge — wie Klopstock, Wieland, von Kleist u. a. in der Herberge seines Hauses einkehrten, davon soll später die Rede sein.

Haller und Hagedorn.

Hallers Doris, die sang, selber des Liedes wert, Hirzels Daphne ... und wir Jünglinge sangen und empfanden wie Hagedorn.
Klopstock 1750 in der Ode „Der Zürchersee".

Als der Streit zwischen Gottsched und Bodmer die literarischen Geister in Spannung hielt waren am Himmel der deutschen Dichtung als funkelnde Sterne schon Hallers und Hagedorns Namen aufgegangen und verkündeten nach langer, nicht lichtloser Nacht einen hellen Tag. Haller im Süden und Hagedorn im Norden, Haller ernst und gedankenschwer, Hagedorn leicht und mitunter frivol, der eine mehr von den Engländern, der andere von den Franzosen angeregt: doch beide stunden der Fehde der Leipziger und der Schweizer fern beide sind mit einem Zopfchen altmodischer Lehrhaftigkeit ausgestattet und doch schon Söhne einer neuen Zeit der Zeit der Klassik, und eröffnen sie.

„Ein Widerklang von Brockes, aber verschönt und vergeistigt" und sozusagen „ein Haller vor Haller" war Karl Friedrich Drollinger aus Durlach in Baden, der in Basel eine zweite Heimat fand.

Als der junge Schiller aus Stuttgart entwich, führte er, wie berichtet wird, Shakespeare und Hallers Gedichte mit sich und wären diese verloren gegangen, so wären nach einer Bemerkung Gleims allein die Berliner imstande gewesen, sie aus dem Gedächtnis wiederherzustellen. So bekannt sind sie heute nicht mehr, aber trotz ihrer Mängel immer noch vielen wahrhaft lieb. Es lohnt sich, vorerst auf Hallers Leben einige Blicke zu werfen. Es ist viel Interessantes dabei.

Albrecht Haller war am 8. Oktober 1708 als das fünfte Kind eines Fürsprechers der Stadt und Republik Bern geboren. Von seinem Gedächtnis berichtet man Wunderdinge. Vier Jahre alt erzählt er den Dienstboten biblische Geschichten. Achtjährig legt er sich einen Auszug aus zweitausend Lebensgeschichten berühmter Männer an. Mit neun Jahren liest er das Neue Testament griechisch und lernt hebräisch. Das Lernen wird ihm zur Leidenschaft. Vierzehnjährig studiert er beim Arzte Neuhaus in Biel Cartesianische Philosophie, findet aber keinen Geschmack am System und kritisiert es. Schon besaß er eine Sammlung eigener Gedichte darunter ein Epos von viertausend Versen über die Entstehung des Schweizerbundes, und bei einem Brande war er glücklich, sie gerettet zu haben, überlieferte sie aber 1729 den Flammen, weil sie seinem Geschmacke nicht mehr genügten. Fünfzehnjährig wurde er Studiosus der Medizin in Tübingen, und von der Roheit betrunkener Genossen angewidert, beschloß er keinen Wein mehr zu trinken und blieb zeitlebens Abstinent. 1725 schrieb er hier das schöne Gedicht, das unter dem Titel Morgengedanken in seiner Sammlung Aufnahme fand

und von dessen gehaltvollen Strophen dem jungen Schiller namentlich die lieb geworden, die von Elefant und Walfisch singt. Mancher Leser wird uns dankbar sein, wenn wir es vollständig folgen lassen.

Es lautet:

Der Mond verbirget sich, der Nebel grauer Schleier
Deckt Luft und Erde nicht mehr zu;
Der Sterne Glanz erblaßt, der Sonne reges Feuer
Stört alle Wesen aus der Ruh.

Der Himmel färbet sich mit Purpur und Saphiren,
Die frühe Morgenröte lacht;
Und vor der Rosen Glanz, die ihre Stirne zieren,
Entflieht das bleiche Heer der Nacht.

Durchs rote Morgentor der heitern Sternenbühne
Naht das verklärte Licht der Welt;
Die falben Wolken glühn von blitzendem Rubine,
Und brennend Gold bedeckt das Feld.

Die Rosen öffnen sich und spiegeln an der Sonne
Des kühlen Morgens Perlentau.
Der Lilgen Ambraduft belebt zu unsrer Wonne
Der zarten Blätter Atlasgrau.

Der wache Feldmann eilt mit Singen in die Felder
Und treibt vergnügt den schweren Pflug;
Der Vögel rege Schar erfüllet Luft und Wälder
Mit ihrer Stimm' und frühem Flug.

O Schöpfer! Was ich seh, sind deiner Allmacht Werke!
Du bist die Seele der Natur;
Der Sterne Lauf und Licht, der Sonne Glanz und Stärke
Sind deiner Hand Geschöpf und Spur.

Du steckst die Fackel an, die in dem Mond uns leuchtet,
Du gibst den Winden Flügel zu;
Du leihst der Nacht den Tau, womit sie uns befeuchtet,
Du teilst der Sterne Lauf und Ruh.

Du hast der Berge Stoff aus Ton und Staub gedrehet,
Der Schachten Erz aus Sand geschmelzt;
Du hast das Firmament an seinen Ort erhöhet,
Der Wolken Kleid darum gewälzt.

„Den Fisch, der Ströme bläst und mit dem Schwanze stürmet,
Hast du mit Adern ausgehöhlt;
Du hast den Elefant aus Erden aufgetürmet
Und seinen Knochenberg beseelt.

Des weiten Himmelraums saphirene Gewölber,
Gegründet auf den leeren Ort,
Der Gottheit große Stadt, begrenzt nur durch sich selber,
Hob aus dem Nichts dein einzig Wort.

Doch dreimal großer Gott! Es sind erschaffne Seelen
Für deine Taten viel zu klein;
Sie sind unendlich groß, und wer sie will erzählen,
Muß gleich wie du ohn Ende sein.

O Unbegreiflicher! Ich bleib in meinen Schranken;
Du Sonne blend'st mein schwaches Licht:
Und wem der Himmel selbst sein Wesen hat zu danken,
Braucht eines Wurmes Lobspruch nicht!"

Nachdem Haller bei dem berühmten Arzt Boerhave in Leyden und dann in London und Paris seine medizinischen Kenntnisse erweitert und mit 18½ Jahren sich die Doktorwürde erworben, bemächtigte er sich unter Johann Bernoulli in Basel der gesamten höheren Mathematik und unternahm 1728 mit seinem Freunde Johann Geßner eine Schweizerreise, die durch den Jura nach Genf, dann durch das Wallis und über die Gemmi ins Berneroberland, von hier über den Jochpaß nach Engelberg und über Zürich und Baden wieder nach Basel zurückführte. Sie hat nicht bloß für die Wissenschaft, sie hat auch für die Poesie eine schöne Ausbeute abgeworfen. Denn im Anblick der herrlichen Hochgebirgswelt mit ihren leuchtenden Firnen und Felsenhäuptern, ihren tosenden Wassern und huschenden Nebeln, ihren dunkeln Tannen und hellgrünen Matten und im Verkehr mit ihren schlichten, wetterharten Einwohnern ging dem jungen Gelehrten ein neuer Naturſinn auf. Er schrieb sein großes Gedicht „Die Alpen", öffnete tausenden in der weiten Welt den Blick für deren so lange verkannte Schönheit und Größe und begeisterte die Kinder der Überkultur für ein Leben in Einfalt, Reinheit und Freiheit, für den Reichtum der Armut. Es war dieselbe Zeit, da man Daniel Defoes Robinson Crusoe und seine hundert Nachbildungen heißhungrig verschlang, da Ludwig

Albrecht Haller im Alter von 28 Jahren (1736).
(Nach einem Kupferstich von Kabel.)

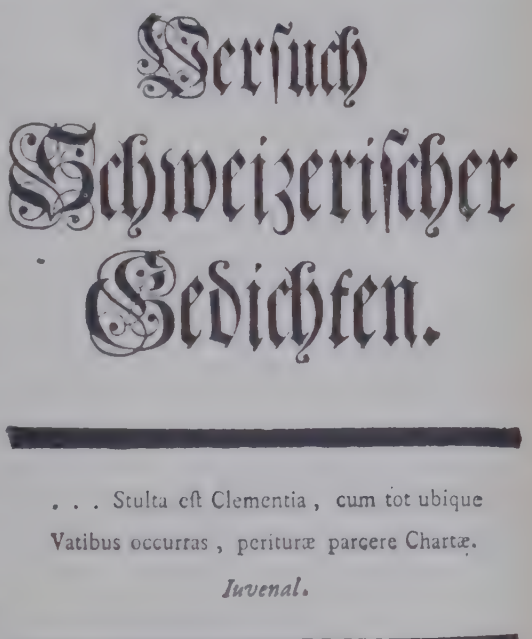
Schnabel in seinem Romane „Die Insel Felsenburg" einen lauten Schmerzensschrei nach reiner Natur ausgestoßen hatte. Ein paar Jahre weilte dann Haller in Bern, fand Arbeit als Stadtarzt und Stadtbibliothekar und in Marianne Wyß, die er so rührend als seine Doris besang, eine liebende Gattin. Er traute der Poesie eine sittliche Wirkung zu und scheute sich nicht, seinem Zeitalter in ernsten Satiren den Spiegel der Wahrheit vor Augen zu halten. Es mochte manche wenig freuen, wenn sie in scharfen Umrissen die Profile ihrer Fehler gezeichnet fanden, so in den „verdorbenen Sitten" und noch bestimmter im „Mann nach der Welt".

„Sag' an, Helvetien, du Heldenvaterland,
Wie ist dein altes Volk dem jetzigen verwandt?"

rief er seinen Mitbürgern zu, und seine Weissagung:

„Und einmal wird die Welt in den Geschichten lesen,
Wie nah dem Sittenfall der Fall des Staats gewesen!"

sollte noch vor Ablauf des Jahrhunderts in Erfüllung gehen. Diese Jahre waren überhaupt für Hallers Poesie die fruchtbarsten. Das bezeugen außer den erwähnten Satiren die „Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben", über „Die Falschheit menschlicher Tugenden" und das philosophische Lehrgedicht „Über den Ursprung des Übels" (1734). Die erste Ausgabe von Hallers Poesien erschien 1732 anonym. „Versuch Schweizerischer Gedichten" war die Sammlung benannt. Bald folgten zahlreiche neue Auflagen. Ja sie wurden ins Französische, Englische, Italienische und Lateinische übersetzt und der Fürst Radziwill, Kommandant der polnischen


Versuch
Schweizerischer
Gedichten.

. . . Stulta est Clementia, cum tot ubique
Vatibus occurras, perituræ parcere Chartæ.

Iuvenal.

BERN/
Bey Niclaus Emanuel Haller,
MDCCXXXII.

Titel der ersten Ausgabe von Hallers Versuch Schweizerischer Gedichte (1732).

Conföderierten, wußte Haller nicht besser dafür zu ehren als daß er ihm das Brevet eines Generalmajors übersandte. 1736 von König Georg II. von England, dem zugleich Hannover gehörte, als Professor der Anatomie Chirurgie und Botanik nach Göttingen berufen, wurde Haller die Zierde der neugestifteten Universität. Aber der Einzug in die Stadt beraubte ihn jäh des Liebsten, was er besaß. Auf dem holperigen Pflaster zerbrach Hallers Wagen und die Gattin wurde so gefährlich verletzt, daß sie nach einigen Tagen starb und er mit drei kleinen Kindern an ihrem Grabe stand. Sein Schmerz ergoß sich in die ergreifenden Strophen der „Trauerode beim Absterben meiner geliebten Mariane", deren letzte lauten:

„Ach, herzlich hab' ich dich geliebet,
Weit mehr, als ich dir kund gemacht,
Mehr, als die Welt mir Glauben gibet,
Mehr, als ich selbst vorhin gedacht!
Wie oft, wenn ich dich innigst küßte,
Erzitterte mein Herz und sprach:
Wie? Wann ich sie verlieren müßte?
Und heimlich folgten Tränen nach.

Im dichten Wald, bei finstren Buchen,
Wo niemand meine Klagen hört,
Will ich dein holdes Bildnis suchen,
Wo niemand mein Gedächtnis stört.
Ich will dich sehen, wie du gingest,
Wie traurig, wann ich Abschied nahm,
Wie zärtlich, wann du mich umfingest,
Wie freudig, wann ich wieder kam!

Auch in des Himmels tiefer Ferne
Will ich im Dunkeln nach dir sehn
Und forschen weiter als die Sterne
Dir unter deinen Füßen drehn.
Dort wird an dir die Unschuld glänzen,
Vom Licht verklärter Wissenschaft;
Dort schwimmt sich aus den alten Grenzen
Der Seele neu entbund'ne Kraft.

Dort lernst du Gottes Licht gewöhnen;
Sein Rat wird Seligkeit für dich!
Du mischest mit der Engel Tönen
Dein Lied und ein Gebet für mich!
Du lernst den Nutzen meines Leidens,
Gott schlagt des Schicksals Buch dir auf:
Dort steht die Absicht unsers Scheidens
Und mein bestimmter Lebenslauf.

Vollkommenste, die ich auf Erden
So stark und doch nicht gnug geliebt,
Wie liebenswürdig wirst du werden,
Nun dich ein himmlisch Licht umgibt!
Mich überfällt ein brünstig Hoffen:
O! Sprich zu meinem Wunsch nicht nein!
O! Halt die Arme für mich offen!
Ich eile, ewig dein zu sein!"

Das war bei allen Mängeln Poesie, die aus dem Leben floß und Leben weckte, von Herzen kam und zu Herzen ging. Haller entfaltete die vielseitigste Tätigkeit und weithin strahlte sein Ruhm. Wurde er doch von nicht weniger als einundzwanzig gelehrten Gesellschaften zu ihrem Mitgliede ernannt, mit den verschiedensten Ehrentiteln ausgestattet und vom Kaiser geadelt. Verschiedene Berufungen schlug er aus. Friedrich der Große schrieb an Maupertuis den Präsidenten der Berliner Akademie: ‚Ich gebe Ihnen freie Hand für Haller. Die Könige sind überglücklich, für ein wenig Geld das zu erhalten, was mit allen Diamanten nicht zu bezahlen wäre.' Aber Haller sehnte sich nach der Heimat und leistete von 1753 an seinem Vaterlande die verschiedenartigsten Dienste, die aufzuzählen hier zu weit führen würde. Außerordentlich ist der

Einfluß, den er auf den Fortschritt der Wissenschaften ausgeübt. Noch in unseren Tagen, nach weit mehr als hundert Jahren, ist sein Einfluß fühlbar sein Geist tätig. Bewundernd finden die Fachmänner in dem Riesenwerke seiner Physiologie Fragen behandelt, deren Bedeutung erst unsere Zeit zu erkennen vermochte.

Wenn ein Gelehrter von solch umfassendem Wissen den Ausspruch tut:

„Ins Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist!
Zu glücklich, wann sie noch die äußre Schale weist!
Du hast nach reifer Müh' und nach durchwachten Jahren
Erst selbst, wie viel uns fehlt, wie nichts du weißt, erfahren.'

so darf das Urteil wohl gewürdigt werden. Nicht weniger als 52000 wissenschaftliche Arbeiten hat er in seinen späteren Jahren ausgezogen und beurteilt. In der Berner Stadtbibliothek sind in 64 Bänden 13202 an ihn gerichtete Briefe enthalten. Ein Verzeichnis aller Schriften Hallers zählt 626 Nummern. Sie füllen im ganzen 30 Bände. Daß der Mann bei seinen Leistungen nur noch ausnahmsweise zur Leier gegriffen, kann nicht verwundern, wohl aber, daß er in seinem Alter noch Zeit gefunden, drei politische Romane zu schreiben. „Usong" schilderte das Ideal eines tugendhaften Monarchen. (ihm entnahm Goethe das Motto für seinen Götz), „Alfred" suchte zu zeigen, wie auch eine beschränkte Monarchie die Untertanen zu beglücken vermag, wenn die Eigenschaften des Fürsten ihn als ein leuchtendes Vorbild hinstellen, und in „Fabius und Cato" pries er die Vorzüge einer auf Bürgertugend erbauten aristokratischen Republik. Gern befaßte er sich mit dem öffentlichen Leben. Schon der Jüngling hatte den Regenten zugerufen:

„Such' in des Landes Wohl und nicht beim Pöbel Ruhm
Sei jedem Bürger hold und niemands Eigentum,
Sei billig und gerecht, erhalt auf gleicher Wage
Des Großen drohend Recht und eines Bauern Klage!
Bei Würden sieh' den Mann und nicht den Gegendienst,
Mach Arbeit dir zur Lust und Helfen zum Gewinnst!
Tu dies und werde groß! Liegt schon dein Glück verborgen,
Der Himmel wird für dich mehr als du selber sorgen;
Und wenn er künftig dich in hohen Ämtern übt
Und deiner Bürger Heil in deine Hände gibt,
So lebe, daß dich einst die späten Enkel preisen,
Dein Tod den Staat betrübt und macht dein Volk zu Waisen!
Und schließen schon dein Land die engsten Schranken ein,
So würdest du mir doch der Helden erster sein;
In dir zeigt sich der Welt der Gottheit Gnadenfinger,
Du bist ein größrer Mann als alle Weltbezwinger!"

Und all seine Reinheit und Sittenstrenge, seine rührende Demut und edle Hoheit, sie wurzelten gemeinsam im Boden eines entschiedenen Christenglaubens. Von Jugend auf erschien er von einem überwältigenden Gefühl der göttlichen Heiligkeit erfüllt. Ja der Himmel der göttlichen Gnade erschien ihm zuweilen

von den Donnerwolken des Gesetzes am Sinai verdeckt. Doch wußte sie der sanfte Wind vom Kreuze Christi her zuletzt immer siegreich zu vertreiben.

Einige Blicke in sein merkwürdiges Tagebuch, das 43 Jahre seines Lebens begleitet und erst nach seinem Tode gedruckt wurde, mögen uns zeigen, mit welcher oft peinlichen Gewissenhaftigkeit er sein Inneres prüfte und nach Heiligung rang. Im Jahr 1737 bittet er Gott um Kraft:

1. Anfang und Ende des Tages mit Selbstprüfung und Übergabe des Herzens zu machen, auch etwas zur Erweckung wahrer Gottesfurcht zu lesen.

2. Mit Gebet anzufangen und zu schließen.

3. Alle unnötigen, unnützen Gesellschaften zu meiden.

4. Alle Stunden entweder mit Studien oder mit Gottes Wort oder mit einsamen Betrachtungen auszufüllen und zu sorgen, daß der Müßiggang kein Weg zur Sünde werde.

5. Gegen alle seine groben und feinen Sünden beständig zu kämpfen, sich deshalb des Geschwätzes und der Spötterei, sowie unnötiger Projekte und daraus folgender hypothetischer Sünden zu enthalten; dagegen sich der Reinigkeit in Worten und Handlungen zu befleißen und den Bequemlichkeiten und Reizungen des Fleisches zu widerstehen.

Haller schließt diese Grundsätze mit der Bitte: „Herr, insonderheit lehre mich dich kennen und den, der neben dir sitzt, Jesum den Gekreuzigten!"

Einige Monate vor seinem Tode wurde Haller noch die Ehre zu teil, von Kaiser Joseph II. besucht zu werden. „Haller, niedergedrückt von Alter und Krankheit," meldet ein Brief aus Wien, „lebte ganz auf bei dem Anblicke Josephs. Er hatte Gegenwart des Geistes, Stärke, Heiterkeit und erweckte durch seine lebhafte Unterhaltung bei dem Monarchen ebensoviel Bewunderung als Vergnügen. Er war mitten in seiner Arbeit, als der Kaiser in sein bescheidenes Zimmer trat. Haller sprach zuerst und sagte: „Gnädiger Herr! Sie erweisen einem sterbenden Greise zu viel Ehre." Der Kaiser, der ihn ganz mit Papieren und Büchern umgeben sah, fragte gleich, ob ihn die Arbeit nicht zu sehr ermüde, und Haller erwiderte, die Arbeit sei sein einziges Labial; dadurch allein vergesse er zuweilen seine Gebrechen. „Dichten Sie noch?" fuhr der Kaiser fort. — „Das war meine Jugendsünde!" antwortete Haller. „Herr von Voltaire allein macht Verse im achtzigsten Jahre." — Haller notierte ins Tagebuch: „17. Juli 1777. Meiner Eitelkeit ist etwas Schmeichelhaftes widerfahren. Aber laß mich nicht vergessen, o mein Gott, daß mein Glück nicht von Menschen abhängt, von deren Gunst oder Ungunst ich in wenigen Minuten nichts mehr weder zu fürchten noch zu hoffen habe. Erinnere mich, daß dies allein das wahre Glück ist, dich zu kennen, dich zu lieben, deiner Gnade versichert zu sein und dereinst an dir einen versöhnten Gott und Richter zu finden!" — „Freuet euch, daß eure Namen im Himmel geschrieben sind" antwortete er einem Glückwünschenden. Wie es im Innern des edlen Mannes am Ende seines Lebens aussah, zeigt Hallers Brief an den Grafen Lamberg vom 4. Dezember 1777 (acht Tage vor seinem Tode): „An der Grenze der Ewigkeit sehe ich nichts, das mich über mein Schicksal be-

ruhigen kann, als die Sicherheit eines Mittlers, der meine Schuld bezahlt und mich in den Stand gesetzt hat zu hoffen, daß Gott sich mit mir versöhnen und mir meine Fehler und die Menge von Sünden verzeihen wird, deren ich mich während eines langen Lebens schuldig gemacht habe." Am 12. Dezember 1777 starb Haller und einen Tag nachher schrieb sein jüngster Sohn an Bonnet: „Gestern starb er, indem er den Heiland anrief und ihn bat, seine Seele anzunehmen. Er hat ihn dreimal ziemlich laut angerufen, als er den letzten Atemzug tat, und dies sind die einzigen Worte gewesen, die er an seinem letzten Tage sprach: er schien über sein nahes Ende nachzudenken. Er hat die ganze Freiheit des Bewußtseins bis zu seinem letzten Augenblick beibehalten."

Albrecht Haller.
(Nach einem unbekannten Kupferstich.)

So hat Haller für seinen Glauben mehr als ein kräftiges Zeugnis abgelegt. Ja, er hat eine Reihe von Schriften hinterlassen, in denen er seine Gedanken wie die Männer einer kriegerischen Frontreihe geschlossen gegen den Unglauben Sturm laufen läßt, so die Übersetzung von Formeys „Prüfung der Sekte, die an allem zweifelt," so die „Briefe über einige noch lebende Freigeister" und die Briefe an seine Tochter „über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung". Wir erwähnen sie, weil sie heute mehr als je wieder gelesen zu werden verdienten. Wie kräftig schildert Haller die Folgen des Materialismus und des Atheismus auf das Menschenleben: Die Tugend ist dann ein Hirngespinst, die Ewigkeit existiert nicht; mithin ist nichts zu fürchten. Der Mensch ist frei von Gott und lebt deshalb nach seiner Willkür. Jeder liebt sich selbst am meisten, ja nur sich selbst. Kinder, Eltern, Geschwister, Mitbürger haben nichts von ihm zu fordern. Es gibt keine Autorität der Eltern und keinen Gehorsam bei den Kindern mehr. Wahre Freundschaft ist unmöglich, Waisen und Fremdlinge sind hilflos. Die Ehe mag fortdauern; aber sie ist ohne Treue. Kauf und Verkauf sind von Betrug durchzogen. Haß und Rache trennt die Menschen, Raub und Mord sind an der Tagesordnung. Der Herr stellt übermäßige Forderungen an seinen Knecht, Knechte und Untertanen sind unwillig zur Arbeit. Der Fürst weiß, daß das

Recht aufgehoben und die Tugend Torheit ist; weder Leibwache noch Heer schützt ihn vor dem Pöbel. — Hat die Geschichte Haller nicht Recht gegeben? Er scheute sich nicht, auch Voltaire anzugreifen, und der Folgen war er sich wohl bewußt. „Sein heftiger Haß wird mein Schicksal sein. Aber es sei gewagt! Eine einzige Seele von schädlichen Zweifeln zu befreien, der Welt eine einzige sündliche Tat zu ersparen wird eine genugsame Entschädigung für dasjenige sein, was meine Eigenliebe von dem Haß des Mannes zu leiden haben wird." Und es ist nicht schwer, den Mann zu bekämpfen. Sein Küraß und seine Waffen sind von Papier. „Er kennt die alten Sprachen nicht, hat die Heilige Schrift niemals in der Grundsprache gelesen, sich bloß der Vulgata vertraut und seine Kenntnis in den Sitten der Geschichte der alten Völker in keinen Quellen geschöpft. Flüchtig im Lesen, hat er nur allzu oft gesehen, was er zu sehen wünschte und was in dem Werke, das er verspottet nirgends zu finden ist. Entwürfe, die tausendmal beantwortet sind, hat er wieder aufgesucht, mit seiner angenehmen Art vorgetragen und gemeint, sie sollen mit der Zierde auch Stärke gewinnen. Unität in der Hauptlehre von der Gottheit, ist er in göttlichen Dingen überall schwankend geblieben, und eine seiner Stellen widerspricht der andern."

Und zum Schlusse soll nicht vergessen werden: Wie in der Enthaltung vom Alkohol, war der große Gelehrte mit wenigen seiner Zeitgenossen seinem Geschlecht auch darin um hundert Jahre voraus, daß er schon 1744 in einem Bericht über Trankebar für die Mission unter den Heiden eintrat.

Als Dichter und Denker, als Forscher und Lehrer, als Patriot und Menschenfreund ist Haller ein wahrhaft großer Mann. Und da wir's hier mit dem Dichter zu tun haben, so fassen wir schließlich noch zusammen, was in der Literatur seine Bedeutung ausmacht: Er hat die deutsche Lyrik wieder zu Wahrheit und Würde zurückgeführt. Wie ein Protest gegen die Verlogenheit der damaligen Gratulations- und Hofpoesie klingt es, wenn Haller versichert:

„Nichts Niedrig's hab' ich vorgenommen,
Nur Töne, die vom Herzen kommen,
Nur Töne, die zum Herzen gehn!"

Oder in „Doris":

„Ein jeder wird was anders preisen;
Ich aber habe nur zu weisen
Ein Herz, das mir der Himmel gab."

Und wenn Schiller an Hallers „Trauerode" aussetzte, daß sie nicht sowohl seine Empfindungen als vielmehr seine Gedanken über diese Empfindungen ausspreche, so hat er ja freilich so unrecht nicht. Aber wir finden: gerade da rührt Haller uns am meisten, wo er versichert, schlicht und wahr sein zu wollen.

„Nicht Reden, die der Witz gebieret,
Nicht Dichterklagen sang ich an,
Nur Seufzer, die ein Herz verlieret,
Wenn es sein Leid nicht fassen kann."

Unser Dichter sagt nicht umsonst:

„Wahrheit hat ein redend Leben,
Dessen Kraft kein Witz ersann.
Was das Herz hat eingegeben,
Hat kein Heuchler nachgetan."

Haller hat ferner der deutschen Poesie Gehalt und Stimmung verleihen helfen. Gerade dieses tat not. Nur würdige Stoffe behandelt er. Ja schwierige reizen ihn am meisten, wie der „Ursprung des Übels" zur Rechtfertigung Gottes, oder „die Ewigkeit".

Seine Dichtung ist freilich lehrhaft: aber „was seine Lehrhaftigkeit auszeichnet, ist etwas ganz Persönliches, ist der heilige Ernst, den er mit der Sache macht, wovon er redet. Ergriffen von dem schreienden Gegensatz der Wirklichkeit zu dem reinen Ideal seines Herzens fühlt er sich gedrungen, der Welt die höhere Wahrheit, die ihr verhaßte, zu verkünden" (C. v. Greyerz). Wie eine Kriegserklärung gegen den Götzendienst der Menge klingt es, wenn der zwanzigjährige Jüngling singt:

„Geschaffnes Nichts der eitlen Ehre,
Dir baut das Altertum Altäre:
Du bist noch heut der Gott der Welt.
Bezaubernd Unding, Gift der Ohren,
Des Wahnes Tochter, Wunsch der Toren,
Was hast du denn, das uns gefällt?

O selig, wen sein gut Geschicke
Bewahrt vor großem Ruhm und Glücke,
Der, was die Welt erhebt, verlacht,
Der, frei vom Joche der Geschäfte,
Des Leibes und der Seele Kräfte
Zum Werkzeug stiller Tugend macht!"

Und verleiht nicht die gleiche flammende Kampflust dem Gedichte „Die Alpen" den großen Zug? Mit der Schilderung der Gebirge verwob er die Verherrlichung ihrer Bewohner, um wie Tacitus in seiner Germania der verdorbenen Kulturwelt den beschämenden Spiegel vorzuhalten. Für das niedere Volk nahm hier ein Dichter Partei, für das verachtete Bauernvolk, und nicht eine Schäferwelt schilderte er, die nie und nirgends existierte, nein, ein Volk aus der Wirklichkeit, freilich mit dem Auge der Liebe geschaut und vom Licht der Idealisierung verklärt. „O selig," ruft er zum Schluß,

„O selig, wer wie ihr mit selbstgezognen Stieren
Den angestorbnen Grund von eig'nen Äckern pflügt;
Den reine Wolle deckt, belaubte Kränze zieren
Und ungewürzte Speis aus süßer Milch vergnügt;
Der seinen Zustand liebt und niemals wünscht zu bessern!
Das Glück ist viel zu arm, sein Wohlsein zu vergrößern."

Seltsam genug tönen solche Sentenzen in unsere moderne Zeit herein. Aber ihre Wahrheit wird nie veralten. Mit seinem Ruf nach der Natur schritt Haller Rousseau, mit seinem religiösen Ernste Klopstock, mit dem hohen Gedankenschwung schritt er Schiller voraus und deshalb fand der Ton seiner Dichtung ein Echo wie der majestätische Donner im Hochgebirg. Haller singt:

„Wenn Titans erster Strahl der Felsen Höh' vergüldet
Und sein verklärter Blick die Nebel unterdrückt,
So wird, was die Natur am prächtigsten gebildet,
Mit immer neuer Lust von einem Berg erblickt.

Durch den zerfahr'nen Dunst von einer dünnen Wolke
Eröffnet sich im Nu der Schauplatz einer Welt,
Ein weiter Aufenthalt von mehr als einem Volke
Zeigt alles auf einmal, was sein Bezirk enthält;
Ein sanfter Schwindel schließt die allzuschwachen Augen,
Die den zu breiten Kreis nicht durchzustrahlen taugen."

Und Schiller singt ihm nach:

„Durch den Riß nur der Wolken erblickt er die Welt,
Tief unter den Wassern das grünende Feld!"

Und beide schildern das gleiche Volk in gleicher Verklärung, Haller in den „Alpen" und Schiller im „Tell". — Neben Haller nennen wir Friedrich von Hagedorn (1708—54). Die beiden waren im gleichen Jahre geboren.

Friedrich von Hagedorn.
(Nach dem Stich von J. C. G. Fritzsch.)

Haller schrieb: „Der Herr von Hagedorn besuchte Engelland; ich auch und noch etwas früher. Diese Reise hatte auf beide einen wichtigen Einfluß. Wir fühlten, daß man in wenigen Wörtern weit mehr sagen konnte, als man in Deutschland bisher gesagt hatte, wir sahen, daß philosophische Begriffe und Anmerkungen sich reimen lassen, und strebten beide zu einer Stärke, dazu wir noch keine Urbilder gehabt hatten. Bei allen diesen Ähnlichkeiten aber blieb zwischen uns eine große Ungleichheit. Eine der Ursachen bestand in der Lebensart. Herr von Hagedorn war von einem fröhlichen Gemüt. Er trank ein Glas Wein und genoß der freundschaftlichen Freude des Lebens. Ich hingegen sagte im neunzehnten Jahre meines Alters dem Wein ab, ob mir wohl Horazens Fluch nicht unbekannt war. Aber es schien mir erträglicher, keine zur Nachwelt durchdringende Verse zu machen, als einem unaufhörlichen Kopfwehe unterworfen zu

sein. Hieraus folgte, daß ich mich den lustigen Gesellschaften entzog und mein Vergnügen bei einem stillen Teetisch oder bei den Büchern suchte. Hieraus entstand ein großer Unterschied im ganzen Ton unserer Poesie. Hagedorn dichtete Lieder, darin er die Liebe und den Wein besang und die die ersten waren, die man in Deutschland den Liedern der Franzosen an die Seite setzen durfte. Die Fröhlichkeit und die Kenntnis der Welt breitet über alle Gedichte, auch über die Lehrgedichte meines Freundes, eine Heiterkeit aus, wodurch er sich dem Horaz nähert und den Boileau übertrifft. Was bleibt mir dagegen? Nichts als die Empfindlichkeit. Noch jetzt brechen mir Tränen beim Lesen einer großmütigen Tat aus, und was habe ich nicht gelitten, da das Schicksal in den allerhilflosesten Umständen eine junge und geliebte Gattin mir von der Seite riß! Diese Empfindsamkeit, wie man sie zu nennen anfängt, gab freilich meinen Gedichten einen eigenen schwermütigen Ton und einen Ernst, der sich von Hagedorns Munterkeit unendlich unterscheidet: die größte Unähnlichkeit zwischen uns bleibt wohl in den Schilderungen vergnügter Leidenschaften. . . . Et ego in Arcadia (auch ich war in Arkadien), ich habe auch geliebt, mit aller Lebhaftigkeit die Süßigkeit der Liebe gefühlt und mir, in sehr jungen Jahren zwar, einige Ausdrücke dieser Empfindungen erlaubt. Das war aber keine Belustigung für mich; es war das ernsthafte Geschäft meines Herzens. Die lächelnde Freude aber habe ich nie gefühlt, die Hagedorn so lebhaft empfand und so angenehm zu malen wußte."

Mit diesen Worten ist Hagedorns Wesen der Hauptsache nach gezeichnet und wir haben nur noch einige Detailstriche hinzuzufügen.

In Versen, die durch Beweglichkeit, Anmut und natürlichen Wohllaut alles übertrahlten, was bis jetzt in neuhochdeutscher Sprache geschrieben worden war, schrieb er bald eine heitere, sogar frivole Erzählung, bald eine sinnreiche Fabel, bald ein geselliges scherzendes Lied. Aber sein Andenken lebt nur noch in den wenigen Kindern seiner Muse fort, die ihren Weg in die Schule fanden. Vor allen ist mit Recht immer noch bekannt sein *Johann der muntre Seifensieder*, der so gerne sang, „und wenn er sang, so war's mit Lust, aus vollem Hals und freier Brust! Er war fast glücklicher zu preisen, als die berufnen sieben Weisen, als manches Haupt gelehrter Welt, das sich schon für den achten hält", und dessen schlaflos verdrießlicher Nachbar, „der Sprößling eigennütziger Ehe, der, steif und stolz und bürgerlich, im Schmausen keinem Fürsten wich, ein Garkoch richtender Verwandten, der Schwäger, Vettern, Nichten, Tanten, der stets zu halben Nächten fraß und seiner Wechsel oft vergaß." Von der Anmut, mit der Hagedorn erzählt, mag auch die *Fabel* Zeugnis ablegen:

„Ein verhungert Hühnchen fand
Einen feinen Diamant
Und verscharrt ihn in den Sand.
Möchte doch, mich zu erfreun,
Sprach es, dieser schöne Stein
Nur ein Weizenkörnchen sein!
Unglückselger Überfluß,
Wo der nötigste Genuß
Unsern Schätzen fehlen muß!"

Hagedorns Lieder sind veraltet. Die Zeit der alten Weinverherrlichung ist vorbei. Immer mehr ernste Männer der Wissenschaft halten's in dieser Beziehung mit Haller und Männer aus dem Volke tun's ihnen nach. Wir begreifen zwar, daß die junge Gesellschaft, die 1750 mit Klopstock in einem Schiffe den Zürchersee hinauffuhr, ihrer Stimmung mit Hagedorns Lied „an die Freude" Ausdruck verschaffte:

„Freude, Göttin edler Herzen,
Höre mich!
Laß die Lieder, die hier schallen,
Dich vergrößern, dir gefallen!
Was hier tönet, tönt durch dich.

Muntre Schwester süßer Liebe,
Himmelskind!
Kraft der Seelen, halbes Leben!
Ach, was kann das Glück uns geben,
Wenn man dich nicht auch gewinnt?"

Uns klingen die Verse zu abstrakt, und das Bild in der vierten Zeile ist so verfehlt, wie Klopstocks Verse, die darauf anspielen. Wir zitieren bloß noch die dritte Strophe, weil sie uns wieder zu Johann dem muntern Seifensieder zurückführt:

„Stumme Hüter toter Schätze
Sind nur reich.
Dem, der keinen Schatz bewachet,
Sinnreich scherzt und singt und lachet,
Ist kein karger König gleich."

Hagedorn studierte in Jena die Rechte. Wenn er wegen Schulden im Karzer saß, war sein Trost, nun für Studien Zeit zu haben. Er fand nach zweijährigem Aufenthalt in England als Sekretär einer Handelsgesellschaft in seiner Vaterstadt Hamburg die sorgenfreie Stellung, die ihm Muße für sein poetisches Schaffen gewährte, starb aber schon 47jährig.

Christian Fürchtegott Gellert.
(Nach dem Gemälde von A. S. Oeser, gestochen von J. S. Bause.)

Gellert und die sächsischen Dichter.

Seh' ich dein Kreuz den Klugen dieser Erden
Ein Ärgernis und eine Torheit werden,
So sei's doch mir, trotz allen frechen Spottes,
Die Weisheit Gottes.

Gellert (Passionslied).

Eine Reihe sächsischer Dichter hatte sich um Gottsched geschart und an Joachim Schwabes Zeitschrift „Beiträge zur Belustigung des Verstandes und Witzes" mitgearbeitet. Als ihnen aber Gottscheds engherzige Polemik nicht mehr gefiel, gaben sie eine eigene Zeitschrift heraus und nannten sie „Neue Beiträge zum Vergnügen es Verstandes und Witzes". Nach dem Druckort wurden diese bald einfach die Bremer Beiträge geheißen. Was die Männer dieses Leipziger Kreises in er Schule des französischen Geschmackes gelernt, wußten sie talentvoll für das eutsche Volk zu verwerten und wurden beliebt. Ja Gellert wurde der erste ichter des achtzehnten Jahrhunderts, der Bedeutung erlangte für Hoch und iedrig, für Reich und Arm, und sein Gedächtnis bleibt im Segen.

Den Verkehr mit dem Verleger besorgte Gärtner. Zu diesem Kreise ge-örten ferner: Johann Andreas Cramer (1723—88), Professor der Theologie n Kiel, mit Kirchenliedern, wie: „Herr, dir ist niemand zu vergleichen", Joh. Ad. chlegel (1721—93) aus Meißen, Konsistorialrat in Hannover, den wir als ater der bekannten Romantiker August Wilhelm und Friedrich erwähnen, gleich-lls mit fließenden geistlichen Liedern; der begabte Dramatiker Johann Elias chlegel (1718—49), der den Alexandriner durch den fünffüßigen Jambus zu etzen begann, aber durch den Tod hinweggerafft ward, als er noch Bedeutendes n leisten versprach; Gottlieb Wilhelm Rabener (1714—71), geboren zu achau, † als Obersteuerrat in Dresden, ein liebenswürdiger Mann, der in rosa-Satiren allerlei Verkehrtheiten und Torheiten der Menschen mehr harmlos scherzte als bitter verspottete und seinen heitern Gleichmut auch dann bewahrte, s er 1760 beim Bombardement Dresdens all seine Habe und den Rest seiner anuskripte verlor. Schärferes Salz in ihren Satiren verstreuten der Mecklen-rger Liscow und Kästner aus Leipzig. Mit komischen Heldengedichten wie er Renommist," „das Schnupftuch," „Phaëton" ꝛc. ergötzte seine Leser Friedrich ilhelm Zachariä (1726—77) aus Frankenhausen, Professor in Braunschweig. u den Mitarbeitern der Bremer Beiträge zählten noch die von Klopstock gefeierten chmid, Giseke und Ebert, der Übersetzer von Youngs „Nachtgedanken".

Aber keiner reichte an Bedeutung und Einfluß an Gellert hinan. Gellerts chriften, sagte Goethe, sind für lange Zeit das Fundament der sittlichen Kultur r Deutschen gewesen. Gellert zeigte dem Volke wieder, daß Leben und Schrift-

tum naturwüchsig zusammengehören. Christian Fürchtegott Gellert war der Sohn eines frommen evangelischen Pfarrers in Hainichen, einer Stadt am sächsischen Erzgebirge unweit Freiberg, unter dreizehn Kindern das dritte. „Ach Herr, höre mein Gebet auch für diesen Sohn, laß ihn wohlgeraten, fromm und ewig selig werden!" schrieb der Vater ins Kirchenbuch, als er seinen Geburtstag eintrug, den 4. Juli 1715. Die Mutter war eine Frau, die gerne andern Gutes tat. Durch Abschreiben mußte der Knabe früh etwas erwerben helfen, und dreizehn Jahre alt erfreute er die Seinen auf des Vaters Geburtstag mit einem Gedicht, das vielen Beifall fand. Das alte Pfarrhaus war, um nicht den Leuten über den Häuptern zusammenzustürzen, von fünfzehn Stützen gehalten. Mit diesen verglich in seinem Carmen der Knabe die Mutter, die dreizehn Kinder und das Enkelchen im Hause, stellte sie als Stützen des Vaters dar und ließ dann jedes nach seiner Weise seinen Glückwunsch sagen. Nach fünfjährigem Aufenthalt auf der Fürstenschule zu Meißen siedelte Gellert nach Leipzig über und studierte Theologie. Bei äußerem Mangel war er innerlich glücklich und obwohl schwächlich und kränklich, überaus fleißig. Mit einem reichen Schatz von Bildung kehrte er 1739 ins Vaterhaus zurück. Aber schüchtern und ängstlich wagte er sich nur selten auf die Kanzel und nachdem er einmal am Grab eines Kindes, dem er Pate gewesen, vor vielen Zuhörern stecken geblieben, verzichtete er auf das Predigtamt, nahm die Stelle eines Hauslehrers in einer adeligen Familie in Dresden, eines „Hofmeisters", an, zog wieder nach Leipzig, ernährte sich durch Privatunterricht und studierte die römischen Klassiker.

Nachdem er durch Spenden an die Bremer Beiträge Beifall erworben ließ er 1746 und 1747 seine Fabeln und Erzählungen im Druck erscheinen und sie wurden bald ein Lieblingsbuch bei jung und alt und in alle europäischen Sprachen übersetzt. Nachdem Gellert Magister geworden, begann er an der Universität Vorlesungen zu halten, hauptsächlich über Moral und über den guten Geschmack, und im Jahr 1765 ist auch Goethe sein Schüler gewesen und hat sich von ihm seine Aufsätze korrigieren lassen. Gellerts Vorlesungen erfreuten sich bald eines Zuhörerkreises, den die größten Säle der Universität nicht zu fassen vermochten. „Sanfte, eher traurige Augen, eine sehr schöne Stirn, eine nicht übertriebene Habichtsnase, ein feiner Mund, ein gefälliges Oval des Gesichts, alles machte seine Gegenwart angenehm und wünschenswert," berichtete Goethe in späteren Jahren. Die Zuhörer liebten und ehrten ihren Gellert, den wackeren Gelehrten, den schüchternen, demütigen, frommen Mann, der sich so gerne der Bedrängten annahm und durch Wort und Beispiel veredelnd wirkte.

Gellerts Einkommen war lange gering. Aber in den höchsten Kreisen war er wohlgelitten und an rührenden Beweisen dankbarer Liebe hat es dem Dichter niemals gefehlt. 1757 erschienen auch seine geistlichen Lieder. Leute aus allen Ständen kamen, um ihm Hochachtung zu erweisen oder ihn um Rat zu fragen. Der siebenjährige Krieg warf seine Wellen, die Preußen waren in Sachsen eingefallen. In Gellerts Hörsaal fanden sich Offiziere zusammen wie in einem Generalquartier. Der Graf von Brühl ließ ihm anonym eine jährliche Pension

zufließen. Prinz Heinrich von Preußen schenkte ihm ein Pferd. General von Hülsen belegte Hainichen, Gellerts Geburtsstadt, mit nur ganz leichter Einquartierung. Der Mutter Gellerts hielt ein Baron eine Pension von 50 Talern zu. Bekannt ist, wie ein Bäuerlein mit einem Wagen voll Holz gefahren kam. Und als er ins Zimmer getreten war und Gellert im dunkeln Oberrock, ein

Christian Fürchtegott Gellert.
(Nach einer Radierung von C. D. S. Graf von Reventlow, 1769.)

Käppchen von violettem Samt auf dem Haupte, sich erhoben hatte, — „Seid Ihr der liebe gute Herr," sagte er, „der die schönen Fabeln und Lieder gemacht hat? Ihr habt mir damit und meiner Frau daheim und meinen Kindern tausend Freude gemacht, und ich möcht's Euch von Herzen gern danken: da hab ich Euch eine Fuhre gut Brennholz mitgebracht; man kann's bei dem harten Winter wohl

brauchen, und ich möchte den lieben Herrn gern warm halten; sagt mir nur wo ich's abladen soll!" —

Und noch ein ganz ander Gespräch ist bekannt. Es war im Jahre 1760, als Friedrich der Große in Leipzig Winterquartiere genommen.

Der 18. Dezember war der merkwürdige Tag an welchem Herr Professor Gellert, nachmittags um 3 Uhr, in seinem Schlafrocke, mit einer weißen Mütze, unbarbiert, und gar nicht wohl auf an seinem Pulte saß und jemand an seine Türe pochte. — „Herein!"

„Ich bin der Major Quintus Icilius und freue mich Sie kennen zu lernen. Se. Majestät der König verlangen Sie zu sprechen und haben mich hergeschickt, Sie zu ihm zu bringen."

Gellert: „Herr Major Sie müssen mir's ansehen, daß ich krank bin; es wird dem Könige mit einem kranken Manne, der nicht reden kann nicht viel gedienet sein."

Major: „Es ist wahr, Sie sehen nicht wohl aus, ich werde Sie auch nicht nötigen, heute mitzugehen; aber das muß ich Ihnen sagen wenn Sie sich mit dieser Ausflucht ganz von dem Gange loszumachen gedenken so irren Sie sich; ich muß morgen wiederkommen und wenn Sie da nicht besser sind übermorgen, und das so fort, bis Sie mitgehen können. Entschließen Sie sich also. Ich lasse Ihnen eine Stunde Zeit. Um 4 Uhr will ich wieder anfragen, ob ich Sie heute oder ein ander mal mitnehmen soll."

G.: „Ja, das tun Sie, Herr Major; ich will sehen wie ich mich alsdann befinde."

Nun ist also der Major fort, und der Herr Professor der zum Unglücke seinen Herrn Gödicke nicht zu Hause hat, schafft sich mit vielem Verdruß und großen Umständen einen Barbier und eine Perücke und ist um 4 Uhr fertig. Quintus Icilius kommt, und Sie gehen nach dem Apelschen Hause. In dem Vorzimmer finden sich etliche Personen, welche voller Freude sind den Herrn Professor kennen zu lernen. Jetzt aber geht die Türe zu Sr. Majestät Zimmer auf. Sie treten ein und bleiben mit dem Könige die ganze Zeit über alleine.

König: „Ist Er der Professor Gellert?"

Gellert: „Ja, Ihro Majestät."

K.: „Der englische Gesandte hat mir viel Gutes von Ihm gesagt. Wo ist Er her?"

G.: „Von Hainichen bei Freiberg."

K.: „Hat Er nicht noch einen Bruder in Freiberg?"

G.: „Ja, Ihro Majestät."

K.: „Sage Er mir, warum wir keinen guten deutschen Schriftsteller haben?"

Der Major: „Ihro Majestät sehen hier einen vor sich den die Franzosen selbst übersetzt haben und den deutschen Lafontaine nennen."

K.: „Das ist viel. Hat er den Lafontaine gelesen?"

G.: „Ja, Ihro Majestät, aber nicht nachgeahmt; ich bin ein Original."

K.: „Das ist also einer; aber warum haben wir nicht mehr gute Autoren?"

G.: „Ihro Majestät sind einmal gegen die Deutschen eingenommen."
K.: „Nein, das kann ich nicht sagen."
G.: „Wenigstens gegen die deutschen Schriftsteller."
K.: „Das ist wahr. Warum haben wir keine guten Geschichtschreiber?"
G.: „Es fehlt uns daran auch nicht" ꝛc.
Am Schlusse fragte der König noch:
„Kann Er keine von Seinen Fabeln auswendig?"
G.: „Ich zweifle. Mein Gedächtnis ist mir sehr untreu."
K.: „Besinne Er sich, ich will unterdessen herumgehen. — Nun, hat Er eine?"
G.: „Ja, Ihro Majestät, den Maler.

Ein kluger Maler in Athen,
Der minder, weil man ihn bezahlte,
Als weil er Ehre suchte, malte,
Ließ einen Kenner einst den Mars im Bilde sehn
Und bat sich seine Meinung aus.
Der Kenner sagt' ihm frei heraus,
Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte
Und daß es, um recht schön zu sein,
Weit minder Kunst verraten sollte.
Der Maler wandte vieles ein;
Der Kenner stritt mit ihm aus Gründen
Und konnt' ihn doch nicht überwinden.
Gleich trat ein junger Geck herein
Und nahm das Bild in Augenschein.
„O!" rief er bei dem ersten Blicke,
„Ihr Götter! welch ein Meisterstücke!
Ach, welcher Fuß! O wie geschickt
Sind nicht die Nägel ausgedrückt!
Mars lebt durchaus in diesem Bilde!
Wie viele Kunst, wie viele Pracht
Ist in dem Helm und in dem Schilde
Und in der Rüstung angebracht!"
Der Maler ward beschämt gerühret
Und sah den Kenner kläglich an.
„Nun," sprach er, „bin ich überführet!
Ihr habt mir nicht zu viel getan."
Der junge Geck war kaum hinaus,
So strich er seinen Kriegsgott aus." —

König: „Und die Moral?"
Gellert: „Gleich, Ihro Majestät!

Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt,
So ist es schon ein böses Zeichen,
Doch wenn sie gar des Narren Lob erhält,
So ist es Zeit, sie auszustreichen."

K.: „Das ist recht schön. Er hat so etwas Coulantes in seinen Versen; das verstehe ich alles. Da hat mir aber Gottsched eine Übersetzung der Iphigenia

vorgelesen; ich habe das Französische dabei gehabt und kein Wort verstanden. Sie haben mir noch einen Poeten, den Pietsch, gebracht; den habe ich weggeworfen."

G.: „Ihro Majestät, den werfe ich auch weg."

K.: „Nun, wenn ich hier bleibe, so muß Er öfter wiederkommen und Seine Fabeln mitbringen und mir was Neues vorlesen."

G.: „Ich weiß nicht, ob ich gut lese; ich habe so einen singenden, gebirgischen Ton."

K.: „Ja, wie die Schlesier. Nein, Er muß seine Fabeln selbst lesen, sie verlieren sonst viel. Nun, komm Er bald wieder."

Ungeachtet dessen, was der König am Ende sagte, ist doch der Professor nicht wieder gerufen worden. Da er weggegangen, hat der König gesagt: „Das ist ein ganz anderer Mann als Gottsched." Und den anderen Tag bei der Tafel: „C'est le plus raisonnable de tous les savants allemands." (Der ist der vernünftigste aller deutschen Gelehrten.)

Nachdem Gellert eine ordentliche Professur ausgeschlagen, erhielt er eine Gehaltszulage und konnte nun bei seinem einfachen Leben noch mehr als bisher für andere tun. 1768 schenkte ihm der junge Kurfürst ein schönes Pferd. Aber „ein kranker alter Professor und ein gesundes junges Pferd schicken sich nicht recht zusammen", meinte Gellert. Im folgenden Jahre sah er noch einmal Hainichen wieder. Dann nahm seine Krankheit eine schlimme Wendung und nachdem er von vielen Wundärzten vieles erlitten und seine Leiden standhaft ertragen, getreu seinen Worten:

„Ich hab in guten Stunden
Des Lebens Glück empfunden
Und Freuden ohne Zahl!
So will ich denn gelassen
Mich auch in Leiden fassen;
Welch Leben hat nicht seine Qual?"

durfte er 1769 im Frieden heimgehn. Ein Freund sang ihm nach:

„Erhört ist dein Gebet, die Seligkeit zu fühlen,
Der Retter einer Seele sein!
Erhört! Die Wonn' ist mehr, ein Retter sein von vielen;
Nun ist die hohe Wonne dein!"

Von Gellerts Dichtungen noch ein Wort! Wie dankbar sie aufgenommen wurden, ist uns reichlich eindrücklich geworden. Den Zeitgenossen also behagten sie und durchaus nicht bloß den Bildungslosen. Freilich Gellerts Roman: „Das Leben der schwedischen Gräfin G." mit seinem wunderlich unerfreulichen Inhalt — er berichtet von einer Doppelehe — hat uns nichts mehr zu bieten, und seine weinerlichen Lustspiele sind gewesen.

Wenn aber Vilmar auch für Gellerts Fabeln und Erzählungen und seine geistlichen Oden und Lieder nicht viel anderes als Mißachtung hat, so freuen wir uns, ihm hier mit Nachdruck entgegen treten zu dürfen. Was man seit Goethes und der Romantiker Zeiten unter Poesie versteht, jenes Geheimnis-

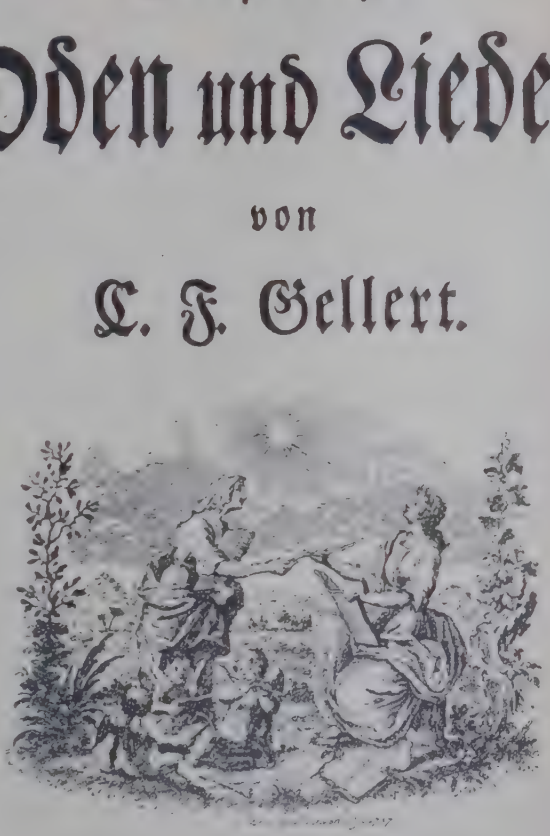
Gellert.

Christian Fürchtegott Gellert.

(Nach dem Gemälde von S. S. Dinglingerin, gestochen von O. G. Geyser.)

volle, Undefinierbare, sich selbst Genügende, in seiner eigenen Fülle Ruhende, das freilich fehlt. Nirgends der Reiz der geschlossenen Knospe; überall offen ausgebreitete Blumenblätter, darunter auch Tulpen ohne Duft. Aber sollen denn heitere Harmlosigkeit, kindlich scherzende Schalkhaftigkeit, lehrhafter Hausverstand und fließender Plauderton im Hause der deutschen Poesie keinen Winkel mehr behaupten, Frauen und Mädchen mit ihren Eigenheiten von einem Junggesellen wie Gellert nicht mit unschuldigen Versen geneckt werden dürfen?

Erzählungen wie die von dem grünen Esel, von dem Blinden, den ein Lahmer auf der Straße fand, von dem Görge, der gewiß durch seine Dummheit fortkommen wird, von den feindlichen Nachtwächtern mit ihrem hitzigen Streite wegen des verwahrt und des bewahrt (oder sind sie etwa nun ausgestorben?) von der Pfarrwahl mit dem unmißverständlichen: „Ihr Ochsen, die ihr alle seid, euch Flegeln geb


Geistliche
Oden und Lieder
von
C. F. Gellert.

Mit allergnädigsten Freyheiten.

Leipzig,
in der Weidmannischen Handlung,
1757.

Titel der ersten Ausgabe
von Gellerts Geistlichen Oden und Liedern (1757).

ich den Bescheid", von dem Prozeß und namentlich auch die Geschichte von dem Hute, diese flotte Symbolisierung der wechselnden philosophischen Systeme sie sollen nur immer ihren Platz behaupten.

Und wenn von Gellerts geistlichen Liedern zu lesen steht, sie seien nie ins Volk gedrungen, so müssen wir gerade das Gegenteil bezeugen. Unsere Großeltern und Eltern lernten sie noch beinah alle auswendig und die besten sind immer noch wohlbekannt. Sie seien gar keine Kirchenlieder? Gewiß, ihrer manche sind nichts als gereimte „moralische Vorlesungen", wie sie Professor Gellert zu halten hatte, und Zeilen wie die folgenden: „Sind Lieb und Furcht stets die Bewegungsgründe der guten Tat der unterlassenen Sünde?" sind trocken und abstrakt genug. Aber konnten von andern geistlichen Dichtern auch alle Lieder in der Kirche verwendet werden? Erfüllte Gellert nicht die ihm von Gott gesetzte Pflicht, wenn er zu dem Geschlechte der Aufklärung redete so daß auch es in seiner Sprache die großen Taten Gottes verkündigen hörte? Oder hat Gellert nicht Zeugnis abgelegt? Sollen Strophen wie die folgenden für nichts gerechnet werden:

„Unendlich Glück! Du littest uns zu gute.
Ich bin versöhnt in deinem teuren Blute.
Du hast mein Heil, da du für mich gestorben,
Am Kreuz erworben."

Ferner:

„Hat Gott uns seinen Sohn geschenkt,
— So laß mich noch im Tode denken! —
Wie sollt' uns der, der ihn geschenkt,
Mit ihm nicht alles schenken!"

Tat Gellert nicht wohl, fleißig von Pflicht und Tugend, von Spott und Zweifeln zu reden? Seit wann sollen denn alle Kirchenlieder bloß einer Tonart folgen, alle Kirchen im gotischen Stile gebaut sein? Und ist nicht zu wünschen, daß das Kirchengesangbuch auch Lieder biete, die besser für die Hausandacht der Familie als für den Gottesdienst der Gemeinde passen?

Mag Gellert zu Weihnachten anstimmen: „Dies ist der Tag, den Gott gemacht," oder zu Ostern: „Jesus lebt, mit ihm auch ich" mag er nach seiner besonderen Art in des Höchsten Lob einstimmen „Gott ist mein Lied" oder „Gott, deine Güte reicht so weit" oder „Wie groß ist des Allmächtgen Güte", mag er sich still in die Tiefen der göttlichen Weisheit versenken: „Wenn ich, o Schöpfer deine Macht," oder am Reformationsfeste jubeln: „Wenn Christus seine Kirche schützt," oder aus bußfertigem Herzen beten: „Ich komme vor dein Angesicht" oder am Morgen zum Himmel aufblicken: „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank," oder sich in die Arme seines treuen Gottes werfen: „Was ist's, daß ich mich quäle," oder in Trübsal sich seines Herrn und Heilands getrösten: „Ich hab in guten Stunden" oder der Ewigkeit ins ernste Auge blicken: „Meine Lebenszeit verstreicht." „Nach einer Prüfung kurzer Tage" — überall waltet Klarheit und Wahrheit, edle Einfalt warme Herzlichkeit, fromme Ergebung, freudiger Glaube und was immer wieder Tausende frommer Seelen erbaut. „Er

hat so etwas Coulantes in seinen Versen," urteilte Friedrich. Das gilt für die geistlichen Lieder auch und trägt mit dazu bei, daß sich so manche Stellen unverlierbar dem Gedächtnis einprägen und als Gebet oder sprichwörtlich gebraucht werden.

Wir zitieren:

„Gelobet seist du, Gott der Macht
Gelobt sei deine Treue!
Daß ich nach einer sanften Nacht
Mich dieses Tags erfreue.

Laß deinen Segen auf mir ruhn
Mich deine Wege wallen,
Und lehre du mich selber tun:
Nach deinem Wohlgefallen!"

Oder:

„In deiner Hand steht meine Zeit;
Laß du mich nur Barmherzigkeit
Vor dir im Tode finden!"

Oder am Abend:

„Herr, der du mir das Leben
Bis diesen Tag gegeben,
Dich bet' ich kindlich an;
Ich bin viel zu geringe
Der Treue, die ich singe
Und die du heut' an mir getan.

Mit dankendem Gemüte
Freu' ich mich deiner Güte;
Ich freue mich in dir.
Du gibst mir Kraft und Stärke,
Gedeihn zu meinem Werke
Und schaffst ein reines Herz in mir.

Und wieder:

„Sei auch nach deiner Lieb' und Macht
Mein Schutz und Schirm in dieser Nacht;
Vergib mir meine Sünden.
Und kommt mein Tod, Herr Zebaoth,
So laß mich Gnade finden!"

Oder:

„Des Lasters Bahn ist anfangs zwar
Ein breiter Weg durch Auen;
Allein sein Fortgang wird Gefahr,
Sein Ende Nacht und Grauen.
Der Tugend Pfad ist anfangs steil,
Läßt nichts als Mühe blicken;
Doch weiter fort führt er zum Heil
Und endlich zum Entzücken."

Oder die Mahnung:

„Halt fest an Gottes Wort, es ist dein Glück auf Erden
Und wird, so wahr Gott ist, dein Glück im Himmel werden.
Verachte christlich groß des Bibelfeindes Spott;
Die Lehre, die er schmäht, bleibt doch das Wort aus Gott."

Es tönt überaus philisterhaft, wenn Gellert in die Zeit unsrer sozialen Wirren hineinsingt:

„Nie schenkt der Stand, nie schenken Güter
Dem Menschen die Zufriedenheit;
Die wahre Ruhe der Gemüter
Ist Tugend und Genügsamkeit.

Genieße, was dir Gott beschieden,
Entbehre gern, was du nicht hast;
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder Stand hat seine Last.

Gott ist der Herr, und seinen Segen
Verteilt er stets mit weiser Hand,
Nicht so, wie wir's zu wünschen pflegen,
Doch so, wie er's uns heilsam fand." —

Aber Gellert hat doch noch immer recht.

Und daß es ihm auch an den tiefinnigsten Herzenslauten nicht fehlt, daran möge zum Schluß noch sein ergreifendes Bußlied gemahnen. Wer kann es lesen oder vortragen hören, ohne daß die Töne von Joh. Frechs schöner Melodie oder gar von Beethovens klassischer Weise, der sechs Gellertsche Lieder komponiert hat, leise mitschwingen?

„An dir allein, an dir hab ich gesündigt
Und übel oft vor dir getan.
Du siehst die Schuld, die mir den Fluch verkündigt;
Sieh, Gott! auch meinen Jammer an!

Dir ist mein Flehn, mein Seufzen nicht verborgen,
Und meine Tränen sind vor dir.
Ach Gott, mein Gott, wie lange soll ich sorgen?
Wie lang entfernst du dich von mir?

Herr! handle nicht mit mir nach meinen Sünden;
Vergilt mir nicht nach meiner Schuld!
Ich suche dich, laß mich dein Antlitz finden,
Du Gott der Langmut und Geduld!

Früh woll'st du mich mit deiner Gnade füllen,
Gott, Vater der Barmherzigkeit!
Erfreue mich um deines Namens willen;
Du bist ein Gott, der gern erfreut.

Laß deinen Weg mich wieder freudig wallen,
Und lehre mich dein heilig Recht,
Mich täglich tun nach deinem Wohlgefallen;
Du bist mein Gott, ich bin dein Knecht.

Herr, eile du, mein Schutz, mir beizustehen,
Und leite mich auf ebner Bahn!
Er hört mein Schrei'n, der Herr erhört mein Flehen
Und nimmt sich meiner Seele an."

In Gellerts Fußstapfen auf dem Felde der Fabeldichtung traten Lichtwer (1719—83) in Halberstadt und Pfeffel (1736—1809) in Kolmar.

Gleim und die preußische Dichtergruppe.

Ich bin ein Preuße! stolz bin ich,
Daß ich ein Preuße bin!
Gleim am Geburtstage des Königs

Im Jahr 1740 hatte Friedrich der Große zu regieren begonnen und bald spürte man lebhaft den Luftzug der Aufklärung, der von ihm ausging; nach den verschiedensten Seiten hin machte sich sein Einfluß geltend. Nach Halle kehrte der von des Königs Vater vertriebene Professor Wolf zurück.

Hier, wo noch vor wenigen Jahren fromme Dichter von Buße und Bekehrung und dem Glück der Gemeinschaft mit Christo gesungen, feierten jetzt junge Studiengenossen in leichtem Getändel Liebe und Wein. Anakreontik heißt diese Poesie, nach dem Namen des alten griechischen Sängers Anakreon, der am Hofe des Tyrannen Polykrates von Samos und anderwärts heiteren Lebensgenuß gepriesen, und in den Weisen biederer Männer deutschen Nordens tummelte sich jetzt das mutwillige Gesindel Venus, Amor und Bacchus. So sang Gleim:

„Rosen pflücke, Rosen blühn;
Morgen ist nicht heut.
Keine Stunde laß entfliehn!
Flüchtig ist die Zeit" ꝛc.

Und Schmidt:

Da lieg ich auf Rasen,
Mit Veilchen gestickt.
Nun will ich auch trinken,
Bis lachend vom Himmel der Hesperus blickt" ꝛc.

Einige tändelten ein langes Leben hindurch mit Rosen, Küssen und Wein. Andre wurden durch den Ernst der Zeit bald tiefere Töne anzuschlagen bestimmt. Es gehören zu diesem Kreise der Halleschen und später der Halberstädter-Dichter Gleim, Uz, Götz, Kleist, Jakobi, Ramler und die Karschin und wir halten eine Weile an, um namentlich Gleim und Kleist etwas näher zu treten. Das Leben des Joh. Wilh. Ludw. Gleim war der Freundschaft und der Dichtkunst geweiht, und wer einen richtigen Eindruck von des Mannes Bedeutung in der deutschen Literatur empfangen will, der tut besser, in den „Freundschaftstempel" in seiner alten Wohnung zu Halberstadt einzutreten, als sich in die acht Bände seiner Gedichte hineinzulesen. Sie sind Pflanzen, die nicht tiefe Erde hatten.

Geboren 1719 zu Ermsleben bei Halberstadt, studierte Gleim in Halle die Rechte, zog dann als Sekretär eines preußischen Prinzen und nachher des brummigen „alten Dessauers" in den schlesischen Krieg, (als Durchlaucht ihm

einmal zurief, er möge sich zum Teufel scheren, antwortete Gleim: Ich kann den Weg dahin allein nicht finden) und wurde nach kurzem Aufenthalt in Berlin, wo er auf Kleist anregend wirkte, aller Not enthoben durch das einträgliche Amt eines Domsekretärs in Halberstadt und Kanonikus des Stiftes Walbeck, stand mit zahlreichen Dichtern im Briefverkehr, blieb Junggesell und nahm sich mit warmem, gutmütigem Herzen so vieler bedrängten Mitstrebenden an, daß er den Ehrentitel „Vater Gleim" erwarb. „Er hätte ebensowohl des Atemholens entbehrt," sagt Goethe, „als des Dichtens und Schenkens, und indem er bedürftigen Talenten aller Art über frühere oder spätere Verlegenheiten hinaus und dadurch der Literatur zu Ehren half, gewann er sich soviel Freunde, Schuldner und Abhängige, daß man ihm seine breite Poesie gerne gelten ließ." Von Klopstock, Lessing, Herder, Goethe, Schiller und vielen andern sind im „Freundschaftstempel", einem Saal seiner Wohnung, Briefe zu sehen, auch zwei von der Königin Luise, von vielen andern Ölbildnisse. Denn bis zu seinem späten Ende 1803 blieb Gleim seiner alten Weise treu.

Johann Wilhelm Ludwig Gleim.
(Nach dem Gemälde von H. Ramberg gestochen von S. W. Schreyer.)

Von seinen Dichtungen machten seiner Zeit die von Lessing mit einer Vorrede begleiteten „Preußischen Kriegslieder von einem Grenadier" am meisten Aufsehen (1758), sprachen aber mehr durch ihren patriotischen Geist als durch eine wahrhaft volkstümliche Haltung an. Sie atmen in jeder Zeile die bewundernde Begeisterung, mit der man damals in Süden und Norden zu dem Genius des Königs Friedrich aufschaute, können sich aber mit den prächtigen Liedern Arndts, Körners, Schenkendorfs, den Kindern einer spätern Zeit, in keiner Weise messen.

Ein bescheidenes Plätzchen haben bis heute noch einige Fabeln Gleims behauptet, so die von der Gärtnerin und der Biene:

„Eine kleine Biene flog
Emsig hin und her und sog
Süßigkeit aus allen Blumen.
„Bienchen," spricht die Gärtnerin,
Die sie bei der Arbeit trifft,
„Manche Blume hat auch Gift,
Und du saugst aus allen Blumen."
„Ja," sagt sie zur Gärtnerin,
„Ja, das Gift laß ich darin!"

So ferner: „Eine faule Grille sang" ꝛc. und etwa die Erzählung von der Milchfrau: „Auf leichten Füßen lief ein artig Bauernweib". Gleims „Halladat oder das rote Buch zum Vorlesen in den Schulen" ist eine lange, staubige Pappelallee.

Zum Schlusse möge noch eine Mahnung des Dichters angeführt werden, die merkwürdigerweise heute mehr als je, namentlich auch auf dem Boden des deutschen Schrifttums, Beherzigung verdiente:

Laßt uns Deutsche sein und bleiben:
Deutscher Handschlag steht uns wohl!
Was wir denken, reden, schreiben,
Das sei deutschen Herzens voll!

Deutsches Herz hat deutsche Triebe,
Treibt zu deutscher Redlichkeit,
Treibt zu Vaterlandesliebe,
Treibt uns zur Bescheidenheit.

Laßt uns Deutsche sein und bleiben:
Deutscher Ausdruck steht uns wohl!
Was wir denken, reden, schreiben,
Sei des deutschen Geistes voll!

Deutscher Geist bleibt in den Schranken
Unsrer guten Menschlichkeit,
Lebt und webt in Lichtgedanken,
Hütet sich vor Dunkelheit!

Wer von unserm deutschen Boden
Will auf fremden Boden gehn,
Der soll unsers Klopstocks Oden
Weder lesen noch verstehn;

Der nehm unsern deutschen Segen
Mit auf seinen Weg zu Glück;
Dem sei wohl auf seinen Wegen,
Komm er aber nicht zurück!

Ein viel bedeutenderes Dichtertalent war Ewald Christian von Kleist und mit Rührung nehmen wir das kleine Bändchen zur Hand, das die Werke seines kurzen Lebens umschließt. Enthält es doch Perlen wie die Idylle „Irin" und die Fabel vom gelähmten Kranich.

„Der Herbst entlaubte schon den bunten Hain
Und streut' aus kalter Luft Reif auf die Flur,
Als am Gestad ein Heer von Kranichen
Zusammenkam, um in ein wirtbar Land,
Jenseit des Meers, zu ziehn. Ein Kranich, den
Des Jägers Pfeil am Fuß getroffen, saß
Allein, betrübt und stumm, und mehrte nicht
Das wilde Lustgeschrei der Schwärmenden
Und ward der laute Spott der frohen Schar.
„Ich bin durch meine Schuld nicht lahm," dacht' er
In sich gekehrt, „ich half so viel, als ihr,

Zum Wohl von unserm Staat. Mich trifft mit Recht
Spott und Verachtung nicht. Nur, ach! wie wird's
Mir auf der Reis' ergehn! Mir, dem der Schmerz
Mut und Vermögen raubt zum weiten Flug!

Ich Unglückseliger! Das Wasser wird
Bald mein gewisses Grab. Warum erschoß
Der Grausame mich nicht?" — Indessen weht
Gewogner Wind vom Land ins Meer. Die Schar
Beginnt, geordnet, jetzt die Reis' und eilt
Mit schnellen Flügeln fort und schreit vor Lust.
Der Kranke nur blieb weit zurück und ruht'
Auf Lotosblättern oft, womit die See
Bestreuet war, und seufzt' vor Gram und Schmerz.

Nach vielem Ruhn sah er das bessre Land,
Den güt'gern Himmel, der ihn plötzlich heilt.
Die Vorsicht*) leitet ihn beglückt dahin,
Und vielen Spöttern ward die Flut zum Grab.

Ihr, die die schwere Hand des Unglücks drückt,
Ihr Redlichen, die ihr, mit Harm erfüllt,
Das Leben oft verwünscht, verzaget nicht,
Und wagt die Reise durch das Leben nur!
Jenseits des Ufers gibt's ein besser Land,
Gefilde voller Lust erwarten euch!"

Das kleine Epos von Cissides und Paches feiert den Heldentod fürs Vaterland. Begeistert hebt eine Ode auf die preußische Armee mit den Worten an:

„Unüberwundnes Heer, mit dem Tod und Verderben
In Legionen Feinde dringt,
Um das der frohe Sieg die goldnen Flügel schwingt,
O Heer, bereit zum Siegen oder Sterben!
Sieh, Feinde, deren Last die Hügel fast versinken,
Den Erdkreis beben macht,
Ziehn gegen dich und drohn mit Qual und ew'ger Nacht;
Das Wasser fehlt, wo ihre Rosse trinken!" ...

Und ahnungsvoll schließt das Gedicht mit dem Ausblick:

„Auch ich, ich werde noch — vergönn es mir, o Himmel! —
Einher vor wenig Helden ziehn.
Ich seh' dich, stolzer Feind, den kleinen Haufen fliehn
Und find' Ehr' oder Tod im rasenden Getümmel."

„Nicht verschmäh ich auszugehen, Kleistens Frühling in der Tasche!" ruft der bekannte Griesgram Uhland. „Kleistens Frühling" ist eine umfangreiche beschreibende Dichtung voll anmutiger Bilder idyllischen Landlebens, Hallers „Alpen" verwandt, aber in reimlosen sechsfüßig jambisch-anapästischen Versen, oder, wie man's auch zu bezeichnen pflegt, „in Hexametern mit einer Vorschlags-

*) Vorsicht = Vorsehung.

fühe." Sie wurde bei ihrem Erscheinen, 1749, überaus freundlich aufgenommen. Wie in der wirklichen Welt blitzt auch hier durch die heitere Frühlingsluft der düstre Krieg mit seinen Schrecken.

„Hier, wo der gelehnete Fels, mit immer grünenden Tannen
Bewachsen, den bläulichen Strom zur Hälfte mit Schatten bedecket,
Hier will ich ins Grüne mich setzen. — O welch ein Gelächter der Freude
Belebt rund um mich das Land! Friedfertige Dörfer und Herden
Und Hügel und Wälder! Wo soll mein irrendes Auge sich ausruhn?
Hier unter der grünenden Saat, die sich in schmälernden Beeten,
Mit bunten Blumen durchwirkt, in weiter Ferne verlieret?
Dort unter den Teichen, bekränzt mit Rosenhecken und Schlehdorn?
Auf einmal reißet mein Auge der allgewaltige Belt fort,
Ein blauer Abgrund voll tanzender Wellen. Die strahlende Sonne
Wirft einen Himmel voll Sterne darauf. Die Riesen des Wassers
Durchtaumeln, aufs neue belebt, die unabsehbare Fläche.
Sieh, ländliche Muse, den Anger voll finsterer Rosse! Sie werfen
Den Nacken empor und stampfen mit freudig wiehernder Stimme;
Der Fichtenwald wiehert zurück. Gefleckte Kühe durchwaten,
Geführt vom ernsten Stier, des Meierhofs büschichte Stümpfe.
Ein Gang von Eichen und Weiden führt zu ihm, und hinter ihm hebt sich
Ein Rebengebirg empor, mit Thyrsusstäben bepflanzet:
Ein Teil ist mit Schimmer umwebt, in Flor der andre gehüllet;
Jetzt flieht die Wolke: der Schimmer eilt staffelweis über den andern.
Die Lerche besteiget die Luft, sieht unter sich selige Täler,
Bleibt schweben und jubilieret. Der Klang des wirbelnden Liedes
Ergötzt den ackernden Landmann. Er horcht gen Himmel: dann lehnt er
Sich über den wühlenden Pflug, wirft braune Wellen aufs Erdreich,
Verfolgt von Krähen und Elstern. Der Säemann schreitet gemessen,
Gießt goldenen Regen ihm nach. — O streute der fleißige Landwirt
Für sich den Samen doch aus! Wenn ihn sein Weinstock doch tränkte,
Zu seinem Munde die Zweige mit saftigen Früchten sich beugten!
Allein der gefräßige Krieg, vom zähnebleckenden Hunger
Und rasenden Horden begleitet, verheeret oft Arbeit und Hoffnung.
Gleich Hagel, vom Sturme geschleudert, zerschlägt er die nährenden Halme,
Reißt Stab und Rebe zu Boden, entzündet Dörfer und Wälder
Zur Luft? — Wo bin ich? Es blitzen die ehernen Gebirge von Waffen;
Es wälzen sich Wolken voll Feuer aus offenen ehernen Rachen
Und donnern und werfen mit Keilen umher. Zerrissene Menschen
Erfüllen den schrecklichen Sand. Des Himmels allsehendes Auge
Verhüllt sich, die Grausamkeit scheuend, in blaue Finsternis. Siehe
Den blühenden Jüngling. Er legt sein Haupt an seinen Gefährten
Und hält das strömende Blut und seine fliehende Seele
Noch auf und hoffet die Braut noch wiederzusehn und zitternd
Von ihren Lippen den Lohn der langen Treue zu ernten.
Ein Schwert zerspaltet ihn jetzt. Sie wird in Tränen zerrinnen,
In ihm wird ein Lehrer der Nachwelt, ein heiliger Dichter erblassen. . . .

Wir haben gerade deshalb diesen Ausschnitt gewählt, weil auch hier wieder die Todesahnung unseres Kleist auftaucht.

Bei allen Schranken, in die wir sein Dichtertalent gebannt sehen, berührt es uns wohltuend, daß seine Poesien der edle Abdruck der Wirklichkeit und einer wackern Gesinnung sind. Ein gewisser weich elegischer Zug steht ihnen wohl.

Das Leben legte Kleist viel Entsagung auf. Geboren 1715 in dem Dorfe Zeblin bei Köslin in Hinterpommern, mußte er, nachdem er eine sorgfältige Bildung genossen, seiner Neigung zuwider den Büchern entsagen und die militärische Laufbahn betreten, erst in Dänemark und dann nach Friedrichs Regierungsantritt in Preußen. Seine Geliebte vermählte sich mit einem andern. In Potsdam an einer schweren Verwundung darnieder liegend, die er in einem Duell erhalten, wurde er von Gleim besucht und zur Dichtkunst ermuntert. 1752, nach der Weise damaliger Zeit, als Werbeoffizier nach Zürich gesandt und mit Bodmer, Breitinger und Wieland bekannt. Aber so wohl es ihm hier gefiel, bald mußte er bei Nacht und Nebel verschwinden, um als Werber nicht verhaftet zu werden. In Leipzig, wo ihm die Aufsicht über ein großes Lazarett übertragen war, wurde er durch die Bekanntschaft mit Lessing auf viele Stunden der Schwermut entrissen, die ihn umdrohte. Nachdem er sich in Franken und Sachsen als tüchtiger Führer und tapferer Streiter ausgewiesen, marschierte er mit dem Heere Finks in die Gegend von Frankfurt a. O., um den Russen und Österreichern entgegenzutreten, denen es gelungen war, sich zu verbinden, und die nun im Osten übel hausten.

Am 12. August 1759 nahm Friedrich d. Gr. bei Kunersdorf den Kampf gegen die vereinigten Feinde auf. Schon hatte Kleist mit seinem Bataillon drei russische Batterien erstürmt und, an der Rechten verwundet, den Degen mit der Linken gefaßt, da stieß er auf eine vierte Batterie und wurde von einer Kugel am linken Arm getroffen. Gleichwohl vorwärts drängend, sank er dreißig Schritt vom Feind entfernt von seinem Pferde, weil ein Kartätschenschuß sein linkes Bein zerschmettert hatte. „Kinder, verlaßt euern König nicht!" Mit diesen Worten fiel er in Ohnmacht. Ein Wundarzt war sofort bei der Hand, ihn zu verbinden, wurde aber durch eine Kugel niedergestreckt. Die Russen drangen vor und die Kosaken rissen Kleist alle Kleider vom Leibe und warfen ihn in einen Sumpf. Russische Husaren erbarmten sich seiner, zogen ihn aus dem Wasser, legten ihn bei ihrem Wachtfeuer aufs Stroh, bedeckten ihn mit einem Mantel, erquickten ihn mit Wasser und Brot und warfen ihm ein Achtgroschenstück zu. Aber neue Kosaken raubten ihm alles. Um Mittag des folgenden Tages kam ein russischer Offizier vorbei und ließ ihn auf einem Wagen nach Frankfurt schaffen. Aber nun waren die Wunden entzündet und zwölf Tage nach der Schlacht gab der Held, der so vieles erduldet, seinen Geist auf. Er wurde mit kriegerischen Ehren bestattet, und auch ein Degen auf dem Sarg fehlte nicht. Denn ein Russe schnallte den seinigen ab und legte ihn hin.

Während der Wormser Götz, obgleich Feldprediger bei einem französischen Regiment und später Superintendent in der Unterpfalz, zeitlebens der leichtsinnigen Anakreontik huldigte und mit dem geistlosen Gedichte „die Mädcheninsel" sogar des spröden Königs Friedrich Beifall erwarb, wandten sich

später auch Uz aus Ansbach und J. G. Jakobi aus Düsseldorf ernsteren und würdigeren Stoffen zu. „Hier haben Sie ein kleines Gedicht," schrieb Jakobi 1769 an Klotz, „worin kein einziger Amor vorkommt. Überhaupt werde ich den Knaben bald abschaffen, damit er bei mir nicht zum Invaliden wird." Jakobis Liedchen „Wie Feld und Au so blinkend im Tau" ꝛc. war so anmutig, daß Goethe im Alter es für das seinige hielt.

Eine eigene Stellung im Dichterkreise jener Zeit behauptete Ramler aus Kolberg in Berlin, Professor an der Kadettenschule. Sein Sinn für Form und Versbau war so allgemein anerkannt, daß manche Dichter, sogar Lessing, ihm ihre Arbeiten zum Feilen anvertrauten. Er lieferte den Text zu Grauns Cantate: „Der Tod Jesu." Manchen seiner pomphaften Oden fehlt es an Seele.

Der Bauerntochter Karsch aus Schlesien war ein hübsches Talent geschenkt, aus dem Stegreif zu dichten, und ob es sich auch nicht zu reiner Höhe aufarbeitete, fand es doch in des Königs Umgebung so viel Beachtung, daß die Frau aus unerquicklichen Verhältnissen (ihr zweiter Mann, der Schneider Karsch, war dem Trunk ergeben) herausgehoben wurde.

Ewald Christian von Kleist.
(Nach dem Kupferstich von J. M. Bernigeroth.)

„Auf überlebtes Elend blick ich nieder
Und nenne deinen Namen laut vor einer Welt,
Der dieses dir geweihte Opfer meiner Lieder
Wie deine schöne Tat gefällt!"

rief sie dankbar ihrem Wohltäter zu, dem Freiherrn von Kottwitz.

Siebente Periode.

In der Zeit der klassischen Blüte.

Von Klopstocks Auftreten bis zu Goethes Tod. (1748–1832.)

Überblick.

Kein Augustisch Alter blühte,
Keines Mediceers Güte
Lächelte der deutschen Kunst.
Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme;
Sie entfaltete die Blume
Nicht am Strahl der Fürstengunst.
Von dem größten deutschen Sohne,
Von des großen Friedrichs Throne
Ging sie schutzlos, ungeehrt.

Ruhmend darf's der Deutsche sagen,
Hoher darf das Herz ihm schlagen
Selbst erschuf er sich den Wert.
Darum steigt in höherm Bogen
Darum strömt in vollern Wogen
Deutscher Barden Hochgesang
Und in eigner Fülle schwellend,
Und aus Herzens Tiefen quellend,
Spottet er der Regeln Zwang.

Schiller

Lange, lange war die deutsche Dichtung in bloßer Nachahmung stecken geblieben. Aber in der Schule der Fremden reifte sie allmählich so weit heran, daß sie es wagte, eigene Pfade zu gehn, ein selbständiges Leben zu leben. Italiener, Spanier, Franzosen, Engländer, alle sonnten sich im hellen Glanz eines goldenen Zeitalters der Literatur. Die Italiener freuten sich ihres Dante, Boccaccio, Petrarka, Ariosto, Tasso, die Spanier redeten mit spanischem Stolze von Cervantes, Lope, Calderon, die Franzosen glorierten mit Corneilles, Racine, Molieres, Lafontaine, Voltaire, Rousseau. Die Werke der Engländer Shakespeare und Milton, auch eines Swift, Sterne, Richardson ꝛc. leuchteten wie Riesengipfel über das Meer nach dem Festland herüber. Wo waren die deutschen Werke der Weltliteratur? Freilich, deutsche Tondichter ragten gigantisch unter denen der andern Nationen hervor, ein Joh. Sebastian Bach mit seiner unerschöpflichen Fülle herrlichster Präludien, Choräle, Motetten, Cantaten, Passionsmusiken. — „dieser Bach ist ein Meer" — ein Friedrich Händel mit seinen majestätischen, glanzvoll wuchtigen Oratorien, ein Gluck mit seinen Opern, ein Haydn mit seinem frühlingsfrischen, kristallklaren Melodienborn — und bald auch Meister wie

Mozart, Beethoven und wie sie alle heißen, die Tröster der Menschheit mit dem Zauberstabe der Töne. Aber wo blieben die großen Poeten? Sie fehlten — und die Franzosen sagten es offen, den Deutschen gebreche es an Geschmack, an Genie. Aber es sollte anders kommen. Rasch nacheinander wurden uns Dichter und Denker geschenkt, deren Werke die Beglaubigung eigenen Lebens auf der Stirne trugen, von denen die Fremden lernen konnten.

Und merkwürdig, gerade zu einer Zeit, da das Reich eine morsche Ruine geworden war, da es nach Goethes Worten ging: „Das liebe heilge römische Reich, wie hälts nur noch zusammen?" und: „Ein garstig Lied, pfui, ein politisch Lied! Dankt Gott mit jedem Morgen, daß ihr nicht braucht fürs römische Reich zu sorgen!" da aber Preußen unter seinen strebsamen Hohenzollern sich allmählich als Vormacht, als protestantische Vormacht obenauf arbeitete, da stellten sich die Klassiker ein. Es gibt Frühobst und Spätobst, hat Flattich gesagt, und **das Frühobst ist nicht immer das beste.**..

Paarweise traten nun die bedeutenden Dichter auf. Klopstock und Wieland, die den gleichen Kontrast vertreten wie weiland Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg, Klopstock Gott und seinem Messias, der Unendlichkeit und Ewigkeit zugewandt, Wieland dagegen mit allen suchenden Sinnen der Welt und dem, was sie bietet an Lust, der eine einseitig schwungvoll erhaben, der andere scherzend und oft frivol beweglich, erreglich und graziös, dann Lessing und Herder, beide mehr Kritiker und Theoretiker als Dichter, der eine mit sieghaft beweisendem Scharfsinn, der andre mit der Gabe feuriger Empfindung, Lessing der Gesetzgeber der poetischen Form, Herder der Pfadfinder zu den ewigen Quellen der Poesie in Volksgeist und Natur, der eine vom Drama ausgehend und immer wieder zu ihm zurückkehrend, der andere feinfühlig verständnisvoll den Stimmen der Völker in Liedern lauschend, endlich Goethe und Schiller, der Realist und der Idealist, so urverschieden und doch so ähnlich, am Fuße des Berges so weit auseinander die Wandrung beginnend und doch auf der Höhe zusammentreffend und deshalb von Nietzsche nebeneinandergestellt in einem Bildwerk und friedlich greifend in einen Kranz. Wenden wir denn ihnen und ihren Genossen der Reihe nach unsre Betrachtung zu.

Friedrich Gottlieb Klopstock.

Wer wird nicht einen Klopstock loben?
Doch wird ihn jeder lesen? Nein!
Wir wollen weniger erhoben
Und fleißiger gelesen sein.

Lessing (Epigramme)

Im Jahre 1748 tauchte in den Bremer Beiträgen der Anfang einer Dichtung auf, die mit den Worten anhob:

„Sing, unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung,
Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,
Und durch die er Adams Geschlecht zu der Liebe der Gottheit,
Leidend, getötet und verherrlichet, wieder erhöht hat.
Also geschah des Ewigen Wille. Vergebens erhub sich
Satan gegen den göttlichen Sohn; umsonst stand Juda
Gegen ihn auf: er tats und vollbrachte die große Versöhnung.
Aber, o Tat, die allein der Allbarmherzige kennet,
Darf aus dunkler Ferne sich auch dir nahen die Dichtkunst?
Weihe sie, Geist Schöpfer, vor dem ich hier still anbete,
Führe sie mir als deine Nachahmerin, voller Entzückung,
Voll unsterblicher Kraft, in verklärter Schönheit entgegen!
Rüste mit deinem Feuer sie, du, der die Tiefen der Gottheit
Schaut und den Menschen, aus Staube gemacht, zum Tempel sich heiligt!
Rein sei das Herz! So darf ich, obwohl mit der bebenden Stimme
Eines Sterblichen, doch den Gottversöhner besingen
Und die furchtbare Bahn mit verziehnem Staunen durchlaufen
Menschen, wenn ihr die Hoheit kennt, die ihr damals empfinget,
Da der Schöpfer der Welt Versöhner wurde, so höret
Meinen Gesang, und ihr vor allen, ihr wenigen Edeln,
Teure, herzliche Freunde des liebenswürdigen Mittlers,
Ihr mit dem kommenden Weltgerichte vertrauliche Seelen,
Hört mich und singt den ewigen Sohn durch ein göttliches Leben!

Und nach dieser Einleitung, die statt der antiken Muse die dichtende „unsterbliche Seele", dann in weihevollem Gebete Gott und endlich die christlichen Leser anrief, die „herzlichen Freunde des liebenswürdigen Mittlers", setzte eine Erzählung ein, die in drei umfangreichen „Gesängen" des staunenden Lesers Phantasie bald in die von heiligen Lobliedern rauschenden Sphären des Himmels mit den strahlenden Sonnen, bald in die Tiefen der schreckenden Hölle mit dunkel aufstarrenden Felsen, Feuer und Rauchdampf und bald wieder auf die Gefilde der mütterlichen Erde und nach Jerusalem, der „Stadt der Herrlichkeit Gottes", führte.

Alles an dieser Dichtung war neu und unerhört und machte Aufsehen: Der mit Kühnheit gewählte Stoff, der Schauplatz, die Engel und Teufel als mit-

handelnde Wesen, das in den zärtlichsten und heftigsten Empfindungen wogende, sich rückhaltlos offenbarende Herz, die Sprache mit ihrem erhabenen Schwung, ihren freien Wendungen und Wortfügungen, das antike Versmaß ohne Reim; gleich waren die einen Leser hingerissen, sie fühlten: da war einmal wieder echte Poesie, nicht erkünstelt, nicht erlernt und nicht erlernbar, aus dem Herzen brechend wie Wogensturz und die Herzen ergreifend; sie nahmen leidenschaftlich Partei und fühlten sich und die deutsche Poesie um eine Stufe höher gehoben, die andern — Gottsched und seine Trabanten, wandten sich unwillig ab, sahen alle schönen französischen Regeln über den Haufen geworfen und den Lohensteinischen Schwulst, den längst verurteilten, wieder erwacht, sie spotteten über das neue Gestirn, es mußte zum mindesten ein Irrstern sein, und wieder andre wußten nicht, was sie sagen sollten und — schwiegen, z. B. Gellert.

Klopstocks Geburtshaus in Quedlinburg.

Der Dichter — vernahm man — war noch Student und trug den wunderlichen Namen Klopstock. Folgen wir dem einfachen Gang seines Lebens. Das hilft uns seine Oden erklären.

Friedrich Gottlieb Klopstock erblickte das Licht der Welt zu Quedlinburg am Harz in einem kleinen Haus gegenüber der von Kaiser Heinrich dem Finkler gestifteten Abtei, am 2. Juli 1724, und teilte die Liebe seiner Eltern mit dreizehn jüngern Geschwistern. In Quedlinburg hatten einst Scriver und später Gottfried Arnold gewirkt, und Klopstocks Vater, ein Rechtsanwalt, war ein originell frommer Mann, allem französischen Wesen feind, glaubte an Ahnungen und pflegte oft in der Nacht wie Martin Luther mit dem Teufel zu streiten. Als einst in einer Gesellschaft Spottreden fielen, fuhr er auf, schlug an seinen Degen und rief: „Meine Herren, wer etwas wider den lieben Gott spricht, das nehme ich als Beleidigung gegen mich selber an und der muß sich mit mir schlagen!" Die Mutter war eine treffliche Hausfrau, und auf das weiche Gemüt des Knaben machte auch die Frömmigkeit einer ehrwürdigen Großmutter tiefen Eindruck.

Als unser Dichter noch ein kleiner Knabe war, pachtete der Vater das in der Grafschaft Mansfeld gelegene Gut Friedeburg und in muntern Wagnissen des Kletterns, Schwimmens, Ringens, Jagens und Schlittschuhlaufens erstarkte

die jugendliche Kraft. Auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt und in sechsjährigem Studium in dem altertümlich an der Saale thronenden Schulpforta, einem ehemaligen Cistercienserstift, erwarb sich der Jüngling eine tüchtige Kenntnis der alten Sprachen. Schon der Zögling von Schulpforta fühlte sich zum Dichter berufen und suchte sich in der deutschen Geschichte den Helden zur Verherrlichung. „Früh hab ich mich dir geweiht" redete er später das Vaterland an; „schon da mein Herz den ersten Schlag der Ehrbegierde schlug, erkor ich unter den Lanzen und Harnischen Heinrich, deinen Befreier, zu singen. Allein ich sah die höhere Bahn und entflammt von mehr denn nur Ehrbegier zog ich weit sie vor." Vernehmlich durch einen Traum bestimmt, beschloß er, nicht den König Heinrich, sondern den Messias, den Erlöser, zu besingen, und entwarf sofort den ganzen Plan. Kräftiges Öl ins Feuer seiner Begeisterung goß dann die Kenntnis von des englischen Dichters Milton großartiger Dichtung „Das verlorne Paradies", 1732 von Bodmer übersetzt. Und merkwürdig bleibt für alle Zeit die Abschiedsrede, die Klopstock im Herbst 1745 in Schulpforta bei seinem Übergang an die Hochschule gehalten. Nachdem er mit einsichtigen Worten die epischen Dichter der Alten, dann namentlich seinen Milton gepriesen, rief er aus: „Durch die Tat, durch ein großes unsterbliches Werk muß gezeigt werden, was wir vermögen. . . . Wofern aber unter den gegenwärtig lebenden Dichtern der noch nicht gefunden würde, der bestimmt ist, sein Deutschland mit diesem Ruhme zu schmücken, o so werde geboren großer Tag, der diesen Sänger hervorbringen, und du, o Sonne, eile schneller herbei, die ihn zuerst erblicken und mit freundlichem Antlitz bestrahlen soll. Ihn mögen die Tugend und die Weisheit mit der himmlischen Muse in ihren Armen wiegen! Vor seinen Augen eröffne sich das ganze Gebiet der Natur und die andern unzugängliche Größe der verehrungswürdigen Religion! Selbst die Ordnung der künftigen Jahrhunderte bleibe ihm nicht ganz verschlossen. Von diesen seinen Lehrerinnen werde er gebildet, des menschlichen Geschlechtes, der Unsterblichkeit und Gottes selbst den er vorzüglich preisen wird, würdig!"

In Jena schrieb Klopstock die drei ersten Gesänge des Messias in Prosa nieder und siedelte dann, dem wüsten Treiben „der wilden Jäger an der Saale", wie Goethe die Jenenser Studenten nannte, abhold, nach Leipzig über, mietete sich mit Schmidt, seinem Vetter, in einem gemeinsamen Zimmer ein, teilte ihm sein Geheimnis mit und wurde mit sich einig, sein Werk ins Gewand des homerischen Verses, des Hexameters, einzukleiden. Im Kreise zahlreicher strebender Freunde verlebte der Dichter schöne, fruchtreiche Tage und wie die ersten Gesänge des Messias wirkten, ist bekannt.

Man erwartete noch Größeres von dem Dichter. Aber wie er hier in der Jugend erschienen, so erschien er später als Greis. Er machte künstlerisch keine Fortschritte. Nicht blind für die Schwächen des Messias, nahm Lessing diesen doch entschlossen in Schutz. Herder lobte ihn mit hohen Worten und Immanuel Kant, der große Philosoph, stellte ihn über die Epen Homers, weil sein Inhalt ins Hohe und Edle, nicht bloß ins Abenteuerliche falle.

Friedrich Gottlieb Klopstock.

(Nach dem Gemälde von J. Juel 1780, gestochen von A. W. Böhm.)

Die folgenden Gesänge rückten nur langsam vor. Der Dichter feierte in feurigen Oden mit griechischem Schwung „Die künftige Geliebte" und seinen Freundeskreis. 1748 fand er als Hauslehrer in Langensalza ein bescheidenes Aus- und Unterkommen. Da sah er sein Bäschen Marie Sophie Schmidt, die Schwester seines Freundes, und feierte sie in überströmenden Oden als seine Fanny, warb aber nur gehalten und schüchtern um sie und wurde nicht durch Gegenliebe beglückt. Das Mädchen war schlank und hochgewachsen, Klopstock nur von kleiner Gestalt, sie begütert, er mittellos, und von einer Verbindung für das Leben wollten die Verwandten nichts wissen.

Wer fühlt nicht die Gewalt der Empfindung, wie sie durch folgende Strophen flutet:

An Fanny.

„Wenn einst ich tot bin, wenn mein Gebein zu Staub
Ist eingesunken, wenn du, mein Auge, nun
Lang' über meines Lebens Schicksal,
Brechend im Tode, nun ausgeweint hast
Und stillanbetend da, wo die Zukunft ist,
Nicht mehr hinaufblickst, wenn mein ersungener Ruhm,
Die Frucht von meiner Jünglingsträne
Und von der Liebe zu dir, Messias,
Nun auch verweht ist oder von wenigen
In jene Welt hinübergerettet ward:
Wenn du alsdann auch, meine Fanny,
Lange schon tot bist und deines Auges
Stillheitres Lächeln und sein beseelter Blick
Auch ist verloschen, wenn du, vom Volke nicht
Bemerket, deines ganzen Lebens
Edlere Taten nunmehr getan hast,
Des Nachruhms werter als ein unsterblich Lied,
Ach, wenn du dann auch einen Beglückteren
Als mich geliebt hast — laß den Stolz mir,
Einen Beglückteren, doch nicht Edleren —:
Dann wird ein Tag sein, den werd' ich auferstehn!
Dann wird ein Tag sein, den wirst du auferstehn!
Dann trennt kein Schicksal mehr die Seelen,
Die du einander, Natur, bestimmtest;
Dann wägt, die Wagschal' in der gehobnen Hand,
Gott Glück und Tugend gegen einander gleich;
Was in der Dinge Lauf mißklingt,
Tönet in ewigen Harmonien.
Wenn dann du dastehst, jugendlich auferweckt,
Dann eil' ich zu dir, säume nicht, bis mich erst
Ein Seraph bei der Rechten fasse
Und mich, Unsterbliche, zu dir führe.
Dann soll dein Bruder, innig von mir umarmt,
Zu dir auch eilen; dann will ich tränenvoll,
Voll froher Tränen jenes Lebens,
Neben dir stehn, dich mit Namen nennen
Und dich umarmen. Dann, o Unsterblichkeit,

Gehörst du ganz uns. Kommt, die das Lied nicht singt,
Kommt, unaussprechlich süße Freuden!
So unaussprechlich, als jetzt mein Schmerz ist.
Rinn unterdes, o Leben! Sie kommt gewiß,
Die Stunde, die uns nach der Cypresse ruft.
Ihr anderen, seid der schwermutvollen
Liebe geweiht und umwölkt und dunkel!"

Werfen wir nicht Lessing einen lachenden Blick zu wenn er scherzte, es sei verwegen, Gott so ernst um eine Frau zu bitten?

Inzwischen sah sich Klopstock nach einem Amt um, das ihm ein hinreichendes Auskommen einbrächte, ohne ihm Zeit und Kraft für den Messias zu rauben, und da er gehört, welchen Anteil Professor Bodmer in Zürich an seinem dichterischen Schaffen genommen, so wandte er sich in enthusiastischen Briefen an ihn und machte ihn zum Vertrauten seiner intimsten Wünsche. Entzückt über die Hingabe des jungen Dichters der sich noch dazu als seinen Schüler bekannte, wurde Bodmer Feuer und Flamme und setzte Himmel und Erde für seinen Schützling in Bewegung, schrieb an Haller in Göttingen und nach allen Seiten, dem Dichter eine Stellung zu verschaffen, sogar an Fanny um sie umzustimmen. Schließlich lud er Klopstock zu sich in sein Haus nach Zürich ein, und zu Ostern 1750 legte dieser seine Hofmeisterstelle nieder, besuchte seine Eltern machte Bekanntschaft mit Gleim und vielen andern und gab oft Bruchstücke aus seinem Epos zum Besten. „Ich habe," schrieb er an Fanny, „von Lazarus und Cidli oft vorlesen müssen, mitten in einem Ringe von Mädchen, die entfernter wieder von Männern eingeschlossen wurden. Man hat mich mit Tränen belohnt. Wie glücklich war ich und ach wie viel glücklicher würde ich sein . . ."

Besonders erfreulich war ihm jetzt auch, daß eine Berufung für ihn in Aussicht stand. Der Graf von Bernstorff, zum Staatsrat in Kopenhagen ernannt hatte nämlich versprochen ihm zur Vollendung seines Werkes beim Könige Friedrich von Dänemark eine Pension auszuwirken und für nachher die Stelle **eines Hofpredigers oder Professors.**

Da sich indessen die Sache verzog, beschloß der Dichter, der Einladung Bodmers zu folgen, und reiste, von zwei Schweizern, Sulzer und Schultheß, begleitet, ab. Am 23. Juli langte Klopstock in Zürich an und wurde von Bodmer — dieser hatte ihm zur Reise 300 Taler gesandt — mit wärmstem Enthusiasmus aufgenommen. „Ich habe die Freude ganz genossen," schrieb der Ankömmling, „den ehrlichsten Mann das erstemal in meinem Leben zu sehen . . . Freude wahre Freude ist mir im vollsten Maße zu teil geworden. So viele wahre Menschen, die ich überdies habe kennen lernen, und die mich lieben! Das Glück bezahlt mir nicht das Gold der ganzen Erde!" Und in ähnlicher Weise schrieb Bodmer einem Freunde, daß er nach dem ersten Zusammentreffen mit Klopstock **die ganze Nacht in Ekstase gelegen.**

Allein: „Mißverständnisse entstehen gewöhnlich da, wo man sich nicht versteht!" In persönlicher Berührung bildeten das Alter und die Charaktere der beiden bald empfindliche Reibungsflächen. Bodmer war mit seinen 52 Jahren

ein bestandener Mann, Klopstock der frei erzogene, ungebundene Jüngling, ja denn doch eigentlich noch ein grüner Junge, den der Ruhm zu verhätscheln begonnen hatte. Bodmer hatte sich gedacht, in dem von ihm verehrten Dichter einen nachdenksamen, von messianischem Ernste durchdrungenen Jüngling zu finden, der unter seinem Dach in stillen Stunden der Weihe, in Gemeinschaft mit ihm, das größte Werk des Jahrhunderts vollenden sollte, und Klopstock hatte von Langensalza aus geschrieben: „Lassen Sie mich's noch einmal sagen: Wie freue ich mich auf Ihren Umgang! Was für ein himmlisches Leben wollen wir zusammen führen: Uns nur und Ihren Freunden bekannt, wie wollen wir uns, dem sterblichen Auge unsichtbar, freuen, unterdes daß man mich in der Stadt für einen Reisenden hält, der gekommen ist, in Ihrer öffentlichen Bibliothek ein Manuskript abzuschreiben, oder für einen wunderlichen Menschen, der bisweilen stumm wird und sich oft auf eine seltsame Art beklagt, daß er nicht die Gnade hat, unterweilen taub zu werden. Denn Ihre Stadt wird ja vermutlich nicht ganz rein von Leuten sein, die man Schwätzer nennt und deren Gesellschaft, wenn man sich auch noch so klug zurückzuziehen glaubt, man doch nicht allezeit entkommen kann." . . . Bald nachher aber auch: „Zu einer schönen Gegend gehören bei mir zwar auch Berge, Täler, Seen, aber viel vorzüglicher die Wohnungen der Freunde; wie weit und in welcher Situation wohnen Breitinger, Hirzel, Waser, Tscharner um Sie her? Und noch eine Frage, die auch einigermaßen bei mir mit zur Gegend gehört; denn

Mein Leben ist nun zum Punkt der Jünglingsjahre gestiegen –

wie weit wohnen Mädchen Ihrer Bekanntschaft von Ihnen, von denen Sie glaubten, daß ich einen Umgang mit ihnen haben könnte? Das Herz der Mädchen ist eine große, weite Aussicht der Natur, in deren Labyrinth ein Dichter oft gegangen sein muß, wenn er ein tiefsinniger Weiser sein will. Nur dürften die Mädchens so nichts von meiner Geschichte wissen: denn sie möchten sonst vielleicht sehr ohne Ursache zurückhaltend werden."

Klopstock baute heimlich schon auf seine Berufung nach Kopenhagen und wenn er nun von Bodmers Haus auf der Höhe aus die Stadt mit den zahlreichen jungen Verehrern, das blühende Tal, den schimmernden See und das ganze reizvolle Gefilde bis ferne zu silberner Alpen Höh übersah, so trieb es den Vogel, frei auf grünen Zweigen zu hüpfen, und umsonst suchte Bodmer ihn in seinen Käfig zu bannen. Der Gast fragte nicht nach seinem „Gastfreund". „Er denket nicht nach," klagte Bodmer in einem uns erhaltenen Briefe, „was für ein gutes, großes Exempel der Messiasdichter der Welt schuldig ist."

Aus der Fülle des Lebens wollte Klopstock schöpfen und es nun einmal genießen, freilich, wie er in seiner Ode sagte: „Der Zürchersee", „nicht unwürdig der Ewigkeit." Dem Dichter zu Ehren unternahmen die jungen Freunde manche Partie und namentlich ist die durch jene Ode gefeierte Lustfahrt am 30. Juli bekannt geworden. Zwei Tage nachher schrieb Klopstock an Schmidt:

„Ich kann Ihnen sagen, ich habe mich lange nicht so ununterbrochen, so wild, und so lange Zeit auf einmal, als diesen schönen Tag, gefreuet. Die Ge-

sellschaft bestand aus sechzehn Personen, halb Frauenzimmer. Hier ist es Mode daß die Mädchen die Mannspersonen ausschweifend selten sprechen und sich nur unter einander Visiten geben. Man schmeichelte mir, ich hätte das Wunder einer so außerordentlichen Gesellschaft zu Wege gebracht. Wir fuhren Morgens um fünf Uhr auf einem der größten Schiffe des Sees aus. Der See ist unvergleichlich eben hat grünlich helles Wasser, beide Gestade bestehn aus hohen Weingebirgen, die mit Landgütern und Lusthäusern ganz voll besäet sind. Wo sich der See wendet, sieht man eine lange Reihe Alpen gegen sich die recht in den Himmel hineingrenzen. Ich habe noch niemals eine so durchgehends schöne Aussicht gesehen.

Nachdem wir eine Stunde gefahren waren frühstückten wir auf einem Landgute dicht an dem See. Hier breitete sich die Gesellschaft weiter aus und lernte sich völlig kennen. D. Hirzels Frau, jung, mit vielsagenden blauen Augen, die Hallers Doris unvergleichlich wehmütig singt, war die Herrin der Gesellschaft. Sie verstehen es doch, weil sie mir zugefallen war. Ich wurde ihr aber bei Zeiten untreu. Das jüngste Mädchen der Gesellschaft, das schönste unter allen, und das die schwärzesten Augen hatte, Dem. Schinz eines artigen jungen Menschen, der auch mit zugegen war, Schwester, brachte mich sehr bald zu dieser Untreue. Sobald ich es das erstemal auf zwanzig Schritte sah so schlug mir mein Herz schon: denn es sah derjenigen völlig gleich, die in ihrem zwölften Jahre zu mir sagte, daß sie ganz mein wäre. Diese Geschichte muß ich ihnen nicht auserzählen. Das Mädchen in seiner siebenzehnjährigen Unschuld, da es so unvermutet so viel und ihm so neue Sachen hörte, und zwar von mir hörte, vor dem es sein schwarzes schönes Auge mit einer so sanften und liebenswürdigen Ehrerbietung niederschlug, öfters große und unerwartete Gedanken sagte und einmal in einer entzückenden Stellung und Hitze erklärte, ich sollte selbst bedenken, wie hoch derjenige von ihm geschätzt werden müßte, der es zuerst gelehrt hatte, sich würdigere Vorstellungen von Gott zu machen. . .

Wir hatten zu Mittage etliche Meilen von Zürich auf einem Landhause gespeist. Wir fuhren hierauf dem See gegenüber auf eine mit einem Walde bedeckte Insel (Halbinsel). Hier blieben wir am längsten. Wir speisten gegen Abend an dem Ufer. Da wir abfuhren, stieg meine Untreue gegen Madam Hirzel auf den höchsten Grad: denn ich führte Dem. Schinz statt ihrer ins Schiff. Wir stiegen unterwegs verschiednemal aus, gingen an den Ufern spazieren und genossen den schönsten Abend ganz. Um zehn Uhr stiegen wir erst wieder in Zürich aus. Mad. Müralt, von der Familie des bekannten Müralt, ist diejenige bei der ich künftig Frauenzimmergesellschaften antreffen werde.' . .

Die Freude, die der Dichter genossen, ließ er dann in den bekannten asklepiadischen Strophen ausströmen, in denen er der Reihe nach den Lenz und die Liebe, den Wein, im Sokratischen Becher genossen, (mit Maß also) den Dichterberuf, aber am wärmsten die Freundschaft preist:

„Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht,
Auf die Fluren verstreut,

Schöner ein froh Gesicht, das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt!"

„Reizvoll", lautet der Schluß,

„Reizvoll klinget des Ruhms lockender Silberton
In das schlagende Herz und die Unsterblichkeit
Ist ein großer Gedanke,
Ist des Schweißes der Edlen wert.

Durch der Lieder Gewalt bei der Urenkelin
Sohn und Tochter noch sein, mit der Entzückung Ton
Oft beim Namen genennet,
Oft gerufen vom Grabe her,

Dann ihr sanfteres Herz bilden und, Liebe, dich,
Fromme Tugend, dich auch gießen ins sanfte Herz
Ist, beim Himmel, nicht wenig,
Ist des Schweißes der Edeln wert.

Aber süßer ist noch, schöner und reizender:
In dem Arme des Freunds wissen ein Freund zu sein,
So das Leben genießen,
Nicht unwürdig der Ewigkeit.

Treuer Zärtlichkeit voll, in den Umschattungen,
In den Lüften des Walds und mit gesenktem Blick
Auf die silberne Welle
Tat ich schweigend den frommen Wunsch:

Wäret ihr auch bei uns, die ihr mich ferne liebt,
In des Vaterlands Schoß einsam von mir verstreut,
Die in seligen Stunden
Meine suchende Seele fand:

O, so bauten wir hier Hütten der Freundschaft uns!
Ewig wohnten wir hier, ewig! Der Schattenwald
Wandelt' uns sich in Tempe,
Jenes Tal in Elysium!"

Endlich — Klopstock hatte anfangs September die Zusage aus Kopenhagen bekommen — erlebte Bodmer den Schmerz, daß sich sein Gast mit ihm überwarf, sein Haus verließ und sich bei dem jungen Kaufmann Rahn in der Stadt niederließ, der kurz zuvor die Kunst erfunden hatte, bunte Blumen auf weiße Seide zu drucken und ihm großmütig gegen kleine Bemühungen einen Anteil an dem erwarteten Gewinn überließ. Die beiden wurden enger miteinander verbunden; denn Rahn heiratete später eine Schwester Klopstocks und gründete in Lingbye bei Kopenhagen eine Fabrik, an welcher der Dichter Anteil hatte. Die Berufung aus Dänemark traf ein und nach einem achtmonatigen Aufenthalt in der Schweiz reiste Klopstock nach Deutschland, nicht ohne von hier aus Bodmer einen Brief zu senden, der dreizehn Druckseiten füllt.

In Quedlinburg verweilte er bei den Seinen. In Braunschweig sagte Gleim zu ihm: „Wenn Sie nach Hamburg kommen, so müssen Sie ein Mädchen kennen lernen, das sich freuen wird, Sie zu sehen: Meta Moller. Ich will

Ihnen einmal einen Brief von ihr zeigen." Klopstock las und fand kritische Bemerkungen über seinen Messias. „Wie?" meinte er, „Sie wollen mir ein Mädchen wert machen und zeigen Sie mir als meine Tadlerin?" „Das tut nichts," antwortete Giseke, „lernen Sie sie nur kennen; ich will Ihnen ihre Adresse mitgeben!" In Hamburg suchte der Dichter Hagedorn, und als er diesen nicht fand, die Moller auf. Sie hatte einst bei einer Freundin Haarwickel liegen sehen, die aus Blättern der Bremer Beiträge gerollt waren, und sie geöffnet. „Was ist das?" ruft sie. „O dummes Zeug," meint die andre, „kein Mensch kann das verstehn." Meta war anderer Meinung; es war ein Blatt aus Klopstocks Messias, sie erkundigte sich nach dem Werk und las es mit der größten Begeisterung. Nun stand der Dichter vor ihr und in drei Tagen waren sie miteinander vertraulich. Klopstock zog in Kopenhagen ein und Meta verdrängte das Bild der Fanny und wurde **nach drei Jahren, 1754, seine Gattin.**

Von der heutigen Antipathie gegen die Deutschen war damals in Dänemark nichts zu bemerken und Klopstok verlebte — er bezog ein Jahrgehalt von 400 Talern — bei freier tätiger Muße glückliche Tage. Die feinsten Zirkel waren ihm geöffnet. Der König gewann den Dichter lieb und zog ihn zeitweilig in seine Umgebung, so im Sommer auf dem ländlichen Schlosse Friedensburg. Der Messias wurde kräftig gefördert und eine Reihe schöner Oden entstand. Nach der Vermählung mit Meta Moller suchte Klopstock seine Eltern auf. „Solch eine lieb' ich!" sagte der Vater, als er die junge Frau erblickte. Der König erhöhte sein Gehalt und so lebte der Dichter in einer sichern Stellung und pries sein Glück.

„Es ist mir äußerst wichtig" schrieb Meta, „daß Klopstock den Messias schreibt, nicht der Ehre, sondern des Nutzens, der Erbauung wegen. Er arbeitet nie daran, daß ich nicht unterdes bete. Gott möge die Arbeit und Erbauung segnen, und mein Klopstock, der Beste, er arbeitet immer mit Tränen in den Augen."

Auch mit den Liedern für den öffentlichen Gottesdienst beschäftigte er sich und fand es schwer, sie zugleich nach seinem Geschmack erhaben und würdig und doch zugleich volkstümlich zu halten, und die Reime flossen ihm nicht leicht. Auch zersplitterte er seine Kraft in biblischen und patriotischen Dramen, die nie Bedeutung erringen konnten. So entstand zunächst „Der Tod Adams", mit dem **er gleichfalls der Religion zu dienen hoffte.**

Aber 1758 nach kaum vierjährigem häuslichem Glück, traf ihn nach Gottes Ratschluß der Schlag, daß ihm bei einem Besuch in Hamburg seine geliebte Meta wie das junge Söhnchen entrissen wurden. Zu Ottensen, einem Dorfe bei Altona, wurden sie begraben und auf das Denkmal die Worte gesetzt: „Saat, gesäet von Gott, dem Tage der Garben zu reifen" ꝛc. **Des Herzens Wunde heilte nur langsam.**

Mehr und mehr vertiefte sich Klopstock in geschichtliche und grammatische Studien, widmete Kaiser Joseph in Wien „Die Hermannsschlacht" und erhielt dessen in Brillanten gefaßtes Brustbild, sah aber einen größeren Plan, den **er auf den Kaiser gebaut, in nichts verlaufen.**

Zum Charakterbilde des Dichters lieferte der Schriftsteller Sturz in Kopenhagen einige Züge von allgemeinem Interesse. Er schreibt:

„Klopstock ist heiter in jeder Gesellschaft, fließt über von treffendem Scherz, bildet oft einen kleinen Gedanken mit allem Reichtum seiner Dichtergaben aus, spottet nie bitter, ist bescheiden und erträgt auch Widerspruch gern. Ein Hofmann ist er darum nicht, wenn ich auch nur einen Gefälligen unter dem Worte verstehe, der sich geschwind bei Höheren einschmeichelt. Seine Geradheit hält ihn vielmehr von der Bekanntschaft mit Vornehmern zurück; nicht, daß er Geburt und Würde nicht schätzte, aber er schätzt den Menschen noch mehr. Er forscht tiefer nach innerem Gehalt, sobald ihn Erziehung und Glanz blenden können, und er fürchtet, wie eine Beschimpfung, die kalte beschützende Herablassung der Großen. Darum muß, nach dem Verhältnis des Ranges, immer ein Vornehmer einige Schritte mehr tun, wenn es ihm um Klopstocks Achtung zu tun ist. Selten findet man ihn in der sogenannten guten Gesellschaft abgeschliffener Leute. Dafür zog er lieber mit ganzen Familien seiner Freunde aufs Land. Weiber und Männer, Kinder und Diener, alle folgten und freuten sich mit. Wir suchten dann unwegsame Örter, finstre schauervolle Gebüsche, einsame unbewanderte Pfade, kletterten jeden Hügel hinauf, spähten jedes Naturgesicht aus, lagerten uns endlich unter einer schattigen Eiche und ergötzten uns an den Spielen der Jugend, ja nicht selten mischten wir uns darein. Klopstock ist immer mit Jugend umringt. Wenn er so mit einer Reihe von Knaben daherzog, hab' ich ihn oft den Mann von Hameln genannt. Aber auch dies ist Gefallen an der unverdorbenen Natur. Klopstocks Leben ist ein beständiger Genuß. Er überläßt sich allen Gefühlen und schwelgt bei dem Mahl der Natur. Nur wenn sie aus dem Kunstwerk atmet, ist die Kunst seiner Huldigung wert; aber sie muß wählen, was Herzen erschüttert oder Herzen sanft bewegt. Gemälde ohne Leben und Weben, ohne tiefen Sinn und sprechenden Ausdruck fesseln seine Beobachtung nicht. So auch Musik; sie durchströmt ihn, wenn sie klagt wie die leidende Liebe, Wonne seufzt wie ihre Hoffnung, stolz dahertönt, wie das Jauchzen der Freiheit feierlich durch die Siegespalmen hallt. Immer muß sie der Dichtkunst nur dienen, die Stimme folgsam begleiten, nie das Lied verhüllen, sondern leicht umschweben wie der Schleier die griechische Tänzerin. — Gleich nach Erfindung der Schiffahrt verdient ihm die Kunst Tialfs ihre Stelle. Eislauf predigt er mit der Salbung eines Heidenbekehrers, und nicht ohne Wunder zu wirken; denn auch mich, der ich nicht zum Schweben gebaut bin, hat er aufs Eis argumentiert ... Ihm waren um Kopenhagen alle kleinen Wasseransammlungen bekannt, und er liebte sie nach der Ordnung, wie sie später oder früher zufroren" ...

Im Jahr 1770 siedelte Klopstocks Gönner, der edle Bernstorff, durch des Königs Leibarzt, den Struensee, verdrängt, nach Hamburg über. Der Dichter folgte ihm und gab 1771 seine Oden heraus und widmete sie Bernstorff, der bald nachher starb. 1773 wurde endlich der Messias vollendet, volle 25 Jahre, nachdem er begonnen worden, viel zu spät. Klopstock freute sich mächtig und strömte seinen Dank in der Ode aus:

„Ich hofft es zu dir, und ich habe gesungen,
Versöhner Gottes, des neuen Bundes Gesang!
Durchlaufen bin ich die furchtbare Laufbahn
Und du hast mir mein Straucheln verziehn." ...

„Ich bin an dem Ziel, an dem Ziel, und fühle, wo ich bin,
Es in der ganzen Seele beben! So wird es (ich rede
Menschlich von göttlichen Dingen) uns einst, ihr Brüder dess',
Der starb und erstand, bei der Ankunft im Himmel sein! ..."

Das Werk fand auch außer den Grenzen Freunde und wurde in zahlreiche Sprachen übersetzt, ins Französische, Englische, Italienische, Holländische, Schwedische, ja Bruchstücke ins Lateinische und Griechische. In Deutschland war der Beifall geteilt und die „Bibliothek der schönen Wissenschaften" zog vor, von der Erscheinung des vierten Bandes völlig zu schweigen.

In dieser Zeit beging der Dichter einen drolligen Schildbürgerstreich. Er bot seine „Deutsche Gelehrtenrepublik", eine Prosaschrift mit guten Gedanken in wunderlich unverständlicher Form auf Subskription an und fand in ganz Europa zahlreiche Abnehmer, von denen jeder, um den Dichter zu ehren, einen Louisdor zahlte. Mädchen und Frauen, der obere, der mittlere Stand, trugen zu der heiligen Spende bei. Die Erwartung war aufs höchste gespannt, das Zutrauen so groß als möglich. Das Buch erschien und — „die Bestürzung," meldet Goethe, „war allgemein, aber die Achtung gegen den Mann so groß, daß kein Murren, kaum ein leises Murmeln entstand. Die junge schöne Welt verschmerzte den Verlust und verschenkte nun scherzend die teuer erworbenen Exemplare".

Klopstock genoß das vornehme Vorrecht, sein ganzes langes Leben hindurch keinen andern Beruf als den des Dichters zu üben und den brachte er hoch zu Ehren. Aber das hatte auch seine Schattenseite. Das führte ihn zu Grillen und Schrullen, auf die er sonst kaum verfallen wäre. Niemand wandelt ungestraft unter Palmen.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Karlsruhe, der ihm viele Ehren und Freundschaftsbezeugungen eintrug, verließ er Hamburg nicht mehr. Den Abend seines Lebens verschönte ihm noch die Nichte Metas, welche Witwe geworden war, Frau von Winthem, mit der er sich 1791 vermählte.

Mit Jünglingsfeuer verfolgte der Dichter in seinem Alter den Verlauf des nordamerikanischen Freiheitskampfes und den Gang der französischen Revolution. „Der kühne Reichstag Galliens dämmert schon," rief er aus, als die Stände zusammenberufen wurden, und „Gallien krönet sich mit einem Bürgerkranze, wie keiner war". Ja die französische Republik übersandte ihm das Diplom eines Ehrenbürgers. Um so tiefer wurde sein Abscheu, als die französischen Schreckensmänner die große Sache der Menschenrechte durch unsagbare Greuel schändeten.

„Ach, des goldenen Traums Wonn' ist dahin,
Mich umschwebet nicht mehr sein Morgenglanz,'
Und ein Kummer, wie verschmähter
Liebe kümmert mein Herz,"

F. G. Klopstock.
(Nach dem Gemälde von A. Hickel in der Hamburger Stadtbibliothek.)

klagte er, und eine „Clubbbergmunizipalguillotinoligokratierepublik" nannte er die gallische Blutwirtschaft. (Für eine Ode zwar ein schreckliches Wort.)

Bis an sein Ende genoß der Dichter ein hohes Ansehen, und das beruhte doch eben im tiefsten Grund in der Achtung vor seinem religiösen Ernst und seiner warmen Liebe zu allem Edlen und Hohen, während Adel und Fürstenhöfe noch wie verzaubert den Sirenenstimmen Voltaires und seiner Genossen lauschten.

Im Februar 1803, im Alter von 79 Jahren, wurde Klopstock von einem Fieberanfall ergriffen, und am 14. März, als er eben sich und die Seinen mit den schönen Worten getröstet: „Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes? ... Wir sind alle in Gottes Hand gezeichnet!" verfiel er in einen Schlummer, aus dem er nicht mehr erwachte. Das letzte Gedicht, das er geschrieben, „Die höheren Stufen," hatte mit den Worten geschlossen:

„Diese sind Bewohner des Jupiter. Aber es wallen
Drei von ihnen nun bald scheidend hinauf
Zu der Sonne. Denn oft steigen wir Glücklichen
Höher, werden dann glücklicher."
Sprach's, und zwischen den auf- und untergehenden Monden
Schwebten die Scheidenden schon freudig empor.
Jener, welcher mit mir redete, folgt, und ich
Sah erwachend den Abendstern."

Und ein geradezu *fürstliches Begräbnis* wurde dem Sänger des Messias zu teil. Dem von vier Rossen gezogenen, von vier Führern geleiteten Trauerwagen mit dem einfachen schwarzen Sarg, auf dem ein aus weißem Metall geformtes Buch mit Eichen- und Palmenzweigen zu sehen war, folgten unter dem volltönenden großen Geläute der sechs Haupttürme Hamburgs und unter dem Zuströmen einer unzähligen Menschenmenge eine Ehrenwache von hundert Mann zu Fuß und Roß, in sechsundsiebzig Wagen die fremden Gesandten, Senatoren, Gelehrte, Kaufleute, Kirchen- und Schulmänner, und am Tore von Altona schlossen sich noch achtundvierzig Wagen an und wurde die hamburgische Ehrenwache durch dänische Husaren abgelöst. Zwischen acht Ehrenanführern mit beflorten Marschallstäben schritten unmittelbar vor dem Leichenwagen drei Jungfrauen in weißen Gewändern und Schleiern, mit Eichenblättern und Rosen bekränzt. Vor der Wache tönte Trauermusik mit gedämpften Hörnern. In der Kirche Vortrag Klopstockscher Lieder und eines passenden Abschnitts aus der Messiade. Dann wurde der Sarg unter den Klängen des Liedes: „Auferstehn, ja auferstehn wirst du, mein Staub, nach kurzer Ruh," zu der breitästigen Linde getragen, wo Meta ruhte, in die Gruft gesenkt und mit Blumen bestreut: Saat, gesäet von Gott, dem Tage der Garben zu reifen. Blücher ging nie neben dem Grabe vorbei, ohne sein Haupt zu entblößen.

Was Klopstock seinen Zeitgenossen gegolten, ist uns reichlich eindrücklich geworden. Was bietet er *uns*, nach hundert Jahren?

Vielen — nichts und auch den meisten ernstern Gemütern unmittelbar nur wenig. Da und dort noch vertieft sich einer in stillen Stunden in einzelne

Abschnitte des Messias, aus Anteilnahme an der Literatur, nicht zur Erbauung, wie früher vielfach geschah. Da und dort noch läßt eine sanfte Seele sich tragen von Klopstockschem Odenflug. Die Lesebücher bieten einzelne Proben wie etwa den „Psalm", oder „Der Zürchersee", oder „Die frühen Gräber", oder „Die Frühlingsfeier", oder das Epigramm über „Die deutsche Sprache", und an offenen Gräbern wird wie bei des Dichters Begräbnis angestimmt: „Auferstehn, ja auferstehn" ꝛc. Aber das ist in der Regel auch alles.

Grabmal Klopstocks
auf dem Friedhofe zu Ottensen.

Wer Klopstock nach seinem Werte würdigen will, muß ihn in historischer Beleuchtung betrachten, muß bedenken, was Deutschland und die deutsche Dichtung ihm mittelbar zu verdanken haben. Mit hohen Worten preist ihn Vilmar als einen christlichen, vaterländischen und antik klassischen Dichter. Suchen wir ihm auf unsere Weise gerecht zu werden. Auch Klopstock war bei allem Neuen, das in ihm lag, ein Sohn seiner Zeit, und wir sind aus härterem Stoffe geschaffen und mögen die vielen Tränen nicht. Immer und überall in seinen Versen fließen sie und wir wissen ja: auch im Leben wurden sie vergossen. Es war eine tränenselige Zeit. Und sie führte zu Erscheinungen, die schon damals verspottet wurden, sie führte zu kraftloser Empfindelei, die sich innerlich selbst verzehrte, wie uns das unter anderem Goethes Werther zeigt. Aber eben in Extremen schreitet die Menschheit vorwärts, im Zickzack, und was uns nun im Übermaß als Schwäche erscheint, das war, vom Übermaß abgesehen, denn doch zu seiner Zeit Klopstocks Stärke und ist es noch. „Den kühlen Mann, ich werd ihn nie beneiden, der schroff sich in der Weisheit Mantel hüllt," sagt Gerok. Aus dem Herzen wachsen die Taten, und die Empfindung, wenn sie nicht in weichlichem Genusse verschwimmt, wenn sie sich im Drang des Lebens, im Feuer der Not zu Entschlüssen

verhärtet, wenn sie für das Hohe, Heilige glüht, kann Großes schaffen. Aus dem Herzen quillt das Leben, auch das Leben der Kunst. „So fühl ich denn in dem Augenblick," heißt es in Goethes Götz, „was den Dichter macht, ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz" — und die Fähigkeit, es auszusprechen, fügen wir hinzu, so auszusprechen, daß es als schön empfunden wird. Dieses volle Herz war Klopstock eigen und die Fähigkeit, es auf seine, in deutscher Sprache ganz neue Weise zu offenbaren, gleichfalls. Er fand lösende Worte für die Sehnsucht seiner Zeit, und deshalb wurden sie als befreiend empfunden. Verstandesdürre hatte die Gefilde der deutschen Dichtung beherrscht und Gottsched und die Seinen mühten sich redlich, diese Dürre zum Gesetz zu erheben, ihr dauernde Herrschaft zu verschaffen. Wohl hatten die Schweizer dagegen protestiert und Gemüt und Phantasie als erzeugende Kräfte im Reiche der Dichtung anerkannt. Aber sie konnten bloß Theorien aufstellen und der deutsche Dichter, der wie Milton ihnen entsprach, fehlte. Auf einmal stieg der Stern, der ersehnte, am Himmel auf. Klopstock füllte die Lücke und die Deutschen fühlten sich geehrt und jubelten dem Dichter zu. Klopstock war ein Kind des Pietismus, dieser warmen Herzensreligion, die der kalten Orthodoxie auf den Leib gerückt war, und, ob sie da und dort auch zu Trennung und wilden Auswüchsen führte, doch Gutes schuf. Und dem Messiasdichter bleibt das nicht geringe Verdienst, im Verein mit wenigen andern den Strom des durch den Pietismus geweckten Empfindungslebens in die Gefilde der Kunst hinübergeleitet zu haben, wo er tausend und aber tausend Blütenkeime wecken sollte. Nur aus einem durch echte Religion befruchteten Boden erwachsen wahrhaft dauernde Kunstwerke. Klopstock pries „das Höchste, das Beste", freilich nicht immer, „was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt."

Seine Leitsterne blieben immer Gott und die Religion, Vaterland und Freiheit, Freundschaft und Liebe. Sie leuchten uns aus seinem Messias wie namentlich aus seinen Oden und Hymnen entgegen.

Die Religion wohnte tief in seinem innersten Herzen. Auf bloße Empfindungen ist in Not und Versuchung kein Verlaß. Aber sein Glaube hielt stand in Trübsal und Tod. „Klopstock ist ein edler, großer Mensch," sagte Goethe, „über dem der Friede Gottes ruht." Die Natur und „ihrer Erfindung Pracht" verherrlichte er als Werk des Schöpfers, so in der ergreifenden „Frühlingsfeier", deren erste Verse mit Riesenzügen uns das ganze Weltall vor Augen führen, während der Dichter im zweiten Abschnitt sich unvermutet, aber nicht unvermittelt, vom Allergrößten weg dem Allerkleinsten zuwendet, dem Frühlingswürmchen, das grünlich golden neben ihm spielt, und zuletzt ein vorüberziehendes Gewitter im Psalmenstil als ein Sichtbarwerden des Ewigen schildert.

„Nicht in den Ozean der Welten alle
Will ich mich stürzen! Schweben nicht,
Wo die ersten Erschaffnen, die Jubelchöre der Söhne des Lichts,
Anbeten, tief anbeten und in Entzückung vergehn!

Nur um den Tropfen am Eimer,
Um die Erde nur will ich schweben und anbeten!
Halleluja! Halleluja! Der Tropfen am Eimer
Nahm aus der Hand des Allmächtigen auch!

Da der Hand des Allmächtigen
Die größeren Erden entquollen,
Die Ströme des Lichts rauschten und Siebengestirne wurden,
Da entrannest du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen.

Da ein Strom des Lichts rauscht' und unsre Sonne wurde,
Ein Wogensturz sich stürzte wie vom Felsen
Der Wolk' herab und den Orion gürtete,
Da entrannest du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!

Wer sind die tausendmal Tausend, wer die Myriaden alle,
Welche den Tropfen bewohnen und bewohnten? — und wer bin ich?
Halleluja dem Schaffenden! Mehr wie die Erden, die quollen!
Mehr wie die Siebengestirne, die aus Strahlen zusammenströmten!"

In so vollen Wogen hebt die Hymne zu rauschen an und in ihrem Verlaufe bedauern wir nur, daß der Dichter stets auf dem gleichen Platze stehen bleibt, statt wie Schiller in seinem Spaziergang vorwärtszuschreiten.

Der „Psalm" mit dem darein verflochtenen „Vaterunser" erringt unser Lob durch seinen kunstvoll natürlichen Aufbau. Man beachte die feinen Übergänge und wie die Zeilen des letzten Abschnitts die frühern Abschnitte zusammenfassen:

„Um Erden wandeln Monde,
Erden um Sonnen,
Aller Sonnen Heere wandeln
Um eine große Sonne:
„Vater unser, der du bist im Himmel!"

Auf allen diesen Welten, leuchtenden und erleuchteten,
Wohnen Geister, an Kräften ungleich und an Leibern;
Aber alle denken Gott und freuen sich Gottes.
„Geheiligt werde dein Name."

Er, der Hocherhabene,
Der allein ganz sich denken,
Seiner ganz sich freuen kann,
Machte den tiefen Entwurf
Zur Seligkeit aller seiner Weltbewohner.
„Zu uns komme dein Reich."

Wohl ihnen, daß nicht sie, daß er
Ihr Jetziges und ihr Zukünftiges ordnete,
Wohl ihnen, wohl!
Und wohl auch uns!
„Dein Wille geschehe,
Wie im Himmel, also auch auf Erden."

Er hebt mit dem Halme die Ähr' empor,
Reifet den goldnen Apfel, die Purpurtraube,

Weidet am Hügel das Lamm, das Reh im Walde;
Aber sein Donner rollet auch her,
Und die Schloße zerschmettert es
Am Halme, am Zweig, an dem Hügel und im Walde!
„Unser tägliches Brot gib uns heute."

Ob wohl hoch über des Donners Bahn
Sünder auch und Sterbliche sind?
Dort auch der Freund zum Feinde wird?
Der Freund im Tode sich trennen muß?
„Vergib uns unsere Schuld,
Wie wir vergeben unseren Schuldigern."

Gesonderte Pfade gehen zum hohen Ziel,
Zu der Glückseligkeit;
Einige krümmen sich durch Einöden,
Doch selbst an diesen sproßt es von Freuden auf
Und labet den Durstenden.
„Führ uns nicht in Versuchung,
Sondern erlös uns vom Übel."

Anbetung dir, der die große Sonne
Mit Sonnen und Erden und Monden umgab,
Der Geister erschuf,
Ihre Seligkeit ordnete,
Die Ähre hebt,
Der dem Tode ruft,
Zum Ziele durch Einöden führt und den Wanderer labt,
Anbetung dir!
„Denn dein ist das Reich und die Macht
Und die Herrlichkeit. Amen."

Die Begeisterung für das deutsche Vaterland, etwas ganz Neues in jener Zeit, erwachte gewiß in unserm Dichter um so lebhafter, als er lang auf nichtdeutschem Boden verweilte, und ob sich auch mitunter sein Patriotismus in den Mitteln vergriff, er half im Stillen in den Herzen der Jugend, so des jungen Schiller, ein Feuer anfachen, das später mit heller Lohe gen Himmel schlug. In den Mitteln vergriff er sich etwa, wenn er die klarumflossenen Göttergestalten der griechischen Mythologie durch die nebelhaften der damals noch zu wenig aufgehellten nordischen ersetzte oder wenn er sich in seiner Abneigung wider Friedrichs des Großen Franzosentum in seinen patriotischen Gesängen und Dramen aus der lebendig erregten Gegenwart heraus immer wieder in das Dämmerdunkel der germanischen Urzeit flüchtete.

Von den Oden, die Klopstock der Liebe und der Freundschaft weihte, möge hier als Probe stehn:

Die frühen Gräber.

„Willkommen, o silberner Mond,
Schöner, stiller Gefährt' der Nacht!
Du entfliehst? Eile nicht, bleib, Gedankenfreund!
Sehet, er bleibt, das Gewölk wallte nur hin.

Des Maies Erwachen ist nur
Schöner noch wie die Sommernacht,
Wenn ihm Tau, hell wie Licht, aus der Locke träuft
Und zu dem Hügel herauf rötlich er kommt.

Ihr Edleren, ach, es bewächst
Eure Male schon ernstes Moos!
O, wie war glücklich ich, als ich noch mit euch
Sahe sich röten den Tag, schimmern die Nacht!"

Solche Gedichte fliehen das laute Geräusch unserer hastenden Gegenwart. Aber wer sie mit stiller Sammlung genießt, der findet etwas von jenem ewig Undefinierbaren darin, das wir Poesie nennen. Manches noch sollte angeführt werden; aber wir haben uns schon zu lange verweilt.

Einseitig freilich war Klopstocks Begabung. Nur Lyriker war er, auch wo er Epiker und Dramatiker sein wollte, und seine Lyrik ist immer erhaben. Was er berührte, zerfloß mit weichen Linien im Mondschein der Empfindung, der musikalischen Stimmung.

Alle echte Poesie ist einerseits der Plastik (d. i. der bildenden Kunst) und andererseits der Musik verwandt, der Plastik durch ihre sinnlich anschauliche Darstellung, die aus dem Abstrakten alles ins Konkrete, stereoskopisch Konkrete versetzt, der Musik durch Wohllaut. Klopstock nun ist eine durch und durch musikalische, aber keine bildlich formende Natur. „Er zieht," wie Schiller sagt, „allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen so wie andre Dichter alles Geistige mit einem Körper bekleiden." Das hat namentlich sein Messias zu büßen. Der Leser erlaube uns, diese Behauptungen mit möglichster Kürze zu illustrieren.

Der Stoff bot dem Dichter Schwierigkeiten, die er nicht siegreich zu überwinden verstand. Mit hehrer Einfalt und himmlischer Größe schildern die Evangelien erst das Lehren und Wirken und dann das Leiden, Sterben und Auferstehn des Heilandes, Klopstocks Epos in zwanzig Gesängen bloß Leiden und Sterben, Verklärung und Weltgericht. „Christus entäußerte sich selbst und nahm Knechtsgestalt an und ward gleich wie ein Mensch und an Gebärden wie ein Mensch erfunden." In Klopstocks Dichtung ist die Menschheit Jesu nicht genügend erkannt. Noch am Kreuze hängend erteilt er den Engeln Befehle. Der Streit zwischen Licht und Finsternis erweckt zu wenig Interesse, weil er zu ausschließlich als ein Kampf zwischen Allmacht und Ohnmacht erscheint. Es fehlt dem Epos ein zwingender Plan. Was von Erzählung vorhanden ist, dient bloß als Rahmen von immer wiederkehrenden feurigen Reden, Gesängen, Gebeten, Segnungen, Verfluchungen, tiefsinnigen Betrachtungen, von denen die meisten, als lyrische Dichtungen für sich betrachtet, trefflich, über trefflich, unübertrefflich sind, als Ganzes — kein Epos und — um zwei Drittel zu lang. Wir sind zwar weit davon entfernt, dem Dichter daraus einen Vorwurf machen zu wollen, daß er uns in den Himmel und in die Hölle führt. Die Phantasie der Jugend liebt es, über die Schranken dieser Erde hinaus ins Grenzenlose fortzuschweifen.

(Vergl. Die Größe der Welt von Schiller.) Und wer tadelt Dante und Milton, daß sie die Flüge durch die Reiche der Verworfenen und der Seligen wagten? Aber Dante verstand die Hölle viel lebhafter als den Himmel zu schildern und in der Messiade verdämmern alle diese Sphären zu sehr im Form- und Körperlosen. Auch die Gestalten der Engel und Teufel heben sich zu wenig voneinander ab und die Engel haben fast immer nur Botendienste zu tun. Abbadona zwar ist von jeher bekannt. Dieser Teufel bereut seinen Fall und sehnt sich mit Schmerz nach den Regionen des Lichts. Die Damen baten den Dichter mit Tränen in den Augen, ihn des Ewigen Gnade erfahren zu lassen, und wenn Klopstock ihren Bitten willfahrte, wir tadeln ihn nicht. Aber auch die Menschen zeigen zu wenig eigenes Leben; sie sind eigentlich auch bloß Engel und Teufel. Der Dichter unternahm es, als Atlas den ganzen Himmel zu tragen, bevor er auf der Erde festen Fuß gefaßt hatte. Auf eine weitere Besprechung verzichten wir.

Wie wir es mit der Behauptung meinen, Klopstocks Phantasie verfahre auch in den Oden in der Regel nicht bildgestaltend, wollen wir an einem einzigen Beispiel erläutern.

„Von des schimmernden Sees Traubengestaden her
Oder, floheſt du schon wieder zum Himmel auf?
Komm in rötendem Strahle
Auf dem Flügel der Abendluft,
Komm und lehre mein Lied jugendlich heiter sein."

redet der Dichter die Freude an. Nachher personifiziert er sie als „Göttin Freude", sagt aber trotzdem im gleichen Atemzug: „Da kameſt du *volles Maßes auf uns herab*" und hat also das Bild wieder fahren lassen.

„Wenn man ein Stück zum erstenmal lieſt," sagt *Claudius* in seiner launigen Art von diesen Oden, „kommt man aus dem hellen Tag in eine dämmernde Kammer voll Schildereien; anfangs kann man wenig oder nichts sehen; wenn man aber drin weilt, fangen die Schildereien nach und nach an, sichtbar zu werden, und affizieren einen recht, und denn macht man die Kammer zu und beschließt sich darin und geht auf und ab und erquickt sich an den Schildereien und den Rosenwolken und schönen Regenbogen und leichten Grazien mit sanfter Rührung im Gesicht u. s. w. Hie und da bin ich auch auf Stellen gestoßen, bei denen's mir ganz schwindlicht worden ist, und ist's mir gewesen, als wenn 'n Adler nach 'm Himmel fliegen will und nun so hoch aufsteigt, daß man nur noch Bewegung sieht, nicht aber, ob der Adler sie mach', oder ob's nur 'n Spiel der Luft sei. Da pfleg' ich denn 's Buch hinzulegen und mit Onkel Toby 'n Pfiff zu tun."

Denen, die in Klopstocks Gedichten das musikalische Element des *Reims* vermissen, mag es verwunderlich vorkommen, daß wir ihn einen musikalischen Dichter genannt. Geben wir auch darüber Claudius das Wort:

„Nein, Verse sind das nicht; ‚Verse müssen sich reimen', das hat uns Herr Ahrens in der Schule gesagt. Er stellte mich vor sich hin, als er's uns sagte, und zupfte mich an 'n Ohren und sprach: „Hier 'n Ohr und hier n' Ohr,

das reimt sich; und Verse müssen sich auch reimen. Ich kann auch wohl zweihundert Vers' in einer Stund' lesen, und's sieht mich sehr oft nicht mehr an, als wenn ich durch Wasser wate, auch spielen ein'm die Reime wie Wellen an 'n Hüften; hier aber kann ich nicht aus der Stell', und's ist mir, als ob sich immer Gestalten vor mir in 'n Weg stellten, die ich ehedem im Traum gesehen habe. Zwar ist's gedruckt, wie Verse, und's ist viel Klang und Wohllaut drin; aber's können doch keine Verse sein. Ich will 'nmal meinen Vetter fragen."

„'s sind doch Verse," sagt mein Vetter, „und fast 'n jeder Vers ist ein kühnes Roß mit freiem Nacken, das den warmgründigen Leser von fern riecht und zur Begeisterung wiehert." Ich hatte von Herrn Ahrens gehört, Verse wären so 'n brausendes Schaumwesen, das sich reimen mußte; aber Herr Ahrens, Herr Ahrens! da hat Er mir was weiß gemacht. Mein Vetter sagt: „'s muß gar nicht schäumen, 's muß klar sein, wie 'n Tautropfen, und durchdringend, wie 'n Seufzer der Liebe," zumal in dieser Tautropfenklarheit und in dem warmen Odem des Affekts das ganze Verdienst der heutigen Dichtkunst bestehe. Er nahm mir 's Buch aus der Hand und las S. 11 aus dem Stück, „der Erbarmer":

O Worte des ewigen Lebens!
So redet Jehovah:

Kann die Mutter vergessen ihres Säuglings,
Daß sie sich nicht über den Sohn ihres Leibes erbarme?
Vergäße sie sein:
Ich will dein nicht vergessen!

Preis, Anbetung, und Freudentränen und ewiger Dank
Für die Unsterblichkeit!
Heißer, inniger, herzlicher Dank
Für die Unsterblichkeit!

Hallelujah in dem Heiligtume!
Und jenseits des Vorhangs
In dem Allerheiligsten Hallelujah!
Denn so hat Jehova geredet."

„Schaumt das, Vetter? und wie wird Euch dabei?" — „Wie mir wird? 's rührt sich auch ein Hallelujah in mir; aber ich darf's nicht aussprechen, weil ich nur so 'n gemeiner, schlechter Kerl bin; ich möchte die Sterne vom Himmel reißen und sie zu 'n Füßen des Erbarmers hinstreuen und in die Erd' sinken. So wird mir!" „Bravo! Vetter. Das sind eben Verse, die Euch so das Sternreißen eingeben. Lest 's Buch ganz, 's wird Euch schmecken, und übrigens schämt Euch des Hallelujah nicht, das sich in Euch rührt. Was, gemein? bei Oden gilt kein Ansehen der Person; du oder ein König, einer wie der andere! Und Vetter, der schönste Seraph in der feierlichen, schrecklichen Pracht seiner sechs Flügel ist nur ein gemeiner, schlechter Kerl, wenn er vor Gott steht!"

Mit anderen Worten, den Reim ersetzen hier der Schwung der Gedanken, die kühnen Windungen und Wendungen des Ausdrucks, und, was Claudius

nicht erwähnt, der Reigentanz der neu in die deutsche Dichtersprache eingeführten griechischen Rhythmen. Sie beschäftigen das Ohr und das Taktgefühl so stark, daß es darüber den Reim vergißt. Man beachte, wie bei gutem Vortrag der folgenden Anfangsstrophe aus der Ode: „Der Eislauf" der Rhythmus den Schwung der Bewegungen auf dem Eise nachahmt:

„Vergraben ist in ewige Nacht
Der Erfinder großer Name zu oft.
Was ihr Geist grübelnd entdeckt, nützen wir;
Aber belohnt Ehre sie auch?"

Linker Fuß — „Was ihr Geist" — rechter — „grübelnd entdeckt" — linker — „nützen wir;" — rechter — „Aber belohnt" — linker — „Ehre sie auch?" u. s. w.

Oder wie die folgenden Zeilen die Stöße des Windes (der Lüfte) in den Waldwipfeln versinnlichen:

„Aber jetzt werden sie still; kaum atmen sie.
Die Morgensonne wird schwül!
Wolken strömen herauf!
Sichtbar ist, der kommt, der Ewige!

Nun schweben sie, rauschen sie, wirbeln die Winde!
Wie beugt sich der Wald! Wie hebt sich der Strom!
Sichtbar, wie du es Sterblichen sein kannst,
Ja, das bist du, sichtbar, Unendlicher!

Der Wald neigt sich, der Strom fliehet, und ich
Falle nicht auf mein Angesicht? ..."

Nicht umsonst hatte unser Dichter eine hohe Meinung von der deutschen Sprache. „Daß keine, welche lebt," rief er triumphierend aus, — und damit schließen wir unsern Bericht über ihn; denn was er in Prosa geleistet, ist für uns nicht einen Heller wert, und was von seiner Beschäftigung mit dem Kirchenliede zu sagen wäre, wird später noch zur Sprache kommen

„Daß keine, welche lebt, mit Deutschlands Sprache sich
In den zu kühnen Wettstreit wage!
Sie ist, damit ich's kurz, mit ihrer Kraft es sage,
An mannigfalter Uranlage
Zu immer neuer und doch deutscher Wendung reich,
Ist, was wir selbst in jenen grauen Jahren,
Da Tacitus uns forschte, waren,
Gesondert, ungemischt und nur sich selber gleich."

Vor der Nachahmung hatte Klopstock immer gewarnt. Er war originelle Wege gegangen. Aber es konnte nicht anders sein, als daß er — eben gerade deswegen — zahlreiche Nachahmer fand. Gerstenberg, Kretschmann und ein Wiener Jesuit mit Namen Denis stimmten Gesänge an, die gleich Klopstocks patriotischen Dramen ein urgermanisches Heldentum feierten, das nie in dieser Gestalt existierte, und die deshalb etwas unzart, aber nicht unpassend, Bardengebrüll genannt wurden.

Von den Männern, die Klopstock ähnlich die religiöse Harfe stimmten, soll später noch kurz die Rede sein. Nur sei hier erwähnt, daß nach den Anfängen von Klopstocks Messias Bodmers Muse wie besessen im ersten Buch Mose umherstürmte, um immer neue Stoffe für „Patriarchaden" zu finden, die niemand las. Am bekanntesten wurde die „Noachide".

Die Saiten Klopstockscher Empfindsamkeit tönten namentlich in den Idyllen des Zürchers Salomon Geßner nach, von denen die ersten 1756 im Druck erschienen. Durch ganz Europa verbreitete sich sein Dichterruhm und nirgends fanden seine sehnsuchterweckenden Schilderungen ländlichen unschuldigen Glücks (Der Tod Abels, Der erste Schiffer) dankbarere Herzen als in Frankreich. Winkelmann las die Idyllen in Italien mit immer neuem Entzücken, Friedrich der Große, Lessing und Herder nannten den Dichter mit Ehren. Noch Geßners Landsmann Gottfried Keller erkannte sie als zierlich anmutige Kunstwerkchen an und das sind sie denn auch. Und doch bringen wir Kinder einer neuen Zeit es nun nicht fertig, uns durch die Sammlung hindurchzulesen.

Da sind immer wieder Mondnacht, Morgenröte, Bachschaum, ein Wasser, das zwei Liebende trennt, Hütte, Herde, Hirt und Hirtin, Lieder, Schattengebüsch, Seufzer, Freudentränen, Unschuld, Großmut, Staunen und Verstummen. Ergreift die Menschen Liebe oder Trauer, so weinen sie; wächst die Erregung, so sinken sogar die kräftigsten Männer in Ohnmacht. Wir aber wollen weniger Weichheit und mehr Wahrheit.

Christoph Martin Wieland.

Wenn er weiter nichts ist als geistreich ....!
Luise Hensel

Es lastet eine unsägliche Schmach auf der neueren deutschen Literatur. Oft kann man von einem ganzen Dichter kaum das eine oder andre Stück (meist nur die allbekannten) herausfinden, welches ohne Anstoß in die Schule oder ans reine Licht des Tages dürfte geführt werden. So haben es jene alten Heiden nicht gemacht, deren Werke noch heutzutage frei und wirksam in den Händen der Jugend leben.... Mißtrauen gegen alle Gesamtwerke der einzelnen Schriftsteller, bis sie dir verbürgt sind von denen, die sie kennen! Wie mit einer Wurfschaufel wird die Zeit die Tenne fegen!" So ruft Heinrich Bone in der Einleitung zu seinem gediegenen „Handbuch für den deutschen Unterricht in den oberen Klassen der Gymnasien" der Jugend zu. Und was er sagt, gilt in erster Linie von Wieland und seinen Anhängern. Wieland hat im christlichen Hause nichts zu suchen, und ein Hausvater hat ihm gegenüber nur dafür zu sorgen, daß, wo eine seiner Erzählungen im Kreise seiner Töchter oder Söhne auftauchen sollte, sie sofort ohne viel Aufsehen wieder verschwinde. Neununddreißig Bände hat Wieland geschrieben, und was ist daraus in Anthologien verwertbar? Etwa die Episode aus dem „Oberon", wo Ritter Hüon in einer Höhle des Libanon den alten getreuen Scherasmin wiederfindet, oder, wenn's gut geht, ein Abschnitt Prosa, z. B. die Geschichte von des Esels Schatten aus den „Abderiten". Anderes eignet sich nicht, und das ist schade; denn wie fein und fesselnd ist es erzählt!

Wir wissen zwar wohl, daß Wieland Wirkungen zugeschrieben werden, die an und für sich betrachtet, als Verdienste, ja als bedeutende Verdienste gelten könnten. Klopstocks Poesie und zum Teil die seiner Nachstammler stieg am liebsten auf Adlersschwingen in die Sternregionen empor und verlor sich oft so hoch dort oben, daß man keine Gestalt mehr erkennen, kaum noch Bewegung sehen konnte. Manche vermochten ihm nicht zu folgen, wenigstens auf die Dauer nicht. Wechsel erfreut. Kontrast schafft Leben. Wieland führte auf die Erde zurück. Er übte die Dichtkunst als ein heiteres Spiel. Eine ganz neue Dichtersprache hatte Klopstock geschaffen, die griechischen Maße mit feinem Sinn auf deutschen Boden verpflanzt, aber auch in manchen seiner späteren Gesänge die Sprache verkünstelt und verschraubt, auf den Irrweg der Dunkelheit und Unnatur geführt, im Abscheu gegen die öde Hackbrett-Reimerei der vergangenen Zeit und des Gottschedschen Geschmacks den Reim verworfen, ihn „ein plumpes Wörtergepolter" gescholten, „lärmend und lärmend mit Gleichgetöne." Wieland liebte auch den Humor, Schalkheit, Ironie, Gefälligkeit, leichten Fluß und verwendete den Reim, wenn auch oft nachlässig, doch mit Neigung und mit Geschick.

Und ebenso wohl wie Ernst und Pathos sollen diese guten Geister in der deutschen Poesie ihr Heimatrecht behalten. Wenn zum Schlusse gesagt wird, er habe die vornehmen Stände für die deutsche Literatur erobert, denn er habe ihnen in deutscher Sprache geboten, was sie sonst nur in der französischen fanden, so können wir uns für dieses „Verdienst" nicht recht erwärmen. Es hat sein „Aber".

Was sollen wir uns also bei einem „Klassiker" aufhalten, der schon von den bessern der Zeitgenossen verabscheut wurde und heutzutage — man darf's wohl so nennen — vergessen ist? Nur eine Frage fesselt unser Interesse: Wieland wurde streng pietistisch erzogen. Wie ist er geworden, was er ist? Werfen wir einen flüchtigen Blick auf die Wandlungen seines Lebens, so werden wir die Entdeckung machen, daß er im Grunde stets derselbe geblieben. Der 1773 geborene Knabe wurde anfangs von seinem Vater, einem evangelischen Pfarrer in Oberholzheim bei Biberach in Schwaben, selber unterrichtet und dann nach der in Spenerischem Geiste geleiteten Anstalt Klosterberge bei Magdeburg versetzt. Aber hier schon unternahm er es, angeregt durch Voltaire, in einem Aufsatze den Nachweis zu leisten, daß die Welt ohne Gott bestehen könne, und nur durch seine im übrigen tadellose Haltung wurde er vor Ausstoßung bewahrt. Abwechselnd quälten ihn Zweifel und Reue, und Pietismus und Freigeisterei, antike Poesie und Geschichte, Voltaire und Abraham a Santa Clara warben gleichmäßig um seine Seele. Früh hatte Martin zu dichten begonnen, und überwältigend war das Feuer, das Klopstock in seine Adern goß. Der Messias riß ihn in seine Bahn und vorläufig waren alle Zweifel verschlungen. In „seraphischer" Stimmung betete Wieland seine Base Sophie Gutermann an und Dichtungen wie „Von der Natur der Dinge" und ein Fragment von einem Epos „Hermann" lenkten die Aufmerksamkeit auf ihn. Wie früher Klopstock wandte auch er sich an Bodmer in Zürich, und der gute Professor schwärmte für ihn wie früher für jenen und lud ihn ein in sein Haus, und Wieland — er hatte bis jetzt in Erfurt und Tübingen studiert und wußte gerade nicht, wo aus — zog im Herbst 1752 nach Zürich.

Wieland dichtete in Bodmers Studierzimmer wie im Taglohn drauf los und schrieb „Moralische Briefe in Versen", „Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde", Hymnen auf Gott, sogar wie Bodmer ein biblisches Epos: „Der geprüfte Abraham." „Geprüft" mit y, weil diese Erstlinge in „Antiqua" gedruckt wurden und in dieser der Setzkasten nicht ü genug aufzuweisen hatte. Das machte Aufsehen. Pfarrer Waser in Winterthur schrieb an einen Freund, er könne nicht begreifen, „in was Absicht doch auch die Brief mit lateinischen Buchstaben gedruckt" seien. Der Herr Bruder möge ihm drauf helfen.

Der Befragte gab in seiner Antwortepistel zuerst eine drollige Personalbeschreibung von Wieland: er „soll ein junger Löffel sein, etwa zwanzig Jahr alt; so dünn wie ein Räbstecken; wolle ein Reformator seyn; sitze beständig im Haus, habe Düpflin (Pockennarben), trinke keinen Wein und gehe abends um acht Uhr ordentlich mit einem Milchsüppli ins Bett; sey ein Erzschmeichler, wem

er wohl wolle; darneben ganz diktatorisch, als ob er alles allein und am besten wüsse." Was er von dem Tun und der Begangenschaft des Autors erfahren habe, der ja wohl so eine Art Teufel sei, verrate nicht geradezu, daß er kein Latein verstehe; er schreibe wahrscheinlich die fremden Buchstaben deswegen, weil er vor Hochmut und Mutwillen nicht wisse, was anfangen. Doch es sei eben recht, daß er seine „bösen Eier in so unartlichen Schalen bringe." „Freylich wenn's weiter käm mit diesen lateinischen Buchstaben und man rechte Bücher, so der gemeine Mann haben muß, so drucken wollte, wär's ein anders." Da würde die Obrigkeit einem solchen Herren aber das Handwerk zeitlich legen! Mittlerweile habe es keine Gefahr; ganz im Gegenteil: das Lesen dieser Schriften tue den Augen weh. „Unterdessen heißt es, wann der Geiß z'wohl ist, so scharret sie, bekommt dann aber auch Schläg dafür, wie billich."

Dagegen kam dann aber dem Herrn Pfarrer auch eine Kritik zu Gesichte, in welcher gesagt war, daß die deutschen Buchstaben in kurzer Zeit „ihren fatalen Periodus erreichen werden". Eine solche Meinung war ihm sehr befremdlich. Es kam ihm ganz „unpaßlich" vor, den deutschen Lettern, die schon so lange ihre guten Dienste getan, solche Schande „anzuhenken" und überhaupt „dergleichen zu tun", als handle es sich um einen Kriegszug, dergleichen Carli von Schweden gemacht, während doch mit David zu fragen und zu antworten sei: „Wem zeuchst du nach, König von Israel? Wem jagst du nach? Einem todten Hunde, einem einigen Floh!" Man könne sodann wohl von einem „fatalen Periodus" etwa des großen Nebukadnezars sprechen, nicht aber von einem solchen der deutschen Schrift. Aber es werde hinter der hoffärtigen Rede wohl ein gefährliches Unternehmen stecken: „Warum wollten's sonst so groß thun, als ob sie den Großmogul abgesetzt hätten?" Man werde die Sache vor die Prosynode bringen.

Nach zwei Jahren nahm Wieland eine Hauslehrerstelle bei dem Züricher Amtmann von Grebel an und wurde von einem größeren Frauenkreis platonisch geliebt. Seiner ätherischen Stimmung gab er einen Ausdruck in den „Empfindungen des Christen" und lief in einem kriegerischen Vorwort Sturm gegen Uz und die andern Anakreontiker, sie „schwärmende Anbeter des Bacchus und der Venus, die man für eine Bande epikurischer Heiden halten sollte", nennend und zu ihrer Verfolgung auffordernd, wie denn eine bloß äußerlich angenommene, nicht innerlich ergriffene geistige Richtung leicht in blinden Eifer ausartet. Die Vergeltung blieb nicht aus. Wieland wurde von den Kritikern der Literaturbriefe durchschaut. Lessing schrieb: „Auch mir sind unter den Wielandschen Schriften die „Empfindungen des Christen" das Anstößigste gewesen.

Empfindungen des Christen heißen Empfindungen, die ein jeder Christ haben kann und haben soll. Und von dieser Art sind die Wielandschen nicht. Es können aufs höchste Empfindungen eines Christen sein; eines Christen nämlich, der zu gleicher Zeit ein witziger Kopf, der seine Religion ungemein zu ehren glaubt, wenn er ihre Geheimnisse zu Gegenständen des schönen Denkens macht. Gelingt es ihm nun hiemit, so wird er sich in seine verschönerten Geheimnisse verlieben, ein süßer Enthusiasmus wird sich seiner bemeistern, und der erhitzte

Kopf wird in allem Ernste anfangen zu glauben, daß dieser Enthusiasmus das wahre Gefühl der Religion sei.

Ist er es aber? Und ist es wahrscheinlich, daß ein Mensch, der den Erlöser am Kreuze denkt, wirklich das dabei denkt, was er dabei denken sollte, wenn er seine Andacht auf die Flügel der Horazischen Ode setzt und anhebt: „Wo ist mein entzückter Geist? Welch ein furchtbares Gesicht um mich her! — Schwarze Finsternis, gleich der ewigen Nacht, liegt auf dem bebenden Erdkreis. — Die Sonne ist erloschen, die verlassene Natur seufzt; ihr Seufzen bebt gleich dem schwachen Wimmern des Sterbenden durch die allgemeine Todesstille — Was seh ich? Erbleichte Seraphim schweben aus dem nächtlichen Dunkel hier und da hervor! Viele verbergen ihr tränendes Antlitz in schwarze Wolken. — O des bangen Gesichts! Ich sehe, ich sehe den Altar der Versöhnung, und das Opfer, das für die Sünde der Welt verblutet." —

Schön! — Aber sind das Empfindungen? Sind Ausschweifungen der Einbildungskraft Empfindungen? Wo diese so geschäftig ist, da ist ganz gewiß das Herz leer, kalt.

So wie es tiefsinnige Geister gab und noch giebt, welche uns die ganze Religion platterdings wegphilosophieren, weil sie ihr philosophisches System darein verweben wollen: so gibt es nun auch schöne Geister, die uns eben diese Religion wegwitzeln, damit ihre geistlichen Schriften auch zugleich amüsieren können.

Der Ton der Psalmen, welchen die Empfindungen des Herrn Wieland oft annehmen, hat mich an „Petersens Stimmen aus Zion" wieder erinnert.

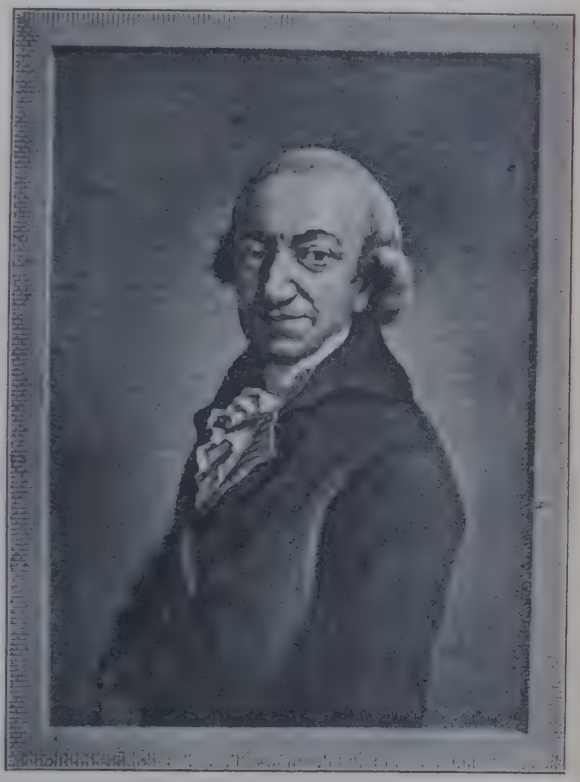
Herr Wieland ist reich an Blümchen, an poetischem Geschwätz; Petersen an starken Gedanken, an großen Gesinnungen; ohne Zwang, ohne Schwulst. Beide haben die Sprache der Heiligen Schrift zu brauchen gewußt, nur daß sie Petersen in ihrer edlen Einfalt gelassen, Wieland aber durch affektierte Tiefsinnigkeiten, durch profane Allusionen verunstaltet hat.

Und Nicolai meinte: „Die Muse des Herrn Wieland ist ein junges Mädchen, das die Betschwester spielen will und sich, der alten Witwe zu gefallen, in ein altväterisches Käppchen einhüllt. Sie bemühet sich, eine verständige, erfahrene Miene anzunehmen, unter der ihre jugendliche Unbedachtsamkeit nur gar zu leicht hervorleuchtet, und es wäre ein ewiges Spektakel, wenn diese junge Frömmigkeitslehrerin noch wieder zu einer muntern Modeschönheit würde." —

Dieses „Spektakel" sollte die Welt bald erleben und zwar überraschender, als sichs einer gedacht. Ein Jahr lang weilte Wieland als Hauslehrer bei Landvogt Sinner in Bern. In Julie Bondeli fand er eine Freundin Rousseaus, die er erst „ein schreckliches Mädchen" nannte. Denn sie hatte sich vorgenommen, dem Selbstbewußten zu zeigen, daß außer ihm auch Menschen von Witz und Scharfsinn, Geist und Kenntnissen zu finden seien. Auch sie hatte „Düpflin"; bald fühlte er sich aber derart von ihr bezaubert, daß er schrieb: „Nichts ist in der Welt, das zu tun recht ist, das versteht sich, das ich nicht tun wollte, wenn Juliens Besitz der Preis davon wäre."

Wie er dann — es war im Jahr 1760 — nach Biberach, seiner Vaterstadt, zurückgekehrt war, — er wurde dort Rat und Kanzleidirektor — löste er das Verhältnis auf und gestand in einem Brief an Zimmermann, „daß er ohne Zweifel Julie gegenüber sehr schwer gefehlt habe" ꝛc. Bald (1762) spricht er mit Kälte von Umständen, die ihn bestimmen müssen, die Absichten auf Julie gänzlich aufzugeben. Sie selber hatte sich nie verstiegen und weder sich noch ihn getäuscht. Sie blieb sich gleich und bewahrte ihm Wohlwollen.

Nun wurde das Schloß Warthausen Wielands „Parnaß". Hier, wo der frühere kurmainzische Minister Graf Stadion und Wielands Jugendfreundin Sophie, nun Frau von La Roche, eine französisch elegante und graziös frivole Gesellschaft um sich gesammelt, erwachte der Dichter wie aus dumpfem Traum und fühlte sich völlig in seinem Element. Nun wurde er der „Gesellschaftsdichter" der vornehm verdorbenen „oberen Welt" und als solcher nicht müde, seine frühere Stellung zu verspotten und in immer neuen Formen und Mummereien den „Sieg der Natur über die Schwärmerei" zu schildern, so in den Abenteuern des Don Sylvio von Rosalva und in der Geschichte des Agathon. Nach einigem Flattern vermählte sich Wieland mit einer Augsburgerin, die von seinen Werken nichts verstand, aber 36 Jahre lang in „glücklicher Ehe" mit ihm verbunden blieb.



Wieland.

Christoph Martin Wieland.
(Nach dem Gemälde von A. Graff, gestochen von J. S. Bause.)

„Götter, Helden und Wieland!" spottete Goethe. Wielands Götter sind die Ideen der Aufklärung, der griechischen Sophisten, der französischen Enzyklopädisten, mit einem Worte: der Materialismus. Seine Helden wollen

leben und leben lassen, wollen genießen, möglichst lang genießen, mit Anstand genießen; sie sind eigentlich eben keine Helden. Sie sind in griechisches oder in romantisches Märchengewand gesteckte Franzosen. Aber „mir ist auch das herrlichste Schlaraffenleben keine Herrlichkeit," sagte Jakobi, „und ist es das Ziel der Menschheit, so ist mir die Menschheit ein Ekel und Grauen". Wieland war der Dichter derjenigen Kreise, „welchen Klopstock als Christ widerwärtig, als Dichter erhabner Ideen unausstehlich, Lessing durch die Klarheit seines Denkens lästig, durch die strenge Konsequenz seiner Kritik vollends unerträglich war — er war der Mann seiner Zeit für die von dem feinen und süßen französischen Gifte angesteckten Kreise der Gesellschaft, denen Gedanken unbequem, Ideen peinlich und begeisterte Bestrebungen lächerlich sind." „Ein Stoff, wie er in der mit unglaublichem Beifall aufgenommenen „Musarion oder Philosophie der Grazien" verarbeitet ist und in nichts anderm besteht, als in der Doktrin des Sinnenkitzels, ist kein Inhalt, an dem Generationen sich erfrischen, stärken, nähren und erbauen könnten — es ist üppige Näscherei, wenn nicht geradezu Gift, durch welches die edelsten Organe zerstört und die kommenden Geschlechter geschwächt, gelähmt, verkrüppelt werden. Und vollends nun solche Stoffe wie in der Nadine, in Diana und Endymion, im neuen Amadis, in dem wahrhaft abscheulichen Kombabus und in vielen andern Stücken gleichen Schlages, hinsichtlich deren Wieland sich etwas besonderes darauf zu gute tat, gewisse Dinge auf deutsch gesagt zu haben, von denen man bisher geglaubt hatte, daß sie sich nur auf französisch sagen ließen — das sind vollends Stoffe, denen sich nur das versunkenste Individuum, nur eine in Kraftlosigkeit, Ohnmacht und Fäulnis verfallende Gesellschaft, nur eine der völligen Auflösung aller sittlichen, religiösen und politischen Bande entgegengehende Nation zuwenden kann." Professor in Erfurt geworden, schlug der Mann einen etwas weniger leichtfertigen Ton an.

Ein politischer Roman, „Der goldene Spiegel," verschaffte ihm die Gewogenheit der Herzogin Amalie von Weimar und das Amt eines Erziehers der beiden Prinzen. Eine Zeit lang besaß er in Oßmannstätt ein eigenes Landgut. Lange redigierte er den Deutschen Merkur. Wie früher 22 Dramen Shakespeares, übersetzte er zahlreiche Schriften alter Heiden.

Sein Bestes gab er noch in den Abderiten, diesen Schildbürgern der alten Welt, und im Oberon. Im Auftrage Karls des Großen muß Ritter Hüon, der Sohn des Herzogs von Guienne, auf ein unerhörtes Abenteuer ausreiten, um eine schwere Schuld zu sühnen (er hatte im Kampf einen Sohn Karls erschlagen). Nach Bagdad soll er gehen, in den Festsaal des Kalifen eindringen, dem den Kopf abschlagen, der zur Linken des Kalifen sitzt, dessen Tochter als Braut heimführen und vom Kalifen selbst vier Backenzähne und eine Hand voll Barthaare mitbringen. Mit Hilfe Oberons, des Elfenkönigs, der dem Hüon ein Zauberhorn und einen Zauberbecher schenkt, vollführt er den schweren Auftrag und gewinnt Rezia, die Tochter des Kalifen. Da die beiden auf der Heimfahrt ein Gelübde verletzen, müssen sie eine Reihe von Mühsalen erdulden. Erst nachdem sie, auch angesichts des Flammentodes, ihre Treue bewährt haben,

hter.

versöhnt sich Oberon wieder mit ihnen und zugleich mit seiner Gattin Titania, und alles endet in Glück.

Aber selbst diese vielgepriesenen Dichtungen Wielands sind von Gift durchsetzt und werden dadurch entwertet. Wieland starb 1813.

Seinen Nachbetern und Nachtretern würden wir schon zu viel Ehre erweisen, wenn wir auch nur ihre Namen nennten. Wenn er selber sich ihrer schämte, so sagt das genug.

Die Hainbundsdichter.

Die selbstlos hingebende Begeisterung an das Große und Edle ist nie fruchtlos. Sie hebt und adelt zum mindesten ihre Träger selbst. Sie ziemt allen und am meisten der Jugend, deren schönstes Vorrecht sie ist.

Prof. Dr. Max Koch.

Im Jahr 1771 waren Klopstocks Oden erschienen. Es war am 12. September des folgenden Jahres, an einem herrlichen Mondscheinabend, da wanderten ein paar Göttinger-Studenten nach einem anmutigen Dorfe, nach Weende, hinaus. In einer Bauernhütte tranken sie Milch; dann eilten sie hinaus ins freie Feld. In einem Eichgrunde angelangt, schmückten sie ihre Hüte mit Laub, legten sie auf den Boden, reichten einander die Hände zum Reigen, riefen den Mond und die Sterne zu Zeugen an und gelobten sich — o gold'ne Jugendzeit! — ewige Freundschaft. Sie wollten in ihren Urteilen offen gegeneinander sein; jeder sollte diesen Abend besingen und künftig immer dessen Jahrestag feiern. Voß wurde durchs Los zum Oberhaupt bestimmt.

Die Verbindung hatte schon vorher bestanden und jetzt bloß ihre poetische Weihe erhalten. Der von allen verehrte Klopstock hatte die deutsche Poesie — wie die griechische einen Hügel — einen Hain genannt. Sie trugen deshalb den Ausdruck Hain auf ihren Bund über, gaben sich Namen deutscher Barden, und deshalb heißt ihre Vereinigung der Hainbund. Zu Boie, Voß, Hölty, Hahn, Miller u. s. w. gesellten sich später die beiden Grafen von Stolberg, Bürger und Claudius und traten mit ihnen in mehr oder weniger enge Beziehung. Die neuen Erzeugnisse wurden beurteilt, die würdigen in ein Bundesbuch eingeschrieben und durch Boies Musenalmanach in die Welt hinausgetragen.

Ebenso innig wie diese Musensöhne Klopstock verehrten und für Freiheit und Vaterland schwärmten, ebenso energisch haßten sie Frankreich und „den

Verderber der Unschuld" Wieland. Das ergibt sich am besten aus der Art, wie sie 1773 Klopstocks Geburtstag, den 2. Juli, begingen. Regenwetter verhinderte die Feier im Freien. Die Freunde kamen deshalb auf Hahns Stube, welche die größte war, zusammen.

„Eine lange Tafel", schreibt Voß, „war gedeckt und mit Blumen geschmückt. Oben stand ein Lehnstuhl ledig für Klopstock, mit Rosen und Levkojen bestreut und auf ihm Klopstocks sämtliche Werke. Unter dem Stuhle lag Wielands Idris zerrissen. Jetzt las Cramer aus den Triumphgesängen und Hahn etliche auf Deutschland sich beziehende Oden von Klopstock vor. Und darauf tranken wir Kaffee; die Fidibus waren aus Wielands Schriften gemacht. Boie, der nicht raucht, mußte doch auch einen anzünden und auf den zerrissenen Idris stampfen. Hernach tranken wir in Rheinwein Klopstocks Gesundheit, Luthers Andenken, Hermanns Andenken, des Bundes Gesundheit, dann Eberts, Goethes, Herders u. s. w. Klopstocks Ode „Der Rheinwein" ward vorgelesen, und noch einige andere. Nun war das Gespräch warm. Wir sprachen von Freiheit, die Hütte auf dem Kopfe, von Deutschland, von Tugendgesang, und du kannst denken, wie. Dann aßen wir, punschten und zuletzt verbrannten wir Wielands Idris und Psilidius. Klopstock er mag's gehört oder vermutet haben, hat geschrieben, wir sollten ihm eine Beschreibung des Tags schicken."

Im Jahr 1774 bereitete Klopstock den jungen Freunden mit seinem Besuch eine große Freude. Aber nicht lange nachher riß sie das Leben nach verschiedenen Seiten auseinander, zunächst äußerlich und später allmählich, wie das so zu geschehen pflegt, einige von ihnen auch innerlich.

Aber so kurz die Dauer des Bundes gewesen, so viel Bedeutung hat er bekommen. Er wurde „die beste Pflanzschule Klopstocks" und mancherlei guter Same, den dieser gestreut, ging in seinem Kreis zu anmutigen Blüten auf. Ja die meisten seiner Genossen sind heutzutage noch viel besser bekannt als Klopstock und Wieland und das haben sie neben dem Umstand, daß sie edlen Leitbildern folgten, vor allem ihrem Streben nach Volksmäßigkeit zu verdanken.

Suchen wir denn den wichtigsten unter ihnen noch etwas genauer gerecht zu werden, zu allernächst Gottfried August Bürger.

Bürger zeigt zwar in seinen Werken noch viel Verwandtschaft mit Wieland, dem er auch nicht so stark wie die andern abgeneigt war, und gehörte dem Hainbund mehr nur äußerlich an. Gedichte wie der Schwank „Der Kaiser und der Abt", „ein Märchen gar schnurrig," „Der wilde Jäger," „Die Kuh" sind mit Recht bekannt und beliebt, so auch etwa „Das Lied vom braven Mann".

„Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang.
Wer hohes Muts sich rühmen kann,
Den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob, daß ich singen und preisen kann
Zu singen und preisen den braven Mann!"

Wie einfach und kräftig, wie volkstümlich anschaulich hebt es zu schildern an:

„Der Tauwind kam vom Mittagsmeer
Und schnob durch Welschland trüb und feucht.
Die Wolken flogen vor ihm her,
Wie wann der Wolf die Herde scheucht.
Er fegte die Felder, zerbrach den Forst;
Auf Seen und Strömen das Grundeis borst.

Am Hochgebirge schmolz der Schnee;
Der Sturz von tausend Wassern scholl;
Das Wiesental begrub ein See;
Des Landes Heerstrom wuchs und schwoll;
Hoch rollten die Wogen entlang ihr Gleis,
Und rollten gewaltige Felsen Eis." ...

Aber das Gedicht ist im Original um drei Strophen zu lang, die nichts als Wortgeklingel sind. Die lebhafteste poetische Wirkung geht heute wie zur Zeit seines Erscheinens von jenem bekannten Erzeugnis aus, mit dem Bürger die echte Balladendichtung in Deutschland einführte und das sobald es ans Licht getreten die deutschen Gaue fast so rasch durchflog, wie der Reiter, den es schildert, die Mondscheinlandschaft:

„Schön Liebchen schürzte, sprang und schwang
Sich auf das Roß behende;
Wohl um den trauten Reiter schlang
Sie ihre Lilienhände.
Und hurre, hurre, hopp, hopp, hopp!
Ging's fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben
Und Kies und Funken stoben.

Zur rechten und zur linken Hand,
Vorbei vor ihren Blicken,
Wie flogen Anger, Heid' und Land!
Wie donnerten die Brücken! —
„Graut Liebchen auch? ... Der Mond scheint hell!
Hurrah! Die Toten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Toten?"
„Ach nein! ... Doch laß die Toten!" —

Welche Musik und welches stimmungsvolle Leben in den Versen dieser ersten deutschen Ballade, Lenore:

„Lenore fuhr ums Morgenrot
Empor aus schweren Träumen:
„Bist untreu, Wilhelm, oder tot?
Wie lange willst du säumen?"
Er war mit König Friedrichs Macht
Gezogen in die Prager Schlacht
Und hatte nicht geschrieben,
Ob er gesund geblieben.

Der König und die Kaiserin,
Des langen Haders müde,
Erweichten ihren harten Sinn
Und machten endlich Friede;
Und jedes Heer mit Sing und Sang,
Mit Paukenschlag und Kling und Klang,
Geschmückt mit grünen Reisern,
Zog heim zu seinen Häusern." ...

Aber auch diese Dichtung auf die Bürger mit Recht sich etwas zu gute tat, nach deren Vollendung er sich über sich selber verwunderte, ist nicht bis zum Ende mit allen Strichen tadelfrei.

Und — was wir nun genannt, ist eigentlich alles was Bürgers Talent uns Gutes geschenkt. Die übrige Dichtung ist ein Spiegelbild seines Lebens und also vielfach unerquicklich.

Der Sohn eines Geistlichen in Molmerswende im Unterharz geboren 1747, sollte Bürger in Halle Theologie studieren, wurde aber zum Teil durch Professor Klotz verführt, der Genosse wüster Gesellen. Fortan war sein Leben nichts anderes als ein fortwährendes sich aufraffen und wieder fallen. Nachdem er unter Nöten und Schwierigkeiten sein Studium — er hatte die Theologie mit den Rechten vertauscht — zu Ende geführt und als Justizamtmann zu Altengleichen in der Nähe von Göttingen ein knappes Auskommen gefunden vermählte er sich 1774 mit Dorette, der Tochter des Hannoverschen Beamten Leonhard zu Niedeck, liebte aber deren jüngere Schwester Molly. Beschuldigt sein Amt vernachlässigt zu haben, gab er es auf und beschloß in Göttingen allein den schönen Wissenschaften zu leben. Als gleichzeitig nach zehnjähriger Ehe, der Gram das Herz seiner Gattin zernagt, heiratete er 1785 die vielbesungene Molly. Nun frohlockte er:

„Hört von meiner Auserwählten
Höret an mein schönstes Lied!
Ha, ein Lied des Neubeseelten
Von der süßen Anvermählten,
Die ihm endlich Gott beschied!

Wie aus hoffnungsloien Banden
Wie aus Nacht und Moderduft
Einer tiefen Kerkergruft
Fühlt er froh sich auferstanden
Zu des Frühlings Licht und Luft

Da — nach sechs Monaten, lag sie im Grabe, und im düstersten Seelenleid, mit drei Kindern, blieb Bürger zurück. Jetzt mochte wohl die Universität ihm den Doktortitel verleihen und ihn zum Professor (ohne Gehalt) ernennen: Eine dritte, hauptsächlich um seiner Kinder willen eingegangene Ehe mit einem Schwabenmädchen Hahn aus Stuttgart, das ihm in Versen Herz und Hand angeboten, vollendete sein Unglück. Denn schon nach zwei Jahren mußte die Hand der Justiz den Bund der Unverträglichen lösen. Bürgers Kräfte waren verzehrt. Krankheit pochte an seine Tür. Mit Übersetzungen hielt er kümmerlich den bittersten Mangel fern und nun traf ihn gar noch, es war 1791, der harte Schlag der Schillerschen Rezension seiner Gedichte, die er vielleicht gerade deshalb so heftig beantwortete, weil er fühlte, wie viel Wahres sie enthielt, und nach drei Jahren des Elends durfte er endlich sein an Verirrungen und Verwirrungen so reiches Leben aushauchen, bloß siebenundvierzig Jahre alt.

Die Nachwelt hat Schiller Recht gegeben, und mögen auch zahlreiche jüngere und allerjüngste Dichter an Schillers Maßstab sich mit vornehm überlegenem Lächeln vorüberdrücken, er wird doch immer wieder Recht behalten, und es verlohnt sich, daß wir die wichtigsten von Schillers Sätzen auch hier festnageln. Sie haben dauernde Geltung. Er schreibt:

„Unmöglich kann der gebildete Mann Erquickung für Geist und Herz bei einem unreifen Jünglinge suchen, unmöglich in Gedichten die Vorurteile, die gemeinen Sitten, die Geistesleerheit wiederfinden wollen, die ihn im wirklichen Leben verscheuchen. Mit Recht verlangt er von dem Dichter, der ihm, wie dem Römer sein Horaz, ein teurer Begleiter durch das Leben sein soll, daß er im Intellektuellen und Sittlichen auf einer Stufe mit ihm stehe, weil er auch in Stunden des Genusses nicht unter sich sinken will. Es ist also nicht genug, Empfindung mit erhöhten Farben zu schildern, man muß auch erhöht empfinden. Begeisterung allein ist nicht genug, man fordert die Begeisterung eines gebildeten Geistes. Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es also wert sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinauf zu läutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren. Der höchste Wert seines Gedichtes kann kein anderer sein, als daß es der reine, vollendete Abdruck einer interessanten Gemütslage, eines interessanten, vollendeten Geistes ist. Nur ein solcher Geist soll sich uns in Kunstwerken ausprägen; er wird uns in seiner kleinsten Äußerung kenntlich sein, und umsonst wird, der es nicht ist, diesen wesentlichen Mangel durch Kunst zu verstecken suchen. Vom Ästhetischen gilt eben das, was vom Sittlichen." . . . Und zwar auch für die Volksdichtung.

„Und hier müssen wir gestehen, daß uns die Bürgerschen Gedichte noch sehr viel zu wünschen übrig gelassen haben, daß wir in dem größten Teile derselben den milden, sich immer gleichen, immer hellen, männlichen Geist vermissen, der, eingeweiht in die Mysterien des Schönen, Edlen und Wahren, zu dem Volke bildend herniedersteigt, aber auch in der vertrautesten Gemeinschaft mit demselben nie seine himmlische Abkunft verleugnet. Herr Bürger vermischt sich nicht selten mit dem Volke, zu dem er sich nur herablassen sollte, und anstatt es scherzend und spielend zu sich hinaufzuziehen, gefällt es ihm oft, sich ihm gleich zu machen. . . . Nimmermehr sind es dieselben Leser, für welche er seine Nachfeier der Venus, seine Lenore, sein Lied an die Hoffnung, die Elemente, die göttingische Jubelfeier, Vorgefühl der Gesundheit u. a. m. und eine Frau Schnips, Fortunens Pranger, Menagerie der Götter, an die Menschengesichter und ähnliche niederschrieb. . . .

Wir wollen uns aber nicht bei Fehlern verweilen, die eine unglückliche Stunde entschuldigen und denen durch eine strengere Auswahl unter seinen Gedichten abgeholfen werden kann. Aber daß sich diese Ungleichheit des Geschmackes sehr oft in demselben Gedichte findet, dürfte ebenso schwer zu verbessern als zu entschuldigen sein. Rezensent muß gestehen, daß er unter allen Bürgerschen Gedichten (die Rede ist von denen, welche er am reichlichsten aussteuerte) beinahe keins zu nennen weiß, das ihm einen durchaus reinen, durch gar kein Mißfallen erkauften Genuß gewährt hätte. War es entweder die vermißte Übereinstimmung des Bildes mit dem Gedanken, oder die beleidigte Würde des Inhaltes, oder eine zu geistlose Einkleidung; war es auch nur ein unedles, die Schönheit des Gedankens entstellendes Bild, ein ins Platte fallender Ausdruck, ein unnützer

Wörterprunk, ein (was doch am seltensten ihm begegnet) unechter Reim oder harter Vers, was die harmonische Wirkung des Ganzen störte: so war uns diese Störung bei so vollem Genusse um so widriger, weil sie uns das Urteil abnötigte, daß der Geist, der sich in diesen Gedichten darstellte, kein gereifter, kein vollendeter Geist sei; daß seinen Produkten nur deswegen die letzte Hand fehlen möchte, weil sie — ihm selbst fehlte." ...

Zum Abschluß noch eins von Bürgers Sonetten, von denen Schiller sagte, daß sie sich auf den Lippen des Deklamators in Gesang verwandeln.

An das Herz.

„Lange schon in manchem Sturm und Drange
Wandeln meine Füße durch die Welt.
Bald, den Lebensmüden beigesellt,
Ruh' ich aus von meinem Pilgergange.

Leise sinkend faltet sich die Wange.
Jede meiner Blüten welkt und fällt.
Herz, ich muß dich fragen: Was erhält
Dich in Kraft und Fülle noch so lange?

Trotz der Zeit Despotenallgewalt
Fährst du fort, wie in des Lenzes Tagen,
Liebend, wie die Nachtigall, zu schlagen.

Aber ach! Aurora hört es kalt,
Was ihr Tithons*) Lippen Holdes sagen
Herz, ich wollte, du auch würdest alt!"

Von Ludwig Heinrich Hölty gilt: „Es war ein Leben nur und war ein Sterben und kam, auch eine Spur sich zu erwerben." Als Jüngling ist er dahingegangen, bloß 28 Jahre alt. In den liebenswürdigen Frohsinn seiner Jugend warf allerlei Leid und die Ahnung seines frühen Endes seine langen Schatten. Auch er wurde in einem evangelischen Pfarrhause geboren, 1748 zu Mariensee bei Hannover. Früh wurde die Anmut seines Gesichts durch Blatternarben entstellt; früh mußte er durch Privatunterricht die Kosten des Studiums bestreiten helfen; früh verlor er seinen Vater, dem er nachrief:

„Selig alle, die im Herrn entschliefen!
Selig, Vater, selig bist auch du!
Engel brachten dir den Kranz und riefen,
Und du gingst in Gottes Ruh'!

Wandelst über Millionen Sternen,
Siehst die Handvoll Staub, die Erde, nicht,
Schwebst im Wink durch tausend Sonnenfernen,
Schaust Gottes Angesicht!

*) Tithon, der Gatte der Aurora, für den sie zwar unsterbliches Leben, aber nicht zugleich ewige Jugend erbeten hatte und der deshalb als armes verschrumpftes Männchen fortexistierte, zuletzt einer Heuschrecke gleich.

Siehst das Buch der Welten aufgeschlagen,
Trinkest durstig aus dem Lebensquell!
Nächte, voll von Labyrinthen, tagen,
Und dein Blick wird himmelhell.

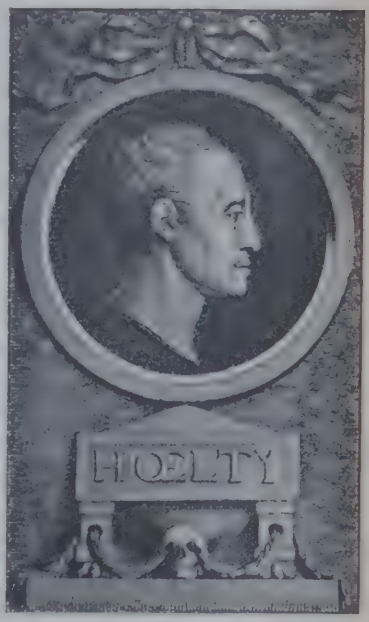
Doch in deiner Überwinderkrone
Senkst du noch den Vaterblick auf mich,
Betest für mich an Jehovahs Throne,
Und Jehovah höret dich.

Schwebe, wann der Tropfen Zeit verrinnet,
Den mir Gott aus seiner Urne gab,
Schwebe, wann mein Todeskampf beginnet,
Auf mein Sterbebett herab:

Daß mir deine Palme Kühlung wehe,
Kühlung, wie von Lebensbäumen träuft;
Daß ich sonder Grau'n die Täler sehe,
Wo die Auferstehung reift;

Daß mit dir ich durch die Himmel schwebe,
Wonnestrahlend und beglückt, wie du,
Und mit dir auf einem Sterne lebe
Und in Gottes Schoße ruh'.

Grün indessen, Strauch der Rosenblume,
Deinen Purpur auf sein Grab zu streu'n;
Schlummre, wie im stillen Heiligtume,
Hingesäetes Gebein!"



Und früh, 1776, raffte die Schwindsucht Hölty dahin. „Seine ganze Poesie," sagte Eichendorff, „ist eine wehmütige Todesahnung." Diese gab ihm das „Vermächtnis" ein:

„Ihr Freunde, hänget, wann ich gestorben bin,
Die kleine Harfe hinter dem Altar auf,
Wo an der Wand die Totenkränze
Manches verstorbenen Mädchens schimmern.

Der Küster zeigt dann den Reisenden
Die kleine Harfe, rauscht mit dem roten Band,
Das, an der Harfe festgeschlungen,
Unter den goldnen Saiten flattert."

Ludwig Heinrich Hölty.
(Nach einer Zeichnung und Stich von D. N. Chodowiecki.)

Sie war nicht mit vielen Saiten bespannt, die Harfe Höltys; aber diese Saiten tönten rein, und drum summen sie fort, „leise, wie Bienenton." Verschiedene seiner Lieder legen Zeugnis ab, daß er sich in seiner Weise der schönen Gotteswelt gefreut, so z. B. das Frühlingslied:

„Die Luft ist blau, das Tal ist grün,
Die kleinen Maienglocken blühn
Und Schlüsselblumen drunter;
Der Wiesengrund
Ist schon so bunt
Und malt sich täglich bunter.

Drum komme, wem der Mai gefällt,
Und freue sich der schönen Welt
Und Gottes Vatergüte,
Die diese Pracht
Hervorgebracht,
Den Baum und seine Blüte!"

Und der Ausruf des von Krankheit bedrohten Jünglings:

„O, wunderschön ist Gottes Erde
Und wert, darauf vergnügt zu sein.
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freun!"

gefällt uns besser, als das affektierte Gejammer manches modernen Poeten, der sein eigenes kleines Weh „aufdonnert zum Riß, der durch das Weltall klafft".

Ähnlich sang Johannes Martin Miller: „Was frag ich viel nach Geld und Gut, wenn ich zufrieden bin." Einen charakteristischen Erfolg errang er mit seinem Roman: Siegwart, eine Klostergeschichte, durch Goethes Werther ins Leben gerufen. Wolkenbruchartig ergoß sich darin die Gefühlsüberschwenglichkeit der Zeit.

„Die Grafen Stolberg," schrieb Voß, nachdem die beiden in den Hainbund getreten, „ach! welche Leute sind das! Leute von der feinsten Empfindung, dem edelsten Herzen, voll Vaterland und Gott, den vortrefflichsten Talenten zur Dichtkunst, und — ohne den kleinen Stolz — kurz! Leute, die Klopstock schätzt und liebt, in diesem Stande zu finden, das ist ein großer Fund, denk' ich! Und den hab' ich gemacht! Über Friedrich Leopold schrieb er einige Tage später namentlich: „Nicht darauf bin ich stolz, daß ein Graf mich liebt, nein daß ein Deutscher, ein Biedermann, ein Freund Klopstocks, mein Herz wert achtet."

Es war freilich ein großes Ereignis, als die beiden Edelleute sich rückhaltlos den bürgerlichen Hainbundgenossen anschlossen und für Vaterland und Freiheit schwärmten. Unter den Augen Klopstocks, von seiner Gedankenwelt aufgenährt, waren sie zu Jünglingen herangewachsen, Söhne eines Vaters, der in seinem Dorfe Bramstedt in Holstein aus eigenem Antrieb die Leibeigenschaft aufgehoben hatte, beide Brüder innig mit einander verbunden, aber der jüngere, Friedrich Leopold, begabter als der ältere, Christian. Im Jahre 1775 besuchten sie in Frankfurt den jungen Goethe und bestimmten ihn, mit ihnen nach der Schweiz zu reisen. Mit Lavater in Zürich blieben sie dann in dauernder Freundschaft verbunden.

Auf Goethes Wunsch besuchten die Grafen auf der Rückreise Weimar und verweilten dort längere Zeit. Der Wunsch des Herzogs, daß der jüngere der Brüder in den weimarischen Staatsdienst treten möchte, wurde durch Klopstock, dem das Leben in Weimar zuwider war und für seinen Liebling verderblich erschien, vereitelt. Im Januar 1776 langten die Brüder in Kopenhagen an bei der an Bernstorff verheirateten Schwester.

Bald fielen den beiden Ämter zu, die geeignet waren ihren jugendlich ungestümen Freiheitsdrang zu dämpfen. Sie wurden Kammerjunker in des dänischen Königs Diensten und Friedrich Leopold Gesandter in Berlin und 1791 Regierungspräsident in Eutin, wo damals Voß als Rektor amtete.

Wie anders war der Lebensgang, den dieser hinter sich hatte! Und nun führte der Lauf der Dinge die beiden Freunde immer weiter auseinander. Voß war ein Rationalist geworden, ein eingefleischter unduldsamer Rationalist. Stol-

berg haßte die Aufklärung, die mit frostigem Hauch den christlichen Glauben aus so mancher protestantischen Kirche vertrieb und sich jenseits des Rheins in unglaublichen Greueln auszutoben begann. An der protestantischen Kirche verzweifelnd, zur Mystik geneigt und leicht bestimmbar, trat Stolberg nach einer Romreise, durch die Fürstin Gallitzin in Münster beeinflußt, im Jahr 1800 mit seiner zweiten Gattin und der ganzen Familie, die älteste Tochter ausgenommen, zur katholischen Kirche über, gab sein Amt auf und zog nach Münster. Er verlor dadurch keinen Freund als Voß. Dieser wurde von da weg nicht müde, ihn auf das heftigste zu befehden.

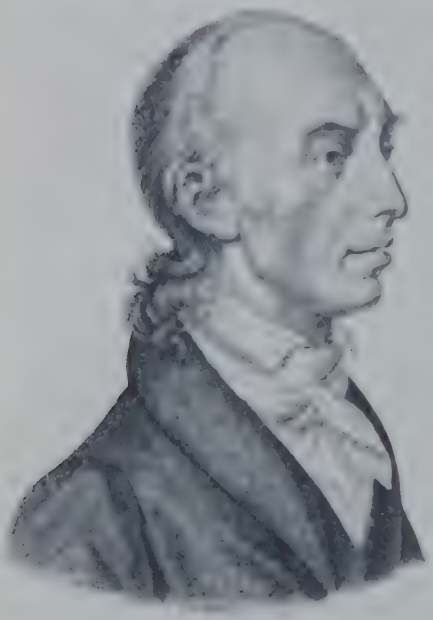
Friedrich Leopold Graf zu Stolberg.
(Nach dem Gemälde von J. B. Lampi.)

Noch im Jahre 1819 schleuderte Voß die Schrift wider ihn: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?" Als Goethe sie las, war ihm zu Mute, als lese er ein Kapitel aus Dantes grauser Hölle. Das Richtige lag im Wort des edlen Freiherrn vom Stein: „Stolberg bleibt mir immer achtungswert. Er glaubt in der katholischen Religion Ruhe und Bestimmtheit zu finden: warum ihn mit Wut und Schimpfen verfolgen?" Noch bevor Stolberg eine kurze Abfertigung seines Gegners vollendet hatte, starb er, im Dezember 1819, auf seinem Gute bei Osnabrück.

Noch immer ansprechend sind unter des jüngern Stolberg Gedichten außer dem seinerzeit allbekannten „Süße, heilige Natur", das merkwürdigerweise am tosenden Rheinfall entstanden, u. a. das „Lied eines alten schwäb. Ritters an seinen Sohn", „Das Rüsthaus zu Bern" und das wie ein Wassersturz

brausende „Der Felsenstrom". In späteren Jahren schritt er Voß mit einer Homer Übersetzung voraus und schrieb eine umfangreiche Geschichte der Religion Jesu Christi.

Aus anderem Stoffe gebildet war Johann Heinrich Voß, geboren 1751 zu Sommersdorf in Mecklenburg nicht Sohn eines Grafen, sondern eines armen Pächters und Schenkwirts, der später als Schullehrer ein kärglich Brot verdiente; Voß, gleichfalls ausgestattet mit warmer Vorliebe für ländliches Leben, aber ohne die Gefühlsüberschwenglichkeit seiner Zeit im Gegenteil: hartknochig und nüchtern mit feinem Sinn für die Form, den er im Studium der Alten und der Ramlerschen und Klopstockschen Oden gebildet, aber ohne viel Phantasie. Nachdem er „mit Not vollendet die Laufbahn durch die lateinische Schul und die teuere Akademie durch", — wir trafen ihn in Göttingen — führte er Boies Schwester Erneſtine heim und lebte in Wandsbeck in idyllischem Glück vom Ertrage des Musenalmanachs, in trautem Verkehr mit dem jungen Haushalte des Claudius, entzweite sich als Rektor in Eutin mit Stolberg, verkehrte in Jena mit Schiller und Goethe, der ihn hier festzuhalten suchte und starb 76 Jahre alt, 1826, in Heidelberg.



Johann Heinrich Voß.
(Nach dem Bilde von Reuy, gestochen von C. Barth.)

Goethe und Schiller lobten Voß in den Xenien mit den Worten:

„Wahrlich, es füllt mit Wonne das Herz, dem Gesange zu lauschen,
Ahmt ein Sänger, wie der, Töne des Altertums nach."

Töne des Altertums ahmte er nach mit seinen Übersetzungen.

Unter zahlreichen Homer-Verdeutschern errang er nach Stolberg den ersten Preis. Seine Odyssee kam 1781 seine Ilias 1793 heraus. Mit seinen Hexametern traf er gerade den rechten Ton. Das war Homer in deutschem Gewand. Aber er strebte sein Werk zu verbessern und verschlechterte es mehr und mehr und die schlichte, treuherzig natürliche Haltung ging in den späteren Bearbeitungen verloren. Und seine übrigen Verdeutschungen stunden nicht mehr auf gleicher Höhe.

Töne des Altertums ahmte Voß ferner nach in seinen Oden, die, weil es ihnen an Feuer gebricht vergessen sind, und in seinen Idyllen. Sie erzählen zum Teil in plattdeutscher Sprache, von den Leiden leibeigenen Bauernvolks

dem der Dichter entstammte, doch mit mehr Reiz von den Freuden der Häuslichkeit, der Geselligkeit im Familienkreise des Bürgerstandes. Nicht arkadische Schäfer schildert er wie noch Salomon Geßner, vielmehr Pfarrer und Kandidaten, aus der Wirklichkeit, aus seiner rationalistischen Zeit und der redliche „Tamm, Organist, Schulmeister zugleich und ehrsamer Küster, der fast allen im Dorf, bis auf wenige Greise der Vorzeit, einst Taufwasser gereicht und Sitte gelehrt und Erkenntnis, dann zur Trauung gespielt und hinweg schon manchen gesungen," ist allenthalben bekannt. Mit wachsender Freude folgen unsre Blicke im „Siebzigsten Geburtstag" dem Mütterchen, wie sie drinnen im Stübchen und draußen in der Küche alles zum Empfange der Kinder bereitet, immer bestrebt, allen Lärm zu vermeiden, damit „das Väterchen" nicht erwache:

„Als sie den Greis wahrnahm, wie er ruht' in atmendem Schlummer,
Stand das Mütterchen auf vom binsenbeflochtenen Spinnstuhl,
Langsam, trippelte dann auf knirrendem Sande zur Wanduhr
Leis' und knüpfte die Schnur des Schlaggewichts an den Nagel,
Daß ihm den Schlaf nicht störte das klingende Glas und der Kuckuck.
Jetzo sah sie hinaus, wie die stöbernden Flocken am Fenster
Rieselten und wie der Ost dort wirbelte, dort in den Eichen
Rauscht' und der hüpfenden Krähn Fußtritte verweht' an der Scheuer.
Lange mit ernstem Gesicht, ihr Haupt und die Hände bewegend,
Stand sie vertieft in Gedanken und flüsterte halb, was sie dachte:

„Lieber Gott, wie es stürmt, und Schnee in den Gründen sich anhäuft'
Armer, wer jetzt auf Reisen hindurch muß, ferne der Einkehr!
Auch wer, Weib zu erwärmen und Kind, auswandert nach Reisholz,
Hungrig oft und zerlumpt! Kein Mensch wohl jagte bei solchem
Wetter den Hund aus der Türe, wer seines Viehs sich erbarmet!
Dennoch kommt mein Söhnchen, das Fest mit dem Vater zu feiern!
Was er wollte, das wollt' er, von Kind auf! Gar zu besonders
Wühlt mir das Herz! Und o! wie die Katz' auf dem Tritte des Tisches
Schnurrt und das Pfötchen sich leckt, auch Bart und Nacken sich putzet!
Das bedeutet ja Fremde, nach aller Vernünftigen Urteil!"

Sprach's und trat an den Spiegel, die festliche Haube zu ordnen,
Welche der Vater verschob, mit dem Kuß ausgleichend den Zwiespalt:
Denn er leerte das Glas auf die Enkelin, sie auf den Enkel.
„Nicht ganz schäme sich meiner die Frau im modischen Kopfzeug!"
Dachte sie leis' im Herzen und lächelte selber der Torheit."

Und wir freuen uns mit dem Mütterchen, wenn es ihr gelungen, des Alten Schlaf so lange zu erhalten, daß er nun durch die Kinder überrascht werden kann.

„Ihr um den Nacken die Arme geschmiegt, liebkoste die Tochter:
„Mutter, ich duze dich auch, wie die leibliche, die mich geboren;
Also geschah's in der Bibel, da Herz und Zunge vereint war;
Denn du gebarst und erzogst mir den wackeren Sohn Zacharias,
Der an Wuchs und Gemüt, wie er sagt, nachartet dem Vater.
Mütterchen, habe mich lieb, ich will auch artiges Kind sein.
Fröhliches Herz und rotes Gesicht, das hab' ich beständig,
Auch wenn der Ost nicht weht. Mein Väterchen sagte mir oftmals,
Klopfend die Wang', ich würde noch krank vor lauter Gesundheit."

Jetzo sagte der Sohn, sein Weib darstellend der Mutter:
„Mütterchen, nehmt sie auf Glauben. So zart und schlank, wie sie dasteht,
Ist sie mit Leib und Seele vom edelsten Kerne der Vorwelt.
Daß sie der Mutter nur nicht das Herz abschwatze des Vaters!
Komm denn und bring als Gabe den zärtlichsten Kuß zum Geburtstag!"

Schalkhaft lächelte drob und sprach die treffliche Gattin:
„Nicht zur Geburtstagsgabe! Was Besseres bring' ich im Koffer,
Unserem Vater zur Lust und dem Mütterchen, ohne dein Wissen!"

Sprach's und faßte dem Manne die Hand; die führende Mutter
Öffnete leise die Tür und ließ die Kinder hineingehn.
Aber die junge Frau, voll Lieb' im lächelnden Antlitz,
Hüpfte voraus und küßte den Greis. Mit verwunderten Augen
Sah er empor und hing in der trautesten Kinder Umarmung."

LUISE

EIN LÆNDLICHES GEDICHT IN DREI IDYLLEN

VON

JOHANN HEINRICH VOSS.

KÖNIGSBERG *MDCCXCV.*
BEI FRIEDRICH NICOLOVIUS.

Titel der ersten Ausgabe von Voßens „Luise" (1795).

Immer noch findet auch das Epos „Luise" seine Leser mit seinen drei Idyllen vom Fest im Walde, vom Besuche des Bräutigams Walther und dessen unvermutet rascher Vermählung mit der Pfarrerstochter. Durch Tiefsinn ermüdet es freilich nicht, eher durch dessen vollständigen Mangel. Mit behaglichster Breite verliert es sich in den Schilderungen jener welterschütternden Ereignisse, die im Klappern mit dem Waffeleisen, in Tafelfreuden und Kaffeetrinken, Pfeifenanzünden und Räuchlein auspusten, Hühner füttern und Tauben betrachten bestehn, und der Vater, „der ehrwürdige Pfarrer von Grünau", schlurft immer im Schlafrock und Pantoffeln einher, freut sich „mit Petrus, Moses, Konfuz und Homer, dem liebenden, und Zoroaster, und, der für Wahrheit starb, mit Sokrates, auch mit dem edeln Mendelssohn — der hätte den Göttlichen nimmer gekreuzigt! — daß Gott die Person nicht ansieht, sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und rechttut, angenehm ist dem Vergelter!" Wie von der Kanzel herab demon-

triert er zu Haus und im Walde Vernunftweisheit, der echte Typus seiner Zeit und — des Dichters.

„Schönere Idyllen, als Voß sie schrieb, sind die einfachen Berichte seiner Frau Erneſtine aus seinem und ihrem Leben, aus dem Verkehre mit Fritz Stolberg, aus den Zeiten des ersten Schulamts, aus dem ärmlichen jungen Haushalt, in dem es abends nur ein Licht gab, weshalb neben das Arbeitspult des Mannes ein Tisch und auf den Tisch ein Stühlchen gestellt ward, damit die Frau bei der Näharbeit sehen konnte."

„Luiſe Voß" rief einer großen Zahl ähnlicher Musenkinder, worunter das berühmteſte „Dorothea Goethe".

In guter Meinung unternahm es Voß, Lieder für das Landvolk zu dichten. Leider reichte sein poetischer Fonds nicht aus, um diese zur Poesie zu erheben, und drollig genug klingt es, wenn wir in seinem Kartoffellied lesen:

„Nur ein Knöllchen eingesteckt
Und mit Erde zugedeckt!
Unten treibt dann Gott sein Wesen!" ...

oder wenn sein Milchmädchen die Kuh anſingt:

„Lieg und wiederkäu in Ruh
Dein gesegnet Futter!
Alles, gute fromme Kuh,
Milch und Käse schenkest du,
Rahm und süße Butter." ...

Gewiß, den rohen, leichtsinnig zerstreuten Menschen hinzuweisen auf die ihn umgebenden, alles erfüllenden, alles ernährenden holden Wunder göttlichen Segens, um die gemeine Wirklichkeit den gemütlichen Schein der Poesie zu weben — eine gute Idee! Aber eben den Schein der Poeſie, nicht einer neuen Prosa der Wirklichkeit! Und wie dem nüchternen Rationalismus je länger je mehr der Schein der Poesie aus den Augen entschwand, soll ein folgendes Kapitel zeigen. Es soll uns dann auch zu Matthias Claudius führen, dem Wandsbeckerboten, der in der Regel in Verbindung mit den Hainbundsdichtern besprochen wird.

Gotthold Ephraim Lessing.

Der Chan: Herr Lessing gehört doch auf die Bank der Philosophen?

Asmus: Ich wollte aber doch raten, daß Eure Majestät ihm lieber seinen eigenen Stuhl setzten. Die gewöhnlichen Bänke passen nicht für ihn oder vielmehr er paßt nicht für die Bänke und sitzt sie alle nieder.

Aus „Nachricht von meiner Audienz beim Kaiser von Japan" von M. Claudius.

Ich bin weder Schauspieler noch Dichter. Man erweist mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letzteren zu erkennen. Aber nur weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt und Farben vergeudet, ist ein Maler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neueren Erträgliches ist davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt: ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir heraufpressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen und durch die Gläser der Kunst meine Augen zu stärken. Ich bin daher immer beschämt oder verdrießlich geworden, wenn ich zum Nachteil der Kritik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken; und ich schmeichelte mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kommt. „Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähschrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann."

So urteilte Lessing von sich, klar und wahr, mit Einsicht und Schärfe, und ebenso klar und wahr, einsichtig und scharf beurteilt er die andern und ihre Werke. Das ist seine Bedeutung. Eine innere Unruhe trieb ihn im Leben von Ort zu Ort, drängte ihn von einem Gebiete des Wissens und der schönen Künste und von einem Kampffeld zum andern. Wie ein Gewitter fuhr er dahin mit Regen, Blitz und Donnerrollen, mitunter auch mit Hagelschlossen. Aber so half er die Lüfte reinigen. So half er wie die Aufklärung überhaupt, der er diente, alten Plunder aus der Welt schaffen, den die Jahrhunderte aufgehäuft und der eine Weiterentwicklung hemmte, half Boden für neue Gebilde ebnen. Zeitlebens rückte er seichter Flachheit, nebelnder Überschwenglichkeit, überlebter Notizengelehrsamkeit, anmaßendem Schein kräftig auf den Leib, mit dem Scharfsinn prüfenden Geistes, nach protestantischer Art. Aber im Wesen des Protestantismus

liegt ein Nein und ein Ja, und Lessing betonte mehr das Nein. Forschen, sichten, ausscheiden, richten und wieder ordnen, verknüpfen, klären, erklären, mit Angriffslust und Widerspruchsgeist — mit einem Worte: Kritik war seine Sache. Die Kritik erhob er, wie einer meinte, zur zehnten Muse. So hoch hielt er die freie Forschung, daß er sich im Urteil darüber bis zu paradorem Unsinn versteigen konnte. Ist ja sein Ausspruch bekannt: „Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist oder zu sein vermeint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Wert des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht. Der Besitz macht träge, stolz. Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen, immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: „Wähle!" ich fiele ihm mit Demut in seine Linke und sagte: „Vater, gib! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!" „Obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren!" sagt Lessing. Aber wer beginnt denn einen Tunnel zu bohren ohne die Aussicht, auch wirklich den Berg zu durchhöhlen und ans Ziel zu gelangen? Nur auf einem Wege glaubte Lessing die Wahrheit finden zu können, durch nüchterne Untersuchungen und Verstandesschlüsse in folgerichtiger Kette. Aber für die göttliche Wahrheit gilt, was Geibel sagt:

„Studiere nur und raste nie,
Du kommst nicht weit mit deinen Schlüssen!
Das ist das Ende der Philosophie,
Zu wissen, daß wir glauben müssen."

Was Lessing geleistet hat, wird am anschaulichsten vor uns erscheinen, wenn wir mit tunlichster Raschheit den unsteten Zickzackwegen seines Lebensgangs nachfolgen, die doch mit Konsequenz einer Höhe zustrebten, und uns im Vorüberstreifen bei den wichtigsten seiner Geisteswerke etwas länger aufhalten.

Auch Lessing war der Sohn eines lutherischen Pfarrers, dessen Vorfahren in langer Reihe dem gleichen Stande angehört hatten, das zweitälteste von zwölf Kindern, und war 1729 in der kleinen Stadt Kamenz in der Lausitz geboren. Unter einem Haufen von Büchern nur wollte der Fünfjährige gemalt sein und der Rektor der Fürstenschule zu St. Afra in Meißen sagte von ihm: „Er ist ein Pferd, das doppeltes Futter haben muß. Die Lektionen, die andern zu schwer werden, sind ihm kinderleicht. Wir können ihn fast nicht mehr brauchen." Mit Mathematik, lateinischen Dramen und deutschen Gedichten befaßte er sich auf eigne Hand. Ein Zeugnis nannte ihn „etwas moquant." „Früh übt sich, was ein Meister werden will."

In Leipzig sollte der Jüngling Theologie studieren. Aber bald erging es den Eltern wie einer Henne, die Entlein ausgebrütet hat und sie nun mit Entsetzen das feste Ufer verlassen und auf dem Wasser treiben sieht. Der Sohn lernte tanzen, turnen, fechten, saß viel im Wirtshaus, noch mehr im Theater,

verkehrte mit Weiße und Mylius, seinem Vetter, einem liederlichen Genie, der ihm freien Eintritt zu den Brettern verschaffte. Ja 1748 hatte Lessing die Freude, sein eigenes Lustspiel „Der junge Gelehrte" mit Beifall begrüßt auf der Bühne zu sehen. Die Eltern wurden besorgt. Ein Freund aus der Heimat brachte Grüße von Haus und von Mütterchen einen Weihnachtsstollen. Aber welch ein Schlag, als er zu melden hatte, Gotthold stecke in Schulden, tue nichts als umherstreichen und Komödien schreiben, und der Weihnachtsstollen sei bei einer Flasche Wein in Gesellschaft von Komödianten verzehrt worden. Der Vater schrieb: „Setze dich, nach Empfang dieses, sogleich auf die Post und komm zu uns! Deine Mutter ist todkrank und verlangt dich vor ihrem Ende noch zu sprechen." Ganz durchfroren rückte der Sohn im Elternhaus ein, und die Mutter konnte über besorgten Fragen nach seiner Gesundheit und ob ihm die Kälte auch nichts geschadet, gar nicht bei den Vorwürfen anlangen, die sie ihm zugedacht hatte. Lessing zeigte sich frisch und heiter, auch in ernster Wissenschaft wohl beschlagen. Aber auch jetzt schrieb er manch leichtsinnig scherzhaftes Gedicht von Liebe und Wein, und die Hoffnung, einst einen Pfarrer in ihm zu sehen, mußten die Eltern fahren lassen. Auf den abenteuerlichen Plan, Schauspieler zu werden, verzichtete er. Er versprach Medizin und Sprachen zu studieren und sich auf das akademische Lehramt vorzubereiten, und der Vater bezahlte seine Schulden.

So wenig, als die Theologie ihn anzog, so stark fesselte ihn das Theater. Aber die Truppe der Neuberin siedelte unvermutet nach Wien über und Lessing saß in der schwärzesten Tinte. Denn er hatte leichtsinnigerweise für einige Schauspieler Bürgschaft geleistet und sollte nun haften. In aller Stille verließ er Leipzig, wurde aber in Wittenberg krank und schrieb an die Mutter, das Leben sei ihm zur Last.

Nach seiner Genesung von den Gläubigern unerbittlich verfolgt, gab er sein Hochschulstudium auf und beschloß in Berlin, wo Mylius eine Zeitung redigierte, als Journalist sein Brot zu verdienen und seine Stipendien zur Bezahlung der Schulden zu verwenden. Erst nach langen Schreibereien sah er sich imstande, sich eine neue Kleidung zu verschaffen und „diejenigen, deren Dienste er suchte, selbst anzugehn".

1751 auf 1752 erwarb er sich in Wittenberg den Titel eines Magisters der freien Künste und 1753–1755 erschien in Berlin „das ungeheure Mancherlei" seiner bisherigen Schriften in einer Sammlung von sechs Bändchen. Sein wachsender Ruhm söhnte allmählich auch seinen Vater mit der nun vorhandenen Sachlage aus.

1754 vernichtete Lessing mit sausend scharfen Geißelhieben das literarische Ansehen des Pastors Lange in Laublingen, der durch eine stümperhafte Horaz Übersetzung gefrevelt und Lessing dann nach einer ersten Kritik durch Spott herausgefordert hatte. Das „Vademecum" wie zahlreiche andre Besprechungen machten Lessing zum gefürchtetsten Kritiker und gleichartige Tendenzen verbanden ihn in Freundschaft mit dem hausbackenen Aufklärer Buchhändler Nicolai und dem Juden Moses Mendelssohn. Merkwürdiger als Lessing sich denken sollte,

Gotthold Ephraim Lessing.

(Nach dem Gemälde von A. Graff.)

griff seine Berührung mit dem Franzosen Voltaire, der damals als Gast des freigeistigen Friedrich in Berlin verweilte, in sein Leben ein. „Des Herrn von Voltaire kleinere Schriften," auch seine schmutzigen Prozeßschriften übersetzend, hatte Lessing Gelegenheit, „diesen Witzigsten von Frankreichs Witzigen" aus nächster Nähe kennen zu lernen. Und da Voltaire den Verdacht auf Lessing geworfen, dieser habe sich eines seiner neu erschienenen Bücher bemächtigt, um durch Nachdruck Gewinn daraus zu ziehen, so platzten die beiden auf das allerunsanfteste aufeinander.

Hatte Lessing ursprünglich davon geträumt, ein deutscher Molière zu werden, so schwebte ihm offenbar mehr und mehr Voltaires Wirksamkeit als Ideal vor Augen. Doch immer wieder kehrte er zum Drama zurück. Den sieben Lustspielen seiner Jugend, die sich noch durch nichts Besonderes hervorgetan und unter denen schon eines die Juden verteidigt, ließ er 1755 das bürgerliche Trauerspiel Miß Sara Sampson folgen, das er in der Stille zu Potsdam gedichtet und das trotz seiner Schwächen viel Beifall fand und dadurch das erste seiner langen Reihe wurde, daß es nicht mehr, wie einst Opitz verlangt, „hohe Standespersonen" auftreten ließ, sondern Menschen des dritten Standes, wenn auch widerliche.

Vornehmlich die Sehnsucht nach einem deutschen Theater trieb Lessing 1755 nach Leipzig zurück, und er schmiedete Pläne zu neuen Dramen, z. B. einem „Henzi" und einem „Faust". Aber er arbeitete nicht leicht weg. Eben hatte er sich von einem jungen Leipziger Patrizier zu einer dreijährigen Reise durch Europa anwerben lassen, eben waren die beiden dran, sich in Holland nach England einzuschiffen, da rief die Kunde von Friedrichs des Großen Einfall in Sachsen, 1756, die beiden zurück und Lessing hatte mit seinem Begleiter um die Entschädigung einen Prozeß zu führen, der noch ein Jahr länger dauern sollte, als der begonnene siebenjährige Krieg.

Die Begeisterung für Preußens Sache trieb ihn bald wieder nach Berlin. Dort verband er sich mit Nicolai und Moses Mendelssohn zur Herausgabe einer neuen kritischen Zeitschrift, der Literaturbriefe, oder „Briefe die neueste Literatur betreffend", wie der Titel vollständig lautet. Die Seele des Unternehmens wurde Lessing. Keiner der drei Mitarbeiter sollte sich nennen. In den „Xenien" war später zu lesen:

„Auch Nicolai schrieb an dem trefflichen Werk? Ich will's glauben;
Mancher Gemeinplatz auch steht in dem trefflichen Werk."

Die Briefe wirkten wie eine Wurfschaufel, welche die Spreu vom Weizen sondert, und errangen sich in der ersten Zeit eine bleibende Bedeutung. Die Einleitung erklärte den Titel. Da stund zu lesen:

„Der Herr von N**, ein verdienter Offizier und zugleich ein Mann von Geschmack und Gelehrsamkeit, ward in der Schlacht bei Zorndorf verwundet. Er ward nach Fr** gebracht und seine Wundärzte empfahlen ihm nichts eifriger, als Ruhe und Geduld. Langeweile und ein gewisser militärischer Ekel vor

politischen Neuigkeiten trieben ihn, bei den ungern verlassenen Musen eine angenehmere Beschäftigung zu suchen. Er schrieb an einige von seinen Freunden in B** und ersuchte sie, ihm die Lücke, welche der Krieg in seine Kenntnis der neuesten Literatur gemacht, ausfüllen zu helfen. Da sie ihm unter keinem Vorwande diese Gefälligkeit abschlagen konnten, so trugen sie es dem Herrn Fll. auf, sich der Ausführung vornehmlich zu unterziehen.

Wie mir, dem Herausgeber, die Briefe, welche daraus entstanden, in die Hände geraten, kann dem Publikum zu wissen oder nicht zu wissen sehr gleichgültig sein. Ich teile sie ihm mit, weil ich glaube, daß sie manchem sowohl von dem schreibenden, als lesenden Teile der sogenannten Gelehrten nützlich sein können."

Besonders eingehend wurden Klopstock und Wieland besprochen. Schlimm erging es jetzt dem alten Kunstrichter Gottsched. Auch was er gut gemacht, wurde nicht anerkannt. Lessing führte ihn mit den Worten ein:

„Niemand, sagen die Verfasser der Bibliothek, wird leugnen, daß die deutsche Schaubühne einen großen Teil ihrer ersten Verbesserung dem Herrn Professor Gottsched zu danken habe.

Ich bin dieser Niemand; ich leugne es geradezu. Es wäre zu wünschen, daß sich Herr Gottsched niemals mit dem Theater vermengt hätte."

In die Schule der französischen Klassiker hatte Gottsched das deutsche Drama geführt, und eben von dieser wollte Lessing nichts wissen. Auf Shakespeare wies er mit Nachdruck hin. „Auch nach den Mustern der Alten die Sache zu entscheiden," sagte er, „ist Shakespeare ein weit größerer tragischer Dichter, als Corneille; obgleich dieser die Alten sehr wohl und jener fast gar nicht gekannt hat. Corneille kommt ihnen in der mechanischen Einrichtung und Shakespeare in dem Wesentlichen näher. Der Engländer erreicht den Zweck der Tragödie fast immer, so sonderbare und ihm eigene Wege er auch wählt; und der Franzose erreicht ihr fast niemals, ob er gleich die gebahnten Wege der Alten betritt. Nach dem „Ödipus" des Sophokles muß in der Welt kein Stück mehr Gewalt über unsere Leidenschaften haben, als „Othello", als „König Lear", als „Hamlet" ꝛc. Hat Corneille ein einziges Trauerspiel, das Sie nur halb so gerührt hätte, als die „Zayre des Voltaire"? Und die Zayre des Voltaire? wie weit ist sie unter den „Mohren von Venedig", dessen schwache Kopie sie ist, und von welchem der ganze Charakter des „Orosman" entlehnt worden?"

Gleichfalls in Berlin, unter dem Eindruck der Siege Friedrichs, schrieb Lessing das kleine Drama Philotas, das uns freilich zeigt, daß auch die klarste Erkenntnis von dem Wesen der Poesie und ihren Aufgaben niemals eine ursprüngliche Dichterbegabung zu ersetzen vermag.

1759 gab Lessing seine Fabeln und seine Abhandlungen über die Fabel heraus. Seine Fabeln verschmähen den Schmuck des Reims und der anschaulichen Schilderung. Vom Verstand erzeugt, wenden sie sich an des Lesers Verstand. Wie von blankem Bogen versendete Bolzen fliegen sie zum Ziel, hart und trocken. Aber Lessing lehrte zugleich: Die Lehrhaftigkeit ist auf die Fabel zu beschränken. Die übrige Poesie ist Selbstzweck.

Lessing hatte durch seine kritischen Richtersprüche auch manche seiner Freunde verstimmt und fühlte das Bedürfnis, einmal wieder mehr unter Menschen als unter Büchern zu leben, und im November 1760 verließ er Berlin, ohne Abschied zu nehmen, und zog nach Breslau. „Ich will mich eine Zeit lang als ein häßlicher Wurm einspinnen, um wieder als ein glänzender Vogel an das Licht zu kommen," schrieb er in sein Tagebuch und arbeitete als Gouvernementssekretär im Dienste des Generals von Tauentzien. Zum erstenmal in seinem Leben allen Nahrungssorgen entronnen, rettete sich Lessing, nun ein Dreißiger, aus trockenen Schreibereien und aufregenden Vergnügungen immer wieder in fleißiger Arbeit zu seinen Musen und so entstanden zwei seiner reifsten Werke, „Minna von Barnhelm" und „Laokoon".

„Minna von Barnhelm" oder, wie es auch heißt, „Das Soldatenglück", ist wirklich von allen Lessingschen Dramen weitaus das ansprechendste, urwüchsigste, frischeste und hat deshalb seine Wirkung bewahrt bis auf den heutigen Tag. Der Dichter hat eben den Stoff dazu nicht gesucht, sondern gefunden, im wirklichen Leben seiner Zeit. Dieser edle Major von Tellheim mit seiner soldatischen Ehrenhaftigkeit und strammen Geradheit, einem Ehrgefühl, das, unbillig gekränkt, ihn in eine Verbitterung hineintreibt, in der er sich und seine Lage in der allerdüstersten Verdunkelung schaut und sogar seiner aufrichtigen Liebe den Abschied zu geben sich bemüht, diese heitere entschlossene Minna von Barnhelm, die in dem Reichtum ihrer Seele und in der Zuversicht ihrer Liebe die Mittel findet, die Nebelbilder, die ihr Glück überschatten, sieghaft zu vertreiben, dieser kriegerisch wackere biderbe Wachtmeister, in Gefahr, leichtsinnig zu werden, aber durch seine Verehrung für Tellheim gehoben, dieses heitere schnippische „Frauenzimmerchen", immer plaudernd und nie verlegen, dieser widerborstige pudeltreue Just und sein Gegenbild, der kriecherisch katzbucklige „Schurke von einem Wirt" — wie frisch aus den Gasthöfen und Gassen Berlins in der Zeit unmittelbar nach dem Kriege heraus erschienen sie auf der Bühne, nicht mit langatmig hochtönenden Alexandrinern im Munde, mit gesucht geistreichen Tiraden, nein, mit zwangloser Natürlichkeit und Leichtigkeit, mit deutschem Lebensernst und deutschem Humor, ein wenig Grobheit auch mitunter, und nur noch ein ganz kleiner Niederschlag blieb auch in diesem Stücke zurück von einem Verhalten, das uns den Eindruck macht, es gehöre nicht dem Leben, sondern bloß der Bretterwelt an, so wenn Tellheim und Minna gegen den Schluß sich doch auch gar zu lange sperren und zerren. Und wie neckisch wohltuend mußte in jener Zeit, da zwar äußerlich zwischen Preußen und Sachsen Friede geschlossen, in den Gemütern dagegen eine gehässige Spannung zurückgeblieben war, der Einfall wirken, daß ein preußischer Major und ein sächsisches Fräulein in Liebe miteinander verbunden erscheinen, weil der Preuße den Sachsen Gutes getan und sich dadurch dankbare Herzen erobert hat! Und wie lustig über jene Spannung gescherzt wird, wenn der preußische Wirt sich nach der Herkunft seiner thüringischen Gäste erkundigt und es dann heißt: „Das Fräulein von Barnhelm." Wirt: „Von Barnhelm — Kommend? woher, gnädiges Fräulein?" Fräulein: „Von meinen Gütern aus Sachsen." Wirt:

„Gütern aus Sachsen. Aus Sachsen? Ei, ei, aus Sachsen, gnädiges Fräulein? Aus Sachsen?" Franziska: „Nun, warum nicht? Es ist doch wohl hierzulande keine Sünde, aus Sachsen zu sein?" Wirt: „Eine Sünde? Behüte! Das wäre ja eine ganz neue Sünde! Aus Sachsen also? Ei ei, aus Sachsen! Das liebe Sachsen!" ꝛc. Oder wenn ein andermal die resolute Franziska zu Tellheim sagt: „Und wissen Sie was, Herr Major? Kommen Sie nicht so, wie Sie da sind, in Stiefeln, kaum frisiert! Sie sind zu entschuldigen, Sie haben uns nicht vermutet. Kommen Sie in Schuhen und lassen Sie sich frisch frisieren. — So sehen Sie mir gar zu brav, gar zu preußisch aus!" Ja in das Drama ragt sogar der riesenhafte Schatten des Königs Friedrich herein. Er ist im Drama das Schicksal Tellheims und hilft alles zum besten wenden. Des Königs Eingreifen macht Tellheims schlimmer Situation ein Ende. Tellheim: „Nun, was sagen Sie hiezu, mein Fräulein?" Fräulein: „Ich? Nichts." Tellheim: „Nichts?" Fräulein: „Doch ja, daß Ihr König, der ein großer Mann ist, auch wohl ein guter Mann sein mag" ꝛc. Und die patriotische Tendenz des Dramas hilft namentlich auch das Auftreten des Franzosen Riccaut verstärken, dieses liebenswürdig unverschämten Schwindelmeiers Riccaut, eines Leutnants, der in seinen eigenen Reden zum Kapitän avanciert, und zugleich zum intimen Freunde des Kriegsministers. — „Sachez-donc, Mademoiselle, — Ihro Gnad soll also wiß daß ich komm von die Tafel bei der Minister — Minister von — Minister von — wie heißt der Minister dadrauß? — in der lange Straß? — auf die breite Platz? . . ." „Mademoiselle parle français? Mais sans doute; telle que je la vois!" redet er das deutsche Fräulein an, und da sie antwortet: „Mein Herr!" „Nit? Sie sprek nit französisch, Ihro Gnad?" fragt er. Und sie antwortet: „Mein Herr, in Frankreich würde ich es zu sprechen suchen. Aber warum hier? Ich höre ja, daß Sie mich verstehen, mein Herr. Und ich, mein Herr, werde Sie gewiß auch verstehen, sprechen Sie, wie es Ihnen beliebt!" „Gutt, gutt, ich kann auf mick auf deutsch explizier" ꝛc. Und nachdem er eine Wohltat empfangen hat und das Fräulein mit Verwunderung vernimmt, daß er im Spiele zu betrügen pflegt — „Comment, Mademoiselle?" fährt er los — „vous appelez cela betrügen? Corriger la fortune, l'enchainer sous ses doigts, être sur de son fait, das nenn die Deutsch betrügen! O was ist die deutsch Sprak für ein arm Sprak! für ein plump Sprak! . . ."

Ob aber der König an solcher Szene sein Vergnügen fand? Auf alle Fälle war Lessing kein Schmeichler.

Was wollte Lessings Laokoon? Den Gedanken dieser Schrift eingehend zu folgen, wäre zwar lohnend und interessant, kann aber unmöglich Aufgabe dieses Buches sein. Wir wollen an Beispielen klar zu machen suchen, was Lessing verlangt. In einem bekannten englischen Roman, „Die letzten Tage von Pompeji" von Bulwer, sucht der Erzähler dem Leser ein anschauliches Bild zu verschaffen von einem vornehmen römischen Landhaus mit seinen mannigfaltigen Räumen. Da liefert er denn auf mehreren Seiten eine Beschreibung, aus deren leblosem Nebeneinander uns die fürchterlichste Langeweile angähnt, so daß wir in

Gefahr stehn, den Abschnitt einfach zu überschlagen und nachzusehen, wo der Faden der Erzählung wieder aufgenommen werde. Hätte dem Engländer je Lessings Laokoon eingeleuchtet, so hätte er all dieses „Nebeneinander" in ein „Nacheinander" umgewandelt, uns in die Räume des römischen Hauses gleichfalls eingeführt, aber auf eine ganz andere Weise, hätte allmählig jeden einzelnen Zug der Beschreibung in die Erzählung hineinverflochten, uns in der Villa heimisch werden lassen und uns doch immerfort gefesselt und nie gelangweilt, und wer Geschichten schreiben will oder auch bloß mündlich erzählen, der sehe zuvor zu, was Lessing in seinem Laokoon fordert, so wird er über manchen Kunstgriff verfügen, der im Grunde Natur ist und natürlich wohltuend wirkt.

Die Dichter kannten zu Lessings Zeit weder die Mittel noch die Grenzen ihrer Kunst. Sie wetteiferten mit den Malern und bedachten nicht, daß bei aller Verwandtschaft Poesie und Malerei (d. h. hier bildende Kunst) auf verschiedene Felder angewiesen sind. Deshalb in der Dichtkunst der abgeschmackte Mißbrauch mit allegorischen Gestalten. „Der Fleiß, eine Jungfrau mit rotem Habit, hat in der einen Hand einen Sporn, in der andern eine Stunde!" riet eine Poetik aus jener Zeit, „die Dankbarkeit, eine Jungfer, die in der Rechten einen Büschel Bohnen, in der Linken einen Storch hat!" Deshalb ferner die beschreibenden Poesien, wie Hallers „Alpen" und Kleistens „Frühling". Die Poesie wollte malen und die Malerei wollte dichten. Dieser beständigen Grenzüberschreitung machte Lessing ein Ende.

Eben hatte Joachim Winckelmann seine epochemachende „Geschichte der Kunst des Altertums" veröffentlicht. Schon in einer seiner früheren Schriften hatte er jenes berühmte Bildwerk atheniſcher Künstler besprochen, das den trojanischen Priester Laokoon und seine zwei Söhne von Schlangen umwunden und gebissen zeigt. Aus dem Umstande, daß der Schmerzgepeinigte den Mund nur leise wie zum Seufzen öffnet, zog Winckelmann den Schluß, die Alten hätten bei der Darstellung ihrer Helden den Ausdruck wilden Schmerzes vermieden. Diesen Satz, allgemein hingestellt, bekämpfte Lessing als falsch und wies darauf hin, wie z. B. der römische Dichter Virgil in seiner Aneide denselben Laokoon, von den Schlangen angefallen, ein fürchterliches Geschrei zum Himmel erheben läßt. Bei den Griechen waren Tränen und Geschrei nicht verpönt. Es hat einen andern Grund, wenn Laokoon im Bildwerk den Mund nicht weit öffnet. Hätten die Bildhauer ihn wie der Dichter laut schreiend dargestellt, das Bild wäre häßlich, und es will eben nicht häßlich, es will ein Kunstwerk, es will also schön sein, und nun zeichnet Lessing mit sicherer Klarheit die Grenzen zwischen bildender Kunst und Poesie. Wir flechten einen Abschnitt als Probe dieser Lessingschen Prosa ein.

„Doch ich will versuchen," sagt er, „die Sache aus ihren ersten Gründen herzuleiten."

„Ich schließe so: Wenn es wahr ist, daß die Malerei zu ihren Nachahmungen ganz andere Mittel oder Zeichen gebraucht als die Poesie, jene nämlich Figuren und Farben in dem Raume, diese aber artikulierte Töne in der

Zeit; wenn unstreitig die Zeichen ein bequemes Verhältnis zu dem Bezeichneten haben müssen: so können nebeneinander geordnete Zeichen auch nur Gegenstände, die nebeneinander, oder deren Teile nebeneinander existieren, aufeinanderfolgende Zeichen aber auch nur Gegenstände ausdrücken, die aufeinander, oder deren Teile aufeinanderfolgen.

Gegenstände, die nebeneinander oder deren Teile nebeneinander existieren, heißen Körper. Folglich sind Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften die eigentlichen **Gegenstände der Malerei.**

Gegenstände, die aufeinander, oder deren Teile aufeinander folgen, heißen überhaupt Handlungen. Folglich sind Handlungen der eigentliche **Gegenstand der Poesie.**

Doch alle Körper existieren nicht allein in dem Raume, sondern auch in der Zeit. Sie dauern fort und können in jedem Augenblicke ihrer Dauer anders erscheinen und in anderer Verbindung stehen. Jede dieser augenblicklichen Erscheinungen und Verbindungen ist die Wirkung einer vorhergehenden und kann die Ursache einer folgenden und sonach gleichsam das Zentrum einer Handlung sein. Folglich **kann die Malerei auch Handlungen nachahmen, aber nur andeutungsweise durch Körper.**

Auf der andern Seite können Handlungen nicht für sich selbst bestehen, sondern müssen gewissen Wesen anhängen. Insofern nun diese Wesen Körper sind, oder als Körper betrachtet werden, **schildert die Poesie auch Körper, aber nur andeutungsweise durch Handlungen.**

Die Malerei kann in ihren nebeneinanderexistierenden Kompositionen nur einen einzigen Augenblick der Handlung nutzen und muß daher den prägnantesten wählen, aus welchem das Vorhergehende und Folgende am begreiflichsten wird.

Ebenso kann auch die Poesie in ihren fortschreitenden Nachahmungen nur eine einzige Eigenschaft der Körper nutzen und muß daher diejenige wählen, welche das sinnlichste Bild des Körpers von der Seite erweckt, von welcher sie ihn braucht.

Hieraus fließt die Regel von der Einheit der **malerischen Beiwörter** und der Sparsamkeit in den Schilderungen körperlicher Gegenstände.

Ich würde in diese trockene Schlußkette weniger Vertrauen setzen, wenn ich sie nicht durch **die Praxis des Homer** vollkommen bestätigt fände, oder wenn es nicht vielmehr die Praxis des Homer selbst wäre, die mich darauf gebracht hätte. Nur aus diesen Grundsätzen läßt sich die große Manier des Griechen bestimmen und erklären, sowie der entgegengesetzten Manier so vieler neuern Dichter ihr Recht erteilen, die in einem Stücke mit dem Maler wetteifern wollen, in welchem sie notwendig von ihm überwunden werden müssen.

Ich finde, Homer malt nichts als fortschreitende Handlungen, und alle Körper, alle einzelnen Dinge malt er nur durch ihren Anteil an diesen Handlungen, gemeiniglich nur mit einem Zuge. Was Wunder also, daß der Maler da wo Homer malt, wenig oder nichts für sich zu tun sieht und daß seine Ernte nur da ist, wo die Geschichte eine Menge schöner Körper, in schönen Stellungen

in einem der Kunst vorteilhaften Raume zusammenbringt, der Dichter selbst mag diese Körper, diese Stellungen, diesen Raum so wenig malen, als er will? Man gehe die ganze Folge der Gemälde, wie sie Caylus aus ihm vorschlägt, Stück vor Stück durch, und man wird in jedem den Beweis von dieser Anmerkung finden.

„Für Ein Ding, sage ich, hat Homer gemeiniglich nur Einen Zug. Ein Schiff ist ihm bald das schwarze Schiff, bald das hohle Schiff, bald das schnelle Schiff, höchstens das wohlberuderte schwarze Schiff. Weiter läßt er sich in die Malerei des Schiffes nicht ein. Aber wohl das Schiffen, das Abfahren, das Anlanden des Schiffes macht er zu einem ausführlichen Gemälde, zu einem Gemälde, aus welchem der Maler fünf, sechs besondere Gemälde machen müßte, wenn er es ganz auf seine Leinwand bringen wollte.

Zwingen den Homer je besondere Umstände, unsern Blick auf einen einzelnen körperlichen Gegenstand länger zu heften: so wird demungeachtet kein Gemälde daraus, dem der Maler mit dem Pinsel folgen könnte, sondern er weiß durch unzählige Kunstgriffe diesen einzelnen Gegenstand in eine Folge von Augenblicken zu setzen, in deren jedem er anders erscheint, und in deren letztem ihn der Maler erwarten muß, um uns entstanden zu zeigen, was wir bei dem Dichter entstehen sehen. Z. E. Will Homer uns den Wagen der Juno sehen lassen, so muß ihn Hebe vor unsern Augen Stück für Stück zusammensetzen" ꝛc.

Vierzigjährig war Lessing nun und mußte, nach Berlin zurückgekehrt, wieder ums Brot zu schreiben anfangen. Da war in der preußischen Residenz das Amt eines königlichen Bibliothekars zu vergeben. Von allen Seiten empfahl man Friedrich den berühmten Gelehrten. Umsonst — Lessing war einst mit Voltaire in Konflikt geraten; die Erinnerung wirkte beim König nach; ein abergläubischer unwissender Franzose wurde Bibliothekar und Lessing hatte das Nachsehen. O Riccaut de la Marlinière! das schmerzte tief.

Wie eine Seifenblase war seine schönste Hoffnung zerplatzt. Gerne ließ er sich für eine neue Stellung anwerben. Angesehene Hamburger Kaufleute hatten sich zusammengetan, um ein deutsches Nationaltheater zu gründen, und um eine Besoldung von achthundert Talern wurde Lessing dessen Berichterstatter und Kritiker (Dramaturg). Mit einer glänzenden Vorstellung wurde im Frühling 1767 das Unternehmen eröffnet und Lessings Tätigkeit begann. Nach vier Wochen herrschten Streitigkeiten, bald nachher waren die Gelder erschöpft und Tänzer und Luftspringer lösten Minna von Barnhelm ab. Kurz vor Neujahr existierte das Nationaltheater nicht mehr und Lessing sah sich ohne Gehalt und auf dem Pflaster. In zwei Bänden reihte er die Besprechungen der zweiundfünfzig Vorstellungen, die über die Bühne gegangen waren, zu seiner Hamburger Dramaturgie aneinander. In einem Rückblick sprach er das Urteil über sich selber, mit dem wir das Kapitel über ihn eröffnet, kam auf die Empfindlichkeit der Schauspieler zu reden, die in Ansehung der Kritik in eben dem Maße steige, in welchem die Gewißheit und Deutlichkeit und Menge der Grundsätze ihrer Künste abnehme, und sagte dann: „Wenn das Publikum fragt: was ist denn nun geschehen? und mit einem höhnischen Nichts sich selbst ant-

wortet, so frage ich wiederum: und was hat denn das Publikum getan, damit etwas geschehen könnte? Auch nichts; ja noch etwas schlimmeres als nichts. Nicht genug, daß es das Werk nicht allein nicht befördert, es hat ihm nicht einmal seinen natürlichen Lauf gelassen. — Über den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern bloß von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei, keinen eigenen haben zu wollen. Wir sind noch immer die geschwornen Nachahmer alles Ausländischen, besonders noch immer die untertänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen; alles, was uns von jenseit dem Rheine kommt, ist schön, reizend, allerliebst, göttlich; lieber verleugnen wir Gesicht und Gehör, als daß wir es anders finden sollten; lieber wollen wir Plumpheit für Ungezwungenheit, Frechheit für Grazie, Grimasse für Ausdruck, ein Geklingle von Reimen für Poesie, Geheule für Musik uns einreden lassen, als im geringsten an der Superiorität zweifeln, welche dieses liebenswürdige Volk, dieses erste Volk in der Welt, wie es sich selbst sehr bescheiden zu nennen pflegt, in allem, was gut und schön und erhaben ist, von dem gerechten Schicksale zu seinem Anteile erhalten hat.

Doch dieser Locus communis ist so abgedroschen, und die nähere Anwendung desselben könnte leicht so bitter werden, daß ich lieber davon abbreche."

Das Hauptverdienst von Lessings Dramaturgie — meine Leser würden mir wenig Dank wissen, wollte ich das Werk eingehend betrachten — besteht darin, den immer noch mächtigen Einfluß der Franzosen — zwar leider lange nicht einmal für allemal — aus dem Tempel deutscher Dramendichtung hinauszugeißeln. Der genaue Kenner zeigte, daß die Franzosen die Forderungen der Griechen von den drei Einheiten falsch ausgelegt und das Schaffen ihrer dramatischen Dichter in Sklavenschranken eingeengt hätten, und verlangte für das deutsche Drama „Freiheit". Das kam dann Goethe und Schiller zu statten. Nach französischen Regeln hätte weder ein Wallenstein noch ein Tell werden können. Lessing zeigte, daß die Einheit der Zeit und die Einheit des Orts nur soweit Beachtung finden sollten, als sie durch die Einheit der Handlung gefordert würden.

Während Lessing noch mit seiner Dramaturgie zu schaffen hatte, spann sich eine neue literarische Fehde an. Professor Klotz in Halle, ein unverfrorener schöngeistiger Schwätzer mit schlechten Sitten, hatte sich mit einem Kreis ergebener Trabanten zu einer Versicherungsgesellschaft gegenseitiger Lobeserhebungen vereinigt und suchte mit schmeichlerisch kriechenden Briefen auch Lessing in seinen Bann zu ziehen; doch dieser blieb stumm und wurde nun von Klotz niederträchtig verdächtigt. Da holte der alte Kämpe aus und übte in den Briefen antiquarischen Inhalts an Klotz und den „Klötzen", wie er in einem Briefe dessen Anhänger nannte, ein solches Gericht, daß ihr Ansehen vernichtet war. Es wäre noch fürchterlicher ausgefallen, wenn Klotz nicht indessen gestorben wäre und Lessing nun geschwiegen hätte. Obgleich es sich der Hauptsache nach um ein Thema gehandelt, das nur die wenigsten interessieren kann, um geschmittene

Steine, wußte doch Lessing den Kampf so zu führen, daß man ihm noch heute mit Spannung folgt. Ein Widerspruch gegen eine Behauptung im Laokoon regte ihn zu der Abhandlung an: „Wie die Alten den Tod gebildet." (Nämlich als Genius, der eine Fackel auslöscht). Die Schlußworte der Arbeit lauten: „Nur die mißverstandene Religion kann uns von dem Schönen entfernen, und es ist ein Beweis für die richtig verstandene wahre Religion, wenn sie uns überall auf das Schöne zurückbringt."

Wieder schaute Lessing nach jemand aus, der ihn dingen wollte. Die Bühne war ihm gründlich verleidet. Da wurde ihm vom Erbprinzen Wilhelm Ferdinand von Braunschweig für sechshundert Taler Gehalt, freie Wohnung und Holz, das Amt eines Bibliothekars in Wolfenbüttel angeboten, und obgleich es ihm offenbar nicht leicht fiel, das bunt bewegte Leben der reichen Seestadt gegen die Stille des abgelegenen kleinstädtischen Ortes zu vertauschen, sagte Lessing zu. Der Umzug mußte ihn um so schwerer ankommen, als sein Herz bei einer Frau zurückblieb, von der er erklärte, daß es die einzige sei, mit welcher er sich allenfalls zu leben getraute; es war die Witwe Eva König.

Unter Sorgen aller Art vollendete Lessing 1772 ein Werk, mit dessen Plan er sich lange getragen, das Trauerspiel Emilia Galotti. So groß auch der Fortschritt, den es in die Technik des Dramenaufbaus einführte, es halten doch den Tugenden dieses Stücks ebenso gewichtige Fehler die Wage. Glänzt es durch geschlossen vorschreitende Handlung und namentlich durch sichere Pinselführung in der Zeichnung der Charaktere, so verletzt es durch seinen Abschluß. Eine Geschichte aus der Zeit des alten Rom verlegt es in die Gegenwart, ohne den Vorgang so umzugestalten, daß er nun dem Geiste der christlichen Sitte gemäß erschiene. In vollem Maße gilt hier: Wenn zwei dasselbe tun, ist es nicht dasselbe. Wenn der alte Römer die Virginia ersticht, um sie nicht in die Hände des Appius Claudius fallen zu lassen, erscheint das natürlich. Aber eine Tochter, die, nachdem soeben auf der Fahrt zur Trauung ihr Verlobter erschossen worden, ihren Vater bittet, ihr das Leben zu rauben, weil sie nicht Kraft genug zu besitzen fürchtet, den Werbungen des sittenlosen Prinzen zu widerstehn, und einen Vater dazu, der sie erdolcht, um sie zu retten, diese Gesellschaft natürlich zu finden, müssen wir andern überlassen.

1775 erlebte Lessing die Erfüllung des Wunsches, Italien zu sehen. Da er aber einen braunschweigischen Prinzen zu begleiten hatte, trug ihm die Reise weniger Ausbeute ein, als er gehofft.

Nach sechsjähriger Wartezeit achtundvierzig Jahre alt, führte er endlich seine Eva heim und das Jahr 1777 brachte ihm die fröhlichsten Tage seines Lebens. Aber Ende Dezember raubte ihm eine schwere Geburt erst den Sohn und dann auch die Gattin.

„Ich verlor ihn so ungern, diesen Sohn," schrieb der Vater, „denn er hatte so viel Verstand, so viel Verstand! . . . War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen? . . . Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen; aber es ist mir schlecht bekommen."

Eine Woche später: „Meine Frau ist tot, und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viele dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können zu machen, und bin ganz leicht."

Inzwischen hatte unser Kämpe einen neuen, einen theologischen Krieg angefangen, und in einer Stimmung, wie sie aus jenen Briefstellen herausschaut, focht er ihn durch. Während sein Vater noch am Leben war, hatte Lessing sich gehütet, allzulebhaft in den Kampf der Aufklärung und ihrer Gegner einzugreifen. Nun wurde es anders. Ein Philologe und Naturforscher in Hamburg, mit dem Lessing persönlich verkehrt, Samuel Reimarus, † 1768, hatte eine Schrift hinterlassen, in der die Möglichkeit einer Offenbarung an die Menschen geleugnet, die kleinen Abweichungen der vier Evangelien in der Auferstehungserzählung zu möglichst gewaltigen Widersprüchen aufgebauscht, das Auferstehungswunder überhaupt in der oberflächlich absprechenden Weise des Rationalismus jener Zeit, der noch in seinen Flegeljahren stand, angegriffen, ja Jesus und seine Jünger als Betrüger hingestellt waren. Im Laufe der Siebzigerjahre nun ließ Lessing in seinen Beiträgen „Zur Geschichte und Literatur," über die er frei verfügte, allmählich unter verschiedenen Titeln verschiedene Bestandteile jener ihm von des Reimarus Kindern überlassenen Schrift — sie trug den Titel „Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes" — als „Fragmente eines Ungenannten" drucken und versah sie mit eigenen Untersuchungen. Aus Rücksicht auf des Verfassers Kinder hielt er dessen Namen geheim und stellte sich an, als habe er die Papiere in der Bibliothek gefunden. Erst 1814 wurde dann das Geheimnis gelüftet.

„Er meint," sagte Claudius in seinem schalkhaften Gespräch mit dem Kaiser von Japan, „wer Recht hat, wird wohl recht behalten; der soll's aber auch behalten und darf das freie Feld nicht scheuen! Und also läßt er die Zweifel mit Ober- und Untergewehr aufmarschieren: Marschiert ihr dagegen! So 'n Trupp Religionszweifel ist aber wie die Klapperschlange und fällt über den ersten den besten wehrlosen Mann her; das will er nicht haben, und darum hat er gleich jedem Zweifel einen Maulkorb umgetan, oder wenn Eure Majestät den Maulkorb etwa nicht leiden können, er hat jedem Zweifel n' Felsstück mit scharfen Ecken in den Hals geworfen, daran zu nagen, bis sich irgend ein gelehrter und vernünftiger Theologe rüste. Und, sagt er, ehrlich gegen den Feind zu Werk gegangen! Und schreie niemand Viktoria, wenn er'n alten rostigen Musquedonner einmal mit losem Kraut abgebrannt hat! Und besetze keiner ein größer Terrain, als er soutenieren kann und als der Fuß der Religion bedarf" ꝛc. ꝛc.

Lessing hat im Verlaufe des Streites genugsam gezeigt, daß es nur Gefechtstaktik gewesen, wenn er die Sätze des Ungenannten mit dem Wunsch begleitet hatte, sie widerlegt zu sehn. Bald nahm er seinen Gewährsmann so heftig in Schutz, daß man darüber seinen Wunsch vergaß. Seine eigene Stellung enthüllte er nur ganz allmählich in Schriften wie „Die Erziehung des Menschengeschlechts," „Neue Hypothese über die Evangelisten" ꝛc. Seinem ersten Gegner, Direktor Schumann in Hannover, antwortete er noch in

versöhnlichem Ton mit den beiden Bogen: „Über den Beweis des Geistes und der Kraft“ und „das Testament Johannis“ (Kindlein, liebet euch untereinander!) Wider seinen Nachbarn in Wolfenbüttel, Superintendent Reß, fuhr er mit der „Duplik“ schon schärfer los und den Herrn Hauptpastor J. M. Goeze in Hamburg, dessen Gast er früher oft gewesen, griff er rücksichtslos mit den schneidigsten Waffen an, auch mit Hohn und Spott, so in der „Parabel“, in „Axiomata“ und in „Anti-Goeze.“ Denn dieser Orthodoxe ältern Stils unternahm es nicht sowohl, die in die Welt geschleuderten Behauptungen des Fragmentisten und seines Beschützers zu entkräften, als daß er Lessing die Veröffentlichung der Manuskripte, weil er schwache Gemüter im Glauben erschüttert und dadurch Ärgernis gegeben, zum Vorwurf machte. Da fühlte sich der Mann, der das Streben nach der Wahrheit höher als die Wahrheit selber schätzte, im empfindlichsten Punkte angegriffen und verteidigte mit der ganzen Wucht seines Wesens und allen Kräften scharfer Polemik das Recht der freien Wissenschaft.

Aufklärer und Orthodoxe zogen gleichmäßig wider Lessing zu Felde, als er das schärfste der Fragmente veröffentlichte: „Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger.“ Da entzog der Herzog seinem Bibliothekar für den Druck theologischer Schriften die Zensur-Freiheit und wohl oder übel mußte Lessing nun den Streit abbrechen (1778). Aber er setzte seinen Kopf auf und sagte, er wolle versuchen, ob man ihn nicht wenigstens „auf seiner alten Kanzel“ noch ungestört wolle predigen lassen, nahm einen Entwurf zu einem Schauspiel vor, mit dem er sich lange beschäftigt hatte, und hoffte damit „den Theologen einen ärgern Possen zu spielen, als mit noch zehn Fragmenten“. So entstand — Nathan der Weise.

Nicht lange mehr hatte Lessing zu leben. Nathan wurde sein Schwanengesang. „Immer finsterer wurde die Farbe seiner Briefe.“ Im Dezember 1780 schrieb er an Moses Mendelssohn: „Die Kälte, mit der die Welt gewissen Leuten zu begegnen pflegt, ist, wenn nicht tötend, doch erstarrend. Ich war in bessern Tagen ein gesundes schlankes Bäumchen und bin jetzt ein so fauler knorriger Stamm. O lieber Freund, diese Szene ist aus!“ Im Februar 1781 wurde Lessing in Braunschweig von einem Schlagfluß ereilt. Dort auf dem Magnikirchhof liegt er begraben.

In der Regel geschieht heute Lessings Gegnern insofern Unrecht, als bloß — es ist freilich natürlich — Lessings Schriften gelesen werden, die ihrigen unbekannt bleiben. Man sollte sie hören „allebed“. Wir suchen beiden gerecht zu werden und halten's im Übrigen hinter ihrem Rücken mit Claudius. Der sagt: „Ich sehe aber nach Herrn Lessings elektrischen Funken die Religion als eine Arznei an und den Zweifler als den Doktor Peter und den Widerleger als den Doktor Paul, die beiderseits die Arznei vor sich auf dem Tisch liegen haben und darüber streiten.

Wenn ich nun krank und elend neben dem Tisch und neben den beiden Doktors stünde und gerne geholfen sein wollte und der Doktor Paul behielte

Recht, so würde ich doch nicht gesund werden, wenn ich die Arznei nicht einnähme. Und nähme ich sie ein und sie wäre gut, so würde ich gesund werden und wenn auch der Doktor Peter Recht behielte, und also ist das Rechtbehalten nur für die Herren Auditores, das Einnehmen aber die eigentliche Sache. Und ein einziger Patient, Sire, der gesund worden wäre, würde auch für die Herren Auditores mehr beweisen und schaffen als hundert Siege der Pauls über die Peters. . . ." Darin liegt Weisheit.

Und indem wir dem lieben Wandsbeckerboten, der fast immer mit den schlichtesten Worten den Nagel auf den Kopf trifft verständnisinnig die Hand drücken — „und wer die Arznei nicht genießen will, der bleibe krank, aber das Gefühl der Gesundheit ist doch so herrlich!" bemerkt er noch — wenden wir uns für eine Weile dem Nathan zu.

Das Stück hat folgenden Inhalt:

Ein Bruder des Sultans Saladin, Assad, ist aus Liebe zu einer Christin Christ geworden und hat, wie er bei Askalon im Kampfe gefallen, einen Sohn und eine Tochter zurückgelassen. Der Sohn ist in Deutschland aufgewachsen und wie der Oheim, der ihn erzogen, Tempelritter geworden, die Tochter ward bei des Vaters Tod von dessen Reitknecht dem Juden Nathan zur Erziehung übergeben, ist in Jerusalem aufgewachsen, und beide Geschwister wissen nichts von einander. Der junge Templer ist mit vielen Genossen in einem Kampf gegen den Sultan Saladin gefangen und weil der Sultan in seinem Gesicht eine Ähnlichkeit mit seinem verschwundenen Bruder Assad entdeckt hat, allein von allen begnadigt worden. Nathans Haus in Jerusalem wird während dessen Abwesenheit der Raub einer Feuersbrunst. Eben geht der junge Templer vorbei und rettet die Recha ins Freie, der Bruder seine Schwester. Der Templer sucht in den folgenden Tagen jedem Dank auszuweichen und deshalb bilden sich Recha und ihre Pflegerin Daja ein, ein Engel habe sie aus dem Feuer gerettet und sein weißer Mantel sei der Fittig gewesen. Nathan kehrt mit reichen Gütern von seiner Reise zurück, vernimmt, was geschehen, verweist den beiden ihre schwärmerischen Einbildungen und sucht den Templer auf, um ihm für die Rettung der Recha zu danken. Da läßt der Ritter seinem Vorurteil gegen die Juden freien Lauf und da Nathan ihm eine Belohnung angeboten, fordert er ihn auf, ihm für den Mantel (den weißen Mantel des Templerordens mit dem roten Kreuz) einen neuen zu schenken. Da aber Nathan ihn durch Edelmut beschämt und auf den Brandfleck des Mantels eine Träne fallen läßt, so wird der Templer für Nathan eingenommen. „O wenn ich einen mehr in Euch gefunden hätte," sagt der Jude, „dem es genügt, ein Mensch zu sein!" Der Templer nimmt Nathans Einladung an und wird von Liebe zu Recha erfaßt. Inzwischen hat Sultan Saladin in der ewigen Geldverlegenheit, die er sich durch Freigebigkeit zugezogen, den reichen Juden Nathan herberufen, um ihn zu bewegen, ihm die nötigen Summen zu leihen. Auf den Rat seiner Schwester Sitta sucht Saladin ihn durch seine Frage, welche von den drei Religionen, Judentum, Islam und Christentum, die beste sei, einzuschüchtern; aber Nathan nötigt ihm durch seine Parabel von den drei

Ringen eine solche Hochachtung ab, daß der Sultan sein Vorhaben darüber vergißt und, auch durch Nathans Geldanerbietungen überrascht, sein Freund wird. Nathan sucht den Tempelherrn auf, um ihn zu Saladin einzuladen, und der Templer stürmt mit der Werbung um Recha auf ihn ein. Da aber Nathan schon etwas von der nahen Verwandtschaft des Templers und seiner Pflegetochter aufgedämmert, verweist er ihn zur Geduld. Der hitzige Ritter faßt Verdacht, Nathan wolle nur ausweichen, weil ihn jüdischer Glaubenseifer leite, geht zum christlichen Patriarchen und legt ihm, ohne Namen zu nennen, das „Problema" vor, was zu geschehen habe, wenn ein Jude ein getauftes Christenmädchen in seinem jüdischen Glauben erziehe, und wird durch die mehrmals wiederholte Antwort des Patriarchen: „Der Jude wird verbrannt," mit solchem Abscheu vor diesem Fanatiker erfüllt, daß er alles Übrige sorglich verschweigt. Der Templer bittet nun den Sultan um seinen Beistand und der Klosterbruder meldet Nathan, daß ihn der Patriarch zu verderben gedenke. Der Jude erklärt sich bereit, Recha jedem abzutreten, der berechtigte Ansprüche auf sie habe, und der Klosterbruder — er ist der Reitknecht, der vor achtzehn Jahren dem Juden das „Würmchen" übergeben — holt ein Gebetbuch, auf dessen einem Deckel sein früherer Herr in arabischer Schrift die Namen der Seinen verzeichnet hat. Nathan erhält daraus die Gewißheit, daß der Tempelritter und Recha Geschwister und die Bruderkinder des Sultans sind. Wie der Templer Nathan gesteht, er habe dem Patriarchen von der Sache gesprochen, um ihm die Recha entreißen zu können, teilt ihm Nathan mit, es habe sich ein Bruder des Mädchens gefunden. Da der Sultan auch die Recha in seinen Palast entboten hat, fürchtet ihre Pflegerin Daja, eine treue, wenn auch ungebildete Christin, er wolle sich ihrer für immer bemächtigen, und teilt ihr unterwegs in einer zerfallenen Kirche das Geheimnis ihrer christlichen Herkunft mit. Sie erntet aber einen schlechten Dank. Denn Recha fühlt sich wie aus dem Himmel gerissen und macht nun ihrem Widerwillen gegen den Christenglauben, den sie nur in der Verzerrung von Dajas Frömmigkeit kennen gelernt, mit befremdend unweiblichen Worten Luft. Wie nun alle beim Sultan vereinigt sind und dieser den Templer und Recha verbinden will, tritt Nathan mit seinem Gebetbuch dazwischen und — alle stehen als eine Familie da: der Templer und Recha als Kinder derselben Eltern, als Neffe und Nichte von Saladin und Sitta, und Nathan ihnen verbunden als Rechas Pflegevater.

Die Handlung des Dramas bildet nur die Hülle um einen lehrhaften Kern. Dieser Kern ist die Parabel von den drei Ringen. Sie ist des Juden Antwort auf Saladins Frage: „Was für ein Glaube, was für ein Gesetz hat dir am meisten eingeleuchtet?" und wir meinen vielen unserer Leser zu dienen, wenn wir sie hier in vollem Umfang einschalten. Sie lautet:

Nathan: Vor grauen Jahren lebt' ein Mann im Osten,
Der einen Ring von unschätzbarem Wert
Aus lieber Hand besaß. Der Stein war ein
Opal, der hundert schöne Farben spielte,
Und hatte die geheime Kraft, vor Gott

Und Menschen angenehm zu machen, wer
In dieser Zuversicht ihn trug. Was Wunder,
Daß ihn der Mann im Osten darum nie
Vom Finger ließ und die Verfügung traf,
Auf ewig ihn bei seinem Hause zu
Erhalten? Nämlich so. Er ließ den Ring
Von seinen Söhnen dem Geliebtesten
Und setzte fest, daß dieser wiederum
Den Ring von seinen Söhnen dem vermache,
Der ihm der Liebste sei, und stets der Liebste,
Ohn' Ansehn der Geburt, in Kraft allein
Des Rings, das Haupt, der Fürst des Hauses werde. —
Versteh mich, Sultan.

Saladin. Ich versteh' dich. Weiter!

Nathan. So kam nun dieser Ring, von Sohn zu Sohn,
Auf einen Vater endlich von drei Söhnen,
Die alle drei ihm gleich gehorsam waren,
Die alle drei er folglich gleich zu lieben
Sich nicht entbrechen konnte. Nur von Zeit
Zu Zeit schien ihm bald der, bald dieser, bald
Der dritte, — so wie jeder sich mit ihm
Allein befand und sein ergießend Herz
Die andern zwei nicht teilten, — würdiger
Des Ringes, den er denn auch einem jeden
Die fromme Schwachheit hatte zu versprechen.
Das ging nun so, so lang' es ging. — Allein
Er kam zum Sterben, und der gute Vater
Kommt in Verlegenheit. Es schmerzt ihn, zwei
Von seinen Söhnen, die sich auf sein Wort
Verlassen, so zu kränken. — Was zu tun? —
Er sendet in geheim zu einem Künstler,
Bei dem er, nach dem Muster seines Ringes,
Zwei andere bestellt und weder Kosten
Noch Mühe sparen heißt, sie jenem gleich,
Vollkommen gleich zu machen. Das gelingt
Dem Künstler. Da er ihm die Ringe bringt,
Kann selbst der Vater seinen Musterring
Nicht unterscheiden. Froh und freudig ruft
Er seine Söhne, jeden insbesondre:
Gibt jedem insbesondre seinen Segen —
Und seinen Ring — und stirbt. — Du hörst doch, Sultan?

Saladin (der sich betroffen von ihm gewandt). Ich hör', ich höre!
— Komm mit deinem Märchen
Nur bald zu Ende. — Wird's?

Nathan. Ich bin zu Ende.
Denn was noch folgt, versteht sich ja von selbst. —
Kaum war der Vater tot, so kommt ein jeder
Mit seinem Ring, und jeder will der Fürst
Des Hauses sein. Man untersucht, man zankt,
Man klagt. Umsonst; der rechte Ring war nicht
Erweislich; —

(Nach einer Pause, in welcher er des Sultans Antwort erwartet.)

Fast so unerweislich, als
Uns jetzt — der rechte Glaube.

Saladin. Wie? das soll
Die Antwort sein auf meine Frage? . . .

Nathan. Soll
Mich bloß entschuldigen, wenn ich die Ringe
Mir nicht getrau' zu unterscheiden, die
Der Vater in der Absicht machen ließ,
Damit sie nicht zu unterscheiden wären.

Saladin. Die Ringe! — Spiele nicht mit mir! — Ich dächte,
Daß die Religionen, die ich dir
Genannt, doch wohl zu unterscheiden wären.
Bis auf die Kleidung; bis auf Speis' und Trank!

Nathan. Und nur von seiten ihrer Gründe nicht. —
Denn gründen alle sich nicht auf Geschichte?
Geschrieben oder überliefert! — Und
Geschichte muß doch wohl allein auf Treu'
Und Glauben angenommen werden? — Nicht? —
Nun, wessen Treu' und Glauben zieht man denn
Am wenigsten in Zweifel? Doch der Seinen?
Doch deren Blut wir sind? doch deren, die
Von Kindheit an uns Proben ihrer Liebe
Gegeben? die uns nie getäuscht, als wo
Getäuscht zu werden uns heilsamer war? —
Wie kann ich meinen Vätern weniger,
Als du den deinen glauben? Oder umgekehrt:
Kann ich von dir verlangen, daß du deine
Vorfahren Lügen strafst, um meinen nicht
Zu widersprechen? Oder umgekehrt.
Das Nämliche gilt von den Christen. Nicht? —

Saladin. Bei dem Lebendigen! Der Mann hat Recht.
Ich muß verstummen.*)

Nathan. Laß auf unsre Ring'
Uns wieder kommen. Wie gesagt: die Söhne
Verklagten sich; und jeder schwur dem Richter,
Unmittelbar aus seines Vaters Hand
Den Ring zu haben — wie auch wahr! — nachdem
Er von ihm lange das Versprechen schon
Gehabt, des Ringes Vorrecht einmal zu
Genießen. — Wie nicht minder wahr! — Der Vater,
Beteu'rte jeder, könne gegen ihn
Nicht falsch gewesen sein; und eh' er dieses
Von ihm, von einem solchen lieben Vater,
Argwohnen lass': eh' müss' er seine Brüder,
So gern er sonst von ihnen nur das Beste

*) Wir verstummen hier nicht. Wir haben im Gegenteil sehr Gewichtiges einzuwenden, und Lessing selber war mit dem nicht einverstanden, was er hier seinen Nathan sagen ließ. Denn schon lange Jahre früher hatte er seinem Vater geschrieben, die Religion sei eine so wichtige Sache, daß man die nicht einfach von den Eltern empfangen dürfe, sondern selber prüfen müsse.

Bereit zu glauben sei, des falschen Spiels
Bezeihen; und er wolle die Verräter
Schon auszufinden wissen; sich schon rächen.

Saladin. Und nun der Richter? — Mich verlangt zu hören,
Was du den Richter sagen lässest. Sprich!

Nathan. Der Richter sprach: wenn ihr mir nun den Vater
Nicht bald zur Stelle schafft, so weis' ich euch
Von meinem Stuhle. Denkt ihr, daß ich Rätsel
Zu lösen da bin? Oder harret ihr,
Bis daß der rechte Ring den Mund eröffne! —
Doch halt! Ich höre ja, der rechte Ring
Besitzt die Wunderkraft, beliebt zu machen,
Vor Gott und Menschen angenehm. Das muß
Entscheiden! Denn die falschen Ringe werden
Doch das nicht können! — Nun, wen lieben zwei
Von euch am meisten? — Macht, sagt an! Ihr schweigt?
Die Ringe wirken nur zurück? und nicht
Nach außen? Jeder liebt sich selber nur
Am meisten? — O so seid ihr alle drei
Betrogene Betrüger! Eure Ringe
Sind alle drei nicht echt. Der echte Ring
Vermutlich ging verloren. Den Verlust
Zu bergen, zu ersetzen, ließ der Vater
Die drei für einen machen.

Saladin. Herrlich! herrlich!

Nathan. Und also fuhr der Richter fort, wenn ihr
Nicht meinen Rat, statt meines Spruches, wollt:
Geht nur! — Mein Rat ist aber der: ihr nehmt
Die Sache völlig, wie sie liegt. Hat von
Euch jeder seinen Ring von seinem Vater:
So glaube jeder sicher seinen Ring
Den echten. — Möglich, daß der Vater nun
Die Tyrannei des einen Rings nicht länger
In seinem Hause dulden wollen! — Und gewiß,
Daß er euch alle drei geliebt, und gleich
Geliebt: indem er zwei nicht drücken mögen,
Um einen zu begünstigen. — Wohlan!
Es eifre jeder seiner unbestochnen,
Von Vorurteilen freien Liebe nach!
Es strebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
Zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmut,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohltun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott
Zu Hülf'! Und wenn sich dann der Steine Kräfte
Bei euern Kindes-Kindeskindern äußern:
So lad' ich über tausend tausend Jahre
Hie wiederum vor diesen Stuhl. Da wird
Ein weisrer Mann auf diesem Stuhle sitzen,
Als ich, und sprechen. Geht! — So sagte der
Bescheidne Richter.

Saladin. Gott! Gott!
Nathan. Saladin,
Wenn du dich fühlest, dieser weisere
Versprochne Mann zu sein . . .
Saladin (der auf ihn zustürzt und seine Hand ergreift, die er bis zu Ende nicht wieder fahren läßt). Ich Staub? Ich Nichts?
O Gott!
Nathan. Was ist dir, Sultan?
Saladin. Nathan, lieber Nathan!
Die tausend tausend Jahre deines Richters
Sind noch nicht um. — Sein Richterstuhl ist nicht
Der meine. — Geh! — Geh! — Aber sei mein Freund!

Es liegt hell am Tag, worauf der Dichter ausgeht. Bewährung des Glaubens durch die gute Tat und Geringschätzung des äußern Bekenntnisses als der den Kern umhüllenden Schale, das will er anpreisen.

Stellen wir das Ganze, um gerecht zu urteilen, zunächst unter die Beleuchtung der Geschichte. Die verheerenden Religionskriege der vergangenen Jahrzehnte hatten gezeigt, was ein liebloser Glaubenseifer anfachen kann. Allenthalben hatten Katholiken und Protestanten Jahrzehnte lang mit den Waffen in der Hand einander bekämpft, unter Greueltaten bekämpft. Jahrzehnte lang protestantische Parteien sich gegenseitig verketzert, verfolgt, verflucht — und sie meinten Gott einen Dienst zu tun. Um den Buchstaben hatten sie gestritten, nicht im Geiste der Demut und Sanftmut, sondern in blinder Rechthaberei und des stillen Wandels und der Liebe vergessen. „Aber die Liebe ist die größeste unter ihnen." „Wisset ihr nicht, wes Geistes Kinder ihr seid?" Wie wenig Gewicht legten die alten Dogmatiker auf die dienende und helfende Nächstenliebe, auf Werke der innern und äußern Mission, überhaupt auf Werke!

Der Streit rief dem Bedürfnis nach Frieden und dieses Bedürfnis suchte über den trennenden Formeln und Formen das Gemeinsame. Immer weiter entfernte sich nun der Blick vom Einzelnen, Konkreten, Charakteristischen. In abstrakter Höhe der Vernunftweisheit sah er als blassende Sterne nur noch Gott, Unsterblichkeit und Verpflichtung zur Tugend, und von Tugend, Tugend und Tugend und vom „Tun des Guten um seiner selbst willen" hallten bald alle Wände wieder. Das Bewußtsein vom Ernst der Sünde, vom Gewicht der Schuld, das Bedürfnis nach einem Erlöser kam Tausenden abhanden. Immer mehr wurde der christliche Glaubensinhalt verdünnt. Der Deismus war da. Und Nathan ist sein Evangelium.

Wer wollte dem Dichter nicht beistimmen, wenn er Bewährung des Glaubens durch die sittlich gute Tat verlangt? Es werden nicht alle, die Herr Herr sagen, ins Himmelreich kommen. Es gilt den Willen des Vaters zu tun. Aber wie nach Lessings Worten „andächtig schwärmen leichter als gut handeln ist", so sind auch von der Tugend reden und die Tugend üben, „um ihrer selbst willen", zweierlei. Daß man das Gute tun sollte, das wissen auch die unwissendsten Heiden, wissen hohe gelehrte Herren und — tun es nicht. Liebe fordert

Nathan in seiner Parabel, Sanftmut, herzliche Verträglichkeit, Wohltun, innigste Ergebenheit in Gott! Wer brachte das alles in die Welt, diese harte, steinerbaute, grausame Welt? Wer predigte es nicht nur, sondern übte es auch bis zum Tod am Kreuz? Wer gibt uns die Kraft, es auch zu üben? Wer bricht die Macht der Selbstsucht in uns? Wer macht uns fähig, edles Verzeihen nicht bloß schön zu finden, sondern wirklich unserem Beleidiger zu verzeihen, eben zu verzeihen? Wer läßt uns geben, vergeben, nachgeben und dann doch wieder am rechten Ort nein sagen und energisch Widerstand leisten? Wer erhebt uns über uns selbst? „Fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen." ... „Aber es macht dir graue Haare," schreibt Claudius in einem seiner Briefe an Andres, „unsern Herrn Christus verkannt und verachtet zu sehen. Du liebe gerechte Seele, mag es doch; wer sie um ihn trägt, der trägt mit Ehren graues Haar. Zwar seinetwegen brauchst du dir keine wachsen zu lassen. Er will wohl bleiben, was er ist. So viele ihrer die Wahrheit nicht erkennen und nutzen, die haben des freilich Schaden; aber was kann es ihr schaden, ob sie erkannt und genutzt wird oder nicht? Wer nicht an Christus glauben will, der muß sehen, wie er ohne ihn raten kann. Ich und du können das nicht. Wir brauchen jemand, der uns hebe und halte, weil wir leben, und uns die Hand unter den Kopf lege, wenn wir sterben sollen. Und das kann er überschwenglich, nach dem, was von ihm geschrieben steht, und wir wissen keinen, von dem wir's lieber hätten."

Wir behaften Lessing bei seiner Forderung. Innigste Ergebenheit in Gott? Innigste Ergebenheit in Gott ist Gemeinschaft mit Gott und die äußert sich im Verkehr mit Gott, im lebendigen Gebet. Recha, Nathans Geisteskind, findet es wunderlich, daß ein Mensch sage: „mein Gott." „Wem eignet Gott? Was ist das für ein Gott, der einem Menschen eignet?" fragt sie. Wie soll ich aber einem Gott vertrauen, der sich um mich nicht kümmert, der ein leerer Begriff ist, Gefühl, Name, Schall, Rauch, wie zu ihm beten, wenn ich ihn nicht Vater nennen darf, nicht sagen darf: „mein Gott"? Da wird dann eben in Zeiten der Trübsal von „innigster Ergebenheit in Gott" etwa so viel zu finden sein als in Lessings Briefen, in denen zuletzt ein echter Galgenhumor sie ersetzen mußte. Glaube ohne Liebe ist nichts; aber Liebe ohne Glauben hat keinen Boden, in dem sie wurzeln kann, hat weder Tiefe noch Dauer. Das ist der ewige Widerspruch in Lessing und allen Verfechtern der „ethischen Kultur": die Früchte wünschen sie, sie zeigen an ihnen ihr großes Gefallen, und den Baum, an dem diese Früchte gedeihen, bei ganzen Völkern gedeihen, auf die Dauer gedeihen, den möchten sie niederholzen lassen. Was brauchen wir ferner die Sonne noch? Es ist ja Tag!

Lessings Nathan predige Duldung, wird immer behauptet, und freilich, in gewissem Sinne ist's wahr. In der Person des Patriarchen erscheint die fanatische Intoleranz in ihrer ganzen Abscheulichkeit. Mohammedaner und Juden dagegen überbieten sich gegenseitig an Edelmut. „Wenn du deinen Richard nur loben kannst!" sagt Sitta zu Saladin. Und Nathan ergeht sich in Wendungen

wie: „Nur muß der eine nicht den andern mäkeln, Nur muß der Knorr den Knubben hübsch vertragen. Nur muß ein Gipfelchen sich nicht vermessen, daß es allein der Erde nicht entschossen." Duldung? Duldung muß da geübt werden, wo Menschen an ihren untereinander verschiedenen Überzeugungen festhalten und sich doch miteinander vertragen sollen. Dulden schließt ein Leiden ein, ein Geduldig sein. Recht besehen ist in unserem Drama „die Duldung" gar keine Duldung. So wenig Nathan ein Jude, so wenig ist Saladin ein Mohammedaner, und der Templer gibt seinen Christenglauben preis. Sie alle finden sich als Brüder zusammen auf dem Boden einer neuen Religion, der natürlichen oder Humanitätsreligion. Die brauchen sich gegenseitig gar nicht zu „dulden", sie huldigen alle gleichgesinnt einem neuen Bekenntnis, huldigen alle dem Deismus; „konfessionslos" sind auch sie nicht und — dem treuen Christenglauben gegenüber sind sie unduldsam. Mit einer ganzen Reihe galliger Sentenzen suchen sie ihn verächtlich zu machen. Mag man dagegen sagen, was man will: Im Angesichte der Wirklichkeit bleibt es doch ein blutiges Unrecht, wie der Dichter Licht und Schatten auf die Vertreter der drei Religionen verteilt. An „Patriarchen" mit dem Refrain: „Der Jude wird verbrannt" hat es ja freilich der christlichen Kirche nicht gefehlt. Aber waren das die Christen? Und waren die Christen das Christentum? Dajas Sinn hat etwas Ansprechendes, ist aber mit zu vielen Elementen der Torheit versetzt, als daß er eigentlich erfreulich sein könnte. Man wende nicht ein, der Klosterbruder rette die Ehre seiner Religion. Er ist ja eben ein „Klosterbruder". Auf der Bühne namentlich, wo er mit Augenverdrehen und Händefalten erscheint — sonst würde ja die Würze fehlen! — spielt er eine zu klägliche Figur, als daß seine Lauterkeit zu wirken vermöchte. Dort dient er nur dazu, die Niederlage des Christentums gegenüber den andern Religionen noch zu besiegeln. Und nun sehe man zu, welche Nationen emporgekommen und welche Barbaren geblieben sind. Woher kommt es denn, daß wahre Kultur nur da erblüht, wo die Bibel wirken konnte?

„War es Lessing bewußt, als er Nathan uns schenkte, den Juden,
Daß er ihn nur aus dem Schatz christlicher Bildung erschuf?"

fragt Geibel.

Das führt uns zum Schluß noch auf einen Umstand, der über Lessings gepriesenes Drama — ein schier vernichtendes Urteil spricht: Das Drama richtet sich gegen die christliche Missionstätigkeit. In der Person der Daja besonders gibt es sie der Verachtung preis. Recha schildert die treue Hüterin ihrer Kindheit mit den Worten: „Ach, die arme Frau ist eine Christin, muß aus Liebe quälen, ist eine von den Schwärmerinnen, die den allgemeinen, einzig wahren Weg nach Gott zu wissen wähnen." ... Ein andermal redet die Recha sie an: „Was tat dir Nathan, den Samen der Vernunft, den er so rein in meine Seele streute, mit deines Landes Unkraut oder Blumen so gern zu mischen?" Sogar der Klosterbruder philosophiert: „Kinder brauchen Liebe, wär's eines wilden Tieres Lieb auch nur, in solchen Jahren mehr als Christentum. Zum

Christentume hat's noch immer Zeit!" Ja, der ist wirklich die „fromme Einfalt". Raubt unserm Zeitalter die Missionsarbeit und ihr habt ihm einen Edelstein aus der Krone gebrochen! Haben doch vor ein paar Jahren auch Lessings theologische Gesinnungsgenossen Mission unter den Heiden zu treiben angefangen. Der wahre Nathan war — Zinzendorf!

So bleiben in Lessings Schwanengesang Wahrheit und Irrtum, Vernunft und Übertreibung raffiniert mit einander vermischt und der Leser, der gerecht sein will, muß ihm immerfort unter Vorbehalten aufrichtig zustimmen und dann plötzlich energisch protestieren. So z. B. im Anfang: Natürlich tut Nathan wohl, Daja und Recha, den törichten Dingern, ihre Einbildung auszureden, ein Engel habe die Recha aus dem Feuer gerettet. Aber soll nun daraus die Konsequenz abgeleitet werden, wir sollten den Glauben an die Engel fahren lassen, so wird's ja plötzlich ganz abscheulich. Und das ist charakteristisch für das ganze Drama.

Eine vortreffliche Untersuchung über „das Christentum in Lessings Nathan" schließt Professor Samuel Oettli mit den Worten: „Lessing hat seinem Drama eine Stelle aus dem alten Gellius als Motto vorausgeschickt: „Tretet ein, auch hier sind Götter!" Wir haben sie gesehen, diese Götter: sie sind blutlos, kraftlos, leblos, Gebilde menschlicher Hand. Wir kehren gern aus diesem dämmrigen Tempel, durch den ein erkältender Luftzug streicht, in unsere christliche Kirche zurück und besorgen nicht, daß uns ihr festes und klares Wahrheitsbekenntnis einseitig und intolerant mache; denn die erschienene göttliche Wahrheit wirft helle Lichter auf die Wege und auf die Irrwege, auf welchen die Menschen aller Zeiten und Völker Gott suchten, und die wahre Menschlichkeit verliert niemand bei dem, der sich mit Vorliebe nannte den Menschensohn."

Von einem Lyriker hatte Lessing keine Ader. Daß es ihm nicht gelingen wollte, das Lob der Faulheit zu besingen, ist zwar begreiflich. Man höre:

„Faulheit, jetzo will ich dir
Auch ein kleines Loblied bringen. — .
O . . wie . . sau . . er . . wird es mir,
Dich . . nach Würden . . zu besingen!
Doch, ich will mein bestes tun,
Nach der Arbeit ist gut ruhn.

Höchstes Gut! wer dich nur hat,
Dessen ungestörtes Leben — —
Ach! . . ich . . gähn' . . ich . . werde matt . .
Nun . . so . . magst du . . mir's vergeben,
Daß ich dich nicht singen kann;
Du verhinderst mich ja dran."

Daß aber der scharfe Kritiker unter seine Lieder auch Exemplare folgenden Schlages einreihte:

Trinklied.

„Voll, voll, voll,
Freunde, macht euch voll!
Wein, Wein, Wein,
Freunde, schenkt ihn ein!

Küßt, küßt, küßt,
Die euch wieder küßt!
Voll von Wein,
Voll von Liebe,

Voll von Wein und Liebe,
Freunde, voll zu sein,
Küßt und schenket ein!"

und daß er solche in spätern Ausgaben nicht unterdrückte, das ist schon weniger leicht zu begreifen.

Seinen „Nathan" kleidete er nicht wie seine frühern Dramen in Prosa, sondern in Blankverse, fünffüßig jambische Verse ohne Reim, und die waren dermaßen geeignet, der Sprache eine höhere Weihe zu geben, ohne sie doch allzusehr von der des täglichen Lebens zu entfernen, daß diese Form im klassischen Drama die herrschende wurde. Wer aber im Nathan den Zauber der Anmut suchen würde, wie ihn keine Goethesche oder Schillersche Dichtung vermissen läßt, der wäre an die falsche Adresse gekommen. Zur Illustration diene etwa die Stelle, wo der Tempelritter seine Liebe schildert:

„— Hier hält das Opfertier ermüdet still.
Nun gut! Ich mag nicht, mag nicht näher wissen,
Was in mir vorgeht; mag voraus nicht wittern,
Was vorgehn wird. — Genug, ich bin umsonst
Geflohn; umsonst. — Und weiter konnt' ich doch
Auch nichts, als fliehn! — Nun komm, was kommen soll!
Ihm auszubeugen, war der Streich zu schnell
Gefallen, unter den zu kommen, ich
So lang und viel mich weigerte. — Sie sehn,
Die ich zu sehn so wenig lüstern war, —
Sie sehn, und der Entschluß, sie wieder aus
Den Augen nie zu lassen. — Was Entschluß?
Entschluß ist Vorsatz, Tat: und ich, ich litt',
Ich litte bloß. — Sie sehn, und das Gefühl,
An sie verstrickt, in sie verwebt zu sein,
War eins. — Bleibt eins. — Von ihr getrennt
Zu leben, ist mir ganz undenkbar: wär'
Mein Tod, — und wo wir immer nach dem Tode
Noch sind, auch da mein Tod. — Ist das nun Liebe:
So — liebt der Tempelritter freilich, liebt
Der Christ das Judenmädchen freilich, — Hm!
Was tut's? — Ich hab' in dem gelobten Lande, —
Und drum auch mir gelobt auf immerdar!
Der Vorurteile mehr schon abgelegt. —

Wirklich poetische, nicht bloß den Gedanken versinnlichende, sondern schön versinnlichende Bilder lassen sich eben nicht künstlich einfangen, sie wollen sich künstlerisch von selber einstellen. Und da uns dieser Mangel in Lessing's Dichtung, die Erkenntnis der Grenzen seiner Begabung, an das Urteil zurück erinnert, mit dem wir dieses Kapitel begonnen, so ist das Ende zum Anfang zurückgekehrt, und wir brechen hiermit ab.

Johann Gottfried Herder.

Licht, Liebe, Leben
Herders Parole

Was murrst du, müßiger Weiser, und staunst die Welt wie ein dunkles Chaos an? Das Chaos ist geordnet; ordne du dich selbst! Im wirkenden Leben nur ist Menschenfreude: in Licht und Liebe nur des Schöpfers Seligkeit." Mit dieser Mahnung schließt Herder eine seiner Parabeln. Licht, Liebe, Leben! war seine Losung. Licht in den Geistern und Liebe in den Herzen durch ein tätiges Leben vermehren zu helfen, leuchtete ihm als Leitbild vor.

In weitern Kreisen leben von Herder nur noch Gedichte wie z. B. die Legenden „Der gerettete Jüngling" oder „Der Tapfere", die Paramythie „Das Kind der Sorge", Parabeln und Allegorien wie „Wind und Sonne", „Das Kind der Barmherzigkeit," „Nacht und Tag" und einige Romanzen aus dem „Cid", im ganzen also nur wenig und meist Lehrhaftes. Was ist es denn, das Herder seine Bedeutung verlieh? Folgen wir zunächst seinem

Lebensgang.

Er war der Sohn eines evangelischen Mädchenschullehrers zu Mohrungen im Regierungsbezirk Königsberg und geboren am 25. August 1744, zwanzig Jahre nach Klopstock und fünfzehn Jahre nach Lessing. Der Vater war gutherzig, aber streng und wortkarg. „Wenn mein Vater mit mir zufrieden war," erzählt Herder, „so verklärte sich sein Gesicht; er legte seine Hand auf meinen Kopf und nannte mich Gottesfriede. Das war meine größte süßeste Belohnung." Wie eine Heilige trug Herder die Mutter im Herzen. Mit wehmütiger Sehnsucht erinnerte er sich im Alter der frommen Gesänge, mit denen jeder Tag im Elternhause geschlossen wurde. In der Schule führte Rektor Grimm ein grimmig Regiment. Lernen und Lesen waren des Knaben Leidenschaft. Den ersten geistlichen Unterricht empfing er von dem milden Wilamov. Wenig Freude sollte Herder bei Trescho, einem rationalistischen Pastor, erleben. Obschon dieser des Knaben Begabung erkannte, riet er den Eltern, ihn ein Handwerk erlernen zu lassen. Aber zu tief schon hatte Herder in die Welt des Wissens hineingeblickt, um seine Ideale begraben zu können.

In Gestalt eines russischen Regimentschirurgus nahte die Hilfe. Schwarzerloh, in Mohrungen im Quartier, erbot sich, den Jüngling nach Königsberg mitzunehmen, ihn von dem Übel einer Tränenfistel zu heilen und Chirurgie studieren zu lassen. Bester Hoffnung voll verließ Herder die Eltern, die er niemals mehr sehen sollte, und sah sich in Königsberg in eine völlig neue Welt versetzt. Bei der ersten Operation, der er beiwohnen sollte, fiel er in Ohnmacht und dann ließ er sich als Student der Theologie einschreiben. Im Winter mußten ihn oft ein paar Semmeln für den ganzen Tag ernähren. Aber bald gingen dem talent-

vollen Jüngling Türen auf. Buchhändler Kanter ließ ihn seine Bücher benutzen, der Philosoph Kant ihn unentgeltlich seine Vorlesungen hören, und kaum ein Jahr in Königsberg, wurde der Jüngling Lehrer am Gymnasium. Den mächtigsten Einfluß übte Hamann, der „Magus des Nordens", auf ihn aus, der eben damals bei seinen Eltern in Königsberg weilte und ihm das Verständnis Shakespeares, Ossians, des Volksliedes und der biblischen Urpoesie aufschloß.

Mit reichstem Wissen ausgestattet wurde Herder durch Hamanns Vermittlung als Lehrer und Prediger nach Riga berufen. „Ich sehe es als ein Glück meiner besten Jünglingsjahre an," schrieb er später, „daß ich lehren mußte, lehren konnte und zwar würdige Sachen an lernbegierige Schüler, öffentlich nach meiner eigenen Auswahl lehren konnte. Ich habe damit etwas gewonnen, was mir das ewige Lesen und Zuhören schwerlich würde gegeben haben." Immer lebhafter fesselten ihn die Geschichte des Altertums und der Sprachen und schon erwarb er sich durch kritische Schriften (Fragmente — kritische Wälder) einen weitverbreiteten Ruf, wurde aber durch Professor Klotz, den uns bekannten, hart angefochten und bitter geärgert.

Eine ganze Welt von Plänen und Ideen gärte in dem begabten Mann, und da Riga ihm Neues nicht mehr zu bieten vermochte, beschloß er zu wandern. Eigentlich willens, in Kopenhagen Klopstock zu grüßen, bestieg er ein Schiff, ließ sich dann aber durch einen Zufall bestimmen, nach Nantes zu fahren, französisch zu lernen und Paris zu sehen. Auf dem Schiffsdeck, nur Himmel und Wasser vor Augen, drang er tiefer in das Verständnis der meerdurchrauschten Odyssee ein und das Tagebuch, das er führte, gestattet uns einen Blick in die Weiten der Interessenwelt, die chaotisch in seinem Innern wogte.

In der Hauptstadt Frankreichs traf ihn die Einladung, einen sechzehnjährigen holsteinischen Prinzen auf einer längeren Reise zu begleiten, und er zog deshalb über Holland und Hamburg nach Eutin. In Hamburg verlebte er vierzehn Tage mit Lessing und lernte Claudius lieben, den er eine Engelseele unter den Menschen nennt, einen herrlichen Jungen von raschem Blick und sanftem, einfältigem Herzen.

Im Juli 1770 trat er die Reise mit dem Prinzen an und verlobte sich in Darmstadt mit der schönen, empfindsamen Karoline Flachsland. Er hatte namentlich durch eine Predigt ihr und vieler andern Herz gewonnen. Sie schrieb: „Ich hörte die Stimme eines Engels und Seelenworte, wie ich sie nie gehört. Ein Himmlischer, in Menschengestalt, stand er vor mir. Am Nachmittag sah ich ihn, stammelte ihm meinen Dank. Von dieser Zeit an waren unsere Seelen nur Eins und sind Eins: unser Zusammenfinden war Gottes Werk."

Indessen hatte Herder in Darmstadt ein Schreiben des Grafen Wilhelm von Bückeburg erhalten, das ihm die Stelle eines Hofpredigers und Konsistorialrates antrug; er zögerte aber mit der Entscheidung und reiste vorerst mit seinem Prinzen nach Straßburg, wo er das Verhältnis zu diesem löste und den ganzen Winter verblieb, um sein leidendes Auge operieren zu lassen. Redlich mühten sich Goethe und andere, ihn zu erheitern, und zogen aus seinen An-

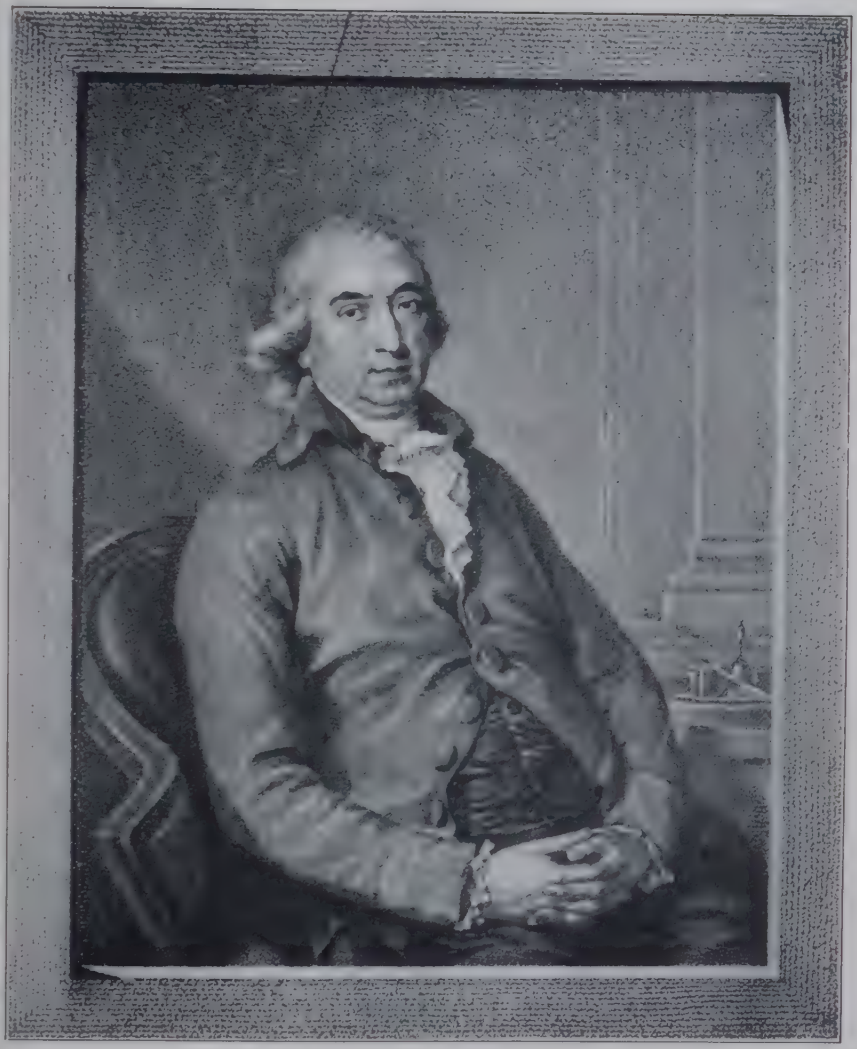
regungen reichen Gewinn. „Meine Kur," mußte Herder dann seiner Karoline melden, „ist jetzt zu Ende. Aber haben Sie mit mir Mitleiden! Nach allen Schmerzen, Kosten, Abmattungen, Versäumnissen, Verdruß und Kränkungen ist's schlechter, als es voraus gewesen. Die Kur ist fehlgeschlagen. Ach, mit welchen Ideen gedachte ich zu Ihnen zu kommen — und wie komme ich!"

1771 trat er sein Amt in Bückeburg an und anfangs blühten ihm wenig Rosen. Manche Pfarrer mißtrauten ihm als einem Freigeist und nannten ihn einen „Projektenmacher". Der Fürst war schwierig. „Wenn irgend ein Mensch das nicht ist, was er sein könnte und sollte, so bin ich's," schrieb Herder. „Meine Einbildung überspannt sich immer zu sehr voraus, mein warmes Gefühl reißt mich hin und oft nachher, wenn der Trug erkannt, ermattet's und liegt. Zwar kommt das Feuer bald wieder zurück, aber oft zu spät und das ist die Ursache, warum bisher noch nichts Ganzes aus mir geworden ist. Keine einzige ganze Tat! Keine vollendete Situation! Der hiesige Ort ist nichts für mich." Aber unerwartet trat dem jungen Hofprediger die Gräfin Maria näher, die sich nach geistlichem Troste sehnte. „Sie trat recht wie ein Engel zu mir," schrieb er „und gab mir den Mut, den ich in mir selbst vergebens suchte." Unwillkürlich suchte ihr gegenüber Herders Gefühl einen höhern Ton, und auch sein Briefverkehr mit Lavater, dem er „die strahlenheitre, taulautere, wirksame Religionsseele" neidete, diente dazu, ihn der göttlichen Offenbarungswahrheit für eine Weile näher zu führen. Seine Predigten fanden in weiten Kreisen dankbare Bewunderung und seine Schriften gewannen ihm zu den alten viele neue Verehrer. Die Braut führte er 1773 heim.

Aber er sah sich nach einem weitern Wirkungskreis um. Da zog ihn ein Ruf hinüber nach Weimar, wo Goethe des Herzogs Freund geworden war; Herder sagte zu und wurde mit großer Hochachtung aufgenommen.

Das Amt nahm ihn stark in Beschlag; er hatte als Hofprediger tätig zu sein, dem Konsistorium vorzusitzen, Schulen und Kirchen zu revidieren, die Prüfungen am Gymnasium abzunehmen, alle Geistlichen des Landes in ihr Amt einzuführen, alle Kinder der Stadt zu konfirmieren und der Vornehmen Beichte zu hören. Und die freien Stunden widmete er einer Reihe gelehrter und poetischer Werke.

Herders weiches Gemüt bedurfte freundschaftlicher Zuneigung. Aber der reizbare Mann verbitterte sich manchen schönen Tag durch böse Mißstimmung, wozu freilich oft reichlich Ursache gewesen. Ist doch mitunter gerade den Großen an Geist und Macht am meisten Menschliches und Allzumenschliches eigen. Denke man sich die Weimarerluft mit ihrem Leichtsinn und ihren Liebschaften, alle das Reigen von Herzen zu Herzen, die lockeren Sitten, die Feste, Aufzüge, Schauspiele, Unterhaltungen und daneben den Ernst des geistlichen Amts, das Herder gewissenhaft versah, nicht als flacher Rationalist und doch auch ohne den festen Grund, den allein der Glaube an den biblischen Christus verleiht, den Heiland der Sünder; nehme man dazu, daß Herder schon als Jüngling den berauschenden Trank hohen Ruhms genossen, und nun im Alter die Einsicht, daß seine Jugend-



Johann Gottfried von Herder.
(Nach dem Gemälde von J. Tischbein gestochen von C. Pfeiffer.)

träume ihm Größeres versprochen, als ihm auszubauen vergönnt erschien, die drückende Ahnung, daß er immer nur ein Anreger bleiben werde, daß als Dichter ihn Jüngere, Goethe und Schiller, weit überragten; rechne man seine Antipathie gegen die Kantische Philosophie hinzu, der namentlich Schiller begeistert huldigte; rechne man Neuerungspläne, die bei den Standesgenossen kein Verständnis fanden, hinzu, Geldmangel sogar und Gefahr zu erblinden — so ist manches erklärt. „Den Alten auf dem Topfberge" nannte ihn Schiller; mit Goethe war er lange zerfallen und weitaus am besten stellte er sich mit dem von ihm so grundverschiedenen Wieland, der eben nachgiebig und schmiegsam war.

Eine freudige Überraschung wurde Herder 1788 zu teil. Am 10. März erhielt er einen von unbekannter Hand geschriebenen Brief durch die Post, dem 2000 Gulden Rheinisch beigelegt waren. „Verwerfen Sie nicht das geringe Opfer der höchsten Verehrung," las er da, „vergelten Sie nicht mit Verachtung meinen guten Willen und benehmen Sie mir nicht den schönsten Trost, daß auch ich etwas zur Beruhigung und Zufriedenheit eines großen Mannes beitragen konnte. Halten Sie sich ja nicht für beleidigt; denn mein Zweck ist rein. Vergessen Sie den Unbekannten, der dies Blatt schreibt, und auch die Veranlassung dazu. Sie werden nie erfahren, wer ich bin. Schweigen Sie, denn ich werde ewig schweigen." — Herder hat den Namen des Gönners nie erfahren.

Wenige Tage darauf erhielt er ein Billet vom Herzoge mit der Anweisung, von jetzt ab jährlich dreihundert Taler Zuschuß aus der herzoglichen Schatulle zu erheben.

Eine Reise nach Italien in Begleitung des Domherrn Friedrich von Dalberg 1788 brachte ihm weniger Erhebung als andern, und von 1800 hinweg fing seine Gesundheit stark zu wanken an. Er ahnte die Nähe seines Endes. „Käme mir nur eine neue große geistige Idee," meinte er, „ich würde auf einmal gesund." Es sollte nicht sein. Gerne hätte er länger gelebt. Am 18. December 1803 entschlief er, in Gleims und Klopstocks Todesjahr.

Wie prophetisch klingen die letzten Worte, die er niedergeschrieben:

„In neue Gegenden entrückt,
Schaut mein begeistert Aug' umher, erblickt
Den Abglanz höhrer Gottheit, ihre Welt
Und diese Himmel, ihr Gezelt!
Mein schwacher Geist, in Staub gebeugt,
Faßt ihre Wunder nicht und schweigt."

Und wirklich, Herder trug etwas von einem Seher in sich. Anzuregen war er berufen, ein Prophet der Ideen des neunzehnten Jahrhunderts. Lessing ähnlich mehr Denker als Dichter, trat er unwillkürlich in dessen Spuren, ihn zu ergänzen, ihm zu widersprechen, seine Gedanken zu sichten und weiterzuführen.

Bildet Lessing eine Parallele zu Voltaire, so Herder zu Rousseau. „Mich selbst will ich suchen," schrieb er einmal, „daß ich mich endlich finde und dann mich nie verliere. Komm, sei mein Führer, Rousseau!" Wie Rousseau predigte

er Rückkehr zur Natur, aber mehr auf dem Boden der Kunst und Wissenschaft, als des praktischen Lebens. Selbst von der Unseligkeit der Rousseau-Natur trug er, wie wir gesehen, vieles in sich, Empfindlichkeit, Ehrgeiz, eine Unrast wie Lessing. Lessing und Herder stehn nebeneinander wie Kopf und Herz, Verstand und Ahnung. Etwas Herbes ist beiden eigen. Die Sprache Herders ist voller Bilder und Pathos.

Herder war Hamanns „Gedankenerbe", und wir müssen deshalb erst diesem Aufmerksamkeit schenken.

Johann Georg Hamann, geboren zu Königsberg 1730, seinem Berufe nach Handelsbeflissener, dann Packhofverhalter, dann pensioniert, eine der widerspruchsvollsten Naturen, die je aufgetaucht, nach schlimmen Verirrungen in London zu lebendiger Vertiefung in die Bibel geführt, den mannigfaltigsten Studien hingegeben, namentlich orientalischen Sprachen, als Schriftsteller dunkel und abgerissen, so rätselhaft, daß er selber später kaum mehr den Gedankengängen in seinen Schriften zu folgen vermochte, aber voll leuchtender Blitze des Tiefsinns und deshalb der Magus des Nordens geheißen, in der Form Humorist. „Der große Hamann ist ein tiefer Himmel voll teleskopischer Sterne, und manche Nebelflecken löst kein Auge auf. — Sein Stil ist ein Strom, den der Sturm gegen die Quelle zurückdrängt, so daß die deutschen Marktschiffe gar nicht darauf fortkommen können," sagte Jean Paul.

Der Hamann geistesverwandte Claudius meinte: „Er hat sich in ein mitternächtliches Gewand gewickelt; aber die goldenen Sternlein hin und her im Gewande verraten ihn und reizen, daß man sich keine Mühe verdrießen läßt." Goethe trug sich mit dem Gedanken, seine Schriften herauszugeben, und nennt ihn einen würdigen, einflußreichen Mann, dessen Sokratische Denkwürdigkeiten Aufsehen erregten und besonders solchen Personen lieb waren, die sich mit dem blendenden Zeitgeist nicht vertragen konnten. „Man ahnte hier," fügt er hinzu, „einen tiefdenkenden gründlichen Mann, der, mit der offenbaren Welt und Literatur genau bekannt, doch auch noch etwas Geheimes, Unerforschliches gelten ließ und sich darüber auf eine ganz eigene Weise aussprach."

„Nicht Leyer! — noch Pinsel! — eine Wurfschaufel für meine Muse, die Tenne heiliger Literatur zu fegen!" schrieb Hamann. — — „Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts; wie der Gartenbau älter als der Acker, Malerei — als Schrift, Gesang als Deklamation, Gleichnisse als Schlüsse, der Tausch als Handel. Ein tieferer Schlaf war die Ruhe unserer Urahnen und ihre Bewegung taumelnder Tanz. Sieben Tage im Stillschweigen des Nachsinnens oder des Erstaunens saßen sie — und taten ihren Mund auf zu geflügelten Sprachen.

Sinne und Leidenschaften reden und verstehen nichts als Bilder. In Bildern besteht der ganze Schatz menschlicher Erkenntnis und Glückseligkeit. . . .

Gott schuf den Menschen in seiner, in göttlicher Gestalt. „Rede, daß ich dich sehe!" war des Schöpfers Wunsch. Die Sprache enthält das innerste Wesen der Menschheit. Die Natur ist für uns eine Sammlung von verwirrten

Verszeilen. Der Gelehrte sammelt, der Philosoph erklärt sie; nur der Dichter kann sie nachahmen. . . .

Die Leidenschaften allein sind es, die toten Begriffen „Hände, Füße, Flügel," den Bildern und Zeichen „Geist, Leben und Zunge" geben."

So orakelte Hamann.

Poesie die Ursprache des Menschengeschlechts und die Ursprache des Menschengeschlechts Poesie! Das zündete bei Männern wie Herder und Goethe. Das wurde der Satz, von dem Herder ausging. Poesie nicht eine Sache, die mit der Läuterung des Geschmacks sich immer vervollkommnet, sondern ein Bedürfnis, ein Geheimnis, eine Gabe der Menschennatur, ein Ausfluß ihrer tiefsten Eigenheit und im untrennbaren Zusammenhang mit dem geistigen Leben der Nation, zu welchem neben der Dichtung und bildenden Kunst auch Sprache, Sitte, Recht, Religion und Mythologie gehören. „In gewissem Betracht," sagt Herder, „ist jede menschliche Vollkommenheit national, säkular, individuell. Man bildet nichts aus, als wozu Zeit, Klima, Bedürfnis, Welt, Schicksal Anlaß geben. Kein Ding im ganzen Reiche Gottes ist allein Mittel. Alles ist Mittel und Zweck zugleich."

Töricht, wer da meint, neuere Dichter mit klassischen Vorbildern aus Griechenland und Rom vergleichen zu müssen, diesen einen Homer, jenen einen Horaz, den dritten einen Theokrit zu nennen. Es geschieht den Modernen ein schlechter Dienst, wenn man sie als Nachahmer der Klassiker hinstellt, und den Klassikern kein bessrer, wenn man aus ihnen nur Regeln entnimmt.

„Raube dem Fremden nicht das Erfundene, sondern die Kunst zu erfinden!" „Laßt uns unsere Menschen nach unserer Gestalt malen, ohne poetische Farben aus einem fremden Himmelsstriche zu holen." Im Morgenland wie im hohen Norden, bei Wilden und bei Civilisierten, bei den Völkern der alten Welt und bei denen der neuen Zeit suchte Herder das Natürliche, Charakteristische zu erkennen; er besaß dafür einen raschen und überschauenden Blick. So schuf er die Möglichkeit einer wahrhaft geschichtlichen Auffassung, die den Aufklärern gewöhnlichen Schlages vollständig abging, lehrte das Ursprüngliche, Elementare, Vaterländische, wurde der Prophet des Erdgeschmacks und der „Heimatkunst". Herder betrachtete, wie einer meinte, die ganze Menschheit als eine Harfe in der Hand des großen Meisters; jedes Volk dünkte ihm eine besonders gestimmte Saite dieser Riesenharfe und er begriff die Universalharmonie so wie ihre verschiedenen Klänge.

Aus all dem Gesagten ergibt sich, warum Herder Volkslieder sammelte, Volkslieder aller Zeiten und Zonen, Stimmen der Völker in Liedern. „Wer sich noch ums rohe Volk kümmern wollte, um ihre Grundsuppe von Märchen, Sagen, Liedern, Vorurteilen — welch ein Barbar wäre er! Er käme, unsre klassische, silbenzählende Literatur zu beschmutzen, wie eine Nachteule unter die buntgekleideten singenden Gefieder!" Herder wagte es, diese Nachteule zu sein, und Nicolai und andre zögerten nicht, sich wirklich über sie lustig zu machen, zum Zeugnis ihrer Armseligkeit.

Feinsinnig charakterisierte Goethe Herder mit den Worten:

„Ein edler Mann, begierig zu ergründen,
Wie überall des Menschen Sinn entsprießt,
Horcht in die Welt, so Ton als Wort zu finden,
Das tausendquellig durch die Länder fließt.
Die ältesten, die neu'sten Regionen
Durchwandelt er und lauscht in allen Zonen."

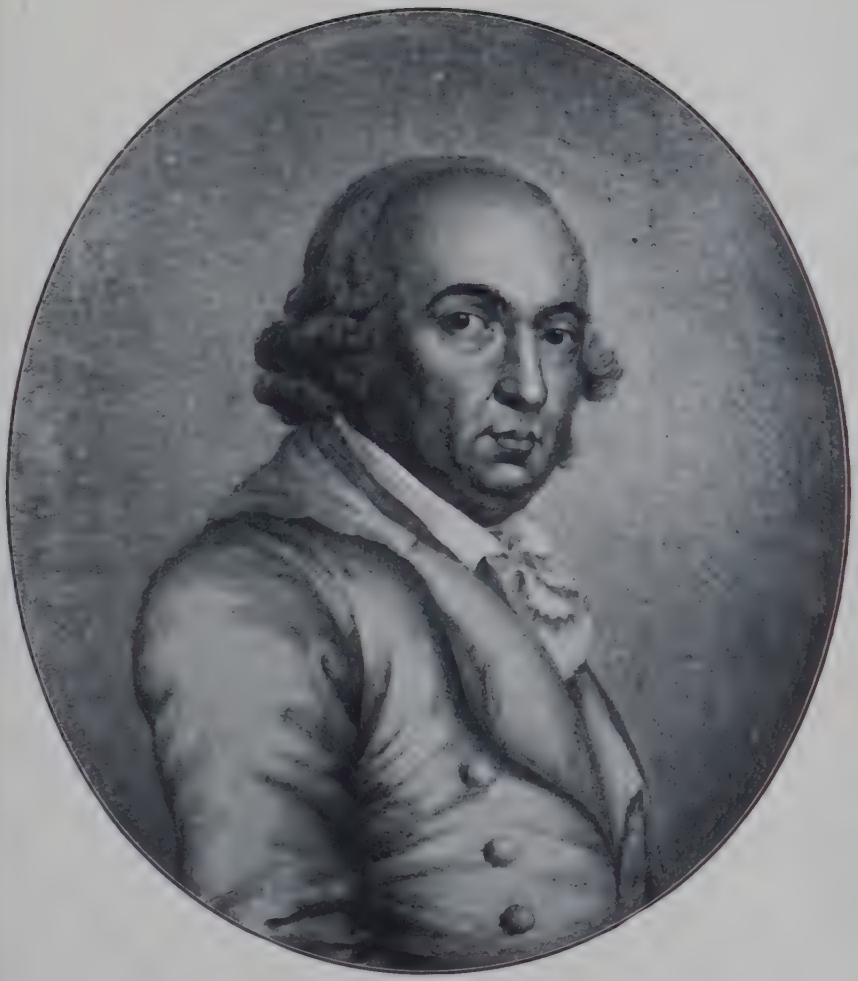
Das Populärste, was Herder hinterlassen, ist sein Cid. Es ist ein Kranz von Romanzen, die erst nach seinem Tode erschienen. Ein ganz eigenartiger Duft der Romantik webt über der Dichtung, die das Ehrgefühl und den Heldenmut des spanischen Ritters Rodrigo Diaz, Grafen von Vivar, verherrlicht († 1099). Cid el battal — Herr der Schlacht. Herder schöpfte den Stoff aus einer französischen Bearbeitung, die manche Kanten des spanischen Helden abgeschliffen hatte, gab aber dem Werke so viel Originalität, daß es nun beinah als sein eigenstes gilt.

Welche Fülle von Poesie in der Heiligen Schrift! Diese aufzudecken und zu beleuchten, vom rein menschlichen Standpunkt aus, unternahm Herder in namentlich zwei seiner Schriften: „Die älteste Urkunde des Menschengeschlechts" und: „Vom Geiste der hebräischen Poesie." Wie in Christo, dem Gottes- und Menschensohn, greifen in der Bibel zwei Naturen wunderbar ineinander. Hatte die frühere Theologie vielfach nur ihre göttliche Seite betrachtet, so faßte nun Herder bloß ihre menschliche Art ins Auge. Während aber viele dumpf und stumpf für die Schönheit und Hoheit dieser menschlichen Art kein Auge besaßen, fand im Gegenteil Herder nicht Worte genug, sie zu loben und ins Licht zu stellen. In der ersten Schrift unterwarf er die ersten Blätter des ersten Buches Mose, in der zweiten die Arten der biblischen Poesie, ihre Formen und Normen, Parallelismus der Glieder u. s. w., seiner Betrachtung und nötigt dem Leser das Geständnis ab, „daß die hebräische Poesie die älteste, einfachste, herzlichste Poesie der Erde sei, daß sie getragen sei zugleich vom stärksten, innigsten Gottesglauben und vom freudigsten Naturgefühl." „Wenn alle Menschendichtung Rauch und Pfütze würde," sagt Herder, „so glänzt in dieser die Sonne voll Licht, Leben und Wärme, hoch über Wolken, Dunst und Nebel.

Wenn unter allen Völkern Dichter die ersten Götzendiener, Schmeichler des Volkes und der Fürsten, Tändler und zuletzt Verschlimmerer der Sitten geworden sind, so waren hier gerade die Dichter die Eiferer gegen Abgötterei, Selbstruhm, Schmeichelei und weiche Sitten; ihre Poesie war Altar des einzigen Gottes der Wahrheit und Tugend."

Wir setzen in Gedanken bloß noch hinzu: Warum war sie das? Wir finden in der Bibel auch Poesie, eine Fülle von Poesie sondergleichen, aber Gottes Poesie, die nicht bloß Bild ist, sondern — Tat.

Herders „Ideen zur Geschichte der Philosophie der Menschheit" geben in hinreißender Sprache Herrliches, wo er nur den Gang Gottes von der Natur zum Menschen verfolgt; aber die Menschengeschichte bleibt ihm verschlossen.



Johann Gottfried Herder.

(Nach einer Lithographie von Stolz.)

Denn die Humanität, zu deren Verkündiger er Christus macht, bleibt ihm zu unbestimmten Gehalts. Er übersieht die Sünde; Christus hat ihm kein Leben mitzuteilen; er hat nur Fesseln und entstellende Zutaten vom Menschheitswesen abzustreifen. In der ganzen Zeit nach Christo sieht er fast nur Abfall von der reinen Religion der Humanität. Er eiferte gegen den Rationalismus und rationalisierte doch selber genug. Kein Wunder, daß er im spätern Alter sich verstimmend und unselig fühlte. Kein Wunder, daß seine Kirchenlieder mißlangen. (Vergl. Dorner, Gesch. d. prot. Theologie).

Der Morgenröte einer besseren Zeit blickte Herder sehnenden Geistes entgegen. Wir schließen unsern Bericht über ihn mit seiner Parabel von der Morgenröte:

„Hast du die schöne Morgenröte gesehen? — Sie leuchtet hervor aus Gottes Gemach, ein Strahl des unvergänglichen Lichtes, die Trösterin der Menschen.

Als David einst, verfolgt von seinen Feinden, in einer schauerlichen Nacht auf dem Hermonsberge saß, den trauervollsten seiner Psalmen spielend: „Löwen und Tiger brüllen um mein Ohr der Bösen Rotte hat mich rings umgeben, und ich seh' keinen Helfer!" — siehe! da ging die Morgenröte auf. Mit glänzenden Augen sprang sie hervor, die frühgejagte Hindin, und hüpfte auf den Bergen und sprach zu ihm wie ein Engel auf den Hügeln: „Was grämst du dich, daß du verlassen seist? Ich riß hervor aus dunkler Nacht: aus grauenvoller Finsternis wird Morgen!"

Getröstet hing an ihrem Blick sein Auge, bis sie zur Sonne ward und weil der Welt aufging mit ihren mächtigen Flügeln. Frohlockend wandten sich die Töne seines Gesanges, den er das Lied der Morgenröte nannte, der früh gejagten Hindin.

Auch späterhin sang er oft diesen Psalm und dankte Gott für die Bedrängnisse, die er in früher Jugend überstanden; und jedesmal kam mit dem Psalm ihm Morgenrot in seine düstere Seele. —

Tochter Gottes, heilige Morgenröte! Du blickest täglich nieder und weihst den Himmel und die Welt; weih täglich auch mein Herz zu deiner stillen Wohnung."

Sturm und Drang oder die Originalgenies.

Ein Fuchs traf einen Esel an.
„Herr Esel," sprach er, „jedermann
Hält Sie für ein Genie, für einen großen Mann!"
„Das wäre!" fing der Esel an,
„Hab doch nichts Närrisches getan!"

Claudius

Originalität Genialität! Lessing. Rousseau. Hamann, Herder, Shakespeare. Ossian, Volkslied, Homer! Handlung. Bewegung. Rückkehr zur Natur. Freiheit. Empfindsamkeit. Kraft, Urkraft. Schöpfungskraft. Leidenschaft und wieder Originalität und Genialität! und Shakespeare und Rousseau und Natürlichkeit und Natur! — Das alles gärte in den jungen Geistern der Siebzigerjahre, das lag in der Luft, das brodelte wie in einem Hexenkessel, eine Umwälzung, eine Revolution des Gefühls. Jeder wollte ein Genie sein, ein Originalgenie, ein Shakespeare, und jeder hielt sich für ein Genie, wer keins war, natürlich am meisten: Herder. Klinger. Wagner, der Maler Müller. Daniel Schubart. der junge Goethe, der junge Schiller. Basedow, Lavater sogar, Sturm und Drang allenthalben. Jugendsturm und Drang.

Den Namen für die Sache gab ein Drama Klingers. Gärung bei allen; aber nicht bei allen führte sie zur Klärung.

„Nenn's und beschreib's, wie du willst und kannst," erklärte Lavater in seinen physiognomischen Fragmenten — „allemal bleibt das gewiß — das Ungelernte, Unentlehnte, Unlernbare, Unentlehnbare, Unnachahmliche, Göttliche — ist Genie. — Von was für Art immer ein Genie sein möge, aller Genien Wesen und Natur ist — Überkunst, Übergelehrsamkeit, Übertalent — Selbstleben! Sein Weg ist immer Weg des Blitzes, oder des Sturmwindes, oder des Adlers. Man staunt seinem wehenden Schweben nach! Hört sein Brausen, sieht seine Herrlichkeit — aber wohin und woher — weiß man nicht."

Keine Kunstregel sollte mehr gelten, für das Drama keine Einheit, auch nicht die der Handlung, weder Corneille noch Aristoteles, vor dem Lessing noch Halt gemacht hatte; alle wurden mit kühnem Schwung über Bord geworfen. Seinen Weg mußte jeder selber suchen, jeder ein Narr sein auf eigene Hand!

In jeder jungen Generation lebt das Bedürfnis, etwas Eigenes zu besitzen, etwas Neues, was die Alten nicht hatten, und war's auch noch so oft in grauen Zeiten schon dagewesen; die Stürmer und Dränger aber fühlten dieses Bedürfnis doppelt und dreifach. Ein Faustischer Drang erfüllte sie; drum wurde Faust eines ihrer Lieblingsthemate. Ein Werdedrang war es, vor allem auch ein Drang

ach Genuß. „Für was den Reiz ohne Stillung?“ schrieb Müller in Fausts
eben, „ o sie müssen noch alle hervor, all die Götter, die in mir verstummen,
rvorgehen hundertzüngig, ihr Dasein in die Welt hinaus zu verkündigen! Aus-
lühen will ich, voll in allen Ranken und Knospen, so voll, so voll! Es regt
ch wie Meeressturm über meine Seele, verschlingt mich noch ganz und gar.
Sie dann? Soll ich's wagen, danach zu tasten? Ich muß, muß hinan! Der Ab-
ott, in dem sich mein Inneres spiegelt! Wer rufts? Geschicklichkeit, Geisteskraft,
hre. Ruhm, Wissen, Vollbringen, Gewalt, Reichtum, alles, den Gott dieser Welt
spielen, — den Gott!“

In dem schon erwähnten Drama „Sturm und Drang“ läßt Max
linger einen seiner Helden sprechen: „Ich will mich über eine Trommel
annen, um eine neue Ausdehnung zu kriegen! Mir ist so weh wieder. O
nnte ich in dem Raum einer Pistole existieren, bis mich eine Hand in die Luft
allte! O Unbestimmtheit, wie weit, wie schief führst du den Menschen!“ Ein
ndermal: „Bin Alles gewesen. Ward Handlanger, um was zu sein. Lebte auf
lpen, weidete die Ziegen, lag Tag und Nacht unter dem unendlichen Gewölbe
s Himmels, von den Winden gekühlt und von innerem Feuer gebrannt. Nir-
nds Ruh, nirgends Rast!“ Und Lafeu möchte in einem Turme sitzen. „O
ten sie mir den Gefallen und schmissen mich hinein!“ „Und die häßliche Er-
hrung, die scheußlichen Larven von Menschengesichtern all, wenn man alles
it Liebe umfassen will! Da ein Hohngelächter! Da ein Satan! Ich stand
a wie ein ausgebrannter Berg, ging durch Zauberörter kalt und ohne empfin-
ndes Gefühl!“ Und so geht's fort durch das ganze Stück: Unglückselige Feind-
haft zwischen den früher befreundeten Häusern Berkley und Bushy. Bushy hat
r Nacht Berkley überfallen, ihn mit Weib und Kind von Haus und Hof ver-
ieben und das Schloß niedergebrannt. Dabei ist sein Sohn Harry Berkley
rschwunden. Der alte Berkley geht mit seiner Tochter Karoline nach Amerika.
ort findet er seinen Sohn (den „Kapitän“) wieder und trifft mit Bushys Sohn
arl („Wild“) zusammen, der die Tochter Berkleys in Spanien und überall ver-
blich gesucht, endlich in Verzweiflung nach Amerika gegangen ist, im Kriege
n Tod zu suchen. Er hat, wie er meint, den alten Bushy zur Rache der
üheren Untat bei einem Sturme auf der See ausgesetzt; es stellt sich aber
raus, daß der alte Bushy gerettet und auch in Amerika eingetroffen ist. Sie
mmen zusammen und versöhnen sich, nachdem Berkley erfahren, daß Bushy an der
erheerung unschuldig. Die Verlobung mit Karoline Berkley und Karl Bushy
llendet die Versöhnung.

Der Sturm und Drang ist so mächtig, daß er sich nicht einmal mehr zu
nzen Sätzen Zeit nimmt. Ganze Szenen bewegen sich in lauter Ausrufen.
lles wird überhetzt, überhastet, überspannt, hingeschleuderte Auftritte, gehäufte
ebensachen, kein Zusammenhang, Kultur aller Laster Anfang, viel Geschrei, viel
escher und wenig Wolle! Lessing bekannte von dem Stück, er habe es un-
öglich auslesen können, und uns kann es nicht einfallen, auch den Inhalt der
dern zu skizzieren.

Schmolz das innere Feuer das Wesen der Einen, so der Hainbundsdichter zu weicher Empfindsamkeit, so hinterließ es in den Explosionsdramen der Andern der Stürmer und Dränger, Schlacken und Asche. Um so mehr, da manche nicht bloß die Kunstregeln, sondern auch die Sittengebote genial mit Füßen traten und verdarben und starben. „Der Geier kann nicht so begierig auf seinen Raub niederstürzen", gestand Schubart in seiner Zeitschrift, da ein neues Stück von Lenz, „Der neue Menoza", erschien, „als ich auf die Komödie von Lenz, einen meiner Lieblinge, hinstürzte. Aber diesmal hat mir's übel behagt, hab schier s' Erbrechen bekommen. Großer Gott! dacht ich, nachdem ich's zweimal hinter einander gelesen hatte, wie gehen die Leute mit ihrem Genie um! Um Originale zu werden, werden sie albern!"

Reinhold Lenz war schon vom Wahnsinn umsponnen. Maßlos eitel, nicht unbegabt, wollte er es in Straßburg Goethe gleich tun, wurde „Der Affe Goethes", machte sich in Weimar durch „Affenstreiche" unmöglich und verfiel seinem Schicksal (1777) und starb 1792.

Maximilian Klinger, wie Goethe in Frankfurt aufgewachsen, aber nicht der Sohn eines kaiserlichen Rats, sondern eines Konstablers und einer Wäscherin, trotzig und ungestüm, arbeitete sich noch zu einer äußern Klärung auf und zur Stellung eines russischen Generalleutnants († 1831).

Leopold Wagner starb frühe, 1779, und Schubarts Kraft wurde in bittern Erfahrungen gebrochen.

Christian Friedrich Daniel Schubart, geboren 1739 zu Obersontheim in Schwaben als Sohn eines Pfarrvikars, der bald als Präzeptor und Musikdirektor nach Aalen übersiedelte, erhielt, nach einem zügellosen Studentenleben mit einem einfachen liebenswürdigen Mädchen vermählt, 1769 die Stelle eines Organisten in Ludwigsburg, der zweiten Residenzstadt Württembergs, wo damals eine maßlose Genußsucht herrschte. Der gefeierte Musiker geriet auf Abwege, die zum Kerker führten. Wieder mit den Seinen vereint, vermochte er sich nicht zu beherrschen, zog sich durch bissige Reden und Gedichte Verlust des Amts und Landesverweisung zu, floh nach München und ließ die Familie im Elend zurück. In Augsburg gab er eine Zeitung heraus, die deutsche Chronik, und kämpfte gegen Schwärmer und Jesuiten. Verschiedener Befehdungen wegen von hier ausgewiesen, zog er nach Ulm und vereinigte sich wieder mit seiner Familie, reizte aber den Herzog von Württemberg, Karl Eugen durch bissigen, freilich wohl angebrachten Spott zu innerem Grimm, wurde am 3. Januar 1777 nach Blaubeuren gelockt, nach der Feste Hohenasperg abgeführt und dort, ohne jemals verhört zu werden, zehn volle Jahre gefangen gehalten. Bibel und Erbauungsbücher waren das einzige, das man ihm zu lesen erlaubte. Neun Jahre lang wurden Weib und Kind von ihm ferne gehalten.

„Gefang'ner Mann, ein armer Mann!
Durchs schwarze Eisengitter
Starr ich den fernen Himmel an
Und wein' und seufze bitter . . .

Vergebens wiegt der Abendhauch
Für mich die gold'nen Ähren.
Möcht nur in meinem Felsenbauch
Die Stürme brausen hören.

Was hilft mir Tau und Sonnenschein
Im Busen einer Rose?
Denn nichts ist mein, ach, nichts ist mein
Im Muttererdenschoße.

Was hab' ich, Brüder, euch getan?
Kommt doch und seht mich Armen!
Gefang'ner Mann, ein armer Mann!
Ach, habt mit mir Erbarmen!"

So bitter mußte Schubart seine schlimmen Verirrungen büßen. Umsonst ließ des Dichters wackere Gattin Bittgesuch um Bittgesuch an den Herzog ergehn. Endlich, nachdem sogar Preußen sich für ihn verwendet, — Schubart hat auf Friedrich den Großen einen begeisterten Hymnus angestimmt — wurde der Arme dem Leben wiedergegeben und vom Herzog zum Theaterdichter ernannt. Aber des Trunks konnte er sich niemals völlig entwöhnen und seine Kraft war gebrochen. 1791 starb er.

Schubart.

Christian Friedrich Daniel Schubart.
(Nach dem Gemälde von J. Oelenhainz gestochen von C. Mercier.)

Überdenken wir die Grausamkeit einer Tyrannei, wie sie hier und anderwärts herrschte, so müssen wir es andern überlassen, Entrüstungsausbrüche wie die der „Fürstengruft" phrasenhaft zu finden. („Da liegen sie, die stolzen Fürstentrümmer, ehmals die Götzen einer Welt ꝛc.") Das bekannteste von Schubarts Gedichten ist die kraftvoll empfundene „lyrische Rhapsodie" „Der ewige Jude". („Aus einem finsteren Geklüfte Karmels kroch Ahasver.")

Daß die Torheiten der Stürmer und Dränger Spott herausforderten, ist leicht begreiflich. „Ich kann nicht leugnen," schrieb Lichtenberg, „mein Mißtrauen gegen den Geschmack unsrer Zeit ist bei mir vielleicht zu einer tadelnswürdigen Höhe gestiegen. Täglich zu sehen, wie Leute zum Namen Genie kommen, wie die Kelleresel zum Namen Tausendfuß, nicht weil sie so viele Füße haben, sondern weil die meisten nicht bis auf vierzehn zählen wollen, hat gemacht,

daß ich keinem mehr ohne Prüfung glaube." Und eine der Schriften Lichtenbergs war betitelt: „Parakletor, oder Trostgründe für die Unglücklichen, die keine Originalgenies sind." Originale aller Enden! „Der eine hinkte, der andere affektierte ein steifes Knie, der dritte schlüge ein Rad, der vierte Purzelbäume, der fünfte ging auf Stelzen, der sechste machte den Hasentanz, der siebente hüpfte auf einem Bein, der achte rollte, der neunte ritte sein spanisches Rohr, der zehnte ginge auf den Knien, der elfte kröche und der zwölfte rutschte." Und dennoch sei Deutschland nicht zufrieden. Man solle dem Publikum nicht nachgeben. Es habe verlangt: „Wer originell schreiben kann, der werfe seine Feder weg," und die Federn flogen, es war eine Lust. „Dreißig ritten auf Steckenpferden in Spiralen um ein Ziel herum, das sie tags zuvor in einem Schritt erreicht hätten. Wer beim Anblick des Meeres oder des gestirnten Himmels nichts denken konnte, schrieb Andachten über eine Schnupftabaksdose. Shakespeare stunden zu Dutzenden auf, wo nicht in einem Trauerspiel, doch in einer Rezension. Da geschahen tiefe Blicke in das menschliche Herz, man sagte sich Heimlichkeiten und so ward Menschenkenntnis. Da erklangen Romanzen, die man mehr Mühe hatte zu verstehn als zu machen. Die Originale waren da!"

Es wird eben bei dem sein Bewenden haben, was einer, der sich aus Sturm und Drang zu heller Klarheit und ruhigem Maße, zu edler Einfalt und stiller Größe hindurchgefunden, in den Worten aussprach:

„Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen,
Und haben sich, eh' man es denkt, gefunden;
Der Widerwille ist auch mir verschwunden,
Und beide scheinen gleich mich anzuziehen.

Es gilt wohl nur ein redliches Bemühen!
Und wenn wir erst, in abgemess'nen Stunden,
Mit Geist und Fleiß uns an die Kunst gebunden,
Mag frei Natur im Herzen wieder glühen.

So ist's mit aller Bildung auch beschaffen:
Vergebens werden ungebundne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.

Wer Großes will, muß sich zusammenraffen:
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben."

Goethe.

Zeugen lebendigen Christentums in glaubensarmer Zeit.

Gesangbuch-Elend.

Ja, ja, so sind sie, schreckt sie alles gleich,
was eine Tiefe hat, ist ihnen nirgends wohl,
als wo's recht flach ist!

Schiller.

Eine Periode kläglichster Dürre war für die evangelische Predigt und das Kirchenlied angebrochen. Wichern, der ehrwürdige Gründer der inneren Mission, berichtet einmal: „Von Christi Leiden und der durch sie gestifteten Versöhnung wollte ich predigen und rang nach Klarheit. Da merkte ich über dem Forschen in der Schrift, daß der Schaden anderswo lag: nicht in der heiligen Sache Gottes und nicht in der Schrift, sondern in mir. Denn ich hatte den Tod des Menschen bisher nur als eine durch das Gesetz der Natur gegebene Notwendigkeit, nicht als ein Gottesgericht über unsere Sünde, auch über die meinige, angesehen. Darum war mir der Tod Christi, als das versöhnende Opfer der Liebe, verschleiert geblieben." Für die Männer des Rationalismus bildete das die Regel. An Wunder zu glauben war abgeschmackt. Alle Frische der Religion verblaßte, alle Tatsachen wurden verflüchtigt, alle Ideale heruntergestimmt der Tod aller echten Poesie! Der Engelglanz über Bethlehems Fluren war nach der Weisheit Ecks das Licht einer wandernden Botenlaterne, vom Freudengeschrei der Begleiter umtönt, nach Dr. Paulus gar eine Gesellschaft palästinensischer Irrlichter, die nach glaubhaften Reiseberichten oft eine beträchtliche Höhe erreichen!

„Der Zorn," rief Hamann, der Magus des Nordens, „benimmt mir alle Verzeugung, wenn ich daran gedenke, wie so eine edle Gabe Gottes, als die Wissenschaften sind, verwüstet, von starken Geistern in Kaffeeschenken zerrissen, von faulen Mönchen in akademischen Messen zertreten werden (Matth. 7, 6), und wie es möglich, daß junge Leute in die alte Fee, Gelehrsamkeit, ohne Zähne und Haare — etwa falsche — verliebt sein können. Aber das gehört zum hohen Geschmack des erleuchteten Jahrhunderts, wo die Verleugnung des christlichen Namens eine Bedingung ist, ohne die man zu dem Titel eines Weltweisen keine Ansprüche wagen darf. Daher wird es den boshaftesten und unvernünftigsten Schriftstellern immer leichter, durch ein eitles Nichts das Publikum zu bezaubern, ohne in ihrer Abscheulichkeit erkannt zu werden. Denn sein und seiner Worte schämt sich ein philosophisch-politisches Weltalter. Anstatt also die Schmach Christi und das Ärgernis seiner Nachfolge auf sich zu nehmen, sucht man das

Kreuz zu vernichten, weil es ein Leichtes ist, die Vernunft in einen Engel des Lichts und in einen Apostel der Gerechtigkeit zu verstellen, dem Fleische angenehmer, klug in Christo, als ein Narr um Christi willen zu sein, und weil der natürliche Mensch sich gern durch vernünftige Reden und vergebliche Worte betrügen, aber schwer überzeugen läßt, einer geistlichen Erkenntnis unfähig zu sein. Darum werde auch noch heute den gleißenden Vorspiegelungen von Vernunft und Moral nichts andres als Tatsachen und ihre verhaßte Evidenz (Gewißheit), und erstickte Energie dem allgemeinen Wortstrom der Spekulation entgegengesetzt, um unsere Mitbürger aus den Labyrinthen ihrer gelehrten Sophisten zu einer Wahrheit, die im Verborgenen liegt, zu einer heimlichen Weisheit, und von den Götzenaltären ihrer andächtigen und staatsklugen Priester zum Dienst eines unbekannten Gottes hinzulocken."

„Ich halte es noch immer für eine fruchtlose Arbeit, an untergeordneten Grundsätzen zu flicken und ihren Widerspruch aufzudecken. Man muß sich schlechterdings entschließen, tiefer zu graben oder höher zu steigen. Wer dazu nicht Herz oder Geduld hat und sein gleichzeitiges Jahrhundert verleugnen kann, dem ist es besser, Hand weg. Aber der Aberglaube und Unglaube, oder vielmehr die Heuchelei, welche beiden gemein ist, haben eine Scheidewand zwischen dem geistlichen und weltlichen Stand aufgeführt, die dem Frieden des Christentums ebenso hinderlich ist als dem Wachstum des ganzen Baues zu einem heiligen Tempel im Herrn und zu einer Behausung Gottes im Geiste. Die verwässerten Theologen sprechen: Gehört das Antichristentum nicht zum Plan der göttlichen Ökonomie? Wenn das Rindvieh beiseite austritt, wird man dann die Bundeslade gleich für verloren halten? Die Lade des Herrn hat meine Hand nicht nötig, um gehalten zu werden, wie bei Perez Uia (2. Sam. 6, 6. 7.). Ja nun, die Toleranz ist freilich die erhabene christliche Tugend. Es ist aber eine alte Kriegslist, durch ein hölzernes Pferd der Toleranz die enge Pforte zu erweitern, um das letzte Schutzmittel der menschlichen Natur zu holen, damit wir des Gewissens halber alle Kamele verschlucken und durch einen neuen Köhlerglauben an einen neuen Bund der Vernunft, Alpen zu versetzen, vorgeben. Gelehrten zu predigen, ist ebenso leicht, als ehrliche Leute zu betrügen, es ist auch weder Gefahr noch Verantwortung dabei, für Gelehrte zu schreiben, weil die meisten schon so verkehrt sind, daß der abenteuerlichste Autor ihre Denkungsart nicht mehr verwirren kann. Die leersten Köpfe haben die geläufigste Zunge und die fruchtbarste Feder."

Er sagt weiter: „Man überwindet leicht das doppelte Herzeleid, von seinen Zeitgenossen nicht verstanden und dafür verkannt und mißhandelt zu werden auf den Geschmack einer bessern Nachwelt. Selig ist der Mensch, dessen Ziel und Laufbahn sich in die Wolke jener Zeugen verliert, deren die Welt nicht wert war.

Das Salz der Gelehrsamkeit ist ein gut Ding; wo aber das Salz dumm wird, womit wird man würzen? Womit sonst als — mit törichter Predigt?

Die Vernunft ist heilig, recht und gut; durch sie kommt aber nichts als Erkenntnis der überaus sündigen Unwissenheit, die, wenn sie epidemisch wird,

in die Rechte der Weltweisheit tritt. Niemand betrüge sich also selbst! Wer sich unter euch dünkt weise zu sein, der werde ein Narr in dieser Welt, daß er möge weise sein."

„Wenn der Verstand an Lügen glaubt und Geschmack findet, an Wahrheiten zweifelt und sie als eine lose Speise mit Ekel verschmäht, so ist das Licht in uns Finsternis, das Salz in uns kein Gewürz mehr — Religion reine Kirchenparade, Philosophie leeres Wortgepränge, verjährte Meinungen ohne Sinn, verjährte Rechte ohne Kraft. Zweifelsucht an Wahrheit und Leichtgläubigkeit des Selbstbetrugs sind daher ebenso unzertrennliche Symptome wie Frost und Hitze des Fiebers bei einem Kranken. Was ist Wahrheit? Ein Wind, der bläst, wo er will, dessen Sausen man hört, aber nicht weiß, woher und wohin. Ein Geist, welchen die Welt nicht kann empfangen, denn sie sieht ihn nicht und kennt ihn nicht. Andächtiger Leser, was geht mich und dich der Friede an, den die Welt gibt? Wir wissen gewiß, daß der Tag des Herrn kommen wird, wie ein Dieb in der Nacht. Wenn sie werden sagen: Es ist Friede, es hat keine Gefahr! so wird sie das Verderben schnell überfallen. Er aber, der Gott des Friedens, welcher höher ist denn alle Vernunft, heilige uns durch und durch, daß unser Geist ganz samt Seele und Leib behalten werde unsträflich auf die Zukunft unsers Herrn Jesu Christi!" — So schrieb Hamann.

Wenn wir hören, daß es Geistliche gab, die es über sich brachten, am Weihnachtstage vom Nutzen der Stallfütterung, zu Ostern vom Vorteil des Frühaufstehens oder von Wiederbelebungsversuchen an Scheintoten zu reden, oder wenn sie Jesu Wort an die fleißige Martha: „Eins ist not!" den Sinn unterlegten: „Ein Gericht genügt, mach keine Umstände!" sollen wir uns verwundern, wenn auch die Lieder, die aus solchem Boden erwuchsen, uns durch alles andere eher als durch ihren Geistreichtum ermüden? Wie für die Missionstätigkeit, so vergegten mit dem Glauben an den Auferstandenen auch die Quellen für die echte geistliche Dichtung. Mit sprudelndem Humor berichtet Wichern von den Resten rationalistischer Mattheit und Plattheit, die er zur Zeit seiner Wirksamkeit noch in Gemeinden und Anstalten vorfand.

Man sieht das Wetterleuchten auf seinem Angesicht, wenn er aus einem sächsischen Gesangbuch den erhabenen Vers zitierte:

„Seh' ich Wasserbäche fließen,
Grüne Wiesen, Hütten dran,
Menschen, die der Milch genießen,
Die aus Kräutern werden kann,
Seh' ich auf den Wiesen Vieh,
Deine Huld, wie fühl' ich sie!"

und wenn er berichtete, daß auch ein Bankerottlied in ihm nicht fehlte, das die Gemeinde anstimmen mochte, wenn eines ihrer ehrsamen Mitglieder falliert hatte. Nicht minder imponierte es ihm, daß ein damals noch gebräuchliches Schulbuch ein klassisches Lied enthielt, welches die Schuljugend andächtig singen sollte, wenn ein nichtsnutziger Junge vom Lehrer Hiebe bekam:

„Hier stehst du mit gesenktem Haupte,
Beschämtem Blick, beklomm'ner Brust
Denn ach! ein großer Fehltritt raubte
Dir Seelenruh' und Lebenslust,
Und mehr, als das Gesetz es kann,
Klagt dich des Herzens Richter an.

Die Liebe, die den Pfad der Tugend
So treu zu deinem Glück dir wies
Die Liebe, die der schwachen Jugend
So viele Schulden schon erließ,
Ach! — diese Liebe, sie muß nun
Zu eignem Schmerz dir wehe tun.

O laß die Strafe doch dich bessern!
Zur Tugend sammle Kraft und Mut!
Vergiß es nie, daß auf dem größern
Vergehen größre Strafe ruht!
Jetzt tilge Züchtigung die Schuld,
Und Bess'rung führ' zu neuer Huld!"

Und war es geistvoller, wenn gesungen wurde:

„Reinlichkeit veredelt unsre Triebe,
Knüpfet enger das verschlung'ne Band.
Selig, wem der Unschuld reine Liebe
Ihre Blüten um die Schläfe wand!"

Oder:

„Mensch, sei ein Mensch, fang an zu leben!
Fang an, ein Glied der Welt zu sein!"

Und wenn nun gar, wie berichtet wird, — es klingt zwar wie ein schlechter Witz — ein Unglücksrabe die Augenlider zu preisen begann:

„Ach wie würd' es elend lassen,
Wenn man sie mit Händen fassen
Und nach aufwärts ziehen müßte!
Das bedenke, lieber Christe!"

wie wird dir, Andres? Kommt dich nicht um mit dem Wandsbeckerboten zu reden, „das Sternreißen" an?

„Singet mit Verstand!" hieß es in einem alten „Psalm". Mit Verstand nur wollten sie singen, die klugen Kinder der klugen Zeit. Drum kam es ihnen auch altfränkisch vor, in Paul Gerhardts Abendlied einzustimmen: „Nun ruhen alle Wälder, Vieh, Menschen, Städt' und Felder; es ruht die ganze Welt!" Die halbe Welt! mußte es doch heißen; denn ist die Sonne hier untergegangen so leuchtet sie dort!

Aus solcher Vernunftwut erwuchs zugleich, was man die Gesangbuchverbesserung nannte. Diese Verbesserung war eine Verwässerung im schlimmsten Sinne des Wortes. Schonungslos wurden die alten Lieder verballhorniert, ihnen das Gewand einer edlen Einfalt und Naivetät vom Leibe gerissen und sie im Kostüm einer modernen Vernunftgöttin gesteckt. Haben wir's doch noch in unsern Tagen erlebt, daß eine Gruppe von Theologen dem Christenvolk ein Gesangbuch in die Hand drücken wollte, in welchem Paul Gerhardts Vers: „Er kommt zum Weltgerichte, zum Fluch dem, der ihm flucht, mit Gnad und süßem Lichte dem der ihn liebt und sucht" ꝛc. in jenen andern umgewandelt war: „Er kommt nicht zum Gerichte" ꝛc., wobei gleichwohl am Schlusse Paul Gerhardts Name nicht fehlte. Das nennt man denn doch Falschmünzerei.

Eine eigentliche Gesangbuchrevolution wurde durchgeführt und zwar eine Revolution von oben herab, von hochgestellten Kirchenmännern: Hofpredigern, Konsistorialräten, Generalsuperintendenten ging sie aus. Einen dreifachen Raub begingen sie am Eigentum des kirchlichen Volkes, einen religiösen, einen nationalen und einen poetischen.

Das Signal dazu gab merkwürdiger Weise, ohne es zu wollen, der Dichter des Messias, Klopstock. Waren seine eigenen geistlichen Lieder nach Lessings Worten so voller Empfindung, daß man meistens dabei gar nichts empfand, so versündigte er sich in dem Bestreben, alte Lieder für seine Zeit zu retten, an seinen Vorfahren im Haine christlicher Dichtung. Auf seiner Orgel fand sich nur eine Spielart, die majestätisch pathetische; für das kindlich Einfache, Herzliche, Schlichte hatte er keinen Sinn. Alles sollte in's Erhabene umgesetzt werden und wurde damit seinem eigensten Wesen entfremdet. „Herzlich lieb hab ich dich o Herr," hatte Schalling gesungen, und eine wahrhaftige Verschlechtbesserung war es denn doch, wenn Klopstock übersetzte: „Aus ganzem Herzen lieb ich dich" ꝛc. Der Erste sagte: „Behüt mich, Herr, vor falscher Lehr, des Satans Mord und Lügen wehr," der Neuerer: „Laß, Mittler, mein Erkenntnis rein und heilig meinen Wandel sein" ꝛc. Noch bedauerlicher wird man den Unterschied bei J. Heermanns Passionslied empfinden:

Original:	Verschlechtbesserung:
„Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen,	„Versöhner Gottes, was hast du verbrochen?
Daß man ein solch scharf Urteil hat gesprochen?	Dein Todesurteil haben sie gesprochen?
Was ist die Schuld? In was für Missetaten	Ein Fluch gemacht, sollst du am Kreuze sterben?
Bist du geraten?	Wie Sünder sterben?
Du wirst gegeißelt und zur Schmach gekrönet,	Gegeißelt wirst du und zur Schmach gekrönet,
Ins Angesicht geschlagen und verhöhnet;	Ins Angesicht geschlagen und verhöhnet;
Am Kreuz, wo sie dir Gall' und Essig reichen,	Mit Finsternis des Todes nun umschattet,
Mußt du erbleichen.	Gehst du ermatttet.
Was ist doch wohl die Ursach' solcher Plagen?	Was ist die Ursach dieser deiner Plagen?
Ach, meine Sünden haben dich geschlagen!	Ach, unsre Sünden haben dich geschlagen;
Ich, ach Herr Jesu, habe das verschuldet,	Wir, Gottversöhner, haben das verschuldet,
Was du erduldet.	Was du erduldet.
Wie wunderbarlich ist doch diese Strafe!	Wie wunderbar ist, Richter, deine Strafe!
Der gute Hirte leidet für die Schafe;	Der gute Hirte leidet für die Schafe;
Die Schuld bezahlt der Herr für seine Knechte,	Die Schuld bezahlt der Mittler, der Gerechte,
Er, der Gerechte!"	Für seine Knechte."

Und wie viel echt poetische Anschaulichkeit verliert Joh. Franks Abendmahlslied, wenn es sich folgendermaßen umkleiden muß:

Original:	Verschlechtbesserung:
„Schmücke dich, du liebe Seele!	„Müde, sündenvolle Seele,
Laß die dunkle Sündenhöhle,	Mach dich auf, erlöste Seele,
Komm' ans helle Licht gegangen,	Komm, Vergebung zu empfangen!
Fange herrlich an zu prangen!	Denn dein Licht ist aufgegangen;
Denn der Herr voll Heil und Gnaden	Denn der Herr voll Heil und Gnaden
Will dich jetzt zu Tische laden;	Hat zu sich dich eingeladen.
Der den Himmel kann verwalten,	Deinen Bund sollst du erneuen
Will jetzt Wohnung bei dir halten.	Und dich seines Todes freuen.
Eil', wie Gottvertraute pflegen,	Eil, wie Gottverlobte pflegen,
Deinem Seelenfreund entgegen,	Glaubensvoll dem Herrn entgegen!
Der bei dir und all' den Seinen	Daß er dich der Sünd' entlade,
Will mit seiner Gnad' erscheinen.	Gibt er heute Gnad' um Gnade.
Öffne bald des Geistes Pforten;	Komm', es ist des Mittlers Wille,
Red' ihn an mit Glaubensworten:	Komm' und schöpf' aus seiner Fülle!
Komm', ich will dich mit Verlangen	Daß er dich der Sünd' entlade,
Als den liebsten Freund empfangen.	Gibt er heute Gnad' um Gnade.
Ach, wie hungert mein Gemüte,	Gottmensch, laß mich würdig nahen,
Menschenfreund, nach deiner Güte!	Leben, Leben zu empfahen!
Ach, wie pfleg' ich oft mit Tränen	Ach, wie pflegt' ich oft mit Tränen
Mich nach deinem Mahl zu sehnen!	Mich nach deinem Mahl zu sehnen!
Ach, wie pfleget mich zu dürsten	Ach, wie hat mich oft gedürstet,
Nach dem Trank des Lebensfürsten;	Gott, nach dir, mein Gott, gedürstet!
Daß in diesem Brot und Weine	Laß, Geopferter, mich nahen,
Sich mein Herr mit mir vereine!"	Leben, Leben zu empfahen!" ꝛc.

Gar nicht zu reden von der Entstellung eines Bekannten wie: „Sollt ich meinem Gott nicht singen?" „Ist es nicht, wie wenn eine wackere Bauernfrau, die wir immer in malerischer Landestracht in Haus und Garten walten sahen, uns unvermutet im städtischen Modekleid unter die Augen träte? Und doch hatte Klopstock sich nur beflissen den alten Liedern eine „der Religion würdige" neue Sprache zu leihen. An Verwässerung hatte er nicht gedacht. Aber andere folgten, pietätlos, geschmacklos, glaubenslos und schufen Gesangbücher, „daß Gott erbarm." Wenn wir hören, daß jenes Geschlecht für die herrlichen Schöpfungen Joh. Seb. Bachs kein Ohr mehr besaß, dann ist alles erklärt.

Wir empfinden es nach, mit welcher Wehmut der gute Matthias Claudius dem Unfug zusah: „Über kräftige Kirchenlieder" sagte er „geht nichts. Es ist ein Segen darin und sie sind in Wahrheit Flügel, darauf man sich in die Höhe heben und eine Zeitlang über dem Jammertal schweben kann. Auch mögen wohl viele Lieder nicht so sein, wie sie sein sollten, das ist wahr. Aber ich weiß nicht, ob es an den Verbesserern liegt: genug ich kann mir nicht helfen, daß es mich um einige alte Lieder nicht dauern und leid sein sollte. Das Kleid, dünkt mich, macht den Mann nicht; wenn nur der Mann gut ist, so ist alles gut. Ob da ein Knopf unrecht sitzt oder eine Naht schief genäht ist, darauf kommt

im Ende wenig an. So ein „Befiehl du deine Wege" z. B., das man in der Jugend in Fällen, wo es nicht so war, wie es sein sollte, oft und andächtig mit der Mutter gesungen hat, ist wie ein alter Freund im Hause, dem man vertraut und bei dem man in ähnlichen Fällen Rat und Trost sucht. Wenn man den nun anders montiert und im modernen Rock wiedersieht, so traut man ihm nicht, ob der alte Freund noch drinnen ist. Da pflege ich wohl bisweilen in der Kirche, wenn die Gemeinde nach der Verordnung nach dem neuen Gesangbuche singt, still zu schweigen und im Herzen die alte Weise zu halten."

Aber auch jetzt noch waren siebentausend übrig geblieben, die ihre Knie nicht beugten vor Baal; die Brüdergemeinde leuchtete fort als ein helles Licht, und Gott erweckte neue Männer, die dem Geschlecht ihrer Tage, auch den Weisen und Klugen, den Vornehmen und Hohen die evangelische Wahrheit nahe brachten. Neben denen, die schon in unsern Gesichtskreis getreten, würdigen wir hier noch in einer nähern Betrachtung Matthias Claudius, Lavater, Jung Stilling und erwähnen neben ihnen den wackern Pfarrer Oberlin im Steinthal, der sich zwar nicht wie die andern vor allem als Schriftsteller einen Namen gemacht, merkwürdigerweise alle vier 1740 und 1741 geboren.

Lassen wir zuerst den Wandsbeckerboten bei uns vorsprechen.

Matthias Claudius.

Wie der Abendglockenklang in einer stillen Sommerlandschaft, wenn die Ährenfelder sich leise vor dem Unsichtbaren neigen, weckt er überall ein stilles Heimweh.

Eichendorff

Nun bei Gott! ein werter teurer Gast! kein bessrer Mann ist über diese Schwelle noch gegangen. Man kann nicht zu wohl vertraut mit ihm werden, und macht auch die große Welt wenig Aufhebens von ihm, nicht umsonst zählt er allenthalben im deutschen Land seine Gemeinde stiller Verehrer, die nicht im Abnehmen begriffen ist.

„Vergesse Deutschland nie des biedern Dichters, aus dem wie aus wenigen die unsträfliche echte Natur sprach. — Seine fliegenden Blätter sind ohne Gelehrsamkeit und fast ohne Inhalt, aber für gewisse Silbersaiten des Herzens, die alten so gerührt werden," sagt Herder, der gerne scharf kritisierte.

Und sein trefflicher Biograph Wilhelm Herbst:

„Er war ein Bote der alten frohen Botschaft und den Verirrungen der Zeit gegenüber ein treuer Beobachter, Wecker, Mahner, — das gute deutsche Gewissen."

Und Heinrich Gelzer:

„Aus seinen Schriften schaut uns wie aus reinem Kindesauge ein klarer Himmel von Unschuld und Liebe, von Gottesfrieden und lautrem Wahrheitssinn

an. Wie ein Christbaum steht er in unserer Literatur da, dessen tausend Lichter seit vielen Jahren überall hinscheinen, wo für kindliche Freude für herzliche Erwärmung noch eine Stätte ist."

Und Karl Gerok:

„Nun ist nicht zu leugnen: Vieles von dem, was der ehrliche „Asmus omnia sua secum portans" vor hundert Jahren ins deutsche Land hinausgetragen hat ist jetzt veraltet und der Literaturgeschichte anheimgefallen, und wer den Reiz einer pikanten Lektüre nach modernem Geschmack sucht, der wird seine Hausmannskost viel zu hausbacken finden. Aber ebenso gewiß ist, daß der Bote gesunde Nahrung beut, daß er eine gute Portion kräftigen Erdgeruchs, lieblichen Heuduftes, würziger Feld- und Waldluft, je nach der Jahreszeit auch gemütlicher Ofenwärme mit dem Ruch gebratener Äpfel, und — damit wir das Beste nicht vergessen — daß er einen Hauch jener himmlischen Lebenslüfte, die von den Sternen herniederwehen, mitbringt, wo er eintreten darf in ein Haus. Mit andern Worten: Matthias Claudius ist und bleibt als Mensch, wie als Schriftsteller eine der ehrwürdigsten und liebenswertesten Persönlichkeiten, ein grundbraver Mann von echt deutschem Schrot und Korn, ein Volksschriftsteller von kerngesundem Gemüt und originellem Gepräge, ein ebenso liebreicher als ernstmahnender Prophet christlichen Glaubens und christlicher Sitte in einer Zeit wo seine Stimme hin und wieder fast die eines Predigers in der Wüste war."

In einem evangelischen Pfarrhause wurde Matthias Claudius geboren 1740, in dem holsteinischen Dorfe Reinfeld, zwei Meilen von Lübeck, der Sproß einer Familie, die schon seit den Tagen der Reformation der Kirche tüchtige Diener geliefert. Was der Vater für ihn gewesen, sagen uns die immer wieder zitierten Verse, die er später seinem Andenken geweiht:

Bei dem Grabe meines Vaters.

„Friede sei um diesen Grabstein her,
Sanfter Friede Gottes! Ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr!

Er entschlief, sie gruben ihn hier ein;
Leiser, süßer Trost, von Gott gegeben
Und ein Ahnden von dem ew'gen Leben
Düft' um sein Gebein!

Träufte mir von Segen, dieser Mann,
Wie ein milder Stern aus bessern Welten,
Und ich kann's ihm nicht vergelten
Was er mir getan.

Bis ihn Jesus Christus, hoch und hehr,
Freundlich wird erwecken; — ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr."

Und wessen Geistes die Mutter war das mögen uns die Worte zeigen, die sie dem neunjährigen Sohn in die Bibel schrieb:

„Im Namen Jesu! Mein Sohn gedenke an deinen Schöpfer in deiner Jugend, ehe denn die bösen Tage kommen, und fürchte Gott! Das ist der Weisheit Anfang. Und solche Weisheit machet reich und bringet leibliche und geistliche Gaben mit sich. Vor allem danke allezeit Gott in allen deinen Schicksalen, die dir widerfahren werden, und bitte, daß er dich regiere und du in allem deinem Vornehmen seinem Worte folgest. Laß das Wort Gottes dein edelster Schatz sein; denn dies kann dich unterweisen zur Seligkeit. Und was du tust, so be-

denke das Ende, so wirst du nimmer Übles tun. Dies ist meine mütterliche Erinnerung und Vermahnung. Wirst du solchem nachkommen, so wirst du des Glaubens Ende, der Seelen Seligkeit, davontragen. Solches verleihe der Herr aus Gnaden! Amen."

Bis ins fünfzehnte Jahr von seinem Vater unterrichtet, lernte Claudius auf der Lateinschule zu Plön Lateinisch, Griechisch, Französisch, Englisch ꝛc. und bezog dann mit seinem Bruder Josias die Hochschule in Jena, wo er das Studium der Theologie bald mit dem der Rechts- und Staatswissenschaft vertauschte, wegen mangelnden innern Berufs, wie er meinte. Ein Diener des Worts sollte er gleichwohl werden, nur in anderer Weise, als es in Aussicht genommen war.

Daß es namentlich die rationalistische Dürre gewesen, die ihn auf den geistlichen Beruf verzichten ließ, deutet seine schalkhafte Chria an, „darin er von seinem akademischen Leben und Wandel Nachricht gab":

„Bin auch auf Universitäten gewesen und hab auch studiert. Ne, studiert hab ich nicht, aber auf Universitäten bin ich gewesen und weiß von allem Bescheid. Ich ward von ungefähr mit einigen Studenten bekannt und die haben mir die ganze Universität gewiesen und mich allenthalben mit hingenommen, auch ins Kollegium. Da sitzen die Studenten alle neben nander auf Bänken wie in der Kirch, und am Fenster steht eine Hittsche, darauf sitzt der Professor oder so etwas und führt über dies und das allerlei Reden und das heißen sie denn Dozieren. Das auf der Hittsche saß, als ich drin war, das war 'n Magister und hatte eine große krause Paruqua auf 'm Kopf, und die Studenten sagten, daß seine Gelehrsamkeit noch viel größer und krauser und er unter der Hand ein so kapitaler Freigeist sei als irgend einer in Frankreich und England. Mochte wohl was dran sein: denn 's ging ihm vom Maule weg, als ob's aus dem Mostschlauch gekommen wär', und demonstrieren konnt' er wie der Wind. Wenn er etwas vornahm, so fing er nur so eben ein bißchen an und eh' man sich's umsah, da war's demonstriert. So demonstriert er zum Exempel, daß 'n Student ein Student und kein Rhinozeros sei. Denn, sagte er, 'n Student ist entweder 'n Student oder ein Rhinozeros: nun ist aber 'n Student kein Rhinozeros; denn sonst müßte 'n Rhinozeros auch 'n Student sein; 'n Rhinozeros ist aber kein Student: Also ist 'n Student 'n Student. Man sollte denken, das verstünd' sich von selbst, aber unser einer weiß das nicht besser."

Auch der Ernst des Lebens oder vielmehr des Todes trat dem jungen Studenten nahe; denn sein Bruder Josias starb an den Blattern. Immer ruhiger lernte Claudius in der Folge dem Tod in's Auge schauen. Ja dem Knochenmann mit der Hippe — er nannte ihn „Freund Hein" — eignete er später seine Werke zu, wie er sie gesammelt ausgehen ließ, und schrieb dazu: „S' soll Leute geben, heißen starke Geister, die sich in ihrem Leben den Hein nichts anfechten lassen und hinter seinem Rücken wohl gar über ihn und seine dünnen Beine spotten. Bin nicht starker Geist; 's läuft mir, die Wahrheit zu sagen, jedesmal kalt über den Rücken, wenn ich Sie ansehe. Und doch will ich glauben, daß

Sie 'n guter Mann sind, wenn man Sie genug kennt; und doch ist's mir, als hätt' ich eine Art Heimweh und Mut zu dir, du alter Ruprecht Pförtner! daß du auch einmal kommen wirst, meinen Schmachtriemen aufzulösen und mich auf beff're Zeiten sicher an Ort und Stelle hinzulegen." — Darum: „Die Hand, lieber Hein! und wenn Ihr n' mal kommt, fallt mir und meinen Freunden nicht hart!"

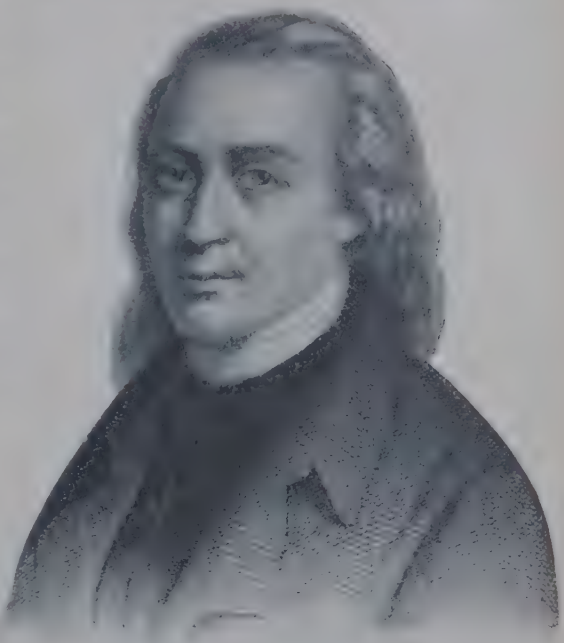
Innerlich noch unfertig und zu keinem praktischen Beruf vorbereitet, verließ Claudius die Hochschule und die „Tändeleien und Erzählungen," die er als poetischen Erstlingsversuch hatte ausgehen lassen, ließen noch durchaus keine Eigenart erkennen. Die innere Sammlung, deren er bedurfte, fand er in der Stille seines Elternhauses, wo er ein ganzes Jahr verweilte und die kräftige Anregung von außen in Kopenhagen, wo er, als Sekretär eines Grafen angestellt, aus dem Umgang mit Klopstock, Hofprediger Cramer Schönborn Gerstenberg, den beiden Grafen Stolberg u. a. reiche Anregung zog. Unvermerkt wurde er erfaßt von jenem Geiste der Sturm- und Drangperiode, der die sterbende Jugend beherrschte. Von bedeutendster Wirkung auf sein Wesen war unbestreitbar ein nochmaliger, dreijähriger Aufenthalt in der gesunden Atmosphäre des väterlichen Hauses.

Aber nach der Stille sollte der Strom der Welt seinen Charakter bilden helfen. Achtundzwanzigjährig trat er als Mitarbeiter an den Adreß-Comptoir-Nachrichten in die Großstadtluft Hamburgs ein und verkehrte in dem geistig bedeutenden Zirkel, dem der jüngere Reimarus und dessen Schwester Elise samt dem Kaufmann Sieveking und Lessing angehörten. „Wollt's für viel nicht mit Herrn Lessing verderben," schrieb Claudius, „er fackelt nicht!" und später einmal: „Ich habe Lessing auch gekannt. Ich will nicht sagen daß er mein Freund gewesen sei; aber ich war der seine. Und ob ich gleich sein credo" — sein Glaubensbekenntnis — „nicht annehmen kann, so halte ich doch seinen Kopf hoch", und da Claudius mit seiner lautern Herzensfrömmigkeit an der seelenlosen Orthodoxie seiner Zeit kein Gefallen finden konnte, so trat er im Fragmentenstreit nicht auf Goezes Seite. Wird doch berichtet, daß wie der Prediger Alberti, des Claudius Freund, inmitten aufregender Kämpfe starb, Goeze noch am Begräbnistag wider ihn gepredigt habe. Claudius dagegen sagt einmal: „Die Wahrheit ist eine Tochter des friedlichen Himmels, sie flieht vor'm Geräusch der Leidenschaften und des Zanks. Wer sie aber von ganzem Herzen lieb hat und sich selbst verleugnen kann, bei dem kehrt sie ein, den übereilt sie des Nachts im Schlaf und macht sein Gebein und sein Angesicht fröhlich!" — Und weiter: „Der Geist der Religion wohnt nicht in den Schalen der Dogmatik, hat sein Wesen nicht in den Kindern des Unglaubens, noch in den ungeratenen Söhnen und übertünchten Gräbern des Glaubens, läßt sich wenig durch üppige glänzende Vernunftsprünge erzwingen, noch durch steife Orthodoxie und Mönchswesen." Bald kam auch Herder und schrieb an Lavater: „Noch nie habe ich gewünscht, mit einem Menschen zusammenzuleben, wie ich's mit Claudius wünsche." Im Jahr 1770 ließ sich Klopstock in Hamburg nieder und mehr und mehr fühlte sich Claudius in seinem Element.

Er übernahm die Führung des von Bode herausgegebenen „Wandsbecker Boten", einer wöchentlich vier mal erscheinenden Zeitung, ließ nun in Aufsätzen, Sprüchen, Poesien, Bücherbesprechungen seiner ganzen Eigenart freien Lauf und errang sich seinen Platz an der Sonne wie in unsern Herzen.

1771 siedelte Claudius nach Wandsbeck über, einem Marktflecken mit einem prächtigen, von Nachtigallen bevölkerten Park. Bei der Nachfrage nach einer Mietswohnung lernte er seine Rebekka kennen, die damals sechzehnjährige Tochter des Zimmermeisters Behn, die durch ihr aufgewecktes und sittiges Wesen sein Herz gewann. Im Herbst hielt er beim Vater auf einem Gang in den Wald um ihre Hand an, und beim Nachhausekommen gab er auf die Frage, ob er etwas geschossen, die Antwort: „Ich habe einen guten Schuß getan!" Schon im März 1772 wurde Hochzeit gefeiert, und Claudius hatte sich nicht getäuscht —

„Rebekka wählen ist Geschmack —
Nicht wahr, Kollege Isaak?"



Matthias Claudius.

(Nach dem Stiche von Weger und Singer.)

Das „Bauernmädchen" entfaltete sich zur vortrefflichen Hausfrau und entwickelte prächtige Anlagen des Herzens und Geistes. „Das Haus in Wandsbeck wurde das Musterbild eines deutschen Familienlebens mit seinem Leid und seiner Freude, mit seinem Kindersegen und seinen Nahrungssorgen, mit seinen sauren Wochen und frohen Festen, mit seiner einfachen Hausordnung und seiner unbeschränkten Gastfreundschaft, mit seinen Schätzen von Geist und Gemüt bei äußerer Genügsamkeit, mit seiner herzlichen Gottesfurcht und reinen Sitte beim harmlosesten, fröhlichsten Humor, mit seinem beständigen Aufblick zum Ewigen und Unvergänglichen bei allem gesunden, gemütlichen Anteil an dem, was die Erde gibt, was der Boden trägt, was das Jahr im bunten Kreislauf der Jahreszeiten bringt." (Gerok).

Rasch wuchs die junge Familie an. Fünf Mädchen nacheinander wurden geboren und dann langte der „Dauphin" an, den Claudius lang vorher schon mit den Worten gefeiert hatte:

Anselmuccio.

„Ist gar ein holder Knabe er,
Als ob es Bild der Liebe wär,
Sieht freundlich aus und weiß und rot,
Hat große Lust an Butterbrot,
Hat blaue Augen, gelbes Haar
Und Schelm im Nacken immerdar,
Hat Arm und Beine rund und voll
Und Alles, wie man's haben soll
Nur eines fehlt dir, lieber Knabe,
Eins nur, — daß ich dich noch nicht habe".

Dem Hans folgten noch eine Rebekka, ein Matthias, ein Fritz und später noch zwei Söhne.

Wie herzerquickend ist das Bild dieser Häuslichkeit! Ein Jahr lang wohnte Voß mit seiner jungen Frau in der Nachbarschaft. „Abends," erzählt Ernestine Voß, „waren wir häufig mit Claudius zusammen und in dem Haus, wo nach vorhergegangener Untersuchung das meiste Essenswürdige sich fand, ward die Tafel gedeckt. Eine bedeutende Rolle spielte ein Stück kaltes Pökelfleisch oder ein Karpfen, den man vom Fischer im Schloßgarten selbst aus dem Teiche heben sah und ins Schnupftuch gebunden nach Hause trug. Wenn Claudius bei uns war, hatte er immer seine älteste Tochter mit einem Kreuzgürtel auf den Rücken gebunden; die ward dann in unser Bett gelegt bis sie wieder heimgingen."

Immer größer wurde der Freundeskreis. Müller, Hölty, Boie, Bürger, die Grafen von Stolberg und ihre Schwester Guste verehrten Claudius als Hainbundsgenossen und mit Hamann im Norden und Lavater im Süden war reger Briefverkehr angeknüpft.

Aber noch andere Gäste meldeten sich; die Nahrungssorgen klopften an. Übersetzungsarbeiten halfen kümmerlich nach. Auf Subskription begann Claudius seine sämtlichen Werke herauszugeben. Asmus omnia sua secum portans nannte er sie, „Asmus, sein Alles mit sich tragend".

Schalkhaft schreibt er seinem lieben Freund „Andres" von dem Vergnügen, ein Buch herauszugeben:

Mein lieber Andres! Ich habe das Leichdornpflaster erhalten, die Würzpillen aber nicht, arbeite auch jetzo an einem Buch, das ich dem Druck übergeben will. Er glaubt nicht, Andres, wie Einem so wohl ist, wenn man was schreibt, was gedruckt werden soll, und ich wollt' Ihm die Freude auch 'mal gönnen. Er könnte etwa das Rezept zu dem Pflaster herausgeben, etwas vom Ursprung der Leichdörner herraisonnieren und am Ende einige Errata*) hinzutun. Sieht Er, 's kommt bei einer Schrift auf den Inhalt eben nicht groß an, wenn nur Schwarz auf Weiß ist; Einige loben's doch, und am Ende läßt sich von Leichdörnern und Pflastern schon was schreiben. Ich besinne mich, daß es Ihm in

*) Druckfehler-Verbesserungen.

der Schule immer so schwer ward, die Commata und Puncta recht zu setzen. Sieht Er, Andres, wo der Verstand halb aus ist, setzt Er ein Comma; wo er ganz aus ist, ein Punctum, und wo gar keiner ist, kann Er setzen, was Er will, wie Er auch in vielen Schriften findet, die herauskommen. Was Er Seinem Buche für einen Titel geben will, das muß Er wissen: meins heißt: Secum portans, und ich kann Ihm nichts weiter davon sagen, als daß es Anfang und Ende hat.

Sein

Diener.

*

Ein genügsamer Hausvater war er freilich, der Wandsbeckerbote. Mit Begeisterung sang er im Kartoffellied:

„Pasteten hin, Pasteten her!
Was kümmern uns Pasteten?
Die Kumme hier ist auch nicht leer
Und schmeckt so gut als bonne chère
Von Fröschen und von Kröten!

Und viel Pastet und Leckerbrot
Verdirbt nur Blut und Magen.
Die Köche kochen lauter Not,
Sie kochen uns viel eher tot:
Ihr Herren, laßt's euch sagen!

Schön rötlich die Kartoffeln sind
Und weiß wie Alabaster!
Sie däun sich lieblich und geschwind
Und sind für Mann und Frau und Kind
Ein rechtes Magenpflaster!"

Aber — es wollte nirgends mehr reichen. Und wir merken wohl, wem der Seitenblick galt, wenn der Hausvater die Grabschrift auf den Müller Jakson schrieb:

„Hier liegt der Müller Jakson.
Er lebte vom Winde mit lieben Weib und Knaben.
Es leben auch sonst noch viele davon,
Die keine Mühle haben!"

Claudius sah sich nach einem fixen Einkommen um, und Herder, damals in Bückeburg, verschaffte ihm die Stelle eines geheimen Kanzleisekretärs und Ober-Landeskommissärs am Hofe des Landgrafen Ludwig in Darmstadt. Claudius verfaßte für die Landeszeitung die humorvolle „Görgeliana". Aber welches Rad er eigentlich zu treiben habe in der Landesverwaltungsmaschine, war nicht genau bestimmt und wohl wurde ihm nicht in der Darmstädterluft und als gar Zerwürfnisse und eine Krankheit sich einstellten, da hielt es ihn nicht länger und er kehrte schleunig nach Wandsbeck zurück. Auf die Frage, was dort anzufangen, antwortete er: „Übersetzen, Asmus herausgeben und — befiehl du deine Wege!"

Das „Befiehl du deine Wege" ließ ihn nicht im Stich. Jakobi gab ihm seine zwei Knaben zur Erziehung ins Haus, und wie Claudius sich im Jahr 1787 in Hinblick auf seine Kinder an den Kronprinzen von Dänemark wandte, — „Wenn es mir auch erlaubt sein würde, so wüßte ich nicht zu sagen, wozu ich eigentlich geschickt bin," schrieb er, „und ich muß Ew. Königl. Hoheit untertänig

bitten, daß Sie gnädigst geruhen, ein Machtwort zu sprechen und zu befehlen wozu ich geschickt sein soll" — so erhielt er die Stelle eines ersten Revisors der Schleswig-Holsteinischen Bank zu Altona mit einer Besoldung von achthundert Reichstalern, samt Erlaubnis, in Wandsbeck zu wohnen und der einzigen Verpflichtung, jährlich im Herbst der Musterung der Bankrechnung im nahen Altona beizuwohnen. Ja Claudius saß nun in einem eigenen Haus mit einem lindenbeschatteten Hof, einem Küchen- und Baumgarten und einer Wiese, die ans Wandsbeckergehölz anstieß.

Aus dem Wandsbecker Boten.
(Nach einem Stich von J. D. Chodowiecki.)

Da entfaltete sich nun ungehemmt jenes in Gott fröhliche Familienleben mit den selbst erfundenen Festen: Knospenfest, Widderschein, Maimorgen, Grünzüngel, Herbstling, Eiszäpfel, wovon er an Andres schreibt: „Du weißt, daß in jeder gut eingerichteten Haushaltung kein Festtag ungefeiert gehalten wird, und daß ein Hausvater zulangt, wenn er auf eine gute Art und mit einigem Scheine des Rechts einen neuen an sich bringen kann." Es ist herzerquickend, wie er sie schildert. Welcher gesunde Geist der Familienhaftigkeit im Hause wohnte, mögen noch folgende Musenkinder bezeugen:

Als er sein Weib und 's Kind an ihrer Brust schlafend fand.

„Das heiß ich rechte Augenweide,
's Herz weidet sich zugleich.
Der Alles segnet, segn' euch beide,
Euch liebes Schlafgesindel, euch!"

Wie ergötzlich das Motetto, als der erste Zahn durch war:

„Viktoria! Viktoria!
Der kleine weiße Zahn ist da.
Du, Mutter, komm, und groß und klein
Im Hause, kommt und guckt hinein
Und seht den hellen weißen Schein!
Der Zahn soll Alexander heißen!
Du liebes Kind! Gott halt ihn dir gesund
Und geb dir Zähne mehr in deinen kleinen Mund
Und immer was darauf zu beißen!"

So, was die Mutter bei der Wiege singt:

„Schlaf, süßer Knabe, süß und mild,
Du, deines Vaters Ebenbild!
Das bist du; zwar dein Vater spricht,
Du habest seine Nase nicht!

Nur eben jetzo war er hier
Und sah dir ins Gesicht,
Und sprach: Viel hat er zwar von mir,
Doch meine Nase nicht!

Mich dünkt es fast, sie ist zu klein;
Doch muß es seine Nase sein;
Denn wenn's nicht seine Nase wär,
Wo hättst du denn die Nase her?

Schlaf, Knabe! was dein Vater spricht,
Spricht er wohl nur im Scherz.
Hab immer seine Nase nicht
Und habe nur sein Herz!"

Aus dem gleichen Geiste gesunder Familienhaftigkeit heraus sind auch Lieder entsprungen wie die lustige Geschichte von „David und Goliath", „Urians Reise" mit seiner neckischen Schlußmoral:

„Ich fand es überall wie hier,
Fand überall 'nen Sparren,
Die Menschen g'rade so wie wir
Und eben solche Narren!"

Und wie harmlos heiter ist das Rheinweinlied (das einzige Weinlied, das wir zitieren):

„Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher
Und trinkt ihn fröhlich leer!
In ganz Europia, ihr Herren Zecher,
Ist solch ein Wein nicht mehr.

Er kommt nicht her aus Hungarn, noch aus Polen,
Noch wo man franzmänn'sch spricht;
Da mag Sankt Veit, der Ritter, Wein sich holen!
Wir holen ihn da nicht.

Ihn bringt das Vaterland aus seiner Fülle,
Wie wär' er sonst so gut!
Wie wär' er sonst so edel, wäre stille
Und doch voll Kraft und Mut!

Er wächst nicht überall im deutschen Reiche;
Und viele Berge, hört,
Sind, wie die weiland Kreter, faule Bäuche,
Und nicht der Stelle wert.

Thüringens Berge zum Exempel bringen
Gewächs, sieht aus wie Wein;
Ist's aber nicht. Man kann dabei nicht singen,
Dabei nicht fröhlich sein.

Im Erzgebirge dürft ihr auch nicht suchen,
Wenn ihr Wein finden wollt;
Das bringt nur Silbererz und Koboldkuchen,
Und etwas Laufegold.

Der Blocksberg ist der lange Herr Philister.
Er macht nur Wind wie der;
Drum tanzen auch der Kuckuck und sein Küster
Auf ihm die Kreuz und Quer.

Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben;
Gesegnet sei der Rhein!
Da wachsen sie am Ufer hin und geben
Uns diesen Labewein.

So trinkt ihn denn, und laßt uns allewege
Uns freu'n und fröhlich sein!
Und wüßten wir, wo jemand traurig läge,
Wir gäben ihm den Wein."

Gediegene Musik durchtönte das Haus. Bach, Händel, Mozart, Reichardt hatten hier ihre Stätte gefunden. Und das „Bauernmädchen" spielte das Cello. Ausflüge standen in hohem Ansehen. Und Claudius war ein Naturliederdichter par excellence. Wie sein z. B. sein Lied vom Reifen:

Seht meine lieben Bäume an,
Wie sie so herrlich stehn!
Auf allen Zweigen angetan
Mit Reiffen wunderschön!

Von unten an bis oben aus
Auf allen Zweigelein
Hangt's weiß und zierlich zart und kraus
Und kann nicht schöner sein!

Und alle Bäume rund umher,
All alle weit und breit,
Stehn da geschmückt mit gleicher Ehr'
Und gleicher Herrlichkeit....

Viel schön, viel schön ist unser Wald!
Dort Nebel überall,
Hier eine weiße Baumgestalt
Im vollen Sonnenstrahl;

Lichthell, still, edel, rein und frei
Und über alles fein!
O aller Menschen Seele sei
So lichthell und so rein!

Wir sehn das an und denken noch
Einfältiglich dabei,
Woher der Reif, und wie er doch
Zustande kommen sei.

Denn gestern abend — Zweiglein rein,
Kein Reiffen in der Tat;
Muß einer doch gewesen sein,
Der ihn gestreuet hat.

Ein Engel Gottes geht bei Nacht,
Streut heimlich hier und dort,
Und wenn der Bauersmann erwacht,
Ist er schon wieder fort.

Du Engel, der so gütig ist,
Wir sagen Dank und Preis.
O mach uns doch zum heil'gen Christ
Die Bäume wieder weiß!"

Wie die Sternseherin Lise blickte er gern über die Dinge der Erde hinaus nach oben. Wie abgrundweit von modernem Weltsinn und modernem Weltschmerz entfernt ist sein „Täglich zu singen":

„Ich danke Gott und freue mich
Wies Kind zur Weihnachtgabe,
Daß ich bin, bin! Und daß ich dich,
Schön menschlich Antlitz, habe.

Daß ich die Sonne, Berg und Meer
Und Laub und Gras kann sehen
Und abends unterm Sternenheer
Und lieben Monde gehen.

Und daß mir denn zu Mute ist,
Als wenn wir Kinder kamen
Und sahen, was der heil'ge Christ
Beschéret hatte, Amen!

Ich danke Gott mit Saitenspiel,
Daß ich kein König worden!
Ich wär' gesalbet worden viel
Und wär' vielleicht verdorben.

Auch bet' ich ihn von Herzen an,
Daß ich auf dieser Erde
Nicht bin ein großer reicher Mann
Und auch wohl keiner werde!

Denn Ehr' und Reichtum treibt und bläht,
Hat mancherlei Gefahren,
Und vielen hat's das Herz verdreht,
Die weiland wacker waren." ꝛc.

Wer bei Claudius einkehrte, dem wurde wohl, und zahlreiche Freunde kehrten ein, aber auch das Hauskreuz, ja selbst der Tod. Ein Nervenfieber holte plötzlich Christiane, die zweite Tochter des Hauses, die lieblichste von allen, aus dem frohen Kreise hinweg. Ihr sang der Vater das ergreifende Lied nach, das in „des Knaben Wunderhorn" übergegangen:

Christiane.

„Es stand ein Sternlein am Himmel,
Ein Sternlein guter Art:
Das tät so lieblich scheinen,
So lieblich und so zart!

Ich wußte seine Stelle
Am Himmel, wo es stand;
Trat abends vor die Schwelle
Und suchte, bis ich's fand.

Und blieb denn lange stehen,
Hatt' große Freud' in mir,
Das Sternlein anzusehen,
Und dankte Gott dafür.

Das Sternlein ist verschwunden;
Ich suche hin und her,
Wo ich es sonst gefunden,
Und find' es nun nicht mehr."

Am politischen Horizont stiegen die Sturmwolken der französischen Revolution auf und brachten auch in Deutschland Entzweiung. Klopstock und Voß begrüßten sie. Stolberg, Jakobi und unser Claudius fanden in dem Schauspiel von Anfang an das Walten dämonischer Mächte, und die Greuel der Schreckenszeit schilderte der Bote 1793 mit den Worten:

„Sie dünkten sich die Herren aller Herrn,
Zertraten alle Ordnung, Sitt' und Weise
Und gingen übermütig neue Gleise,
Von aller wahren Weisheit fern,
Und trieben ohne Glück und Stern
Im Dunkeln hin nach ihres Herzens Gelüste
Und machten elend nah und fern.
Sie mordeten den König, ihren Herrn,
Sie morden sich einander, morden gern
Und tanzen um das Blutgerüste.

Sie wollten ohne Gott sein, ohn' ihn leben
In ihrem tollen Sinn,
Und sind nun auch dahingegeben,
Zu leben ohne ihn.
Der Keim des Lichtes und der Liebe,
Den Gott in unsre Brust gelegt,
Der seines Wesens Stempel trägt
Und sich in allen Menschen regt,
Und der, wenn man ihn hegt und pflegt,
Zu unserm Glücke freier schlägt,
Als ob er aus dem Grabe sich erhübe,
Der Keim des Lichtes und der Liebe —
Der ist in ihnen stumm und tot;

Sie haben alles Große, alles Gute Spott,
Sie beten Unsinn an und tun dem Teufel Ehre
Und stellen Greuel auf Altäre.

Chor:

Erbarm Dich ihrer!"

Solche Erlebnisse mußten dazu mitwirken, den Glauben des Mannes immer klarer zu gestalten. Immer ernster und bestimmter trat er der Zeitströmung, der flachen Aufklärung und der Kantischen Philosophie entgegen. „Es steht nur wenigen an," sagte er, „das große Thema des Christentums zu dozieren, aber auf seine Art und in allen Treuen aufmerksam darauf zu machen, durch Ernst und Scherz, durch Gut und Schlecht, Schwach und Stark und auf allerlei Weise an das Bessere und Unsichtbare zu erinnern und durchs Faktum zu zeigen, daß man nicht ganz und gar Ignorant, nicht ohne allen Menschenverstand und ein rechtgläubiger Christ sein könne, das steht einem ehrlichen und bescheidenen Manne wohl an und das ist am Ende das Gewerbe, das ich als Bote zu bestellen habe". Ganz eigen und auf seine Weise dozierte er „das große Thema". Mit um so helleremem Humor, mit um so froherer Laune bei allem Ernst konnte er es tun, je festeren Boden er unter seinen Füßen fühlte. „Wer die Vernunft kennt" sagte er, „verachtet sie nicht. Sie ist ein Strahl Gottes und nur das radikale Böse hat ihr die himmelblauen Augen verderbt. Aber es schwebt noch um den blinden Tiresias etwas Großes und Ahnungsvolles, und sie hat wie der König Lear, auch wenn sie irre redet, noch die Königsmiene und einen Glanz an der Stirne."

Und dann wieder:

„Die Wahrheit ist ein Riese, der am Wege liegt und schläft; die vorüber gehen, sehen seine Riesengestalt wohl; aber ihn können sie nicht sehen und legen den Finger ihrer Eitelkeit vergebens an die Nase ihrer Vernunft. Wenn er den Schleier wegtut, wirst du sein Antlitz sehen. Bis dahin muß unser Trost sein, daß er unter dem Schleier ist, und gehe du ehrerbietig und mit Zittern vorüber und klügle nicht, lieber Vetter!"

Wer hat nicht schon des Boten faßlich einfältige Erklärung des Vaterunsers gelesen?

„Sieh, wenn ich beten will," hebt er an, „so denk' ich erst an meinen seligen Vater, wie der so gut war und mir so gerne geben mochte. Und dann stell' ich mir die ganze Welt als meines Vaters Haus vor und alle Menschen in Europa, Asia, Afrika und Amerika sind dann in meinen Gedanken meine Brüder und Schwestern; und Gott sitzt im Himmel auf einem goldnen Stuhl und hat seine rechte Hand übers Meer und bis ans Ende der Welt ausgestreckt und die Linke voll Heil und Gutes und die Bergspitzen umher rauchen — und denn fang ich an:

„Vater unser, der Du bist in dem Himmel."

Immer lieber wird Claudius das Buch der Bücher und ein feines Verständnis zieht ihn zum Evangelisten Johannes hin.

Ich hab von Jugend auf gern in der Bibel gelesen, für mein Leben gern. 's stehen solch schöne Gleichnis und Rätsel d'rin, und 's Herz wird einem darnach so recht frisch und mutig. Am liebsten aber les' ich im Sankt Johannes. In ihm ist so etwas ganz wunderbares — Dämmerung und Nacht und durch sie hin der schnell zuckende Blitz! — so etwas schwermütiges und hohes und ahndungsvolles, daß man's nicht satt werden kann. 'sist mir immer beim Lesen im Johannes, als ob ich ihn beim letzten Abendmahl an der Brust seines Meisters vor mir liegen sehe, als ob sein Engel mir 's Licht hält und mir bei gewissen Stellen um den Hals fallen und etwas ins Ohr sagen wolle. Ich versteh lang nicht alles, was ich lese; aber oft ist es doch, als schwebt' es fern vor mir, was Johannes meinte, und da, wo ich in einen ganz dunkeln Ort hinein sehe, hab ich doch eine Vorempfindung von einem großen herrlichen Sinn, den ich 'nmal verstehen werde! Und darum greif ich so nach jeder neuen Erklärung des Johannes. Zwar die meisten kräuseln nur an dem Abendgewölke und der Mond dahinter hat gute Ruhe."

Aus dem Wandsbecker Boten.
(Nach einem Stich von J. N. Chodowiecki.)

Auf die Frage, welche Geschichten ihn die herrlichsten dünken? antwortet er: „Alle, Andres, alle! . . ein jedes Wort, das aus seinem Munde gegangen ist, eine jede Bewegung seiner Hand . . . seine Schuhriemen sind mir heilig. — Indes machen sie doch, wie sie dastehen, auf unser Herz verschiedenen Eindruck; und da, muß ich sagen, freuen mich die am meisten, wo er vom ewigen Leben spricht und von einem Tröster, den er senden will; wo er die seinen liebt bis ans Ende und mit ihnen das Abendmahl hält, und wo er Tod und Teufel meistert. — Der Tod! Er ist doch schrecklich, Andres, und der Wurm am Zaun krümmt sich vor ihm: denn er nimmt uns alles. Wenn du nun siehst, daß unser Herr Christus zu Nain einen Toten erweckt, den sie zu Grabe trugen, und zu Bethanien einen, der schon vier Tage im Grabe gelegen war; wenn du ihn nun von Hütten des Friedens sprechen hörst, wo wir unsern Anselmo wieder sehen sollen, und wo die guten und frommen Menschen aller Zeiten und Völker

sollen versammelt werden: wenn du ihn nun sagen hörest, daß, wer glaubt, nicht sterben soll, ob er gleich stürbe; — freut dich das nicht, Andres? und wünschest du nicht von Herzen, an ihn zu glauben?"

„Wie alles, was Er sagt und tut, so wohltätig und sinnreich ist! klein und stille, daß man's kaum glaubt, und zugleich so über alles groß und herrlich, daß einem 's Kniebeugen ankommt und man's nicht begreifen kann. Und was meinst du von einem Lande, wo seine herrliche Lehr in eines jedweden Mannes Herzen wäre? Möcht'st wohl in dem Lande wohnen?"

Legte der Wandsbeckerbote so klar und entschieden für unsern „Herrn Christus" Zeugnis ab (man vergleiche, was wir schon Seite 434 und 456 angeführt haben), konnte es anders sein, als daß er Anfechtung fand, daß alte Freunde „hinter sich gingen"? So schrieb 1787 der stockrationalistische Voß, der ihm früher so nahe gestanden: „Claudius versinkt immer tiefer in dem grundlosen Morast, der ihm ein Paradies scheint." Goethe, der vormals seine Lieder ganz vortreffliche Stücke genannt, hieß ihn jetzt „einen Narren, der voller Einfaltsprätensionen stecke". Selbst Herder wurde kälter und gab ihm den Rat, seine „Fratzen und Grillen" aus dem Kopfe zu lassen. Aus dem Xeniengewitter heraus donnerte Schiller, der mit seinem vornehmen Kantianismus am wenigsten unter allen ihn verstehen mochte, Claudius zu:

„Irrtum wolltest du bringen und Wahrheit, o Bote von Wandsbeck!
Wahrheit, sie war dir zu schwer; Irrtum, den brachtest du fort!"

Aber Schillers Distichon parodierend:

„Im Hexameter steigt des Springquells flüssige Säule:
Im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab —"

antwortete Claudius munter:

„Im Hexameter zieht der ästhetische Dudelsack Wind ein;
Im Pentameter drauf läßt er ihn wieder heraus."

„Immerhin!" — sagte er — „Soll ich meine Überzeugung, meinen Glauben zurückhalten und hehlen, weil berühmte und unberühmte Leute es besser wissen wollen und darüber spotten, oder die öffentliche Meinung eine andere ist? — Was kümmert mich berühmt und unberühmt, wo von den heiligsten Dingen die Rede ist? Und was gehen Meinungen mich an in Dingen, die nicht Meinung sind, sondern Sache? Frägt man auch den Nachbar, ob die Sonne scheint?" Generalsuperintendent Ewald schrieb nach einem Besuch in Wandsbeck: Was man auch von seinen politischen und religiösen Meinungen sagen mag, — der Mann ist kein anderer geworden. Er hat keinen finstern Blick bekommen ist allen Menschen herzlich gut, ein braver Gatte, Vater, Freund und Mensch. Er lacht herzlich über manche Dinge, worüber sich viele unserer Toleranz- und Humanitäts- und Stoizismusprediger halb tot ärgern würden.

Wie die Beispiele — man kann ihrer nicht leicht zu viele vorbringen — gewiesen haben, war es Claudius gegeben, ähnlich wie Luther die tiefsten Wahrheiten in der schlichtesten Form zu sagen und doch oder eben gerade deswegen immer originell. Christliche Weisheit verstreute er auch in seinen ABC-Sprüchlein. Exempla:

„Ein edles Herz glanzt hell und hold.
Ein gutes ist gediegen Gold.

In dir ein edler Sklave ist,
Dem du die Freiheit schuldig bist.

Kämpf und erkämpf dir eignen Wert,
Hausbacken Brot am besten nährt.

Zerbrich den Kopf dir nicht zu sehr:
Zerbrich den Willen, das ist mehr.

Aus nichts wird nichts, das merke wohl,
Wenn aus dir etwas werden soll.

Greif nicht leicht in ein Wespennest,
Doch wenn du greifst, so stehe fest.

Nichts ist so elend als ein Mann,
Der alles will und der nichts kann."

Wie in einem Hohlspiegel gesammelt leuchtet uns das Licht seiner Erkenntnis entgegen aus seinem Testament an seinen Sohn Johannes. Wir setzen es als bekannt voraus und erinnern nur an Thesen wie folgende:

„Es ist nicht alles Gold, lieber Sohn, was glänzet, und ich habe manchen Stern vom Himmel fallen und manchen Stab, auf den man sich verließ, brechen sehen.

Darum will ich dir einigen Rat geben und dir sagen, was ich gefunden habe, und was die Zeit mich gelehret hat.

Es ist nichts groß, was nicht gut ist, und ist nichts wahr, was nicht bestehet.

Der Mensch ist hier nicht zu Hause, und er geht hier nicht von ungefähr in dem schlechten Rock umher. Denn siehe nur: alle andren Dinge hier, mit und neben ihm, sind und gehen dahin, ohne es zu wissen; der Mensch ist sich bewußt, wie eine hohe bleibende Wand, an der die Schatten vorüber gehen. Alle Dinge mit und neben ihm gehen dahin, einer fremden Willkür und Macht unterworfen; er ist sich selbst anvertraut und trägt sein Leben in seiner Hand.

Und es ist für ihn nicht gleichgültig, ob er rechts oder links gehe.

Die Wahrheit richtet sich nicht nach uns, lieber Sohn, sondern wir müssen uns nach ihr richten.

Was du sehen kannst, das sieh, und brauche deine Augen und über das Unsichtbare und Ewige halte dich an Gottes Wort.

Es ist leicht zu verachten, Sohn, und verstehen ist viel besser.

Tue keinem Mädchen Leides, und denke, daß deine Mutter auch ein Mädchen gewesen ist.

Sage nicht alles, was du weißt; aber wisse immer, was du sagst.

Hänge dich an keinen Großen.

Sitze nicht, wo die Spötter sitzen; denn sie sind die elendesten unter allen Kreaturen.

Nicht die frömmelnden, aber die frommen Menschen achte, und gehe ihnen nach. Ein Mensch, der wahre Gottesfurcht im Herzen hat, ist wie die Sonne, die da scheint und wärmet, wenn sie auch nicht redet.

Habe immer etwas Gutes im Sinn.

Wenn ich gestorben bin, so drücke mir die Augen zu und beweine mich nicht.

Stehe deiner Mutter bei, und ehre sie, so lange sie lebt, und begrabe sie neben mir.

Und sinne täglich nach über Tod und Leben, ob du es finden möchtest, und habe einen freudigen Mut; und geh nicht aus der Welt, ohne deine Liebe und Ehrfurcht für den Stifter des Christentums durch irgend etwas öffentlich bezeugt zu haben."

Im Frühling 1797 durfte Claudius seine silberne Hochzeit feiern. Wie innig wahr und wahrhaft innig klingen die Verse, die er seiner Rebekka als Festgruß zusang:

„Ich habe dich geliebet und ich will dich lieben,
So lang du, gold'ner Engel, bist,
In diesem wüsten Lande hier und drüben,
Im Lande, wo es besser ist!

Ich danke dir mein Wohl, mein Glück in diesem Leben;
Ich war wohl klug, als ich dich fand?
Doch ich fand nicht; Gott hat dich mir gegeben;
So segnet keine andre Hand.

Sein Tun ist je und je großmütig und verborgen,
Und darum hoff' ich, fromm und blind,
Er werde auch für unsre Kinder sorgen,
Die unser Schatz und Reichtum sind —

Und werde sie regieren, werde für sie wachen,
Sie an sich halten Tag und Nacht,
Daß sie wert werden und auch glücklich machen,
Wie ihre Mutter glücklich macht!"

Und Gott sorgte. Die Söhne unterrichtete der Vater selbst und es ist nicht ohne Interesse, daß als Lieblingsbücher neben Bibel und andern „Stillings Leben", Pestalozzis „Lienhard und Gertrud" und „Reinecke Fuchs" figurierten. Drei Söhne studierten Theologie. Karoline vermählte sich mit dem Buchhändler Friedrich Perthes, Anna mit dem Arzte Max Jakobi, einem Sohn des alten Herzfreundes, auf französischem Boden bei Aachen. Nach der Geburt ihres ersten Kindes schreibt der Großvater an Gräfin Stolberg:

„Die kleine Republikanerin trinkt und speit, als wenn sie in einem wohlgeordneten Staate lebte. Aber bei alledem verheirate ich doch keine Tochter mehr — nicht allein nach keiner entfernten Republik, sondern nach keinem entfernten Lande. Die Entfernung ist ein halber Tod."

„Uns hat gewogt die Freude, wie es wogt und flutet
Im Meer so weit und breit und hoch);
Doch manchmal hat uns auch das Herz geblutet,
Geblutet, ach, und blutet noch" —

hatte Claudius zur silbernen Hochzeit gesungen, und noch mehr als einmal sollte es bluten.

Schwer lastete die französische Fremdherrschaft auf seinem so ganz und gar deutschen Herzen, und doppelt schwer, als sein dänischer Wohltäter sich Napoleon zugesellte und er, dreiundsiebenzigjährig, 1813 noch sein geliebtes Wandsbeck verlassen und in Kiel und in Lübeck wohnen mußte. Noch erlebte er Deutschlands Befreiung und entschlief am 21. Januar 1815 in Hamburg. Sein

Friedrich Christoph Perthes.

(Nach der Zeichnung von O. Speckter, gestochen von J. Thaeter.)

letztes Wort lautete: „Gute Nacht, gute Nacht!" Sein letzter Blick galt seiner Rebekka, die ihn noch um siebenzehn Jahre überlebte. Auf dem Friedhof in Wandsbeck liegt er begraben. In dem Schlußwort seiner Schriften heißt es: „Wir sind nicht umsonst in die Welt gesetzt, wir sollen hier reif für eine andere werden und man kann unsern Körper für ein Gradierhaus ansehen, wo das wilde Wasser von dem guten geschieden werden soll. Es ist nur Einer, der dazu helfen kann, dem sei Ehre in Ewigkeit. Gehabt euch wohl!"

Einfalt und Tiefsinn, inniges Gefühl und launiger Humor, kindlicher Glaube neben einer kritischen und satirischen Ader, harmlose Heiterkeit und hoher Ernst, ein unpraktisches Wesen und eine weitgreifende Wirksamkeit, alles dies verband sich in seiner Natur zu einem Guß. Schriftsteller und Mensch waren in ihm völlig eins, zwischen beiden kein störender Bruch, ein vorbildlich volkstümlicher Kalendermann der Bote, Natur, Familie, Vaterland, Christentum seine Lebensmächte, sein ganzes Wesen — Realität. Der Wandsbecterbote veraltet nicht, und was er singt und sagt, packt das Herz und Gewissen. Es sollten mehr Deutsche darauf hören. Wer diesen Schatz noch nicht besitzt, kann ihn billig erwerben und sollte das nicht unterlassen.

Erklinge zum Schluß — ist es auch bekannt — noch das Abendlied, das Herder in seine „Stimmen der Völker in Liedern" aufgenommen und das wie leises Vespergeläut aus der Heimat herüberhallt:

„Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar.

Wie ist die Welt so stille,
Und in der Dämm'rung Hülle
So traulich und so hold!
Als eine stille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt.

Seht ihr den Mond dort stehen?
Er ist nur halb zu sehen
Und ist doch rund und schön!
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil unsre Augen sie nicht sehn.

Wir stolzen Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder
Und wissen gar nicht viel.
Wir spinnen Luftgespinste
Und suchen viele Künste
Und kommen weiter von dem Ziel.

Gott, laß dein Heil uns schauen,
Auf nichts Vergänglich's trauen,
Nicht Eitelkeit uns freu'n!
Laß uns einfältig werden
Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich sein!

Wollst endlich sonder Grämen
Aus dieser Welt uns nehmen
Durch einen sanften Tod!
Und wenn du uns genommen,
Laß uns in Himmel kommen,
Du, unser Herr und unser Gott!

So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder;
Kalt ist der Abendhauch.
Verschon' uns, Gott! mit Strafen,
Und laß uns ruhig schlafen —
Und unsern kranken Nachbar auch!"

Johann Kaspar Lavater.

Dieser ist mir ein auserwählt Rüstzeug, daß er meinen Namen trage vor den Heiden und vor den Königen und vor den Kindern Israel. Und ich will ihm zeigen, wie viel er leiden muß um meines Namens willen.

Apostelg. 9. 15 u. 16.

Wie der Wandsbeckerbote im Norden, wirkte Lavater im Süden, und doch wieder ganz anders. Jener schrieb an seinen Andres: „Du hast recht; es wird heutzutage mit Empfindungen und Gefühlen ein Unfug getrieben, daß sich ein ehrlicher Kerl beinahe schämen muß, empfindsam zu sein." Lavater aber wurde vom vollen Strom der Empfindsamkeit mit fortgerissen. Claudius brauchte Zeit, um zu reifen und war lang im Unklaren über seine Bestimmung; Lavater schlug von früher Jugend an seine Richtung ein und machte sich schon als Jüngling einen Namen in der Öffentlichkeit.

Als einst ein Geistlicher in der Schule, die Lavater besuchte, nach dem Berufe spürend, den die Knaben zu ergreifen gedächten, die Frage stellte: „Wer will Pfarrer werden?" rief der Junge, das zwölfte Kind eines Arztes, lebhaft: „Ich, ich!" und blieb fortan seinem Wunsche treu. In den obern Klassen wirkten Bodmer und Breitinger anregend auf ihn. Vor einer Übungspredigt sprach er einmal zu den Studenten: „Gott lasse mich nicht von dieser Stelle weggehn, ohne daß ich einen heilsam erschütternden Eindruck auf euer Herz gemacht und zu eurer Besserung tief gewirkt habe!"

Seine Briefe aus den Jünglingsjahren offenbaren einen staunenswerten Reichtum tiefer Gedanken und erscheinen wie gemünztes Gold. Vor der Gefahr, dem Unglauben seiner Zeit zum Opfer zu fallen, bewahrte den jungen Mann, der sich mit den geistigen Bewegungen seiner Zeit auseinandersetzte, die demütige Erkenntnis seiner Sündhaftigkeit und das Bedürfnis, einen lebendigen Gott zu haben.

Ein kühnes Unternehmen machte Lavater schon frühe mit einem Schlage berühmt. Im Städtchen Grüningen waltete der Landvogt Felix Grebel, der sein Amt zu Gewalttat und Unrecht mißbrauchte, um so weniger antastbar, als er der Sohn des regierenden Bürgermeisters war. Was niemand wagte, wagte Lavater, der schon als Knabe ein empfindliches Rechtsgefühl gezeigt. Im Einverständnis mit seinem Freund Füßli schrieb er dem Landvogt einen mit J. C. L. unterzeichneten Brief, in dem er dem „Tirannen, Bösewicht, Heuchler, Ungerechtesten aller Richter und Gottesspötter" seine Frevel vorhielt und ihn mahnte: „Gib ein Zeichen des Lebens von dir! Entweder gib deinen Raub zurück oder erwarte deine Gerichte!" Als der Landvogt die ihm

bestimmte Frist von zwei Monaten ungenützt hatte verstreichen lassen, legten Lavater und sein Freund in einer Nacht jedem Ratsmitglied eine Druckschrift vors Haus, worin sie ohne Unterschrift ihre Anklage wiederholten. Aufgefordert, sich zu nennen, traten sie unerschrocken hervor; der Landvogt entzog sich seiner Strafe durch Flucht, und aus seinem Vermögen wurden die von ihm Betrogenen entschädigt. „Du braver Geistlicher, du teurer Mann!" schrieb Goethe an Lavater, „eine solche Tat gilt hundert Bücher, und wenn mir die Zeiten wieder aufleben, wollt ich mit der Welt mich wieder aussöhnen."

Lavaters Bedeutung ist überhaupt mehr in dem bezaubernden Einfluß seiner geistvollen Persönlichkeit als in seinen Schriften zu suchen. Eine Reise nach Deutschland erweiterte seinen Horizont. Nachdem er längere Zeit bei dem rationalistischen, aber gelehrten und demütigen Pfarrer Spalding zu Barth im Pommerlande geweilt, fand er in der Heimat in kindlichem Glauben an Gottes Leitung die für ihn passende Gattin, die jüngste Tochter von dreiundzwanzig Kindern des Kaufmanns und Obervogtes Schinz in Zürich, und Brautstand und Häuslichkeit wurde den beiden zu einer ununterbrochen fließenden Quelle reinen Glücks.

1769 wurde Lavater Helfer und später Pfarrer an der Waisenhauskirche, dann neben gleichgesinnten Genossen in der umfangreichen Gemeinde St. Peter. Mit Genie und Kraft ausgerüstet begann er immer mehr ins Große zu wirken. Er arbeitete unaufhörlich zum Heil der Seelen seiner Mitmenschen.

Mit hinreißender Wärme und Beredsamkeit predigte er rein und lauter das Evangelium von der Erlösung durch Christum. Jesus Christus, als Gott und als Mensch, war das höchste Ideal all seines Wollens, Wirkens und Strebens, Gott in Christo, Christus in Gott sein Eins und Alles. Deshalb fanden seine Predigten einen solchen Anklang, daß die Kirche die Hörer nicht mehr zu fassen vermochte.

Durch regsten Briefverkehr, seine vielen Schriften und weite Reisen, wirkte er in die Ferne.

Im Juni 1774 kehrte Lavater im Goethehaus in Frankfurt ein. In Briefen hatte Goethe ihn Bruder genannt. „Bischt's?" fragte Lavater. „Bin's!" antwortete Goethe. „Ich habe wieder gelernt," schrieb dieser nachher, „daß man über niemand reden soll, den man nicht gesehen. Wie ganz anders wird doch alles! In seinem Element ist er unermüdet tätig, fertig, entschlossen und eine Seele voll der herzlichsten Liebe und Unschuld. Er hat weniger Einbildungskraft, als ich mir vorstellte." Und der mephistophelisch geartete Merck in Darmstadt schrieb an Nicolai: „Kein Mensch mag wohl weniger für ihn eingenommen gewesen sein als ich. Allein wenige habe ich gesehn, die auf mich so einen erbaulichen Eindruck gemacht hätten, wie dieser außerordentlich gute Mensch. Er ist hier herumgezogen in der Wüste wie ein wandernder Methodistenprediger, von der ganzen Menge begafft und gefolgt, und zur Vollendung des Gemäldes fehlte nichts als die umgekehrte Tonne, worauf er gestanden hätte. Er ließ sich willig kreuzigen von Großen und Kleinen und bot seinen Nacken dar dem Verfolger.

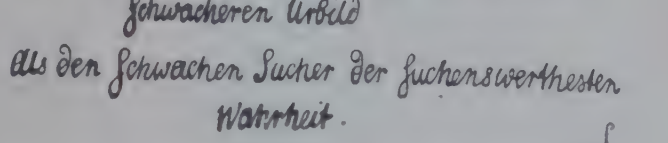
es mochte nun das Religionsgewäsch aus dem Munde eines alten Hoffräuleins, eines feisten Superintendenten oder eines witzigen jungen Dorfpfarrers sein. So neu der Mensch in allen Dingen dieser Welt, und so eingesponnen in seine kleinen Zirkel er sein mag, so hat er doch den schönsten Menschenverstand, die wunderlichsten Fakta eines Charakters zu begreifen und zu finden, daß alles menschlich ist. Er ist nichts weniger als Kopfhänger, unter Freunden munter, witzig und genießt des Lebens gern; nur als ein Mensch, der sich soviel eigne Gesichte macht, oft Träumer und abwesend in der Gesellschaft." Auf Goethes, Lavaters und Basedows Reise kommen wir später noch zu sprechen.

Ohne von seinem Glauben das Geringste zu vergeben, war Lavater doch so weitherzig, daß er sagen konnte: „Zu mir Menschen, Johann Kaspar Lavater, hat jeder Mensch freien ungehinderten Zutritt. Ich darf keinen, auch nur mit einer Miene, persönlich drücken, um deswillen, weil er nicht gleich mit mir denkt wofern er nicht ganz entscheidende Proben von boshafter Verkehrtheit und Gewalttätigkeit gibt. Vom untätigsten Quietisten bis zum werkheiligsten Pietisten, vom bilderhassenden Mystiker an bis zum sinnlichst liebenden Herrnhuter, vom Socinianer und Deisten bis zum dezidiertesten Atheisten hat Alles freien Zutritt zu mir. Was Menschengestalt und Menschencharakter hat, hat Anspruch auf meine Menschheit. Wer zu mir kommt, den darf ich nicht hinausstoßen, — ausgenommen, er kommt in der Eigenschaft eines Bruders und verwirft ganz positiv und klar die Lehre Christi" . . . „Ich mag es leiden, daß man mir alle theologische Rechtgläubigkeit abspreche," gestand er, „wenn man mir nur die biblische läßt." In seinem Tagebuch vom Jahre 1793, das von seiner Kopenhagener Reise herstammt, steht die Äußerung: „Zu sehr beschränkte, zu ängstlich orthodoxe Fromme, die jedes freie kühne Wort leiden macht, binden mir Herz und Zunge . . . Es gibt eine Art peinlicher Frömmigkeit, die ich zwar nicht kränken mag; aber sie ist meinem individuellen Personalgeschmacke, der Licht und Klarheit, Gedenkbarkeit und Geistesgenuß, Frohheit und Freiheit liebt, bestimmter Erkenntnis und deutlicher Begriffe bedarf, so zuwider, daß ich alle Geduld und christliche Liebe zusammenfassen muß, um nicht merken zu lassen, wie sehr sie mich drückt. Jene Frömmigkeit meine ich, die sich nie aus dem Zirkel gewisser Begriffe, Formen, Formeln und Redensarten herausheben, kein freies lichtvolles Wort weder sagen noch ohne Entsetzen hören darf, die jedes andern Christentum und Religion schlechterdings nach keinem andern Maßstabe als nach diesen Formeln prüft."

Seine feurige Liebe zu Gott in Christo weckte die lebhafte Sehnsucht in ihm nach Erfahrung von seiner Gegenwart und seinem Reich. Deshalb alle seine zahlreichen Versuche, zu Kenntnissen der zukünftigen Welt zu gelangen. Ob ihn Orthodoxe und Rationalisten für einen Schwärmer, für einen Geisterseher, für eitel und anmaßend oder für einen Narren hielten, das war ihm gleichgültig. Er dürstete nach Wahrheit und voller Klarheit.

„Viel Dinge gibt es zwischen Himmel und Erde,
Die eure Schulweisheit nicht träumt, Horatio."

Lavaters außerordentlich lebhafter Charakter, sein feuriges Streben nach höherm Licht und Vollkommenheit hatten in ihm die Überzeugung gereift, der wahre Christ müsse es in der Stärke des Glaubens dahin bringen, daß er wenigstens in gewissen Fällen Wunder wirken könne. „Seine Schwärmerei hatte ihren Mittelpunkt darin," bemerkt die Literaturgeschichte von Kurz, „daß er fest an ein Ineinandergreifen der überirdischen und der irdischen Welt, daß er wie Stilling an die unmittelbare persönliche Einwirkung Gottes auf die menschlichen Verhältnisse glaubte," ... als ob das etwas Besonderes und nicht eben das Normale wäre! Soll solcher Glaube Schwärmerei genannt werden, findet sich diese gottlob überall, wo man noch weiß, was beten heißt, beten im Geist und in der Wahrheit und in der Einfalt eines kindlichen Herzens, zieht solche Schwärmerei immer neu hinaus mit Missionaren und Missionsfrauen bis an die fernsten Enden der Erde, waltet still an Krankenbetten und läßt nicht ermatten im schweren, aber herrlichen Dienste der Liebe. „En France on ne prie le bon Dieu jamais," läßt Claudius seinen Herrn von Saalbader sagen und antwortet darauf: „Das müßte ja 'n hölzerner Bube sein, der seinen Vater niemals etwas zu bitten hätte." Item:



Verse, welche Lavater eigenhändig unter eines seiner Bildnisse schrieb.

„Ich habe niemanden von Zürich wiederkehren sehen," meldet Garve an seinen Freund Weiße, „der nicht von Herrn Lavater eingenommen gewesen wäre. Ein solcher allgemeiner und gleichförmiger Eindruck kann nicht ohne Wahrheit sein."

Als Goethe seinen Herzog Karl August 1779 zur Krönung ihrer Schweizerreise in Lavaters Haus geführt hatte, schrieb er in froher Stimmung: „Die Bekanntschaft mit Lavater ist für den Herzog, wie ich gehofft, Siegel und Spitze der ganzen Reise. Die Trefflichkeit dieses Menschen spricht kein Mund aus: wenn durch Abwesenheit die Idee von ihm sich verschwächt hat, wird man neu überrascht. Es ist uns allen eine wahre Brunnenkur, um einen Menschen zu sein, der in der Häuslichkeit der Liebe lebt und webt: alle Übel im Menschen, tiefe und flache, kommen in Bewegung und das ganze Eingeweide arbeitet durcheinander. Erst hier geht mir recht auf, in was für einem sittlichen Tod wir gewöhnlich zusammenleben und woher das Eintrocknen eines Herzens kommt, das in sich nie dürr und nie kalt ist. Gebe Gott, daß unter mehr großen Vorteilen auch dieser uns nach Hause begleite, daß wir unsere Seelen offen behalten und zu öffnen vermögen." ...

Und wenn Goethe später in einer dem Christentum stark entfremdeten Stimmung sich innerlich und äußerlich von Lavater lossagt, so merken wir wohl, wie schwer es ihm fiel, wie er's mit blutendem Herzen tat, als wenn er schiede von seinem bessern Ich. Um so fester wurde das Band, das den teuren Mann mit Hamann, Stilling und zahlreichen andern Freunden verknüpfte.

Dem großen Programm der französischen Republik, das in den drei Sternen Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit aufgegangen war, schlug Lavaters Herz anfangs begeistert entgegen. Er erkannte, daß die alten Zustände ein Aas geworden, über dem sich die Adler sammelten. Als aber Brand und Mord und Lug und Trug die edle Sache der Befreiung schändeten, da rief er mit Prophetensprache: „O Frankreich, Frankreich! Beispiel ohne Beispiel! Willst du uns nicht warnen, uns nicht lehren, zu welcher Unmenschlichkeit eine Nation herabsinkt, die auf dem höchsten Gipfel der Aufklärung zu stehen glaubt, wenn sie mit Eid, Gewissen und Religion ein unsinniges Spiel treibt? O Frankreich, Frankreich, verjage nur alle deine Priester! Zerstöre nur alle deine Tempel! Verwandle deine christlichen Feiertage in Schauspiele und deine heiligen Altäre in Altäre der Freiheit! Ratschlage, ob man das Wort Vorsehung noch dulden soll, und predige die Religion der Epikuräer: Lasset uns essen und trinken; denn morgen sterben wir! und dann laß uns sehen, was endlich aus dir werden wird! O laßt uns die Augen öffnen, dieweil wir sie noch öffnen können! Irrreligion, die Greuel zeugte, sei ein Greuel uns!"

Und als die Wirbel der Umwälzung 1798 auch die Schweiz erreichten und die Fremdlinge eindrangen, forderte Lavater als wahrhaft Weiser Ergebung und Beugung unter Gottes gewaltige Hand, behielt aber seinen eisernen Mut und scheute sich nicht, den Franzosen die Mahnung entgegenzuschleudern: „Große Nation, die ihres Gleichen nicht hat, mache dich nicht vor allen Nationen verächtlich! Laß die schreienden Ungerechtigkeiten durch edle Vergütungen verstummen! Sei keine Geißel der Nationen, keine Tyrannin der Menschheit! Sei keine Unterjocherin der Freien! keine Zertreterin Helvetiens, keine Blutsaugerin Zürichs! Sei, was du scheinen willst, Befreierin, Wohltäterin, Freundin — und dann Königin unserer Herzen! Zürich, im ersten Jahre der Sklaverei."

Ja die Krone des Märtyrers sollte ihm werden. Mit frommer Ergebung ließ er eine ungerechte Verbannung über sich ergehn. Wieder heimgekehrt, erlebte er den Kampf der Franzosen und Russen am 25. und 26. September 1799 vor Zürich. Es war in der Gasse vor Lavaters Haus. Noch stund der Edle Bedrängten bei. Ein welscher Grenadier erhielt Wein von ihm, ging dankend hinweg, wandte sich um und schoß ihm eine Kugel in die Brust. Noch bis am 2. Januar 1801, fünfzehn Monate, lebte Lavater, noch einigemal konnte er die Kanzel besteigen. Heldenmütig ertrug er sein Leiden. Seinem Mörder verzieh er. „Ja — ich will meinen Mörder in allen Himmeln und in allen Hollen aufsuchen und ihm für diese Leiden danken!" sagte er. Das letzte, was er selber noch niedergeschrieben, ist ein Gedicht zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, worin es heißt:

„Reich Gottes, Sehnsucht aller Frommen,
Wirst du mit dem Jahrhundert kommen?
O fleht: Es komm, wer flehen kann!
Ihm weiche Laster, Wahn und Leiden!
Es kommt mit grenzenlosen Freuden;
Macht ihm durch fromme Demut Bahn!"

Der Leser halte es uns zu gut, wenn wir Lavaters Bild im Spiegel seiner eigenen und der Aussprüche anderer so bestimmt umrissen hervortreten ließen, als der Rahmen unsres Buches es uns erlaubte. Er wird an gar vielen Orten verständnislos beurteilt.

Selbstporträt Lavaters.

Über Lavaters Schriften nur ein kurzes Wort. Wäre es ganz und gar zutreffend, was der junge Goethe sagt, daß ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz den Dichter mache, dann zählte Lavater unter die Größten auf dem Parnaß. An Empfindung war er so reich, daß ihre Schwingen ihn oft über alle Schranken wegrissen. Sein Leben war Liebe. An überströmender Beredsamkeit fehlte es ihm nicht. Ja Hegner meint — eine Predigt in Hexametern zu improvisieren, wäre ihm ein Leichtes gewesen. Aber ihm fehlte die Gestaltungskraft. Darum war neben der Bibel Klopstocks Messias das einzige Buch, das er nie müde wurde zu lesen. Sein merkwürdiges Epos: „Jesus Messias oder die Zukunft des Herrn," eine poetische Umschreibung der Offenbarung Johannis in Hexametern mit eingelegten dithyrambisch begeisterten Hymnen fand selbst Goethes Beifall. Das folgende Epos: „Jesus Messias oder die Evangelien und Apostelgeschichte in Gesängen" sollte „historischer, planer, vollständiger, wahrer, weniger kunstvoll und weniger neuchristlich" als Klopstocks Messias, dafür mehr altisraelitisch sein. Er will erbaulich, nicht vorherrschend ästhetisch wirken, läßt im Leben Jesu keinen Zug bei Seite, selbst die Geschlechtsregister nicht, und Klopstock ersuchte er um Darlegung der

Gründe, warum er in der Leidensgeschichte die Verleugnung Petri übergangen habe. Das ansprechendste von Lavaters Epen ist „Joseph von Arimathia", das in reimlosen fünffüßigen Jamben die Grablegung Jesu schildert. Sogar ein religiöses Drama fehlt nicht: „Abraham und Isaak". ‚Das Stück wird gute weite Wirkung tun," schrieb Goethe dem Verfasser, ‚will auch einen Wurzruch dreindampfen hie und da meines Fäßleins.' Gleich Lavaters übrigen Dichtungen verlieren sich auch von seinen zweihundert geistlichen Liedern die meisten in zu breite Redseligkeit. Sieben der besten wurden ins schweizerische Kirchengesangbuch aufgenommen, so

„Fortgekämpft und fortgerungen,
Bis zum Lichte durchgedrungen,
Muß es, bange Seele, sein" ꝛc.

Patriotisch wirkten die schon 1766 erschienenden durch Gleim beeinflußten „Schweizerlieder".

Aber weitaus am meisten Aufsehen von Lavaters Schriften machten seiner Zeit die „Physiognomischen Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe." (1778.)

„Es ist keine Rose einer Rose, kein Ei einem Ei, kein Aal einem Aale, kein Löwe einem Löwen, kein Adler einem Adler, kein Mensch einem andern Menschen vollkommen ähnlich," lesen wir da.

„Es ist dies (damit wir nun bei dem Menschen stille stehn) der erste, tiefste, sicherste, unzerstörbarste Grundstein der Physiognomik, daß bei aller Analogie und Gleichförmigkeit der unzähligen menschlichen Gestalten nicht zwo gefunden werden können, die, neben einander gestellt und genau verglichen, nicht merkbar verschieden wären.

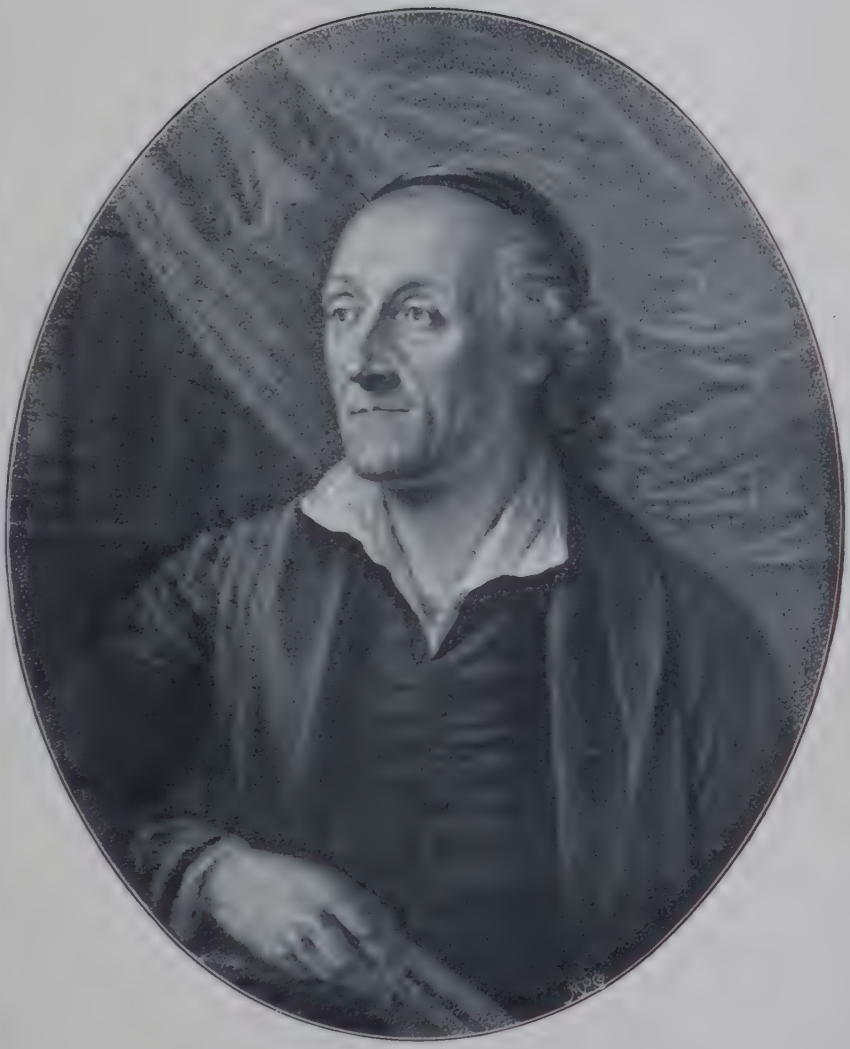
Nicht weniger unwidersprechlich ist's, daß eben so wenig zween vollkommen ähnliche Gemütscharakter, als zwei vollkommen ähnliche Gesichter zu finden sind.

Mehr sollte man nicht wissen dürfen, als dies — um es als eine keines weiteren Beweises bedürfende Wahrheit anzunehmen —, ‚daß diese äußere Verschiedenheit des Gesichtes und der Gestalt mit der innern Verschiedenheit des Geistes und des Herzens in einem gewissen Verhältnisse, einer natürlichen Analogie stehen müsse." Was? die innere zugestandene Verschiedenheit des Gemüts aller Menschen, diese — sollte von der, abermals zugestandnen, Verschiedenheit aller menschlichen Gesichter und Gestalten, diese von jener kein Grund sein?

Nicht von innen heraus soll der Geist auf den Körper, nicht von außen herein soll der Körper auf den Geist wirken?

Zorn schwillt zwar die Muskeln auf, aber aufgeschwollene Muskeln und ein zorniges Gemüte sollen nicht als Wirkung und Ursache angesehen werden dürfen?

Feuer, schnelle blitzähnliche Bewegung des Auges — und ein durchdringender Verstand und schneller Witz sollen zwar hundertmal beisammen gefunden werden, aber keine Beziehung auf einander haben? Sollen zufälliger Weise zusammentreffen? Zufall — soll's sein, nicht natürlicher Einfluß, nicht unmittelbar wechselseitige Wirkung, wenn gerad in dem Augenblicke, da der Verstand tiefblickend



Johann Kaspar Lavater.

Johann Kaspar Lavater.
(Nach dem Gemälde von Oelenhainz, gestochen von C. H. Pfeiffer.)

der Witz am geschäftigsten ist, das Feuer, die Bewegung oder Stellung der Augen ebenfalls sich am merklichsten verändert?

Ein offnes, heiteres, uns gleichsam entgegenkommendes Auge, und ein offnes, heiteres, uns entgegenwallendes Herz sollen sich bei tausend Menschen zufälliger Weise beisammen finden, und keins des andern Wirkung und Ursache sein?

In allem soll die Natur nach Weisheit und Ordnung handeln, allenthalben sollen sich Ursachen und Wirkungen entsprechen, allenthalben soll man nichts sicherer wahrnehmen, als dies unaufhörliche Verhältnis von Wirkungen und Ursachen — und in dem schönsten, edelsten, was die Natur hervorgebracht hat soll sie willkürlich, ohne Ordnung, ohne Gesetze handeln? Da, im menschlichen Angesicht, diesem Spiegel der Gottheit, dem herrlichsten aller ihrer uns bekannten Werke, — da soll nicht Wirkung und Ursache, da nicht Verhältnis zwischen dem Aeußern und Innern, zwischen Sichtbarem und Unsichtbarem, zwischen Ursach und Wirkung statt haben?"

„In jedem Gesicht liegt der ganze Charakter des Menschen, so wie in jedem, dem geringsten Werke Gottes, Charakter der Gottheit liegt. Gott kann nichts schaffen, das nicht göttlich sei. Ein wahrhaft Weiser, als Weiser, spricht keine Silbe der Torheit aus, setzt kein Komma ohne Absicht. — Sich also an einem Teile des menschlichen Gesichtes durch Verachtung versündigen, heißt: sich am Ganzen versündigen. Der das Auge gestaltet hat zum Sehen, derselbe hat auch das Ohr gepflanzet zu hören. Und er hat nicht zusammengeflickt. O wie kann ich's oft und laut und tief eindringend genug sagen: Gott und die Natur flicken nicht zusammen."

Hören wir, was er im Detail z. B. über die Nase philosophiert: „Es ist, glaube ich, schon irgendwo gesagt: Ich halte die Nase für die Widerlage des Gehirns. Wer die Lehre der gotischen Gewölbe halbwegs einsieht, wird das Gleichniswort Widerlage verstehen. Denn auf ihr scheint eigentlich alle die Kraft des Stirngewölbes zu ruhen, das sonst in Mund und Wange zusammenstürzen würde.

Eine schöne Nase wird nie an einem schlechten Gesichte sein. Man kann ein häßliches Gesicht haben und zierliche Augen. Aber nicht eine schöne Nase und ein häßliches Gesicht. Auch finde ich tausend schöne Augen gegen eine einzige schöne Nase. Und wo ich sie fand, immer vortreffliche, immer ganz außerordentliche Charaktere.

Ich habe noch nie eine Nase mit einem breiten Rücken gesehen, er mochte nun gebogen oder gerade sein, — als an ganz außerordentlichen Menschen. Man kann auch zehntausend lebende Gesichter, und tausend Porträte merkwürdiger Menschen durchgehn, ehe man eine einzige solche findet.

Die tartarischen Völker haben durchgehends platte eingebogene Nasen, die afrikanischen Schwarzen Stumpfnasen, die Juden größtenteils Habichtsnasen; die Engländer haben selten spitze Nasen, mehrenteils knorpelicht. Die Holländer haben, aus Porträten zu schließen, selten schöne und sehr bedeutende Nasen. — Große und bedeutende Nasen haben die Italiener; die großen Franzosen haben,

meines Ermessens, den Charakter ihrer Größe am meisten in den Nasen. Man sehe z. B. die Porträtsammlungen von Perault und Morin.

Kleine Nasenlöcher bedeute ein sicheres Zeichen ununternehmender Furchtsamkeit. Sichtbar atmende, offene Nasenflügel ein sicheres Zeichen feiner Empfindung die leicht in Sinnlichkeit und Wollust ausarten kann."

Daß viel Wahres in den Gedanken der Physiognomik empfindet jeder. Oder sollte man umsonst von „Verbrecherköpfen" reden? Lavater selber besaß eine beinah unheimliche Gabe der Menschenkenntnis, und sein Werk bleibt eine Fundgrube feiner psychologischer Beobachtungen und liefert einen nicht unwichtigen Beitrag zur Kenntnis des Zeitalters und seiner bedeutenden Männer.

Daß es aber mit seinen Hyperbeln, seinem Sturm- und Drangstil auch einen Schwarm von Spöttern hinter sich her zog, ist unschwer zu begreifen. Das Schärfste lieferte Lichtenberg in Göttingen in seinem Fragment von Schwänzen: „Der du mit menschlichem warmen Herzen die ganze Natur umfängst, mit andächtigem Staunen dich in jedes ihrer Werke hinfühlst, lieber Leser teurer Seelenfreund, betrachte diesen Hundeschwanz und bekenne ob Alexander, wenn er einen Schwanz hätte tragen wollen, sich eines solchen hätte schämen dürfen" u. s. w.

Johann Heinrich Jung Stilling.

„Dem Büchlein dein bin ich so hold,"
Sang Stolberg vor 'gar langer Zeit.
Auch mich hat früh das reine Gold
Aus diesem klaren Bach erfreut.
Wie, hohen Patriarchen gleich,
Der Eberhard sein Haus regiert
Und wie sein Dortchen, fromm und weich,
Der treue Wilhelm heimgeführt. . . .

Max von Schenkendorf.

Das hier so anmutig besungene Büchlein ist Johann Heinrich Jungs, genannt Stillings Jugend, das kein Geringerer als Goethe zum Druck beförderte und dem später, wie am Halm die Abschnitte, Stillings Jünglingsjahre, Wanderschaft, häusliches Leben u. s. w. nachfolgten. Viele wurden dem Büchlein hold wie dann überhaupt dem ganzen Buch, und wer's heute zur Hand nimmt, dem ergeht es nicht anders. Er wird es nicht los. Es gehört zu den Werken, die aufrecht stehen am Strom der Zeit, Bäume, gepflanzt an Wasserbächen, grünend, blühend und Früchte tragend. „Ich halte dafür," urteilt Adolf Bartels von „Stillings Jugend" und dem „Anton Reiser" des Karl Phil. Moritz „daß es überhaupt dauernde Werke sind, mag sie nun die eine Zeit mehr, die andere weniger lesen. Es steckt ein so großes Stück ewig interessanten deutschen Lebens in ihnen, wir

haben es in beiden Werken mit so charakteristischen Entwicklungen deutscher Jugend zu tun, daß ich nicht wüßte, wie man den unmittelbaren Eindruck, den diese Bücher machen, durch etwas anderes ersetzen sollte."

Stillings Geschichte schildert lauter leis idealisierte Wahrheit und steckt voll ungesuchter Poesie. Wie milder Sonnenschein flimmert sie über der prächtig wenn auch etwas stark sentimentalisch geschilderten Landschaft, und mit der alten deutschen Liebe zu Berg und Tal und Feld und Wald ist auch ein historisches, ein romantisches Gefühl wieder erwacht: durch die Trümmer zerfallener Schlösser huschen die Schatten alter Rittergeschichten. Aus dem Dunkel oder Mißachtung wagen sie sich keck hervor, so auch alte Volkslieder. Und dann die prächtigen Menschentypen, der herrliche Großvater Eberhard, der Kohlenbrenner mit seiner gediegenen Erzieherweisheit; seine wackere Gattin; ihr strenger Sohn Wilhelm, Jung Stillings Vater, der Schneider, und sein zartes hinwelkendes Dortchen; dazu eine Menge anderer Individuen, der Pfarrer Stollbein, der zuletzt unsern Abscheu in aufrichtige Achtung verwandelt, Originale aller Sorten, Leute, die den Stein der Weisen suchen, ein Falschmünzer, die Stillen im Lande. Dazu rührende Situationen und überraschende Menschenschicksale, viel Irrung und Wirrung, Leid und Weh, heimliche Liebe sogar, die zum Wahnsinn führt, aber auch viel Glauben und Gottvertrauen, Gaben und Aufgaben, ja Zeichen und Wunder, und — Gott führet es herrlich hinaus. Es ist denn doch immer wieder interessant, wie aus dem Schneider ein Schulmeister und wieder ein Schneider und ein Schulmeister, aus dem Präzeptor und Kaufmann ein Student der Medizin ohne Kapital, ein Arzt und gesuchter Augenoperateur, endlich ein Professor der Staatswissenschaft, Hofrat, Schriftsteller und Seelsorger wird. Stillings ganze Lebensgeschichte ist eine Geschichte göttlicher Führung und Fügung.

Titel der ersten Ausgabe der von Goethe ohne Wissen Jung Stillings herausgegebenen Jugendgeschichte desselben (1777).

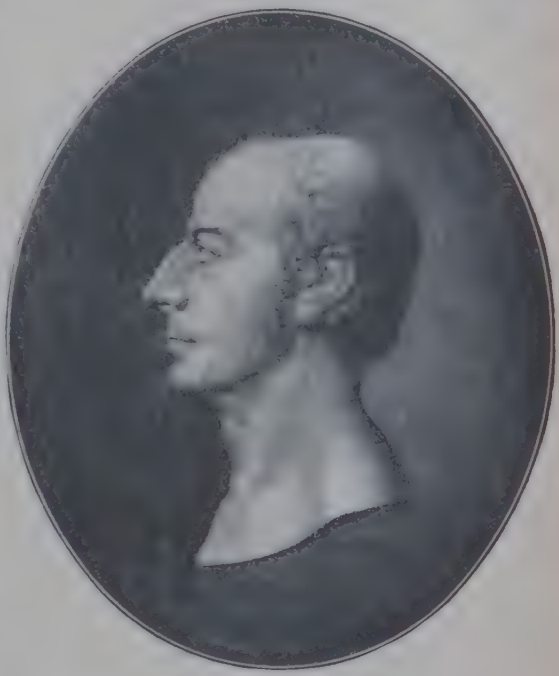
„Gott- und Christusähnlichkeit", sagt er, „ist das strahlende Ziel, das wie Morgenglanz dem Sterblichen von Jugend auf entgegenglänzt; allein wo ist der Knabe, der Jüngling, der Mann, bei dem Religion und Vernunft so viel Übergewicht über die Sinnlichkeit haben, daß er nicht sein Leben hindurch im Genuß verträumt und seiner Bestimmung jenes erhabenen Zieles vergißt? Deswegen ist es ein unschätzbares Glück, wenn ein Mensch von Jugend auf zum völligen Vertrauen auf Gott angewiesen und er dann auch von der Vorsehung in die Lage gesetzt wird, dieses Vertrauen üben zu müssen; dadurch wird seine Seele geschmeidig, demütig, gelassen, duldend, ohne Unterlaß wirksam; sie kämpft durch Leiden und Meiden und überwindet alles; kein Feind kann ihr wesentlich schaden; denn er streitet gegen ihn mit den Waffen der Liebe; diesen aber widersteht niemand; ja sogar die Gottheit kann durch Liebe überwunden werden. Das war Stillings Fall."

Johann Heinrich Jung Stilling.
(Nach einer Zeichnung von J. Hundlach, gestochen von S. Haller.)

Einzelne Gedanken und Motive, die in seiner Lebensgeschichte auftauchen, arbeitete Stilling zu weiteren ganzen Büchern aus: Heimweh, Szenen aus dem Geisterreiche, Florentin von Fahlendorn, Theobald oder die Schwärmer, jetzt vergessen; ja eine Theorie der Geisterkunde gab er heraus, und die Jahre der napoleonischen Kriegsstürme hindurch ward er nicht müde, dem flachen Vernunftglauben und Vernunft-

unglauben entgegenzuwirken durch sein erbaulich seelsorgerliches Blatt „Der graue Mann". Aber auch den unechten Pietisten redete er mitunter scharf ins Gewissen. „Es ist zu beklagen, daß diese sonst wahrhaft gute Menschenklasse die große Lehre Jesu, den sie doch sonst so hoch verehren: Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet, so wenig beobachten: alle ihre Vorzüge werden dadurch vernichtet und ihr Urteil an jenem Tage wird, so wie das Urteil der Pharisäer, sehr schwer sein; ich nehme hier feierlich die Edlen und Rechtschaffenen, dies Salz der Erde, unter ihnen aus: sie verdienen Ehrfurcht, Liebe und Schonung, und mein Ende sei wie ihr Ende!"

Weite Ausflüge zu Staroperationen führten den Mann mit zahlreichen Menschen zusammen. Viel Erquikkung und Freude fand er namentlich auf seinen Schweizerreisen. Er nennt die Schweiz ein gelobtes Land. Innige Zuneigung verknüpfte ihn mit der Brüdergemeinde.



Johann Heinrich Jung Stilling.
(Nach Darnecker gestochen von d. Keßler.)

Doch wir brechen ab und es sei bloß noch angeführt, daß Stilling, eigentlich Johann Heinrich Jung, aus Grund im Nassauischen stammte, 1771 mit Goethe in Straßburg studierte, in Elberfeld als Arzt praktizierte, 1778 Professor an der Kameralschule in Kaiserslautern wurde, 1785 in Heidelberg, 1787 in Marburg und 1803 wieder in Heidelberg, daß er dreimal verheiratet war und 1817 als Geheimer Hofrat in Karlsruhe starb.

„Selig sind, die das Heimweh haben; denn sie sollen nach Hause kommen," lautet Stillings bekanntestes Wort.

„Dein ganzes langes Leben stand
Verklärt auf deinem Angesicht,
Wie Botschaft aus dem Vaterland,
Ein Widerschein vom ew'gen Licht.
Du Biedermann von alter Art,
Du Gotteszeuge, Christushelb,
Der treu sein Stillingsherz bewahrt
Am Hof und in der losen Welt!"

so hatte Max von Schenkendorf an seinem Geburtstag 1814 ihm zugesungen und 1816 an seinem letzten:

„O du, von reinen Himmelsblüten
Von ew'gen Kränzen schon umlaubt,
Dem sechsundsiebzig Sonnen glühten
Du teures, vielgeprüftes Haupt,

Du darfst noch lange dich nicht neigen
Den Ahren gleich von Segen schwer
Musst vielen noch die Wege zeigen
Zum Throne Gottes stark und hehr."

Auch das Brünnlein gläubig evangelischer Kirchenliederdichtung versiegte nicht völlig zur Zeit der Teurung. Neben Gellert, Klopstock, Cramer, Claudius, Lavater leben mit einzelnen Liedern aus dieser Periode in unsern Gesangbüchern fort:

Balthasar Münter, geboren in Lübeck, deutscher Prediger in Kopenhagen, † 1793. „Du Vater deiner Menschenkinder."

Christoph Christian Sturm, Hauptprediger in Hamburg, † 1786. „Hallelujah! Jesus lebet."

Ehrenfried Liebich, Pfarrer in Erdmannsdorf, der Bearbeiter der Hirschbergerbibel, † 1780. „Hier ist mein Herz, mein Gott, ich geb es dir" — „Gott ist getreu" — und

Johann Hermes, † 1821, Professor und Pastor in Breslau, Verfasser von „Tugend-Romanen", unter dessen Liedern eines „Vom Vorschmack des Himmels," alle andern weit überstrahlt:

Ich hab von ferne, Herr, deinen Thron erblickt
Und hätte gerne mein Herz voraus geschickt
Und hätte gern mein müdes Leben,
Schöpfer der Geister, dir hingegeben!

Das war so prächtig, was ich im Geist gesehn.
Du bist allmächtig; drum ist dein Licht so schön.
Könnt' ich an diesen hellen Thronen
Doch schon von heut' an ewig wohnen!

Nur bin ich sündig, der Erde noch geneigt.
Das hat mir bündig dein heil'ger Geist gezeigt.
Ich bin noch nicht genug gereinigt,
Noch nicht ganz innig mit dir vereinigt.

Doch bin ich fröhlich, daß mich kein Bann erschreckt.
Ich bin schon selig, seitdem ich das entdeckt.
Ich will mich noch im Leiden üben
Und dich zeitlebens inbrünstig lieben!

Ich bin zufrieden, daß ich die Stadt gesehn,
Und ohn' Ermüden will ich ihr näher gehn
Und ihre hellen goldnen Gassen
Lebenslang nicht aus den Augen lassen!

Johann Wolfgang Goethe.

Charakterbild.

Hier hilft nun weiter kein Bemühn:
Sind es Rosen, werdens blühn!

Goethe.

Ich wollte ihn schildern, aber es würde zu weitläufig werden; denn es läßt sich gar viel von ihm sagen. Er ist, mit einem Worte, ein sehr merkwürdiger Mensch.

Kestner.

Goethe ist eine Welt eine ganze Welt voller Mannigfaltigkeit. Jugend und Alter, Natur und Kunst, deutsches Leben und Renaissance, Gehalt und Gestalt, ernste Weisheit und tolle Laune, wissenschaftliche Beobachterstrenge und heiter gaukelnde Phantasie, tätige Tüchtigkeit und epikureischer Lebensgenuß, ein tiefer Blick in das Christentum und wiederum ein dezidierter Widerwille dagegen, — das alles ist in seinem Leben und Wirken zu einem Kreise zusammengeschlossen, zu einem großen Bilde vereint. Bei aller künstlerischen Abtönung fehlt's ihm auch an innerem Bruch und Widerspruch nicht.

„Wie nimmt ein leidenschaftlich Stammeln
Geschrieben sich so seltsam aus!
Nun soll ich gar von Haus zu Haus
Die losen Blätter alle sammeln.

Was eine lange weite Strecke
Im Leben von einander stand,
Das kommt nun unter einer Decke
Dem guten Leser in die Hand.

Doch schäme dich nicht der Gebrechen,
Vollende schnell das kleine Buch;
Die Welt ist voller Widerspruch
Und sollte sich's nicht widersprechen?"

So lesen wir am Eingang zu seinen Gedichten.

Goethe ist der geborene Dichter, eine durchaus ästhetische Natur, und so will er verstanden sein. Den „Statthalter des poetischen Geistes auf Erden" hat ihn, etwas überschwenglich, August Wilhelm Schlegel genannt. So oft er auch vom Felde der Poesie hinausschweifte in die Nachbargebiete der bildenden Kunst, des Zeichnens und Malens, der Mineralogie, der Pflanzenkunde, der Anatomie, ja der Knochenlehre, und wieder der Geschichte der Philosophie, der Kritik und der staatsmännischen Tätigkeit, — immer schritt ihm leise die Muse nach, oft mit Trauer im Blick bei seinen zeitraubenden Abschweifungen, mahnend und lockend, und immer wieder zog es ihn zu ihr zurück. Seine Göttin blieb die Künstlerphantasie.

„Welcher Unsterblichen
Soll der höchste Preis sein?
Mit niemand streit' ich,
Aber ich geb' ihn
Der ewig beweglichen,
Immer neuen,
Seltsamen Tochter Jovis,
Seinem Schoßkinde,
Der Phantasie.

Denn ihr hat er
Alle Launen,
Die er sonst nur allein
Sich vorbehält,
Zugestanden
Und hat seine Freude
An der Törin.

Sie mag rosenbekränzt,
Mit dem Lilienstengel
Blumentäler betreten,
Sommervögeln gebieten
Und leichtnährenden Tau
Mit Bienenlippen
Von Blüten saugen;

Oder sie mag
Mit fliegendem Haar
Und düsterm Blicke
Im Winde sausen
Um Felsenwände
Und tausendfarbig,
Wie Morgen und Abend,
Immer wechselnd,
Wie Mondesblicke
Den Sterblichen scheinen...

Begegnet ihr lieblich,
Wie einer Geliebten!
Laßt ihr die Würde
Der Frauen im Haus!

Und daß die alte
Schwiegermutter Weisheit
Das zarte Seelchen
Ja nicht beleid'ge!

Doch kenn' ich ihre Schwester,
Die ältere, gesetztere,
Meine stille Freundin:
O, daß die erst
Mit dem Lichte des Lebens
Sich von mir wende,
Die edle Treiberin,
Trösterin, Hoffnung!"

Wonach auch Große sich ohnmächtig sehnten, wonach Schiller in titanischem Streben rang — Goethe hatten gute Genien es in die Wiege gelegt. Was manche Stürmer und Dränger zu besitzen meinten, — er besaß es wirklich, aber im Sinne seines Sprüchleins:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen!"

Was Anreger wie Lessing und Herder gefordert oder auch mühsam mit eigenen Exempeln illustriert, — sein Genius führte es nach sichern, ihm angeborenen Gesetzen aus.

„Auf einmal schien die Sonne durchzudringen
Im Nebel ließ sich eine Klarheit sehn.
Hier sank er leise, sich hinabzuschwingen;
Hier teilt' er steigend sich um Wald und Höhn.
Wie hofft' ich ihr den ersten Gruß zu bringen!
Sie hofft' ich nach der Trübe doppelt schön.
Der luft'ge Kampf war lange nicht vollendet,
Ein Glanz umgab mich, und ich stand geblendet.

Bald machte mich, die Augen aufzuschlagen,
Ein innrer Trieb des Herzens wieder kühn,
Ich konnt' es nur mit schnellen Blicken wagen,
Denn alles schien zu brennen und zu glühn.
Da schwebte, mit den Wolken hergetragen,
Ein göttlich Weib vor meinen Augen hin,
Kein schöner Bild sah ich in meinem Leben;
Sie sah mich an und blieb verweilend schweben.

Kennst du mich nicht? sprach sie mit einem Munde,
Dem aller Lieb' und Treue Ton entfloß,
Erkennst du mich, die ich in manche Wunde
Des Lebens dir den reinsten Balsam goß?
Du kennst mich wohl, an die zu ew'gem Bunde
Dein strebend Herz sich fest und fester schloß.
Sah ich dich nicht mit heißen Herzenstränen
Als Knabe schon nach mir dich eifrig sehnen?

Da reckte sie die Hand aus in die Streifen
Der leichten Wolken und des Dufts umher,
Wie sie ihn faßte, ließ er sich ergreifen,
Er ließ sich ziehn, es war kein Nebel mehr.
Mein Auge konnt' im Tale wieder schweifen,
Gen Himmel blickt' ich, er war hell und hehr.
Nur sah ich sie den reinsten Schleier halten,
Er floß um sie und schwoll in tausend Falten.

Ich kenne dich, ich kenne deine Schwächen,
Ich weiß, was Gutes in dir lebt und glimmt
— So sagte sie, ich hör' sie ewig sprechen, —
Empfange hier, was ich dir lang' bestimmt!
Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
Der dies Geschenk mit stiller Seele nimmt:
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.

Und wenn es dir und deinen Freunden schwüle
Am Mittag wird, so wirf ihn in die Luft!
Sogleich umsäuselt Abendwindesfühle,
Umhaucht euch Blumen-Würzgeruch und Duft.
Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft,
Besänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich, und die Nacht wird helle.

So kommt denn, Freunde, wenn auf euren Wegen
Des Lebens Bürde schwer und schwerer drückt,
Wenn eure Bahn ein frischerneuter Segen
Mit Blumen ziert, mit goldnen Früchten schmückt,
Wir gehn vereint dem nächsten Tag entgegen!
So leben wir, so wandeln wir beglückt.
Und dann auch soll, wenn Enkel um uns trauern,
Zu ihrer Lust noch unsre Liebe dauern."

(Aus der Zueignung.)

Goethe ist ein Abbild der Welt. Als der Dichter sich anschickte mit den Brüdern Stolberg in die Schweiz zu reisen sagte Wieck zu ihm: „Daß du mit diesen Burschen zieht ist ein dummer Streich. Deine Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben: die andern suchen das sogenannte Poetische zu verwirklichen und das gibt nichts wie dummes Zeug." Wirklichkeit zu geben blieb Goethes Bedürfnis. Wirklichkeit der Innen- und Außenwelt. Nach seinem eigenen Worte „die Poesie zu kommandieren" wollte ihm nie recht gelingen, und wo er's versuchte, wurde nichts Rechtes, blieb alles Fragment oder Experiment. Was er bieten sollte mußte er erlebt haben. Vielfältig schon ist es ausgesprochen worden: Ein „Bruchstück einer großen Konfession" wurde jedes seiner Werke „Gelegenheitsdichtung". Aber nicht manchem wie ihm war die Gabe verliehen, das Eigenerlebnis so zu gestalten daß die andern darin sich wiederfanden, daß das Einzelne typische Bedeutung erhielt.

„Homer, Shakespeare Goethe, bei jedem der Namen denken wir an gesund blühende Kraft. Ein einseitiges Gestalten mit noch so glänzender Begabung kann auf Kosten der andern Seelenkräfte, der Harmonie des Geistes, also der Gesundheit gehen; aber das treffen wir ja bei Goethe nicht. Sondern ein gesetzmäßiges Runden aus dem Vollen ins Ganze sehen wir bei ihm, ein natürliches Wachsenlassen schier ohne Treibhaus und ohne Spalier, daß die Form der freie Ausdruck der innen waltenden Mächte werde. Seine Seele hat gesunden Hunger und sie ernährt sich aus allem, was nur erreichbar ist: aus der gesamten Bildung der Zeit, aus dem Spielen, Forschen und Hoffen aber auch aus dem nüchternen Arbeiten der Zeit an ihren hämmernden Werktagen. Ein Dienen dem Tage mit solchem Ernst, daß es jahrelang den ganzen Mann aufzubrauchen scheint, bis plötzlich ein Neues erscheint, das zwischen all dem im Geheimen empfangen worden und gewachsen ist. Seherausblicke dazwischen in Fernen der Wissenschaft, wo die Dichterphantasie im Umriß ahnt und erschaut, was der Denker noch nicht vermuten kann. Bei allem die Ruhe, die der Gesundheit Zeichen ist, diese Goethische Ruhe. Mag sein Stoff und das eigene Ich so tief und leidenschaftlich bewegt sein, wie die Welt im Sturm, wir wissen doch: der verliert sich nicht." (Kunstwart).

„Wodurch bewegt er alle Herzen?
Wodurch besiegt er jedes Element?
Ist es der Einklang nicht, der aus dem Busen dringt
Und in sein Herz die Welt zurückeschlingt?

Wenn die Natur des Fadens ew'ge Länge,
Gleichgültig drehend, auf die Spindel zwingt,
Wenn aller Wesen unharmon'sche Menge
Verdrießlich durcheinanderklingt,
Wer teilt die fließend immer gleiche Reihe
Belebend ab, daß sie sich rhythmisch regt?
Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe,
Wo es in herrlichen Akkorden schlägt?
Wer läßt den Sturm zu Leidenschaften wüten?
Das Abendrot im ernsten Sinne glühn?
Wer schüttet alle schönen Frühlingsblüten
Auf der Geliebten Pfade hin?
Wer flicht die unbedeutend grünen Blätter
Zum Ehrenkranz Verdiensten jeder Art?
Wer sichert den Olymp, vereinet Götter?
Des Menschen Kraft, im Dichter offenbart."

Wie Paul Gerhardt in seinem Sommerlied wie Claudius in den besten seiner lyrischen Produkte, so hilft uns Goethe mit Feld und Wald, Gebirg und Tal, Bäumen und Blüten in ein vertrauliches Verhältnis treten, der Natur Sprache leihen. „Goethe schenkte der Seele der deutschen Landschaft das Wort" (Avenarius).

Lyrische Stimmung ist sein Element. Er ist der größte Lyriker und als Lyriker am größten. Aber auch Gestalten weiß er ins Leben zu rufen, mit Leben zu füllen. Gestalten aus einer idealen Welt und doch mit sichern Tritten die Erde berührend und uns anmutend wie alte Bekannte. In seiner Begabung war beides vereint, musikalische Schwingung, ein Schwelgen im Wohllaut, und realistisch plastisches Formen, alles bestimmt durch Linien und Farben, belebt durch wirksame Gegensätze, Götz und Weislingen, Karl und Georg, Elisabeth und Adelheid, Orest und Pylades, Tasso und Antonio, Faust und Mephistopheles, Faust und Wagner, Pfarrer und Apotheker, Himmel und Hölle, alle gehalten durch schönes Maß.

Goethe ist Welt — wir meinen es jetzt im biblischen Sinne — ist Welt und bleibt Welt. „Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitten". Es bleibt ein ohnmächtiges Unterfangen, aus seinen zahlreichen überraschend erfreulichen Aussprüchen über die Bibel und über das Christentum einen allzugünstigen Schluß auf sein Glauben und Hoffen herauspressen zu wollen. Das Psychische ist seine Sphäre, das Naturhafte, der Mensch mit seinem Walten und Weben, Fehlen und Fallen, Schwachheit und Stärke, Lust und Leid, Sünde, Reue und Schuld weiß er ergreifend zu schildern. „Und ihr werdet sein wie Gott und wissen, was gut und böse ist" — und er wußte es. Auch bei ihm ist der Tod der Sünde Sold.

„Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!"

Kein weltlicher Dichter trat so nah an die Schwelle des göttlichen Heiligtums und warf so tiefe Blicke hinein. Aber — über die Schwelle trat er nicht. „Ihn schreckte die Forderung."

„Was sucht ihr, mächtig und gelind,
Ihr Himmelstöne, mich am Staube?
Klingt dort umher, wo weiche Menschen sind.
Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube;
Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind,
Zu jenen Sphären wag' ich nicht zu streben,
Woher die holde Nachricht tönt ..."

Und wieder:

„Das Drüben kann mich wenig kümmern;
Schlägst du erst diese Welt zu Trümmern,
Die andre mag darnach entstehn.
Aus dieser Erde quillen meine Freuden,
Und diese Sonne scheinet meinen Leiden;
Kann ich mich erst von ihnen scheiden,
Dann mag, was will und kann, geschehn.
Davon will ich nichts weiter hören,
Ob man auch künftig haßt und liebt
Und ob es auch in jenen Sphären
Ein Oben oder Unten gibt."

Wer wollte bestreiten daß diese Faust in den Mund gelegten Worte nicht zugleich aus dem Eigensten Goethes heraustönen?

Ohne Sinnlichkeit in der guten Bedeutung des Worts, ohne sinnliche Bestimmtheit und Greifbarkeit wäre Poesie keine Poesie. Aber der müßte blind sein und blind sein wollen, der bestritte daß in Goethes Werken leider auch — mehr als nötig — Sinnlichkeit in böser Bedeutung zu finden ist, wie Belladonna im Walde, von den anakreontischen Jugendliedern hinweg durch Dramen und Romane hindurch bis in die Reisebriefe hinein, auch wo durchaus keine Notwendigkeit der Idee oder Idee der Notwendigkeit sie gefordert hätte — es ist ewig schade! Goethe ist nicht der Dichter der Jugend — nur eine Auswahl seines Besten gehört in ihre Hände. Man befolge seinen eigenen Rat:

„Eines schickt sich nicht für Alle!
Sehe jeder, was er treibe!
Sehe jeder, wo er bleibe —
Und wer steht, daß er nicht falle!"

Es ist eine allbekannte Tatsache, daß ihm die Frauengestalten besser gelangen als die der Männer. Es ist ebenso bekannt, daß er zeitlebens das Bedürfnis fühlte, in Frauenseelen Verehrung zu finden, Resonanz, durch ihre Liebe sich in Feuer setzen zu lassen. „Das Ewigweibliche zieht uns hinan." Er bezauberte und bezaubert noch. Dem jungen Goethe steht es natürlich. Aber wir müßten heucheln, um zu verhehlen, wie des Großen unwürdig es uns erscheint, wenn wir ihn immer neue Herzen bestricken und verlassen, immer neue

Bande knüpfen und lösen, ja noch den Alten in beinah unerschöpflichen Formen handeln sehen, wo denn doch ein unbefangen Gemüt der dichterischen Leidenschaft nun einmal eine andere Nahrung wünscht. Der Lebensgang des Mannes wird zeigen, daß es schließlich denn doch wie ein Verhängnis wirkte, ja sein Leben in eine Tragödie verwandelte, die nur nicht so ergreifend packt, wie jene andern, die er gedichtet. Ja, wenn wir Goethe mehrmals geradezu der guten Sitte Hohn sprechen und in einer Weise sich gehen lassen sehen, die er selber Liederlichkeit nennt, erregt es noch Staunen, wenn wir in seinen Epigrammen Ausiprüchen begegnen, die lästerlich klingen, und wenn er sich dem frommen Lavater gegenüber wiederholt als „dezidierter Nichtchrist" bezeichnet? Faustens Bekenntnis ist auch sein eigenes:

„Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen;
Die eine hält, in derber Liebeslust,
Sich an die Welt, mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen."

Einen schöneren Ausdruck hat die Sehnsucht nach oben kaum jemals gefunden, als in folgenden Versen:

„Betrachte, wie in Abendsonneglut
Die grünumgebnen Hütten schimmern!
Sie rückt und weicht, der Tag ist überlebt;
Dort eilt sie hin und fördert neues Leben.
O daß kein Flügel mich vom Boden hebt,
Ihr nach und immer nach zu streben!
Ich seh' im ewigen Abendstrahl
Die stille Welt zu meinen Füßen,
Entzündet alle Höh'n, beruhigt jedes Tal,
Den Silberbach in gold'ne Ströme fließen.
Nicht hemmte dann den göttergleichen Lauf
Der wilde Berg mit allen seinen Schluchten;
Schon tut das Meer sich mit erwärmten Buchten
Vor den erstaunten Augen auf.
Doch scheint die Göttin endlich wegzusinken;
Allein der neue Trieb erwacht;
Ich eile fort, ihr ewig Licht zu trinken,
Vor mir den Tag und hinter mir die Nacht,
Den Himmel über mir und unter mir die Wellen.
Ein schöner Traum, indessen sie entweicht.
Ach, zu des Geistes Flügeln wird so leicht
Kein körperlicher Flügel sich gesellen!
Doch ist es jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt,
Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt
Und über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimat strebt."

Aber dem Gemeinen, dem Eroiggestrigen von unten, entrann er nicht immer. Mit wunderbarer Empfänglichkeit, mit rührender Offenheit trat Goethe den Dingen und Menschen entgegen, und Notleidende hatten es zu erfahren, er war „edel, hilfreich und gut". „Der da hat," schreibt er an Kraft, „darf nicht regnen, er muß geben; aber wenn die Großen und Reichen dieser Welt Güter und Rangzeichen austeilen, so hat das Schicksal dem Elenden zum Gleichgewicht den Segen gegeben nach dem der Glückliche zu geizen nicht versteht." (Vergleiche Jung-Stilling.) Aber andererseits — welcher Unbefangene wollte bestreiten, daß eine gute Dosis von „Herrenmoral" sein Leben mitbestimmen hilft, ein Egoismus in ihm steckt, der ihn drängt, sich „auszuleben", werde was will? „Er gibt sich nicht." Erwuchsen denn nicht aus solchem Verfahren seine wahrhaft „elenden häuslichen Verhältnisse", zahlreiche Mißstimmungen und Schäden seiner Poesie?

„Bin ich der Flüchtling nicht, der Unbehauste,
Der Unmensch ohne Zweck und Ruh,
Der wie ein Wassersturz von Fels zu Felsen brauste,
Begierig wütend nach dem Abgrund zu?
Und seitwärts sie, mit kindlich dumpfen Sinnen,
Im Hüttchen auf dem kleinen Alpenfeld,
Und all ihr häusliches Beginnen
Umfangen in der kleinen Welt.
Und ich, der Gottverhaßte, hatte nicht genug,
Daß ich die Felsen faßte
Und sie zu Trümmern schlug!
Sie, ihren Frieden mußt' ich untergraben!
Du, Hölle, mußtest dieses Opfer haben!"

Kein Wunder, daß Goethe dem Spinozismus huldigte! Dieser war die Konsequenz seines Verhaltens und sein Verhalten die Konsequenz des Spinozismus: Naturnotwendigkeit auch die Sünde! Wahlverwandtschaften! Hat nun auch der genial begabte Mann dem „Menschlichen, Allzumenschlichen" seinen Tribut gezollt wir glauben genugsam angedeutet zu haben, daß wir, darüber hinwegsehend, uns einer langen Reihe seiner Musenkinder freuen wie nur irgendwer. Unser Gesamteindruck läuft mit dem parallel den der treffliche Dr. Bossie im „Lit. Echo" mit den Worten aussprach: „Meine Welt- und Lebensanschauung habe ich in ihrem tiefsten Grunde nicht aus literarischen Eindrücken gewonnen. Aufbauend ist für sie auch Goethe nicht gewesen. Wohl aber habe ich ihm für die Erkenntnis der Wahrheit, auch der positiv christlichen, und die klare und sichere Anschauung und Durchdringung der Wirklichkeit unendlich viel zu verdanken. Ich möchte glauben, daß meine Weltanschauung mir mehr der Maßstab gewesen ist, den ich an Goethe angelegt habe, als daß Goethes Welt- und Lebensanschauung mir zum Richtmaß für meine eigene Weltanschauung geworden wäre. Je fester mir diese stand desto unbefangener konnte ich die harmonische Schönheit und Menschlichkeit Goethes auf mich wirken lassen mich an ihr erfreuen Befruchtung und bleibenden Gewinn von ihr empfangen. Ich habe im Leben keinen größeren Gegensatz zum Philistertum gefunden, als Goethe.

Seine Meisterschaft erblicke ich in seinem gesunden, subjektiv durchaus wahren, idealen Realismus. Das ist im Grunde keine Weltanschauung, sondern Lebensauffassung und Lebenskunst. Darin, weltlich angesehen, ist er einzig und unvergleichlich."

Von den „zehntausend Bänden", die sich mit Goethe befassen, haben wir leider nicht alle gelesen. Wir haben uns meist an ihn selber gehalten und gedenken nun in Kürze zu zeigen, wie der Baum seines Lebens mit Blüten und Früchten in die Höhe stieg und seinen Wipfel ausbreitete. „Ich habe gestanden und ich werde stehn!"

Goethes Jugend.

(1749—1775.)

Seht den Felsenquell,
Freudehell
Wie ein Sternenblick!
Ueber Wolken
Nährten seine Jugend
Gute Geister
Zwischen Klippen im Gebüsch.

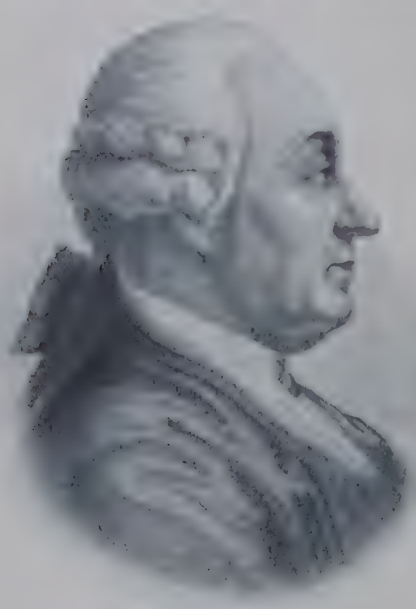
Goethe (Mahomets Gesang).

Gute Geister nährten Goethes Jugend, der am 28. August 1749 um 12 Uhr mittags in Frankfurt am Main geboren wurde. Das „Milieu" — die Gesamtheit aller Umstände, die den Charakter eines Menschen bestimmen, — war für einen werdenden Dichter beneidenswert günstig. Wir sagen das mit dem klaren Bewußtsein, daß nicht die Gesamtheit dieser äußeren Umstände, vielmehr die Begabung das Entscheidende ist. In der Ehe von Goethes Eltern reichten sich der ernste Norden und der gemütwarme Süden deutschen Landes die Hand. Des Vaters Voreltern waren Thüringen, Luthers Heimat, entstammt und Handwerker gewesen, der Urgroßvater Hufschmied, der Großvater Schneider, dann Gastwirt, der Vater hatte ein bedeutendes Vermögen ererbt, die Rechte studiert und sich den Titel eines kaiserlichen Rates erworben.

Die Mutter, Katharina Elisabeth, in den Briefen auch Frau Aja geheißen, war die Tochter des Schultheißen Textor, dessen Vorfahren den altdeutschen Namen Weber geführt hatten. Siebzehn Sommer erst zählte sie, als sie dem um volle zwanzig Jahre ältern, schon etwas eckig und pedantisch gewordenen Johann Kaspar die Hand reichte. Einfach und geistvoll, herzlich und von unerschütterlichem Vertrauen „auf den alten Familiengott", mit feiner Klugheit und gutem Humor ausgestattet, wußte sie sich über die Unebenheiten der etwas ungleichen Ehe hinwegzuhelfen.

„Ich habe die Gnade," schrieb sie einmal, „daß noch keine Menschenseele unvergnügt von mir weggegangen ist, wes Standes, Alters und Geschlechtes sie auch gewesen ist. Ich habe die Menschen sehr lieb, und das fühlt alt und jung,

gehe ohne Prätension durch die Welt, und das behagt allen Erdensohnen und Töchtern, — demoralisiere niemanden, — suche immer die gute Seite auszupaken; überlasse die schlimmen dem, der die Menschen schuf, und der es am besten versteht, die Ecken abzuschleifen, und bei dieser Methode befinde ich mich wohl, glücklich und vergnügt." Die zahlreichen Besuche vornehmer und berühmter Leute, die sich später in ihrem Hause einstellten, machten ihr große Freude. „Ich bin doch viel glücklicher, als die Frau von Rocke," schrieb sie an Friedrich von Stein. „Die Dame muß reisen um die gelehrten Männer Deutschlands zu sehen, zu mir kommen sie alle ins Haus, das ist ungleich bequemer — ja, ja wem's Gott gönnt, gibt er's im Schlafe." — „Ordnung und Ruhe sind Hauptzüge meines Charakters, daher tu ich alles gleich frisch von der Hand weg, das Unangenehmste immer zuerst, und verschlucke den Teufel (nach dem weisen Rate des Gevatters Wieland), ohne ihn erst lange zu begucken; liegt dann alles wieder in den alten Falten, ist alles Unebene wieder gleich, dann biete ich dem Trotz, der mich in gutem Humor übertreffen wollte."



Goethes Vater.

„Erfahrung macht Hoffnung" war ihre Parole.

Wie munter plaudert sie lange hindurch in Briefen mit der Herzogin Amalia von Weimar! Ein Beispiel:

„Durchlauchtigste Fürstin!

Was dem müden Wanderer ein Ruheplätzchen, dem Durstigen eine klare Quelle, und alles, was sich nun noch dahin zählen läßt, — was die armen Sterblichen stärkt und erlabt, war das gnädige Andenken unserer besten Fürstin! Du bist also noch nicht in Vergessenheit geraten, die teuerste Fürstin denkt noch an dich, fragt nach deinem Befinden. — Tausendfacher Dank sei Ihro Durchlaucht davor gebracht! Ihro Durchlaucht haben die Gnade zu fragen, was ich mache? O, beim Jupiter, so wenig als möglich! und das Wenige noch obendrauf von Herzen schlecht. — Wie ist's aber auch anders möglich! Einsam, ganz allein mir selbst überlassen. — Wenn die Quellen abgeleitet oder verstopft sind, wird der tiefste Brunnen leer — ich grabe zwar als nach frischen — aber entweder geben sie gar kein Wasser, oder sind ganz trübe, und beides ist dann freilich sehr schlimm. Die noble Allegorie konnte ich nun bis ins Unendliche fortführen —

konnte sagen, um nicht Durst zu sterben, ich jetzt mineralisch Wasser tränke, welches sonst eigentlich nur für Kranke gehört u. s. w. Gewiß viele schöne Sachen ließen sich hier noch anführen — aber der Witz, der Witz! den hab' ich immer vor Zugluft gehalten — er kühlt wohl — aber man bekommt einen steifen Hals davon. Also ohne alle den Schnickschnack! — Alle Freuden, die ich jetzt genießen will, muß ich bei Fremden, muß ich außer dem Hause suchen — denn da ist's so still und öde, wie auf dem Kirchhof. Sonst war's freilich ganz umgekehrt — doch, da in der ganzen Natur nichts an seiner Stelle ist, sondern sich in ewigem Kreislauf herumdreht — wie könnte ich mich da zur Ausnahme machen? — Nein, so absurd denkt Frau Aja nicht. Wer wird sich grämen, daß nicht immer Vollmond ist, und daß die Sonne jetzt nicht so warm macht wie im Julius? — Nur das Gegenwärtige gut gebraucht und gar nicht dran gedacht, daß es anders sein könnte; so kommt man am besten durch die Welt — und das Durchkommen ist doch (alles wohl überlegt) die Hauptsache. Ihro Durchlaucht können nun so ungefähr aus Obigem ersehen, daß Frau Aja immer noch — so ohngefähr Frau Aja ist, ihren Humor beibehält und alles tut, um bei guter Laune zu bleiben — auch das Mittel, das weiland König Saul gegen den bösen Feind so probat fand, fleißig gebraucht; und so hat's menschlichem Ansehen nach noch lange keine Not mit der guten Frau. Zumal da Herr Tabor (den Ihro Durchlaucht wenigstens dem Namen nach kennen) für unser Vergnügen so stattlich gesorgt hat. Den ganzen Winter Schauspiel! Da wird gegeigt, da wird trompetet. — Ha! den Teufel möcht' ich sehen, der Courage hätte, einen mit schwarzem Blute zu inkommodieren."

Kath. Elisabeth Goethe (Goethes Mutter).
(Nach einer Zeichnung von Hendschel.)

Und später, lange von den Beschwerden des Alters geplagt, sagte sie, ihrer Art getreu:

„Gottlob! nun bin ich wieder mit mir zufrieden und kann mich auf einige Wochen hinaus leiden. Zeither bin ich völlig unleidlich gewesen und habe mich wider den lieben Gott gewehrt, wie ein klein Kind, das nimmer weiß, was an der Zeit ist. Gestern aber konnt' ich es nicht länger mit mir ansehen; da hab' ich mich selbst recht ausgescholten und zu mir gesagt: Ei, schäme dich, alte Rätin! Hast gute Tage genug gehabt in der Welt, und den Wolfgang dazu, mußt, wenn die bösen kommen, nun auch fürlieb nehmen und kein so übel Gesicht machen! Was soll das mit dir vorstellen, daß du so ungeduldig und garstig bist, wenn der liebe Gott dir ein Kreuz auflegt? Willst du denn immer auf Rosen gehen und bist übers Ziel, bist über siebenzig Jahre hinaus! Schauens so hab' ich zu mir selbst gesagt, und gleich ist ein Nachlaß gekommen und ist besser geworden, weil ich selbst nicht mehr so garstig war."

Von solcher gesunden geistreichen Art war die Mutter, die, bei Wolfgangs Geburt erst achtzehnjährig, mit ihrem Knaben wieder zum Kinde wurde. „Ich und mein Wolfgang haben uns halt immer vertraglich zusammengehalten; das macht, weil wir beide jung und nicht gar so weit als der Wolfgang und sein Vater auseinander gewesen sind."

Nach Jahresfrist stellte sich das zweite Kind, Schwester Cornelia, ein. Zwei Knaben und zwei Mädchen wurden den Eltern durch Ruhr und Pocken in jungen Jahren wieder entrissen. Um so ängstlicher wurden die Überlebenden gehütet, gehätschelt und auch verhätschelt. Trefflich wußte die Mutter zu erzählen und — wo die Geschichte am spannendsten geworden, brach sie ab und ließ die Kleinen den Faden weiter spinnen.

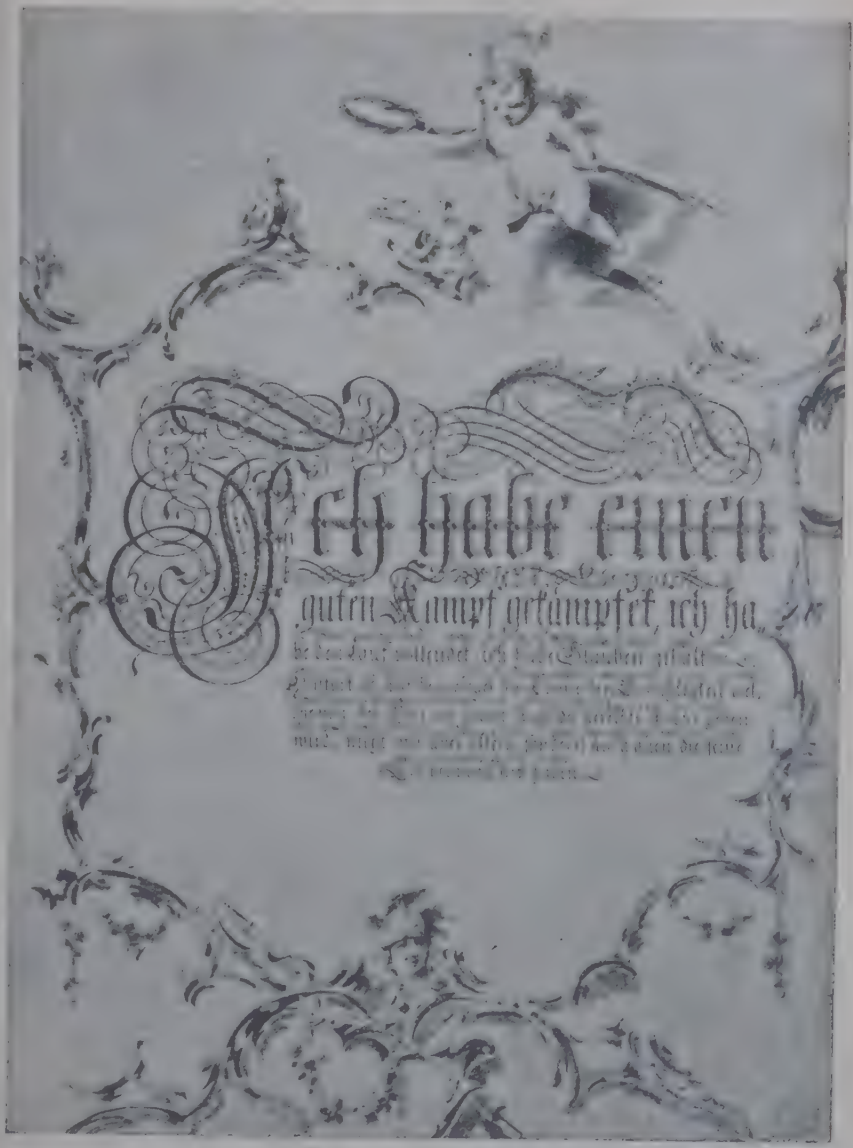
„Vom Vater hab ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabulieren."

Die Wohnung bestand ursprünglich aus zwei mit einander verbundenen alten Häusern und war mit ihren vielen Stufen, Ecken und Winkeln vortrefflich geeignet, die Kinderphantasie anzusprechen. Am liebsten weilten die Kleinen im geräumigen Hausflur, dessen Wände mit Ansichten aus Rom geschmückt waren, von des Vaters italienischer Reise herstammend und oft von ihm lehrhaft erläutert. Die Küche im Hause ging auf die Straße. An einem Sonntag Morgen, da alles in der Kirche war, geriet der kleine Wolfgang hinein und warf alles Geschirr nach einander zum Fenster hinaus, weil ihn das Rappeln freute, und die Nachbarn, die es ergötzte, ihn dazu aufmunterten.

Die Schulen waren nicht zum besten bestellt, oft 200 Kinder in einer Klasse und von der Disziplin und dem Verhalten der Lehrer ist nicht viel Löbliches zu melden.

Vater Goethe hatte Lust und Muße genug, seine Kinder selber zu unterrichten. Er war streng, forderte viel und sie litten unter seinem Bestreben, was er irgend einmal begonnen, auch zu Ende zu führen; aber es regte zur Selbsttätigkeit an. Während Wolfgang Latein studierte, trieb Cornelia daneben

Italienisch, was dem Knaben gleich mit im Gedächtnis haften blieb. In Zeit von vier Wochen machte ein reisender Sprachlehrer Vater und Kinder mit dem Englischen bekannt, und das Frankfurter Judendeutsch bildete für den Knaben die Brücke zum Hebräischen, das ihn ins Alte Testament einführte. Zur Übung



Aus Thyms Vorschriften für Johann Wolfgang Goethe.
(Nach dem Exemplar in der Hirzelschen Sammlung der Universitätsbibliothek zu Leipzig.)

in den verschiedenen Sprachen ersann sich Wolfgang einen kleinen Roman, in dem er sieben Geschwister, jedes in einem andern Idiom, einander ihre Erlebnisse mitteilen ließ. Mit dem Corpus juris sogar, dem römischen Rechtsbuch, mußte der Junge schon Bekanntschaft machen. Im Zeichnen, Tanzen, Fechten, Reiten wurde der Nachweis geübt, mit dem geringsten Erfolg in der Musik.

Wie Goethes Vater das Schöne mit dem Nützlichen zu verbinden wußte, zeigt auch die hier wiedergegebene Seite aus dem Vorschriftenbuch, das er für den Sohn im Jahre 1760 von dem Schreibmeister Thym anfertigen ließ. Die graziös hingeworfenen Einfassungen, mit verzierenden Putten und sonstigem figürlichen Schmuck von Meisterhand ausgeführt, sollten den künstlerischen Sinn des Knaben anregen, indem sie zugleich die Wirkung der Zierschrift erhöhten, damit der Schüler sie mit Lust nachzubilden nicht ermüde. Der Erfolg dieser Übungen läßt sich noch in der 1772 von dem jungen Licentiaten eigenhändig schön geschriebenen Eingabe um Zulassung zur Advokatur in seiner Vaterstadt erkennen.

In des Vaters schöner Bibliothek fehlten auch Dichter wie Haller, Hagedorn, Gellert nicht; nur die reimlosen waren ausgeschlossen, so Klopstocks Messias. Aber das Epos wurde den Kindern doch in die Hände gespielt und mit Feuereifer lasen sich Wolfgang und seine Schwester in die auch für sie neue Welt hinein. Und es bleibt immer ergötzlich, wie sich einmal der Barbier gerade angeschickt hatte, den Herrn Rat einzuseifen, und nun die Kinder im Nebenzimmer sich in die Rollen des Satan und Adramelech geteilt und eins mit gewaltigem Pathos, des Vaters Nachbarschaft vergessend, deklamierte: „O wie bin ich zermalmt!“ daß der Barbier im Schrecken sein Waser über die Kleider des alten Herrn ausgoß; und das Geheimnis nun verraten war. Von Schriften, die auf des Knaben Geist einwirkten, nennen wir namentlich noch die auf das schrecklichste Löschpapier gedruckten Volksbücher, Haimonskinder, Melusine, Magelone u. a.

Und während heute zahlreiche Dichter und Novellisten auftreten, die von der Bibel wie ein Blinder von den Farben urteilen, wurde Goethe heimisch in ihr. „Fast ihr allein,“ bekennt er, „war ich meine sittliche Bildung schuldig, und die Begebenheiten, die Lehren, die Symbole, die Gleichnisse, alles hatte sich tief bei mir eingedruckt und war auf die eine oder die andere Weise wirksam gewesen.“ Der von seinen Brüdern verkaufte Joseph war des Knaben Lieblingsfigur und lange trug er sich mit dem Plan, ihn in einem Epos zu verherrlichen. Frühe schon regte sich überhaupt sein Talent und er versuchte sich in zahlreichen Gedichten. Eines, „Poetische Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi,“ auf Anregung des Fräuleins Katharina von Klettenberg, der frommen Freundin seiner Mutter, entstanden und in einer Frankfurter Zeitschrift gedruckt, wurde mit Recht von ihm würdig erachtet, in seine Werke aufgenommen zu werden, das älteste unter allen, die erhalten geblieben.

Welcher Schwung schon und welche Plastik in den Strophen!

„Welch ungewohntes Getümmel!
Ein Jauchzen tönet durch den Himmel.
Ein großes Heer zieht herrlich fort.
Gefolgt von tausend Millionen,
Steigt Gottes Sohn von seinen Thronen
Und eilt an jenen finstern Ort.
Er eilt, umgeben von Gewittern,
Als Richter kommt Er und als Held;
Er geht und alle Sterne zittern.
Die Sonne bebt, es bebt die Welt.

Ich seh' Ihn auf dem Siegeswagen,
Von Feuerrädern fortgetragen,
Den, der für uns am Kreuze starb.
Er zeigt den Sieg auch jenen Fernen.
Weit von der Welt, weit von den Sternen.
Den Sieg, den er für uns erwarb.
Er kommt, die Hölle zu zerstören.
Die schon sein Tod darnieder schlug;
Sie soll von Ihm ihr Urteil hören:
Fort! wird erfüllet sich der Fluch.

Die Hölle sieht den Sieger kommen,
Sie fühlt sich ihre Macht genommen,
Sie bebt und scheut Sein Angesicht;
Sie kennet Seines Donners Schrecken,
Sie sucht umsonst sich zu verstecken,
Sie sucht zu fliehn und kann es nicht;
Sie eilt vergebens, sich zu retten
Und sich dem Richter zu entziehn.
Der Zorn des Herrn, gleich ehrnen Ketten,
Hält ihren Fuß, sie kann nicht fliehn....

Des Menschen Sohn steigt im Triumphe
Hinab zum schwarzen Höllensumpfe
Und zeigt dort seine Herrlichkeit.
Die Hölle kann den Glanz nicht tragen,
Sah ihren ersten Schöpfungstagen
Beherrschte sie die Dunkelheit.
Sie lag entfernt von allem Lichte,
Gefüllt von Qual im Chaos hier;
Den Strahl von Seinem Angesichte
Verwandte Gott auf stets von ihr.

Jetzt siehet sie in ihren Grenzen
Die Herrlichkeit des Sohnes glänzen,
Die fürchterliche Majestät!
Sie sieht mit Donnern Ihn umgeben,
Sie sieht, daß alle Felsen beben,
Wie Gott im Grimme vor ihr steht.
Sie sieht's, Er kommet, sie zu richten,
Sie fühlt den Schmerzen, der sie plagt,
Sie wünscht umsonst sich zu vernichten;
Auch dieser Trost bleibt ihr versagt...."

Ja wir sehen den jungen Goethe nach seiner Weise Gott in einem Zimmer einen Altar errichten und Opfer bringen. Naturprodukte sollten die Welt symbolisch vorstellen; ein darüber brennendes Feuer bedeutete das zum Schöpfer sich aufschwingende Gemüt. Aus der Naturaliensammlung suchte er sich die besten Exemplare heraus, baute sie auf einem rotlackierten, pyramidalischen Musikpulte anmutig über einander auf und stellte auf den Gipfel Räucherkerzchen in einer Porzellanschale. Nachdem die Sonne eine Zeit lang aufgegangen war, wurden diese mit einem Brennglas angezündet. „Alles gelang nach Wunsch," erzählt er, **„und die Andacht war vollkommen."**

Einen wohltuenden Wechsel brachte in das Leben der Kinder der stückweise Umbau des alten Doppelhauses (1755). So viel Unbequemlichkeiten er für die Erwachsenen mitführen mochte, so viel Angenehmes und Interessantes brachte er den Kleinen, um so mehr, als der Vater lange hartnäckig nach dem Plan verfuhr, mit seiner Familie nicht aus dem Hause zu weichen. Mit einem Maurerschurz angetan, führte Wolfgang bei der Grundsteinlegung die Kelle und viel häufiger als sonst fand er im Laufe des Sommers Gelegenheit, die Stadt

zu durchstreifen, deren Pforten Türme, Mauern, Brücken, Wälle, Gräben auf sehr unruhige Zeiten deuteten und deren Gassen und Plätze, besonders während der Messen, vom lautesten Leben durchflutet erschienen.

1755 setzten die Nachrichten vom Erdbeben in Lissabon alle Gemüter in Aufregung. Nachhaltiger wirkte im folgenden Jahr die Kunde von Friedrichs des Großen Einfall in Sachsen und all den Wechselfällen des siebenjährigen Krieges. Auch die Frankfurter waren entzweit, viele von Goethes Verwandten so der Schultheiß Textor, österreichisch gesinnt, viele andere so Goethes Vater, preußisch oder vielmehr, wie er sich ausdrückte, Fritzisch „denn was ging uns Preußen an! Es war die Persönlichkeit des großen Königs die auf alle Gemüter wirkte. Ich freute mich mit dem Vater unserer Siege schrieb sehr gern die Siegeslieder ab und fast noch lieber die Spottlieder auf die Gegenparter so platt die Reime auch sein mochten."

Zu ganz eigenen Abenteuern führte die plötzliche Besetzung Frankfurts durch die Franzosen. Dem kaiserlichen Rat mußte das Ärgste widerfahren. Der stellvertretende Generalquartiermeister François de Theas-Thorane (bei Goethe Thorane) bezog mit seinen Leuten die wohlausgeputzten Staatszimmer des Hauses am Hirschengraben „und belagerte den ohnehin sehr reizbaren Verehrer des Preußenkönigs in seinem eigenen Hause". Der „Königsleutnant", dem das Amt oblag, das Quartierwesen zu überwachen und Streitigkeiten zu schlichten erntete mit seinem Bestreben, die Last der Einquartierung bestmöglich zu erleichtern bei dem Hausherrn nur wenig Dank. Auch die den beiden Männern eigene Liebe zur Kunst stellte kein Band der Gemeinschaft her und man muß in „Dichtung und Wahrheit" selber nachlesen, welcher Gefahr sich der Vater Goethe nach der Schlacht bei Bergen aussetzte weil er seinem Unmut über den Sieg der Franzosen freien Lauf ließ. Wolfgang dagegen unterhielt sich im Mansardenzimmer frei und heiter mit den dort im Auftrag des Königsleutnants arbeitenden Malern und von den Bildern zur Geschichte Josephs sollen manche nach den Vorschlägen des Knaben ausgeführt worden sein. In einem französischen Theater, im Junghof in Frankfurt eingerichtet, wurde er vor und hinter den Coulissen heimisch und vervollkommnete sein Französisch.

Erinnerungsbilder anderer Art ließ die Kaiserkrönung Josephs II. in des Dichters Geist zurück. Ein so höchst bedeutendes Ereignis müsse man nicht unvorbereitet erwarten und etwa nur gaffend und staunend an sich vorbergehen lassen, meinte mit Recht der Vater Goethe und sprach an langen Winterabenden mit gewohnter Gründlichkeit die einschlagenden Urkunden mit dem Knaben durch. Neue vornehme Gäste drangten die Familie noch enger zusammen als früher Thorane, ein trefflicher Vorwand für Wolfgang, recht oft außer Hause zu sein. Jeder Tag bot etwas Sehenswertes. Und als endlich die großen Tage gekommen — es war im Frühling 1764 — die Bürgerschaft leistete auf dem Römerplatz den Sicherheitseid, die Fremden waren fortgewiesen, die Juden in ihre Gasse gesperrt, auf prächtig geschmückten Rossen ritten im Hermelin und mit wehenden Federn Kurfürsten und Gesandte nach dem alten Dom und riefen

Jugendbildnis Goethes.

(Eines der ältesten Bildnisse Goethes. Ca. 1765. Aus dem Nachlaß von Charitas Meixner aus Worms.)

Joseph zum Kaiser aus. Mit niegesehenem Prunk und Pomp wurde der Neuerwählte begrüßt und am 3. April feierlich mit den Reichskleinodien geschmückt: Prozession mit Baldachin vom Römer zum Dom und vom Dom über die Brücke zum Römer zurück. Symbolische Zeremonien der Erzämter auf dem freien Platz und die alten Bräuche beim gebratenen Ochsen, dem Springbrunnen mit Wein und den ausgeworfenen Münzen — da durfte allenthalben der Patriziersohn seine Sinne erlustigen; ja wie die Majestäten im Römersaal beim Mahle saßen von vierundvierzig Grafen bedient, gab ein pfälzischer Hausoffiziant dem vornehm

Goethes Geburtshaus zu Frankfurt am Main nach dem Umbau 1755.

gekleideten hübschen Knaben eine silberne Schüssel zu tragen und schmuggelte ihn damit auch hier hinein.

Und nun welches Ende! Verstört erschien am nächsten Morgen die Mutter an Wolfgangs Bett: Er solle sich auf Unangenehmes gefaßt machen, er habe sich in die schlimmsten Händel verwickelt. — Trotz aller Aufsicht hatte der Sohn des kaiserlichen Rats sich mit einer Gesellschaft loser Leute eingelassen, die sich ihm zu nähern gewußt, sein junges Talent zur Abfassung bestellter Gelegenheitsgedichte, ja zu anonymen Briefen mißbraucht, und nun war's an den Tag gekommen, daß ein junger Mann, den Goethe dem Schultheißen empfohlen, sich schlimmer Fälschungen schuldig gemacht, und der Hausfreund, Rat Schneider war mit der

Untersuchung betraut. In der zweifelhaften Gesellschaft hatte der kaum fünfzehnjährige Knabe auch ein anmutiges Mädchen kennen gelernt und war in lebhafter Zuneigung zu ihr entflammt. Arm in Arm mit ihr war er am Abend der Kaiserkrönung durch die Gassen Frankfurts geschlendert. Gretchen hatte gestanden, daß sie den jungen Verehrer als Kind betrachtet und schwesterlich behandelt, auch vor der losen Gesellschaft gewarnt habe. Trotzdem mußte sie Frankfurt verlassen, und der Knabe regte sich derart auf, daß er in eine schlimme Krankheit verfiel, von der er sich nur ganz langsam wieder erholte.

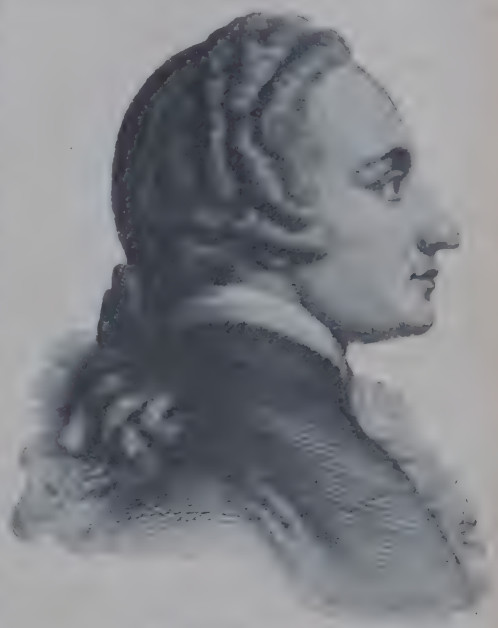
Sechzehnjährig siedelte Goethe auf sechstägiger Fahrt nach Leipzig über (Herbst 1765). Nach des Vaters Willen sollte er hier die Rechte studieren. Aber Cornelia, seine Schwester, wußte besser, wie wenig Neigung er diesen entgegenbrachte. Um so kräftiger lockten ihn Sprachen und Künste, auch die Buden auf dem Thomasplatz mit den Krapfeln. „Mein Leipzig lob ich nur, es ist ein klein Paris und bildet feine Leute" — und der junge Frankfurter wurde frischweg in die Schleife genommen, schaffte sich auch eine modische Tracht, ja liebte es bald, als Stutzer aufzutreten. Eine Weile ließ er sich von Gellert seine Aufsätze korrigieren. Mit Schlosser stattete er dem Herrn Professor Gottsched einen Besuch ab. Ergötzlich ist es nachzuleben, auf welche Weise sich die Begegnung vollzog, die den Vertreter der überlebten Opitzschen Richtung und den Herold einer neuen Zeit deutscher Poesie einander persönlich gegenüber stellte. Gottsched erschien im grundamasteinen Schlafrock, „das ungeheure Haupt kahl und ohne Bedeckung. Der Bediente sprang mit einer großen Allongeperücke auf der Hand herein und reichte den Hauptschmuck seinem Herrn mit erschrockener Geberde. Gottsched, ohne den mindesten Verdruß zu äußern, hob mit der linken Hand die Perücke von dem Arme des Dieners und indem er sie sehr geschickt auf den Kopf schwang, gab er mit seiner rechten Tatze dem armen Menschen eine Ohrfeige, so daß dieser, wie es im Lustspiel zu geschehen pflegt, sich zur Türe hinauswirbelte, worauf der ansehnliche Alkvater die Besucher ganz gravitätisch zu sitzen nötigte und einen ziemlich langen Diskurs mit gutem Anstand durchführte."

In einem Brief erzählte Goethe von Gottsched:

„Ich sah den großen Mann auf dem Katheder stehn;
Ich hörte, was er sprach, und muß es Dir gestehn:
Es ist sein Fürtrag gut, und seine Reden fließen,
So wie ein klarer Bach. Doch steht er, gleich den Riesen,
Auf dem erhabnen Stuhl; und kännte man ihn nicht,
So wüßte man es gleich, weil er stets prahlend spricht.
Genug, er sagte viel von seinem Kabinette,
Wie vieles Geld ihm das und jen's gekostet hätte."

Nach allen Seiten schwirrten des jungen Leichtfuß Interessen und Neigungen auseinander. „Er sah sich," wie C. Jahn seinen Gemütszustand treffend charakterisiert, „in der glücklichen Unruhe des jungen Studenten, der, zum ersten Male der Aufsicht des väterlichen Hauses entledigt, den festen Vorsatz hat, seine Freiheit und Selbständigkeit, die ihm doch mitunter noch unbequem ist, zu genießen, voll Zuversicht, daß ihm die Welt gehöre, wenn er sie gleich noch nicht zu ge-

winnen weiß, voll Vertrauen auf seine Zeit und sein Geld, die ihm unerschöpflich dünken, voll guten Willens, sich auf das Leben vorzubereiten, das er noch nicht kennt." Unsicher tastete er nach festen Normen für seine Kunst, las, noch ohne Verständnis, Shakespeares Dramen, sah Lessings „Minna von Barnhelm" über die Bretter gehn, half das Lustspiel selber aufführen, versäumte es aber, des Mannes persönliche Bekanntschaft zu machen. „Lessing trat zu einer Zeit ein," so berichtet er, „wo wir, ich weiß nicht was, im Kopfe hatten; es beliebte uns, ihm nirgends zu Gefallen zu gehen, ja die Orte, wo er hinkam, zu vermeiden, wahrscheinlich, weil wir uns zu gut dünkten, von ferne zu stehen, und keinen Anspruch machen konnten, in ein näheres Verhältnis mit ihm zu gelangen. Diese augenblickliche Albernheit, die aber bei einer anmaßlichen und grillenhaften Jugend nichts seltenes ist, bestrafte sich freilich in der Folge, indem ich diesen vorzüglichen und von mir aufs höchste geschätzten Mann niemals mit Augen gesehen." Bedeutsam wirkte Lessings Laokoon auf den werdenden Dichter ein. Unter der anregenden Leitung Oesers, der seine Schüler mit Künstleraugen sehen lehrte, nahm er die immer betriebenen zeichnerischen Übungen wieder auf und skizzierte „manch altes Weidicht an der Pleiße". Sogar auf Radieren und Holzschnitt verwendete der Studiosus des Rechts viele Zeit und einige seiner Landschaften sind erhalten. In aller Stille bereitete Goethe seinen Ausflug nach Dresden vor und der Feuereifer, mit dem er sich der Betrachtung der Gemälde hingab, erregte die Aufmerksamkeit des Galerieinspektors.



Der junge Goethe.
(Nach einer Zeichnung seines Lehrers Oeser vom Jahre 1768.)

Aber auch seiner Liebesneigung ließ der Frühreife schon den Lauf. Bald machte er Käthchen, der muntern Tochter des Weinhändlers Schönkopf, wo er den Mittagstisch hatte, den Hof, und da sie nach einiger Zeit, von seinen eifersüchtigen Grillen gequält, sich von ihm, dem um drei Jahre jüngern, abwandte, stürmte er unvorsichtig auf seine Gesundheit los, bis ihn plötzlich im August 1768 ein heftiger Blutsturz und eine bösartige Geschwulst am Halse für lange Wochen ans Krankenlager fesselten.

Noch ein „Kränkling", kehrte er nach Frankfurt zurück und schrieb von da aus an Gottlob Breitkopf: „Wer kein Leipzig gesehen hätte, der könnte hier

Untersuchung betraut. In der zweifelhaften Gesellschaft hatte der kaum fünfzehnjährige Knabe auch ein anmutiges Mädchen kennen gelernt und war in lebhafter Zuneigung zu ihr entflammt. Arm in Arm mit ihr war er am Abend der Kaiserkrönung durch die Gassen Frankfurts geschlendert. Gretchen hatte gestanden, daß sie den jungen Verehrer als Kind betrachtet und schwesterlich behandelt, auch vor der losen Gesellschaft gewarnt habe. Trotzdem mußte sie Frankfurt verlassen und der Knabe regte sich derart auf, daß er in eine schlimme Krankheit verfiel, von der er sich nur ganz langsam wieder erholte.

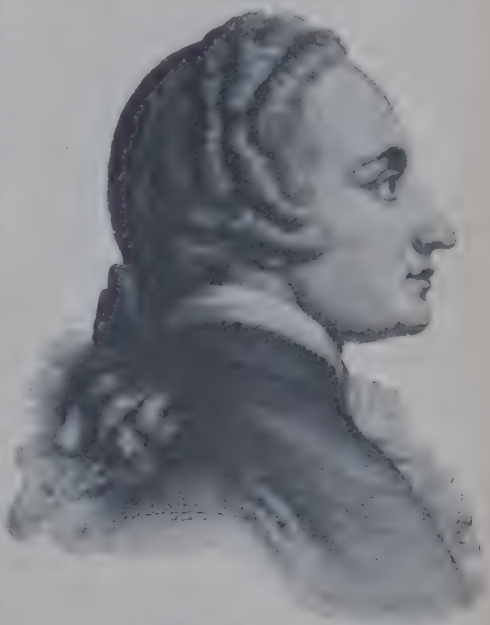
Sechzehnjährig siedelte Goethe auf sechstägiger Fahrt nach Leipzig über (Herbst 1765). Nach des Vaters Willen sollte er hier die Rechte studieren. Aber Cornelia, seine Schwester, wußte besser, wie wenig Neigung er diesen entgegenbrachte. Um so kräftiger lockten ihn Sprachen und Künste, auch die Buden auf dem Thomasplatz mit den Krapfeln. „Mein Leipzig lob ich nur, es ist ein klein Paris und bildet seine Leute" — und der junge Frankfurter wurde frischweg in die Schleife genommen, schaffte sich auch eine modische Tracht, ja lebte es bald, als Stutzer aufzutreten. Eine Weile ließ er sich von Gellert seine Aufsätze korrigieren. Mit Schlosser stattete er dem Herrn Professor Gottsched einen Besuch ab. Ergötzlich ist es nachzulesen, auf welche Weise sich die Begegnung vollzog, die den Vertreter der überlebten Opitzschen Richtung und den Herold einer neuen Zeit deutscher Poesie einander persönlich gegenüber stellte. Gottsched erschien im grundamaseinen Schlafrock, das ungeheure Haupt kahl und ohne Bedeckung. Der Bediente sprang mit einer großen Allongeperücke auf der Hand herein und reichte den Hauptschmuck seinem Herrn mit erschrockener Geberde. Gottsched, ohne den mindesten Verdruß zu äußern, hob mit der linken Hand die Perücke von dem Arme des Dieners und indem er sie sehr geschickt auf den Kopf schwang, gab er mit seiner rechten Tatze dem armen Menschen eine Ohrfeige, so daß dieser, wie es im Lustspiel zu geschehen pflegt, sich zur Türe hinauswirbelte, worauf der anfehnliche Alkvater die Besucher ganz gravitätisch zu sitzen nötigte und einen ziemlich langen Diskurs mit gutem Anstand durchführte."

In einem Brief erzählte Goethe von Gottsched:

„Ich sah den großen Mann auf dem Katheder stehn;
Ich hörte, was er sprach, und muß es Dir gestehn:
Es ist sein Vortrag gut, und seine Reden fließen,
So wie ein klarer Bach. Doch steht er, gleich den Riesen,
Auf dem erhabnen Stuhl; und könnte man ihn nicht,
So wüßte man es gleich, weil er stets prahlend spricht.
Genug, er sagte viel von seinem Kabinette,
Wie vieles Geld ihm das und jen's gekostet hätte."

Nach allen Seiten schweiften des jungen Leichtfuß Interessen und Neigungen auseinander. „Er sah sich," wie C. Jahn seinen Gemütszustand treffend charakterisiert, „in der glücklichen Unruhe des jungen Studenten, der, zum ersten Male der Aufsicht des väterlichen Hauses entledigt, den festen Vorsatz hat, seine Freiheit und Selbständigkeit, die ihm doch mitunter noch unbequem ist, zu genießen, voll Zuversicht, daß ihm die Welt gehöre, wenn er sie gleich noch nicht zu ge-

winnen weiß, voll Vertrauen auf seine Zeit und sein Geld, die ihm unerschöpflich dünken, voll guten Willens, sich auf das Leben vorzubereiten, das er noch nicht kennt." Unsicher tastete er nach festen Normen für seine Kunst, las, noch ohne Verständnis, Shakespeares Dramen, sah Lessings „Minna von Barnhelm" über die Bretter gehn, half das Lustspiel selber aufführen, versäumte es aber, des Mannes persönliche Bekanntschaft zu machen. „Lessing trat zu einer Zeit ein," so berichtet er, „wo wir, ich weiß nicht was, im Kopfe hatten; es beliebte uns, ihm nirgends zu Gefallen zu gehen, ja die Orte, wo er hinkam, zu vermeiden, wahrscheinlich, weil wir uns zu gut dünkten, von ferne zu stehen, und keinen Anspruch machen konnten, in ein näheres Verhältnis mit ihm zu gelangen. Diese augenblickliche Albernheit, die aber bei einer anmaßlichen und grillenhaften Jugend nichts seltenes ist, bestrafte sich freilich in der Folge, indem ich diesen vorzüglichen und von mir aufs höchste geschätzten Mann niemals mit Augen gesehen." Bedeutsam wirkte Lessings Laokoon auf den werdenden Dichter ein. Unter der anregenden Leitung Oesers, der seine Schüler mit Künstleraugen sehen lehrte, nahm er die immer betriebenen zeichnerischen Übungen wieder auf und skizzierte „manch altes Weidicht an der Pleiße". Sogar auf Radieren und Holzschnitt verwendete der Studiosus des Rechts viele Zeit und einige seiner Landschaften sind erhalten. In aller Stille bereitete Goethe seinen Ausflug nach Dresden vor und der Feuereifer, mit dem er sich der Betrachtung der Gemälde hingab, erregte die Aufmerksamkeit des Galerieinspektors.



Der junge Goethe.
(Nach einer Zeichnung seines Lehrers Oeser vom Jahre 1768.)

Aber auch seiner Liebesneigung ließ der Frühreife schon den Lauf. Bald machte er Käthchen, der muntern Tochter des Weinhändlers Schönkopf, wo er den Mittagstisch hatte, den Hof, und da sie nach einiger Zeit, von seinen eifersüchtigen Grillen gequält, sich von ihm, dem um drei Jahre jüngern, abwandte, stürmte er unvorsichtig auf seine Gesundheit los, bis ihn plötzlich im August 1768 ein heftiger Blutsturz und eine bösartige Geschwulst am Halse für lange Wochen ans Krankenlager fesselten.

Noch ein „Kränkling", kehrte er nach Frankfurt zurück und schrieb von da aus an Gottlob Breitkopf: „Wer kein Leipzig gesehen hätte, der könnte hier

recht wohl sein; aber das Sachsen! Sachsen! Man mag auch noch so gesund und stark sein, in dem verfluchten Leipzig brennt man weg so geschwind wie eine schlechte Pechfackel. Nun, nun, das arme Füchslein wird nach und nach sich erholen. Nur eins will ich Dir sagen: hüte dich ja vor der Liederlichkeit!" ...

Der Herr Rat hatte Ursache, ernstlich unzufrieden zu sein. Das Rechtsstudium war liegen geblieben und was an poetischer Ausbeute davon getragen worden, konnte keinen rechten Ersatz dafür bieten. Frivole Poesien Wielands namentlich hatten auf den jungen Dichter gewirkt, so Musarion und es war ein Glück, daß er den Leipziger Verhältnissen entrissen worden war. Behrisch, an den in Goethes Werken noch ein paar ihm gewidmete Strophen erinnern, hatte dem Freunde kein gutes Beispiel gegeben. „In Erinnerung an Käthchen war das kleine Schäferspiel „Die Laune des Verliebten" rasch hingeworfen worden, und das Lustspiel „Die Mitschuldigen" beweist daß Goethe „zeitig in die seltsamen Irrgänge geblickt, mit welchen die bürgerliche Sozietät unterminiert ist". Zwanzig Lieder, die er in Leipzig gedichtet kamen 1770 unter dem Titel „Neue Lieder in Melodien gesetzt von Bernhard Theodor Breitkopf" im Druck heraus. Hat Goethe ihren Inhalt als „sittliche Sinnlichkeit" bezeichnet, so ist zu bemerken, daß sie mehr sinnlich als sittlich sind. Die ersten Jugendpoesien Goethes sind noch im Banne Wielands befangen und zeigen etwas Altliches, Französisches, Ungesundes.

Die Geschwulst am Halse erforderte einen Eingriff. Schmerzhafte Kolikanfälle erfüllten alle mit größter Besorgnis. Die Mutter schlug einmal die Bibel auf, und nie vergaß sie nachher den tröstlichen Spruch: „Man wird wiederum Weinberge pflanzen an den Bergen Samarias pflanzen wird man und pflegen." Der Chirurgus, der Arzt Dr. Metz und die vortreffliche Katharina von Klettenberg wirkten alle gleichmäßig im Geiste der Brüdergemeinde auf den Kranken ein, und empfänglicher als vorher vertiefte sich dieser in die Bibel, in Taulers und Thomas a Kempis Schriften. Er trieb aber auch alchimistische und kabbalistische Studien und focht mit Windofen, Sandbad und Retorten. Aus dieser Zeit stammen die nicht in Goethes Werke übergegangenen Strophen:

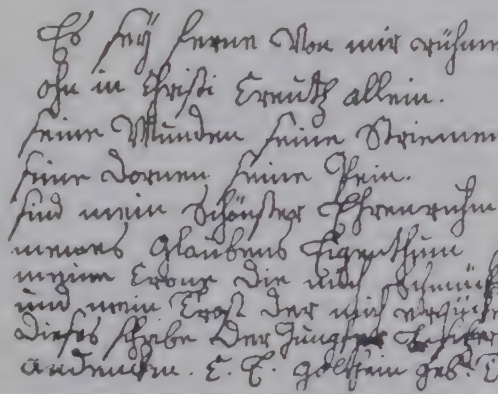
Dies wird die letzte Thräne nicht sein,
Die glühend Herz aufquillet,
Das mit unfaßlich neuer Pein
Sich schmerzvermehrend stillet.

O! laß doch immer hier und dort
Mich ewig Liebe fühlen,
Und mecht der Schmerz auch alle vor:
Durch Nerv' und Adern wühlen.

Könnt' ich doch ausgefüllt einmal
Von dir, o Ew'ger, werden —
Ach! diese lange, tiefe Qual,
Wie dauert sie auf Erden!"

Wie die Genesung weit genug fortgeschritten war, drängte der Vater auf Abschluß der Studien und Goethe reiste nach Straßburg. Sein erster Gang galt dem herrlichen Münster, dessen Riesenbau schon unterwegs seine Blicke

gefesselt. „Als ich das erstemal nach dem Münster ging," erzählt er, „hatte ich den Kopf voll allgemeiner Erkenntnis guten Geschmacks. Unter die Rubrik Gotisch, gleich dem Artikel eines Wörterbuchs, häufte ich alle Mißverständnisse, die mir von Unbestimmtem, Ungeordnetem, Unnatürlichem, Zusammengestoppeltem, Aufgeflicktem, Überladenem jemals durch den Kopf gezogen waren ... und so graute mir im Gehen vor dem Anblick eines mißgeformten, krausborstigen Ungeheuers. Mit welcher unerwarteten Empfindung überraschte mich der Anblick, als ich davor trat! Ein ganzer großer Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus tausend harmonierenden Einzelheiten bestand, ich wohl schmecken und genießen keineswegs aber erkennen und erklären konnte. Sie sagen, daß es also mit den Freuden des Himmels sei ..." Und gleich stieg der Jüngling zur Plattform empor und überblickte mit Entzücken die malerische Stadt und das herrliche Land mit seinen Auen, Bäumen, Bächen, dem Rheinstrom, Inseln, Werdern, Dörfern bis hinaus zu den blauenden Bergen. Oft noch klomm er empor zur Höhe, auch hinauf bis unter die oberste Spitze, um sich den Schwindel abzugewöhnen, und immer wieder durchstreifte er später das Land und wurde nicht müde, seinen Reiz zu preisen, und trug auf diese Weise sein Teil dazu bei, daß das Reich es nach hundert Jahren zurückgewann.



Eintragung von Goethes Mutter in Boaaskys „Güldenes Schatzkästlein der Kinder Gottes" eines Fräuleins von Bellersheim.

„Alle Jungen in der Stadt verfertigen Drachen, und ich poßle par compagnie an meiner Disputation", schrieb Goethe bald nach seiner Ankunft; aber damit hatte es gute Wege. Denn gern verzettelte er auch hier seine Kraft in mancherlei Studium und Zerstreuung. Lebendig tritt uns Goethes Wesen aus den Worten entgegen, mit denen Jung-Stilling über die Tafelrunde des Kostorts berichtet.

„Es speisten ungefähr zwanzig Personen an diesem Tisch, und sie (Troost und Stilling) sahen einen nach dem andern hereintreten. Besonders kam einer mit großen, hellen Augen, prachtvoller Stirn und schönem Wuchs, mutig ins Zimmer. Dieser zog Herrn Troosts und Stillings Augen auf sich; ersterer sagte gegen Stilling: „Das muß ein vortrefflicher Mann sein." Stilling bejahte das; doch glaubte er, daß sie beide viel Verdruß von ihm haben würden, weil er ihn für einen wilden Kameraden ansah. Dieses schloß er aus dem freien Wesen, das sich der Student herausnahm; allein Stilling irrte sehr. Sie

wunden indessen gewahr, daß man diesen ausgezeichneten Menschen „Herr Goethe" nannte.

Nun fanden sich noch zwei Mediziner, einer aus Wien, der andere ein Elsässer. Der erstere hieß Waldberg. Er zeigte in seinem ganzen Wesen ein Genie, aber zugleich ein Herz voll Spott gegen die Religion und voller Ausgelassenheit in seinen Sitten. Der Elsässer hieß Melzer, und war ein feines Männchen: er hatte eine gute Seele, nur schade! daß er etwas reizbar und mißtrauisch war. Dieser hatte seinen Sitz neben Stilling und war bald Herzensfreund mit ihm. Nun kam auch ein Theologe, der hieß Lerse, einer von den vortrefflichsten Menschen, Goethes Liebling, und das verdiente er auch mit Recht, denn er war nicht nur ein edles Genie und ein guter Theologe, sondern er hatte auch die seltene Gabe, mit trockener Miene die treffendste Satire in Gegenwart des Lasters hinzuwerfen. Seine Laune war überaus edel. Noch einer fand sich ein, der sich neben Goethe hinsetzte: von diesem will ich nichts mehr sagen, als daß er ein guter Rabe mit Pfauenfedern war.

Noch ein vortrefflicher Straßburger saß da zu Tische. Sein Platz war der oberste, und wär' es auch hinter der Tür gewesen. Seine Bescheidenheit erlaubt nicht, ihm eine Lobrede zu halten: es war der Herr Aktuarius Salzmann. Meine Leser mögen sich den gründlichsten und empfindsamsten Philosophen mit dem echtesten Christentum verpaart, denken, so denken sie sich einen Salzmann. **Goethe und er waren Herzensfreunde.**

Herr Troost sagte leise zu Stilling: „Hier ist's am besten, daß man vierzehn Tage schweigt." Stilling erkannte diese Wahrheit; sie schwiegen also, und es kehrte sich auch niemand sonderlich an sie, außer daß Goethe zuweilen seine Augen herumwälzte. Er saß gegen Stilling über, und er hatte die Regierung **am Tisch, ohne daß er sie suchte.**

Stilling hatte einen schwarzbraunen Rock mit manchesternen Unterkleidern; nur war ihm noch eine runde Perücke übrig, die er zwischen seinen Beutelperuden doch auch gern verbrauchen wollte. Diese hatte er einigemal aufgesetzt und kam damit an den Tisch. Niemand kehrte sich daran als nur Herr Waldberg von Wien. Dieser sah ihn an; und da er schon vernommen daß Herr Stilling sehr für die Religion eingenommen war, so fing er an und fragte ihn, ob wohl Adam im Paradiese eine runde Perücke möchte getragen haben. Alle lachten herzlich, bis auf Salzmann, Goethe und Troost; diese lachten nicht. Stillingen fuhr der Zorn durch alle Glieder und er antwortete darauf: „Schämen Sie sich dieses Spottes. Ein solcher alltäglicher Einfall ist nicht wert daß er belacht werde." Goethe aber fiel ein und versetzte: „Probier erst einen Menschen, ob er des Spottes wert sei! Es ist teufelmäßig, einen rechtschaffenen Mann, der niemand beleidigt hat, zum besten zu haben!" Seit dieser Zeit nahm sich Herr Goethe Stillings an, besuchte ihn, gewann ihn lieb, machte Bruderschaft und Freundschaft mit ihm, und bemühte sich bei allen Gelegenheiten, Stillingen Liebe zu erzeigen. Schade, daß so wenige diesen vortrefflichen Menschen jenem Herzen nach kennen!"

Den nachhaltigsten ja einen künstlerisch entscheidenden Einfluß aber sollte auf Goethe der eben zur Augenkur anwesende Herder ausüben. Ließ auch der ewig verstimmte Herder an dem nur um fünf Jahre jüngern seinen grimmigsten Humor aus, dieser merkte zu gut, welches Gold hier aus dem harten Gestein herauszuhauen sei, um nicht immer wieder zu kommen. Jetzt erst gingen dem werdenden Dichter die Augen auf für die Größe Shakespeares, die heitere Plastik der Gestaltenwelt Homers*), die Poesie der Heiligen Schrift und die ewige Jugend des echten Volksliedes: „Daß die Dichtkunst überhaupt eine Welt- und Völkergabe, nicht ein Privaterbteil einiger feinen gebildeten Männer sei," diese Erkenntnis des Magus im Norden wurde jetzt auch die seine, und damit war er auch ganz natürlich dem Regelwesen der Franzosen entfremdet und fähig, „das schöne Kind, noch rot von süßem Schrecken, die deutsche Poesie," aus welschen Taxushecken zum freien Dichterwalde zu führen. Jetzt begann auch Goethe, das Elsaß durchwandernd, Volkslieder zu sammeln, fand das „Heideröslein" und veredelte es. In einem Briefe, womit er eine Sammlung von Volksliedern begleitet, heißt es: „Ich habe noch aus Elsaß zwölf Lieder mitgebracht, die ich auf meinen Streifereien aus den Kehlen der alten Mütterchens aufgehascht habe. Ein Glück, denn ihre Enkel singen alle: ‚Ich liebte nur Ismenen.' Sie waren Ihnen allein bestimmt, so daß ich meinen besten Gesellen keine Abschrift aufs dringendste Bitten erlaubt habe. Ich will mich nicht aufhalten, etwas von ihrer Fürtrefflichkeit, noch von dem Unterschiede ihres Wertes zu sagen."

Das Pfarrhaus in Sesenheim zu Friederikens Zeit.
(Nach einem Gipsrelief im Freien deutschen Hochstifte zu Frankfurt a. M.)

Eine leidenschaftliche junge Liebe weckte des Dichters Liederlust und nun erst wurde er ganz er selbst.

*) Ein Brief Herders an Merk gibt Zeugnis von diesen Studien: „Goethe fing Homer," sagt er, „in Straßburg zu lesen an, und alle Helden wurden bei ihm so schön, groß und frei watende Störche: er steht mir allemal vor, wenn ich an eine so recht ehrliche Stelle komme, da der Altvater über seine Leier sieht, wenn er eben konnte, und in seinen ansehnlichen Bart lächelt."

Ein Student der Medizin, Weyland, führte ihn im Pfarrhause von Sesenheim ein, einem idyllischen Dorf etwa sechs Stunden nordöstlich von Straßburg. Zu den Töchtern des Pfarrers Johann Jakob Brion gehörte die liebliche Friederike, damals erst sechzehn Jahre alt. „Ein kurzes, weißes, rundes Röckchen mit einer Falbel," erzählt er, „nicht länger als daß die nettsten Füßchen bis an die Knöchel sichtbar blieben; ein knappes, weißes Mieder und eine schwarze Taffetischürze — so stand sie auf der Grenze zwischen Bäuerin und Städterin. Schlank und leicht, als wenn sie nichts an sich zu tragen hätte, schritt sie, und beinahe schien für die gewaltigen blonden Zöpfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heiteren blauen Augen blickte sie sehr deutlich umher, und das artige Stumpfnäschen forschte so frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorge geben könnte; der Strohhut hing ihr am Arme, und so hatte ich das Vergnügen, sie beim ersten Blicke auf einmal in ihrer ganzen Anmut und Lieblichkeit zu sehen und zu erkennen." Nach Straßburg zurückgekehrt, sandte Goethe einen Brief an Friederike, in dem ein Ton herrscht, wie er nur in Werbebriefen zu treffen ist, und bald dichtete er:

„Jetzt fühlt der Engel, was ich fühle,
Ihr Herz gewann ich mir beim Spiele,
Und sie ist nun von Herzen mein.
Du gabst mir, Schicksal, diese Freude,
Nun laß auch morgen sein wie heute,
Und lehr' mich ihrer würdig sein."

Die Lieder, die nun aufsprossten wie Blumen im Lenz, atmen ein kindlich frohes Glück. Und wie nun alles gesagt ist! Willkommen und Abschied, lesen wir da:

Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde!
Es war getan fast eh gedacht.
Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht.
Schon stand im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgetürmter Riese, da,
Wo Finsternis aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor;
Die Winde schwangen leise Flügel
Umsausten schauerlich mein Ohr;
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer
Doch frisch und fröhlich war mein Mut;
In meinen Adern welches Feuer!
In meinem Herzen welche Glut!

Dich sah ich, und die milde Freude
Floß von dem süßen Blick auf mich;
Ganz war mein Herz an deiner Seite,
Und jeder Atemzug für dich.
Ein rosenfarbnes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Gesicht,
Und Zärtlichkeit für mich — ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht!"

„Alles genau nach Herders Theorie des Liedes, die er auf die älteste Natur der Sprache gründete: Verbum! Leben! Handlung! Leidenschaft! Mythologie nicht tot übernommen, sondern neu nachgeschaffen, als ob sie eben

erst entstehen sollte! Welche Kraft der Verba, und daraus folgend: welche Kraft der Belebung natürlicher Dinge! Der Abend *wiegt* die Erde: die Winde *schwingen* leise Flügel: die Nacht *schafft* tausend Ungeheuer: die Finsternis *sieht* mit hundert schwarzen Augen aus dem Gesträuche." Und eine Szene folgt der andern im raschesten Wechsel, und in allem der Atem der Leidenschaft. Das ist freilich nun sonnigste Goethe-Lyrik.

Aber: „Schatten von Wolken laufen über die Gegend." Wochenlang weilte der Student im Pfarrhaus. Die Familie mußte ihn völlig als den Ihrigen betrachten. Und er schrieb:

„Fühle, was dies Herz empfindet,
Reiche frei mir deine Hand,
Und das Band, das uns verbindet,
Sei kein schwaches Rosenband!"

Und wieder:

An die Erwählte.

„Hand in Hand! und Lipp' auf Lippe!
Liebes Mädchen, bleibe treu!
Lebe wohl! und manche Klippe
Fährt dem Liebster noch vorbei;
Aber wenn er einst den Hafen
Nach dem Sturme wieder grüßt,
Mögen ihn die Götter strafen,
Wenn er ohne dich genießt.*)

Frisch gewagt ist schon gewonnen,
Halb ist schon mein Wert vollbracht!
Sterne leuchten mir wie Sonnen,
Nur dem Feigen ist es Nacht.
Wär' ich müßig dir zur Seite,
Drückte noch der Kummer mich:
Doch in aller dieser Weite
Wirk' ich rasch und nur für dich.

Schon ist mir das Tal gefunden,
Wo wir einst zusammen gehn
Und den Strom in Abendstunden
Sanft hinunter gleiten sehn.
Diese Pappeln auf den Wiesen,
Diese Buchen in dem Hain!
Ach! und hinter allen diesen
Wird doch auch ein Hüttchen sein!"

Und welche Sonnenblicke grüßen aus seinen Naturliedern!

Mailied.

„Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüten
Aus jedem Zweig
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch.

Und Freud' und Wonne
Aus jeder Brust.
O Erd', o Sonne,
O Glück, o Lust!

O Lieb', o Liebe!
So golden schön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn!

Du segnest herrlich
Das frische Feld,
Im Blütendampfe
Die volle Welt" ...

*) Ist in Erfüllung gegangen.

Aber — die Prosa der gleichzeitigen Briefe lautet anders. Im Sommer 1771 schrieb Goethe von Sesenheim aus an Salzmann: „Ich komme — oder nicht, oder — das alles werd' ich besser wissen, wenn's vorbei ist als jetzt. Es regnet draußen und drinnen und die garstigen Winde vom Abend rascheln in den Rebenblättern vorm Fenster, und meine animula vagula ist wie das Wetterhähnchen drüben auf dem Kirchturm: „dreh dich, dreh dich!" das geht den ganzen Tag" ꝛc.

„Nun wär' es wohl bald Zeit, daß ich käme," heißt es im nächsten Briefe an Salzmann; „ich will auch und will auch, aber was will das Wollen gegen die Gesichter um mich herum! Der Zustand meines Herzens ist sonderbar und meine Gesundheit schwankt wie gewöhnlich durch die Welt, die so schön ist, als ich sie lange nicht gesehen habe. Die angenehmste Gegend, Leute die mich lieben, ein Zirkel von Freuden! Sind nicht die Träume meiner Kindheit alle erfüllt? frage ich mich manchmal, wenn sich mein Aug' in diesem Horizonte von Glückseligkeiten herumwendet. Sind das nicht die Feengarten, nach denen du dich sehntest? — Sie sind's, sie sind's. Ich fühl' es lieber Freund, daß man um kein Haar glücklicher ist, wenn man erlangt was man wünschte. Die Zugabe! die Zugabe! die uns das Schicksal zu jeder Glückseligkeit drein wiegt! Lieber Freund, es gehört viel Mut dazu, in der Welt nicht mißmutig zu werden."

Dann lesen wir wieder:

„Getanzt hab' ich und die Aelteste Pfingstmontags von zwei Uhr nach Tisch bis zwölf Uhr in der Nacht, an einem fort außer einigen Intermezzo's von Essen und Trinken. Der Herr Amtsschulz von Reichweg hatte seinen Saal hergegeben; wir hatten brave Schnurranten erwischt, da ging's wie Wetter! Ich vergaß des Fiebers, und jetzt der Zeit ist's auch besser. Sie hätten's wenigstens nur sehen sollen. Das ganze Buch in das Tanzen versunken! — Und doch, wenn ich sagen könnte: ich bin glücklich, so wäre das besser, als das alles. — Wer darf sagen: ich bin der Unglückseligste? sagt Edgar. Das ist auch ein Trost, mein lieber Mann. Der Kopf steht mir wie eine Wetterfahne, wenn ein Gewitter heraufzieht und die Windstöße veränderlich sind."

Hebel würde sagen: „Der geneigte Leser fangt bereits an, etwas zu merken."

Und von Saarbrücken aus, wohin ihn im Juni 1771 ein Ausflug geführt, schrieb der Dichter an eine Freundin: „Gestern waren wir den ganzen Tag geritten, die Nacht kam herbei und wir kamen eben aufs Lothringische Gebirg, da die Saar im lieblichen Tale unten vorbei fließt. Wie ich so rechter Hand über die grüne Tiefe hinaussah, und der Fluß in der Dämmerung so graulich und still floß, und linker Hand die schwere Finsternis des Buchenwaldes vom Berg über mich herabhing, wie um die dunkelen Felsen durch Gebüsch die leuchtenden Vögelchen still und geheimnisvoll zogen, da wurd's in meinem Herzen so still, wie in der Gegend und die ganze Beschwerlichkeit des Tages war vergessen, wie ein Traum, man braucht Anstrengung, um ihn im Gedächtnisse aufzusuchen. Welch Glück ist's, ein leichtes, ein freies Herz zu haben! Mut treibt uns an zu Beschwerlichkeit, zu Gefahren; aber große Freuden werden nur mit großer Mühe

erworben. Und das ist vielleicht das Meiste, was ich gegen die Liebe habe. Man sagt, sie mache mutig: nimmermehr! O, da sind wir so schwach, daß uns Blumenketten fesseln, nicht weil sie durch irgend eine Zauberkraft stark sind, sondern weil wir zittern, sie zu zerreißen. Wir sind, wie Kinder auf dem Schaukelpferde, immer in Bewegung, immer in Arbeit und nimmer vom Fleck. Das ist das wahrste Bild eines Liebhabers. Wie traurig wird die Liebe, wenn man so geniert ist, und doch können Verliebte nicht leben, ohne sich zu genieren." — „Wenn man so geniert ist!" Der geneigte Leser merkt wieder etwas.

Am 6. August wurde der Studiosus zum Licentiaten promoviert und in der Folge, auch von den Eltern, Doktor Goethe genannt. Straßburg zu verlassen, ohne Friederike noch einmal gesehen zu haben, konnte er doch nicht über sich bringen. Den eigentlichen Abschiedsbrief schrieb er erst von seiner Vaterstadt aus. „Die Antwort Friederikens," berichtet er später, „zerriß mir das Herz.... Hier war ich zum ersten Male schuldig; ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet." Friederike wurde gefährlich krank, blieb unvermählt und starb 1813 in Meissenheim.

In Frankfurt wurde der Doktor wohl empfangen und nun gingen die Pforten des praktischen Lebens vor ihm auf. Er wurde zum Advokaten „aufgeschworen", betrieb aber die Praxis nur nebenbei, „so heimlich leise, als trieb er Schleichhandel."

Um so feuriger schlug sein Herz für die Poesie. Ein inneres Feuer trieb ihn ins Freie. Er machte Bekanntschaft mit Kriegsrat Merck in Darmstadt und wurde heimisch in dem schöngeistigen Kreise, wo der lauernde Leuchsenring und Damen wie Karoline Flachsland (Herders Braut), Fräulein von Roussillon (Urania), Fräulein von Ziegler (Lila) die Glut unstäter Empfindsamkeit nährten. „Goethe ist wirklich ein guter Mensch," schrieb Herder an seine Braut, „nur äußerst leicht und spatzenmäßig, worüber er meine ewigen Vorwürfe gehabt hat." Wunderlich freie, in ihrer Art genial schöne Rhythmen sang der „Wanderer" vor sich hin, so Wanderers Sturmlied, mit dem wir ihn durch Wind und Regen begleiten. Dieses hebt an:

„Wen du nicht verlässest, Genius,
Nicht der Regen, nicht der Sturm
Haucht ihm Schauer übers Herz.
Wen du nicht verlässest, Genius,
Wird dem Regengewölk,
Wird dem Schloßensturm
Entgegen singen,
Wie die Lerche,
Du da droben.

Den du nicht verlässest, Genius,
Wirst ihn heben übern Schlammpfad
Mit den Feuerflügeln;
Wandeln wird er
Wie mit Blumenfüßen
Über Deukalions Flutschlamm,
Python tötend, leicht, groß,
Pythius Apollo...."
u. s. w.

Über drei Jahre nun sehen wir den Dichter in Frankfurt verweilen, mit zahlreichen, zum teil langen Unterbrechungen freilich, sehen ihn in dieser Zeit zwei Werke vollenden, die seinen Namen mit einem Schlage durch alle Welt tragen sollten, Götz und Werther. Schon in Straßburg und Oktober 1771

in Frankfurt hielt er an Shakespeares Namenstag zu des englischen Dichters Ehren eine begeisterte Rede voller Sturm und Drang.

„. . . Shakespeares Theater ist ein schöner Raritätenkasten, in dem die Geschichte der Welt vor unsern Augen an dem unsichtbaren Faden der Zeit vorüberwallet. Seine Plane sind, nach dem gemeinen Stil zu reden, keine Plane, aber seine Stücke drehen sich alle um den geheimen Punkt (den noch kein Philosoph gesehen und bestimmt hat), in dem das Eigentümliche unseres Ich's, die prätendierte Freiheit unsers Wollens mit dem notwendigen Gang des Ganzen zusammenstößt. Unser verdorbener Geschmack aber umnebelt dergestalt unsere Augen, daß wir fast eine neue Schöpfung nötig hätten, uns aus dieser Finsternis zu entwickeln. Alle Franzosen und angesteckte Deutsche, selbst Wieland haben sich bei dieser Gelegenheit wenig Ehre gemacht. Voltaire, der von jeher Profession machte, alle Majestät zu lästern, hat sich auch hier als ein echter Thersit bewiesen. Wäre ich Ulysses, er sollte seinen Rücken unter meinem Szepter verzerren! Die meisten von diesen stoßen sich besonders an seinen Charakteren an. Und ich rufe: Natur, Natur! nichts so Natur als Shakespeares Menschen!'

„Da hab' ich sie alle über'm Hals. Laßt mir Luft, daß ich reden kann! Er wetteiferte mit dem Prometheus, bildete ihm Zug vor Zug seine Menschen nach, nur in kolossalischer Größe; darin liegt es, daß wir unsere Brüder verkennen; und dann belebte er sie mit dem Hauche seines Geistes; er redet aus allen, und man erkennt ihre Verwandtschaft. Und was will sich unser Jahrhundert unterstehen, von Natur zu urteilen? Wo sollten wir sie her kennen, die wir von Jugend auf alles geschnürt und geziert an uns fühlen und an andern sehen? Ich schäme mich oft vor Shakespeare; denn es kommt manchmal vor, daß ich beim ersten Blick denke: das hätt' ich anders gemacht, hinterdrein erkenne ich, daß ich ein armer Sünder bin, daß uns Shakespeare die Natur weissagt, und daß meine Menschen Seifenblasen sind, von Romanengrillen aufgetrieben."

„Und nun zum Schluß, ob ich gleich noch nicht angefangen habe. Das, was edle Philosophen von der Welt gesagt haben, gilt auch von Shakespeare: das, was wir bös nennen, ist nur die andere Seite vom Guten, die so notwendig zu seiner Existenz und in das Ganze gehört, als zona torrida brennen und Lappland einfrieren muß, daß es einen gemäßigten Himmelsstrich gebe. Er führt uns durch die ganze Welt; aber wir verzärtelte unerfahrene Menschen schreien bei jeder fremden Heuschrecke, die uns begegnet: Herr, er will uns fressen! Nun, meine Herren, trompeten Sie mir alle edlen Seelen aus dem Elysium des sogenannten guten Geschmacks, wo sie schlaftrunken in langweiliger Dämmerung halb sind, halb nicht sind, Leidenschaften im Herzen und kein Mark in den Knochen haben, und, weil sie nicht müde genug sind zu ruhen, und doch zu faul sind, um tätig zu sein, ihr Schattenleben zwischen Myrten und Lorbeergebüschen verschlendern und vergähnen."

Eine Programmrede, die ebensogut andeutete, was dem Dichter als Ideal vorschwebte, wie die Rede Klopstocks in Schulpforta. Wie in einer deutschen

Frühlingslandschaft, wo Regenschauer mit Sonnenblicken wechseln regte sich's in des Dichters Seele. Es trieb und drängte, grünte und blühte.

Ein wunderlich Büchlein lieferte Goethe den richtigen Stoff zu seinem ersten bedeutenden Drama Götz: „Lebens-Beschreibung Herrn Götzens von Berlichingen, Zugenannt mit der Eisernen Hand, Eines zu Zeiten Kayfers Maximiliani I. und Caroli V. kühnen und tapfern Reichs-Cavaliers. — Mit verschiedenen Anmerkungen erläutert und mit einem vollständigen Indices versehen, zum Druck befördert von Verono Franck von Steigerwald." In einem Eifer warf der Dichter den ersten Entwurf aufs Papier, sandte ihn an Merck und Salzmann und erntete Lob, sandte ihn an Herder und stieß auf harte Kritik. „Von Berlichingen ein Wort," antwortete Goethe, Euer Brief war Trostschreiben; ich setzte ihn weiter schon herunter als Ihr. Die Definitio: „„daß Euch Shakespeare ganz verdorben ꝛc."" erkannte ich gleich in ihrer ganzen Stärke: genug, es muß eingeschmolzen werden, von Schlacken gereinigt, mit neuem, edlerm Stoff versetzt und umgegossen werden. Dann soll's wieder vor Euch erscheinen. Es ist alles nur gedacht. Das ärgert mich genug. Emilia Galotti ist auch nur gedacht u. s. w. „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand, dramatisiert." lautete der Titel des ersten Entwurfs.

1773 war das Werk umgegossen. In des Dichters Augen war's erst ein Versuch, der weiterer Vollendung harren sollte. Aber: „bei Zeit auf die Zäun, so trocknen die Windeln!" mahnte Merck und der Ritter Götz mit der eisernen Hand ging aus in die Welt und behauptet sich seither drin. Und er wird sich weiter behaupten: denn er ist ein wackerer Mann. Er wird leben: denn er lebt. Er hat zwar nur eine Hand; aber er ruft aus: „Und wenn ich zwölf Hände hätte, und deine Gnad wollt mir nicht, so würden sie mir doch nicht fruchten." Freilich — ob er noch zur alten Kirche steht, oder ob er's heimlich mit Luther hält, erfahren wir nicht; etwas sonderbar, da wir den Bauernkrieg noch erleben. Aber — das will der Dichter so haben, das ist eben so seine Art. Die Reformation hätte ihm das Konzept verrückt. Der Riese Luther taucht auch von ferne nirgends auf. Nur ein Mönch erinnert unbewußt an ihn, nicht durch seine Reden, nicht weil Götz von ihm sagt: „Das Gefühl seines Standes frißt ihm das Herz," sondern weil die Kreatur das Unglück hat, gerade Martin zu heißen. Götz greift auch nicht mit weitaussehenden Plänen und mit gewaltiger Hand in das wirre Getriebe der großen Zeit ein. Er hat nur wieder Händel mit dem Bischof von Bamberg. „Es hieß zwar, alles wäre vertragen und geschlichtet," „und der getreuherzige Berlichingen gab unerhört nach, wie er immer tut, wenn er im Vorteil ist." „Da werfen sie ihm einen Buben nieder, da er sich nichts weniger versieht. Wird sie aber schon wieder dafür laufen." Und richtig, er lauert dem Weislingen auf und nimmt ihn gefangen. „Wer ist der Weislingen? Des Bischofs rechte Hand, ein gewaltiger Herr." Und auf Schloß Jaxthausen freundet er sich mit Götz wieder an und verlobt sich sogar mit Götzens Schwester Marie und Götz gibt ihn vertrauensvoll frei. Waren sie doch früher wie Castor und Pollux. Und im zweiten Akt hat der Ritter, — es

ist wieder kein welterschütternd Ereignis, und steht mit dem vorigen nur schwach im Zusammenhang. — den Nürnbergern Fehd angekündigt, weil sie seinen Buben an die Bamberger verraten haben, und nun wird er beim Kaiser verklagt. „Götz von Berlichingen und Hans von Selbitz," klagen die Kaufleute, „haben unser dreißig, die von der Frankfurter Messe kamen, im Bambergischen Geleite niedergeworfen und beraubt." „Heiliger Gott," antwortet der Kaiser, „was ist das? Der eine hat nur eine Hand, der andere nur ein Bein! Wenn sie denn erst zwei Hände hätten und zwei Beine, was wolltet ihr dann tun?" Aber die Sache wird ernst. Denn Weislingen ist, durch die Reize der dämonischen Adelheid betört, Götz und seiner Braut untreu geworden, wühlt nun gegen Götz und bringt es zu stande, daß ein Reichsheer gegen ihn aufgeboten wird, um die Acht an ihm zu vollziehen. „Er hält auf der Heide! Das ist impertinent. Was! Den Strom nicht zu fürchten, der auf ihn losbraust?" Gefecht, Treffen, Hieb, Stich! Lumpenhunde die Reiter! Flucht! „Seht nach den Torriegeln! Verrammelt's inwendig mit Balken und Steinen!" Belagerung. Götz mit den Seinen bei Tische. „Die Flasche ist leer. Ist keine mehr da?" „Noch eine, ich hab' sie für dich beiseite gesetzt!" „Nicht doch, Liebe! Gib sie heraus!" „Es lebe der Kaiser!" „Es lebe die Freiheit!" Lerse kommt: „Das sind schlechte Menschen, unschlüssige, bedächtige Esel. Ihr sollt abziehen, mit Gewehr, Pferden und Rüstung. Proviant sollt ihr dahinten lassen!" „Sie werden sich kein Zahnweh dran kauen!" Im Stall trällert Georg: „Es fing ein Knab ein Vogelein, hm! hm! sofo! hm, hm! Aber Götz wird beim Abzug überfallen und gefangen und kommt sich vor, wie der böse Geist, den der Kapuziner in einen Sack beschwur. Vor den Heilbronner Rat geführt, redet er unsanft mit den Wortbrüchigen. „Setzt euch!" — „Da unten hin? Ich kann stehen. Das Stühlchen riecht so nach armen Sündern, wie überhaupt die ganze Stube!" Aber im rechten Moment wird Götz durch Sickingen, der inzwischen sein Schwager geworden, befreit und schwört Urfehde, ruhig auf seinem Schloß zu bleiben. Nur — der Müßiggang will ihm gar nicht schmecken. „Schreiben ist geschäftiger Müßiggang" — und „es sind bedenkliche Zeiten": ein Komet am Himmel. Der Bauernkrieg ist ausgebrochen und — obschon wir zum voraus nicht eigentlich darauf vorbereitet worden — stehen wir auf einmal mitten drin. Nachts ist der Himmel von Feuer rot. „Der Sturmwind neulich hat ganze Wälder ausgerissen und kurz darauf hat man in der Gegend, wo der Aufstand begonnen, zwei feurige Schwerter kreuzweis in der Luft gesehen." Und wie nichts dir nichts ist Berlichingen vom Wirbel erfaßt und der Anführer der Bauern geworden. „Wollt ihr abstehen von allen Übeltaten und handeln als wackre Leute, die wissen, was sie wollen, so will ich euch behilflich sein zu euren Forderungen" und — der Vertrag ist geschlossen; aber die Bauern halten ihn nicht: sie sengen und morden — und: „Wenn er wieder kommen wird, ich seh ihn finster, finster," sagt Götzens Gattin. In seinem Innern ist nun ein Konflikt ausgebrochen. Götzens Kampf ist ein Seelenkampf. Bei Zigeunern findet er Unterkunft. Aber bald ist er von den Feinden überwältigt und gefangen. Er fühlt: „meine Wurzeln

sind abgehauen, meine Kraft sinkt nach dem Grabe." Aber die Finsternis seiner Seele wird durch die Gegenwart seiner Gattin erhellt und mit den Worten: „himmlische Luft! Freiheit! Freiheit!" stirbt er.

Das ist denn freilich kein gigantisches Ende: aber menschlich ansprechend, menschlich wahr ist es, und bezeichnend für des Dichters Eigenart. Nicht das weltbewegend Historische, nein, das allgemein Menschliche zu zeichnen drängte es ihn. Aber mit welchem allbezwingenden Zauber wußte er dieses hinzustellen, mit wie wenig Worten seinen Szenen, seinen Gestalten Leben zu leihen! deutsches Leben! Und so auch der Zeit! Aus Goethes Götz erst lernten viele das Mittelalter verstehn. Das ausgehende Mittelalter ist es, im Kampfe mit einer neuen, siegenden Zeit. Herrichte dort das Schwert, so hier die Feder, dort der Ritter, hier der Advokat mit dem römischen Recht. Aber mehr als die Gesetze bestimmen die Menschen den Charakter der Zeit. Auch der Advokat kann zum Raubritter werden. „Schließt eure Herzen sorgfältiger als eure Tore! Es kommen die Zeiten des Betrugs!" Aber dem Betrug ergeht es schlimm. Weislingen stirbt am Gift, das ihm Adelheid gereicht. Franz stürzt sich zum Schloßfenster hinaus und Adelheid büßt mit Strang und Dolch doppelt doppelte Missetat.

„Goethes Berlichingen ist ein deutsches Stück, groß und unregelmäßig wie das deutsche Reich ist, aber voll Charakter, voll Kraft und Bewegung," schrieb Herder, und Chr. H. Schmid ließ sich im „Teutschen Merkur" vernehmen: „Wir zeigen unsern Lesern jetzo ein Drama an, bei dem unsere kritischen Linnés staunen und ungewiß sein werden, in welche Klasse sie es setzen sollen: ein Stück, worin alle drei Einheiten auf das grausamste gemißhandelt werden, das weder Lust- noch Trauerspiel ist: und doch das schönste interessanteste Monstrum, gegen welches wir hundert von unsern komisch-weinerlichen Schauspielen austauschen möchten."

Mit eins war der Dichter ein berühmter Mann. Das mußte sein Kraftgefühl mächtig steigern, und mit kecker Jugendlaune, Hans Sachsisch derb und ungezwungen zog er in dramatischen Possen und Satiren gegen manchen los, der sich mit falscher Empfindsamkeit, kraftgenialischer Roheit, aufklärerischer Philisterhaftigkeit oder anderer Unnatur breit machte, so im Pater Brey gegen den weichseligen Leuchsenring, im Satyros oder der vergötterte Waldteufel, der die Menge zu dem Ruf begeistert: „Rohe Kastanien! Herrlicher Fraß!" gegen Naturpropheten wie Basedow, in Götter, Helden und Wieland gegen Wielands schwächliches Salongriechentum. Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern teilte nach allen Seiten Prisen aus und im Prolog zu den neuesten Offenbarungen des Dr. Bahrdt ließ der Dichter gar die vier Evangelisten mit ihren Symbolen, Engel, Löwe, Ochse, Adler, im Zimmer des dünkelhaften Aufklärers vorsprechen, der eben sein geschrieben Blatt ansehend meinte: „Da kam mir ein Einfall ungefähr: So redt' ich, wenn ich Christus wär!" und der ihnen nun kapitelt:

„Daß ich's euch kürzlich sagen tu:
Es ist mit eurer Schriften Art,
Mit euren Falten und eurem Bart
Wie mit den alten Talern schwer,

Das Silber fein geprobet sehr,
Und gelten dennoch jetzt nicht mehr.
Ein kluger Fürst, der münzt sie ein
Und tut ein tüchtigs Kupfer drein.
Da mag's denn wieder fortkursieren!
So müßt ihr auch, wollt ihr rutieren
Und in Gesellschaft euch produzieren,
So müßt ihr werden wie unser einer,
Geputzt, gestutzt, glatt — 's gilt sonst keiner!
Im feid'nen Mantel und Krägtein flink,
Das ist doch gar ein ander Ding" u. s. w.

Aber außer Götz sollte noch ein anderes Werk Goethe Weltruhm verschaffen: der Roman Werthers Leiden. Und so innig ist er mit des Dichters Erlebnissen verwachsen, daß wir, sobald wir diesen nachgespürt haben, auch mit dem Inhalt der Dichtung dem Äußern nach wenigstens vertraut geworden.

Dem Wunsche seines Vaters gemäß ließ sich der junge Doktor der Rechte im Mai 1772 in Wetzlar als Praktikant des Reichskammergerichts eintragen. Daß von 20 000 aufgehäuften Prozessen jährlich nur 60 erledigt wurden, während die doppelte Zahl neuer dazu trat, verdarb den jungen Herren Assessoren die Laune nicht.

Bald war Goethe von neuer Liebesleidenschaft in Beschlag genommen. Auf einem ländlichen Ball in Wolpertshausen fesselte ihn durch Anmut und Frohmut Lotte Buff, die Tochter des Ordensamtmanns in Wetzlar. Daß sie heimlich mit dem hannöverschen Legationsrat Kestner, seinem Freunde, verlobt war, wußte er nicht. Sie war lustig und eroberte ihn um so eher, als sie sich keine Mühe darum gab. Am folgenden Tage sah er sie häuslich walten im Kreis ihrer vielen muntern Geschwister, denen sie die Mutter ersetzen mußte. Bald konnte Goethe Lottens Nähe nicht missen und Tag für Tag ging er im „Ordenshaus" aus und ein. Er tollerte mit den Buben an der Erde und war bei Groß und Klein in Gunst. Mochte manchmal auch Kestner heimlich schwul werden, er baute felsenfest auf Lottens Treue wie auf des Freundes Zuverlässigkeit.

Es ist interessant, wie der ruhige Kestner den Goethe dieser Periode schildert. „Er hat sehr viele Talente," sagt er, „ist ein wahres Genie und ein Mensch von Charakter; er besitzt eine außerordentlich lebhafte Einbildungskraft, daher er sich meistens in Bildern und Gleichnissen ausdrückt. Er pflegt auch selbst zu sagen, daß er sich immer uneigentlich ausdrücke, niemals eigentlich ausdrücken könne; wenn er aber älter werde, hoffe er die Gedanken selbst, wie sie wären, zu denken und zu sagen. — Er ist in allen seinen Affekten heftig, hat jedoch oft viel Gewalt über sich. Seine Denkungsart ist edel; von Vorurteilen frei, handelt er, wie es ihm einfällt, ohne sich darum zu bekümmern, ob es andern gefällt, ob es Mode ist, ob es die Lebensart erlaubt. Aller Zwang ist ihm verhaßt. — Er liebt die Kinder und kann sich mit ihnen sehr beschäftigen. Er ist bizarre und hat in seinem Betragen, seinem Äußerlichen Verschiedenes, das ihm

unangenehm machen könnte. Aber bei Kindern, bei Frauenzimmern und vielen andern ist er doch wohl angeschrieben. Für das weibliche Geschlecht hat er sehr viel Hochachtung. — In principiis ist er noch nicht fest und strebt noch erst nach einem gewissen System. — Er hält sehr viel von Rousseau, ist jedoch nicht ein blinder Anbeter desselben. — Er ist nicht, was man orthodox nennt; jedoch nicht aus Stolz oder Caprice, oder um etwas vorstellen zu wollen. Er äußert sich auch über gewisse Hauptmaterien gegen wenige, stört andere nicht gern in ihren ruhigen Vorstellungen. — Er haßt zwar den Skeptizismus, strebt nach Wahrheit und nach Determinierung über gewisse Hauptmaterien, glaubt auch schon über die wichtigsten determiniert zu sein; so viel ich aber gemerkt, ist er es noch nicht. Er geht nicht in die Kirche, auch nicht zum Abendmahl, betet auch selten; denn, sagt er, ich bin dazu nicht genug Lügner. Zuweilen ist er über gewisse Materien ruhig, zuweilen aber nichts weniger wie das. Vor der christlichen Religion hat er Hochachtung, nicht aber in der Gestalt, wie sie unsere Theologen vorstellen. Er glaubt ein künftiges Leben, einen bessern Zustand. Er strebt nach Wahrheit, hält jedoch mehr vom Gefühl derselben, als von ihrer Demonstration. — Er hat viel getan und viele Kenntnisse, viel Lektüre, aber noch mehr gedacht und räsonniert. Aus den schönen Wissenschaften und Künsten hat er sein Hauptwerk gemacht, oder vielmehr aus allen Wissenschaften, nur nicht aus den sogenannten Brotwissenschaften."

Im August machte Lotte reinen Tisch. Sie ließ Goethe wissen, daß er nichts als Freundschaft zu gewärtigen habe. Er ward blaß; bald eilte er nach Gießen und traf dort mit Merck und Schlosser zusammen. Noch feierte er seinen Geburtstag in der Buffischen Familie, und am 11. September verließ er ohne Abschied von Lotte Wetzlar, reiste zu Fuß lahnabwärts und nach einigem Aufenthalt bei der schöngeistigen Frau von Laroche mit Merck rheinaufwärts nach Frankfurt zurück.

Selber von „hypochondrischen Fratzen" heimgesucht, empfing Goethe hier eine Nachricht, die ihn lebhaft bewegen mußte. Ein zerrütteter junger Mann, den er schon lange gekannt, der Sohn des Theologen Jerusalem in Braunschweig (Legationssekretär), hatte sich aus gekränktem Ehrgeiz und unglücklicher Liebe am 30. Oktober 1772 mit Kestners Pistole in Wetzlar erschossen. Plötzlich stund der Aufriß zu einem Roman vor des Dichters Geist. Zwei Jahre noch trug er sich mit dem Stoff, der im geheimen weiter gärte. Neue Erfahrungen drängten sich ein und schlossen sich an.

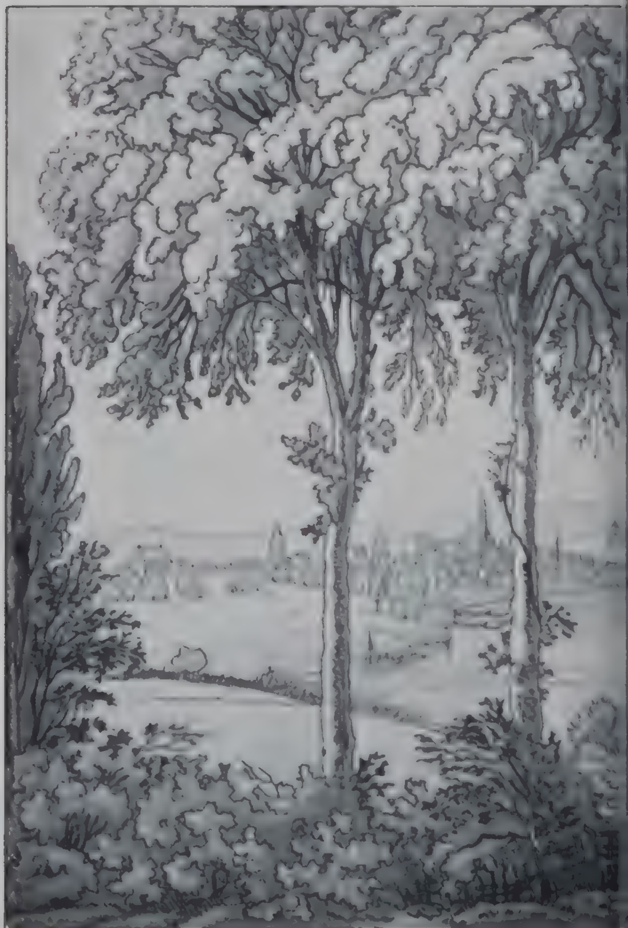
Eine Tochter der Sophie Laroche, die schwarzäugige Mare, war, noch ganz jung, mit einem Witwer, Kaufmann Brentano in Frankfurt vermählt. „Goethe hat die kleine Madame Brentano," schrieb Merck, „über den Geruch von Öl und Käse und über das Betragen ihres Mannes zu trösten." Aber Brentano verstand nicht Spaß....

Der Stoff war beisammen. Die Geschichte seines eigenen Herzens verschmolz Goethe mit dem Ausgang des jungen Jerusalem. Er lieh Werther die Empfindungen, die er durchgekostet hatte, und zugleich die Stimmung seiner Zeit.

Er schilderte die Krankheit seiner Zeit und schrieb sich damit diese Krankheit vom Halse. Aber fand er Genesung, seinem Helden ließ er sie nicht zu teil werden. Er ließ ihn verzweifeln, sich ohnmächtig verzehren und untergehn. So wurde sein Roman zur Selbstmordgeschichte. Eine Apologie des Selbstmords, wie man dem Dichter unterschob, sollte diese selbstverständlich nicht sein, nur mit innerer Treue künstlerisch frei ein Menschenschicksal vorführen, das rettungslos dem Verhängnis verfallen, dem Verhängnis seiner Leidenschaft. Von seinem Herzen kommt Werther nicht los, sein Herzchen hätschelt er wie ein Kind, in seine Gefühle, Stimmungen, Launen, Träume, seine Leidenschaft spinnt er sich ein, ohne starken Halt, ohne Licht von oben, ohne Glauben und Religion, und seine Künstlerneigungen schützen ihn nicht. Es ist aber das Herz ein trotzig und ein verzagtes Ding, und wer sich auf seine Stimmungen verläßt, der ist betrogen, der baut auf Flugsand. Krankhaft flieht Werther vor der Wirklichkeit, vor den Menschen und menschlichen Verhältnissen. An die Kinder schließt er sich an und mehr und mehr bloß an die Tierwelt und die unbelebte Natur. So ist's denn die Geschichte des „guten Herzens", das Bankerott macht.

Aber der Dichter wurde von vielen mißverstanden und die Krankheit, vor welcher der Roman hätte warnen können, wurde durch ihn erst recht geweckt und zum Ausbruch gebracht. Ein eigentliches Wertherfieber brach aus. Die Werthertracht wurde Mode. Blauen Frack, gelbe Weste, gelbe Hosen, braune Stiefel trugen junge Männer; auf Porzellantassen und Tabakspfeifen prangten Werthers und Lottens Bildnis und mancher entnervte junge Mann griff aus „Liebesgram" zur Pistole und folgte Jerusalems Beispiel nach. Der Roman rührte den Zeitgenossen ans Herz.

„Weiß nicht, ob's n Geschicht oder n Gedicht ist;" schrieb humorvoll Matthias Claudius, „aber ganz natürlich geht's her und weiß einem die Tränen recht aus 'm Kopf herauszuholen. Ja, die Lieb ist n eigen Ding; läßt sich's nicht mit ihr spielen, wie mit einem Vogel. Ich kenne sie, wie sie durch Leib und Leben geht und in jeder Ader zuckt und stört und mit m Kopf und der Vernunft kurzweilt. Der arme Werther! Er hat sonst so feine Einfälle und Gedanken. Wenn er doch eine Reise nach Paris oder Peking getan hätte! So aber wollt er nicht weg vom Feuer und Bratspieß und wendet sich so lange dran herum, bis er kaput ist. Und das ist eben das Unglück, daß einer bei so viel Geschick und Gaben so schwach sein kann, und darum sollen sie unter der Linde an der Kirchhofmauer neben seinem Grashügel eine Grasbank machen, daß man sich drauf hinsetze und den Kopf in die Hand lege und über die menschliche Schwachheit weine. — Aber wenn du ausgeweinet hast, sanfter guter Jüngling, wenn du ausgeweinet hast, so hebe den Kopf fröhlich auf und stemme die Hand in die Seite! Denn es gibt Tugend, die, wie die Liebe, auch durch Leib und Leben geht und in jeder Ader zuckt und stört. Sie soll, dem Vernehmen nach, nur mit viel Ernst und Streben errungen werden und deshalb nicht sehr bekannt und beliebt sein; aber wer sie hat, dem soll sie auch dafür reichlich lohnen, bei Sonnenschein und Frost und Regen und wenn Freund Hein



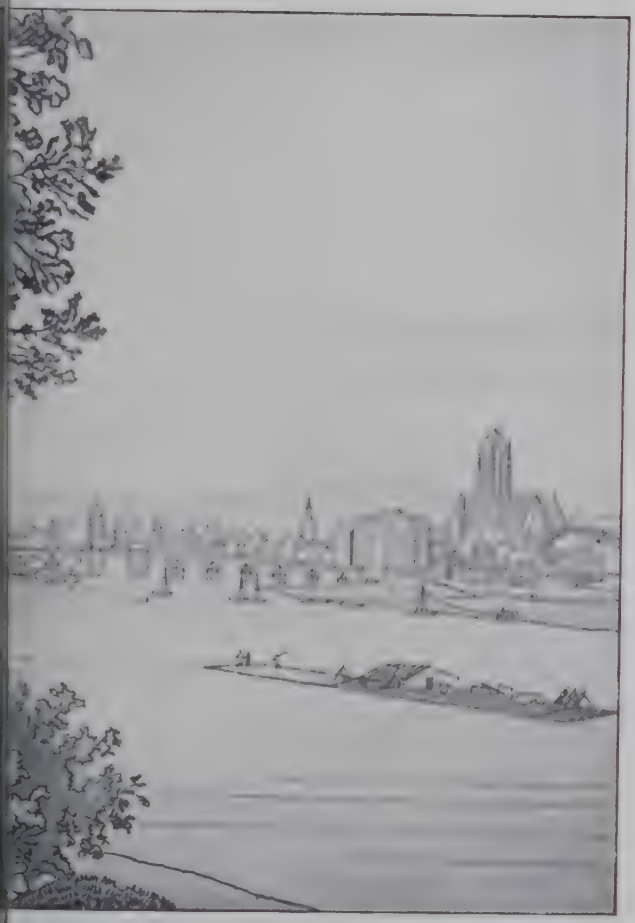
Fluß und

Rühmend seit

So dein Kommen

Zeugen deine

Ansicht von Frankfurt a. M. u



Land und Hochen
r Zeit
dein Gehen
igkeit.

Goethe

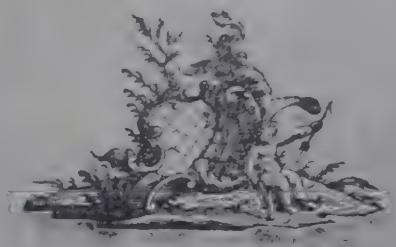
Die

Leiden

des

jungen Werthers.

Erster Theil.



Freystadt, 1775.

Titelblatt eines sehr frühen Nachdrucks von Goethes „Leiden des jungen Werthers".

mit der Hippe kommt." Und schalkhaft genug setzte der Wandsbecker bote unter diese Rezension das Sprüchlein:

Fritze.

„Nun mag ich auch nicht länger leben;
Verhaßt ist mir des Tages Licht.
Denn sie hat Franze Kuchen gegeben,
Mir aber nicht!"

Gleichmäßig wurde Werther von Hauptpastor Goeze wie von Lessing verurteilt. Lebte Lessing doch noch besonders übel daran weil er mit dem jungen Jerusalem befreundet gewesen, wie ferner, weil seine Emilia Galotti als letzte Lektüre Werthers genannt worden. „Glauben Sie wohl" schrieb er „daß je ein römischer oder griechischer Jüngling sich so, und darum das Leben genommen? ... Also lieber Goethe, noch ein Kapitelchen zum Schlusse und je ennuicher, je besser!"

Einer neuen Auflage seines Buches schickte Goethe denn auch das Sprüchlein voraus:

„Du beweinst, du liebst ihn, liebe Seele,
Rettest sein Gedächtnis von der Schmach;
Sieh, dir winkt sein Geist aus seiner Höhle:
Sei ein Mann und folge mir nicht nach!"

Buchhändler Nicolai in Berlin schrieb eine Parodie zu Goethes Roman: Freuden des jungen Werthers. Leiden und Freuden Werthers des Mannes. Mit Hühnerblut ist die Pistole geladen mit welcher sich Werther erschießen will; so bleibt er denn leben und wird ein glücklicher Ehemann. Chodowiecki hatte Nicolais Buch mit einem so hübschen Titelbildchen geschmückt daß Goethe sich's ausschnitt und aufbewahrte. Aber noch etwas anderes bewahrte er auf, einen Ingrimm gegen den Berliner Aufklärer der sich noch in zahlreichen Explosionen Luft machte.

Es konnte nicht ausbleiben: der gefeierte Dichter erhielt häufig Besuch. Wie 1774 Lavater im Goethe-Haus Einkehr hielt, haben wir früher berichtet. Ende Juni begleitete Goethe Lavater nach Ems. Mitte Juli suchte er ihn dort wieder auf und traf auch den Stürmer und Dränger Basedow an, den Schulreformator, der eben damals die halbe Welt mit Reklamelärm für sein „Elementarwerk" füllte, und es zeugt von lebhaftem Interesse für verschiedenartige Menschennaturen wenn Goethe sich durch Basedows rauhborstiges ja gemeines Wesen nicht abschrecken ließ. Gemeinsam wanderten die drei das schöne Lahn- und das Rheintal abwärts und vom Diné zu Coblenz berichtet der Dichter:

„Zwischen Lavater und Basedow
Saß ich bei Tisch des Lebens froh.
Herr Hetzer, der war gar nicht faul,
Setzt' sich auf einen schwarzen Gaul,
Nahm einen Pfarrer hinter sich
Und auf die Offenbarung strich,
Die uns Johannes der Prophet

Mit Siegeln wohl versiegelt hat.
Eröffnet' die Siegel kurz und gut
Wie man Journalsbüchsen öffnen tut
Und maß mit einem heiligen Horn
Die Gnadenstadt und das Perlenthor
Dem hocherstaunten Jünger vor.
Ich war indes nicht weit gereist,

Hatte ein Stück Salmen aufgefressen.
Vater Basedow, unter dieser Zeit,
Packt einen Tanzmeister an seiner Seit'
Und zeigt ihm, was die Taufe klar
Bei Christ und seinen Jüngern war:
Und daß sich's gar nicht ziemet jetzt,
Daß man den Kindern die Köpfe netzt.

Trob ärgert sich der andre sehr
Und wollte gar nichts hören mehr
Und sagt: es wüßte ein jedes Kind,
Daß es in der Bibel anders stünd'.
Und ich behaglich unterdessen
Hatt einen Hahnen aufgefressen."

Und in ein Album schrieb er:

„Und, wie nach Emaus, weiter ging's
Mit Sturm und Feuerschritten,
Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten."

In Düsseldorf suchte Goethe Jakobi auf. „Grad 'rab vom Himmel gefallen vor Fritz Jakobi hin! Und er und ich und ich und er! Und waren schon, eh' noch ein schwesterlicher Blick drein prälimiert hatte, was wir sein sollten und konnten!"

In Elberfeld überraschte er Stilling. Dieser wurde morgens früh in einen Gasthof zu einem fremden Patienten gerufen. Der Kranke lag im Bette, Kopf und Hals in Tücher verhüllt, und streckte dem Eintretenden die Hand entgegen, indem er mit matter Stimme sagte: „Herr Doktor, fühlen Sie mir einmal den Puls, ich bin gar krank und schwach." Jung erklärte den Puls für regelmäßig und gesund; da hing ihm, hervorspringend, Goethe am Halse.

Im Herbst kehrte Klopstock in Frankfurt ein, den Goethe mit den Worten geehrt hatte: „Soll ich den Lebenden nicht anreden, zu dessen Grab ich wallfahrten würde?"

An große Pläne, die in des Dichters Geiste gärten, erinnern noch der prachtvolle allegorische Hymnus „Mahomets Gesang" und das trotzige Prometheus-Fragment, heutzutage ab und zu Sozialdemokraten aufgetischt, die es natürlich mißverstehen:

Bedecke deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunst
Und übe, dem Knaben gleich,
Der Disteln köpft,
An Eichen dich und Bergeshöhn;
Mußt mir meine Erde
Doch lassen stehn

Und meine Hütte, die du nicht gebaut,
Und meinen Herd,
Um dessen Glut
Du mich beneidest.

Ich kenne nichts Ärmeres
Unter der Sonn', als euch Götter! u. s. w.

Das Drama Clavigo gehört zu den Werther-Abfällen. „Solchen Quart mußt du künftig nicht mehr schreiben," sagte Merck, „das kann ein anderer auch."

Doch ist ferner nicht zu vergessen, daß in diesen treibenden Jahren schon in allen Hauptumrissen der Torso zu einer Dichtung entstand, die Goethes Lebenswerk werden sollte, Faust.

Mit wohlweislich gesundem Sinn suchte Frau Aja ihren Wildfang Wolfgang auf die Bahn geordneter Häuslichkeit hinzulenken und im Frühjahr 1775 schien sich's wirklich so anzulassen, als ob ihr Wunsch erfüllt werden sollte. Bei einem Konzert im Hause der vornehmen Bankierswitwe Schönemann geb. d'Orville fiel des Dichters Neigung im Sturm deren einziger schöner Tochter zu.

der zierlichen Lili. Das Oval ihres heitern Gesichts, blonde Locken, blaue Augen, fließende Rede verfehlten ihres Eindruckes nicht — Herz mein Herz, was soll das geben? — und Lili zu liebe langweilte sich Goethe manchen Abend in vornehmen Frankfurter Kaufmannskreisen. Ja eine Verlobung kam zu stande. Aber einen merkwürdigern Bräutigam gab es nur selten, und als die Brüder Stolberg auftauchten, ergriff er mit beiden Händen die Gelegenheit, auszureißen und die Probe zu bestehn, ob er nicht ohne Lili auskommen könnte. Er reiste mit jenen nach der Schweiz 1775. Freilich schweiften auch aus der Ferne seine Gedanken zu ihr zurück, so in dem reizend schönen Lied:

Auf dem See.

Und frische Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt;
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!
Die Welle wieget unsern Kahn
Im Rudertakt hinan,
Und Berge, wolkig himmelan,
Begegnen unserm Lauf.
Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg du Traum! so Gold du bist;
Hier auch Lieb' und Leben ist.

Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne;
Weiche Nebel trinken
Rings die lachende Ferne;
Morgenwind umflügelt
Die beschattete Bucht,
Und im See bespiegelt
Sich die reifende Frucht.

Und als er auf der Höhe des Gotthardt stand und ihn alte Sehnsucht nach Süden lockte, da war doch ein andres Band noch stärker und über Zürich kehrte er nach Frankfurt zurück. In Offenbach neue heitere Tage der Liebe an Lilis Seite. In Frankfurt neue Eifersucht, neues Bedenken und Ende September — Bruch.

Verblendet von dem törichten Wahn, christliche Sitte hemme seine Kraft, riß er sich los. Wenn aber weder die ländlich einfache Friederike, noch die städtisch vornehm graziöse Lili würdig erschien, seine Frau zu werden, wer sollte es denn sein? Wir haben einige Mühe, Goethe zu glauben, er habe die Lili leidenschaftlich wie keine geliebt. Sie vermählte sich drei Jahre später mit dem Straßburger Bankier von Türckheim, „entwickelte sich zu einer geistig bedeutenden vortrefflichen Frau und zeigte bei den Schicksalsschlägen, die sie und ihre Familie trafen, ungewöhnliche Seelengröße und Charakterstärke." Und nun, „was sollen wir hiezu sagen?" Wir lassen die Tatsachen reden. Wer nicht sieht, wie über Goethes folgenden Tagen bei aller glanzvollen Entwicklung seiner reichen Persönlichkeit eine dunkle Wolke des Verhängnisses schwebt, der hat für Ursache und Wirkung, für echtes und bloß scheinbares Glück wenig Sinn, dem ist niemals aufgegangen, was gottgeordnete Häuslichkeit in gegebenen Schranken für eine Fülle beglückender Anregung und Kräfteverjüngung bergen kann. Was wir Goethes freier Entwicklung auf Bahnen fälschlich beschönigter Verirrung verdanken, das könnte die Welt ohne Schaden missen. Das Gesunde erwuchs aus gesundem Boden, aus der bessern seiner „zwei Seelen".

Gärung und Klärung in Weimar und Italien.

(1775—1794.)

Ein edler Mensch kann einem engen Kreise
Nicht seine Bildung danken. Vaterland
Und Welt muß auf ihn wirken, Ruhm und Tadel
Muß er ertragen lernen. Sich und andre
Wird er gezwungen, recht zu kennen.

Goethe (Tasso).

Goethes Name war längst in Weimar bekannt. Und als er Ende 1774 zu den beiden weimarischen Prinzen in einen Gasthof Frankfurts gerufen wurde, vermied er's mit feinem Takt, von seinen eigenen Werken zu reden, und machte durch sein ganzes Verhalten einen vortrefflichen Eindruck. Umsonst versuchten Vater und Mutter, den Ehescheuen ins Joch der Häuslichkeit einzuspannen. Nach dem Bruche mit Lili war Frankfurt für ihn „wie mit Besemen gekehrt", und als er im Spätherbst 1775 sich aufgemacht hatte, Italien zu sehen, holten ihn die Boten des Herzogs in Heidelberg ein und führten ihn mit schnellen Pferden einer neuen Heimat entgegen.

In Weimar waltete Herzogin Amalia, mit 18 Jahren Witwe geworden, die Nichte des Preußenkönigs Friedrich des Großen. Lebenslustig und wohlgebildet, mit aufrichtiger Liebe für schöne Künste, suchte sie gutzumachen, was ihr Oheim gegenüber deutschen Dichtern gesündigt, und der Stolz ihres Hofes wurden bedeutende Geister. Am 7. November, bei Gelegenheit einer Festlichkeit, wurde Goethe dem Hofe vorgestellt. „Welch reicher Himmel! Stern bei Stern! Wer kennet ihre Namen?" Wieland war schon durch einen Brief umgestimmt. Bald schrieb er, seine Seele sei so voll Goethe, wie ein Tropfen von der Morgensonne, und später: „Für mich ist kein Leben mehr ohne diesen wunderbaren Knaben, den ich als meinen eingeborenen einzigen Sohn liebe, und, wie einem echten Vater zukommt, meine innige Freude daran habe, daß er mir so schön übern Kopf wächst und alles das ist, was ich nicht habe werden können."

Ja in Versen sang er von ihm:

„Mit seinem schwarzen Augenpaar,
Zaubernden Augen mit Götterblicken,
Gleich mächtig zu töten und zu entzücken,
So trat er unter uns herrlich und hehr
Ein echter Geisterkönig daher...
So hat sich nie in Gottes Welt
Ein Menschensohn uns dargestellt." ...

Schönheit, Genie und Liebenswürdigkeit eroberten dem Dichter zahlreiche Herzen im Sturm, und wie er heimisch geworden war, regte er Herders Berufung an, mit dem ihn alte Bande verknüpften. Wichtig war, daß der Gast in kurzer Zeit den Herzog vollständig zum Freunde gewann.

Karl August, erst achtzehnjährig, war eben im besten Anlauf allem Hofzeremoniell und Zwang zum Trotz sich genialisch auszutoben und der Dichter des Götz und Werther, der anerkannte König aller Stürmer und Dränger sollte sein maître de plaisir sein. Und freilich in den nächsten Tagen und Jahren ließen die Jungen ihre prickelnde Kraft sich gründlich austoben und sorgten redlich dafür, daß dem kleinstädtischen Klatsch der Stoff nicht ausging. „Ich treib's hier freilich toll genug und denk' oft an dich" schrieb Goethe an Merck „wir machen des Teufels Zeug." Wildes Reiten über Hecken und Gräben Jagen, Trinken, Schlittschuhlaufen bei Musik und Fackelschein, Theaterspiel und tolle Verkleidungen mit Kampieren im Freien, übermütiger Ulk und leichte Liebeleien — Herzogin Amalia in Besorgnis und die junge Herzogin Luise aus Darmstadt, die Gemahlin Karl Augusts im Schmerz — ist es unverständlich und war es unedel, wenn der Dichter des Messias, der am Darmstädter Hofe wohl angeschrieben stand, einen warnenden Brief an Goethe sandte? Die Gerüchte waren auch bis zu ihm gelangt und unterm 8. Mai 1776 schrieb Klopstock:

„Hier ein Beweis von Freundschaft, liebster Goethe! Er wird zwar ein wenig schwer, aber er muß gegeben werden. Lassen Sie mich nicht damit anfangen daß ich es glaubwürdig weiß: denn ohne Glaubwürdigkeit würde ich ja schweigen. Denken Sie auch nicht, daß ich Ihnen wenn es auf Ihr Tun und Lassen ankommt, einreden werde; auch das denken Sie nicht, daß ich Sie deswegen, weil Sie vielleicht in diesem oder jenem andre Grundsätze haben als ich strenge beurteile. Aber Grundsätze, Ihre und meine, beiseite, was wird denn der unfehlbare Erfolg sein, wenn es fortwährt? Der Herzog wird, wenn er sich ferner bis zum Krankwerden betrinkt, anstatt, wie er sagt seinen Körper dadurch zu stärken erliegen und nicht lange leben. Es haben sich wohl starkgeborne Jünglinge, und das ist denn doch der Herzog gewiß nicht, auf diese Art frühe hingeopfert. Die Deutschen haben sich bisher mit Recht über ihre Fürsten beschwert, daß diese mit ihren Gelehrten nichts zu schaffen haben wollten. Sie nehmen jetzo den Herzog von Weimar mit Vergnügen aus. Aber was werden andere Fürsten, wenn Sie in dem alten Tone fortfahren, nicht zu ihrer Rechtfertigung anzuführen haben? Wenn es nun wird geschehen, was ich fühle, daß es geschehen wird! Die Herzogin wird vielleicht ihren Schmerz jetzo noch niederhalten können: denn sie denkt sehr männlich. Aber dieser Schmerz wird Gram werden, und läßt sich der denn auch etwa niederhalten? Louisens Gram, Goethe! — Nein, rühmen Sie sich nur nicht, daß Sie lieben, wie ich! — Ich muß noch ein Wort von meinem Stolberg sagen. Er kommt aus Freundschaft zum Herzog. Er soll also doch wohl mit ihm leben? Wie aber das? Auf seine Weise? Nein, er geht, wenn es sich nicht ändert, wieder weg. Und was ist dann sein Schicksal? Nicht in Kopenhagen, nicht in Weimar. Ich muß Stolberg schreiben; was soll ich ihm schreiben? Es kommt auf Sie an, ob Sie dem Herzog diesen Brief zeigen wollen, oder nicht. Ich für mich habe nichts dawider. Im Gegenteil; denn da ist er gewiß noch nicht, wo man die Wahrheit die ein treuer Freund sagt, nicht hören will."

Klopstocks edle Warnung (prophetische Unkenrufe nennt sie Haarhaus) hätte doch wohl eine andere Antwort verdient, als folgende (vom 21. Mai 1776): „Verschonen Sie uns künftig mit solchen Briefen, lieber Klopstock! Sie helfen uns nichts und machen uns immer ein paar böse Stunden. Sie fühlen selbst, daß ich darauf nichts zu antworten habe. Entweder ich müßt' als ein Schulknabe ein Pater peccavi anstimmen oder sophistisch entschuldigen, oder als ein ehrlicher Kerl verteidigen, und käme vielleicht in der Wahrheit ein Gemisch von allen Dreien heraus, und wozu? Also kein Wort mehr zwischen uns über die Sache. Glauben Sie mir, daß mir kein Augenblick meiner Existenz überbliebe, wenn ich auf alle solche Anmahnungen antworten sollte. — Dem Herzog tat's einen Augenblick weh, daß es ein Klopstock wäre. Er liebt und ehrt Sie; von mir wissen und fühlen Sie eben das. Leben Sie wohl. Stolberg soll immer kommen. Wir sind nicht schlimmer und will's Gott besser, als er uns gesehen hat. Goethe." Klopstock antwortete: „Sie haben den Beweis meiner Freundschaft so sehr verkannt, als er groß war, besonders deswegen, weil ich unaufgefordert mich höchst ungern in das mische, was andere tun. Und da Sie sogar unter all solche Briefe und all solche Anmahnungen (denn so stark drücken Sie sich aus) den Brief werfen, welcher diesen Beweis enthielt, so erkläre ich Ihnen

Goethe.
(Nach einer Silhouette von Klauer.)

hiemit, daß Sie nicht wert sind, daß ich ihn gegeben habe. Stolberg soll nicht kommen, wenn er mich hört, oder vielmehr, wenn er sich selbst hört. Klopstock."

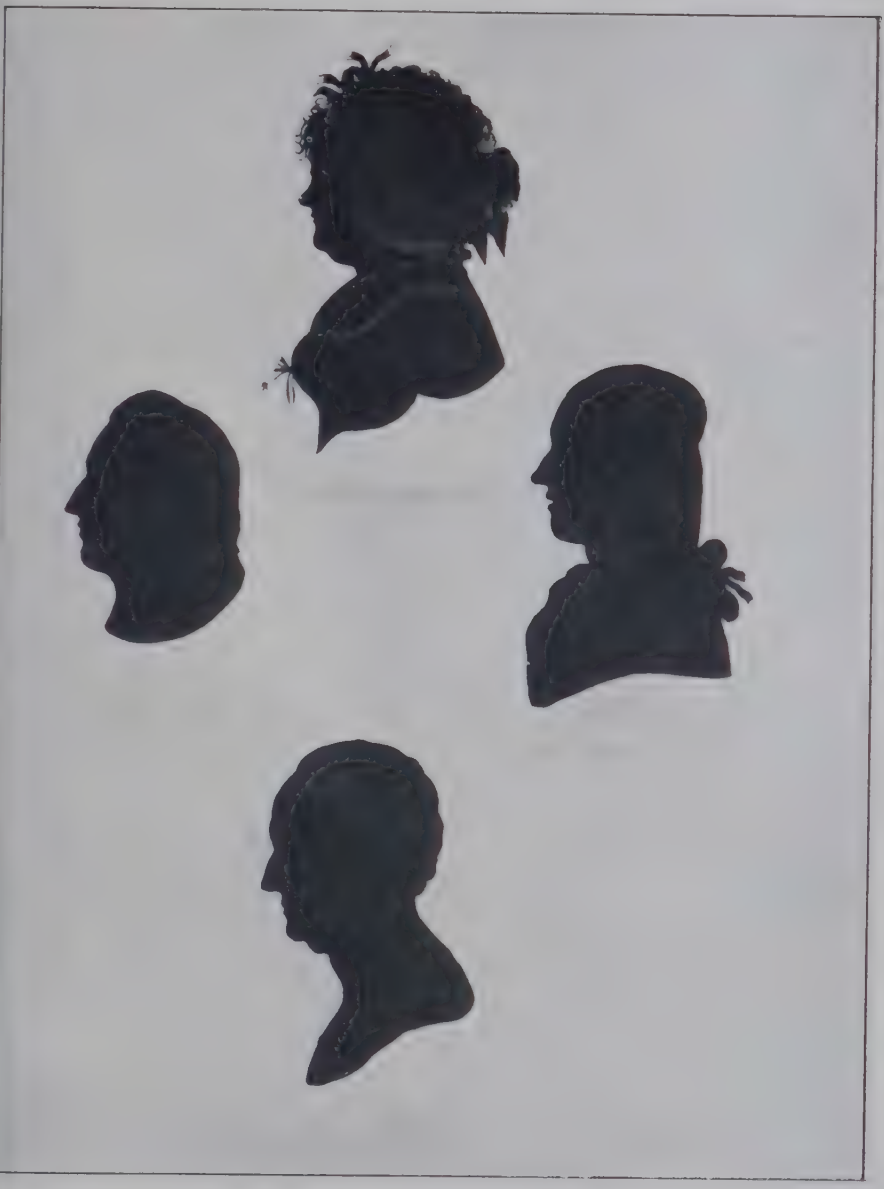
In Ilmenau war später dem Dichter nicht wohl. „Die Geister der alten Zeit," sagte er, „lassen mir hier keine frohe Stunde, ich habe keinen Berg besteigen mögen, die unangenehmen Erinnerungen haben alles befleckt." Und in dem bedeutungsvoll schönen Gedicht Ilmenau aus dem Jahr 1783 zeichnet er eins der Erinnerungsbilder:

„Wo bin ich, ist's ein Zaubermärchenland?
Welch nächtliches Gelag am Fuß der Felsenwand?
Bei kleinen Hütten, dicht mit Reis bedecket,
Seh' ich sie froh an's Feuer hingestrecket.
Es dringt der Glanz hoch durch den Fichtensaal,
Am niedern Herde kocht ein rohes Mahl;
Sie scherzen laut, indessen, halb geleeret,
Die Flasche frisch im Kreise wiederkehret.
Sagt, wem vergleich' ich diese munt're Schar?
Von wannen kommt sie? um wohin zu ziehen?
Wie ist an ihr doch alles wunderbar?
Soll ich sie grüßen? soll ich vor ihr fliehen?
Ist es der Jäger wildes Geisterheer?
Sind's Gnomen, die hier Zauberkünste treiben?
Ich seh' im Busch der kleinen Feuer mehr;
Es schaudert mich, ich wage kaum zu bleiben.
Ist's der Ägyptier verdächt'ger Aufenthalt?
Ist es ein flücht'ger Fürst wie im Ardenner-Wald?"

Und seiner selbst gedenkt der Dichter dabei mit den Worten:

„Wer kennt sich selbst? wer weiß, was er vermag?
Hat nie der Mutige Verweg'nes unternommen?
Und was du tust, sagt erst der andre Tag,
War es zum Schaden oder Frommen.
Ließ nicht Prometheus selbst die reine Himmelsglut
Auf frischen Ton vergötternd niederfließen?
Und konnt' er mehr als irdisch Blut
Durch die belebten Adern gießen?
Ich brachte reines Feuer vom Altar;
Was ich entzündet, ist nicht reine Flamme.
Der Sturm vermehrt die Glut und die Gefahr,
Ich schwanke nicht, indem ich mich verdamme.
Und wenn ich unklug Mut und Freiheit sang
Und Redlichkeit und Freiheit sonder Zwang,
Stolz auf sich selbst und herzliches Behagen,
Erwarb ich mir der Menschen schöne Gunst:
Doch ach! ein Gott versagte mir die Kunst,
Die arme Kunst, mich künstlich zu betragen.
Nun sitz' ich hier, zugleich erhoben und gedrückt,
Unschuldig und gestraft, unschuldig und beglückt."

„Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unsers Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts als mutig ge-



Goethes Mutter im Jahr 1805.

Goethe im 32. Jahr
in Wetzlar.

Goethe
in der Goldarbeiters-Werkstätte.

Goethe
nach dem Abguß von K. G. Weißer
um 1813.

faßt die Zügel festzuhalten und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze dort die Räder abzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam! läßt der Dichter seinen Egmont sagen und rief er einst scheidend seiner Lili zu.

Durch all das tolle Brausen hindurch verlor aber Goethe die leitenden Sterne nicht dauernd aus den Augen. Wollte er auf den um acht Jahre jüngern Herzog einen erzieherischen Einfluß ausüben, so mußte er erst sein Vertrauen gewinnen und das gewann er auch rückhaltlos. Selbst das brüderliche Du fehlte dem Verhältnis der beiden nicht. Juni 1776 ernannte der Herzog seinen Freund zum Geheimen Legationsrat mit Sitz und Stimme im Konseil und 1200 Talern Gehalt, 1779 zu seinem Geheimrat. 1782 ließ er ihm durch Kaiser Joseph II. das Adelsdiplom zukommen und Goethe ließ es sich auch etwas kosten, das ihm entgegengebrachte Vertrauen nicht zu Schanden werden zu lassen.

„Ich bin nun in alle Hof- und politische Händel verwickelt und werde fast nicht wieder wegkönnen," schrieb er Anfang 1776. „Meine Lage ist vorteilhaft genug, und die Herzogtümer Weimar und Eisenach immer ein Schauplatz, um zu versuchen, wie einem die Weltrolle zu Gesicht stünde. Ich übereile mich drum nicht, und Freiheit und Genüge werden die Hauptkonditionen der neuen Einrichtung sein." Am 8. März schreibt er: „Den Hof hab' ich nun probiert, nun will ich auch das Regiment probieren."

Mit löblichstem Fleiß arbeitete er sich in zahlreiche ihm völlig neue Gebiete hinein, machte sich vertraut mit der Lage der armen Weber in Apolda, mit Bergbau, Forst- und Landwirtschaft und selbst dem Militärwesen entzog er sich nicht. Dazu ließ er heimlicherweise die Erziehung des Herzogs seine stete Sorge sein. 1772 begleitete er Karl August nach Berlin und sah den alten Fritz. „Es sind mir tausend Lichter aufgegangen," berichtet er. „Und dem alten Fritz bin ich recht nah geworden: da hab' ich sein Wesen gesehen, sein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageien, zerrissene Vorhänge, und hab' über den großen Menschen seine eigenen Lumpenhunde räsonnieren hören." In Potsdam besichtigte er die Regimentsstallungen, das Waisenhaus und die Bildergalerie in Berlin die Porzellanfabrik, besuchte auch den Kupferstecher Chodowiecki und die Naturdichterin Karsch und speiste beim Prinzen Heinrich, dem Bruder des Königs.

Um den Herzog dem windigen Hoftreiben und unglücklichen Leidenschaften zu entreißen, seine Seele mit großen Natureindrücken zu füllen und in der Stille besser auf ihn einwirken zu können, trat er im September 1779 eine Schweizerreise mit ihm an. Karl August hielt sich inkognito. Für den Herrn Rat und Frau Aja war's ein rechter „Jubel- und Freudentag", als die vornehme Gesellschaft am Hirschengraben Quartier genommen und halb Frankfurt erschien, um womöglich einen Schein von „Goethes Herzog" zu erhaschen. Vor Straßburg trennte sich der Dichter von der kleinen Kavalkade, um einen Abstecher nach Sesenheim zu machen, eine Art von Bußfahrt. „Ich fand eine Familie," schrieb er nach Weimar, „wie ich sie vor acht Jahren verlassen hatte.

beisammen, und wurde gar freundlich und gut aufgenommen. Da ich jetzt so rein und still bin, wie die Luft, so ist mir der Atem guter und stiller Menschen sehr willkommen. Die zweite Tochter vom Hause hatte mich ehemals geliebt, schöner, als ich's verdiente, und mehr als andere, an die ich viel Leidenschaft und Treue verwendet habe. Ich mußte sie in einem Augenblick verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete. Sie ging leise drüber weg, mir zu sagen, was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch überbliebe, betrug sich allerliebst, mit so viel herzlicher Freundschaft vom ersten Augenblick, da ich ihr unerwartet auf der Schwelle ins Gesicht trat, und wir mit den Nasen aneinanderstießen, daß mir's ganz wohl wurde. Nachsagen muß ich ihr, daß sie auch nicht durch die leiseste Berührung irgend ein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm. Sie führte mich in jede Laube, und da mußt' ich sitzen, und so war's gut. Wir hatten den schönsten Vollmond. Ich erkundigte mich nach allem. Wir erinnerten uns an manche Streiche jener guten Zeit, und ich fand mein Andenken so lebhaft unter ihnen, als ob ich kaum ein halb Jahr weg wäre. Die Alten waren treuherzig; man fand, ich war jünger geworden. Ich blieb die Nacht und schied den andern Morgen bei Sonnenaufgang, von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken und in Friede mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in mir leben kann."

In Straßburg sah er Lili glücklich vermählt, spielend mit „einer Puppe von sieben Wochen", in Emmendingen aber das Grab seiner Schwester Cornelia, die ihn weiland vor der Heirat Lilis gewarnt. Ihr Haushalt war ihm „wie eine Tafel, worauf eine geliebte Gestalt stand, die nun weggelöscht ist. Auf diesem Wege rekapituliere ich mein ganz vorig Leben, sehe alle alten Bekannten wieder. Gott weiß, was sich am Ende zusammen summieren wird," meinte er.

Durch die ganze Schweiz geleitete die Reisenden ein beispielloses Glück. Ist der Spätherbst sonnig und klar, so sind seine Tage die schönsten des Jahres, und solche wurden der Gesellschaft zu teil. Von Basel aus führte der Weg der rauschenden Birs entgegen durch die Klusen und Klammen des Jura nach Biel, dann zur Petersinsel, wo Rousseau stille Tage verträumt, dann über das große Moos nach dem Städtchen Murten, wo die Lektüre der Murtenschlacht das Gelände mit Gestalten der Erinnerung belebte, dann durch die schöne Landschaft über Bern nach Thun, bei regnerischem Wetter in gedecktem Schiff den See hinauf, von Interlaken mit einem Leiterwagen nach Lauterbrunnen; Einkehr beim Pfarrer. Am nächsten Morgen wurde der Staubbach betrachtet. „Vom „Gesange der Geister." schreibt Goethe von Thun aus, „habe ich noch wundersame Strophen gehört, kann mich aber kaum beiliegender erinnern:

„Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd.

Strömt von der hohen,
Steilen Felswand
Der reine Strahl,
Dann stäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum glatten Fels,
Und leicht empfangen
Wallt er verschleiernd,
Leisrauschend,
Zur Tiefe nieder.
Ragen Klippen
Dem Sturz entgegen,
Schäumt er unmutig,
Stufenweise
Zum Abgrund.
Im flachen Bette
Schleicht er das Wiesental hin;
Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Gestirne.
Wind ist der Welle
Lieblicher Buhler;
Wind mischt vom Grund aus
Schäumende Wogen.
Seele des Menschen,
Wie gleichst du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind!"

Von Lauterbrunnen aus kletterten die Wanderer zur Steinenalp und zum Tschingelhorn hinauf und überstiegen dann bei klarblauem Himmel vor den Silberfirnen von Jungfrau, Mönch und Eiger vorüber die Wengernalp und die kleine Scheidegg. Über Grindelwald Rückkehr nach Bern und Langnau und zum Grabmal der Frau Pfr. Langhans in Hindelbank. Von Rolle aus ritten sie den Jura hinan zu Mercks Schwiegereltern in Mont. Auf dem Gipfel der Dent de Vaulion Ausblick auf ein weites glänzendes Nebelmeer, aus dem die Berge wie Inseln aufragten. Von der Dôle aus bei herrlich mundendem Picknick hinter Felsen das ganze schöne Land mit Dörfern und Städten, Weinbergen und See aus dem Nebel sich loslösend zu ihren Füßen. Von Genf aus Ritt nach dem Tal von Chammounix. „Der Himmel wurde nach und nach sternenhell, und nun bemerkten sie über den dunkeln Berggipfeln rechts vor sich ein Licht, das sie sich nicht zu deuten wußten. Hell, ohne Glanz wie die Milchstraße, doch dichter, fast wie die Plejaden, nur größer, unterhielt es lange ihre Aufmerksamkeit, bis es endlich, da sie ihren Standpunkt änderten, wie eine geheimnisvoll leuchtende Pyramide über alle Bergspitzen hervorragte und sie überzeugte, daß es der Gipfel des Montblanc war. Von einem Sternenkreis umgeben, schien er zu einer höhern Sphäre zu gehören, und es ward schwer, in Gedanken seine Wurzeln wieder an die Erde zu befestigen."

Von hier ins Tal der Rhone hinüber und dem ungestüm rauschenden Strom entlang das ganze Wallis hinauf mit Seitentour zu den Felsen der Gemmi. Und dann — es war schon Mitte November — anstrengender Marsch durch mehr als knietiefen Schnee am Absturz des Rhonegletschers vorbei die Furka hinauf mit Einkehr bei den Kapuzinern in Realp und vom originellen Urserntal aus Aufstieg zum Gotthardthospiz, Rückkehr, Urnerloch, Teufelsbrücke, Vierwaldstättersee mit allen poetischen Erinnerungen der Vorzeit, Luzern und Ankunft bei Lavater in Zürich. Wiederholt hatte Goethe ihm Grüße gesandt und ihn vorbereitet: „Lieber Bruder, Dich wiederzusehen, ist einer meiner beständigsten Wünsche diese vier Jahre her und wird nun auch bald erfüllt. Ich habe Dir viel zu sagen und viel von Dir zu hören; wir wollen wechselweis Rechnung von unserm Haushalten ablegen, einander segnen und für die Zukunft

stärken wieder ganz nah zusammenrudern und uns freuen daß wir noch in einer Luft Atem holen. Bisher sind wir glücklich gereist; bete auch daß uns die himmlischen Wolken günstig bleiben und wir an allen Gefahren vorüber gehen." Und ein ander Mal: „Eins werden wir aber doch wohl tun, daß wir einander unsere Particular-Religionen ungehudelt lassen. Du bist gut darin aber ich bin manchmal hart und unhold; da bitt' ich Dich im voraus um Geduld. Denn z. E. da hat mir Tobler Deine Offenbarung Johannis gegeben, an der ist mir nun nichts noch, als Deine Handschrift; darüber habe ich sie auch zu lesen angefangen. Es hilft aber nicht, ich kann das Göttliche nirgends und das Poetische nur hie und da finden; das Ganze ist mir fatal, mir ist's, als roch' ich überall einen Menschen durch, der gar keinen Geruch von dem gehabt hat, der da ist A und O. Siehst Du, lieber Bruder, wenn nun Deine Vorerinnerung gerade das Gegenteil besagt, und unter dem 29. September 1779! Da werden wir wohltun, wenn wir irgend ein sittsam Wort sprechen. Ich bin ein sehr irdischer Mensch; mir ist das Gleichnis vom ungerechten Hausvater, vom verlorenen Sohne vom Säemann, von der Perle vom Groschen u. s. w. göttlicher (wenn je was Göttliches da sein soll), als die sieben Botschafter, Leuchter, Hörner, Siegel, Sterne und Wehe. Ich denke auch aus der Wahrheit zu sein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne, und Gott habe Geduld mit mir, wie bisher." In einem Briefe an Knebel vom 30. November schreibt Goethe: „Hier bin ich bei Lavater im reinsten Zusammengenuß des Lebens. In dem Kreise seiner Freunde ist eine Engelsstille und Ruhe bei allem Drange der Welt und ein anhaltendes Mitgenießen von Freud' und Schmerz. Doch hab' ich deutlich gesehen, daß es vorzüglich darin liegt daß Jeder sein Haus, Frau, Kinder und eine rein menschliche Existenz in der nächsten Notdurft hat; das schließt an einander und speit, was feindlich ist sogleich aus. Lavater ist und bleibt ein einziger Mensch, den man nur drei Schritte von ihm gar nicht erkennen kann. Solche Wahrheit, Glauben, Liebe, Stärke, Weisheit, Güte, Betriebsamkeit, Ganzheit, Mannigfaltigkeit, Ruhe ist weder in Israel noch unter den Heiden." So schieden sie den 2. Dezember im besten Verständnis. Aber immer weiter führten sie ihre Pfade fortan auseinander. Am 7. Dezember standen die Reisenden vor dem Rheinfall und in Stuttgart zeigte ihnen der Herzog seine Militär-Akademie. Als sie dem Feste des Jahrestages beiwohnten, ahnte Goethe nicht, daß der blasse Jüngling mit den rötlichen Haaren, den entzündeten Augen und der Adlernase, der ihn unablässig anstarrte, dereinst noch gemeinsam mit ihm um einen Kranz ringen und sein bedeutendster Freund sein werde. Es war Schiller, der sich eben mit den Räubern trug.

Wieland zählte die Schweizerreise zu Goethes meisterhaftesten Dramen. „Man muß aber auch gestehen," fügt er hinzu, „daß er das wahre enfant gâté der Natur und aller Schicksals-, Glücks- und Zufallsgötter ist; denn am Ende hätte er doch mit aller seiner dramatischen Panurgie keine einzige fatale Wolke vom Himmel wegblasen können; und ein einziger unglücklicher Zufall, für den ihn nur ein Narr responsabel machen konnte und doch die ganze Welt responsabel gemacht hätte, war hinlänglich das ganze Drama zu ruinieren." . . . Goethe

war um so mehr erfreut über den guten Verlauf der Schweizerreise, als deren wohltätige Wirkung auf den Herzog sichtbar hervortrat. Immer fester wurzelte sich der Dichter in die Weimarer Stellung ein.

Goethes Gartenhaus und Garten zu Weimar. (Mit den von Goethe darunter gesetzten Versen. (Nach einer Zeichnung von Otto Wagner 1827, gestochen von L. Schütze.)

Im Park an der sanft vorübergleitenden Ilm an einem vor rauhen Winden geschützten Ort steht noch das einfache Gartenhaus, das der Herzog seinem Freunde zum Aufenthalt schenkte. Mit spaliergeschmückten weißen Holzwänden und hohem Schindeldach hebt es sich idyllisch vom grünen Hintergrund ab. Sechs

Jahre lang wohnte der Dichter hier und des Nachts schlief er oft in seinen Mantel gehüllt unter freiem Himmel und sah beim Erwachen nach den Sternen. Auch später zog er sich gern in die Stille dieses Winkels zurück. 1782 begann sich Goethe „auf ministerialischem Fuß einzurichten" und bezog das Haus am Frauenplan, das ihm später der Herzog schenkte. Der Herzog aber wohnte jahrelang in dem Borkenhäuschen, das ihm Goethe zum Feste seiner Gemahlin Luise gestiftet, und Rousseauisch diente der gleiche Raum als Arbeits- und Schlafzimmer und Empfangssalon. Hatte der Adel das Emporsteigen des bürgerlichen Günstlings mit schelen Augen angesehen, so mußte er wohl oder übel nach und nach dessen Einsicht und Pflichttreue anerkennen. „Wenn ich den Wein abschaffen könnte, wär' ich sehr glücklich," bemerkte Goethe im Tagebuch.

Und wo blieben die Musen? „Ich lade fast zu viel auf mich," heißt es in einem Brief an Lavater, „und wieder kann ich nicht anders. Staatssachen sollte der Mensch, der drein versetzt ist, sich ganz widmen; und ich möchte doch so viel anderes auch nicht fallen lassen." „Ich muß auch all meinen Weizen unter das Kommisbrot backen," klagte er ein andermal. Und freilich — immer mehr seines Weizens backte er in die Amtsgeschäfte, viel auch in allerlei Hofdichtungen zu leichtem Vergnügen und Festlichkeiten; so schuf er zum Geburtstag der Herzogin Luise das Singspiel „Lila", in Erinnerung an die Schweizerreise „Jery und Bätely", zur Aufführung unter freiem Himmel „Die Fischerin" u. a. In der Posse „Der Triumph der Empfindsamkeit" oder „Die geflickte Braut" verspottete er jetzt die Werther-Stimmung. Aber je besser solche Produkte zur bestimmten Gelegenheit passen, je weniger hat oft die Nachwelt davon und Goethe wurde es müde, „der Großmeister der Affen zu sein."

Sein Liederquell freilich versiegte nicht. Einige seiner allerschönsten Gedichte traten in diesen Jahren ans Licht, so die Balladen „Der Erlkönig" und „Der Fischer", beide voll herrlichster Sprachmusik, so ferner die „Grenzen der Menschheit".

„Wenn der uralte,
Heilige Vater
Mit gelassener Hand
Aus rollenden Wolken
Segnende Blitze
Über die Erde sä't,
Küss' ich den letzten
Saum seines Kleides,
Kindliche Schauer
Treu in der Brust." ꝛc.

— und das echt Goethesche Mondlied:

„Füllest wieder Busch und Tal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz;

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Über mein Geschick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit;
Wandle zwischen Freud' und Schmerz
In der Einsamkeit.

Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh!
So verrauschte Scherz und Kuß
Und die Treue so.

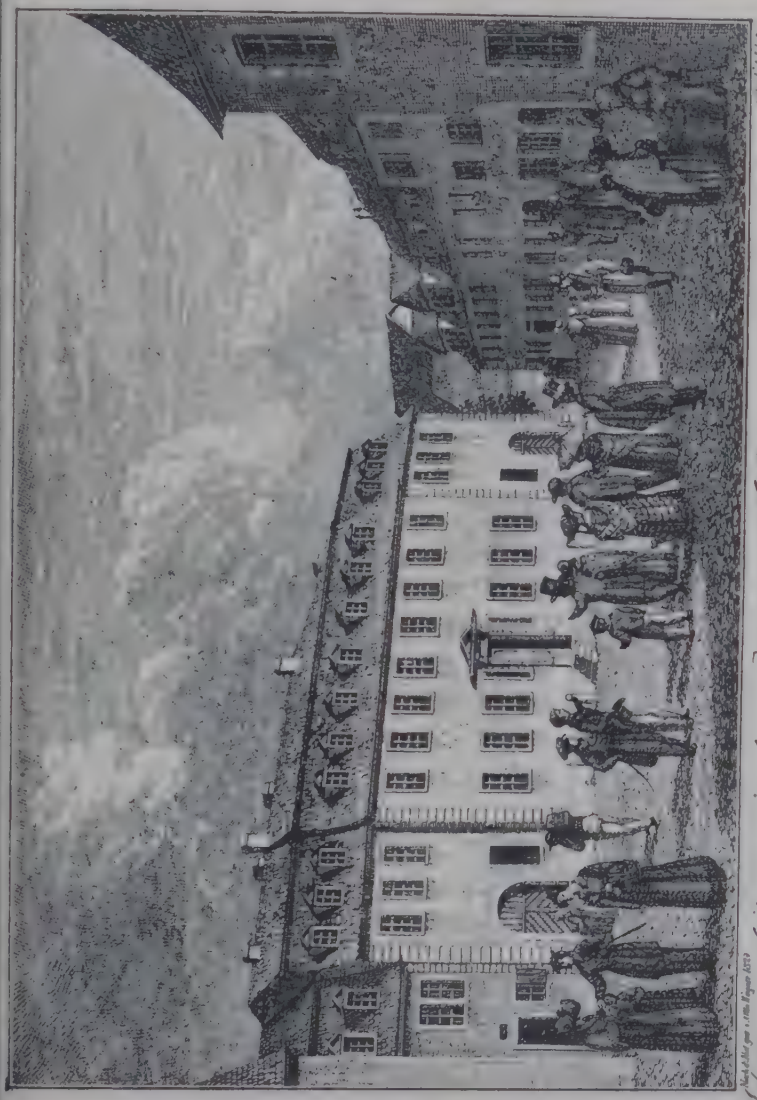
Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt!

Der Erlkönig.

Nach dem Gemälde von M. von Schwind

Rausche, Fluß, das Tal entlang
Ohne Rast und Ruh',
Rausche, flüstre meinem Sang
Melodien zu —

Wenn du in der Winternacht
Wütend überschwillst,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillst.



Goethes Haus in Weimar. Mit Goethes eigenhändiger Widmung.
(Nach der Zeichnung von Otto Wagner geätzt von L. Schütze.)

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,

Was, von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht!"

„So vertauschte Scherz und Kuß und die Treue so!" — Der König in Thule dagegen erscheint als das Lied unverbrüchlicher Liebestreue. Daher seine Wirkung.

Aber für die großen Dichtungen wollte es nirgends langen. Der Faust blieb ungefähr, wie er war. Egmont war schon in Frankfurt nahezu vollendet, rückte aber jetzt nicht von der Stelle. Iphigenie trat ins Leben und wurde 1779 in Weimar aufgeführt, noch in Prosa. „Mein Tasso" schrieb Goethe „dauert mich selbst: er liegt auf dem Pult und sieht mich so freundlich an: aber wie will ich zureichen?" Ruckweise wuchs der Roman „Wilhelm Meister". Große Anfänge, aber wenig Vollendung! An Knebel schrieb Goethe: „Seit Anfang des Jahres hat es viel Treibens zur Komödie und Redouten gegeben, da ich denn freilich meine Hand, den Kreisel zu treiben, habe hergeben müssen, die von anderen Expeditionen schon herzlich müde ist ... Ich unterhalte dich von nichts als Luft; inwendig sieht's viel anders aus, was niemand besser als wir anderen Leib- und Hofmedici wissen können."

Eine tiefe Sehnsucht erwachte allmächtig in des Dichters Seele nach Stille nach Sammlung. „Der Dichter," sagt Wilhelm, „muß ganz sich ganz in seinen geliebten Gegenständen leben. Er, der vom Himmel innerlich aufs köstlichste begabt ist, der einen immer sich selbst vermehrenden Schatz im Busen bewahrt, er muß auch von außen ungestört mit seinen Schätzen in der stillen Glückseligkeit leben, die ein Reicher vergebens mit aufgehäuften Gütern um sich hervorzubringen sucht ... Der Dichter, der wie ein Vogel gebaut ist um die Welt zu überschweben, auf hohen Gipfeln zu nisten und seine Nahrung von Knospen und Früchten, einen Zweig mit dem andern leicht verwechselnd, zu nehmen, er sollte zugleich wie der Stier am Pfluge ziehen, wie der Hund sich auf eine Fährte gewöhnen, oder vielleicht gar, an die Kette geschlossen, einen Meierhof durch sein Bellen sichern?"

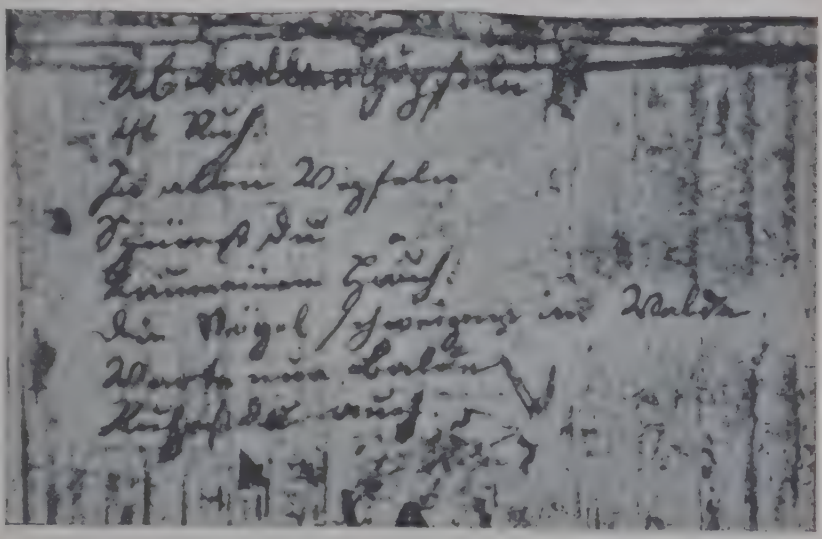
Im tiefsten Grund war's eine Sehnsucht nach Frieden und sie fand mitunter einen ergreifenden Ausdruck, so in den beiden kleinen klassischen Gedichten, die als Wanderers Nachtlied und Ein gleiches überall bekannt sind, immer wieder gesungen werden. „Der du von dem Himmel bist" schrieb er am Hange des Ettersberges, am 12. Februar 1776 und sandte die seelenvollen Verse an Frau von Stein. Auf der Rückseite des Blattes steht von anderer Hand: „Den Frieden laß ich euch; meinen Frieden geb ich euch; nicht geb ich euch, wie die Welt gibt; euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht!" Und der Sohn der Frau von Stein hat die Bemerkung hinzugefügt: „Dies als Antwort von der Hand meiner Großmutter Schardt einer ernsten, frommen, gefühlvollen Frau." Und am 7. September 1783 auf der Höhe des Gickelhahn bei Ilmenau schrieb Goethe mit Bleistift an einen hölzernen Pfosten des Sommerhäuschens:

„Über allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch,
Die Vögelein schweigen im Walde;
Warte nur, balde
Ruhest du auch."

Goethe in Italien.

(Nach dem Gemälde von Joh. H. W. Tischbein im Städelschen Kunst-Institut [illegible])

Frau von Stein? Es ist an der Zeit, daß wir sie nennen. Denn niemand hat in jenen ersten zehn Jahren von Goethes Weimarer Aufenthalt so tief und nachhaltig auf ihn eingewirkt wie diese mit feinem Sinn und Verständnis für Poesie begabte Frau, die Gattin des herzoglichen Oberstallmeisters, wieder eine Lotte. Alles, was ihn bewegte, brachte er mündlich oder schriftlich vor sie. Er ehrte sie mit Namen, die der fromme Heide für seine Gottheiten in Bereitschaft hat. Sie glättete die hochgehenden Wogen seines Sturms und Drangs und er nannte sie seine holde Besänftigerin, seine Treiberin, den schönen Talisman seines Lebens. Waren es bis jetzt lauter Backfische gewesen, die sein Herz entzündet, hier war's eine Frau. Ja sie war sieben volle Jahre älter als er und Mutter von sieben Kindern. Was aber auch alles zur Erklärung und Entschul-



Wanderers Nachtlied: „Über allen Gipfeln ist Ruh."
(Am 6. 7. September 1780 von Goethe auf die Innenwand des Jagdhäuschens auf dem Gickelhahn geschrieben und am 27. August 1813 von ihm erneuert.)

digung des Verhältnisses angeführt werden mag und angeführt wird, — ein Urbehagen, wie es Bismarcks Briefe an seine Gattin wachrufen, wird ein unverbildetes Gemüt ob Goethes ungefähr 1600 Briefen und Billets an eine verheiratete Frau leider niemals empfinden.

Ähnliches begann auch der Dichter selber zu verspüren, und es drängte ihn zu entfliehn.

„Kennst du das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Gold-Orangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht,
Kennst du es wohl?
Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn.

Kennst du das Haus? Auf Säulen ruht sein Dach,
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
Und Marmorbilder stehn und sehn mich an:
Was hat man dir, du armes Kind, getan?
Kennst du es wohl?
Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Beschützer, ziehn.

Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg;
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut;
Es stürzt der Fels und über ihn die Flut.
Kennst du ihn wohl?
Dahin! Dahin
Geht unser Weg! o Vater, laß uns ziehn!"

Aus dem Jahr 1785 findet sich in Goethes Tagebuch die Notiz: „Prüfung meiner Zustände. — Was abging — Reise nach Italien vorgesetzt — Aberglaube." Er meinte nämlich, es werde nichts draus, wenn jemand darum wisse und zog nur den Herzog ins Vertrauen. Als „Kaufmann Möller aus Leipzig" reiste er heimlich in der Morgenfrühe des 3. September 1786 von Karlsbad ab, wo die Weimarer Gesellschaft zur Kur geweilt, dem Süden zu, und erst von Rom aus schrieb er wieder an Frau von Stein. Über den Brenner führte die Fahrt. „Ich gehe allerlei Mängel zu verbessern und allerlei Lücken auszufüllen. Es dringt und zwingt mich, in Gegenden mich zu verlieren wo ich ganz unbekannt bin," und in Italien, im Land der Formen und Farben, im Land der Antike, war es ihm, als wäre er hier geboren und erzogen, und käme nur von einer Grönlandsfahrt zurück.

Warm ging das Herz ihm auf, als italienische Laute sein Ohr berührten, ihn die ersten zarten Kinder einer neuen Flora anlachten. Von Bozen weg berührte die Route Verona, Vicenza, Padua, Venedig, dann Ferrara, Bologna, Florenz, und mit immer kürzern Pausen eilte er Rom zu. Und erst nach zwei Jahren verließ er's endgültig wieder. Mit regstem Interesse ging er dran, aus dem neuen Rom das antike herauszusuchen. Den Spuren der Alten ging er nach, und für andre als altrömische Baureste, für die gotischen Denkmäler in Verona, für die Werke der Normannen und Sarazenen im Süden besaß er kein Auge. Für die Herrlichkeit Rafaels und Michelangelos ging ihm nach und nach der Blick auf. Vornehmen Bekanntschaften wich er aus. Am liebsten verkehrte er mit dem Maler Tischbein, der ihm gute Führerdienste leistete, mit der Malerin Angelika Kaufmann und K. Ph. Moritz dem Verfasser des „Anton Reiser". Im Februar 1787 fuhr Goethe von Rom über Velletri durch die Pontinischen Sümpfe nach Terracina und über Gaëta nach Neapel, der Stadt der Lazzaroni. Mehr als Reste der Vergangenheit fesselten ihn hier die Erscheinungen des bunten Menschenlebens. Er sah Pozzuoli mit seinem Schwefelvulkan und dem berühmten Serapistempel und bestieg dreimal den Vesuv.

„Ein Blick westwärts über die Gegend nahm, wie ein heilsames Bad, alle Schmerzen der Anstrengung und alle Müdigkeit hinweg, und wir umkreisten nunmehr den immer qualmenden, Steine und Asche auswerfenden Kegelberg. So lange der Raum gestattete, in gehöriger Entfernung zu bleiben, war es ein großes, geisterhebendes Schauspiel. Erst ein gewaltsamer Donner, der aus dem tiefsten Schlunde hervortönte, sodann Steine, größere und kleinere, zu Tausenden in die Luft geschleudert, von Aschenwolken eingehüllt. Der größte Teil fiel in den Schlund zurück. Die anderen, nach der Seite zu getriebenen Brocken, auf die Außenseite des Kegels niederfallend, machten ein wunderbares Geräusch: Erst plumpten die schweren und hüpften mit dumpfem Getön an der Kegelseite hinab; die geringeren klapperten hintendrein und zuletzt rieselte die Asche nieder. Dieses alles geschah in regelmäßigen Pausen, die wir durch ein ruhiges Zählen sehr wohl abmessen konnten."

Charlotte von Stein.
(Nach dem Selbstbildnis aus dem Jahre 17[illegible].)

Nun gelüstete es Goethe, Sizilien zu sehen. Wie gedacht, so getan. Begleitet von dem jungen Maler Kniep, der die Umrisse der bedeutendsten Landschaftsbilder mit raschen Linien auf seine Blätter bannte, fuhr er hinüber nach Palermo am Fuße des malerischen Monte Pellegrino, streifte von Castel Vetrano der Südküste entlang bis nach Girgenti mit seinen Überresten griechischer Tempel, durchreiste das Innere der kornreichen Insel, berührte Catania, das hochragende Taormina und Messina, das vom Erdbeben her in Trümmern lag. Auf der Überfahrt nach dem Festland Gefahr, an den Felsen von Capri zu scheitern, endlich Rückkehr nach Rom.

„Italien ohne Sizilien macht kein Bild vor die Seele, hier ist der Schlüssel zu allem," schreibt er einmal und an einer anderen Stelle: „nun ich alle diese Küsten und Vorgebirge, Golfe und Buchten, Inseln und Erdzungen, Felsen und Sandstreifen, buschige Hügel, sanfte Weiden, fruchtbare Felder, geschmückte Gärten,

gepflegte Bäume, hängende Reben, Wolkenberge und immer heitere Ebenen, Klippen und Bänke und das alles umgebende Meer mit so vielen Abwechslungen und Mannigfaltigkeiten im Geiste gegenwärtig habe, nun ist mir erst die Odyssee ein lebendiges Wort!"

Schon hatte der Dichter in seinem Geiste eine Tragödie Nausikaa aufgebaut; aber man liest mit Bedauern, daß deren Gestalten durch botanisch-philosophische Spekulationen u. a. verdrängt und niemals ins Dasein gerufen worden. Endlich, im April 1788, riß sich Goethe von Rom los und kehrte in die deutsche Heimat zurück.

Und der Ertrag der Italienreise? Sie warf ein Doppeltes ab: Erstens mannigfachen Gewinn und zweitens einen unberechenbar schweren Schaden.

Zum Gewinne rechnen wir die endliche Vollendung der drei bedeutenden Dramen Iphigenie, Egmont und Tasso, die in dem sinnverwirrenden Mancherlei der vergangenen Jahre mit brennender Sehnsucht auf Erlösung geharrt hatten.

Goethes Iphigenie treten wir mit der im Innersten wohltuenden Überzeugung nahe, daß wir in ihr nach Inhalt und Form eine der schönsten und gediegensten Dichtungen aller Zeiten und aller Völker besitzen. Sie war denn auch dem Dichter so wert, daß er sie nicht weniger als vier- oder fünfmal in eine neue Form umschrieb. Wie sie nun vorliegt, ist sie so ideal und formvollendet, daß sie sich neben Götz wie das Werk eines anderen Dichters ausnimmt.

Das mögen schon die Anfänge der beiden Dramen zeigen. Der Götz setzt mit den Worten ein: „Hänsel, noch ein Glas Branntwein, und meß christlich; wir sitzen mit Bauern und Reitersknechten in einer Herberge zu Schwarzenberg. Nicht lang, und zwischen Reitern und Bauern sind die schönsten Händel los und es geht alles drunter und drüber. Iphigenie aber steht allein am Strande des Meeres, „das Land der Griechen mit der Seele suchend" und ihr Monolog beginnt mit den Worten:

„Heraus in eure Schatten, rege Wipfel
Des alten, heil'gen, dichtbelaubten Haines,
Wie in der Göttin stilles Heiligtum,
Tret ich noch jetzt mit schauderndem Gefühl,
Als ob ich sie zum ersten Mal beträte,
Und es gewöhnt sich nicht mein Geist hierher." ꝛc.

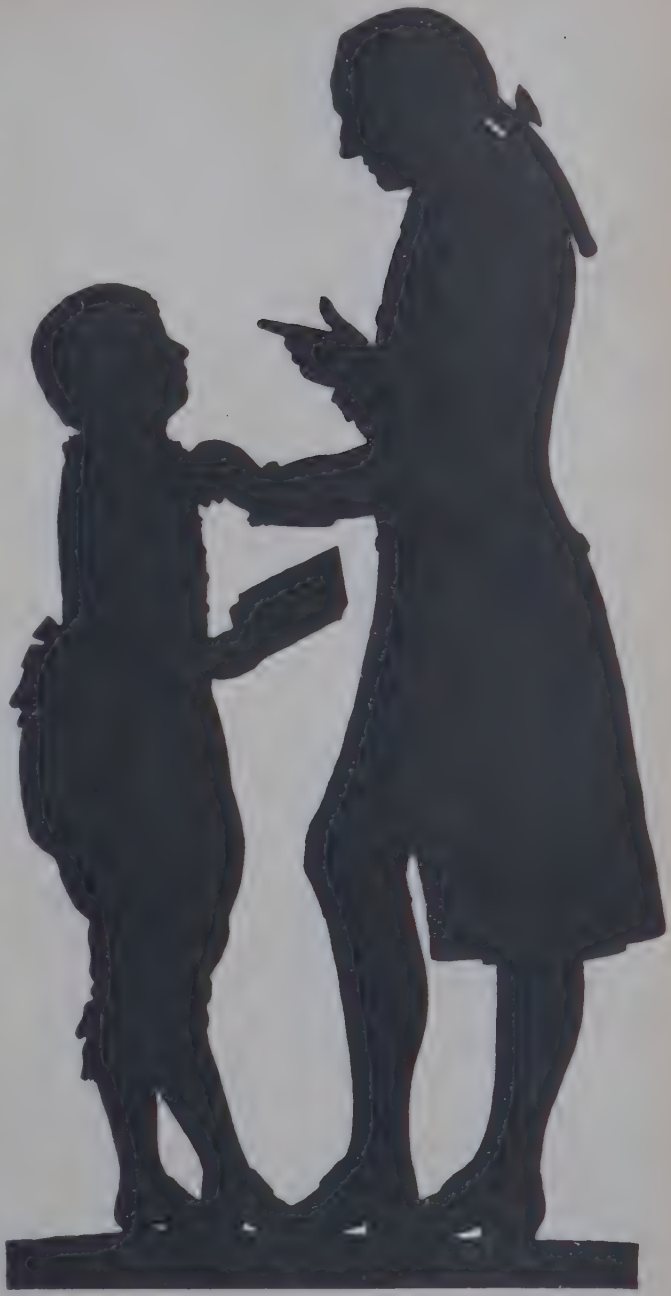
Wie die Anfänge, so die beiden Werke.

Zum stillen Begleiter auf der Reise nach Italien hatte Goethe die Iphigenie gewählt und vor dem Bilde der heiligen Agathe zu Bologna gelobte er sich, seine Heldin kein Wort aussprechen zu lassen, das jener Reinen nicht würdig wäre.

Die Dichtung behandelt eines der tiefgründigsten, weitgreifendsten und unabweislichsten Probleme, mit denen der Menschengeist sich befaßt, eine Frage, die jeden Menschen einmal und die ganze Menschheit zu allen Zeiten beschäftigt, die Frage nach Sühnung menschlicher Schuld. Wenn die Antwort, die der Dichter gibt, in allen Herzen wiederklingt, wenn sie uns klarer und wahrer

erscheint als jener Gedanke, mit dem Faust abschließt: „Das Ewigweibliche zieht uns hinan," so ist das der altheidnischen Sage zu verdanken, die der Dichtung zu Grunde liegt. Denn diese hält die Begriffe von Schuld und Sühnung energisch fest während sie beim modernen Heiden von des Gedankens Blässe angekränkelt sind oder ihm völlig abhanden gekommen.

Es ist wunderbar, wie die Männer des alten Athen zu ihrem Volke geredet haben. Von Recht und Gnade und ihrer höhern Einheit redet schon die Oresteia des Aschylos; sie sucht freilich umsonst eine befriedigende Lösung. Die vermochte nur Gott zu geben, der lebendige Gott, und er gab sie in Jesu Kreuz. Aber die Antwort, auf die Aschylos fällt, macht ihm alle



Goethe und Frau von Stein.
(Silhouette von Klauer.)

Ehre. Es kostet uns eine rechte Entsagung, nicht ausführlich zu zeigen, wie er verfährt. Euripides war freilich schon anderer Art. Seine Iphigenie nennt alle Gottheiten; aber von Ergebung in ihren Willen ist keine Rede. In dem Seher Kalchas, nach dessen Spruch sie geopfert werden sollte, sieht sie einen Betrüger, den sie haßt. Gegen ihren Vater empfindet sie keine Pietät und ihre Rettung sucht sie einzig durch List und Lüge. Es soll auch durch ein bloß äußerliches Mittel die Schuld getilgt und Orest vom Geleite der Furien befreit werden. Die Griechen beschuldigten den Dichter der Gottlosigkeit.

Den heidnischen Mythus nach Wielandscher Manier mit spöttischer Ironie zu behandeln, lag nicht in Goethes Art. Er glaubt an seine Menschen und läßt sie ehrlich an ihre Götter glauben. Aber er verwendet vom alten Stoff nur äußere Umrisse. Er baute diese als Rahmen auf, um eigene Bilder hineinzustellen. So wurde freilich das Drama, das uns Griechen vorführt, nach Schillers Ausdruck „erstaunlich ungriechisch und modern". Iphigenia wurde, wie Goethe selber scherzte, „verteufelt human". Aber er tat wohl, sie so zu halten. Nur so wurde sie Bein von unserm Gebein und Fleisch von unserm Fleisch; so findet die Dichtung Resonanz in uns und wird sie finden, so lange Herzen leben, „die für das Hohe, Heilige erglühn". Hier ist denn freilich nicht mehr Sturm und Drang. Hier ist „edle Einfalt und stille Größe". Nur aus der Tiefe grollen die Leidenschaften, nur auf Augenblicke wagen sie sich hervor, aus dem Dunkel vergangener Zeiten ragen die Schatten furchtbarster Greueltaten; aber am Schlusse schauen wir hinaus auf ein blaues Meer voll majestätischer Ruhe, und vom fernen Heimatstrand grüßt das Glück. „Es quillet heller nicht vom Parnaß die ew'ge Quelle sprudelnd von Fels zu Fels ins goldne Tal hinab, wie Freude mir vom Herzen wallend fließt und wie ein selig Meer mich rings umfängt." Wen erquickte der tiefe Friede nicht, der trotz der innern Bewegung sich mehr und mehr über alle ergießt! Wen nicht die wunderbare Klarheit der Sprache!

Wer das Drama nur einmal mit Sorgfalt gelesen, dem ist der Gang der Handlung klar.

Agamemnons Tochter Iphigenie sollte beim Auszug der Griechen nach Troja der Göttin Diana geopfert werden und wurde von ihr zum Volke der Scythen nach Tauris entrückt. Hier dient sie der Göttin, durch die sie gerettet worden, als Priesterin und mildert die rohen Sitten des Volkes. Sie läßt das Gesetz, nach welchem alle Fremden, die an den Strand verschlagen werden, zu opfern sind, in Vergessenheit geraten. Der König des Landes wirbt um ihre Hand; aber sie sehnt sich nach Rückkehr in die Heimat und weist ihn ab. Um ihn abzuschrecken, verhehlt sie ihm nicht länger das Geheimnis ihrer Herkunft aus dem fluchbeladenen Tantalhause. Umsonst. In seinem Zorn gibt er den Befehl, zwei Fremde, die am Strande gefunden worden, nach altem Brauche der Göttin zu opfern. Die Priesterin soll trotz ihres Sträubens den Greuel vollziehn. Aber der eine der Fremden gibt sich ihr als Agamemnons Sohn Orest zu erkennen, der, um seinen Vater zu rächen, seine Seele mit der Schuld des Muttermordes befleckt hat und seither von dem gräßlichen Geleite der Erinnyen bedrängt ist. Um es los zu

werden, hat er sich, einer Weisung Apollos gehorchend, mit seinem Freunde Pylades aufgemacht, um das Bild der Schwester in Tauris zu holen. Sie denken sich das Bild der Diana, der Schwester Apollos, und Pylades sinnt auf List und Lüge, um zum Ziel zu gelangen. In der Nähe seiner Schwester wird Orest noch einmal von einem krampfhaften Anfall seines Wahnsinns gepackt, dann aber in der Berührung mit ihr für immer geheilt. Der listige Plan des Pylades, die Priesterin möge das Bild der Göttin unter dem Vorwand, daß es neu geweiht werden solle, an den Strand hinausschaffen lassen, wo die Gefährten sich in einer Bucht versteckt halten, wird von dieser, die ihre Seele durch keine Lüge beflecken mag, dem König verraten und damit aller Schicksal in seine Hand gelegt. Und das Vertrauen wird nicht zu Schanden. Der Kampf, der zwischen den Griechen und den Tauriern ausgebrochen, wird durch Iphigenie gestillt. Orest sieht ein, daß er Apollos Spruch falsch verstanden. Da er in den Armen seiner Schwester Iphigenie Heilung gefunden, bezieht er das Wort nicht mehr auf Diana, und der König beugt sich dem Willen der Götter und der sanften Überredung der Iphigenie, läßt die Geschwister ziehen und gibt ihnen sein Lebewohl. Iphigeniens Wunsch ist herrlich erfüllt: sie wird den Fluch des Hauses tilgen.

„Gewalt und List, der Männer höchster Ruhm,
Wird durch die Wahrheit dieser hohen Seele
Beschämt und reines kindliches Vertrauen
Zu einem edlen Manne wird belohnt."

Drängen wir den Inhalt in einen Satz, so wird es heißen: Eine schuldlose, liebende Schwester rettet ihren schuldigen Bruder und tilgt den alten Fluch ihres Hauses. Oder ganz allgemein und abstrakt gefaßt: Alle menschliche Schuld wird gesühnt durch Hingabe an eine zwar menschlich fühlende, aber in ihrer Reinheit und Stärke göttliche Liebe. Das ist denn freilich, wie der Leser erkennt, eine christliche Idee und stimmt mit den Versen, die der Dichter selber in einem Geschenkexemplare seiner Iphigenie mit auf den Weg gab:

„Was der Dichter diesem Bande
Glaubend, hoffend anvertraut,'
Werd' im Kreise deutscher Lande
Durch des Künstlers Wirken laut.
So im Handeln, so im Sprechen
Liebevoll verkünd' es weit:
Alle menschlichen Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit."

Wie ein Menschenherz zum Frieden kommt, wie Orest vom Geleite der Furien befreit, vom Wahnsinn geheilt wird, das ist die Axe des ganzen Stücks. Ersteigt auch die Verwicklung der äußern Handlung erst nachher ihre Höhe, — was hätten die Gefangenen vom Siege der List, vom Gelingen der Flucht, wenn Orest auch fürder von den Furien gehetzt, wie ein verpesteter Vertriebener, geheimen Schmerz und Tod im Busen tragen würde? „Wir kennen," bezeugt Heinrich Bachofner, „in der weltlichen Literatur kein zweites Bild des bösen Gewissens von solcher Wahrheit und keinen nur annähernd so gelungenen

Versuch, die große Frage zu lösen, wie menschliche Schuld gesühnt werden könne." Es lohnt sich wohl, noch einen Augenblick dabei zu verweilen und die Träger der Idee, Orest und Iphigenie, noch heller zu beleuchten.

Schuld und Sühne! Der Schuldige ist ein Muttermörder. Nicht die greuliche Tat, nur deren schreckliche Folgen treten deutlich vor unsere Augen. Die gräßlichste der Sünden ward begangen. Shakespeares Hamlet, diesem modernen Orest, gebietet der Geist des Vaters: „Wie du immer die Rache betreibst, ersinne nichts gegen deine Mutter!" Und Hamlet selber ermahnt sich: „Still! Jetzt zu meiner Mutter! O Herz, vergiß nicht die Natur! Nie dringe sich Neros Seel' in deinen festen Busen!" Der Grieche dagegen hat die Rache walten lassen und nun ist er ihr Opfer. Umsonst sucht er sich mit dem Fluche zu entschuldigen, der über dem väterlichen Hause liegt. Daß er sich *erblich belastet* fühlt, spricht ihn nicht frei. Er ist nicht bloß ein Erbe des Fluchs, er ist eigen verschuldet, nicht bloß äußerlich; er fühlt sein Innerstes befleckt. Er seufzt:

„Bin ich bestimmt zu leben und zu handeln,
So nehm ein Gott von meiner schweren Stirn
Den Schwindel weg, der auf dem schlüpfrigen,
Mit Mutterblut besprengten Pfade fort
Mich zu den Toten reißt! Er trockne gnädig
Die Quelle, die, mir aus der Mutter Wunden
Entgegensprudelnd, ewig mich befleckt!"

Kennt auch das Heidentum keinen heiligen Gott und deshalb auch nicht die Sünde, nur Sünden, so ist doch schon in der alten Sage die Tat Orests vom Wahnsinn begleitet und also der Frevel von der Hand ins Herz gedrungen. Das Bewußtsein dessen, was er getan, ist das Furchtbare, das ihn schreckt. In ihrem angebornen künstlerischen Drang, alles Innere durch ein Äußeres darzustellen, verkörperten die Griechen das böse Gewissen in den schreckenden *Erinnyen*. Goethe aber löste mit genialem Geschick die merkwürdige Aufgabe, die Furien als Gewissensqualen in des Frevlers eigene Brust zu bannen und doch wieder als selbständige Wesen außer ihn hinzustellen. Traumhaft spielen Bild und Bedeutung immerfort ineinander über.

„Wie gärend stieg aus der Erschlagnen Blut
Der Mutter Geist
Und ruft der Nacht uralten Töchtern zu:
Laßt nicht den Muttermörder entfliehn!
Verfolgt den Verbrecher! Euch ist er geweiht!
Sie horchen auf, es schaut ihr hohler Blick
Mit der Begier des Adlers um sich her.
Sie rühren sich in ihren schwarzen Höhlen,
Und aus den Winkeln schleichen ihre Gefährten,
Der Zweifel und die Reue, leis herbei.
Vor ihnen steigt ein Dampf vom Acheron.
In seinen Wolkenkreisen wälzet sich
Die ewige Betrachtung des Geschehnen
Verwirrend um des Schuld'gen Haupt umher" ꝛc.

Ansicht aus Italien.

(Nach einer Radierung W. von Goethes.)

Immer nur für einen Augenblick werden die Furien herberufen, von allem Grauenvollen leihen sie Züge, jetzt erscheinen sie als hetzende Hunde, jetzt als lechzende Wölfe, aus der Ferne schallt ihr gräßlich Gelächter, dann wieder schütteln sie die Schlangenhäupter, daß ein Zauber versteinernd durch die Glieder fährt. Aber immer wieder verschwinden sie vom schönen grünen Teppich der Erde in matte Nacht. Ein feiner Zug der Dichtung ist es, daß die Furien den geweihten Bezirk von Iphigeniens Tempel nicht betreten dürfen, dieser also als **schützendes Asyl erscheint.**

Und Orest wird frei von ihrem Geleite, von seiner Schwermut. Wie geht es zu? Wie bekommt er Vergebung seiner Sünde? Ist die Befleckung tief innerlich, so hilft auch kein bloß äußeres Mittel. Im Innern muß ein neues Leben erwachen. Nur unter dem Strahl vergebender Liebe gedeiht der Friede. Bei Orest selber sind die Bedingungen zur Genesung vorhanden. Er bereut, er spricht sich schuldig, ja weil er gemordet, des Todes schuldig:

„Es ist der Weg des Todes, den wir treten;
Mit jedem Schritt wird meine Seele stiller" ꝛc.

Und Orest ist lauter. Er ist aufrichtig gegen andere wie gegen sich selbst.

„Ich kann nicht leiden, daß du große Seele
Mit einem fremden Wort betrogen werdest.
Ein lügenhaft Gewebe knüpf ein Fremder
Dem Fremden, sinnreich und der List gewohnt,
Zur Falle vor die Füße! Zwischen uns
Sei Wahrheit!"

Gern möchte er die Tat ins klanglos dumpfe Höllenreich verbergen, und doch — er bekennt sie der Priesterin, und damit beginnt er sie als ein Fremdes von sich abzulösen und erleidet zugleich in schwerem Seelenkampf innerlich das Gericht der Buße. Wir hören keine Entschuldigung. **Freies Bekenntnis ist schon halbe Gesundung.**

„Ich bin Orest und dieses schuld'ge Haupt
Senkt nach der Grube sich und sucht den Tod ...
Laß mich! Wie Herkules will ich Unwürd'ger
Den Tod voll Schmach, in mich verschlossen, sterben" ...

Zuletzt ruft er Iphigenie, der Priesterin, zu:

„Du siehst mich mit Erbarmen an? Laß ab!
Mit solchen Blicken suchte Klytämnestra
Sich einen Weg nach ihres Sohnes Herzen;
Doch sein geschwungner Arm traf ihre Brust!
Die Mutter fiel! Tritt auf, unwill'ger Geist!
Im Kreis geschlossen tretet an, ihr Furien,
Und wohnet dem willkommnen Schauspiel bei,
Dem letzten, gräßlichsten, das ihr bereitet!
Nicht Haß und Rache schärfen ihren Dolch.
Die liebevolle Schwester wird zur Tat
Gezwungen. Weine nicht! Du hast nicht Schuld.

Seit meinen ersten Jahren hab' ich nichts
Geliebt, wie ich dich lieben könnte, Schwester.
Ja, schwinge deinen Stahl! Verschone nicht,
Zerreiße diesen Busen und eröffne
Den Strömen, die hier sieden, einen Weg!"

Orest leidet innerlich den Akt der Opferung und sinkt in Ohnmacht.

Es ist wohl zu beachten: Auf sich allein angewiesen fände der Gequälte den Weg zum Ziele nicht. Aber noch andre Bedingungen der Rettung sind erfüllt. Er ist nicht allein. Wie er von Höllenschwefel spricht, der auf seiner Seele marternd brennt, sagt Iphigenie: „Ich bringe süßes Räuchwerk in die Flamme." Sie umfaßt ihn mit ihren Armen, die den leeren Winden nur ausgebreitet waren — „Orest, Orest, mein Bruder!" Sie sucht ihm die Schuld nicht als einen Wahn auszureden, wie mancher leidige Tröster tun würde und wie Pylades es tut; aber sie tröstet ihn: „Du wirst nicht untergehn!" und ob er sie beleidigt, sie läßt ihn nicht. Sie, die im Heiligtum rein geblieben, ist bereit, mit ihm zu sterben: „Mein Schicksal ist an deines festgebunden." „Es reißt mein Innerstes gewaltig mich zum Bruder." Und — nicht zu übersehen: Sie tritt als Priesterin mit gläubiger Fürbitte für ihn ein. Sie ruft zur Göttin:

„O laß den Einz'gen, Spätgefundnen mir
Nicht in der Finsternis des Wahnsinns rasen!
Und ist dein Wille, da du hier mich bargst,
Nunmehr vollendet, willst du mir durch ihn
Und ihm durch mich die sel'ge Hilfe geben,
So lös ihn von den Banden jenes Fluchs,
Daß nicht die teure Zeit der Rettung schwinde!"

Iphigenie wird erhört. Im Traum der Ermattung sieht Orest ein menschliches Dasein, in dem die Schuld verschwunden ist, sieht seine Vorfahren friedlich vereint. Es ist ein neuer genialer Zug der Dichtung, daß sie das Erwachen eines neuen Lebens in Bewußtlosigkeit versetzt, es bleibt ein Geheimnis. Wie Orest die Augen aufschlägt, ist er geheilt. Unvergleichlich herrlich sind die Worte, mit denen er seine Genesung ankündigt. Es ist der Ruf eines erneuerten Gewissens:

„Laß mich zum erstenmal mit freiem Herzen
In deinen Armen reine Freude haben!
Ihr Götter, die mit flammender Gewalt
Ihr schwere Wolken aufzuzehren wandelt
Und gnädig ernst den lang erflehten Regen
Mit Donnerstimmen und mit Windesbrausen
In wilden Strömen auf die Erde schüttet,
Doch bald der Menschen grausendes Erwarten
In Segen auflöst und das bange Staunen
In Freudeblick und lauten Dank verwandelt,
Wenn in den Tropfen frisch erquickter Blätter,
Die neue Sonne tausendfach sich spiegelt
Und Iris freundlich bunt mit leichter Hand

Den grauen Flor der letzten Wolken trennt:
O laßt mich auch in meiner Schwester Armen
An meines Freundes Brust, was ihr mir gönnt,
Mit vollem Dank genießen und behalten!
Es löset sich der Fluch, mir sagt's das Herz;
Die Eumeniden ziehn, ich höre sie,
Zum Tartarus und schlagen hinter sich
Die ehrnen Tore fern ab donnernd zu.
Die Erde dampft erquickenden Geruch
Und ladet mich auf ihren Flächen ein,
Nach Lebensfreud' und großer Tat zu jagen."

Bisher hat in Iphigeniens Hause das Gesetz der Rache gegolten und Unheil auf Unheil gehäuft. Mit ihr beginnt ein neues Gesetz, Segen statt Fluch, Versöhnung statt Rache. Als schuldloses Opfer hatte der Vater sie hingegeben und die Götter nahmen das Opfer an, aber nur, um es zuzubereiten zur Stiftung einer neuen Ordnung. In der Stille, im innigen Gebetsverkehr mit Gott bewahrte sich Iphigenie makellos, und wie nun die Versuchung zu Lug und Trug an sie herantritt, da sorgt sie nur darum, daß das Bild der Gottheit in ihr rein bewahrt bleibe.

„O weh der Lüge!" ruft sie, „sie befreiet nicht,
Wie jedes andre wahrgesprochne Wort,
Die Brust; sie macht uns nicht getrost, sie ängstet
Den, der sie heimlich schmiedet, und sie kehrt,
Ein losgedrückter Pfeil, von einem Gotte
Gewendet und versagend, sich zurück
Und trifft den Schützen."

Um der Wahrheit willen setzt sie alles aufs Spiel, ihr eigenes Leben, das des Bruders und Freundes und ihren Seelenfrieden; aber die Wahrheit triumphiert und ihr Glaube erringt den Sieg. Ihre Sterne sind kindliches Gottvertrauen, reine Liebe und kristallhelle Lauterkeit. So wird sie die Sühnerin ihres Geschlechts und der Engel, der alle errettet. Sie steht in mehr als menschlicher Würde da; denn das Bild der Göttin wollten die beiden Freunde holen und bringen die Schwester statt ihr nach Hause und damit ist das Orakel erfüllt.

Mit siegender Klarheit geht es uns auf: Was der Dichter hier in poetischen Bildern vor unsre Augen stellt, das ist im Christentum herrlich verwirklicht, Poesie der Tatsachen, und hätte Goethe uns nur seine Iphigenie geschenkt, sie allein verschaffte ihm die Unsterblichkeit.

Wieder in eine ganz andere Welt führt uns Goethes Egmont. Schon in Frankfurt wurde das Stück begonnen, dann in Weimar vertrödelt und erst nach zwölf Jahren in Italien vollendet. Inzwischen hatte des Dichters Geschmack eine starke Wandlung durchgemacht, und das Drama vermag eine gewisse Doppelnatur nicht völlig zu verleugnen. Erinnern die Volksszenen mit ihrer derben Realistik noch stark an Shakespeare, so verraten die von jambischem Tonfall gewellten Reden Egmonts den Einfluß des neuen Kunstideals. Wurde das Drama

von der Kritik mit sehr geteiltem Beifall aufgenommen und namentlich von Schiller stark gezaust, so blieb es doch bis auf den heutigen Tag in der Gunst des Volkes und hat das in erster Linie dem poetischen Leben seiner einzelnen Szenen zu verdanken. Der Egmont Goethes steht freilich als Held statt über — unter dem Egmont der Geschichte. Weil der Dichter auch in ihm wie früher in Weislingen ein Stück eigenen fahrigen Wesens konterfeit hat, einen Egmont, der mit Leichtigkeit Frauenherzen bezaubert die hochgestellte Margarete von Parma wie Klärchen, das schlichte Bürgermädchen, weil er, durch bisherige Erfolge verblendet und seines redlichen Willens bewußt, auch vor Herzog Alba sich gibt wie er ist und seine Meinung frei herausprudelt, die verbrieften Rechte der Niederlande verteidigt, deshalb von Alba verhaftet wird und als Opfer seines Leichtsinns fällt, vermißte Schiller Eigenschaften an ihm, die ihm selber gehörten, Metall im Charakter, zielbewußte sittliche Größe und sprach seine Meinung unverhohlen aus. Nachdem Klärchen umsonst das vom Banne der Furcht noch darniedergehaltene Volk zur Rettung Egmonts fortzureißen versucht hat, geht sie dem Geliebten im Tode voran und erscheint dem Verurteilten im letzten Schlaf als Genius der Freiheit einen grünen Kranz auf ihn niedersenkend, und Musik ertönt. Schiller nannte das einen salto mortale (einen Todessprung) in die Opernwelt.

Aus Goethes Dichter und Ministererfahrungen und mancherlei Stimmungen in Italien heraus erwuchs sein Tasso. Schon in Weimar begonnen, wurde das Drama in Rom und auf der Reise gefördert und 1789 nach der Rückkehr vollendet. Zeigt es im harmonischen Wohllaut seiner jambischen Verse, in der gehaltvollen Feinheit seiner Sentenzen, in der geringen Bewegung seiner äußern und der Fülle seiner innern Handlung seine nahe Verwandtschaft mit der Iphigenie, so reicht es andererseits an Bedeutung der Wirrnis und ihrer Lösung wie an herzansprechender Faßlichkeit auch von ferne nicht an jene heran.

Zwei Männer stellt es einander gegenüber die deshalb einander nicht verstehn, weil die Natur nicht einen Mann aus ihnen machte, zwei Seiten von Goethes eigenem Wesen den Idealisten und den Realisten, den Dichter mit seinem tiefen Gemüt, beweglich und erreglich wie die Welle, mit seiner leicht ausschweifenden, den Willen fortreißenden Phantasie, impulsiv und explosiv der Hilfe bedürftig, und den ruhig abwägenden, kühl berechnenden, praktischen Weltmann, der die Menschen und die Dinge sieht, wie sie sind nicht im verzerrenden oder verklärenden Spiegel heftig wechselnder Innerlichkeit. „Der eigentliche Sinn seines Werkes sei das Mißverhältnis des Talentes mit dem Leben," sagte Goethe selber, „Tasso deute vielfach auf seine eigene Person, doch dürfe man nicht alles deuten wollen, sonst werde das ganze Stück verschoben."

Ein interessanter Kontrast und ein interessanter Konflikt aber nur für einen kleinen Kreis, beinahe schon „Kunst für die Kunst". Und dem Charakter des Dichters ist aus dem Vorbild des historischen Tasso heraus (dieser wurde zuletzt wahnsinnig) so viel krankhaft Nervöses beigemischt und dem Staatsmann Antonio Montecatino bei seinem ersten Auftreten so viel kleinlich neidische Eifersucht daß

die Sympathie für die beiden darunter leidet. Die Unterschiede der Frauencharaktere wiederum, der beiden Leonoren, sind so fein abgetönt, so subtil, daß ein ungeübter Blick sie nur schwer entdeckt.

Eine wichtige Rolle spielt im Garten von Belriguardo, „was gefällt" und „was sich ziemt". Die Prinzessin sagt:

„Willst du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an;
Denn ihnen ist am meisten dran gelegen,
Daß alles wohl sich zieme, was geschieht.
Die Schicklichkeit umgibt mit einer Mauer
Das zarte, leicht verletzliche Geschlecht.
Wo Sittlichkeit regiert, regieren sie.
Und wo die Frechheit herrscht, da sind sie nichts.
Und wirst du die Geschlechter beide fragen:
Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte."

Tasso hat eben sein romantisches Epos: „Das befreite Jerusalem" vollendet und überreicht es dem Fürsten, dessen Gast er ist, dem Herzog Alfons von Este. Zum Lohn dafür wird er von der Prinzessin, des Herzogs Schwester, mit einem Lorbeerkranze geschmückt. Von seiner im Stillen glühenden Liebe zu der Prinzessin hingerissen, läßt er sich in der Folge zwei arge Verstöße gegen die Sitte zu schulden kommen. Von Antonio, dem eben nach glücklich vollendeter diplomatischer Mission aus Rom Zurückgekehrten, mit schroff abweisenden Worten gekränkt, zieht er den Degen und fordert ihn mit fliegender Hitze zum Zweikampf heraus. Zur Strafe vom Herzog auf sein Zimmer verbannt, ist er aus allen Himmeln gestürzt und will Ferrara verlassen. Umsonst sind Antonios freundliche Worte. Dann im Gespräch mit der Prinzessin zur Erkenntnis gekommen, daß ihr sein Scheiden schwer fällt, wirft er sich, in der Aufregung seiner selbst nicht mehr Meister, an ihre Brust, wird durch der Fürstin rasches „Hinweg" und ihre Flucht aus seinem Traum aufgestört, sieht sich vor allen beschämt, macht seinen Gefühlen in Worten Luft, die er unmittelbar nachher bitter bereut, und schließt sich deshalb, an sich selber verzweifelnd, an den gehaltenen Antonio an.

„So klammert sich der Schiffer endlich noch
Am Felsen fest, an dem er scheitern sollte."

Ein Trost ist Tasso noch geblieben:

„Die Träne hat uns die Natur verliehen,
Den Schrei des Schmerzens, wenn der Mann zuletzt
Es nicht mehr trägt. — Und mir noch über alles:
Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,
Die tiefste Fülle meiner Not zu klagen,
Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen, was ich leide."

So geschlossen nun auch das Ganze dasteht, der unbefangene Leser hat das Gefühl, daß er am Ausgang etwas vermißt, und er geht mit Onkel Toby hinaus, einen Pfiff zu tun.

Blicken wir am Schluß unsrer Besprechung dieser drei umfangreichen Werke auf ihr Werden zurück, so entdecken wir, daß sie alle noch auf deutschem Boden entstanden und in Italien bloß, mit Ausnahme des Tasso, zur Vollendung gelangten. Der blaue Himmel des Südens, die milde Luft, die Klarheit der Formen, die Sattheit der Farben, die Freiheit, die hier der Dichter genoß, die stille Sammlung, sie kamen vor allem der Iphigenie zu gut.

„Des Treibens müde" war Goethe den Mächten der Zerstreuung in Weimar entflohen. Die Grille, die ihn bis hieher immer begleitet, daß er vielleicht zum bildenden Künstler geboren sei, verließ ihn jetzt, und in Geschäften wollte er ferner auch nicht aufgehn. „Fragen Sie mich," schrieb er dem Herzog, „über die Symphonie, die Sie zu spielen gedenken, ich will gern und ehrlich jederzeit meine Meinung sagen. Lassen Sie mich an Ihrer Seite das Maß meiner Existenz ausfüllen, so wird meine Kraft, wie eine neu eröffnete, gesammelte gereinigte Quelle von einer Höhe nach Ihrem Willen leicht da- oder dorthin zu leiten sein. — Schon sehe ich, was mir die Reise genützt, wie sie mich aufgeklärt und meine Existenz erheitert. Wie Sie mich bisher getragen, sorgen Sie ferner für mich; Sie tun mir mehr wohl, als ich selbst kann, als ich wünschen und verlangen darf. Ich habe so ein großes und schönes Stück Welt gesehen, und das Resultat ist, daß ich nur mit Ihnen und den Ihrigen leben mag. Ja, ich werde Ihnen noch mehr werden, als ich oft bisher war, wenn Sie mich nur das tun lassen, was niemand als ich kann, und das Übrige anderen auftragen." Viel Geschäftslast wurde ihm abgenommen und er behielt eine ehrenvolle Stellung.

„Nachahmung der Natur
— Der schönen —
Ich ging auch wohl auf dieser Spur;
Gewöhnen]
Mocht' ich wohl nach und nach den Sinn,
Mich zu vergnügen;
Allein so bald ich mündig bin,
Es sind's die Griechen!"

Wer wollte bestreiten, daß bei den Kunstwerken der Griechen für alle Zeiten unendlich viel zu lernen sei? Und hätte Goethe nur das Lichte, das Klare, das Ebenmäßige, das Harmonische der antiken Kunst auf sich wirken lassen, er hätte reinen Gewinn nach Hause getragen. „Laß mich meine Gedanken kurz so ausdrücken," schrieb er an Herder, „die Alten stellten die Existenz dar, wir gewöhnlich den Effekt; sie schilderten das Fürchterliche, wir fürchterlich; sie das Angenehme, wir angenehm u. s. w. Daher kommt alles Übertriebene, alles Manierierte, alle falsche Grazie, aller Schwulst. Denn wenn man den Effekt und auf den Effekt arbeitet, so glaubt man ihn nicht fühlbar genug machen zu können."

Aber Italien wurde ihm zu mächtig. Eine völlig fremde Welt nahm von ihm Besitz. Wäre er früher nach dem Süden gegangen, seine Widerstandskraft wäre stärker gewesen. Jetzt verlor er den Deutschen in sich. Er verlor ihn in

Kunst und Leben. Ein Grieche wollte er sein. Aber wenn Winkelmann meinte, antike Formen seien absolute Normen, so war er im Irrtum. Nicht ein Grieche zu sein, soll der Deutsche sich bestreben. Er soll vielmehr von dem Griechen lernen, deutsche Natur und christlichen Geist mit eben solcher Einheit und solcher Vollkommenheit darzustellen, wie jene die ihren. Das ist Kunst. Und wenn nun Goethe die zahlreichen Fäden, die ihn mit seiner deutschen Periode verbanden, mit seiner brausenden Jugend, zerreißen ließ, wenn er in Dichten und Trachten, in Leben und Streben seinen deutschen Landsleuten als ein Fremder erschien, wenn er im Lichte christlicher Bildung sich wie eine athenische Eule gebärdete, ein Hellene, der unter Barbaren geraten, wenn er spottete über „die kauzenden Heiligen der gotischen Zierweisen, die Tabakspfeifensäulen, die spitzen Türmlein und Blumenzacken," die er nun auf immer los zu sein meinte; wenn er einen wahren Ingrimm auf die christlichen Gemäldestoffe warf, die ihm „abscheulich dumm und mit keinen Scheltworten der Welt genug zu erniedrigen schienen," — was ist denn eigentlich da vorhanden, das wir loben sollten?

Die Folge zeigte, daß er einen Um- und Irrweg betreten hatte. „Schädlicher als Beispiele sind dem Genius Prinzipien," hatte der junge Dichter erklärt. Jetzt aber schrieb er:

„Dem glücklichen Genie wird's kaum einmal gelingen,
Sich durch Natur und durch Instinkt allein
Zum Ungemeinen aufzuschwingen.
Die Kunst bleibt Kunst! Wer sie nicht durchgedacht,
Der darf sich keinen Künstler nennen."

Von der deutsch „charakteristischen Kunst" seiner Jugend wollte er nichts mehr wissen.*) Aber forscht man nun, welche seiner Schöpfungen dem deutschen Volke ans Herz gewachsen, so sind es die mit deutschchristlichem Lebensgehalt, die Iphigenie in erster Linie mit eingeschlossen und von den spätern noch Hermann und Dorothea; denn diese sind nur der Hülle nach griechisch, dem Wesen nach christlich und patriotisch.

Durchaus verhängnisvoll wirkte es, wenn der Dichter bald nach seiner Heimkehr aus Rom sich der christlichen Sitte vollständig entschlug und sich eine Häuslichkeit schuf nach römischem Brauch. Daß er sich nicht gebunden fühlte durch sein Verhältnis zu Frau von Stein, die ihm kalt und merklich gealtert, nun sechsundvierzigjährig, entgegentrat, ist erklärlich. Goethe stand jetzt auf der Mittagshöhe und sah verjüngt und blühend aus. Am 13. Juni 1788 nahte ihm im Park ein anmutiges Mädchen mit einer Bittschrift. Sie trat erst als Gehilfin für botanische Studien zu ihm ins Haus, und dann schloß er mit ihr eine „Gewissensehe" und ließ volle achtzehn Jahre verstreichen, bevor er dem Bunde die kirchliche Weihe geben ließ. Sie war die Tochter eines Beamten, der seine

*) „Die charakteristische Kunst ist die einzige wahre. Wenn sie aus inniger, einiger, eigener, selbständiger Empfindung um sich wirkt, unbekümmert, ja unwissend alles Fremden, da mag sie aus rauher Wildheit, oder aus gebildeter Empfindsamkeit geboren werden, sie ist ganz und lebendig."

Familie durch Trunk zerrüttet, die Schwester eines Schriftstellers, der seinen Namen durch den „berühmten" Räuberroman „Rinaldo Rinaldini" verewigt, liebte Tanz und Rotwein und schuf dem Dichter durch munteres Wesen, heitere Laune und tüchtig Wirtschaften häusliches Behagen. Christiane Vulpius schenkte Goethe mehrere Kinder, von denen aber nur das älteste, das Söhnlein August, am Leben blieb. Ihr ist das liebliche Lied gewidmet:

Gefunden.

„Ich ging im Walde
So für mich hin,
Und nichts zu suchen,
Das war mein Sinn.

Im Schatten sah ich
Ein Blümchen stehn,
Wie Sterne leuchtend,
Wie Äuglein schön.

Ich wollt' es brechen,
Da sagt' es fein:
Soll ich zum Welken
Gebrochen sein?

Ich grub's mit allen
Den Würzlein aus,
Zum Garten trug ich's
Am hübschen Haus

Und pflanzt' es wieder
Am stillen Ort;
Nun zweigt es immer
Und blüht so fort."

Aber bittere Tropfen fielen in den Becher seines Behagens. Grimmig erbost zeigte sich die Göttin, an die er so lange sich angeschlossen, die Frau von Stein. Mit Bedauern sprach die Gesellschaft von der „Mamsell", der er sein Herz geschenkt, und verstimmt spann Goethe sich in Knochen- und Farbenstudien ein und was sonst noch. Ungern folgte der Dichter dem Herzog nach Schlesien, verärgert reiste er 1790 der Herzogin Mutter nach Venedig entgegen, machte er 1792 den Feldzug in die Champagne mit, woran seine bunten Aufzeichnungen „Campagne in Frankreich" erinnern, und 1793 die Belagerung von Mainz. Mit Lavater hatte er jetzt gründlich gebrochen. Gegen das Christentum hegte er, wie er sich gegen Jakobi aussprach, einen wahrhaft „Julianischen Haß".*) Ein Kreuz nannte er jetzt unter den Dingen, die ihm wie Gift und Schlange zuwider seien. Das Verhältnis zu Herder erstarrte zu Frost. In finanzielle Bedrängnis geraten, legte Goethes alter Darmstädter Freund Merck in finsterer Stunde Hand an sein Leben.

Schiller suchte Goethes Umgang, fand ihn aber unnahbar. Was Goethe gründlich bei sich abgetan, den ungestümen Sturm und Drang, den fand er bei seiner Rückkehr in kräftigstem Brausen, die Jugend gepackt von des jungen Dichters „Räubern" und „Luise Miller", alles, was ihn anwiderte, jubelnd verehrt, und Schillers Egmont-Kritik war auch nicht geeignet, ihn umzustimmen. Da gingen denn die beiden sechs Jahre lang umeinander herum, ohne sich nahe zu rücken.

Kein Wunder, daß einer solchen Stimmung keine wahrhaft befreienden und herzerquicklichen Dichtungen entwuchsen. Die Lyrik der frühern Jahre versiegte.

*) Noch im Jahr 1796 war er nicht zu bewegen, sich zur Taufe von Schillers zweitem Sohn einzufinden, „weil ihn diese Zeremonie gar zu sehr verstimme."

Goethe.
(Ausschnitt aus dem Gemälde von Joh. H. W. Tischbein.)

Die Römischen Elegieen stießen ab durch eine Sinnlichkeit, die Venetianischen Epigramme durch eine Frechheit, die eine edle wohlgebildete Gattin an Goethes Seite niemals hätte passieren lassen. Meinte doch der alte Dichter in den Gesprächen mit Eckermann selber: „Es liegen in den verschiedenen poetischen Formen geheimnisvolle große Wirkungen. Wenn man den Inhalt meiner Römischen Elegieen in den Ton und die Versart von Byrons Don Juan über-

Christiane und August von Goethe.
(Nach einem Aquarell von Heinr. Meyer.)

tragen wollte, so müßte sich das Gesagte verrucht ausnehmen." Der Groß-Cophta, der Bürgergeneral und Die Aufgeregten, Stücke, durch die Goethe sich mit der großen Revolution abzufinden suchte, vermochten niemand zu erwärmen.

„Goethe schickte mir seinen Groß-Cophta," schrieb Forster an Jacobi, „den er uns schon lange mit einiger Emphase angekündigt hatte; dieses Ding ohne Salz, ohne einen Gedanken, den man behalten kann, ohne eine schön entwickelte

Empfindung, ohne einen Charakter, für den man sich interessiert, dieser platte hochadelige Alltagsdialog, diese gemeinen Spitzbuben, diese bloß höfische Rettung der Königin — ich habe die Wahl zwischen den Gedanken, daß er die Leute in Weimar, die ihn vergöttern, zum Besten hat haben, hat sehen wollen, wie weit die dumme Anbetung gehen könne, und dabei das Publikum zu sehr verachtet, um es auch nur mit in Anschlag zu bringen — und dann, daß der Erzbischof von Sevilla hier wieder leibhaftig vor uns steht."

Das alte Tierepos *Reinecke Fuchs* schrieb der Dichter in dieser Periode in Hexameter um, die sich freilich nicht sehr volkstümlich ausnehmen und dem alten Stoff manches Naive rauben. Die kühnen Holzschnitte des Malers Kaulbach haben seither der „unheiligen Weltbibel" eine neue Verbreitung verschafft.

Goethe in den Jahren seiner Freundschaft mit Schiller.

(1794—1805).

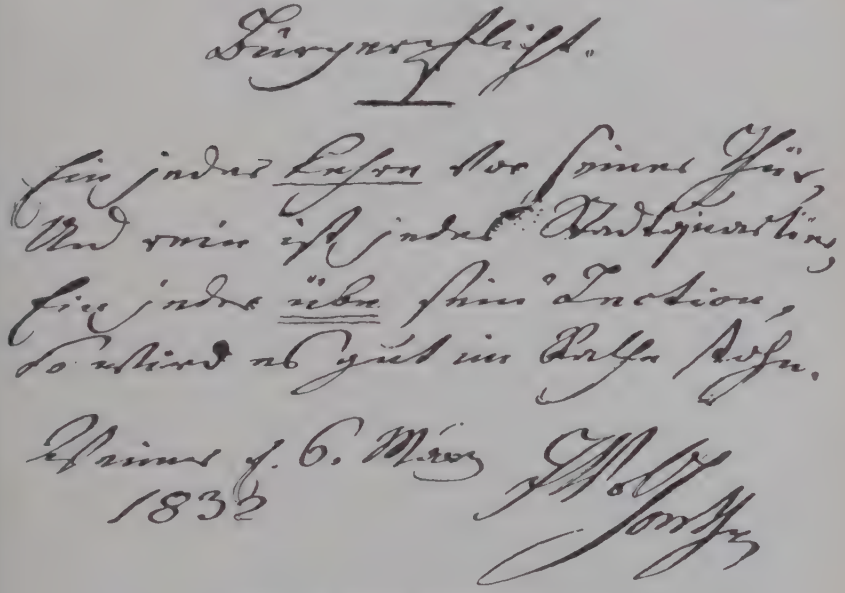
Denn über alles Glück geht doch der Freund, der's fühlend erst erschafft, der's teilend mehrt. Schiller (Wallenstein).

Im Jahr 1794 endlich wurde Goethe durch den um zehn Jahre jüngeren Schiller seiner verärgerten Vereinsamung entrissen. Schiller hatte vor, die gebildete Welt, „alles, was Geschmack haben will," um eine neue vornehme Zeitschrift zu sammeln, die *Horen* betitelt, und lud Goethe zur Mitwirkung ein. Dieser sagte zu. Einen Monat später begleitete Goethe nach einer Versammlung der naturforschenden Gesellschaft Schiller nach Hause, und Goethe kehrte nicht nach Weimar zurück, ohne von dem andern einen starken Eindruck erhalten zu haben. Er wurde völlig gewonnen, als er bald nachher einen Brief empfing, in welchem Schiller mit sicheren Linien das Bild von Goethes Leben und Streben umriß und zugleich die Verschiedenheit beider erklärte. „Sie nehmen die ganze Natur zusammen," heißt es da, „um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit Ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie, Schritt vor Schritt, zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen."

Fröhlich überrascht antwortete Goethe: „Zu meinem Geburtstag, der mir diese Woche erscheint, hätte mir kein angenehmer Geschenk werden können, als

Das Goethe Schiller-Denkmal in Weimar.
(Von Ernst Rietschel.)

Ihr Brief, in welchem Sie mit freundschaftlicher Hand die Summe meiner Existenz ziehen und mich durch Ihre Teilnahme zu einem emsigern und lebhaftern Gebrauch meiner Kräfte aufmuntern. Reiner Genuß und wahrer Nutzen kann nur wechselseitig sein, und ich freue mich, Ihnen gelegentlich zu entwickeln: was mir Ihre Unterhaltung gewährt hat, wie ich von jenen Tagen an auch eine Epoche rechne, und wie zufrieden ich bin, ohne sonderliche Aufmunterung, auf meinem Wege fortgegangen zu sein, da es nun scheint, als wenn wir, nach einem so unvermuteten Begegnen, miteinander fortwandern müßten. . . . Haben wir uns wechselseitig die Punkte klar gemacht, wohin wir gegenwärtig gelangt sind, so werden wir desto ununterbrochener gemeinschaftlich arbeiten können."



Gedicht von Johann Wolfgang von Goethe.
(Nach dem Original in der Kgl. Universitäts-Bibliothek zu Leipzig.)

Aus solcher Annäherung entwickelte sich bald ein Freundschaftsbund, der Goethe deutscher Art und Kunst wieder näher führte, der Schiller Goethes erfahrenen künstlerischen Rat und beiden im Wetteifer neue Belebung eintrug, einen neuen Frühling aufblühen ließ.

Unter Schillers lebendiger Anteilnahme vollendete Goethe seinen umfangreichen Roman Wilhelm Meister. Es war sein ursprünglicher Plan gewesen, zu zeigen, wie sich ein von äußern Einflüssen abhängiges Menschenleben entwickle, und darzutun, „daß der Mensch trotz aller Dummheiten und Verwirrungen, von einer höhern Hand geleitet, doch zum glücklichen Ziele gelange." Aber Wilhelm Meister, hat Goethe selber gemeint, sollte eigentlich Wilhelm Schüler heißen; denn

ein Schüler bleibt er bis zum Schluß, leicht bestimmbar und unselbständig, und mehr und mehr verläuft sich die Erzählung in der Schilderung einer Zeitepoche. Ein wunderlich Buch!

„Ich möchte mit dem nicht gut Freund sein," meinte Schiller 1795, „der diesen Roman nicht zu schätzen wüßte." Aber nicht jeder fühlt sich behaglich unter dem leichtlebig lockern Völklein, das hier bunt zusammengewürfelt erscheint. Zu jeder Zeit, schon in früher Jugend, dann als Dichter von Dramen, dann als Leiter des Theaters in Weimar, war Goethe mit der Bühnenwelt in Berührung gewesen. Ein fast fieberhafter Drang nach dem Theater war ein hervorstechender Zug der Zeitstimmung. „Auf der Bühne wollte man die Leidenschaft verwirklichen, deren Verwirklichung das Leben versagte." (Hettner). Und eine Menge von Eigenerinnerungen speicherte Goethe in „Wilhelm Meisters Lehrjahren" auf. Immer wieder finden wir uns unter „Künstlern" unter Theatervolk ohne Familie, Stand, Staat Vaterland, Religion und was sonst noch die das sittliche Leben bestimmenden Mächte sind. „Die Zustände, die uns vorgeführt werden," urteilt Julian Schmidt „sind unsittlich in hohem Grade, sie sind unfertig, schwankend, zerfahren, von einem unklaren Streben durchdrungen."

Und in solch weltlich unseliger Nachbarschaft trifft der Leser plötzlich im sechsten Buch die „Bekenntnisse einer schönen Seele", eine künstlerische Überarbeitung der Selbstbiographie welche die fromme Katharina von Klettenberg hinterlassen, die Freundin von Goethes Mutter verstorben 1775. So lose ist das Buch mit dem übrigen „verzahnt", daß Friedrich von Stolberg es wohl als einen Schatz herausheben konnte, um das übrige wegzuwerfen. Was in Goethes Leben einmal wirksam gewesen, mußte er objektiv hinstellen: das war seine Art. Auch etwas ihm Fremdes suchte er durch Verstehen sich nahe zu bringen. Daß er freilich das Christentum seiner alten Freundin nicht völlig verstand, erhellt aus dem Umstand, daß er ihr Frommsein ästhetisch erklärte und damit den richtigen Standpunkt verschob.

Das Element der Romantik in Goethes Roman vertreten die Gestalten des Harfners und der Mignon, der verkörperten Sehnsucht. Die Lieder die ihnen in den Mund gelegt sind, rufen „nach einer schönen, dunkel geahnten Heimat, wie nach einer ewigen, unirdischen," alles Verlangen der Seele wach. So der bekannte Seufzer des Alten:

„Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte."

So Mignons Lied:

„Heiß mich nicht reden, heiß mich schweigen!
Denn mein Geheimnis ist mir Pflicht;
Ich möchte dir mein ganzes Innre zeigen;
Allein das Schicksal will es nicht.

Zur rechten Zeit vertreibt der Sonne Lauf
Die finstre Nacht, und sie muß sich erhellen;
Der harte Fels schließt seinen Busen auf,
Mißgönnt der Erde nicht die tiefverborgnen Quellen.

Ein jeder sucht im Arm des Freundes Ruh,
Dort kann die Brust in Klagen sich ergießen;
Allein ein Schwur drückt mir die Lippen zu,
Und nur ein Gott vermag sie aufzuschließen."

„Gegen Goethe bin und bleib ich eben ein poetischer Lump!" schrieb Schiller an Körner, als er die Verse gelesen:

„So laßt mich scheinen, bis ich werde;
Zieht mir das weiße Kleid nicht aus!
Ich eile von der schönen Erde
Hinab in jenes feste Haus" u. s. w.

„Es ist himmlisch: es geht nichts darüber," urteilte er.

Auch der Musenalmanach, den Schiller von 1796 bis 1800 alljährlich ausgehen ließ, regte zu poetischem Schaffen an. Ein gewaltiges Aufsehen sollte der vom Jahr 1797 wachrufen. Die Horen hatten, freilich zum Teil aus eigener Verschuldung, beim Publikum weit nicht die Aufnahme gefunden, die Schiller erwartet. Da führte sein Groll ihn auf die Idee, sich in Stachelgedichten zu rächen. Gedacht, getan. Goethe machte mit. Ein Heft wanderte zwischen den beiden hin und her und jeder trug ein, was ihm von Bosheiten einfiel. Sie wollten ihr Eigentum nicht trennen. Mitunter lieferte der eine den Gedanken, der andere die Form, der eine den Herameter, der Genosse den Pentameter. Einheitlich verbunden richteten sie die Firma Goethe-Schiller auf. Unter dem unschuldigen Titel Xenien (Gastgeschenke) ging das gefährliche Sprenggeschütz aus und weckte Zorn und Gegenspott und Schimpf. „Gegengeschenke an die Sudelköche von Weimar und Jena" lautete der Titel einer Antwort, „Feldgeschrei eines Nestes kritischer Speck- und Feldmäuse bei dem Anbiß einer frischen Speckseite" der einer andern. „Jungenhaft nahm er sich immer, der Goethe, und wird sich so nehmen: Fünfzig ist er und noch wirft er die Leute mit Kot," lautete ein Distichon, und ein anderes:

˘ ˘ – ˘ ˘ ˘ ˘
In Weimar und in Jena macht man Herameter wie der;

˘ ˘ ˘ ˘ ˘ ˘ ˘ ˘ – ˘ ˘
Aber die Pentameter sind doch noch excellenter.

„Nach dem tollen Wagestück der Xenien," schrieb Goethe an Schiller, „müssen wir uns bloß großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und unsere proteische Natur, zur Beschämung aller Gegner, in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln."

Das war ein heilsamer Entschluß und er wurde auch redlich gehalten. Schiller warf sich auf seinen Wallenstein und Goethe vollendete in wenigen Wochen sein Epos Hermann und Dorothea. Das waren nun einmal nicht römische Elegieen, nicht venetianische Epigramme, nicht ein griechischer

„Pausias und sein Blumenmädchen", das war eine durch und durch deutsche Dichtung, zwar in homerischer Form, aber mit deutschem Leben und deutschem Gehalt, volkstümlicher Gemütlichkeit und volkstümlicher Tüchtigkeit, heimischer Idealität und einer guten Dosis heimischer Philisterei sogar. Jetzt erst hatte Goethe sich wiedergefunden. Hier erst nahm er der großen Revolution gegenüber die seiner würdige Stellung ein. Auf den Boden, den er hier besetzte, gehörte er hin. Nicht umsonst behielt er diese Dichtung vor allen andern zeitlebens lieb, und wie er kurz nach deren Entstehung die Erzählung von Hermann und seiner Mutter beim Birnbaum vorlas, konnte er die Tränen nicht verhalten. „So schmilzt man bei seinen eigenen Kohlen," sagte er.

Eine schlichte, aber vortreffliche Erzählung lieferte ihm den Grundriß für den Aufbau seines Epos. Sie stand in der 1732 erschienenen Schrift: „Das Liebthätige Gera gegen die Salzburgischen Emigranten!"

„In Altmühl, einer Stadt im Öttingischen gelegen, hatte ein gar feiner und vermögender Bürger einen Sohn, welchen er oft zum Heyrathen angemahnet, ihn aber dazu nicht bewegen können. Als nun die Salzburger Emigranten auch durch dieses Städtchen passieren, findet sich unter ihnen eine Person, welche diesem Menschen gefällt, dabei er in seinem Herzen den Schluß fasset, wenn es angehen wollte, diese zu heyrathen; erkundigt sich dahero bei denen andern Salzburgern nach dieses Mädgens Aufführung und Familie und erhält zur Antwort, sie wäre von guten, redlichen Leuten und hätte sich jederzeit wohl verhalten, wäre aber von ihren Eltern um der Religion willen geschieden und hätte solche zurücke gelassen. Hierauf gehet dieser Mensch zu seinem Vater und vermeldet ihm, weil er ihn so oft sich zu verehelichen ermahnet, so hatte er sich nunmehr eine Person ausgelesen, wenn ihm nur solche der Vater zu nehmen erlauben wolle. Als nun der Vater gerne wissen will, wer sie sey, sagte er ihm, es wäre eine Salzburgerin, die gefalle ihm, und wo er ihm diese nicht lassen wollte, würde er niemanden heyrathen. Der Vater erschrikt hierüber und will es ihm ausreden, er läßt auch einige seiner Freunde und einen Prediger rufen, um etwa den Sohn durch ihre Vermittelung auf andere Gedanken zu bringen; allein alles vergebens. Daher der Prediger endlich gemeinet, es könne Gott seine sonderbare Schickung darunter haben, daß es sowohl dem Sohne als auch den Emigranten zum besten gereichen könne, worauf sie endlich ihre Einwilligung geben und es dem Sohn in seinen Gefallen stellen. Dieser geht sofort zu seiner Salzburgerin und fragt sie, wie es ihr hier im Lande gefalle? Sie antwortet: Herr, ganz wohl! Er versetzet weiter: Ob sie wol bey seinem Vater dienen wollte? Sie sagt: Gar gerne, wenn er sie annehmen wolle, gedenke sie ihm treu und fleißig zu dienen, und erzehlet ihm darauf alle ihre Künste, wie sie das Vieh füttern, die Küh melken, das Feld bestellen, Heu machen und dergleichen mehr verrichten könne. Worauf sie der Sohn mit sich nimmt und sie seinem Vater präsentiret: Dieser fragt das Mädgen, ob ihr denn sein Sohn gefalle und sie ihn heyrathen wolle? Sie aber, nichts von dieser Sache wissend, meinet, man wolle sie verieren und antwortet: Ey, man solle sie nicht foppen, sein Sohn hätte vor seinen Vater

eine Magd verlangt, und wenn er sie haben wolle, gedächte sie ihm treu zu dienen und ihr Brot wohl zu erwerben. Da aber der Vater darauf beharret und der Sohn auch sein ernstliches Verlangen nach ihr bezeiget, erklärt sie sich: Wenn es denn Ernst sein sollte, so wäre sie gar wohl zufrieden, und sie wolle ihn halten wie ihr Aug' im Kopf. Da nun hierauf der Sohn ihr ein Eheband reichet, greifet sie in den Busen und sagt: Sie müsse ihm doch auch wohl einen Mahl-Schatz geben: womit sie ihm ein Beutelgen überreichet, in welchem sich zweihundert Stück Dukaten befanden."

Nicht immer wird einem Dichter ein so günstiger Stoff in die Hände gespielt. Nicht immer findet ein günstiger Stoff einen so trefflichen Dichter. Rasch und natürlich wie ein Baum von innen heraus erwuchs das Epos. „Ich hab' es entstehen sehen," meldet Schiller, „und mich fast ebenso über die Art der Entstehung, als über das Werk verwundert. Die Ausführung ist mit einer unbegreiflichen Leichtigkeit und Schnelligkeit vor sich gegangen, so daß er neun Tage hinter einander jeden Tag über anderthalb hundert Hexameter schrieb. Während wir andern mühselig sammeln und prüfen müssen, um etwas Leidliches langsam hervorzubringen, darf er nur leis an dem Baume schütteln, um sich die schönsten Früchte, reif und schwer, zufallen zu sehen." Ende 1796 und Anfang 1797 entstand das Werk.

Kupferstich von Chodowiecki zu „Hermann und Dorothea" vom Jahre 1798.
(Aus dem Taschenbuch für Frauenzimmer von Bildung auf das Jahr 1799.)

Es stimmte vollständig mit Goethes Art, wenn er die Handlung in seine Gegenwart und in rheinisch Gebiet verlegte. Oft hatte Goethe mit Wohlgefallen Voßens „Luise" vorgelesen. Aber seine Dichtung hat vor jener neben zahlreichen Feinheiten den Vorzug voraus, daß sie die großen Veränderungen der erregten Zeit wie aus einem kleinen Spiegel zurückwirft, daß das herzansprechende Familienbild und die sich darin abspielende einfache Handlung sich abheben auf der gewaltigen Folie der französischen Revolution. Wie lebendig tritt uns, in den Reden des Wirts und des Apothekers hauptsächlich, die alte Zeit vor Augen, das gemütliche Rokoko, während in denen des Richters und in Dorotheens Bericht über ihren früheren Bräutigam wie verhallender Donner vom fernen Horizonte her das Neue hereinspielt und mit

jenem in Kontrast tritt! Wie interessant sind im Anschluß daran die Typen der beiden sich im Gemeinwesen ergänzenden Bürger, des dem Fortschritt geneigten Wirts und des am Alten hangenden Apothekers, während der Pfarrer mit weisen Worten von der höhern Warte seiner Bildung aus das Gute beider Richtungen anerkennt und eben gerade damit auch auf ihre Mängel hinweist! („Aller Zustand ist gut, der natürlich ist und vernünftig.")

Bei Goethe sind die um ihres evangelischen Glaubens willen aus Salzburg Vertriebenen Deutsche geworden, die vor den Schrecken des Revolutionskriegs (vom Jahr 1796) aus der Nähe der französischen Grenze gewichen und nun über den Rhein gekommen, mit mühselig geretteter Habe nahe an einem kleinen Städtchen vorbei durch ein fruchtbares Tal und seine Krümmungen wandern. Der Kreis der Menschen, von denen die Salzburger Erzählung berichtet, ist erweitert. Der Dichter hat dem Vater die Mutter und dem Prediger den Apotheker beigesellt. Von Anfang an finden wir uns heimisch im Kreise der wackern süddeutschen Landsleute. Er hat zwar seine Launen, der wohlmeinende Vater, und hat sie mitunter am Sohn ausgelassen. „Täglich mit Schelten hemmst du dem Armen allen Mut in der Brust, und so wird am wenigsten dir dein Wunsch des Guten erfüllet: daß der Sohn dem Vater nicht gleich sei, sondern ein Besserer." Er sähe gern ein reiches Schwiegertöchterchen ins Haus einziehen, am liebsten von der andern Seite des Marktplatzes her, aus jenem Hause, dem grünen. Aber er läßt auch mit sich reden. „Milder ist er für wahr, wenn das Räuschchen vorbei ist" und geizig ist er nicht, das ist schon eher der Apotheker. „Geben ist Sache des Reichen," sagt er. Besser weiß die Mutter den Sohn zu behandeln, die gute verständige Hausfrau, das Abbild der Frau Aja. Sie weiß es:

> . . . wir können die Kinder nach unserem Sinne nicht formen;
> So wie Gott sie uns gab, so muß man sie haben und lieben,
> Sie erziehen aufs beste und jeglichen lassen gewähren.
> Denn der eine hat die, die andern andere Gaben;
> Jeder braucht sie, und jeder ist doch nur auf eigene Weise
> Gut und glücklich."

Und der Prediger leistet ihr Beistand,

> „der edle, verständige Pfarrherr,
> Er, die Zierde der Stadt, ein Jüngling näher dem Manne.
> Dieser kannte das Leben und kannte der Hörer Bedürfnis,
> War vom hohen Werte der heiligen Schriften durchdrungen,
> Die uns der Menschen Geschick enthüllen, und ihre Gesinnung;
> Und so kannt er auch wohl die besten weltlichen Schriften."

Der Apotheker dagegen, „dem immer das Wort von der Lippe zu springen bereit war," unterhält uns mehrmals auf seine Kosten. Der liebenswürdig verschrobene Philister darf im Ringe kleinstädtischen Lebens nicht fehlen. Mit seinem naiven Eigennutz und seiner Hasenherzigkeit bildet er, wie das Gros der Vertriebenen, einen wirksamen Kontrast zu Dorothea. „Ich möcht' um vieles nicht heute Vater heißen," meint er, „und nicht für Frau und Kinder

Goethe.

(Nach einer Zeichnung von Jagemann lithographiert von Jacob in Paris.)

besorgt sein. Bleibt der Provisor zurück, so geh ich getröstet von Hause. Hab' ich die Barschaft gerettet und meinen Körper, so hab' ich alles gerettet; der einzelne Mann entfliehet am leichtsten." Dorothea dagegen, das treffliche Mädchen, sehen wir immerfort in der allgemeinen Verwirrung für andere sorgen, wie früher für ihren alten Verwandten, so nun für die Wöchnerin und ihre Kinder; und „sie leitete klüglich". „Guten Menschen fürwahr spricht oft ein himmlischer Geist zu, daß sie fühlen die Not, die dem armen Bruder bevorsteht." „Nur im Elend erkennt man Gottes Hand und Finger, der gute Menschen zum Guten leitet," sagt sie zu Hermann und handelt selbstvergessen und unverdrossen nach ihrer Parole:

„Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung:
Denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen,
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehöret.
Dienet die Schwester dem Bruder doch früh, sie dienet den Eltern,
Und ihr Leben ist immer ein ewiges Gehen und Kommen,
Oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für Andre.
Wohl ihr, wenn sie daran sich gewöhnt, daß kein Weg ihr zu sauer
Wird, und die Stunden der Nacht ihr sind wie die Stunden des Tages,
Daß ihr niemals die Arbeit zu klein und die Nadel zu fein dünkt,
Daß sie sich ganz vergißt und leben mag nur in Andern!"

Nicht bloß ihre äußere Anmut, jene Gesinnung vor allem ist's, was Hermann wie Sonnenstrahl berührt und ihn stark und fest an sie fesselt. „Rein ist Hermann," sagt der Pfarrer, „er streckte schon als Knabe die Hände nicht aus nach diesem und jenem. Was er begehrte, das war ihm gemäß. So hielt er es fest auch." Und so schenkt er der fremden Jungfrau ein unbeschränktes Vertrauen.

„O, mein Vater! sie ist nicht hergelaufen, das Mädchen,
Keine, die durch das Land auf Abenteuer umherschweift,
Und den Jüngling bestrickt, den unerfahrnen, mit Ränken.
Nein; das wilde Geschick des allverderblichen Krieges,
Das die Welt zerstört und manches feste Gebäude
Schon aus dem Grunde gehoben, hat auch die Arme vertrieben.
Streifen nicht herrliche Männer von hoher Geburt nun im Elend?
Fürsten fliehen vermummt, und Könige leben verbannet.
Ach, so ist auch sie, von ihren Schwestern die beste,
Aus dem Lande getrieben; ihr eignes Unglück vergessend,
Steht sie Anderen bei, ist ohne Hülfe noch hülfreich."

Entspricht ihre innere Gediegenheit Hermanns eigenstem Kern, so wird ihre Gewandtheit sein wenig bewegliches Wesen herrlich ergänzen. „Wahre Neigung vollendet sogleich zum Manne den Jüngling!" Und die Bestimmtheit und männliche Sicherheit, die Hermann in der wichtigen Angelegenheit seinen Eltern und den Freunden entgegensetzt, zeigt ihn den Aufgaben der Zeit gewachsen. In so markige Töne läßt der Dichter sein Epos am Schluß auslaufen, daß uns die Laune anwandelt, ihm mit dem Ausruf seines Wirts zu begegnen: „So hör' ich dich gerne! Solch ein vernünftiges Wort hast du mir selten gesprochen!"

Goethe teilte den Stoff mit seinen ungefähr 2000 Versen (von denen einer zu viel ist) nach den neun Musen in neun Gesänge.

Seiner Mutter Elisabeth, die in Mutter Lieschen porträtiert erscheint, sandte er zwei mit Ungeduld erwartete Exemplare, eins in grüne Seide gebunden. „Das Prachtexemplar wird," so schreibt sie, „nur zur Parade alle Sonntage und Festtage gebraucht. Das ist so schön, daß es nur die besten Freunde von mir in die Hände nehmen dürfen, und der Inhalt hat außerordentliche Wirkung gemacht ... Das Werk ist ein Meisterwerk ohnegleichen. Ich trage es herum, wie die Katze ihre Jungen ..."

Eine dritte Schweizerreise, 1797, die den Dichter noch einmal nach Zürich und an den Vierwaldstättersee führte, brachte ihn auf die Idee, in einem neuen Epos Wilhelm Tell zu behandeln. Doch trat er den Stoff dann an Schiller ab. Im gleichen Jahr schenkte Goethe im Wetteifer mit Schiller dem deutschen Volke schöne Balladen: Der Zauberlehrling, Der Schatzgräber, Die Braut von Korinth, Der Gott und die Bajadere. Dem Xenienalmanach folgte im Jahr 1798 der Balladenalmanach.

Während nun aber Schiller in den nächsten Jahren durch immer neue, Schlag auf Schlag ausgehende große Werke sich immer neue Heimstätten im Herzen des Volkes erwarb, machte Goethes Muse wieder einmal Ferien und als sie sich regte, trieb sie den Grundsatz, aus der Welt des Individuellen nur das Typische, das allgemein Gültige herauszuheben, derart ins Extrem, daß das Drama: „Die natürliche Tochter" als ein mißlungenes Experiment erscheint. Trotz aller schönen Musik und Macht seiner Sprache ließ es die Zuschauer kühl bis ans Herz hinan. Das raubte Goethe den Mut, die zwei folgenden Stücke, mit denen es als „Trilogie" die große Revolution widerspiegeln sollte, ins Dasein zu rufen.

Selber erkrankt, empfing Goethe im Mai 1805 die Nachricht von Schillers, seines Freundes, Tod. Düsteres ahnend sagte er am Morgen nach dessen Abscheiden zur Vulpius: „Nicht wahr, Schiller war gestern sehr krank?" Diese Betonung wirkte so heftig auf sie, daß sie in lautes Schluchzen ausbrach. „Er ist tot?" sagte Goethe mit Festigkeit. „Sie haben es selbst ausgesprochen!" war ihre Antwort. „Er ist tot!" wiederholte er und bedeckte sich die Augen mit den Händen. Den Versuch, Schillers „Demetrius" zu vollenden, mußte er wohl oder übel aufgeben. Im Epilog zu Schillers Glocke setzte er dem Geschiedenen ein unvergängliches Denkmal.

Goethe im Alter.

(1805—1832.)

Der Mensch erfährt, er sei auch, wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag.
Goethe.

Etwas mehr als ein Jahr nach Schillers Tod brach auf den Schlachtfeldern von Jena und Auerstädt der alte Ruhm der preußischen Waffen und der morsche Bau des heiligen römischen Reiches deutscher Nation zusammen, und ein neuer Abschnitt der Geschichte begann: Der Wiederaufbau der deutschen Nation. Jahrzehnte lang hatten die edelsten Geister philosophiert und geträumt und sich mit deutschem Idealismus von der unerquicklichen Wirklichkeit abgewendet. Aber in der Hitze der Trübsal napoleonischer Fremdherrschaft, als manche meinten, nun sei alles aus, da eben setzte ein Neues ein. Tausend Keime jungen Lebens wurden wach. Klassizität und Aufklärung wichen allmählich andern Mächten, der Romantik und der Politik, und diese beherrschten auf ein halbes Jahrhundert den Vordergrund.

So viel lebendiges Interesse nun auch Goethe der Gegenwart entgegenbrachte, so viel Einfluß er etwa der Romantik einräumte — er ward nicht ein anderer, als er gewesen, er führte sein eigenes Leben fort; ja er war mitunter eigensinnig bestrebt, es durch alles das, was er „die Fortifikationslinien des menschlichen Daseins" nannte, sorgfältig gegen die rauhe Wirklichkeit abzuschranken, mit der Maske kalter Vornehmheit zu umschanzen. In den Jahren der tiefsten Erregung seines Volkes flüchtete er mit entschiedenster Absicht mit seinen Gedanken in die fernste Fremde, in orientalische Dichtkunst und chinesische Geschichte, ästhetische und naturwissenschaftliche Studien kaleidoskopisch bunter Art. Dr. Fischer hat darauf hingewiesen, wie viel Wahlverwandtes vorhanden war zwischen Goethe und Napoleon, die sich 1808 mehr als einmal persönlich gegenüberstanden. Im Sommer 1815 traf Ernst Moritz Arndt mit Goethe und dem herrlichen Reichsfreiherrn vom Stein vor dem Kölner Dombild zusammen. Alle Welt war voll der neuesten Ereignisse, des Sturzes der napoleonischen Herrschaft; Stein aber vermahnte die ungebärdige Jugend: „Lieben Kinder, still, still! Nur nichts Politisches! Das mag er nicht; wir können ihn da freilich nicht loben; aber er ist doch zu groß!"

Ihm deutsche Gesinnung abzusprechen, wie manche getan, wäre ungerecht. Aber bestimmend eingreifen wollte er nicht. Am klarsten finden wir seine Stellung charakterisiert in einem Wort, das er nicht lange nach der Leipziger Schlacht gegenüber dem Jenaer Geschichtschreiber Professor Luden aussprach.

Dieser trug sich mit dem Gedanken, eine vaterländische Zeitschrift herauszugeben. Goethe warnte ihn vor einer solchen den Geist aufreibenden Tätigkeit und fuhr fort:

„Glauben Sie nicht, daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland. Nein, diese Ideen sind in uns, sind ein Ziel unseres Wesens und niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bittern Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im einzelnen und so miserabel im ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volks mit andern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche! In der Wissenschaft und Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag; denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität. Aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt nicht das stolze Bewußtsein, einem großen, starken, geachteten, gefürchteten Volk anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Glaube an Deutschlands Zukunft. Ich halte ihn so fest als Sie, diesen Glauben. Ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft und hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist, mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andere Aufgabe gehabt, als das römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, sie wären längst zu Grunde gegangen. Da sie aber fortbestanden und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie nach meinem Glauben noch eine große Bestimmung haben, eine Bestimmung, welche um so viel größer denn jenes gewaltige Werk der Zerstörung des römischen Reichs und der Gestaltung des Mittelalters sein wird, als ihre Bildung jetzt höher steht. Aber die Zeit, die Gelegenheit vermag ein menschliches Auge nicht vorauszusehen, menschliche Kraft nicht zu beschleunigen oder herbeizuführen. Uns Einzelnen bleibt inzwischen nur übrig, einem jeden nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung, die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken und zu verbreiten nach allen Seiten, und wie nach unten, so auch — und vorzugsweise nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den andern Völkern, sondern hierin wenigstens voranstehe, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit es nicht verzage, nicht kleinmütig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen Tat, wenn der Tag des Ruhmes anbricht."

Der Tag des Ruhmes ist gekommen; aber der Weg dazu führte durch Irrung und Wirrung und über manches Schlachtfeld.

Goethe war ins *Alter* gekommen. Er wandte sich ruhiger Beschaulichkeit und seinen Blick mit Vorliebe der Vergangenheit zu.

Ein Werk namentlich von dauernder Bedeutung verdankt die Nachwelt seiner Neigung, seine Jugend in der Erinnerung noch einmal durchzukosten und den Lesern damit zugleich einen Schlüssel zum Verständnis seiner ersten Werke zu geben. 25 Jahre seines Lebens schilderte er in *Dichtung und Wahrheit* und im Bild seines Werdens zugleich seine Zeit als den Boden, in dem er gewurzelt, nicht in allen Einzelheiten historisch getreu und doch der Hauptsache nach zuverlässig. Manchen seiner Erinnerungen kam Bettina Brentano, die Tochter der Maxe aus Frankfurt, mit Detail zu Hilfe. Aber wie der kristallklare Strom

seiner Darstellung in die Weimarerperiode eingemündet war, geriet er ins Stocken. Denn nun hinderten den Dichter zahlreiche Rücksichten auf noch lebende Genossen. Mit manchen Unterbrechungen spinnen den Faden der autobiographischen Mitteilungen zahlreiche weitere Schriften fort, wie die Briefe über die Schweizerreisen (1775, 1779, 1797) die italienische Reise, Campagne in Frankreich, Belagerung von Mainz, Tagebuchnotizen, und alles beleuchten die zahlreichen Briefwechsel mit Auguste von Stolberg, Lavater, Bäbe Schultheß, Frau von Stein, Christiane Vulpius, dem Musiker Zelter, Friedrich Schiller, Heinrich Meyer und vielen anderen. Wie das Leben Shakespeares in völligem Dunkel, so liegt das Goethes am hellen Tage. Viele, so schon Bettina Brentano, bekannt durch Goethes Briefwechsel mit einem Kinde, treiben einen unpassenden Kultus mit ihm.

Marianne von Willemer. (Goethes Suleika.)
(Nach einer Aquarell-Miniatur von Millet.)

Neben wissenschaftlichen und praktischen Bestrebungen schlief aber die Dichterphantasie nicht ein, war vielmehr mitunter noch recht geschäftig. Niemals versiegte der Quell seiner Lyrik; nur führte sein Sprudel immer mehr ruhige Betrachtung und lehrhafte, oft auch geschwätzig lehrhafte, nicht schrullenfreie Weisheit mit. Erfreulichere Musenkinder als seine bloß tändelnden Sonette waren die Balladen Johanna Sebus, der Totentanz, der getreue Eckart, die wandelnde Glocke. 1814 und 1815 entwuchsen dem Studium orientalischer Poesie wie der Freundschaft mit Frau Marianne Willemer, geborene Jung, in Frankfurt, die uns gleichmäßig bald fesselnden, bald abstoßenden Lieder und Sprüche der Sammlung, die den Titel „Westöstlicher Divan" trägt, wo Goethe als Hatem, seine Geliebte als Suleika, Napoleon als Timur erscheint, die Nachtigall sich's gefallen lassen muß, „Bulbul" zu heißen und die Rose „Güll", eine Maskerade, die Rückert, Platen, Bodenstedt u. a. zur Einführung orientalischer Formen ins Reich der deutschen Dichtung anregte. Die schönsten Lieder des westöstlichen Divan entflossen nicht Goethes, sondern Mariannens Feder. In weitern Kreisen bekannt wurden die, denen Komponisten wie Mendelssohn die

Schwingen ihrer Musik geliehen. Immer lieber erquickte sich auch Goethe selber an edler Musik, wie er sie feiert in den schönen Strophen:

„Die Leidenschaft bringt Leiden! — Wer beschwichtigt
Beklommnes Herz, das allzuviel verloren?
Wo sind die Stunden, überschnell verflüchtigt?
Vergebens war das Schönste dir erkoren!
Trüb' ist der Geist, verworren das Beginnen;
Die hehre Welt, wie schwindet sie den Sinnen!

Da schwebt hervor Musik mit Engelschwingen,
Verflicht zu Millionen Tön' und Töne,
Des Menschen Wesen durch und durch zu dringen,
Zu überfüllen ihn mit ew'ger Schöne:
Das Auge netzt sich, fühlt im höhern Sehnen
Den Götterwert der Töne wie der Tränen.

Und so das Herz erleichert merkt behende,
Daß es noch lebt und schlägt und möchte schlagen,
Zum reinsten Dank der überreichen Spende
Sich selbst erwidernd willig darzutragen.
Da fühlte sich — o daß es ewig bliebe! —
Das Doppelglück der Töne wie der Liebe."

Oft wieder lieh Goethe sein Talent zur Verschönerung von Maskenzügen und Festen. Ja er raffte sich auf, zur Feier der Rückkehr des Königs nach Berlin ein allegorisches Festspiel zu spenden: Des Epimenides Erwachen, das in den Worten gipfelt:

„Zusammen haltet euren Wert,
Und euch ist niemand gleich."

Wunderlich genug fiel es freilich aus.

Neben Dichtung und Wahrheit zeitigte Goethes episches Talent noch eine Reihe von Erzählungen sehr ungleichen Werts. Wir erwähnen die Romane: Die Wahlverwandtschaften. Wilhelm Meisters Wanderjahre, sowie die Novelle: Das Kind mit dem Löwen.

Seine ganze bewußte, reich ausgebildete Kunst bot der Dichter auf, in den Wahlverwandtschaften ein Problem zu behandeln, das ihn zu jeder Zeit seines Lebens beschäftigte. Mehr und mehr war ihm klar geworden, daß er sich in seinem Verhältnis zu Frau von Stein gegen eines der wichtigsten Sittengebote, die Heilighaltung der Ehe, vergangen. Dieser Erkenntnis gab er nun poetischen Ausdruck, aber freilich so, daß gar mancher Einwand dagegen erhoben werden kann. Uns hat der Roman nie fesseln können. Die vornehm niedrige widrige Welt, in die er uns einführt, hat immer wie Stickluft auf uns gewirkt, und wir verzichten deshalb darauf, die geschäftigen Müßiggänger höherer Stände, die sich hier gravitätisch vor uns bewegen, Eduard und Charlotte, den Hauptmann und Ottilie, zu porträtieren. Das Modell der Ottilie war Minna Herzlieb.

Die Wanderjahre sind gleichfalls ein Buch, das nicht befriedigen kann, ein Sammelsurium buntesten Gehäckfels: Novellen, Aphorismen, Erörterungen, Briefe, in wunderlichsten Geheimeratsstil eingebacken.

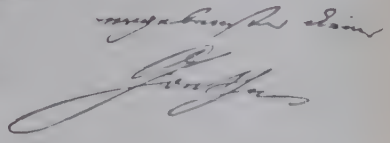
Eine Perle Goethischer Erzählungskunst dagegen ist noch die Novelle vom Kind mit dem Löwen, deren Stoff der Dichter schon mit Schiller besprochen: die Handlung von verblüffender Einfachheit, aber aus der Sphäre trivialer Alltäglichkeit allmählich aufsteigend zu wahrhaft idealer, ja religiöser Höhe und in harmonischen Schlußakkorden ausklingend.

Diese geben zugleich die Idee des Ganzen:

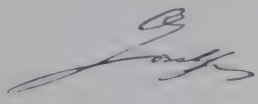
„Aus den Gruben, hier im Graben
Hör' ich des Propheten Sang:
Engel schweben, ihn zu laben;
Wäre da dem Guten bang?
Löw' und Löwin hin und wider
Schmiegen sich um ihn heran;
Ja, die sanften, frommen Lieder
Haben's ihnen angetan! . . .

Denn der Ew'ge herrscht auf Erden,
Über Meere herrscht sein Blick:
Löwen sollen Lämmer werden,
Und die Welle schwankt zurück;
Blankes Schwert erstarrt im Hiebe;
Glaub' und Hoffnung sind erfüllt;
Wundertätig ist die Liebe,
Die sich im Gebet enthüllt."

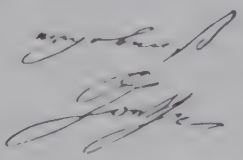
1784



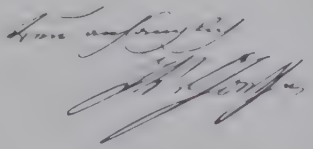
1793



1818



1827



1827

Briefunterschrift Goethes aus verschiedenen Zeiten.

Daß Goethe solche Strophen gedichtet, das soll ihm unvergessen bleiben. „Ja, die sanften, frommen Lieder haben's ihnen angetan!"

Aber beeilen wir uns, noch einer Dichtung nahe zu treten, die wie keine andere mit Goethes eigenstem Wesen und dem seiner Zeit verwachsen erscheint und die doch als Weltbild sich darüber erhebt, die mit Recht sein eigentliches Lebenswerk heißt: Dem Mysterium von Doktor Faust. Ein Mysterium nennen wir es. Unter diesem Titel wurden 1880 an zwei Tagen zum ersten Mal beide Teile der Tragödie in Berlin und seither anderwärts aufgeführt. An die drei Stockwerke, in die sich die Bühne eines mittelalterlichen Mysteriums mitunter teilte, erinnern am Schlusse des Vorspiels die Worte:

„So schreitet in dem engen Bretterhaus
Den ganzen Kreis der Schöpfung aus
Und führt ihn, mit bedächt'ger Schnelle,
Vom Himmel durch die Welt zur Hölle!"

Wie in jenen geistlichen Spielen, so sehen wir in Goethes Tragödie die obern und die untern Mächte miteinander um die Menschenseele ringen, sehen

sie am Eingang miteinander verhandeln, eine Wette eingehn und am Schlusse die Lichtwelt den Sieg davontragen. Und weil so Himmel und Hölle, Gut und Böse *außer* dem Menschen und *in* dem Menschen, die zwei Seelen in seiner Brust, miteinander kämpfend, in Bildern und Szenen voller Leben und Bewegung vor unsere Blicke treten, um unsern Beifall und unsern Abscheu werben, weil die ganze Tonleiter menschlicher Empfindungen an unserem Ohre vorüberbraust, das Allererhabenste wie das Allergemeinste, das Höchste wie das Tiefste, doch so, daß wie im wirklichen Leben das Gemeine mehr Lärm macht, so wird die Dichtung für den ihr Nahetretenden zum Prüfstoff, und er mag zusehen, welche Mächte in seinem eigenen Innern mehr Zustimmung finden, sich als stärker erweisen, die der Verführung oder die der Rettung.

„Abgründe gibt's im Menschenherzen,
Die tiefer als die Hölle sind!"

Schon der Eingang, der *Prolog im Himmel*, zeigt den charakteristischen Kontrast. Der herrliche Lobgesang der Erzengel weckt eine festlich geklärte Stimmung. Mag der „Gott der Welt", der Mensch, sich noch so groß vorkommen, mag er wollen oder nicht, — mit Fels und Meer wird er „fortgerissen in ewig schnellem Sphärenlauf."

Raphael.

„Die Sonne tönt nach alter Weise
In Brudersphären Wettgesang,
Und ihre vorgeschriebne Reise
Vollendet sie mit Donnergang.
Ihr Anblick gibt den Engeln Stärke,
Wenn keiner sie ergründen mag,
Die unbegreiflich hohen Werke
Sind herrlich, wie am ersten Tag.

Gabriel.

Und schnell und unbegreiflich schnelle
Dreht sich umher der Erde Pracht;
Es wechselt Paradieseshelle
Mit tiefer schauervoller Nacht;
Es schäumt das Meer in breiten Flüssen
Am tiefen Grund der Felsen auf,
Und Fels und Meer wird fortgerissen
In ewig schnellem Sphärenlauf.

Michael.

Und Stürme brausen um die Wette,
Vom Meer aufs Land, vom Land aufs Meer,
Und bilden wütend eine Kette
Der tiefsten Wirkung rings umher.
Da flammt ein blitzendes Verheeren
Dem Pfade vor des Donnerschlags;
Doch deine Boten, Herr, verehren
Das sanfte Wandeln deines Tags.

Zu Drei.

Der Anblick gibt den Engeln Stärke,
Da keiner dich ergründen mag,
Und alle deine hohen Werke
Sind herrlich, wie am ersten Tag."

Die Erzengel bejahen; aber *Mephistopheles* verneint. Von Anfang an ist er die Verneinung alles Guten, also das Böse, die Verneinung des Wahren, folglich die Lüge, die Verneinung des Schönen, mithin das Häßliche, das Gemeine. Und er erhält die Erlaubnis, Faust, den Doktor, von seinem Urquell abzuziehen, „ihn seine Straße sacht zu führen."

Der Teufel erhält also hier mehr Befugnis, als im Buche Hiob.*)

*) Vergleiche: D. *Samuel Oettli*: *Hiob und Faust*. Eine Parallele. Aus „Ideal und Leben".

Goethe.

(Nach dem Ölgemälde von J. K. Stieler, 1828.)

„Ich habe deinesgleichen nie gehaßt." sagt der Herr zu ihm und ordnet den Gesellen dem Menschen zu, „weil ohne ihn des Menschen Tätigkeit allzuleicht erschlafft." Mit andern Worten: das Böse ist notwendig in der Entwicklung des Menschen, es treibt ihn vorwärts, und er soll nur sich immer wieder auf seine tiefste Natur besinnen, so mag er ohne Schaden sich auf Teufeleien einlassen. Wozu seine Natur ihn treibt, das muß gut sein. Sünde ist nur, von sich selber abfallen, sich selber untreu werden. Wie anders Orest in der Iphigenie! Der Leser sieht ein, daß eine rechtmäßige Überwindung der Schuld am Faust nicht zum Ausdruck gelangen kann. Mit typischer Schönheit in erschütternden Bildern zeigt uns der Dichter in der Tragödie erstem Teil, wie Faust heruntergeführt wird aus der Höhe in die Tiefe, wie das Böse sich auswirkt nach innern Gesetzen mit elementarer Kraft, und der zweite Teil führt den Schuldigen empor aus der Tiefe in die Höhe; aber — „das Unzulängliche, hier wird's Ereignis." An der Lösung haftet ein innerer Mangel. Wie kann die Schuld, der Übel größtes, getilgt werden? Der moderne Mensch weiß keine befriedigende Antwort zu geben, der Mensch bloß von sich aus überhaupt nicht. Die hat sich Gott in seiner Macht vorbehalten, und er gibt sie noch immerfort; „Das Unbeschreibliche, hier ist es getan!" Auch der größte moderne Dichter weiß zum Schluß nur den Finger auf den Mund zu legen. Denn kündlich groß ist das gottselige Geheimnis: „Gott ist geoffenbaret im Fleisch, gerechtfertigt im Geist, erschienen den Engeln, gepredigt den Heiden, geglaubet von der Welt, aufgenommen in die Herrlichkeit."

In Faust ist ein unsagbarer Hunger und Durst nach aller Erkenntnis und allem Glück. „Er sehnt sich nach des Lebens Bächen, ach, nach des Lebens Quelle hin." Aller Wissenschaft seiner Zeit hat er sich bemächtigt. Aber Befriedigung ist ihm im Bücherstaube nicht erblüht. Zu sehen, daß wir nichts wissen können, das will ihm schier das Herz verbrennen. In titanischem Trotze rüttelt er an den ihn umschließenden Schranken. Drum hat er sich der Magie ergeben, „ob ihm durch Geisteskraft und Mund nicht manch Geheimnis würde kund."

Beseligende Blicke gehn ihm auf in das reiche Leben der Natur.

„Wie alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt!
Wie Himmelskräfte auf und nieder steigen
Und sich die goldnen Eimer reichen!
Mit segenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmonisch all das All durchklingen!"

Aber das Schauen genügt ihm nicht. Er will das Leben fassen. Es soll ihn tränken. Drum beschwört er den Erdgeist, der den Kreislauf der Natur mit seinem ewigen Entstehen und Vergehen beherrscht. Aber dessen Erscheinen erfüllt Faust mit Entsetzen — Geburt und Grab, ein ewiges Meer! — Die Natur hat auch ihre furchtbare Seite. Nachdem sein Famulus Wagner, der

„schellenlaute Tor", mit seinem philiströsen Wissensdünkel ihn gründlich verstimmt hat, greift er entschlossen zur Giftphiole, im Tode die Qual des Lebenshungers zu stillen. Aber die Klänge des plötzlich ertönenden Osterchores:

„Christ ist erstanden!
Freude dem Sterblichen,
Den die verderblichen,
Schleichenden, erblichen
Mängel umwanden!"

sind mächtig genug, ihn ins Leben zurückzurufen. Von einem Spaziergang am Ostertag, wo ihn des Frühlings holder, belebender Blick erfreut, mit einem merkwürdigen schwarzen Pudel zurückgekehrt, nimmt er am Abend bei beruhigter Empfindung die Urkunde göttlicher Offenbarung zur Hand und schickt sich an, mit redlichem Gefühl einmal das Neue Testament in sein geliebtes Deutsch zu übertragen. Er versucht sich am Anfang des Evangeliums Johannis; aber er meistert das Wort, er übt Kritik und setzt eigenmächtig: „Im Anfang war die Tat." Indes ist sein schwarzer Pudel ungebärdig geworden. Faust setzt ihn mit Beschwörung zu und hinter dem Ofen hervor tritt — als des Pudels Kern — Mephistopheles. Faust schließt einen Vertrag mit ihm:

„Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch! du bist so schön! —
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn!
Dann mag die Totenglocke schallen,
Dann bist du deines Dienstes frei,
Die Uhr mag stehn, der Zeiger fallen,
Es sei die Zeit für mich vorbei!"

Dem Wissen hat er den Abschied gegeben. Er will genießen.

„Dem Taumel weih' ich mich, dem schmerzlichsten Genuß,
Verliebtem Haß, erquickendem Verdruß.
Mein Busen, der vom Wissensdrang geheilt ist,
Soll keinen Schmerzen künftig sich verschließen,
Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen,
Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern
Und, wie sie selbst, am End' auch ich zerscheitern."

Mephistopheles triumphiert:

„Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft,
Laß nur in Blend- und Zauberwerken
Dich von dem Lügengeist bestärken,
So hab' ich dich schon unbedingt —
Ihm hat das Schicksal einen Geist gegeben,
Der ungebändigt immer vorwärts dringt,
Und dessen übereiltes Streben
Der Erde Freuden überspringt.

Den schlepp' ich durch das wilde Leben,
Durch flache Unbedeutenheit,
Er soll mir zappeln, starren, kleben,
Und seiner Unersättlichkeit
Soll Speis' und Trank vor gier'gen Lippen schweben;
Er wird Erquickung sich umsonst erflehn;
Und hätt' er sich auch nicht dem Teufel übergeben,
Er müßte doch zu Grunde gehn!"

Seinem Vorsatz getreu führte der Teufel den Doktor in Auerbachs Keller. Aber das fade Treiben der rohen Gesellen widert diesen an; er spricht den ganzen Abend kein Wort als: „Ich hätte Lust, nun abzufahren." Will der Versucher sein Ziel erreichen, so muß er schlummernde Triebe wecken. Das geschieht in der Hexenküche, und nun setzt die Gretchen-Tragödie ein. Es wird dem Teufel recht schwer gemacht, das Edlere in Faust zu Grunde zu richten. In Berührung mit der ahnungsvollen Unschuld des schlichtfrommen Mädchens regt sich noch einmal Faustens besseres Selbst und läßt ihn die Gegenwart des Gesellen verwünschen. Über seinen Glauben zur Rechenschaft gefordert: „Versprich mir, Heinrich!" verschleiert Faust mit pantheistisch wohltönenden Worten seinen Unglauben:

„Mißhör' mich nicht, du holdes Angesicht!
Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub' ihn?
Wer empfinden
Und sich unterwinden
Zu sagen: ich glaub' ihn nicht?
Der Allumfasser,
Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, sich selbst?
Wölbt sich der Himmel nicht dadroben?
Liegt die Erde nicht hierunten fest?
Und steigen freundlich
Ewige Sterne nicht herauf?
Schau' ich nicht Aug' in Auge dir,
Und drängt nicht alles
Nach Haupt und Herzen dir,
Und webt in ewigem Geheimnis
Unsichtbar sichtbar neben dir?
Erfüll' davon dein Herz, so groß es ist,
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn' es dann, wie du willst,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist alles;
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut."

Und Gretchen findet richtig heraus:

„Das ist alles recht schön und gut;
Ungefähr sagt das der Pfarrer auch,
Nur mit ein bißchen andern Worten."

Sie sucht den Geliebten von seinem unheimlichen Gesellen zu trennen, und daß sie Faust treu bleibt, trotzdem er ihren Gott verleugnet und von jenem nicht läßt, das ist ihre Schuld.

Das Unheil geht seinen zermalmenden Gang. Die Reinheit erliegt, und das Leben der Mutter und das des Bruders werden gleichfalls der Leidenschaft zum Opfer gebracht. Während sich Gretchen unter den schütternden Klängen des Dies irae in den Qualen des geängsteten Gewissens windet, überlassen die Gesellen sie ihrem Elend und betäuben sich in den abgeschmackten Zerstreuungen

der Walpurgisnacht auf dem Brocken. Wie dann die Kunde zu Faust gelangt, daß Gretchen als Kindsmörderin gefangen gesetzt worden, wirft er die Schuld auf Mephistopheles, und auf dessen höhnischen Einwurf: „Wer war's, der sie ins Verderben stürzte? Ich oder du?" hat er als Antwort einen wilden Blick. „Bringe mich hin! Sie soll frei sein!" sagt er endlich und — „auf und davon!" So schließt die Tragödie mit der genial behandelten Kerkerszene. Im Elend hat Gretchen sich wiedergefunden. Umsonst müht sich Faust, sie mit sich zu führen. Wie der Teufel sein widrig Gesicht hereinsteckt, da sagt sie sich los von der Gemeinschaft mit ihm.

„Was steigt aus dem Boden herauf?
Der! der! Schick' ihn fort!
Was will der an dem heiligen Ort?
Er will mich!
Gericht Gottes! Dir hab' ich mich übergeben!
Dein bin ich, Vater! Rette mich!
Ihr Engel, ihr heiligen Scharen,
Lagert euch umher, mich zu bewahren!
Heinrich! Mir graut's vor dir."

Das ist blitzhelles sittliches Urteil, das ist Selbstgericht und Zuflucht zur göttlichen Gnade; das bricht wie ein himmlisch heller Strahl aus der Nacht ihres Wahnsinns heraus. Umsonst ruft der Teufel: „Sie ist gerichtet!" — Sie ist gerettet.

Wird Faust, dem noch die Mahnung nachklingt: „Heinrich, Heinrich!" im zweiten Teil der Tragödie den gleichen Weg der Rettung betreten? Eine schreckliche Schuld hat er aufgehäuft. Wird er sich auch vom Teufel trennen? Er liegt im Schlaf und durch Elfengesang wird seine Seele besänftigt. Mit neuem Lebensmut taucht er auf an des Kaisers Hof, und durch Erfindung des Papiergeldes macht der Teufel der herrschenden Finanznot ein Ende. Den Hof zu vergnügen, beruft Faust antike Gestalten. Aus dem „Reiche der Mütter", der Ideen des Schönen, beschwört er die Helena herauf und vermählt sich mit ihr. Die Frucht der Verbindung ist Euphorion. Wir sind hier und in der klassischen Walpurgisnacht in ein Gebiet allegorischer Rätsel eingetreten. Helena ist die antike, Faust die mittelalterliche und ihr Sohn die moderne Dichtkunst (insbesondere Byron). Mephistopheles sucht dann Faust aufs neue in ein bloßes Genußleben hineinzuziehn; aber dieser beschreitet einen neuen Weg, den Weg der Tat. Wirken will er für sich und für andre. Vom Kaiser mit einer Provinz belehnt, sucht er dem Meer einen breiten Strich Landes abzuringen. Er ist erblindet, aber noch nicht erschlafft. Und da er das Geräusch von Spaten hört, meint er, die Entsumpfungsarbeit sei schon im Gang, sieht im Geiste das Werk vollendet, und im Vorgefühle des werdenden Glücks genießt er jetzt den höchsten Augenblick, möcht' er zum Augenblicke sagen: „Verweile doch! Du bist so schön!" Es war eine Täuschung; die Lemuren haben sein Grab gegraben, und der Augenblick seines Todes ist da. Mephistopheles will seine Seele entführen; allein die Engel erscheinen und singen:

„Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen;
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen;
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben teilgenommen,
Begegnet ihm die sel'ge Schar
Mit herzlichem Willkommen."

Trotzdem sich Faust niemals vom Teufel getrennt hat, sieht dieser sich am Schluß um die Beute betrogen. Alles Böse kommt doch am Ende zu kurz. Das ist der tiefe Sinn aller Sagen vom dummen Teufel, und der Gottlose heißt in den „Sprüchen" ein „Narr". Naturgenuß (Elfengesang), Kunstbetätigung (Helena) und Kulturtat (Entsumpfung) sollten Faust-Goethe erlösen.

Aber auch er kommt am Schluß ohne die Liebe von oben nicht aus. Das verklärte Gretchen nimmt ihn in Empfang und der Chorus mysticus beschließt das Spiel mit den Worten:

„Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan!"

Der erste Teil entstand der Hauptsache nach schon in Frankfurt und war im Jahr 1808 vollendet; den zweiten Teil vollendete Goethe in seinem achten Jahrzehnt, von 1825—1831, und als er ihn abgeschlossen hatte, siegelte er ihn ein, damit er nach seinem Tod erscheine.

Über die pedantischen Ausdeuter alles dessen, was Goethe in den zweiten Teil seines Faust „hineingeheimnißt" hat, machte sich Fr. Th. Vischer lustig in seiner Satire „Faust. Der Tragödie dritter Teil. Von Deutobold Symbolizetti Allegoriowitsch Mystifizinsky."

Noch sei erwähnt, daß es Goethes Alter trotz allem Glück nicht an Tragik fehlte. In den Tagen nach Jena und Auerstädt 1806 war das Fortbestehen des Herzogtums in Frage gestellt.

Goethe benutzte die Tage der Verwirrung, um ohne viel Aufsehen am 19. Oktober in der Schloßkapelle mit seiner Freundin Christiane Vulpius, die sich seiner in Lebensgefahr treulich angenommen, sich trauen zu lassen; sein Sohn August wohnte der Feier als Zeuge bei. Damit war auch ein geheimer Wunsch der wackern Frau Aja in Erfüllung gegangen, und sie frohlockte in einem Brief an ihren Sohn: „Mein erstes Geschäfte war, Gott dem Allmächtigen auf meinen Knien zu danken und laut mit Anbetung zu jubeln: Nun danket alle Gott mit Herzen, Mund und Händen! Ja lieber Sohn! Das war wieder eine Errettung — — — vergiß es nie, so wie ich es auch nie vergesse! Er, der große Helfer in allen Nöten, wird ferner sorgen! — Zu Deinem neuen Stand wünsche Dir allen Segen, alles Heil, alles Wohlergehen. Du hast nach meines Herzens Wunsch gehandelt. Gott erhalte Euch! Meinen Segen habt Ihr hiemit in vollem Maß — der Mutter Segen erhält den Kindern die Häuser, wenn sie schon vor den jetzigen Augenblick nichts weiter in diesen hochbeinigen erbärmlichen Zeiten tun kann. Aber nur Geduld, die Wechselbriefe, die ich von unserm Gott

erhalten habe, werden so gewiß bezahlt, als jetzt, da ich dies schreibe, die Sonne scheint. Darauf verlaßt Euch. Ihr sollt mit Eurem Teil zufrieden sein, das beschwöre ich Euch. Grüße meine liebe Tochter herzlich: sage ihr, daß ich sie liebe, schätze, verehre! Sage ihr, daß ich ihr selbst würde geschrieben haben, wenn wir nicht in einem beständigen Wirbel lebten" — Und jetzt brauchte die Mutter auch nicht mehr zu adressieren: „An Madame Vulpius." Jetzt schrieb sie endlich mit Erleichterung: „An Frau Geheimrätin Goethe."

Goethes einzig am Leben gebliebener Sohn aber wuchs sich allmählich zu einem echten und rechten Sorgenkind aus. Als Student in Jena ergab er sich dem Trunk und verderblichen Ausschweifungen. Umsonst wurde ihm frühe das Amt eines Kammerassessors gegeben. Umsonst hoffte der Vater die Ehe würde heilsam einwirken. 1816 war Christiane gestorben und 1817 vermählte sich August von Goethe mit der liebenswürdigen, aber exzentrischen Ottilie von Pogwisch, die eine Zeitschrift „Das Chaos" redigierte. Zwei liebliche Knaben und ein Mädchen, die den Eltern erblühten, vermochten kein dauerndes Heil zu schaffen; doch erheiterten sie vielfach den alternden Dichter, der für Kinder immer Vorliebe gezeigt. — Das Schwerste folgte noch nach. Um ungebunden leben zu können, unternahm Goethes Sohn 1830 gleich seinem Vater eine Italienreise. Sein Begleiter Eckermann überwarf sich mit ihm und kehrte von Genua wieder zurück. Der junge Vulpius-Goethe brach vor Spezzia das Schlüsselbein, blieb vier Wochen liegen, fuhr nach Neapel, wohnte in Pompeji der Ausgrabung eines Hauses bei, das Casa di Goethe genannt wurde, erschien fieberhaft erregt in Rom, wurde durch einen Schlaganfall hinweggerafft und fand bei der Pyramide des Cestius, wo der Vater oft geweilt, ein einsames Grab. Goethe nahm die Nachricht nach seiner Weise stoisch ruhig auf; aber der Schmerz durchwühlte sein Inneres, und ein furchtbarer Blutsturz warf ihn aufs Krankenlager. Doch noch einmal erholte er sich.

August von Goethe.

„Lange leben, heißt gar vieles überleben." Im Jahr 1803 war Herder geschieden, 1807 die Herzogin Mutter Amalia, 1808 des Dichters Mutter Elisabeth, 1817 war Goethe die Leitung des Theaters verleidet worden, so daß er fortan den Bühnenraum nie mehr betreten, 1825 das Theatergebäude niedergebrannt; 1827 starb Frau von Stein, nachdem sie vorher noch alle Briefe, die

ie Goethe geschrieben, vernichtet hatte; 1828 starb Karl August an einem Schlag-anfall, 1830 nebst Goethes Sohn die Großherzogin Luise.

Zweiundachtzigjährig geworden, bestieg Goethe noch einmal den Gickelhahn, las die Verse, die er vor einundfünfzig Jahren ans Häuschen geschrieben, und wiederholte mit Tränen: „Warte nur, balde ruhest du auch!“ Er selber starb nach kurzer Krankheit, um halb zwölf Uhr mittags am 22. März 1832, und im Jahr 1885 unter fremdem Dach in Leipzig starb Walther von Goethe, sein letzter Nachkomme.

Ottilie von Goethe.

Von diesem letzten Nachkommen Goethes berichtet der Schauspieler A. Wohlmut in seinen Erinnerungen: „Auch ein gar scheues Wild war mir vergönnt, ein — aber auch nur ein einziges Mal zu sehen: den letzten Enkel Goethes. In seiner Jugend meinte er, ein Komponist zu sein: und da er sich einmal enttäuscht sah, wurde er menschenfeindlich und zog sich zurück, wie eine Schnecke in ihr Gehäuse. Das kleine, kränklich gebeugte Männlein mit dem übergroßen, unverkennbaren Goethekopf auf dem gebrechlichen, ohnmächtigen Körper zeigte bei jeder Berührung mit der Außenwelt etwas Schüchternes, Ängstliches, Mimosenhaftes. Sein Urteil — ich sprach auf seinen Wunsch über „Der Gott und die Bajadere“ — war kritisch scharf und gediegen, in kurzen, beiläufig überlegten, langsamen Worten vorgetragen.“ —

Friedrich Schiller.

Charakterbild.

Den Menschen macht sein Wille groß und klein.

Buttler in „Wallenstein"

Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Goethe im „Epilog zu Schillers Glocke"

um streitet sich das Publikum seit zwanzig Jahren, wer größer sei, Schiller oder ich, und sie sollten sich freuen daß überal ein paar Kerle da sind, worüber sie streiten können." sagt Goethe; und freilich, die Frage, wer der größere sei, ist eben so müßig wie jene, welchem Berg in den Alpen der Preis gebühre, der Jungfrau oder der Blümlisalp.*) De Deutsche kann den einen Dichter nicht nennen, ohne zugleich an den andern zu denken. Die beiden ergänzen sich gegenseitig. Daß unse Zeitalter Neigung verspürt, Goethe geradezu zu vergöttern, um Schiller völlig in den Winkel zu stellen, zeugt von bedauerlicher Einseitigkeit. Daß Goethe al Künstler der Preis gebühre, wußte Schiller selber am besten. Wer aber wi Nietzsche und die neuesten Stürmer und Dränger Schiller nicht einmal als Per sönlichkeit würdigt, der läßt vermuten, daß ihm Schillers ernstes sittliches Streben in dem Grade zuwider sei, als ihm Goethes „leben und leben lassen" behage In Rietschels Monument vor dem Theater in Weimar treten beide vo unsern Blick. Neben Goethe, dem feinen Weltmann mit den rundlich eben mäßigen Formen, steht Schillers hohe, schlanke Gestalt. Schaut Goethe mi klarem Auge ins Leben, so blickt Schiller sinnend nach oben.

Schiller ist Ideendichter. Ein Prediger zu werden war der Traum seiner Jugend. Der Weg zur Kanzel wurde ihm versperrt; aber ein Predige

*) Schalkhaft hat jemand gemeint:

„Was quaken in dem Sumpfe dort
Herr Frosch und Base Kröte?
Sie streiten sich, wer größer sei.
Ob Schiller oder Goethe."

wurde er doch. Auf „der Menschheit große Gegenstände" blieb immer sein poetischer Sinn gerichtet. Er wurde der Sänger der Freiheit und Menschenbeglückung. Trotzig erhoben die Jugenddichtungen ihre Tatze wider die Tyrannen. Aber die Greuel der französischen Revolution gingen nicht spurlos an ihm vorüber. „Die Majestät der Menschennatur" suchte er nicht mehr „beim großen Haufen". In den polnischen Reichstag ruft Demetrius hinein: „Mehrheit? Mehrheit ist Unsinn! Vernunft ist stets bei Wenigen nur gewesen!" „Wenn sich die Völker selbst befrein, da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn," heißt es nun im „Lied von der Glocke". Aber der Dichter läßt sich doch „den Mißbrauch rasender Toren" nicht hindern, am Ende seines Lebens noch einmal die Freiheit zu verherrlichen und auszurufen:

„Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht.
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last, greift er
Hinauf getrosten Mutes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich wie die Sterne selbst;
Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben —
Der Güter höchstes dürfen wir verteid'gen
Gegen Gewalt!"

„Schiller erscheint immer," urteilt Goethe, „im absoluten Besitz seiner erhabenen Natur; er ist so groß am Teetisch, wie er es im Staatsrat gewesen sein würde. Nichts geniert ihn, nichts engt ihn ein, nichts zieht den Flug seiner Gedanken herab; was in ihm von großen Ansichten lebt, geht immer frei heraus, ohne Rücksicht und ohne Bedenken. Das war ein rechter Mensch, und so sollte man auch sein!"

Es ist bezeichnend für beider Wesen, daß Goethe sich zeitlebens von der Malerei, Schiller von der Philosophie lebhaft angezogen fühlte. Goethe war der naive, Schiller der sentimentalische Dichter. Der naive Dichter hat Natur, der sentimentalische sehnt sich nach ihr. So bestimmt Schiller selber in seiner geistreich eigenartigen Poetik „Über naive und sentimentalische Dichtung" den Unterschied. In einem Distichon redet er Goethe an:

„Wahrheit suchen wir beide, du außen im Leben, ich innen
In dem Herzen, und so findet sie jeder gewiß.
Ist das Auge gesund, so begegnet es außen dem Schöpfer;
Ist es das Herz, dann gewiß spiegelt es innen die Welt."

„Hat die eine dieser Naturen, die vom Besondern zum Allgemeinen aufsteigende, die Goethesche, den Vorteil eines breiteren Bodens, tieferer und sicherer Grundlagen für sich, so ist ihr dagegen die Aufgabe gestellt, auch wirklich zum Allgemeinen aufzusteigen, nicht bei dem Besonderen stehen zu bleiben, sich nicht an das Einzelne, Kleine, Niedrige, Gemeine zu verlieren; besitzt die andere Natur, die vom Allgemeinen zum Besonderen herabsteigende, die Schillersche, den

Vorzug eines sicheren Mittelpunktes, eines unverrückbaren Zieles, den Vorzug, daß sie — wie Goethe von Schiller sagt — gewaltig fortschreitet ins „Ewige des Wahren, Guten, Schönen," so ist ihr dagegen die Aufgabe geworden, nun auch wahrhaft in das Besondere *herabzusteigen*, dieses wirklich zu erfassen, und nicht in wesenlosen Gedanken und hohlen Figuren, in willkürlich geschaffenen Bildern und leeren Träumen sich zu verlieren." (Vilmar).

Es ist ein ebenso unscheinbarer als bezeichnender Umstand, daß auf Rietschels Denkmal Schillers Weste nicht von oben bis unten regelmäßig zugeknöpft erscheint. Nach innen war sein Geist gerichtet; für die äußere Welt besaß er nicht das Auge Goethes. Nie durften seine Musenkinder so bestimmt ausplaudern, was er erlebt hatte, wie diejenigen Goethes.

„Beseligend war ihre Nähe
Und alle Herzen wurden weit:
Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit!"

Wer merkt es der „Klage der Ceres" an, daß die Göttin in der Sehnsucht nach ihrer Tochter zugleich die Trauer des Dichters über den Tod seiner geliebten jüngsten Schwester ausspricht? Schillers Auftreten hatte bis in seine Weimarer Jahre herein etwas Eckiges, sein Deklamieren etwas Schreiendes, sein Gebahren etwas „Wachtstubenartiges". Zu Goethes Staunen fand sich der Dichter durch den Geruch fauler Äpfel — und — so lang es ihm nicht die Krankheit verbot, durch qualmenden Rauch der Tabakpfeife zum Schaffen angeregt. Er liebte als Nachtmensch zu arbeiten und in den Tag hinein zu schlafen.

Schiller ehrt das Sittengesetz. „Seine Muse" — so drückte sich Frau von Staël aus — „ist das Gewissen." Von *Leiden* zeugen Schillers durchgeistigte Züge, von Drang und Druck, von Armut und Krankheit, aber auch von Hoheit und Energie. Die Leiden festeten seinen Charakter, sie schmiedeten den biegsamen Stahl seines Geistes. War Schiller kein „Hätschelhans" des Glücks, so lernte er wuchern mit seinem Pfund, „tief eindringen, scharf unterscheiden, vielseitig verbinden und standhaft beharren" — er lernte *arbeiten*, mit wenigen großen Grundanschauungen haushalten und sein Gold in immer neuen Formen ausprägen.

„Wer etwas Treffliches leisten will,
Hätt' gern was Großes geboren,'
Der sammle still und unerschlafft
Im kleinsten Punkte die höchste Kraft.

Der Stamm erhebt sich in die Luft
Mit üppig prangenden Zweigen;
Die Blätter glänzen und hauchen Duft,
Doch können sie Früchte nicht zeugen;
Der Kern allein im schmalen Raum
Verbirgt den Stolz des Waldes, den Baum."

Goethe war eine klare Erkenntnis vom Wesen des Christentums aufgegangen: aber er war nicht stark geneigt, sich seinen Forderungen zu unterwerfen. Schiller — wir dürfen es wohl behaupten — hatte nur wenig von christlicher Erkenntnis erfaßt. Dieses wenige aber verwertete er mit rührender Treue. Daß das Leben ein Kampf ist, daß es mit jeder dargereichten Gabe auch Aufgaben stellt — diese einfache göttliche Wahrheit ist den Gebildeten unserer Tage vielfach abhanden gekommen. Entweder meiden sie es in schlaffer Sentimentalität — dem Goethischen Werther gleich — den Kampf mit den Aufgaben und Pflichten des Lebens aufzunehmen, oder sie ziehen sich in grollender Verbitterung vom Schauplatz zurück, weil nicht alle Blütenträume reiften. Nicht so Schiller. Mit einer Art von Freudigkeit stellt er sich auf den Boden der gegebenen gottgewollten Ordnung und bejaht das göttliche Grundgesetz: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen!" (D. Huber. Über Schillers „Ideal und Leben".)

Unverdrossen war er bestrebt, sein Wesen zu läutern, zu erziehen. „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben," rief er den Künstlern zu, „bewahret sie! Sie sinkt mit euch; mit euch wird sie sich heben!" Die Menschenwürde verlangt, daß der Leib des Geistes Organ und nicht dessen Peiniger sei. Schiller huldigte „dem kategorischen Imperativ": „Du sollst und du sollst nicht!" Und nicht sklavisch gezwungen, sondern mit Neigung sehnte er sich die Tugend zu üben. Aber er fühlte die Unzulänglichkeit der menschlichen Kraft, und deshalb entrang sich seiner Brust der Notschrei — in der „Freigeisterei der Leidenschaft":

„Nein, länger werd' ich diesen Kampf nicht kämpfen,
Den Riesenkampf der Pflicht."

findet der Christ in der Gotteskindschaft, die uns Christus errungen, die Kraft, nicht in knechtischer Furcht, sondern frei und freudig das Gute zu tun, so ehrt Schiller als seine Gehilfin die Kunst. „Die wahre Kunst hat es nicht bloß auf ein vorübergehendes Spiel abgesehen," sagt er. „Es ist ihr ernst damit, den Menschen nicht bloß in einen augenblicklichen Traum von Freiheit zu versetzen, sondern ihn wirklich und in der Tat frei zu machen, und dieses dadurch, daß sie eine Kraft in ihm erweckt, übt und ausbildet, die sinnliche Welt, die sonst nur als ein roher Stoff auf uns lastet, als eine blinde Macht auf uns drückt, in eine objektive Ferne zu rücken, in ein freies Werk unseres Geistes zu verwandeln und das Materielle durch Ideen zu beherrschen." Mit Ernst predigt Schiller „die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts", spricht von der Schaubühne als einer „moralischen Anstalt". Er wird nicht müde, das Schöne zu verherrlichen. Er preist es als „das Mädchen aus der Fremde", als „die Macht des Gesangs". Sie entreißt ihn dem Jammer der Wirklichkeit: sie macht ihn den hohen Göttern eigen; sie führt ihn zum Glück der Kindheit zurück, zur Wahrheit der Natur:

„Und wie nach hoffnungslosem Sehnen,
Nach langer Trennung bitterm Schmerz,
Ein Kind mit heißen Reuetränen
Sich stürzt an seiner Mutter Herz:

So führt zu seiner Jugend Hütten,
Zu seiner Unschuld reinem Glück,
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Gesang zurück,
In der Natur getreuen Armen
Von kalten Regeln zu erwarmen."

Aber Pegasus taugt nicht ins Joch. Der Sänger gehorcht nicht irdischen Mächten.

„Er steht in des größeren Herren Pflicht.
Er gehorcht der gebietenden Stunde.
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen."

Hier ist der Gesang eine Macht zur Belohnung (der Graf von Habsburg), dort zur Bestrafung (die Kraniche des Ibykus). „Vom Eumenidenchor geschrecket zieht sich der Mord, auch nie entdeckt, das Los des Todes aus dem Lied."

„Alles wiederholt sich nur im Leben,
Ewig jung ist nur die Phantasie;
Was sich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie!"

Zwar ist der Poet bei der Teilung der Erde zu kurz gekommen. Doch Jemand ruft dem Verzagenden zu:

„Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, er soll dir offen sein!"

In herzergreifenden Klängen wird die Sehnsucht des Dichters nach einer vollkommenen Schönheitswelt laut:

„Ach, aus dieses Tales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könnt' ich doch den Ausgang finden,
Ach, wie fühlt' ich mich beglückt!
Dort erblick' ich schöne Hügel
Ewig jung und ewig grün!
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
Nach den Hügeln zög' ich hin.

Harmonieen hör' ich klingen,
Töne süßer Himmelsruh,
Und die leichten Winde bringen
Mir der Düfte Balsam zu.
Goldne Früchte seh' ich glühen,
Winkend zwischen dunkelm Laub,
Und die Blumen, die dort blühen,
Werden keines Winters Raub.

Ach, wie schön muß sich's ergehen
Dort im ew'gen Sonnenschein!
Und die Luft auf jenen Höhen —
O, wie labend muß sie sein!
Doch mir wehrt des Stromes Toben,
Der ergrimmt dazwischen braust;
Seine Wellen sind gehoben,
Daß die Seele mir ergraust.

Einen Nachen seh' ich schwanken,
Aber, ach! der Fährmann fehlt.
Frisch hinein und ohne Wanken!
Seine Segel sind beseelt.
Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leihn kein Pfand,
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das schöne Wunderland."

Stimmt diese Schillersche Schönheitswelt nicht überraschend mit jenem Lande, das dem Auge des Glaubens erscheint? Und ist der Weg dazu ein andrer? Da hat der Dichter sich selbst übertroffen. Und den gleichen Eindruck machen die wundervollen, von einem Hauch überirdischer Schönheit durchgeistigten Strophen von „Ideal und Leben". Fast rührend klingt es für uns prosaische Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts, wenn Schiller bei Übersendung des soeben vollendeten Gedichts an W. von Humboldt schreibt: „Wenn Sie diesen Brief (nebst Beilage) erhalten, so entfernen Sie alles, was profan ist, und lesen in geweihter Stille dieses Gedicht. Haben Sie es gelesen, so schließen Sie sich mit Ihrer Frau ein und lesen es ihr vor." Und die Antwort des dankbaren Empfängers lautet: „Wie soll ich Ihnen, liebster Freund, für den unbeschreiblich hohen Genuß danken, den mir Ihr Gedicht gegeben hat? Es hat mich seit dem Tage, an dem ich es empfing, im eigentlichsten Verstande ganz besessen, ich habe nichts anderes gelesen, kann anderes gedacht, und ich fühle lebhaft, daß es mich noch sehr lange und unterhaltend beschäftigen wird."

Welcher Empfängliche sollte nicht etwas davon nachempfinden, wenn er zu lesen anhebt:

„Ewigklar und spiegelrein und eben
Fließt das zephyrleichte Leben
Im Olymp den Seligen dahin.
Monde wechseln und Geschlechter fliehen;
Ihrer Götterjugend Rosen blühen
Wandellos im ewigen Ruin.
Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl;
Auf der Stirn des hohen Uraniden
Leuchtet ihr vermählter Strahl.

Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen,
Frei sein in des Todes Reichen,
Brechet nicht von seines Gartens Frucht!
An dem Scheine mag der Blick sich weiden;

Des Genusses wandelbare Freuden
Rächet schleunig der Begierde Flucht.
Selbst der Styx, der neunfach sie umwindet,
Wehrt die Rückkehr Ceres' Tochter nicht;
Nach dem Apfel greift sie, und es bindet
Ewig sie des Orkus Pflicht.

Nur der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schicksal flechten;
Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen,
Wandelt oben in des Lichtes Fluren,
Göttlich unter Göttern die Gestalt.
Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben,
Werft die Angst des Irdischen von euch!
Fliehet aus dem engen dumpfen Leben
In des Ideales Reich!" ...

Und wenn das ganze dann wie ein Beethovensches Tonwerk in die Schlußakkorde ausklingt:

„Zwei erniedrigt zu des Feigen Knechte
Ging in ewigem Gefechte
Einst Alcid des Lebens schwere Bahn,
Rang mit Hydern und umarmt' den Leuen,
Stürzte sich, die Freunde zu befreien,
Lebend in des Totenschiffers Kahn.
Alle Plagen, alle Erdenlasten
Wälzt der unversöhnten Göttin List
Auf die will'gen Schultern des Verhaßten —
Bis sein Lauf geendigt ist —

Bis der Gott, des Irdischen entkleidet,
Flammend sich vom Menschen scheidet
Und des Äthers leichte Lüfte trinkt.
Froh des neuen ungewohnten Schwebens
Fließt er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt.
Des Olympus Harmonien empfangen
Den Verklärten in Kronions Saal,
Und die Göttin mit den Rosenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal."

Auch so herrliche Strophen vermögen uns freilich nicht über die Tatsache hinwegzutäuschen, daß das Schöne nicht die Kraft besitzt, die physischen und moralischen Übel zu heilen, die Grundfragen des Daseins zu lösen. Selbst ein so entschiedener Verfechter moderner Ideen wie J. V. Widmann hat zugestanden, daß die Kunst die Religion nie zu ersetzen vermag.

Schiller war der geborene Dramatiker. Ein Damenbrett und ein Brett zum Zwickmühlefahren links und rechts in den Schiebladen seines Schreibtisches erregen noch heute des Besuchers Verwunderung. Waren die Spiele nicht bezeichnend für den Meister im dramatischen Zwickmühlefahren? Die Energie seines Wesens trieb ihn zur Darstellung starker Gegensätze. Die grellsten und herbsten

verwendet er am liebsten. Feindliche Brüder, Vater und Tochter voneinander gerissen, Vater und Sohn miteinander entzweit, Haß und Feindschaft unter Blutsverwandten: Solche Motive verarbeitete er mit auffallender Konsequenz. Und entsprechend liebt Schillers Sprache die Antithesen: „Die Leidenschaft flieht, die Liebe muß bleiben." „Verbunden werden auch die Schwachen mächtig; der Starke ist am mächtigsten allein" ꝛc. Man verfolge sie zum Beispiel in Tells Monolog oder im Wallenstein.

Der leichte freie Liederquell bricht bei Schiller nur selten ans Licht. Seine Sprache ist eine pathetisch fortstürmende Rede aus dem leidenschaftlich begeisterten Herzen heraus, voll Kraft und Drang, voll Hoheit und Schwung, wie besonders die Jugend ihn liebt und versteht; denn er ist ihrem eigensten Wesen verwandt. Wenn Goethe mit dem Volksliede singt:

„Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden!"

ruft Schiller aus: „Auch das Schöne muß sterben, das Götter und Menschen bezwinget . . ." und beide haben dasselbe gesagt, „nur mit ein bißchen andern Worten!" Daraus erhellt, daß Goethe vorherrschend dem Komponisten und Sänger, Schiller dem Deklamator Stoff geliefert hat.

„Wohl perlet im Glase der purpurne Wein,
Wohl glänzen die Augen der Gäste;
Es zeigt sich der Sänger, er tritt herein,
Zu dem Guten bringt er das Beste;
Denn ohne die Leier im himmlischen Saal
Ist die Freude gemein auch beim Nektarmahl.

Ihm gaben die Götter das reine Gemüt,
Wo die Welt sich, die ewige, spiegelt;
Er hat alles gesehn, was auf Erden geschieht,
Und was uns die Zukunft versiegelt;
Er saß in der Götter urältestem Rat
Und behorchte der Dinge geheimste Saat.

Er breitet es lustig und glänzend aus,
Das zusammengefaltete Leben;
Zum Tempel schmückt er das irdische Haus,
Ihm hat es die Muse gegeben;
Kein Dach ist so niedrig, keine Hütte so klein,
Er führt einen Himmel voll Götter hinein.

Und wie der erfindende Sohn des Zeus
Auf des Schildes einfachem Runde
Die Erde, das Meer und den Sternenkreis
Gebildet mit göttlicher Kunde,
So drückt er ein Bild des unendlichen All!
In des Augenblicks flüchtig verrauschenden Schall."

Schiller feierte seine Kunst als Erzieherin; ein Erzieher ist er geblieben. Immerfort geht, was er ins Leben gerufen, ins Leben der deutschen Jugend

über. — Wir bleiben auch an Schiller nicht haften. Er selber weist über sich hinaus. Sein Idealismus ist der ahnungsvolle Abglanz einer Realität, die ebenso wesenhaft existiert, als die irdische Welt.

„Es ist kein leerer, schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Toren,
Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was Besserm sind wir geboren;
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht."

Dem Strome von Schillers Erdenleben war nur ein kurzer Lauf beschieden. Wie „der Gletscher Milch, die aus den Runsen schäumend niederquillt", stürzte dieser Strom über Klippen und Felsen, riß „mit Donners Ungestüm" Bergtrümmer und braune Ackererde mit fort, läuterte sich aber in den tiefen Seen geschichtlicher und philosophischer Studien sowie beglückender Freundschaft und Liebe und zog endlich majestätisch dem Ozean entgegen, von schwerbefrachteten Schiffskolossen bedeutender Dramen und munterbewimpelten Gondeln geistvoller Balladen und Gedankendichtungen belebt, „Zeugen seiner Herrlichkeit" und wir gedenken demnach sein Leben in drei Hauptabschnitten an dem Leser vorüberzuführen.

Schillers Jugend.

(1759—1785.)

Ragen Klippen
Dem Sturz entgegen,
Schäumt er unmutig
Stufenweise
Zum Abgrund.
Goethe.

Schiller teilt seinen Geburtstag mit Luther. Es ist der 10. November. Im Todesjahre des Dichters Ewald von Kleist, zehn Jahre nach Goethe, 1759, erblickte er das Licht der Welt, nicht wie Goethe in einem Patrizierhause, vielmehr in einem unscheinbaren Haus an der schmalen, krummen Gasse des altwürttembergischen Städtchens Marbach am Neckar.

Des Dichters Großvater war Bäcker und Schultheiß in dem zwischen Marbach und Waiblingen gelegenen Dorfe Wittenfeld, so daß, wenn auch mit Unterschied, beide unserer großen Dichter sich rühmen durften, Enkel von Schultheißen zu sein. Friedrich Schillers Vater Johann Kaspar wuchs unter Not und Entbehrung inmitten eines zahlreichen Geschwisterkreises auf, mußte auf die Laufbahn des Gelehrten verzichten und bei Klosterbarbier Fröschlin zu Denkendorf den bescheidenen Beruf eines Baders und Heilgehilfen erlernen. Mit dem bayrischen Husarenregiment Frangipani zog er dann in die Niederlande, um im österreichischen Erbfolgekrieg die Franzosen bekämpfen zu helfen, und erwarb sich durch seine Tüchtigkeit die Zuneigung seines Rittmeisters in solchem Grad, daß dieser ihn im Winter auf eine Vergnügungsreise nach dem Haag mitnahm.

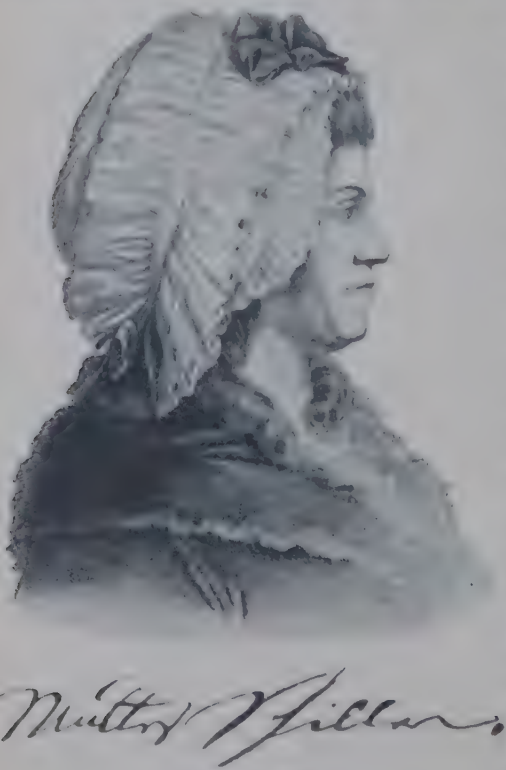
„Verwundungen," dieser Ausspruch charakterisiert ihn, „entweder vom Feinde oder im Zweikampf, wenn sie keinen Nachteil im Gebrauch der Glieder verursachen, sind nicht zu achten, viel weniger sich damit groß zu machen. Wer austeilt, muß auch wieder einnehmen."

Nach dem Abschluß des Friedens kehrte Schiller auf eigenem Pferde nach Marbach zurück, stieg im Gasthaus zum Goldenen Löwen ab, verlobte sich bald mit der kaum sechzehnjährigen einzigen Tochter des Wirts, Elisabeth Dorothea Kodweis, und vermählte sich noch im gleichen Sommer mit ihr. Streicher spricht über sie: „Diese edle Frau war groß und schlank gebaut, ihre Haare waren blond, beinahe rötlich, die Augen etwas kränklich. Ihr Gesicht war von Sanftmut und tiefer Empfindung belebt, die breite Stirn kündete eine denkende Frau an." Sie liebte die Gedichte von Paul Gerhardt, Uz und Gellert und war des einfachen ergreifenden Wortes nach Frauenart mächtig.

„Nie habe ich", sagt Scharfenstein, „ein besseres Mutterherz, ein trefflicheres, häuslicheres, weiblicheres Weib gekannt." 1753 trat Schiller in den württem-

bergischen Militärdienst ein, wurde Fourier, dann Fähnrich und Adjutant, wohnte 1757 der furchtbaren Schlacht von Leuthen bei und kehrte 1758 als Leutnant nach Hause zurück, wo ihm seine Frau sein inzwischen geborenes Töchterlein **Christophine** entgegenbrachte.

Den ebenfalls in seiner Abwesenheit geborenen Sohn **Friedrich** sah er, aus neuen Feldzügen heimgekehrt erst 1760. In den Aufzeichnungen des alten Schiller steht zu lesen: „Du Weisen der Weisen, dich hab' ich nach der Geburt meines einzigen Sohnes gebeten, daß du demselben an Geistesstärke zulegen möchtest, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte, und du hast mich erhört!"



Schillers Mutter.
(Nach dem Stiche von A. Weger.)

Im Jahr 1763 kam Schiller, nun Hauptmann, mit seinem Regimente nach **Ludwigsburg** und die Seinigen zogen ihm nach. Aber erst, als der Hauptmann im Jahr 1765 als Werbeoffizier nach **Lorch** an der Grenze, im anmutigen Tale der Rems, versetzt war, durfte sich die Familie anhaltenden Beisammenseins erfreuen.

Es waltete im Haus ein frommer Geist. Wie Vater Schiller im Felde bei Kranken und Gesunden Seelsorge geübt und das Absingen der Lieder bei den Feldandachten geleitet hatte, so lagen auch zu Hause Bibel und Gesangbuch nicht im Staube. Ja wir besitzen noch ein langes Gebet, welches der Vater selber gedichtet und dessen Schluß lautet:

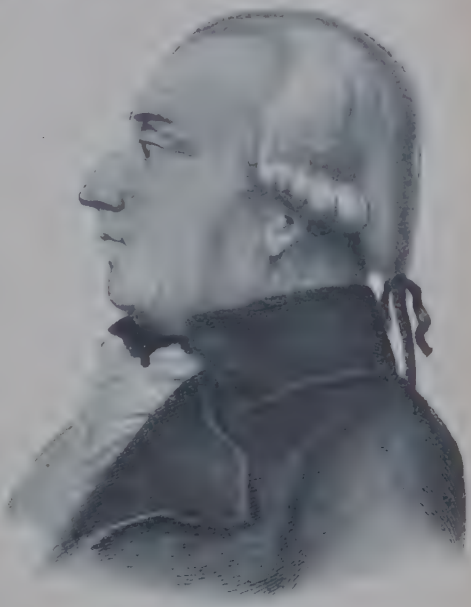
„Führe mich auf ebner Bahn, leite mich auf deinen Wegen,
Gib mir auch in leiblichen Fahrung, Kleider, Schutz und Segen!
Alles, was ich bin und habe, übergeb' ich deiner Hut,
Mach es gut mit meinem Leben, mach's mit meinem Ende gut!"

Keinen Tag ließ Vater Schiller vorübergehen, ohne sein Herz im Kreise der Seinen mit laut gesprochenem Morgen- und Abendgebet zu Gott erhoben zu haben. Der kleine Fritze, der dabei die blauen Augen gen Himmel richtete, den Ausdruck der Andacht in den reinen Zügen, trug sich denn auch frühe mit dem Gedanken, ein Diener des göttlichen Wortes zu werden.

„Man mußte ihm," berichtet seine Schwester Christophine, „statt des Talars eine schwarze Schürze und statt der Überschläge weiße Lappen antun: er bestieg einen Stuhl und fing an zu predigen. Dabei sah er sehr ernsthaft aus. Was zugegen war, mußte ihm zuhören, und wenn jemand lachte, wurde er unwillig, lief fort und ließ sich sobald nicht wieder sehen. Seine Vorträge hatten einen richtigen Sinn, eine gewisse Einteilung, waren mit Bibelsprüchen wohl versehen, kurz eine treue Nachahmung der Wirklichkeit."

Als die Mutter auf einer Wanderung am Ostermontag ihren Kindern die Geschichte vom Gang nach Emaus erzählt hatte, kniete sie mit ihnen, auf einer Höhe angelangt, nieder und betete.

Den ersten Unterricht erhielt der junge Schiller bei dem Pfarrer Moser in Lorch, dem er ein gutes Andenken bewahrte. Von 1766 an, wo die Familie nach Ludwigsburg übersiedelte, genoß er zu künftigem Studium der Theologie Lateinunterricht. Hier, in der zweiten Residenzstadt des Landes, gab es zu sehen und zu hören genug: Feste, Konzerte, Feuerwerke, Jagden, Wasserfahrten, Maskenaufzüge, Schauspiele, Ballets. Das Theater machte einen so mächtigen Eindruck auf des Knaben Phantasie, daß er mit Hilfe seiner Schwester Phinele bald Schauspiele aller Art aufführte. Das Schloß, der Park, die schönen Linden- und Kastanienalleen, die bunte Menge reich geschmückter Hofleute mit seidenem Frack, Haarbeutel, Degen, die glänzenden Uniformen der herzoglichen Offiziere, die Paraden der riesigen Grenadiere, alles prägte sich der empfänglichen Phantasie des werdenden Dichters ein.



Schillers Vater.
(Nach dem Stiche von A. Weger.)

Einer seiner Schul- und Spielgenossen, von Hoven, zeichnet sein Wesen in diesen Jahren mit folgenden Strichen: „Als Knabe war Schiller ungeachtet der Einschränkung, in welcher er von seinem Vater gehalten wurde, sehr lebhaft, ja beinahe mutwillig. In den Spielen mit seinen Kameraden, wo es ziemlich wild herging, gab er meistens den Ton an. Die Jüngern fürchteten ihn und auch den Ältern und Stärkern imponierte er, weil er nie Furcht zeigte. Selbst an Erwachsene, von denen er sich beleidigt glaubte, wagte er sich furchtlos und wenn

ihm, aus welcher Ursache es sein mochte, jemand zuwider war, so suchte er ihn bei Gelegenheit zu necken. Indessen zeigte er bei diesen Neckereien nie bösartige Gesinnung, nur mutwillige Laune, die ihm daher auch gerne verziehen wurde. Unter den Spielgesellen waren nur wenige seine vertrauten Freunde; aber an diesen hing er fest und innig, und kein Opfer war ihm zu groß, das er nicht seiner Anhänglichkeit an sie zu bringen vermocht hätte. In der Schule galt er immer für einen der besten Schüler seiner Klasse. Er faßte leicht und war fleißig. Große Ehrfurcht vor seinem Vater bewog ihn vorzüglich zum Fleiß; dieser, bei ausgezeichneten Talenten in seiner Jugend versäumt, setzte alles daran, daß sein Sohn etwas Tüchtiges lernen sollte. Deshalb tat ihm derselbe nie genug, wenn auch die Lehrer zufrieden waren; er applizierte sich ihm außer der Schulzeit nicht, wie er es wünschte, sondern sprang und spielte viel im Garten; so erfuhr er oft strenge Behandlung. Der Unterricht, der in der Schule gegeben wurde, beschränkte sich auf die gelehrten Sprachen, die lateinische und die griechische; diejenigen, die sich dem Studium der Theologie bestimmten, wurden auch in der hebräischen unterwiesen. Aus der lateinischen Schule traten die welche Theologie studieren wollten, im vierzehnten Jahre in die bekannten Klosterschulen ein, nachdem sie vorher in Stuttgart mehreremale die jährliche Prüfung in dem sogenannten Landexamen vor dem Konsistorium bestanden hatten. Schiller war bereits dreimal geprüft worden und im folgenden Jahre sollte es zum vierten und letztenmale geschehen."

Aber nun griff eine höhere Gewalt bestimmend in Schillers Leben ein. Den Gedanken, ihren Friedrich einmal als Geistlichen zu sehen, mußten die Eltern fahren lassen. Nachdem der Herzog Karl Eugen von Württemberg seine heftigsten Leidenschaften ausgebraust hatte, huldigte er erzieherischen Liebhabereien. Auf dem Lustschlosse Solitüde, zwei Stunden von Stuttgart auf waldiger Höhe, richtete er 1771 eine militärische Pflanzschule für Zöglinge aus allen Ständen ein; im folgenden Jahr erhielt sie den vornehmen Titel Militärakademie und etwa 50 strebsame junge Lehrer bildeten hier 300—400 Schüler, die in Kavaliere (Adelige) und Eleven (Bürgerliche) zerfielen, für den Staatsdienst des Landes oder in einer Artistenklasse zu Baumeistern, Malern, Bildhauern, Kupferstechern, Musikern, Gärtnern, Jägern und Handwerkern aus. Schauspiel, Tanz und Reitkunst waren nicht ausgeschlossen. Für angehende Theologen aber war in der Anstalt kein Raum. Der Herzog erbot sich, den jungen Schiller kostenlos unterrichten zu lassen. Die Eltern lehnten ab, gaben aber nach, weil die Aussicht auf eine spätere gute Versorgung des Sohnes verlockend aussah. Freilich mußten sie sich schriftlich verpflichten, daß der Sohn sich gänzlich den Diensten des herzoglichen Hauses widmen werde. So wanderte denn der Hauptmannssohn im Januar 1773, nun dreizehnjährig, ein Ränzlein mit lateinischen Büchern auf dem Rücken, in blauem Röcklein mit Kamisol ohne Ärmel, nach der Solitüde und trat in die Militärakademie ein. Da steckte der Jüngling in der Uniform, hellblauer Weste mit schwarzem Kragen und Aufschlägen, weißen Achselschnüren und übersilberten Knöpfen, weißen Beinkleidern, Strümpfen und Schnallen-

schuhen, je zwei Papilloten auf beiden Seiten des kurzgeschorenen Kopfes und einen langen dicken Zopf im Nacken. Die Hausordnung militärisch geregelt. Trommelschlag, Taktschritt, Arbeit und Erholung, alles nach Vorschrift. Der Herzog oft höchsteigen gegenwärtig zur Erteilung von Lob und Tadel, Strafe und Preisen. Am Sonntag Morgen Gottesdienst in einem neben der Anstalt erbauten Kirchlein, am Sonntag Nachmittag Annahme von Besuchen, erwachsene Mädchen ausgeschlossen. Festlich erhöhte Stimmung und mehr Freiheit in der Bewegung nur an drei Tagen im ganzen Jahr: am Geburtstag des Herzogs und dem seiner Freundin und späteren Gemahlin, der Gräfin Franziska von

Schillers Geburtshaus zu Marbach.

Hohenheim, wie am Stiftungsfest, wobei Preise verteilt wurden. Fähige Schüler, wie unser Schiller, bekamen dabei die Ehre zu genießen, Tugenden und Verdienste des fürstlichen Erziehers mit hochtönenden Worten zu erheben. Schöngeistige Bücher waren verboten. Doch machten die Lehrer strebsame Schüler mit älteren und neueren Dichtern bekannt. So labte Schiller sein durstiges Herz an Haller, Klopstock, Shakespeare, Gerstenberg, Klinger, Goethes „Götz" und „Werther", Millers „Siegwart", Ossians Gesängen und begeisterte sich an den Lebensbeschreibungen Plutarchs und an Rousseaus schwärmerischem Freiheitsevangelium. Der fragwürdigen Einrichtung, daß die Zöglinge verpflichtet waren, sich in schriftlichen Urteilen über ihre Mitschüler zu äußern, verdanken wir

einzelne Streiflichter über Schiller, die wir nicht übersehen wollen. „Sehr lebhaft und lustig" nennt ihn der eine, hat gar viele Einbildungskraft und Verstand, ist bescheiden, schüchtern, sehr freundlich und mehr in sich selbst als äußerlich vergnügt; liest beständig Gedichte." Seine Kränklichkeit, sein Hang zur Theologie werden bestätigt. Ein anderes Urteil rühmt ihn als sehr dienstfertig, freundlich und dankbar, aufgeweckt und fleißig; einer von Schillers Mitschülern hat unter geistreicher Zusammenfassung mehrerer Fragen über ihn das Urteil ergehen lassen: „Ist gewiß ein wahrer Christ, aber nicht gar freulich." Freulich mußten die weißen Uniformhosen eines genialen, aber sorglosen Schülers eine willkommene Zielscheibe der Witze und Zurnreden eines gewissenhaften Unteroffiziers sein. Lavater fand bei einem Besuch 1774 in Schillers Zügen „Verschmitztheit".*)

Als im Jahr 1775 die Militärakademie von der Solitude nach Stuttgart verlegt und dort in umfangreiche Kasernenbauten einquartiert wurde, erschien im Lehrplan auch die Medizin und Schiller entsagte dem ihm widerwärtigen Studium des Rechts und wandte sich ihr zu. Ende 1777 schob der Jüngling seine dichterischen Versuche entschlossen bei Seite, um wo möglich schon in zwei, statt in drei Jahren ans Ziel zu gelangen. Aber die wissenschaftliche Abhandlung mit dem geheimnisvollen Titel „Philosophie der Physiologie" erregte allgemeines Schütteln des Kopfes und wurde zum Druck nicht geeignet erklärt. Der Herzog las die Arbeit und die Urteile der Professoren und entschied: „Die Disputation des Eleven Schiller soll nicht gedruckt werden, obschon ich gestehen muß, daß der junge Mensch viel Schönes darin gesagt und besonders viel Feuer gezeigt hat. Eben deswegen aber und weilen solches wirklich noch zu stark ist, kann sie noch nicht öffentlich an die Welt ausgegeben werden. Dahero glaube ich, wird es auch noch recht gut vor ihm sein, wenn er noch ein Jahr in der Akademie bleibt, wo immittelst sein Feuer noch ein wenig gedämpft werden kann, so daß er alsdann einmal, wenn er fleißig zu sein fortfährt, gewiß ein recht großes Subjektum werden kann." Der Bewerber um ein Jahr zurückgestellt! Jetzt ward ihm der Zwang der Schule unerträglich und seine Stimmung zeigt folgender Brief: „Ich bin noch nicht 21 Jahre alt, aber ich darf es Ihnen frei sagen, die Welt hat keinen Reiz für mich mehr, ich freue mich nicht auf die Welt, und jener Tag meines Abschieds aus der Akademie, der mir vor wenig Jahren ein freudenvoller Festtag würde gewesen sein, wird mir einmal kein frohes Lächeln abgewinnen können. Mit jedem Schritt, den ich an Jahren gewinne, verlier' ich von meiner Zufriedenheit; je mehr ich mich dem reifen Alter nähere, desto mehr wünschte ich, als Kind gestorben zu sein."

*) Das Anekdotchen ist bekannt, wie der Karlsschüler Schiller einen seiner Genossen über einem Versuch zu einem Gedicht im Park eingeschlafen fand.

„Die Sonne sendet ihre Strahlenspitzen
Bis auf des Meeres tiefsten Grund."

hatte dieser geschrieben, und Schiller setzte darunter:

„Die Fische fangen an zu schwitzen;
O Sonne, mach es nicht zu bunt!"

Gerade jetzt erschien hoher Besuch, der von der Schweizerreise heimkehrende Herzog Karl August von Weimar und der ihn begleitende, als Dichter schon hochgepriesene Goethe. Sie wohnten der Preisverteilung bei. Schiller war zu vier Preisen vorgeschlagen, erhielt aber, da das Los wider ihn entschied, nur zwei und mußte deshalb auf die Ehre verzichten, in die Kavallerieklasse vorrücken zu dürfen. Am 10. Januar 1780 hielt er zum Geburtstage der „Franzele" die Festrede über das Thema „die Tugend in ihren Folgen betrachtet!" und vier Wochen später spielte er bei einer Aufführung von Goethes Clavigo die Titelrolle, schreiend, brüllend und ungelenk.

Der junge Schiller.
(Silhouette aus der Stuttgarter Bibliothek.)

Schulstaub und Heilkunde waren ihm verleidet. Heimlich nahm er die „Räuber" wieder vor, und hatte er eine Szene vollendet, so wurde sie in einem Winkel des Gartens den jauchzenden Genossen vorgelesen. Die Prüfungsarbeiten fanden jetzt Gnade und Mitte Dezember 1780 erhielt Schiller seine Entlassung aus der Militärakademie, die ein Jahr später in „Hohe Karlsschule" umgetauft wurde. Von dem Schiller dieser Zeit entwarf der Musiker Andreas Streicher aus Stuttgart in seinen späteren Aufzeichnungen folgendes Bild:

„Obwohl Streicher dessen Namen so wenig als seine übrigen Eigenschaften kannte, so machten doch die rötlichen Haare, die gegeneinander sich neigenden Kniee, das schnelle Blinzeln der Augen, wenn er lebhaft opponierte, das öftere

Lächeln während dem Sprechen, besonders aber die schön geformte Nase und der tiefe kühne Adlerblick, der unter einer sehr vollen breitgewölbten Stirne hervorleuchtete, einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn. Streicher hatte den Jüngling unverwandt ins Auge gefaßt. Das ganze Sein und Wesen desselben zogen ihn dergestalt an und prägten den ganzen Auftritt ihm so tief ein, daß, wenn er Zeichner wäre, er noch heute — nach 48 Jahren — diese ganze Szene auf das lebendigste darstellen könnte."

Und nun die „gute Versorgung", die Schiller zugesagt worden war! Er wurde als Regimentschirurgus angestellt gegen einen Monatssold von 18 Gulden oder 30 Mark unseres Geldes und hatte sogar für einen Besuch seiner Eltern auf der Solitude, wohin der Vater 1775 als Leiter einer Baumschule berufen worden war, Urlaub einzuholen. An den 240 Halb- und Ganzinvaliden, die ihm anvertraut waren, war wenig zu flicken und zu verderben, und die Pferdekuren, die er mit ihnen unternahm, erzeugten zwischen ihm und dem ihm vorgesetzten Leibmedikus Elwert erregte Auftritte. Und wieder steckte er in einer Uniform.

„Wie komisch sah mein Schiller aus!" berichtet Scharfenstein. „Eingepreßt in die Uniform, damals noch nach dem alten preußischen Schnitt und namentlich bei den Regimentsfeldscherern steif und abgeschmackt; an jeder Seite des Gesichts hatte er drei starre vergipste Rollen, welche Locken vorstellten; der kleine Militärhut bedeckte kaum den Kopfwirbel, in dessen Gegend ein langer dicker Zopf gepflanzt war, und sein langer Hals saß in einer schmalen roßhaarenen Binde eingezwängt. Das Fußwerk war besonders merkwürdig: durch den den weißen Gamaschen untergelegten Filz waren seine Beine wie zwei Zylinder, von einem größern Diameter, als die in knappen Hosen eingepreßten Schenkel. In diesen Gamaschen, die ohnehin mit Schuhwichse sehr befleckt waren, bewegte er sich, ohne die Knie recht biegen zu können, wie ein Storch. Dieser ganze, mit der Idee von Schiller so arg kontrastierende Apparat gab nachher oft den Stoff zu tollem Gelächter in unsern kleinen Kreisen."

Er wohnte bei einer leidlich jungen und geistreichen Hauptmannswitwe Vischer, der Laura seiner Jugenddithyramben, und sein Zimmer sah mehr einer Wachtstube als einem Musentempel ähnlich. Da hauste er „im größten nichts weniger als eleganten Negligé in einem nach Tabak und allerhand stinkenden Loche, wo außer einem großen Tisch, zwei Bänken und an der Wand hängenden schmalen Garderobe, angestrichenen Hosen u. s. w. nichts anzutreffen war als in einer Ecke ganze Ballen der Räuber, in einer andern ein Haufen Kartoffeln mit leeren Tellern, Flaschen und dergleichen untereinander," ein wunderbarer Anblick für Reisende, die den berühmten Dichter der „Räuber" zu sehen erschienen.

Das Stück war vollendet; aber kein Verleger wollte sich seiner annehmen. Da ließ es der Dichter im Selbstverlag erscheinen, und er hoffte von der Herausgabe „den allgewaltigen Mammon, dem die Herberge unter seinem Dache gar nicht anstehe". Die Dichtung goß neues Öl in die ermattete Flamme des Sturms und Drangs, und der Oberleiter des Mannheimer Theaters, Freiherr

Schillers Lieblingsplatz auf der Mühlauinsel bei Mannheim.
(Der Riesenbaum wurde gefällt im Jahre 1840.)

Wolfgang Heribert von Dalberg, ermunterte Schiller zu einer Kürzung des Stücks und ließ es am 13. Januar 1782 zum erstenmal über die Bretter schreiten. Ohne Urlaub reiste der Dichter hin und folgte mit angehaltenem Atem dem Spiel, das in seinem Verlauf zu seinem vollen Triumph ausschlug. Der Ruf des funkensprühenden Dramas drang auch zum Herzog und er ließ den Dichter rufen, warnte ihn vor Verstößen gegen den guten Geschmack, die er in seinen Erzeugnissen bemerke, und wünschte seine künftigen Schriften sich vorgelegt zu sehn. Und da die Graubündner sich über die Stelle beschwerten: „Einen honetten Mann kann man aus jedem Weidenstotzen formen, aber zu einem Spitzbuben will's Grütz — auch gehört dazu ein eigenes Nationalgenie, ein gewisses, daß ich so sage, Spitzbubenklima, und da rat' ich dir, reis du ins Graubünder Land, das ist das Athen der heutigen Gauner.“*) so schalt der Herzog seinen unbändigen Regimentsarzt derb aus, untersagte ihm, ferner Komödien zu schreiben, überhaupt etwas drucken zu lassen, das nicht ins medizinische Fach einschlüge, überdies jede Verbindung mit dem „Ausland“, will heißen mit Dalberg. Schiller antwortete damit, daß er im schönen Mai 1782 sich zum zweitenmale die Freiheit nahm, ohne Urlaub nach Mannheim zu reisen. Von der Frau von Wolzogen und der Hauptmannswitwe Vischer begleitet, reiste er hin, um sich mit Dalberg zu besprechen und einer zweiten Aufführung seiner Räuber beizuwohnen. Da die Frauen plauderten, erreichte die Kunde das Ohr des Herzogs und dieser verhängte über den ungebärdigen Regimentsmedikus einen neuen scharfen Verweis, vierzehn Tage Haft auf der Hauptwache und in aller Strenge das frühere Verbot.

Porträt Schillers
aus der Zeit des ersten Räuberdrucks.
(Nach der Miniaturmalerei auf Elfenbein eines unbekannt gebliebenen Künstlers.)

Umsonst wandte Schiller sich an Dalberg. Dieser rührte keinen Finger, den Herzog umzustimmen. Umsonst schrieb er am 1. September einen Brief an diesen selber und bat um Freiheit für schönwissenschaftliche Schriften und den Verkehr mit dem Ausland. Der Herzog ließ ihm bei Haftstrafe verbieten, irgend ein Schreiben an ihn zu richten. Sollte der Dichter einem Tyrannen zuliebe alle großen Hoffnungen fahren lassen, das Vorrecht, auf Mit- und Nachwelt zu wirken, gelassen einsargen? Auf dem Hohenasperg gab es Mauerlöcher genug für widerspenstige Poeten. Ihn schauderte, wenn er an Schubart dachte. Er beschloß die Flucht. Der Vater durfte nichts von der Sache wissen. Die Mutter gab betrübt ihre Einwilligung. Am Hofe wurden hohe russische Gäste erwartet. Aller Sinne waren mit Festlichkeiten beschäftigt.

*) Man dachte dabei ans Veltlin.

Am Abend des 22. September 1782 fuhr Schiller als Dr. Ritter in bürgerlicher Kleidung, von seinem Freund Andreas Streicher begleitet, in verdecktem Wagen durchs dunkle Eßlingertor hinaus, eine Barschaft von dreiundzwanzig Gulden mitführend. „Ach meine Mutter!" seufzte er, als der helle Schein der festlich erleuchteten Solitüde herüberstrahlte. Die Würfel der Entscheidung waren gefallen. Die Brücke lag hinter ihm abgebrochen. Erleichtert mochte der Flüchtling aufatmen, als die blauweißen Grenzpfähle des pfälzischen Landes hinter ihm verschwanden. Welche Nöte noch seiner warteten, ahnte er kaum.

In Mannheim angelangt und wohl aufgenommen, schrieb er noch am selben Tag an den Herzog, erhielt aber nur die Einladung, wiederzukommen, keine gewisse Zusage. So blieb ihm die Rückkehr abgeschnitten und mehrmals hat er es später mit Schmerzen beklagt, daß er das Vorrecht der Poesie zu dienen, mit dem Verzicht auf Heimat und Vaterland erkaufen mußte. Unter den Sorgen des vergangenen Sommers hatte der Dichter sein zweites Drama, Fiesko, geschrieben und erhoffte von ihm für die nächste Zeit seinen Unterhalt. Da noch das Damoklesschwert einer Auslieferung an den Herzog über ihm hing, so trat Schiller mit seinem treuen Andreas Streicher eine Wanderung nach Frankfurt an. Sie wohnten eine Weile in Sachsenhausen. Mit Vergnügen hörte der Dichter in den Buchläden die Kunde von dem glänzenden Erfolg seiner „Räuber"; mit tiefem Schreck empfing er die Nachricht, daß Fiesko bei Dalberg Fiasko gemacht, daß er ihn nicht bühnenfähig gefunden, daß das Stück erst umzuarbeiten sei. — daß er deshalb die erbetenen 300 Gulden nicht gewähren könne. „Die Qual erlahme an meinem Stolz!" rief der Dichter aus und wanderte mit Streicher nach Oggersheim, einem eine Stunde westlich von Mannheim gelegenen Städtlein. Im Gasthause zum „Viehhof" arbeitete er mit Feuereifer an einem dritten Stück, der Tragödie „Luise Millerin", zu der er den Plan schon im Arreste zu Stuttgart entworfen. Mit saurer Mühe formte er den widerspenstigen Fiesko für die Bühne um. Aber auch in dieser zweiten Gestalt wurde das Stück nicht brauchbar erfunden. Wie einen Bettler wollte Dalberg den Dichter abschütteln, und damit schwand Schillers letzte Hoffnung auf Bargeld. Die elf Louisdor, die der Buchhändler Schwan für das Werk bezahlte, reichten gerade hin, um die Wirtshausschulden in Oggersheim zu tilgen und die Reise nach Bauerbach zu bestreiten.

In Bauerbach, im stillen Thüringerwalde unweit Meiningen, besaß Schillers mütterliche Freundin Frau Henriette von Wolzogen, deren Söhne mit dem Dichter auf der Karlsschule studiert, ein bescheidenes Gut. Sie hatte ihm für den Notfall ein Asyl angeboten und nun beschloß Schiller es zu benutzen. Von dem wackeren Streicher, der edelmütig sein Geld mit ihm geteilt, nahm er rührenden Abschied und nach 60stündiger Tages- und Nachtfahrt bei bitterkaltem Winterwetter in der ersten Dezemberwoche, nur in einen leichten Überzieher gehüllt, langte er in dem neuen Unterschlupf, einem verschneiten Walddörflein an. Mit gewohntem mächtigem Fleiß schuf er hier die „Luise

Millerin" und begann die Vorarbeiten für ein viertes Stück, Don Carlos, zu denen der Bibliothekar Reinwald in Meiningen, ein melancholisch gearteter, aber trefflicher Mann, die Bücher herbeischaffte. Die Einsamkeit drückte den geselligen Dichter und eine heiße Neigung zu Charlotte, der Tochter des Hauses, verschärfte nur das Gefühl seiner Armut und Heimatlosigkeit. Dalberg hörte von dem neuen Drama; als ob nichts geschehen, fragte er bei dem Dichter an.

Von Frau von Wolzogen mit dem „nötigen Kleinen" zur Reise ausgerüstet, traf der Flüchtling, der Unbehauste, Ende Juli 1783 wieder in Mannheim ein. Dalberg war jetzt entgegenkommend und verpflichtete Schiller in einem Vertrag gegen ein Jahresgehalt von 300 Gulden nebst dem Erlös einer Aufführung von jedem seiner Stücke, von Ende August 1783 bis Ende August 1784 die beiden vorliegenden Dramen bühnenmäßig zu formen und noch ein drittes zu schreiben. Die „Luise Millerin", von Iffland „Kabale und Liebe" benannt, errang im April 1784 einen stürmischen Beifall. Aber aus seiner Misère kam der Dichter nicht heraus. In Stuttgart wurde „Kabale und Liebe" durch Oberst von Seeger auf die Bretter gebracht. Aber der Adel beschwerte sich und die Wiederholung wurde verboten, man wußte, wo Schiller die Farben geholt zu seinem Schauergemälde. In Mannheim erzeugten die Sümpfe der Umgebung ein bösartiges Fieber. Schiller aß Chinarinde wie Brot, schwankte zwei Sommer hindurch zwischen Krankheit und Genesung und brachte es trotzdem nicht über sich, Diät zu halten. Trotz aller Begabung war Schiller kein Schnellschreiber und konnte das neue Stück nicht liefern, und deshalb wurde der Vertrag nicht erneuert. Er gab die „Rheinische Thalia" heraus; aber das erste Heft fand wenig Anklang und blieb auch das letzte. An die hohe Auffassung von

Titelblatt zur ersten Auflage der „Räuber".

der Bühne, wie sie aus Schillers Abhandlung hervorschaut: „Das Theater als moralische Anstalt betrachtet," reichte die Wirklichkeit leider nie heran.

Aber noch schlimmeres, grimmeres Unheil drohte. Vom ersten Druck der Räuber her lasteten Schulden auf Schiller. Ein Freund hatte sich für 300 Gulden verbürgt. Vom Gläubiger bedrängt floh er nach Mannheim und wurde verhaftet. Ihn zu befreien, mußte Schiller Geld schaffen und aufs neue trat in der bittersten Not ein andrer für ihn ein, ein einfacher Ehrenmann niedrigen Standes, Streichers Hauswirt Anton Hölzel borgte die Summe. Schulden in Stuttgart, Schulden in Bauerbach, Schulden in Mannheim und keine Aussicht sie abzutragen! Scharfe Briefe flogen zwischen Sohn und Vater dem gewissenhaften Hauptmann, hin und her. Ein neuer Versuch, aus der Enge ins Freie zu kommen, schlug fehl. Am Hofe des Landgrafen Ludwig zu Darmstadt weilte auf Weihnachten 1784 Goethes Freund und Gönner Herzog Karl August von Weimar. Mit seinem „Don Carlos" in der Tasche reiste Schiller hin, las den ersten Akt seines Dramas vor und äußerte den Wunsch in den Weimarischen Kreis edler Geister aufgenommen zu werden. Er erntete den Titel eines Herzoglich Sachsen-Weimarischen Rats, der immerhin vor der Welt etwas galt. Zu allem Zehrenden und Aufreibenden gesellte sich noch die versuchliche Neigung zu einer unglücklich verheirateten Frau, die ihn schwärmerisch verehrte. Es war die Gattin eines in Landau stehenden französischen Offiziers aus thüringischem Geschlecht, Frau Charlotte von Kalb. Menschen, Verhältnisse Erdreich und Himmel waren ihm zuwider geworden. Die Dichtung allein — das war ihm jetzt klar — vermochte sein Schifflein nicht zu tragen. Wie ein Ertrinkender sah er nach Rettung aus. Aber Rettung sollte ihm werden. Es war ihm beschieden, immer wieder hingebende Freunde zu finden.

Werfen wir an diesem wichtigen Wendepunkt seines Lebens noch einen überschauenden Blick auf das, was er bisher geleistet, die brausenden Dichtungen seiner Jugend, zunächst die Dramen und dann die Lyrik.

Nachdem der Dichter seine junge Kraft an Entwürfen versucht, wie „Die Christen", „Der Student von Nassau", „Cosmus von Medici", lieferte ihm ein Geschichtchen, das Daniel Schubart in Haugs Schwäbischem Magazin veröffentlicht hatte, den Stoff zu seinem Erstlingsdrama: Die Räuber. Was an ungestümem Freiheitsdrang, was an Faustischer Ungenügsamkeit, was an heißem geheimem Haß wider die Überkultur und Unnatur, wider die politischen und sozialen Schranken, wider die Despotie der Regierungsformen in der Atmosphäre der Zeit vorhanden war, das tobte sich in Schillers Räubern mit der elementaren Wucht eines Gewitters aus. Und den Wetterstrahlen aus der Höhe der Dichterphantasie schlugen die aus der Tiefe der Zeitstimmung entgegen.

Die beiden feindlichen Brüder Karl und Franz sind die Söhne des regierenden fränkischen Grafen Maximilian von Moor. Karl begeht auf der Universität manchen tollen Streich. In einem Brief an den Vater gesteht er seine Übereilungen und erwartet Vergebung. In der Heimat, an der Seite seiner Geliebten, Amalie, möchte er ein neues Leben beginnen und im Frieden sein Glück

erbauen. Aber sein verworfener Bruder Franz weiß durch teuflische Lügen die Versöhnung zu hintertreiben und sich selber zum Herrn des Hauses zu machen. Der alte Moor glaubt, Karl werde wegen Verbrechen steckbrieflich verfolgt. Karl meint, sein Vater habe ihn verflucht, und ruft:

„Menschen — Menschen! falsche, heuchlerische Krokodilbrut! Ihre Augen sind Wasser! ihre Herzen sind Erz! Küsse auf den Lippen! Schwerter im Busen! Löwen und Leoparden füttern ihre Jungen, Raben tischen ihren Kleinen auf dem Aas, und Er, Er — Bosheit hab' ich dulden gelernt, kann dazu lächeln, wenn mein erboster Feind mir mein eigen Herzblut zutrinkt — aber wenn Blutliebe zur Verräterin, wenn Vaterliebe zur Megäre wird: o so fange Feuer, männliche Gelassenheit! verwilde zum Tiger, sanftmütiges Lamm! und jede Faser recke sich auf zu Grimm und Verderben!" — „Warum ist dieser Geist nicht in einen Tiger gefahren, der sein wütendes Gebiß in Menschenfleisch haut? Ist das Vatertreue? Ist das Liebe für Liebe? Ich möchte ein Bär sein und die Bären des Nordlands wider dies mörderische Geschlecht anhetzen — Reue und keine Gnade! — O ich möchte den Ozean vergiften, daß sie den Tod aus allen Quellen saufen! Vertrauen, unüberwindliche Zuversicht und kein Erbarmen!"

Seine Gesellen schwören ihm, er ihnen Treue bis in den Tod. „Mein Geist dürstet nach Taten, mein Atem nach Freiheit. — Mörder, Räuber! — mit diesem Wort war das Gesetz unter meine Füße gerollt," ruft er den Genossen entgegen. „Menschen haben Menschheit vor mir verborgen, da ich an Menschheit appellierte, weg denn von mir, Sympathie und menschliche Schonung! — Ich habe keinen Vater mehr, ich habe keine Liebe mehr und Blut und Tod soll mich vergessen lehren, daß mir jemals etwas teuer war! — Kommt, kommt! — O ich will mir eine fürchterliche Zerstreuung machen — es bleibt dabei, ich bin euer Hauptmann!"

Karl Moor zieht mit der Schar in die böhmischen Wälder und verfolgt die Lasterhaften, straft die Bestechlichkeit, erwürgt „einen Pfaffen, der auf der Kanzel geweint, weil die Inquisition so in Zerfall käme", und sucht überhaupt als edler Räuber der sittlichen Weltordnung aufzuhelfen. Aber wie er die Heimaterde betritt, geht ein Zug der Selbstbesinnung durch sein Gemüt, das dem deutschen Wesen entspricht. Inzwischen hat Franz seinen alten Vater in einen einsamen Turm eingesperrt, um ihn dort verhungern zu lassen: die Untertanen hat er geplagt und mißhandelt. Aber das Maß ist voll. Die Räuber brechen ins Schloß und er erwürgt sich selbst. Der alte Vater wird durch Karl befreit und stirbt, wie er ihn erkennt. Amalia erleidet den Tod von der Hand ihres Geliebten, da die Genossen sie ihm nicht lassen, noch ihn freigeben wollen. Der Räuber erkennt die Torheit seiner Wege. „O über mich Narren," sagte er, „der ich wähnete, die Welt durch Greuel zu verschönern und die Gesetze durch Gesetzlosigkeit aufrecht zu halten! Ich nannte es Rache und Recht — Ich maßte mich an, o Vorsicht, die Scharten deines Schwertes auszuwetzen und deine Parteilichkeiten gut zu machen — aber — o eitle Kinderei — da steh' ich am Rande eines entsetzlichen Lebens und erfahre nun mit Zähnklappern und Heulen, daß zwei Menschen, wie ich, den ganzen Bau der sittlichen Welt zugrund richten würden. Gnade —

Gnade dem Knaben, der Dir vorgreifen wollte — Dein eigen allein ist die Rache. Du bedarfst nicht des Menschen Hand. Freilich steht's nun in meiner Macht nicht mehr, die Vergangenheit einzuholen — Schon bleibt verdorben, was verdorben ist — was ich gestürzt habe, steht ewig niemals mehr auf. — Aber noch blieb mir etwas übrig, womit ich die beleidigten Gesetze versöhnen und die mißhandelte Ordnung wieder heilen kann. Sie bedarf eines Opfers, das ihre unverletzbare Majestät vor der ganzen Menschheit entfaltet — dieses Opfer bin ich selbst. Ich selbst muß für sie des Todes sterben." Dann scheidet er von seinen Spießgesellen mit den Worten: „Ich erinnere mich, einen armen Schelm gesprochen zu haben, als ich herüberkam, der im Taglohn arbeitet und elf lebendige Kinder hat. — Man hat tausend Louisdor geboten, wer den großen Räuber lebendig liefert. Dem Mann kann geholfen werden."

Interessant ist die Wendung, mit der Schiller sein an Schönheiten wie an Roheiten gleich reiches Stück selber rezensierte: „Der Verfasser der Räuber soll Arzt bei einem württembergischen Grenadierbataillon sein. So gewiß ich sein Werk verstehe, so muß er starke Dosen lieben, und ich möchte ihm lieber zehn Pferde als meine Frau zur Kur geben." Das Selbstgericht des Bösewichts Franz gehört zum Erhabensten, was Schiller geschrieben. „Plötzlich traf ein ungeheurer Donner mein schlummerndes Ohr; ich taumelte bebend auf und siehe da war mir's, als säh' ich aufflammen den ganzen Horizont in feuriger Lohe, und Berge und Städte und Wälder wie Wachs im Ofen zerschmolzen, und eine heulende Windsbraut fegte von hinnen Meer, Himmel und Erde — da erscholl's wie aus ehernen Posaunen: Erde, gib deine Toten; gib deine Toten Meer! Und das nackte Gefild begann zu kreißen und aufzuwerfen Schädel und Rippen und Kinnbacken und Beine, die sich zusammenzogen in menschliche Leiber und daherströmten unübersehlich, ein lebendiger Sturm. Damals sah ich aufwärts, und siehe, ich stand am Fuß des donnernden Sina, und über mir Gewimmel und unter mir, und oben auf der Höhe des Berges auf drei rauchenden Stühlen drei Männer, vor deren Blick flohe die Kreatur. —" — Pöbelweisheit, Pöbelfurcht — Es ist ja noch nicht ausgemacht, ob das Vergangene nicht vergangen ist oder ein Auge findet über den Sternen. — Hum hum! wer raunte mir das ein? Rächet denn droben über den Sternen einer? — Nein, nein! Ja, ja! Fürchterlich zischelt's um mich: Richtet droben einer über den Sternen! Entgegengehet dem Rächer über den Sternen diese Nacht noch! Nein sag' ich — Elender Schlupfwinkel, hinter den sich seine Feigheit verstecken will — öd, einsam taub ist's droben über den Sternen — wenn's aber doch etwas mehr wäre? Nein nein, es ist nicht! Ich befehle, es ist nicht! Wenn's aber doch wäre? Weh dir wenn's nachgezählt worden wäre! wenn's dir vorgezählt würde diese Nacht noch — Warum schaudert mir so durch die Knochen? — Sterben! warum packt mich das Wort so? Rechenschaft geben dem Rächer droben über den Sternen — und wenn er gerecht ist. Waisen und Witwen, Unterdrückte, Geplagte heulen zu ihm auf, und wenn er gerecht ist? — warum haben sie gelitten, warum hast du über sie triumphieret? —"

In der „Verschwörung des Fiesko zu Genua" wagte sich Schiller an einen geschichtlichen Stoff. Wie später Wallenstein wurde das Drama ein Gemälde des wirkenden und gestürzten Ehrgeizes. Eine Verschwörung führt es uns vor, aber nicht eine siegende, sondern eine scheiternde. Fiesko, der Graf von Lavagna, leitet die Bewegung und arbeitet auf den Sturz des Willkürregimentes los, das der Neffe des edlen Andreas Doria führt, der wüste Gianettino. Da aber Fiesko dabei seine Macht kennen lernt, vermag er der Versuchung nicht zu widerstehn, sie zu seinen eigenen Gunsten zu wenden. Nicht Bürger unter Bürgern, er will Herzog werden und wird von Verrina ins Meer gestoßen. „Fällt der Mantel, so muß auch der Herzog nach." Als ein Rad in dem wirren Getriebe erscheint auch der Mohr, Muley Hassan, von dem das geflügelte Wort herstammt: „Der Mohr hat seine Pflicht getan, der Mohr kann gehen." Es ist nicht zu verwundern, wenn Fiesko nicht wie die Räuber wirkte. Beweist es auch aufs neue die Dramenbegabung des jungen Dichters — dieses „republikanische Trauerspiel" ist denn doch eigentlich ein unerfreuliches Stück, die Sprache kraftvoll, aber roh und verzerrt, und mit diplomatischen Minen und Gegenminen hatte der Dichter noch keine Bekanntschaft gemacht.

Und „Kabale und Liebe" ist nicht erquicklicher, aber unwiderstehlich packend und wirksam. Ein fürchterlich Gericht läßt die Tragödie ergehn über sultanische Fürstenschlechtigkeit, höfische Hinterlist, die jedes Mittel als erlaubt ansieht, Adelsstolz und Justizwillkür, die den Bürger bloß als Kanaille betrachten, gut genug, ausgesogen zu werden, eine Despotie, der das Gewissen gestattet, Landeskinder regimentsweise in die Fremde zu verkaufen, um immer neue Summen in Feuerwerk verpuffen und in Juwelen für Maitressen anlegen zu können. Man beachte die Kammerdienerszene des zweiten Aktes:

„Kammerdiener. Seine Durchlaucht der Herzog empfehlen Sich Milady zu Gnaden und schicken Ihnen diese Brillanten zur Hochzeit. Sie kommen soeben erst aus Venedig.

Lady (hat das Kästchen geöffnet und fährt erschrocken zurück). Mensch! was bezahlt dein Herzog für diese Steine?

Kammerdiener (mit finsterm Gesicht). Sie kosten ihn keinen Heller!

Lady. Was? Bist du rasend? Nichts? — und (indem sie einen Schritt von ihm wegtritt) du wirfst mir ja einen Blick zu, als wenn du mich durchbohren wolltest — nichts kosten ihn diese unermeßlich kostbaren Steine?

Kammerdiener. Gestern sind siebentausend Landeskinder nach Amerika fort — die zahlen alles.

Lady (setzt den Schmuck plötzlich nieder und geht rasch durch den Saal, nach einer Pause zum Kammerdiener). Mann! Was ist dir? Ich glaube, du weinst?

Kammerdiener (wischt sich die Augen, mit schrecklicher Stimme, alle Glieder zitternd). Edelsteine, wie diese da — ich hab' auch ein paar Söhne drunter.

Lady (wendet sich bebend weg, seine Hand fassend). Doch keinen gezwungenen?

Kammerdiener (lacht fürchterlich). O Gott! — Nein — lauter Freiwillige! Es traten wohl so etliche vorlaute Bursch vor die Front heraus und fragten den

Obersten, wie teuer der Fürst das Joch Menschen verkaufe? — Aber unser gnädigster Landesherr ließ alle Regimenter auf dem Paradeplatz aufmarschieren und die Maulaffen niederschießen. Wir hörten die Büchsen knallen, sahen ihr Gehirn auf das Pflaster spritzen, und die ganze Armee schrie: Juchhe nach Amerika! —

Lady (fällt mit Entsetzen in den Sofa). Gott! Gott! — Und ich hörte nichts? Und ich merkte nichts?

Kammerdiener. Ja, gnädige Frau, warum mußtet Ihr denn gerad' mit unserm Herrn auf die Bärenhatz reiten, als man den Lärmen zum Aufbruch schlug? — Die Herrlichkeit hättet Ihr doch nicht versäumen sollen, wie uns die gellenden Trommeln verkündigten, es ist Zeit, und heulende Waisen dort einen lebendigen Vater verfolgten, und hier eine wütende Mutter lief, ihr saugendes Kind an Bajonetten zu spießen, und wie man Bräutigam und Braut mit Säbelhieben auseinander riß, und wie Graubärte verzweiflungsvoll da standen und den Burschen auch zuletzt die Krücken noch nachwarfen in die neue Welt. O, und mitunter das polternde Wirbelschlagen, damit der Allwissende uns nicht sollte beten hören —

Lady (steht auf, heftig bewegt). Weg mit diesen Steinen — sie blitzen Höllenflammen in mein Herz. (Sanfter zum Kammerdiener.) Mäßige dich, armer alter Mann. Sie werden wieder kommen. Sie werden ihr Vaterland wieder sehen.

Kammerdiener (warm und voll). Das weiß der Himmel! Das werden sie! — Noch am Stadttor drehten sie sich um und schrieen: „Gott mit euch, Weib und Kinder! — Es leb' unser Landesvater — am jüngsten Gericht sind wir wieder da!" —

Lady (mit starkem Schritt auf und nieder gehend). Abscheulich! Fürchterlich! — Mich beredete man, ich habe sie alle getrocknet, die Tränen des Landes — Schrecklich, schrecklich gehen mir die Augen auf — Geh du — Sag deinem Herrn — Ich werd' ihm persönlich danken! Und das nimm, weil du mir die Wahrheit sagtest! (Sie wirft ihm ihre Geldbörse in den Hut" x. x.

Und auf einem solchen Hintergrund nun ein tugendhaftes Paar, er vom Adel, sie bürgerlich. Ferdinand der Sohn des allmächtigen Präsidenten, Luise die Tochter des Musikers Miller, dessen Gestalt der Dichter humoristisch und realistisch gezeichnet hat: die Liebenden den Standesvorurteilen trotzend, aber ihnen und der eigenen Übereilung erliegend in tragisch niederdrückendem Selbstmord.

Alle drei Jugenddramen Schillers in einer Linie, Revolution am Vorabend der französischen Revolution, zur Zeit des nordamerikanischen Freiheitskampfes, ein rousseauisch ungebärdiges Aufbäumen wider das „tintenklexende Säkulum". „Das Gesetz hat zum Schneckengang verdorben, was Adlerflug geworden wäre. Das Gesetz hat noch keinen großen Mann gebildet; aber die Freiheit brütet Kolosse aus."

„Ich habe einen so unglücklichen Hang zum Vergrößern, daß oft geringe Veranlassungen meine Hoffnung schwindelnd fortreißen, daß oft der kleinste Umstand mir ein Samenkorn des Unendlichen wird," schrieb Schiller 1785. Frei-

Friedrich Schiller.

(Nach einer Zeichnung und Kupferstich von S. Kirschner.)

ich, in allen seinen Gemälden, in seinen Gestalten, in Worten und Wendungen eigte sich dieser übrigens dichterische Hang zum Vergrößern, zum „überteufeln" der Bösen, „überengeln" der Guten. „Unbekannt mit Menschen und Menschenchicksal," äußerte sich Schiller schon drei Jahre nach Vollendung der „Räuber", mußte mein Pinsel notwendig die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war. Wenn von allen den unzähligen Klagschriften gegen die Räuber nur eine einzige mich trifft, so ist es diese, daß ich zwei Jahre vorher mir anmaßte, Menschen zu schildern, ehe mir nur einer begegnete."

Es war Sturm und Drang in jeder Zeile, Sturm und Drang auch in Schillers Jugendgedichten, wie sie z. B. in der Anthologie auf das Jahr 1782 erschienen mit einer Vorrede „aus Tobolsko" und einer Widmung an den Tod als den „großmächtigsten Zar alles Fleisches" ꝛc. Welche wunderlichen Liebesgedichte, diese „Lauralieder", immerfort über alle Schranken hinausschweifend in die Unendlichkeit!

Goethe sang:

„Im Felde schleich' ich still und wild,
Gespannt mein Feuerrohr,
Da schwebt so licht dein liebes Bild,
Dein süßes Bild mir vor.

Du wandelst jetzt wohl still und mild
Durch Feld und liebes Tal,
Und ach, mein schnell verrauschend Bild
Stellt sich dir's nicht einmal?

Des Menschen, der die Welt durchstreift
Voll Unmut und Verdruß,
Nach Osten und nach Westen schweift,
Weil er dich lassen muß.

Mir ist es, denk' ich nur an dich,
Als in den Mond zu sehn;
Ein stiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht, wie mir geschehn."

Schiller aber stürmt los:

„Meine Laura! nenne mir den Wirbel,
Der an Körper Körper mächtig reißt!
Nenne, meine Laura, mir den Zauber,
Der zum Geist gewaltig zwingt den Geist!

Sieh! er lehrt die schwebenden Planeten
Ew'gen Ringgangs um die Sonne fliehn
Und, gleich Kindern um die Mutter hüpfend,
Bunte Zirkel um die Fürstin ziehn.

Durstig trinkt den goldnen Strahlenregen
Jedes rollende Gestirn,
Trinkt aus ihrem Feuerkelch Erquickung,
Wie die Glieder Leben vom Gehirn.

Sonnenstäubchen paart mit Sonnenstäubchen
Sich in trauter Harmonie,
Sphären ineinander lenkt die Liebe,
Weltsysteme dauern nur durch sie.

Tilge sie vom Uhrwerk der Naturen —
Trümmernd auseinander springt das All,
In das Chaos donnern eure Welten,
Weint, Newtone, ihren Riesenfall!"

Und ein andermal:

„Laura — Sonnenaufgangsglut
Brennt in deinen goldnen Blicken,
In den Wangen springt purpurisch Blut,
Deiner Tränen Perlenflut
Nennt noch Mutter das Entzücken —" u. s. w.

und mit klassischer Sorglosigkeit reimt er „wimmert" und „dämmert" ꝛc.

Auch die kräftigsten Kraftausdrücke sind ihm noch nicht kräftig genug. Über alle Linien edlen Anstandes und feinen Maßes treibt seine Hitze ihn hinaus, so daß das Erhabene sich ins Komische wandelt. Seine Klagen in der „Elegie auf den Tod eines Jünglings" schneidet er plötzlich mit dem Ausruf ab:

„Aber wohl dir! — köstlich ist dein Schlummer,
Ruhig schläft sich's in dem engen Haus;
Mit der Freude stirbt hier auch der Kummer,
Röcheln auch der Menschen Qualen aus.
Über dir mag die Verleumdung geifern,
Die Verführung ihre Gifte spei'n,
Über dich der Pharisäer eifern,
Fromme Mordsucht dich der Hölle weihn,
Gauner durch Apostelmasken schielen
Und die Bastardtochter der Gerechtigkeit
Wie mit Würfeln so mit Menschen spielen
Und so fort, bis hin zur Ewigkeit.

Über dir mag auch Fortuna gaukeln,
Blind herum nach ihren Buhlen spähn,
Menschen bald auf schwanken Thronen schaukeln,
Bald herum in wüsten Pfützen drehn:
Wohl dir, wohl in deiner schmalen Zelle!
Diesem komischtragischen Gewühl,
Dieser ungestümen Glückeswelle,
Diesem possenhaften Lottospiel,
Diesem faulen fleißigen Gewimmel,
Dieser arbeitsvollen Ruh,
Bruder! — diesem teufelvollen Himmel
Schloß dein Auge sich auf ewig zu."

Aber auch unter Mißgeburten, die nach seinen eigenen Worten nur „Schlüpfrigkeit mit platonischem Schwulst verschleiern" oder in Bänkelsängerton verfallen — die meisten wurden in seine Werke gar nicht oder nur stark verkürzt aufgenommen — treffen wir schon Prachtstücke wie „Die Größe der Welt", das mit schwungvoll antikem Rhythmus tadellose Reime verknüpft:

„Die der schaffende Geist einst aus dem Chaos schlug,
Durch die schwebende Welt flieg ich des Windes Flug,
Bis am Strande
Ihrer Wogen ich lande,
Anker werf', wo kein Hauch mehr weht
Und der Markstein der Schöpfung steht.

Sterne sah ich bereits jugendlich auferstehn,
Tausendjährigen Gangs durchs Firmament zu gehn,
Sah sie spielen
Nach den lockenden Zielen;
Irrend suchte mein Blick umher,
Sah die Räume schon — sternenleer.

Anzufeuern den Flug weiter zum Reich des Nichts,
Steur' ich mutiger fort, nehme den Flug des Lichts,
Neblicht trüber
Himmel an mir vorüber,
Weltsysteme, Fluten im Bach,
Strudeln dem Sonnenwandrer nach.

Sieh, den einsamen Pfad wandelt ein Pilger mir
Rasch entgegen — „Halt an! Waller, was suchst du hier?"
„„Zum Gestade
Seiner Welt meine Pfade!
Segle hin, wo kein Hauch mehr weht
Und der Markstein der Schöpfung steht!""

„Steh! du segelst umsonst — vor dir Unendlichkeit!"
„„Steh! du segelst umsonst — Pilger, auch hinter mir! --
Senke nieder,
Adlergedank', dein Gefieder!
Kühne Seglerin, Phantasie,
Wirf ein mutloses Anker hie.""

Und wer sähe nicht gerne wieder von Zeit zu Zeit das farbenkräftige dramatisch lebendige Gemälde der „Schlacht" vor sich aufgerollt!

„Schwer und dumpfig, eine Wetterwolke,
Durch die grüne Eb'ne schwankt der Marsch.
Zum wilden eisernen Würfelspiel
Streckt sich unabsehlich das Gefilde.
Blicke kriechen niederwärts,
An die Rippen pocht das Männerherz,
Vorüber an hohlen Totengesichtern
Niederjagt die Front der Major:
Halt!
Und Regimenter fesselt das starre Kommando.
Lautlos steht die Front.

Prächtig im glühenden Morgenrot
Was blitzt dort her vom Gebirge?
Seht ihr des Feindes Fahnen wehn?
Wir sehn des Feindes Fahnen wehn,
Gott mit euch, Weib und Kinder!
Lustig! Hört ihr den Gesang?
Trommelwirbel, Pfeifenklang
Schmettert durch die Glieder;
Wie braust es fort im schönen, wilden Takt
Und braust durch Mark und Bein!
Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Schon steugt es fort wie Wetterleucht,
Dumpf brüllt der Donner schon dort,
Die Wimper zuckt, hier kracht er laut,
Die Losung braust von Heer zu Heer —
Laß brausen in Gottes Namen fort,
Freier schon atmet die Brust.

Der Tod ist los — schon wogt sich der Kampf,
Eisern im wolkigten Pulverdampf,
Eisern fallen die Würfel.

Nah umarmen die Heere sich;
Fertig! heult's von Ploton zu Ploton;
Auf die Kniee geworfen
Feuern die Vordern, viele stehen nicht mehr auf,
Lücken reißt die streifende Kartätsche,
Auf Vormanns Rumpfe springt der Hintermann,
Verwüstung rechts und links und um und um,
Bataillone niederwälzt der Tod.

Die Sonne löscht aus, heiß brennt die Schlacht,
Schwarz brütet auf dem Heer die Nacht —
Gott befohlen, Brüder,
In einer andern Welt wieder!

Hoch spritzt an den Nacken das Blut,
Lebende wechseln mit Toten, der Fuß
Strauchelt über den Leichnamen —
„Und auch du, Franz?" — „„Grüße mein Lottchen, Freund!""
Wilder immer wütet der Streit;
„Grüßen will ich" — Gott! Kameraden, seht!
Hinter uns wie die Kartätsche springt! —
„Grüßen will ich dein Lottchen, Freund!
Schlummre sanft! wo die Kugelsaat
Regnet, stürz' ich Verlass'ner hinein."

Hieher, dorthin schwankt die Schlacht —
Finstrer brütet auf dem Heer die Nacht —
Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Horch! was strampft im Galopp vorbei?
Die Adjutanten fliegen,
Dragoner rasseln in den Feind,
Und seine Donner ruhen.
Viktoria, Brüder!
Schrecken reißt die feigen Glieder,
Und seine Fahne sinkt. —

Entschieden ist die scharfe Schlacht,
Der Tag blickt siegend durch die Nacht!
Horch! Trommelwirbel, Pfeifenklang
Stimmen schon Triumphgesang!
Lebt wohl, ihr gebliebenen Brüder!
In einer andern Welt wieder!"

Unter Stampfen, Schnauben und Brausen, meldet einer, brachte der junge Schiller seine Gedanken zu Papier. Damit stimmt der Anfang eines der ersten Schillergedichte, noch im Banne Klopstocks befangen: „Der Eroberer." Es hebt an:

„Dir, Eroberer, dir schwellt mein Busen auf,
Dir zu fluchen den Fluch glühenden Rachedursts,
Vor dem Auge der Schöpfung,
Vor des Ewigen Angesicht!

Wenn den horchenden Gang über mir Luna geht,
Wenn die Sterne der Nacht lauschend herunter sehn,
Träume flattern — umflattern
Deine Bilder, o Sieger, mich

Und Entsetzen um sie — Fahr ich da wütend auf,
Stampfe gegen die Erd', schalle mit Sturmgeheul
Deinen Namen, Verworfner,
In die Ohren der Mitternacht."

Die Jahre wissenschaftlicher Läuterung.

(1785—1794).

Schiller fährt am Ufer der Philosophie herum, wir schauen mit ihm in das Wunderland der Ideen; aber das leichte Fahrzeug des Sängers trägt uns in rhythmischen Wellen spielend dahin, und ein großer Himmel überwölbt das Land der Wahrheit und das bewegliche Meer der Dichtung. Palleske.

Schon Eingang Juni 1784 war Schiller durch ein sinniges Geschenk überrascht worden. Als Gruß aus Leipzig war es eingelaufen: eine kostbare Brieftasche mit kunstvoller Stickerei, eine Komposition des Amalialiedes, die mit Silberstift auf Pergament gezeichneten Bildnisse zweier jungen Männer und zweier schönen Jungfrauen und Briefe voll Bewunderung für seine Dichtungen, alles von unbekannter Hand, aber so, daß die Spur gefunden werden konnte.

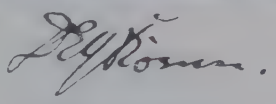
„Ein solches Geschenk," schreibt er an Frau von Wolzogen, „ist mir eine größere Belohnung als der laute Zusammenruf der Welt, die einzige süße Entschädigung für tausend trübe Minuten — und wenn ich das nun weiter verfolge und mir denke, daß in der Welt vielleicht noch mehr solche Zirkel sind, die mich unbekannt lieben und sich freuten, mich zu kennen, daß vielleicht in hundert und mehr Jahren, wenn auch mein Staub längst verwest ist, man mein Andenken segnet und mir noch im Grabe Tränen und Bewunderung zollt, dann, meine Teuerste, freue ich mich meines Dichterberufes und versöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängnis."

Die Spender waren Appellationsrat Chr. Gottfr. Körner, der Musiker Huber, Körners Braut Minna Stock, welche die Brieftasche gestickt, und Hubers Braut Dora Stock, welche die Bildnisse gezeichnet hatte. Ihnen sandte Schiller merkwürdigerweise erst Anfang Dezember seinen Dank. Seine Antwort verriet seine Seelenbedrängnis und deutete an, er gedenke Leipzig im kommenden Sommer zu besuchen. „Welche süße Momente," fügt er hinzu, „wenn ich Sie da treffe und Ihre wirkliche Gegenwart sogar die Freudenerinnerung an Ihre Bilder verdunkelt!" — „Kommen Sie so bald als möglich!" antwortete Körner, „es schmerzt uns, daß ein Mann, der uns so teuer ist, Kummer zu haben scheint. Wir schmeicheln uns, ihn lindern zu können, und dies macht uns Ihre Freundschaft zum Bedürfnis."

Und Schiller verließ die Rheinlande für immer und erschien Mitte April 1785 in Leipzig. Hier traf er die beiden Schwestern Minna und Dora wie den Musiker Huber, die den Dichter auf das warmste begrüßten. Körner weilte in Dresden, wohin er inzwischen als Konsistorialrat versetzt worden war, sandte dem Freunde hundert Dukaten und befreite ihn damit von der drückendsten Last. Er wünschte Schillers künftige Schriften für den Göschenschen Verlag zu gewinnen. Schiller nahm Wohnung zu Gohlis in einem Häuschen, das dem Wanderer noch immer gezeigt wird, und arbeitete hier am „Don Carlos" und der „Neuen Thalia". Da er wieder auf dem Trockenen saß, griff Körner aufs neue helfend ein und fügte bei: „Wenn ich noch so reich wäre und Du ganz überzeugt sein könntest, welch ein geringes Objekt es für mich wäre, Dich aller Nahrungssorgen auf Dein ganzes Leben zu überheben, so würde ich es doch nicht wagen, Dir eine solche Anerbietung zu machen. Ich weiß, daß Du imstande bist, sobald Du nach Brot arbeiten willst, Dir alle Deine Bedürfnisse zu verschaffen. Aber ein Jahr wenigstens laß mir die Freude, Dich aus der Notwendigkeit des Brotverdienens zu setzen. Was dazu gehört, kann ich entbehren, ohne im geringsten meine Umstände zu verschlimmern. Auch kannst Du mir meinethalben nach ein paar Jahren alles wieder mit Interessen zurückgeben, wenn Du im Überfluß bist." — Schiller antwortete gerührt: „Für Dein schönes und edles Anerbieten habe ich nur einen einzigen Dank, dieser ist die Freimütigkeit und Freude, womit ich es annehme. Niemals habe ich die Antwort gebilligt, womit der große Rousseau den Brief des Grafen Orlof abfertigte, der aus frei-

Schiller-Haus in Gohlis.
(Nach einer Lithographie.)

villigem Enthusiasmus dem flüchtigen Dichter eine Freistätte anbot. In eben dem Maße, als ich mich gegen Rousseau kleiner fühle, will ich hier größer handeln wie er. Deine Freundschaft und Güte bereitet mir ein Elysium. Durch Dich, teurer Körner, kann ich vielleicht noch werden, was ich je zu werden verzagte. Meine Glückseligkeit wird steigen mit der Vollkommenheit meiner Kräfte und bei Dir und durch Dich getraue ich mir, diese zu bilden. Die Tränen, die ich hier an der Schwelle meiner neuen Laufbahn Dir zum Danke, zur Verherrlichung vergieße, diese Tränen werden wiederkommen, wenn diese Laufbahn vollendet ist. Werde ich das, was ich jetzt träume, — wer ist glücklicher als Du? Eine Freundschaft, die so ein Ziel hat, kann niemals aufhören. Zerreiße diesen Brief nicht. Du wirst ihn vielleicht in zehn Jahren mit einer seltenen Empfindung lesen und auch im Grabe wirst Du sanft darauf schlafen. Leb tausendmal wohl. Mein Herz ist zu weich. In einigen Tagen schreib' ich Dir wieder. Lebe wohl!" Und Körner schließt die ganze zarte Angelegenheit mit dem kurzen edeln Wort ab: „So ist's recht, daß die Geldangelegenheit ganz unter uns durch Briefe abgetan ist. Ich hoffe, daß es nun keiner mündlichen Auseinandersetzung darüber bedürfen wird. Von jeher habe ich das Geld so gering geschätzt, daß es mich immer geekelt hat, mit Seelen, die mir teuer waren, davon zu reden. Es sollte mir wehtun, wenn Du mir zutrauen könntest, daß ich einen Wert auf Handlungen legte, die Leuten von unserer Art bloß natürlich sind. Nicht einen Augenblick habe ich gezweifelt, daß ich bei umgekehrten Verhältnissen eben das von Dir zu erwarten hätte. Ich hoffe also nicht, daß Du das jemals in Anschlag bringen wirst, wenn von dem, was wir einander sind, die Rede ist."



Christian Gottfried Körner.
(Nach einer Zeichnung von Wagener.)

August 1785 nahm Schiller zu Leipzig an Körners Hochzeit teil. Aus diesen Tagen stammt sein Lied an die Freude, das mit seinen rasch von Bild zu Bild überspringenden Hyperbeln noch stark an die früheren Gedichte erinnert.

„Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium,
Wir betreten feuertrunken,
Himmlische, dein Heiligtum.
Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode streng geteilt:
Alle Menschen werden Brüder,
Wo dein sanfter Flügel weilt.

Chor.

Seid umschlungen, Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen.

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein,
Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seinen Jubel ein!
Ja — wer auch nur eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund!
Und wer's nie gekonnt, der stehle
Weinend sich aus diesem Bund.

Chor.

Was den großen Ring bewohnet
Huldige der Sympathie!
Zu den Sternen leitet sie,
Wo der Unbekannte thronet." u. s. w.

Schiller hielt damals bei Buchhändler Schwan in Mannheim um die Hand seiner Tochter Margarete an, heimste aber eine Abweisung ein.

Im September eilte der Dichter nach Dresden hinüber, um dem Körnerschen Freundespaar nahe zu sein, und er kam sich bei ihm „wie im Himmel" vor. Zwei Jahre lang blieb er Körners Gast, und die Freundschaft der beiden war um so wichtiger, als Körner auch über ein genügendes Maß von Bildung und Geschmack verfügte, um den Dichter als Kritiker beraten zu können. In dem milden Sonnenlicht dieser Freundschaft und in eingehendem Geschichtsstudium reifte Schiller zu einem Manne heran, der das Formlose, Maßlose, Überspannte seiner ersten Dichtungen selber am schärfsten verurteilte. Der Spuk des Romans „Der Geisterseher" begann ihm bald zu verleiden. Er ließ das Bruchstück liegen, wie es lag. „Ich habe diese Woche," schrieb er, „eine Geschichte des Dreißigjährigen Krieges gelesen und mein Kopf ist mir noch ganz warm davon: daß doch die Epoche des höchsten Nationenelends auch zugleich die glänzendste Epoche menschlicher Kraft ist! Wie viele große Männer gingen aus dieser Nacht hervor! Ich wollte, daß ich zehn Jahre hintereinander nichts als Geschichte studiert hätte. Ich glaube, ich würde ein ganz anderer Kerl sein!"

Auf dem anmutigen Berghang des rechten Elbufers oberhalb Dresden besaß Körner einen Weinberg und ein Landhaus mit köstlicher Aussicht.

Hier, in Loschwitz, vollendete Schiller den Don Carlos.

Das Stück trägt nicht wie die frühern das Gewand der Prosa, sondern das der fünffüßig jambischen Verse, nach dem Vorbilde von Lessings Nathan. Und auch auf den Inhalt des Schillerschen Dramas blieb das Lessingsche nicht ohne Einfluß, ganz ähnlich wie früher Emilia Galotti auf Fiesko gewirkt. Sollte das Drama nach dem Mannheimer Entwurf nichts weiteres als ein Gemälde der Hofintriguen, der Inquisition und der Zerrüttungen sein, die diese anrichten, so wurde es allmählich ein Gefäß für einen ganz andern Inhalt, für die weltbürgerlichen Ideen der Menschenbeglückung, die den Dichter nun erfüllten. „Diesen

Körners Landhaus bei Loschwitz, in welchem Schiller den „Don Carlos" schrieb.
(Nach einem Aquarell K. L. Knebels aus dem Nachlaß Goethes im Besitz der Verlagshandlung.)

Kuß der ganzen Welt!" rief er im Liede. War der Held der drei ersten Akte Prinz Carlos gewesen mit seiner verderblichen leidenschaftlichen Liebe zu der ihm entrissenen, von seinem Vater zur Gemahlin gewählten Braut, so rückte wie von selber in den folgenden Akten der Marquis Posa an dessen Stelle, der Träger jener Ideen. Hatte das Drama zuerst wie seine früheren Genossen niederreißend wirken sollen, so ging es jetzt positiv aufbauend vor. Den geschichtlichen Stoff behandelte Schiller nach seiner Gewohnheit mit unumschränkt waltender poetischer Freiheit. Wie Nathan vor Sultan Saladin, verficht Posa vor Philipp seine Humanitätsideen; beide predigen Toleranz, beide machen Eindruck. Von der Liebe zu den Unterdrückten, von seiner Begeisterung hingerissen, sagt Posa:

„Sire!
Jüngst kam ich an von Flandern und Brabant.
So viele reiche, blühende Provinzen!
Ein kräftiges, ein großes Volk — und auch
Ein gutes Volk — und Vater dieses Volkes,
Das, dacht ich, das muß göttlich sein! — Da stieß
Ich auf verbrannte menschliche Gebeine.
„Geben Sie,
Was Sie uns nahmen, wieder! Lassen Sie,
Großmütig, wie der Starke, Menschenglück
Aus Ihrem Füllhorn strömen — Geister reifen
In Ihrem Weltgebäude! Geben Sie,
Was Sie uns nahmen, wieder. Werden Sie
Von Millionen Königen ein König.

(Er nähert sich ihm kühn und indem er feste und feurige Blicke auf ihn richtet.)

O, könnte die Beredtsamkeit von allen
Den Tausenden, die dieser großen Stunde
Teilhaftig sind, auf meinen Lippen schweben,
Den Strahl, den ich in diesen Augen merke,
Zur Flamme zu erheben! — Geben Sie
Die unnatürliche Vergöttrung auf,
Die uns vernichtet! Werden Sie uns Muster
Des Ewigen und Wahren! Niemals — niemals
Besaß ein Sterblicher so viel, so göttlich
Es zu gebrauchen. Alle Könige
Europens huldigen dem span'schen Namen.
Gehn Sie Europens Königen voran!
Ein Federzug von dieser Hand, und neu
Erschaffen wird die Erde. Geben Sie
Gedankenfreiheit!"

„Anders, begreif ich wohl, als sonst in Menschenköpfen, malt sich in diesem Kopf die Welt," meint der König, aber er gebietet zu Herzog Albas und Domingos Entsetzen: „Der Ritter wird künftig ungemeldet vorgelassen." Posa handelt dann rätselhaft; er greift, um den Prinzen und in diesem seine großen Träume zu retten, zu verzweifelten Mitteln, diese schlagen fehl. Vergebens opfert er sich dann auf. Der Prinz wird am Schluß dem Großinquisitor überliefert. „Kardinal," sagt der König, „ich habe das Meinige getan, tun Sie das

Ihre!" Die Dichtung hat die Doppelspurigkeit, die durch die Art der Entstehung in sie hineingetragen worden, nicht bis auf alle Reste zu verwischen vermocht. In seinen umfangreichen Briefen über „Don Carlos" gibt Schiller zu: „Es kann mir begegnet sein, daß ich in den ersten Akten andere Erwartungen erregt habe, als ich in den letzten erfüllte. St. Reals Novelle, vielleicht auch meine eignen Äußerungen darüber im ersten Stück der Thalia, mögen dem Leser einen Standpunkt angewiesen haben, aus dem es jetzt nicht mehr betrachtet werden kann. Während der Zeit nämlich, daß ich es ausarbeitete, welches, mancher Unterbrechungen wegen, eine ziemlich lange Zeit war, hat sich in mir selbst vieles verändert. An den verschiedenen Schicksalen, die während dieser Zeit über meine Art zu denken und zu empfinden ergangen sind, mußte notwendig auch dieses Werk teilnehmen. Was mich zu Anfang vorzüglich in demselben gefesselt hatte, tat diese Wirkung in der Folge schon schwächer und am Ende nur kaum noch. Neue Ideen, die indes bei mir aufkamen, verdrängten die frühern; Carlos selbst war in meiner Gunst gefallen, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil ich ihm in Jahren zu weit vorausgesprungen war, und aus der entgegengesetzten Ursache hatte Marquis Posa seinen Platz eingenommen. So kam es denn, daß ich zu dem vierten und fünften Akte ein ganz anderes Herz mitbrachte. Aber die ersten drei Akte waren in den Händen des Publikums, die Anlage des Ganzen war nicht mehr umzustoßen — ich hätte also das Stück entweder ganz unterdrücken müssen (und das hätte mir doch wohl der kleinste Teil meiner Leser gedankt), oder ich mußte die zweite Hälfte der ersten so gut anpassen, als ich konnte. Wenn dies nicht überall auf die glücklichste Art geschehen ist, so dient mir zu einiger Beruhigung, daß es einer geschicktern Hand, als der meinigen, nicht viel besser würde gelungen sein. Der Hauptfehler war, ich hatte mich zu lange mit dem Stücke getragen; ein dramatisches Werk aber kann und soll nur die Blüte eines einzigen Sommers sein. Auch der Plan war für die Grenzen und Regeln eines dramatischen Werks zu weitläufig angelegt. Dieser Plan z. B. forderte, daß Marquis Posa das uneingeschränkteste Vertrauen Philipps davontrug; aber zu dieser außerordentlichen Wirkung erlaubte mir die Ökonomie des Stücks nur eine einzige Szene."

Interessant wird es immer bleiben, wie Schiller in seinen Jugenddramen mit prophetischem Griffel in typischen Umrissen zum Voraus die Bilder der Revolution entwarf, die dann in Frankreich, nur gerade in umgekehrter Reihenfolge, ins Leben traten. Erst herrschten dort die Marquis Posa, dann die Verrina, und bald die Räuber, die Verbrechen mit Verbrechen bezahlten. Nicht ohne Grund übersandten die Männer des Konvents dem sieur Gille, publiciste allemand, das Diplom eines französischen Ehrenbürgers, das freilich der drolligen Adresse wegen erst 1798 bei Schiller eintraf und nun (dem Inhalte nach) ein refusé erntete.

Im Juli 1787 eilte Schiller, sich endlich selbständig in der Welt zu stellen. Er wandte sich nach Weimar, traf aber in wenig günstiger Zeit ein. Der Herzog weilte in Potsdam, Goethe in Italien, Herder war mit Schillers

Dichtungen noch gar nicht bekannt, Wieland fühlte sich durch den Schatten des aufsteigenden Riesen geängstigt. „Ich fange an," schreibt Schiller am 10. September von Weimar aus, „mich hier ganz leidlich zu befinden, und das Mittel, wodurch ich es bewerkstellige, ist: Ich frage nach niemand. Das hätte ich zwar schon in den ersten Wochen wegkriegen können; denn wohin ich nur sehe, pflegt hier jeder ein gleiches zu tun. So viele Familien, ebensoviele abgesonderte Schneckenhäuser, aus denen der Eigentümer kaum herausgeht, um sich zu sonnen. In diesem Stücke ist Weimar das Paradies. Jeder kann nach seiner Weise privatisieren, ohne damit aufzufallen. Eine stille, kaum merkbare Regierung läßt einen so friedlich hier leben und das bißchen Luft und Sonne genießen. Will man sich anhängen, eindrängen, glänzen, so findet man allenfalls seine Menschen auch. Anfangs hab' ich mir alles viel zu wichtig, zu schwer vorgestellt. Ich habe mich selbst für zu klein und die Menschen umher für zu groß gehalten. Jeden glaubte ich meinen Richter, und jeder hat genug mit sich selbst zu tun, um mich auszulauern."

Zu Schillers Bekannten auf diesem Boden gehörte die Frau Charlotte von Kalb, und die Herzogin Amalia war so artig, sie „zusammenzubitten". Vor einer unheilvollen Verbindung mit der leidenschaftlichen Frau rettete den Dichter die Bekanntschaft mit einer andern Charlotte. Januar 1788 schrieb Schiller an Körner:

„Noch einmal, mein Lieber, dabei bleibt es, daß ich heirate. Könntest Du in meiner Seele so lesen wie ich selbst. Du würdest keine Minute darüber unentschieden sein. Alle meine Triebe zu Leben und Tätigkeit sind in mir abgenützt; diesen einzigen habe ich nicht versucht. Ich führe eine elende Existenz, elend durch den inneren Zustand meines Wesens. Ich muß ein Geschöpf um mich haben, das mir gehört, das ich glücklich machen kann und muß, an dessen Dasein mein eigenes sich erfrischen kann. Du weißt nicht, wie verwüstet mein Gemüt, wie verfinstert mein Kopf ist, und alles dieses nicht durch äußeres Schicksal, denn ich befinde mich hier von der Seite wirklich gut, sondern durch inneres Abarbeiten meiner Empfindungen. Wenn ich nicht Hoffnung in mein Dasein verflechten, Hoffnung, die fast ganz aus mir verschwunden ist, wenn ich die abgelaufenen Fäden meines Denkens und Empfindens nicht von neuem aufwinden kann, so ist es um mich geschehen. Mein Wesen leidet durch diese Armut, und ich fürchte für die Kräfte meines Geistes. Ich bedarf eines Mediums, durch das ich die andern Freuden genieße. Freundschaft, Geschmack, Wahrheit und Schönheit werden mehr auf mich wirken, wenn eine ununterbrochene Reihe seiner wohltätiger häuslicher Empfindungen mich für die Freude stimmt und mein erstarrtes Wesen wieder durchwärmt. Ich bin bis jetzt ein isolierter fremder Mensch in der Natur herumgeirrt und habe nichts als Eigentum besessen. Alle Wesen, an die ich mich fesselte, haben etwas gehabt, das ihnen teurer war als ich, und damit kann sich mein Herz nicht behelfen. Ich sehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Existenz, und das ist das einzige, was ich jetzt noch hoffe."

In Rudolstadt trat Schiller in Verkehr mit einer der Frau von Wolzogen

verwandten Familie von Lengefeld. Um ihr nahe zu sein, nahm er im Mai 1788 seinen Aufenthalt in dem nahen Volkstädt. Mit Bienenfleiß arbeitete er hier an seiner Geschichte des Abfalls der Niederlande: war ein Abschnitt vollendet, so las er ihn den beiden Töchtern des Lengefeldschen Hauses vor: der geistvollen, unglücklich vermählten Karoline und der um drei Jahre jüngern gemütvollen Lotte. Die Freundschaft war belebt durch bedeutende Unterhaltung. „Wenn wir ihn," erzählt Karoline, „im Schimmer der Abendröte auf uns zukommen sahen, dann erschloß sich ein heiteres ideales Leben unserm innern Sinn. Wie wir uns beglückte Geister denken, von denen die Bande der Erde abfallen und die sich in einem reinern, lichtern Elemente der Freiheit eines vollkommenen Einverständnisses erfreuen, so war uns zu Mute."

Von August an wohnte Schiller in Rudolstadt selber und hier führten die Lengefeld ihren Freund dem eben aus Italien heimgekehrten Goethe zu. Aber ihre Hoffnung, daß die beiden sich finden möchten, ging nicht in Erfüllung. Unterm 12. November 1788 schrieb Schiller an Körner: „Endlich kann ich dir von Goethe erzählen. Sein erster Anblick stimmt die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft, man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bei vielem Ernst hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er ist brünett und schien mir älter auszusehen, als er meiner Berechnung nach wirklich sein kann. Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt; man hört ihn mit überaus vielem Vergnügen, und wenn er bei gutem Humor ist, spricht er gern und mit Interesse.

Im ganzen genommen ist meine in der Tat große Idee von ihm nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, hat seine Epoche bei ihm durchlebt. Er ist mir an Jahren weniger als an Lebenserfahrung und Selbstentwicklung soweit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammenkommen werden, und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich's aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das weitere lehren." Goethe stand dem zehn Jahre jüngeren Schiller etwas kühl gegenüber. So fühlte sich Schiller von ihm angezogen und abgestoßen. Er bekennt offen: „Mit Goethe messe ich mich nicht, wenn er seine ganze Kraft anwenden will. Er hat weit mehr Genie als ich und dabei weit mehr Reichtum an Kenntnissen, eine sichere Sinnlichkeit und zu allem diesem einen durch Kunstkenntnis aller Art geläuterten und verfeinerten Kunstsinn, was mir in einem Grade, der ganz und gar bis zur Unwissenheit geht, mangelt." Aber er meint auch: „Öfters um Goethe zu sein, würde mich unglücklich machen; er hat auch gegen seine nächsten Freunde keinen Moment der Ergießung, er ist an nichts zu fassen; ich glaube in der Tat, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent,

die Menschen durch kleine sowohl als große Aufmerksamkeiten sich verbindlich zu machen; aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohltätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben — das scheint mir eine konsequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß von Eigenliebe kalkuliert ist. Mir ist er dadurch verhaßt, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke. Eine ganz besondere Mischung von Haß und Liebe ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht ganz unähnlich ist, die Brutus und Cassius gegen Cäsar gehabt haben müssen; ich könnte seinen Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben."

Schillers Garten in Jena.
(Nach einer Zeichnung Goethes.)

Mitte November fuhr Schiller nach Weimar. Lotte schrieb ihm noch: „So sind wir denn wirklich getrennt? Kaum ist's mir denkbar, daß der lange gefürchtete Moment nun vorbei ist. Noch sehen wir einerlei Gegenstände; die nämlichen Berge, die Sie umschließen, umgeben auch uns. Und morgen soll dies alles nicht mehr so sein? Mögen Sie immer gute und frohe Geister umschweben und die Welt in einem schönen Glanze Sie umhüllen, lieber Freund! Ich möchte Ihnen gerne sagen, wie lieb mir Ihre Freundschaft ist und wie sie meine Freuden erhöht. Aber ich hoffe, Sie fühlen es ohne Worte. Sie wissen, daß ich wenig Worte finden kann, meine Gefühle zu erklären und deutlich zu machen. — Gute Nacht! Gute Nacht!"

In die Musenstadt zurückgekehrt, vertiefte sich Schiller wie schon im Verkehr mit den Lengefeldschen Schwestern in die Vorstellungswelt der alten Griechen und suchte sich den Geist ihrer Poesie durch Übersetzungen zu eigen zu machen

(Iphigenie in Aulis, Gesänge aus der Äneide ꝛc.). Schillers uns längst bekannter Drang, sich eine Idealwelt zu erschaffen, warf sich in dem Gedichte: „Die Götter Griechenlands" mit seiner ganzen elementaren Wucht, mit seinem ihm angeborenen „Hang zu übertreiben", auf ein zwar sehr begreifliches, aber doch völlig ungenügendes und insofern verfehltes Objekt, als der Dichter die furchtbaren Nachtseiten jener heidnischen Welt durchaus übersehen und verschweigen mußte, um seinen Zweck zu erreichen, also unwahr werden, während er in „Sehnsucht" und „Ideal und Leben" für den Strom dieser Ideen den rechten Kanal fand, und schon der harmonisch angelegte Körner verfehlte nicht, seinem Freund entgegenzuhalten, daß die christliche Religion nur in ihrer Ausartung eine Störerin der Freude ist und daß das erste Wunder, das von ihrem Stifter erzählt wird, war, daß er die Gäste bei einer Hochzeit mit Wein versah. „Es liegt etwas tief Ergreifendes für mich in Schillers Göttern Griechenlands," schrieb 1822 Friedrich Perthes an Heimroth, „sie geben lebendig den Eindruck wieder, den die zu hölzernem Verstandesmechanismus und langweiligem Unglauben herabgesunkene Zeit auf ein tiefer angelegtes Gemüt macht."

„Damals trat kein gräßliches Gerippe
Vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuß
Nahm das letzte Leben von der Lippe,
Still und traurig senkt' ein Genius
Seine Fackel. Schöne, lichte Bilder
Scherzten auch um die Notwendigkeit,
Und das ernste Schicksal blickte milder
Durch den Schleier sanfter Menschlichkeit,"

meinte Schiller in den „Göttern Griechenlands". Als er aber dem Tode schon mehr als einmal ins Auge geblickt, da schrieb er das Distichon:

„Lieblich sieht er zwar aus mit seiner erloschenen Fackel:
Aber, ihr Herren, der Tod ist so ästhetisch doch nicht."

Sei uns dies ein Wink für die ganze Art, wie das Gedicht zu erklären ist und noch manches andre Schiller-Erzeugnis dazu.

In dem umfangreichen Lehrgedichte „Die Künstler" führte Schiller mit immer neuen schwungvollen Wendungen die gleiche Idee durch wie später in den philosophischen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen:

„Nur durch das Morgentor des Schönen
Drangst du in der Erkenntnis Land.
An höhern Glanz sich zu gewöhnen,
Übt sich am Reize der Verstand.
Was bei dem Saitenklang der Musen
Mit süßem Beben dich durchdrang,
Erzog die Kraft in deinem Busen,
Die sich dereinst zum Weltgeist schwang.

Was erst, nachdem Jahrtausende verflossen,
Die alternde Vernunft erfand,
Lag im Symbol des Schönen und des Großen
Voraus geoffenbart dem kindischen Verstand.

Die furchtbar herrliche Urania,
Mit abgelegter Feuerkrone
Steht sie — als Schönheit vor uns da.
Der Anmut Gürtel umgewunden,
Wird sie zum Kind, daß Kinder sie verstehn.
Was wir als Schönheit hier empfunden,
Wird einst als Wahrheit uns entgegen gehn."

Charlotte Schiller

Charlotte von Schiller.
(Nach dem Gemälde von Frau von Simanowitz.)

Indessen hatte die Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande sich Ruf erworben. Die Lengefeldschen Schwestern verwendeten sich für den Verfasser bei Frau von Stein, Frau von Stein bei Goethe, Goethe beim Herzog und dieser übertrug Schiller eine Professur der Geschichte an der Universität Jena, freilich ohne Gehalt. Doch der Dichter sagte zu und am 26. Mai 1789, wie eben in Frankreich ein tüchtig Stück neuer Weltbewegung sich abzuwickeln begann, eröffnete er seine Vorlesungen mit der Antrittsrede: „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?“ und zog darin bezeichnenderweise die Grenzlinie zwischen einem Brotgelehrten und dem Gelehrten von Beruf, nach Analogie des Distichons:

Wissenschaft.

„Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttin, dem andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt.“

Der Dichter der Räuber Professor der Geschichte! Das lockte. Der größte Hörsal der Stadt, 400 Menschen fassend, war übervoll und abends brachten die Studenten dem Herrn Professor ein Ständchen. Im Sommer folgte Schillers Verlobung mit Lotte. Der Herzog Karl August sagte ein Jahresgehalt von 200 Talern zu; (Goethe bezog das Zehnfache) der Herzog von Meiningen spendete den Hofratstitel, Schillers Eltern gaben überglücklich ihren Segen, und am 22. Februar 1790 wurde das Paar in dem Kirchlein von Wenigenjena in aller Stille getraut. „Was für ein schönes Leben führe ich jetzt!“ schrieb Schiller seinem Körner. „Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her, und mein Herz findet eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich, mein Geist eine so schöne Nahrung und Erholung. Mein Dasein ist in eine harmonische Gleichheit gerückt, nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gingen mir diese Tage hin.“ Aber bald hatte der Dichter wieder Tage der Not durchzukosten. Da die Studierenden bezahlen sollten, blieben die meisten bald aus. Im ersten Halbjahr war Schiller genötigt, täglich seinen ganzen Vortrag zu schreiben. Dazu bearbeitete er für Göschens Damenkalender den dreißigjährigen Krieg, und wenn auch, was er bot, durch neuere Forschungen überholt ist, so wirkte er doch durch seine schöne geistvolle Darstellung für die Geschichtschreibung epochemachend. „Wenn es Notdurft ist, die Geschichte zu lernen, so hat derjenige nicht für den Undank gearbeitet, der sie aus einer trockenen Wissenschaft in eine reizende verwandelt und da Genüsse hinstreut, wo man sich hätte gefallen lassen müssen, nur Mühe zu finden.“

„Nun schmückt' er sich die schöne Gartenzinne,
Von wannen er der Sterne Wort vernahm,
Das dem gleich ew'gen, gleich lebend'gen Sinne
Geheimnisvoll und klar entgegenkam.
Dort, sich und uns zu köstlichem Gewinne,
Verwechselt' er die Zeiten wundersam,
Begegnet so, im Würdigsten beschäftigt,
Der Dämmerung, der Nacht, die uns entkräftigt.

Friedrich Schiller.

(Nach dem Gemälde von A. Graff, gestochen von G. M. Müller.)

Ihm schwollen der Geschichte Flut auf Fluten,
Verspülend, was getadelt, was gelobt,
Der Erdbeherrscher wilde Heeresgluten,
Die in der Welt sich grimmig ausgetobt,
Im niedrig Schrecklichsten, im höchsten Guten
Nach ihrem Wesen deutlich durchgeprobt.
Nun sank der Mond, und zu erneuter Wonne
Vom klaren Berg hernieder stieg die Sonne.

Titelkupfer und Titel von Schillers historischem Kalender für Damen für das Jahr 1792, in welchem zuerst Buch I und II seiner „Geschichte des dreißigjährigen Krieges" erschien. (Nach dem Exemplar im Germanischen Museum zu Nürnberg.)

Nun glühte seine Wange rot und röter
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Mut, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich, stets erhöhter,
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edeln endlich komme."

Aber Schillers Gesundheit brach zusammen. Auf einem Ausfluge nach Erfurt im Januar 1791 ereilte ihn eine heftige Lungenentzündung. Im April

und Mai Anfälle von Atemlosigkeit und Brustkrampf. Am 24. Mai schrieb Schiller an Körner: „Dieser schreckhafte Anfall hat mir innerlich sehr gut getan. Ich habe dabei mehr als einmal dem Tode ins Gesicht gesehen, und mein Mut ist dadurch gestärkt worden." Und Körner schrieb am 1. März: „Wohl Dir, daß Du eine so brave Gattin gefunden hast! Ohne ihre Sorgfalt hättest Du schwerlich gerettet werden können!" Von größern Arbeiten keine Rede. Die Erholung forderte Mittel. Eine Spende des Herzogs deckte das nächste Bedürfnis. Aber was sollte weiter geschehen? Als die Not am größten, kam unerwartete Hilfe. In Kopenhagen hatte der Däne Jens Baggesen mit Feuereifer Schiller-Verehrer geworben. Zu einer Schillerfeier in Hellebeck traf die Nachricht ein, der Dichter sei gestorben. Als dann ein Brief Reinholds die Berichtigung brachte, er sei nur schwer leidend, beschlossen der Herzog Chr. Fr. von Schleswig-Holstein-Augustenburg und der Minister Graf von Schimmelmann, ihm zunächst für drei Jahre je ein Geschenk von 1000 Reichstalern anzubieten. In einem Brief an Körner jubelte Schiller auf: „Ich muß Dir unverzüglich schreiben, ich muß Dir meine Freude mitteilen, lieber Körner. Das, wonach ich mich, schon so lange ich lebe, aufs feurigste gesehnt habe, wird jetzt erfüllt. Ich bin auf lange, vielleicht auf immer, aller Sorgen los; ich habe die längst gewünschte Unabhängigkeit des Geistes. Wie mir jetzt zu Mute ist, kannst Du denken. Ich habe die nahe Aussicht, mich ganz zu arrangieren, meine Schulden zu tilgen und unabhängig von Nahrungssorgen ganz den Entwürfen meines Geistes zu leben. Ich habe endlich einmal Muße, zu lernen und zu sammeln und für die Ewigkeit zu arbeiten."

Körner schloß seine Antwort mit der Bemerkung: „Eine traurige Empfindung mischt sich bei mir in die Freude über Dein Glück — daß wir in einem Zeitalter und unter Menschen leben, wo eine solche Handlung angestaunt wird, die doch eigentlich so natürlich ist."

In Karlsbad, Rudolstadt, Erfurt erholte sich der Kranke allmählich wieder. Frühling 1792 fand er sich erstarkt genug, den treuen Körner aufzusuchen. Im Herbst erhielt er den Besuch seiner Mutter und seiner jüngsten Schwester, Nanette.

Im Sommer 1793 raffte er sich auf zu einem Besuch in der schwäbischen Heimat. Von Heilbronn aus schrieb er an Karl Eugen und bat um Erlaubnis zurückzukehren. Der alte Herzog war jetzt ein kranker Mann und antwortete nicht, äußerte aber, Schiller werde nach Stuttgart kommen und von ihm nicht beachtet werden. Seinen Vater fand der Dichter mit siebzig Jahren noch frisch und gesund. In Ludwigsburg erlebte er die Freude seinen Erstgebornen in die Arme schließen zu dürfen. In seinem Briefwechsel spielte fortan „der Goldsohn" eine große Rolle. (Dieser starb 1857 als württembergischer Forstmeister zu Stuttgart.)

Nachdem der Herzog, „der alte Herodes," Oktober 1793 gestorben war, siedelte Schiller nach Stuttgart über und der Bildhauer Dannecker formte dort seine Büste. Der Arzt Wilhelm von Hoven, in dessen Haus Schiller Wohnung

genommen, entwirft von seinem Äußern folgendes Bild: „Sein jugendliches Feuer war gemildert, er hatte weit mehr Anstand in seinem Betragen; an die Stelle der vormaligen Nachlässigkeit war eine anständige Eleganz getreten und seine hagere Gestalt, sein blasses kränkliches Aussehen vollendete das Interessante seines Anblicks. Leider war der Genuß seines Umgangs häufig, ja fast täglich, durch seine Krankheitsanfälle gestört; aber in den Stunden des Besserbefindens — in welcher Fülle ergoß sich da der Reichtum seines Geistes! Wie liebevoll zeigte sich sein weiches teilnehmendes Herz, wie sichtbar drückte sich in allen seinen Reden und Handlungen sein edler Charakter aus! Wie anständig war jetzt seine sonst etwas ausgelassene Jovialität, wie würdig waren selbst seine Scherze! Kurz, er war ein vollendeter Mann geworden!"

Schiller in Karlsbad 1791 (32 Jahre alt).
(Nach einer gleichzeitigen Originalzeichnung seines Freundes J. Chr. Reinhart.)

Mit dem Buchhändler Joh. Friedr. Cotta in Stuttgart knüpfte Schiller eine Bekanntschaft an, die zu einem dauernden Verhältnis führte.

Die Tage der Muße benutzte der Dichter zum Studium der Kantischen Philosophie wie zu eigenen philosophisch ästhetischen Schriften.

In einer Zeit, wo die Vernunft alles kritisierte, kritisierte Immanuel Kant, der große Philosoph in Königsberg (1724—1804), die Vernunft, namentlich in drei Werken. Die Kritik der reinen Vernunft untersuchte die Grenzen des menschlichen Erkennens und schloß mit dem Nachweis, daß Willensfreiheit, Seele, Gott, Unsterblichkeit ebensowenig mathematisch sicher bewiesen als widerlegt werden können. Daß diese Ideen Forderungen des Gewissens seien, zeigte dann die Kritik der praktischen Vernunft, Kants Sittenlehre. Der Genußsüchtelei der schlaffen Zeit setzte sie den „kategorischen Imperativ" entgegen,

die Idee der Pflicht. Die Kritik der Urteilskraft erörterte die Empfindungen der Lust und Unlust und suchte das Wesen des Schönen zu bestimmen.

Von diesen Werken ging Schiller aus, an ihre Ideen knüpfte er an und läuterte seinen Geschmack und schärfte seine Begriffe in den Abhandlungen Über Anmut und Würde, Über das Pathetische, Über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen, Über die tragische Kunst, Über verschiedene ästhetische Gegenstände, Über die ästhetische Erziehung des Menschen, Über die notwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen, Über naive und sentimentalische Dichtung, Über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten, Über das Erhabene, Über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst.

Welche ernste Grundsätze Schiller bei dieser Denkarbeit leiteten, mag z. B. aus folgenden Ausschnitten erhellen:

„Überhaupt ist es bedenklich, dem Geschmack seine völlige Ausbildung zu geben, ehe man den Verstand als reine Denkkraft geübt und den Kopf mit Begriffen bereichert hat. Denn da der Geschmack nur immer auf die Behandlung und nicht auf die Sache sieht, so verliert sich da, wo er der alleinige Richter ist, aller Sachunterschied der Dinge. Man wird gleichgültig gegen die Realität und setzt endlich allen Wert in die Form und in die Erscheinung. . . ."

„Die moralische Bestimmung des Menschen fordert völlige Unabhängigkeit des Willens von allem Einfluß sinnlicher Antriebe, und der Geschmack, wie wir wissen, arbeitet ohne Unterlaß daran, das Band zwischen der Vernunft und den Sinnen immer inniger zu machen. Nun bewirkt er dadurch zwar, daß die Begierden sich veredeln und mit den Forderungen der Vernunft übereinstimmender werden; aber selbst daraus kann für die Moralität zuletzt große Gefahr entstehen. . . ."

„Wie viele gibt es nicht, die selbst vor einem Verbrechen nicht erschrecken, wenn ein löblicher Zweck dadurch zu erreichen steht, die ein Ideal politischer Glückseligkeit durch alle Greuel der Anarchie verfolgen, Gesetze in den Staub treten, um für bessere Platz zu machen, und kein Bedenken tragen, die gegenwärtige Generation dem Elende preiszugeben, um das Glück der nächstfolgenden dadurch zu befestigen! Die scheinbare Uneigennützigkeit gewisser Tugenden gibt ihnen einen Anstrich von Reinigkeit, der sie dreist genug macht, der Pflicht ins Angesicht zu trotzen, und manchem spielt seine Phantasie den seltsamen Betrug, daß er über die Moralität noch hinaus und vernünftiger als die Vernunft sein will.

Der Mensch von verfeinertem Geschmack ist in diesem Stück einer sittlichen Verderbnis fähig, vor welcher der rohe Naturjohn, eben durch seine Roheit, gesichert ist. Bei dem Letztern ist der Abstand zwischen dem, was der Sinn verlangt, und dem, was die Pflicht gebietet, so abstechend und so grell, und seine Begierden haben so wenig Geistiges, daß sie sich, auch wenn sie ihn noch so despotisch beherrschen, doch nie bei ihm in Ansehen setzen können. Reizt ihn also die überwiegende Sinnlichkeit zu einer unrechten Handlung, so kann er der Versuchung zwar unterliegen, aber er wird sich nicht verbergen, daß er fehlt, und

der Vernunft sogar in demselben Augenblick huldigen, wo er ihrer Vorschrift entgegen handelt. Der verfeinerte Zögling der Kunst hingegen will es nicht Wort haben, daß er fällt, und um sein Gewissen zu beruhigen, belügt er es lieber. Er möchte zwar gern der Begierde nachgeben, aber ohne dadurch in seiner eigenen Achtung zu sinken. Wie bewerkstelligt er nun dieses? Er stürzt die höhere Autorität vorher um, die seiner Neigung entgegensteht, und ehe er das Gesetz übertritt, zieht er die Befugnis des Gesetzgebers in Zweifel. Sollte man es glauben, daß ein verkehrter Wille den Verstand so verkehren könne? Alle Würde, auf welche eine Neigung Anspruch machen kann, hat sie bloß ihrer Übereinstimmung mit der Vernunft zu verdanken, und nun ist sie so verblendet als dreist, auch bei ihrem Widerstreit mit der Vernunft sich dieser Würde anzumaßen, ja, sich derselben sogar gegen das Ansehen der Vernunft zu bedienen."

Die Jahre der klassischen Reife.

(1794—1805.)

Ich nehme mir die Freiheit, Schiller für einen Dichter und sogar für einen großen Dichter zu halten, wiewohl die neuesten Imperatoren und Diktatoren gesagt haben, er sei keiner.

Goethe.

Innerlich gehoben und erquickt und mit weitaussehenden Plänen kehrte Schiller im Frühjahr 1794 über Nürnberg nach Jena zurück. Als Goethe bald nachher auf einem Spaziergang mit ihm zusammengetroffen, war er von dem Anblick des leidenden Mannes erschüttert und äußerte gegen Meyer, er glaube, Schiller habe keine vierzehn Tage mehr zu leben. Wie die beiden einander nahe getreten, haben wir S. 68 ff. erzählt. Mit Freuden erklärte Goethe seine Teilnahme an den „Horen". Er hatte seine Vereinsamung satt und Schillers unruhiger Sturm und Drang war einer kraftvollen Klarheit gewichen. Von den verschiedensten Ausgangspunkten her trafen die Wege der beiden auf der Höhe künstlerischen Strebens zusammen. In beiden erwachte neu die Liebe zur Dichtkunst. Goethe kehrte von den naturwissenschaftlichen, Schiller von den philosophischen Studien zu ihr zurück. Mehr Freude als die „Horen" bereitete Schiller der von 1796 an von ihm herausgegebene Musenalmanach. Der erste Jahrgang brachte Dichtungen wie „Die Macht des Gesanges", „Pegasus im Joche," „Ideal und Leben," „Würde der Frauen," „Der Spaziergang," „Die Teilung der Erde." Guter vortreffliche Musenkinder also, der folgende vom Jahr 1797 die für drei Vierteile der deutschen Schriftstellerwelt so unerfreulichen Gastgeschenke, die „Xenien".

Im Schillerhaus wechselten indessen Freud und Leid. Aus der Heimat kamen schmerzliche Nachrichten: Kriegerische Unruhe und Unbill im Land, auf der Solitüde ein Lazarett eingerichtet, Schillers jüngste Schwester (Nanette) vom Fieber weggerafft, die ältere (Luise) und der Vater krank, nur die Mutter noch aufrecht, dazwischen Einbrüche plündernder Franzosen, der Vater erlag im September der Gicht, die andern erholten sich. Inzwischen wurde Schiller ein zweiter Sohn geboren (Ernst) und Goethe war Pate (vergl. S. 552).

An das Glück seiner Häuslichkeit erinnern die launigen Verse, die er 1796 seinem kleinen Sohne mitgab:

Zum Geburtstage der Frau Kirchenrätin Griesbach.

„Mach' auf, Frau Griesbach! ich bin da
Und klopf' an deine Türe.
Mich schickt Papa und die Mama,
Daß ich dir gratuliere.

Ich bringe nichts als ein Gedicht
Zu deines Tages Feier;
Denn alles, wie die Mutter spricht,
Ist so entsetzlich teuer.

Sag' selbst, was ich dir wünschen soll;
Ich weiß nichts zu erdenken.
Du hast ja Küch' und Keller voll,
Nichts fehlt in deinen Schränken.

Es wachsen fast dir auf den Tisch
Die Spargel und die Schoten;
Die Stachelbeeren blühen frisch,
Und so die Reineclauden.

Bei Stachelbeeren fällt mir ein,
Die schmecken gar zu süße;
Und wenn sie werden zeitig sein,
So sorge, daß ich's wisse.

Viel fette Schweine mästest du
Und gibst den Hühnern Futter;
Die Kuh im Stalle ruft: muh! muh!
Und gibt dir Milch und Butter.

Es haben alle dich so gern,
Die Alten und die Jungen,
Und deinem lieben, braven Herrn
Ist alles wohl gelungen.

Du bist wohl auf; Gott Lob und Dank!
Wußt's auch fein immer bleiben;
Ja, höre! werde ja nicht krank,
Daß sie dir nichts verschreiben.

Nun lebe wohl! ich sag' ade.
Gelt? ich war heut bescheiden.
Doch könntest du mir, eh' ich geh'
'Ne Butterbemme schneiden."

Zu den Xenien sagte der Dichter Hebel: „Xenien sind Geschenke, dem Gastfreund traulich geboten; dichtet, was ihr wollt; aber nennt's, was es ist! Sollen's Xenien sein, recht schön! Vergesset nur eins nicht: Widmet den Gästen den Witz, nicht dem Witze den Gast!" Auch Schiller schickte sich an, diesem Rate nachzuleben. Nicht bloß seinen Witz, vielmehr sein Bestes begann er den Gästen, dem deutschen Volke, zu bieten. Mit ganzer Energie arbeitete er nun am „Wallenstein", dessen Gestalt ihm aus den Wirren des dreißigjährigen Kriegs machtvoll entgegengetreten war. Aber es war ein widerspenstiger Stoff. „Wie will ich," seufzt er im Januar 1797, „dem Himmel danken, wenn dieser „Wallenstein" aus meiner Hand und von meinem Schreibtische verschwunden ist! Es ist ein Meer auszutrinken, und ich sehe manchmal das Ende nicht. Hätte ich zehn Wochen ununterbrochener Gesundheit, so wäre er fertig; so aber habe ich kaum das Dritteil der Zeit zu meiner Verfügung."

Inzwischen galt's für den Musenalmanach von 1798 Inhalt zu schaffen, nd im Wetteifer mit Goethe dichtete Schiller im Sommer poetische Erählungen und Romanzen. „Der Taucher," „Der Handschuh," „Der Ring des Polykrates," „Ritter Toggenburg," „Die Kraniche des Ibykus," „Der Gang nach dem Eisenhammer" traten ins Dasein und erden so bald nicht wieder verschwinden. 1798 folgten „Der Kampf mit em Drachen", „Die Bürgschaft," 1803 „Der Graf von Habsburg", 804 „Der Alpenjäger". Sie sind Gemeingut des Volkes geworden, die chillerschen Romanzen, klassischer Bildungsstoff für die Jugend. Bewegen sich ie Goetheschen im Kreis des Naturhaften, das sie mit der Stärke mythenbilender Phantasie verkörpern (Fischer, Erlkönig), so sind die Schillerschen getragen on sittlichen Ideen. Das göttliche Walten, göttliche Weisheit und Gerechtigkeit preisen sieghaft in verschiedenen Strahlenbrechungen: „Der Alpenäger," „Der Ring des Polykrates," „Die Kraniche des Ibykus," „Der Graf on Habsburg," „Der Gang nach dem Eisenhammer," Liebe und Ehre und hre Macht über die Herzen: „Der Handschuh," „Der Taucher," „Der Ritter oggenburg," Treue gegen Gott und Menschen, Gehorsam höhern Geboten nd Pflichten: „Die Bürgschaft" und „Der Kampf mit dem Drachen" und mit elcher Energie ihrer eine ganze Frontreihe den Gesang und überhaupt die Kunst rherrlichen, haben wir schon hervorgehoben.

Die feinsten Blüten Schillerschen Geistes entfalten ferner die Gedankenichtungen, so die Gruppe der kulturhistorischen Poesien, wie z. B. er schon erwähnte „Spaziergang", der an dem einfachen Bild einer Wanerung durch Wald, Feld und Stadt bis wieder in eine Wildnis hinaus die Wandlung der menschlichen Kultur veranschaulicht: 1. Natur ohne Kultur, 2. Natur it den Anfängen der Kultur, 3. die Natur durch die Kultur beherrscht, 4. die ultur von der Natur losgerissen, also zur Unnatur geworden, Korruption und evolution, 5. Rückkehr zur Natur als Mittel zur Rettung. Im „Eleusischen est" ist in Bildern aus der griechischen Mythologie der Ackerbau als Grundge der Kultur hingestellt, was wiederum nur mit Einschränkung wahr. Man innere sich des ackerbautreibenden China mit seiner Barbarei. Aber die Krone er Schillerschen Gedankenlyrik, das populärste Schillergedicht ist „Das Lied on der Glocke" mit seinem bewunderungswürdig kunstvollen Bau: Mit der ichtung vom Engern zum Weitern (Familie — Staat) und vom Niedern zum öhern (Erde — Himmel), die bedeutungsvollsten Bilder aus dem Menschenben, und zwar Entstehen und Vergehen: Jugendliebe, Ehestand, Feuersbrunst, od, Ordnung und Freiheit in richtiger Verbindung im aufblühenden Gemeinesen und dann durch die Revolution zerstört, aber über all diesem Wandel des rdischen die höhere Welt, an welche „die liebende Gemeine" glaubt, die Welt er ewigen und ernsten Dinge", „der Gestirne helle Schar, die ihren Schöpfer andelnd loben und führen das bekränzte Jahr." Und all diese bunten ilder nun in ihrer logisch natürlichen Reihenfolge durch Eingang und Schluß s Gedichtes eingerahmt und kunstvoll an einen doppelten Faden geknüpft,

an ein zweifaches Motiv des Zusammenhangs: die Glocke unten in der Dammgrube und die Glocke oben in der Höhe des Turmes, mit andern Worten die werdende und die vollendete Glocke. Die Vorgänge der Glockenbereitung in der Tiefe und des verschiedenartigen Glockengeläutes in der Höhe deuten symbolisch den Inhalt der Betrachtungen an, die der Dichter dem Meister in den Mund gelegt. Zu Taufe, Hochzeit, Feuersbrunst, Begräbnis, Feierabend, Aufruhr und Gottesdienst redet der metallene Mund, und auch der Stundenwechsel ist nicht vergessen (nur der Klöppel, wie einer wohl mehr scherzhaft als ernsthaft bemerkte). Gut Ding will Weile haben: 1788 sah Schiller in Rudolstadt eine Glockengießerei, 1799 war das Lied gegossen, aber nun ohne Riß wie die Glocke; 1800 erschien es im Musenalmanach, dem letzten, den Schiller herausgab, und seither klingt es erbaulich fort, und wie Sprichwörter leben seine Sentenzen im Volksmund. Illustrationen wie die von Retsch, Richter u. a. und Kompositionen wie die von Romberg und von Max Bruch unterstützen es wirksam.*) „Die Zuversicht in das Vermögen der menschlichen Geisteskraft, gesteigert zu einem dichterischen Bilde, ist in den „Columbus" überschriebenen Distichen ausgedrückt, die zu dem Eigentümlichsten gehören, was Schiller gedichtet hat."

„Steure, mutiger Segler! Es mag der Witz dich verhöhnen
Und der Schiffer am Steu'r senken die lässige Hand.

Immer, immer nach West! Dort muß die Küste sich zeigen,
Liegt sie doch deutlich und liegt schimmernd vor deinem Verstand.

Traue dem leitenden Gott und folge dem schweigenden Weltmeer!
Wär' sie noch nicht, sie stieg' jetzt aus den Fluten empor.

Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde;
Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß."

„Dieser Glaube an die dem Menschen unsichtbar inwohnende Kraft, die erhabene und so tief wahre Ansicht, daß es eine innere geheime Übereinstimmung geben muß zwischen ihr und der das ganze Weltall ordnenden und regierenden, da alle Wahrheit nur Abglanz der ewigen, ursprünglichen sein kann, war ein charakteristischer Zug in Schillers Ideensystem. Ihm entsprach auch die Beharrlichkeit, mit der er jeder intellektuellen Aufgabe so lange nachging, bis sie befriedigend gelöst war. Schon in den „Briefen Raphaels an Julius" in der „Thalia", in dem kühnen, aber schönen Ausdruck: „als Columbus die bedenkliche Wette mit einem unbefahrenen Meer einging", findet sich der gleiche Gedanke an dasselbe Bild geknüpft!" (W. von Humboldt.)

Ein schönes Lob des Christentums finden wir in den Distichen: „Die Johanniter":

*) Als Begleitung zu schulmäßiger Behandlung des Glockenliedes empfehlen wir die treffliche Monographie: Schillers Lied von der Glocke. Für mittlere und höhere Schulen bearbeitet von J. Steiger. Mit einer Wandtafelzeichnung zum Glockenguß. Verlag von Francke in Bern.

„Herrlich kleidet sie euch, des Kreuzes furchtbare Rüstung,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Akkon und Rhodus beschützt,
Durch die syrische Wüste den bangen Pilgrim geleitet
Und mit der Cherubim Schwert steht vor dem heiligen Grab.
Aber ein schönerer Schmuck umgibt euch, die Schürze des Wärters,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Söhne des edelsten Stamms,
Dient an des Kranken Bett, dem Lechzenden Labung bereitet
Und die niedrige Pflicht christlicher Milde vollbringt.
Religion des Kreuzes, nur du verknüpftest in einem
Kranze der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich!"

Von den letzten lyrischen Gedichten, die wie muntere Quellen Schillers Geist entsprudelten, nennen wir noch „Die Worte des Glaubens" und „Die Worte des Wahns", „Sprüche des Confucius," „Die vier Weltalter," „Kassandra," „Das Siegesfest" mit seinem mächtig fortreißenden Schwung und die als Einlagen für das Schauspiel Turandot gedichteten hübschen Parabeln und Rätsel aus dem Jahr 1802, „Der Pilgrim" und die „Punschlieder" 1803, das „Berglied" 1804 und die anmutigen Lieder aus Wallenstein, Macbeth und Tell. Diese führen uns wieder in die Dramen hinein, und den Dramen, seinen Meisterdramen, widmete Schiller die meiste Kraft seiner letzten Jahre von 1796—1805.

Gustel von Blasewitz.
(Silhouette im Körner-Museum zu Dresden.)

Mächtig rang der Dichter von 1796 an mit dem Wallenstein und es war ein Ereignis, als am 12. Oktober 1798 die neue Weimarerbühne mit „Wallensteins Lager" eröffnet werden konnte und dann im Frühjahr 1799 der Heros selber vor den Blicken erschien. „Der Deutsche," berichtet Tieck, „vernahm wieder, was seine herrliche Sprache vermöge, welchen mächtigen Klang, welche Gesinnungen, welche Gestalten ein echter Dichter wieder heraufgerufen habe. Als ein Denkmal ist dieses tiefsinnige reiche Werk für alle Zeiten hingestellt, auf welches Deutschland stolz sein darf, und ein Nationalgefühl, einheimische Gesinnung und großer Sinn strahlt uns aus diesem reinen Spiegel entgegen."

Zu eben jener Zeit erschien die Wallenstein-Trilogie, als Bonaparte Konsul geworden war, und mit prophetischem Blick hatte der Dichter im Bilde seines Helden jenen dämonischen Herrscher gezeichnet, der wie ein Drache aus dem Meer der Revolution aufgestiegen und noch lange mit seinem Schwanze die Lande peitschen und ungezählte Menschenleben in seinen Rachen schlingen sollte.

„Ihr kennet ihn — den Schöpfer kühner Heere,
Des Lagers Abgott und der Länder Geißel,
Die Stütze und den Schrecken seines Kaisers,
Des Glückes abenteuerlichen Sohn,
Der, von der Zeiten Gunst emporgetragen,
Der Ehre höchste Staffeln rasch erstieg
Und, ungesättigt immer weiter strebend,
Der unbezähmten Ehrsucht Opfer fiel.
Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte;
Doch euren Augen soll ihn jetzt die Kunst,
Auch eurem Herzen menschlich näher bringen.
Denn jedes Äußerste führt sie, die alles
Begrenzt und bindet, zur Natur zurück;
Sie sieht den Menschen in des Lebens Drang
Und wälzt die größre Hälfte seiner Schuld
Den unglückseligen Gestirnen zu."

„Das Lager" (ein Lustspiel) und „die Piccolomini" (ein Schauspiel) wollen nur vorbereiten, orientieren auf das kommende Schreckliche hin: sie schildern das Milieu, aus dem des Friedländers Schuld und Verhängnis notwendig herauswachsen, nach den zwei wichtigsten Seiten: das „Lager" erschließt uns den Blick auf die Kraft, die Wallenstein scheinbar gegen alles Feindliche wappnet und feit: die Armee, die nichts höheres kennt als ihn; die „Piccolomini" enthüllen uns die Kontremine, die gegen den allmächtigen Feldherrn heimlich gelegt wird, die Maulwurfsarbeit der diplomatischen Intrigue, die, von der Wiener Hofburg aus dirigiert, dem zu groß gewordenen Untertanen das Netz über den Kopf wirft. Wer wird siegen in diesem Kampf der handfesten Gewalt mit der aalglatt vorgehenden Staatskunst? Das Trauerspiel „Wallensteins Tod" gibt die Antwort auf die Frage, mit der uns die „Piccolomini" entlassen; denn erst dort enthüllt sich vollständig das Bild des Helden mit all seinen Rätseln, seinen Licht- und seinen Schattenseiten. Das Gefühl der geistigen Überlegenheit, genährt von Ehrgeiz und Herrschsucht, trübt Wallensteins Blick: er ist mißtrauisch, wo er keinen Grund dazu hat; er traut da unbegrenzt, wo der Verrat lauert. So gelangt er zu einer Politik des Zuwartens; er wird der große Zauderer, ein Hamlet in der Politik: er will das Ziel; aber er sucht zu dessen Erreichung solche Mittel, die sein Tun vor der Welt entschuldigen, ja rechtfertigen sollen. An diesem inneren Widerspruch geht er zu Grunde.

Zu der Person des Feldherrn selber schreiten wir vor durch die bunten Szenen von Wallensteins Lager. Abenteurer aus aller Welt haben sich hier zusammengefunden. Die Armee ist eben ein Söldnerheer. Aus dem wirren, wilden Gewühl treten namentlich drei Gestalten typisch hervor, der Wachtmeister, der Holkische Jäger und der Kürassier. Der Wachtmeister ist lange genug um den Feldherrn gewesen, um seine Äußerlichkeiten zu kennen und seine eigne Person zu deren komischem Abklatsch zu machen.

„Der feine Griff und der rechte Ton,
Das lernt sich nur um des Feldherrn Person." —
„Sie bekam euch übel, die Lektion.
Wie er sich räuspert und wie er spuckt,
Das habt ihr ihm glücklich abgeguckt."

Er ist als Soldat wohl *ausgebildet* und als richtiger Pedant ein guter Drillmeister, aber auch ebenso *eingebildet*, ganz nach dem Stil des Famulus Wagner. „Seh er *mich* an!" sagt er, aber auch resigniert im Blick auf Buttlers Rang: „*Meine* Verdienste, die blieben im Stillen." Einen lebhaften Kontrast zu ihm und dann wieder unter sich bilden der Jäger und der Kürassier. Beide lieben die Freiheit: aber für den Jäger bedeutet sie Sittenlosigkeit, für den Kürassier Entfaltung der sittlichen Kräfte. Der *Jäger* hat gesinnungslos erst den Schweden, dann Tilly, dann den Sachsen gedient und ist nun bei Wallenstein angelangt. Seine Parole gipfelt in den Worten:

„Flott will ich leben und müßig gehn,
Alle Tage was neues sehn,
Mich dem Augenblick frisch vertrauen,
Nicht zurück, auch nicht vorwärts schauen —
Drum hab' ich meine Haut dem Kaiser verhandelt,
Daß keine Sorg mich mehr anwandelt."

Im Sturme wird er sich tapfer halten:

„Führt mich ins Feuer frisch hinein,
Über den reißenden, tiefen Rhein —
Der dritte Mann soll verloren sein:
Werde mich nicht lang sperren und zieren. —
Sonst muß man mich aber, ich bitte sehr,
Mit nichts weiter inkommodieren."

Ihm fehlt die Treue, und paßt es ihm besser in den Kram, so wird er entlaufen. Im *Kürassier* dagegen spiegelt sich schon die ideale Gesinnung seines Führers Max. Darum hat er das Eisenwams angezogen, weil er frei und selbstbewußt einer guten Sache dienen kann. Wohl ist der Krieg ein Übel; aber weil nun einmal Krieg ist, so macht er sich dessen Vorteile zu Nutzen und sucht darin möglichst viel Gutes zu schaffen. Er ist, wenn es sein muß, bereit zu sterben, aber nicht, weil er das Leben wegwirft, vielmehr, weil er Höheres kennt als das Leben. Unter den Söldnern ist er der Held, der Soldat, wie er sein soll; auf ihn kann sich der Feldherr verlassen. Er hält auf Ehre.

„Das Schwert ist kein Spaten, kein Pflug,
Wer damit ackern wollte, wäre nicht klug.
Es grünt uns kein Halm, es wächst keine Saat,
Ohne Heimat muß der Soldat
Auf dem Erdboden flüchtig schwärmen,
Darf sich an eignem Herd nicht wärmen,
Er muß vorbei an der Städte Glanz,
An des Dörfleins lustigen, grünen Auen,

Die Traubenlese, den Erntekranz
Muß er wandernd von ferne schauen.
Sagt mir, was hat er an Gut und Wert,
Wenn der Soldat sich nicht selber ehrt?
Etwas muß er sein eigen nennen,
Oder der Mensch wird morden und brennen."

„Will einer in der Welt was erjagen,
Mag er sich rühren und mag sich plagen;
Will er zu hohen Ehren und Würden,
Bück' er sich unter die goldnen Bürden;
Will er genießen den Vatersegen,
Kinder und Enkelein um sich pflegen,
Treib' er ein ehrlich Gewerb' in Ruh.
Ich — ich hab' kein Gemüt dazu.
Frei will ich leben und also sterben,
Niemand berauben und niemand beerben
Und auf das Gehudel unter mir
Leicht wegschauen von meinem Tier."

Noch andre Typen sind Abbilder ihrer Obern, so der Dragoner Buttlers, der Trompeter Terzkys der Kroat Jsolanis. Der Bauer, der Bürger, der Soldatenschulmeister, die Marketenderin vervollständigen die Musterkarte. Mit Abraham a Santa Clara wetteifert der Kapuziner in kühnen Wortspielen:

„Das Bollwerk des Bayerlands ist gefallen,
Regensburg ist in des Feindes Krallen,
Und die Armee liegt hier in Böhmen,
Pflegt den Bauch, läßt sich's wenig grämen,
Kümmert sich mehr um den Krug als den Krieg,
Wetzt lieber den Schnabel als den Sabel,
Hetzt sich lieber herum mit der Dirn,
Frißt den Ochsen lieber als den Ochsenstirn.
Die Christenheit trauert in Sack und Asche,
Der Soldat füllt sich nur die Tasche.
Das römische Reich — daß Gott erbarm!
Sollte jetzt heißen römisch Arm;
Der Rheinstrom ist worden zu einem Peinstrom,
Die Klöster sind ausgenommene Nester,
Die Bistümer sind verwandelt in Wüsttümer,
Die Abteien und die Stifter
Sind nun Raubteien und Diebesklüfter,
Und alle die gesegneten deutschen Länder
Sind verkehrt worden in Elender —"

Der Schluß seiner Rede deutet an, was die Geistlichkeit von Wallenstein hält, und damit den Ausgang der ganzen Tragödie:

„Läßt sich nennen den Wallenstein;
Ja freilich ist er uns allen ein Stein
Des Anstoßes und Ärgernisses,
Und so lang der Kaiser diesen Friedeland
Läßt walten, so wird nicht Fried im Land."

Am Schluß ergießt sich die herrschende Stimmung in das flotte Reiterlied, das uns sieghaft in seinen Wirbel reißt:

„Wohl auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!
Ins Feld, in die Freiheit gezogen!
Im Felde, da ist der Mann noch was wert,
Da wird das Herz noch gewogen,
Da tritt kein anderer für ihn ein,
Auf sich selber steht er da ganz allein.

Aus der Welt die Freiheit verschwunden ist,
Man sieht nur Herren und Knechte;
Die Falschheit herrschet, die Hinterlist
Bei dem feigen Menschengeschlechte.
Der dem Tod ins Angesicht schauen kann,
Der Soldat allein, ist der freie Mann.

Des Lebens Ängsten, er wirft sie weg,
Hat nicht mehr zu fürchten, zu sorgen;
Er reitet dem Schicksal entgegen keck,
Trifft's heut nicht, trifft es doch morgen,
Und trifft es morgen, so lasset uns heut
Noch schlürfen die Neige der köstlichen Zeit....

Drum frisch, Kameraden, den Rappen gezäumt,
Die Brust im Gefechte gelüftet!
Die Jugend brauset, das Leben schäumt,
Frisch auf, eh der Geist noch verdüftet!
Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein."

So viel ideale Gesinnung auch in den Hans Sachsischen Rhythmen und Reimen des Lagers zu Tage tritt, so viel Verklärung der Dichter darüber ausgegossen, das Ganze bleibt ein heiteres Spiel auf einem düsteren Hintergrund: Lug und Betrug, Untreue und Gewalttat, der Bauer verachtet, ehrlich Gewerbe verlacht, der Bürger nichts, der Soldat alles, die Gesellschaft eine neue Auflage der „Räuber", im Grunde die verkehrte Welt.

Ist das Lager noch weiter nichts als ein Gemälde, Wallensteins Macht vor unsern Augen aufrollend, die sein Herz verführt, so setzt nun im Folgenden die Handlung ein, die in gewaltigem Bogen, wie ein Meteor, „weit durch den Himmel seinen Glanzweg ziehend," erst machtvoll aufsteigt und dann wuchtig fällt, durch zwei volle fünfaktige Dramen hindurch, „Die Piccolomini" und „Wallensteins Tod". Ursprünglich hatte der Dichter nur ein Stück geplant; aber unter seiner Arbeit dehnte der Stoff sich so weit und breit, daß der Rahmen ihn unmöglich mehr zu fassen vermochte. Hat Schiller doch, wie Gustav Freytag in seiner „Technik des Dramas" lichtvoll ausführt, zwei Haupthandlungen zu einem kunstvollen Ganzen verflochten. Die eine: „Ein Feldherr wird durch übergroße Macht, Intriguen der Gegner und sein eigenes stolzes Herz bis zum Verrat an seinem Kriegsherrn gebracht; er versucht, das Heer zum Abfall zu verleiten, wird aber von seinen Soldaten verlassen und ge-

tötet." Die andere: „Ein hochgestimmter, arglofer Jüngling, der die Tochter seines Feldherrn liebt, erkennt, daß sein Vater die politische Intrigue gegen seinen Feldherrn leitet, und trennt sich von ihm; er erkennt, daß sein Feldherr zum Verräter geworden ist, und trennt sich von ihm, zu seinem und der Geliebten Untergang." Wallenstein und Max, der Realist und der Idealist, sind die beiden Hauptheldeu und bilden Pol und Gegenpol. Den Wallenstein der Geschichte konnte Schiller nur brauchen, wenn er ihn mit Zügen versah, die ihn dem Herzen menschlich näher brachten, und die Gestalten des Max und seiner Geliebten forderte mit Macht das Bedürfnis seines Herzens, um all den düstern, rechnenden Wirklichkeitsmenschen, die ihn kalt ließen, Idealität entgegenzusetzen, einen Helden, der sich nur von der Sittlichkeit leiten läßt und der mit seiner Hoheit an der Argheit der Welt zu Grunde geht.

„Er wirft es unter den Hufschlag seiner Pferde:
Das ist das Los des Schönen auf der Erde!"

Der Bedeutung des Dramas angemessen, folgen wir in Kürze dem Gang des Ganzen, zunächst im Schauspiel: Die Piccolomini.

Wallenstein hat eine Empörung gegen den Kaiser, seinen Herrn, vorbereitet, mit den Schweden und Sachsen Verbindungen angeknüpft und die Obersten von dreißig Regimentern und Frau und Tochter ins Lager zu Pilsen berufen. Verschiedene Motive fesseln die Generale an ihn; manche hat er sich neu verpflichtet; aber andre sind ausgeblieben, und Oktavio Piccolomini, dem er sein volles Vertrauen schenkt, hält es heimlich mit dem Kaiser und hat Vollmacht erhalten, wenn nötig gegen Wallenstein einzuschreiten. Wie der kaiserliche Kriegsrat von Questenberg mit der bestimmten Forderung hervorrückt, daß die Armee Böhmen zu verlassen und Regensburg zu befreien habe, droht der Feldherr mit seinem Rücktritt, und seine Obersten sind bestürzt, weil sie die geleisteten Vorschüsse zu verlieren fürchten.

„Wo war die Überlegung," (ruft Questenberg)
„Als wir dem Rasenden das Schwert vertraut
Und solche Macht gelegt in solche Hand!
Zu stark für dieses schlimmverwahrte Herz
War die Versuchung! Hätte sie doch selbst
Dem bessern Mann gefährlich werden müssen!
Er wird sich weigern, sag' ich Ihnen,
Der kaiserlichen Ordre zu gehorchen. —
Er kann's und wird's. — Sein unbestrafter Trotz
Wird unsre Ohnmacht schimpflich offenbaren."

Der junge Oberst Max Piccolomini hat des Feldherrn Gemahlin und Tochter aus Kärnthen nach Böhmen ins Lager geleitet, liebt die Prinzessin und sehnt sich nach Frieden:

„Es führte mich
Der Weg durch Länder, wo der Krieg nicht hin
Gekommen — O! das Leben, Vater,
Hat Reize, die wir nie gekannt. — Wir haben

Des schönen Lebens öde Küste nur
Wie ein umirrend Räubervolk befahren,
Das, in sein dumpfig enges Schiff gepreßt,
Im wüsten Meer mit wüsten Sitten haust,
Vom großen Land nichts als die Buchten kennt,
Wo es die Diebeslandung wagen darf.
Was in den innern Tälern Köstliches
Das Land verbirgt, o! davon — davon ist
Auf unsrer wilden Fahrt uns nichts erschienen."

„Sag mir, was ist der Arbeit Ziel und Preis,
Der peinlichen, die mir die Jugend stahl,
Das Herz mir öde ließ und unerquickt
Den Geist, den keine Bildung noch geschmücket?
Denn dieses Lagers lärmendes Gewühl,
Der Pferde Wiehern, der Trompete Schmettern,
Des Dienstes immer gleichgestellte Uhr,
Die Waffenübung, das Kommandowort —
Dem Herzen gibt es nichts, dem lechzenden.
Die Seele fehlt dem nichtigen Geschäft —
Es gibt ein andres Glück und andre Freuden."

„O schöner Tag, wenn endlich der Soldat
Ins Leben heimkehrt, in die Menschlichkeit,
Zum frohen Zug die Fahnen sich entfalten,
Und heimwärts schlägt der sanfte Friedensmarsch,
Wenn alle Hüte sich und Helme schmücken
Mit grünen Maien, dem letzten Raub der Felder!"...

Feurig tritt Max für Wallenstein ein:

„Geworden ist ihm eine Herrscherseele,
Und ist gestellt auf einen Herrscherplatz.
Wohl uns, daß es so ist! Es können sich
Nur wenige regieren, den Verstand
Verständig brauchen — Wohl dem Ganzen, findet
Sich einmal einer, der ein Mittelpunkt
Für viele Tausend wird, ein Halt; — sich hinstellt
Wie eine feste Säul', an die man sich
Mit Lust mag schließen und mit Zuversicht.
So einer ist der Wallenstein, und taugte
Dem Hof ein andrer besser — der Armee
Frommt nur ein solcher.

Und eine Lust ist's, wie er alles weckt
Und stärkt und neu belebt um sich herum,
Wie jede Kraft sich ausspricht, jede Gabe
Gleich deutlicher sich wird in seiner Nähe!
Jedwedem zieht er seine Kraft hervor,
Die eigentümliche, und zieht sie groß,
Läßt jeden ganz das bleiben, was er ist;
Er wacht nur drüber, daß er's immer sei
Am rechten Orte; so weiß er aller Menschen
Vermögen zu dem seinigen zu machen."

Da Wallenstein selber noch unentschlossen schwankt, so unternehmen es sein Schwager Terzky und Feldmarschall Illo, ihren eigenen Vorteil suchend, ihn der Ergebenheit seiner Generale zu versichern. Sie gehen mit einem plumpen Betruge zu Werke. Bei einem Bankett lassen sie vor Tisch ein Schriftstück umgehen, in dem ein Zusatz den dem Kaiser geleisteten Treueid ausdrücklich vorbehält, nach Tisch, wie die Gäste trunken geworden, ein anderes ohne diese Klausel, und alle Generale außer Max unterzeichnen. Oktavio sucht Max über des Friedländers Pläne aufzuklären. Der Jüngling kann nicht an Verrat glauben und beschließt, den geraden Weg zu gehen und sich bei Wallenstein selber Aufschluß zu holen.

„Mein bester Sohn!"

mit diesen Worten sucht Oktavio seine Heimlichkeit zu rechtfertigen,

„Es ist nicht immer möglich,
Im Leben sich so kinderrein zu halten,
Wie's uns die Stimme lehrt im Innersten.
In steter Notwehr gegen arge List
Bleibt auch das redliche Gemüt nicht wahr —
Das eben ist der Fluch der bösen Tat,
Daß sie, fortzeugend, immer Böses muß gebären.
Ich klügle nicht, ich tue meine Pflicht;
Der Kaiser schreibt mir mein Betragen vor.
Wohl wär' es besser, überall dem Herzen
Zu folgen, doch darüber würde man
Sich manchen guten Zweck versagen müssen.
Hier gilt's, mein Sohn, dem Kaiser wohl zu dienen,
Das Herz mag dazu sprechen, was es will."

Aber Max stürmt mit dem Ausrufe fort:

„O! das kann nicht gut endigen — und mag sich's
Entscheiden, wie es will, ich sehe ahnend
Die unglückselige Entwicklung nahen. —
Denn dieser Königliche, wenn er fällt,
Wird eine Welt im Sturze mit sich reißen,
Und wie ein Schiff, das mitten auf dem Weltmeer
In Brand gerät mit einem Mal und berstend
Auffliegt und alle Mannschaft, die es trug,
Ausschüttet plötzlich zwischen Meer und Himmel,
Wird er uns alle, die wir an sein Glück
Befestigt sind, in seinen Fall hinabziehn.
Halte du es, wie du willst! Doch mir vergönne,
Daß ich auf meine Weise mich betrage.
Rein muß es bleiben zwischen mir und ihm,
Und eh der Tag sich neigt, muß sich's erklären,
Ob ich den Freund, ob ich den Vater soll entbehren."

Das ist denn freilich bloß ein Halbschluß und die Entscheidung bringt die Tragödie: Wallensteins Tod. Die Umstände drängen den Zaudernden vorwärts: die Gestirne sind günstig, der Unterhändler Sesin ist gefangen; nun ist der Herzog bei Hofe bloßgestellt. In einem Monologe gibt er sich Rechenschaft.

„Wär's möglich? Könnt' ich nicht mehr, wie ich wollte?
Nicht mehr zurück, wie mir's beliebt? Ich müßte
Die Tat vollbringen, weil ich sie gedacht,
Nicht die Versuchung von mir wies — das Herz
Genährt mit diesem Traum, auf ungewisse
Erfüllung hin die Mittel mir gespart,
Die Wege bloß mir offen hab' gehalten? —
Beim großen Gott des Himmels! Es war nicht
Mein Ernst, beschlossne Sache war es nie.
In dem Gedanken bloß gefiel ich mir;
Die Freiheit reizte mich und das Vermögen.
War's Unrecht, an dem Gaukelbilde mich
Der königlichen Hoffnung zu ergötzen?
Blieb in der Brust mir nicht der Wille frei,
Und sah ich nicht den guten Weg zur Seite,
Der mir die Rückkehr offen stets bewahrte?
Wohin denn seh' ich plötzlich mich geführt?
Bahnlos liegt's hinter mir, und eine Mauer
Aus meinen eignen Werken baut sich auf,
Die mir die Umkehr türmend hemmt!"

Die Schweden wollen nicht länger warten. Nachdem der schwedische Oberst Wrangel, auch Illo und Terzky noch nicht alle Bedenken zu beseitigen vermocht, gelingt es endlich der Gräfin Terzky, Wallenstein über die Linie zu drängen. Nun schließt er mit dem Obersten Wrangel ab, und dieser verschwindet, als ob die Erde ihn eingeschluckt hätte. Jetzt eben erscheint Max mit seinen dringenden Mahnungen: „O tu es nicht, tu's nicht! Wirf ihn hinaus, den schwarzen Fleck, den Feind! Wenn's sein muß, treib's zur offenen Empörung; nur zum Verräter werde nicht!" Er ist um einige Minuten zu spät gekommen, und Wallenstein antwortet:

„Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort,
Das schwer sich handhabt, wie des Messers Schneide;
Aus ihrem heißen Kopfe nimmt sie keck
Der Dinge Maß, die nur sich selber richten.
Gleich heißt ihr alles schändlich oder würdig,
Bös oder gut — und was die Einbildung
Phantastisch schleppt in diesen dunkeln Namen,
Das bürdet sie den Sachen auf und Wesen.
Eng ist die Welt, und das Gehirn ist weit.
Leicht beieinander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen;
Wo eines Platz nimmt, muß das andre rücken,
Wer nicht vertrieben sein will, muß vertreiben;
Da herrscht der Streit, und nur die Stärke siegt.
— Ja, wer durchs Leben gehet ohne Wunsch,
Sich jeden Zweck versagen kann, der wohnt
Im leichten Feuer mit dem Salamander
Und hält sich rein im reinen Element.
Mich schuf aus gröberm Stoffe die Natur,
Und zu der Erde zieht mich die Begierde.

Dem bösen Geist gehört die Erde, nicht
Dem guten. Was die Göttlichen uns senden
Von oben, sind nur allgemeine Güter;
Ihr Licht erfreut, doch macht es keinen reich,
In ihrem Staat erringt sich kein Besitz.
Den Edelstein, das allgeschätzte Gold
Muß man den falschen Mächten abgewinnen,
Die unterm Tage schlimmgeartet hausen.
Nicht ohne Opfer macht man sie geneigt,
Und keiner lebet, der aus ihrem Dienst
Die Seele hätte rein zurückgezogen."

Das Unheil geht rasch seinen Gang. Auf Oktavios Antrieb fallen Isolani und Buttler von dem Ungetreuen ab, zuletzt auch Max, dann Schlag auf Schlag die meisten Regimenter. Prag ist verloren die Pappenheimer sind nicht zu gewinnen, Max stürzt sich in einen raschen Reitertod und Thekla entfernt sich, seine Leiche aufzusuchen. Rührend schöne Worte weiht Wallenstein dem Gefallenen:

„Er ist der Glückliche. Er hat vollendet.
Für ihn ist keine Zukunft mehr, ihm spinnt
Das Schicksal keine Tücke mehr — sein Leben
Liegt faltenlos und leuchtend ausgebreitet.
Kein dunkler Flecken blieb darin zurück,
Und unglückbringend pocht ihm keine Stunde.
Weg ist er über Wunsch und Furcht, gehört
Nicht mehr den trüglich wankenden Planeten —
O ihm ist wohl! Wer aber weiß, was uns
Die nächste Stunde schwarz verschleiert bringt!"

„Verschmerzen werd' ich diesen Schlag, das weiß ich,
Denn was verschmerzte nicht der Mensch! Vom Höchsten
Wie vom Gemeinsten lernt er sich entwöhnen;
Denn ihn besiegen die gewalt'gen Stunden.
Doch fühl' ich's wohl, was ich in ihm verlor.
Die Blume ist hinweg aus meinem Leben,
Und kalt und farblos seh' ich's vor mir liegen.
Denn er stand neben mir, wie meine Jugend,
Er machte mir das Wirkliche zum Traum,
Um die gemeine Deutlichkeit der Dinge
Den goldnen Duft der Morgenröte webend —
Im Feuer seines liebenden Gefühls
Erhoben sich, mir selber zum Erstaunen,
Des Lebens flach alltägliche Gestalten."

Trotz aller Schläge, die ihn getroffen, hat Wallenstein seinen Mut bewahrt. Er befiehlt nach Eger aufzubrechen.

„Es ist entschieden, nun ist's gut — und schnell
Bin ich geheilt von allen Zweifelsqualen;
Die Brust ist wieder frei, der Geist ist hell;
Nacht muß es sein, wo Friedlands Sterne strahlen.
Mit zögerndem Entschluß, mit wankendem Gemüt

Zog ich das Schwert, ich tat's mit Widerstreben,
Da es in meine Wahl noch war gegeben!
Notwendigkeit ist da, der Zweifel flieht,
Jetzt fecht' ich für mein Haupt und für mein Leben."

Aber wie eine dunkle Gewitterwolke schwebt das Verhängnis über ihm; die Acht ist erklärt und Buttler ist entschlossen, den Feldherrn seine Ränke entgelten zu lassen und ihn zu ermorden. Umsonst legt Gordon, der Kommandant der Festung, Fürbitte ein:

„Verräter an dem Kaiser — solch ein Herr!
So hochbegabt! O was ist Menschengröße!
Ich sagt' es oft: das kann nicht glücklich enden;
Zum Fallstrick ward ihm seine Größ' und Macht
Und diese dunkelschwankende Gewalt.
Denn um sich greift der Mensch, nicht darf man ihn
Der eignen Mäßigung vertraun. Ihn hält
In Schranken nur das deutliche Gesetz
Und der Gebräuche tiefgetretne Spur.
Doch unnatürlich war und neuer Art
Die Kriegsgewalt in dieses Mannes Händen;
Dem Kaiser selber stellte sie ihn gleich.
Der stolze Geist verlernte, sich zu beugen.
O schad' um solchen Mann! denn keiner möchte
Da feste stehen, mein' ich, wo er fiel."

Noch immer ist Wallenstein guter Zuversicht, zumal die Schweden gesiegt haben. Aber gerade dieser Sieg ist sein Verderben. Ahnungslos stürzen Illo und Terzky in das ihnen gestellte Mordnetz. Deveroux und Macdonald werden gedungen, ihren Feldherrn meuchlings im Schlafe zu überfallen. Umsonst warnen Seni und Gordon den Bedrohten. Sorglos geht er zur Ruhe und — „verödet steht das Haus des Glanzes und der Herrlichkeit".

Mit einem Schlage war Schiller wieder der Lieblingsdichter der Nation geworden. Auch der Bucherfolg blieb diesmal nicht aus, und mutig wanderte Schiller nun den neu gebahnten Pfad des geschichtlichen Trauerspiels fort. Aber ein langes Wirken war ihm nicht mehr beschieden.

Um dem Theater und Goethe näher zu sein, siedelte der Nimmermüde Ende 1799 nach Weimar über und erhielt vom Herzog 200 Taler Gehaltszulage. Die Erhebung in den Adelstand 1802 war ihm weniger für sich als für „seine Lolo" und die Kinder angenehm. Auch andere Ehren blieben nicht aus und sein Einkommen vermehrte sich so, daß er seine Schulden abtragen, ein Haus kaufen, einen Hauslehrer für seine Kinder, Bedienung und ein Reitpferd halten konnte. Wohnung und Ausstattung glänzten durch Bescheidenheit. Am Tage des Einzugs in das neue Haus starb Schillers Mutter. Es machte auf ihn einen tiefen Eindruck.

Wenden wir uns seinen letzten Dichtungen zu. Krieger, Herrscher und Helden hatte er nun so gründlich satt, daß er der Wallenstein-Trilogie drei Frauenstücke nachfolgen ließ: 1800 Maria Stuart, 1801 die Jungfrau

von Orleans, 1803 die Braut von Messina, und die Krönung seiner Werke wurden Tell und die Huldigung der Künste (1804), während Demetrius als gewaltiger Torso zurückblieb. Tage der Krankheit und Hindernis wurden für Übersetzungen und Bearbeitungen verwertet, so für „Macbeth", „Turandot", für die zwei Lustspiele „Der Parasit" und „Der Neffe als Onkel" und für „Phädra".

Die Geschichte von der Königin Maria Stuart von Schottland gehört der gleichen kampfreichen Zeit an wie der Abfall der vereinigten Niederlande und Don Carlos, und schon in Bauerbach hatte Schiller einen Plan zu der neuen Dichtung entworfen. Hatte er zuerst noch die Polemik gegen die römische Kirche fortsetzen wollen, so war er nun so tolerant geworden, daß er den Katholizismus rein künstlerisch verwertete, ja seinem Mortimer einen begeisterten Preis des katholischen Kultus in den Mund legte. Dieser berichtet:

„Es war die Zeit des großen Kirchenfestes,
Von Pilgerscharen wimmelten die Wege,
Bekränzt war jedes Gottesbild, es war,
Als ob die Menschheit auf der Wandrung wäre,
Wallfahrend nach dem Himmelreich — mich selbst
Ergriff der Strom der glaubenvollen Menge
Und riß mich in das Weichbild Roms —

Wie ward mir, Königin,
Als mir der Säulen Pracht und Siegesbogen
Entgegenstieg, des Kolosseums Herrlichkeit
Den Staunenden umfing, ein hoher Bildnergeist
In seine heitre Wunderwelt mich schloß!
Ich hatte nie der Künste Macht gefühlt;
Es haßt die Kirche, die mich auferzog,
Der Sinne Reiz, kein Abbild duldet sie,
Allein das körperlose Wort verehrend.
Wie wurde mir, als ich ins Innre nun
Der Kirchen trat und die Musik der Himmel
Herunterstieg und der Gestalten Fülle
Verschwenderisch aus Wand und Decke quoll,
Das Herrlichste und Höchste, gegenwärtig,
Vor den entzückten Sinnen sich bewegte,
Als ich sie selbst nun sah, die Göttlichen,
Den Gruß des Engels, die Geburt des Herrn,
Die heil'ge Mutter, die herabgestiegne
Dreifaltigkeit, die leuchtende Verklärung —
Als ich den Papst drauf sah in seiner Pracht
Das Hochamt halten und die Völker segnen!
O, was ist Goldes, was Juwelen Schein,
Womit der Erde Könige sich schmücken!
Nur er ist mit dem Göttlichen umgeben.
Ein wahrhaft Reich, der Himmel ist sein Haus;
Denn nicht von dieser Welt sind diese Formen."

Wie vorher Wallenstein, hat Schiller nun Maria Stuart dem Herzen menschlich näher gebracht, sie mit bezauberndem Reiz ausgestattet, ihre Gegnerin

Königin Elisabeth dagegen ins tiefste Düster getaucht. Maria ist besser als ihr Ruf, Elisabeth schlechter, Maria aufrichtig, Elisabeth heuchlerisch, jene offen, diese versteckt, jene kühn, diese ängstlich vorsichtig; jene steigt zur Läuterung auf, diese sinkt in den Augen ihrer treuesten Diener. Den Katholiken hat Schiller gleichwohl nicht zu Dank gearbeitet; sie stießen sich am Hereinziehen des Sakraments auf die Bühne. Maria Stuart erscheint bloß in den letzten Tagen vor ihrer Hinrichtung, aber jünger als die der Geschichte. Drum bezaubert sie Mortimer und Leicester (spr. Lester). Maria weiß, daß das Schwert über ihrem Haupt an einem Faden hängt. Persönlich vor Elisabeth hingestellt, schneidet sie selber diesen Faden durch. Erst ruft sie ihr zu:

„— Ihr habt an mir gehandelt, wie nicht recht ist,
Denn ich bin eine Königin, wie Ihr,
Und Ihr habt als Gefangne mich gehalten.
Ich kam zu Euch als eine Bittende,
Und Ihr, des Gastrechts heilige Gesetze,
Der Völker heilig Recht in mir verhöhnend,
Schloßt mich in Kerkermauern ein; die Freunde,
Die Diener werden grausam mir entrissen,
Unwürd'gem Mangel werd' ich preisgegeben,
Man stellt mich vor ein schimpfliches Gericht —
Nichts mehr davon! Ein ewiges Vergessen,
Bedecke, was ich Grausames erlitt."

Dann beschimpft sie die Gegnerin und triumphiert:

„Sie geht in Wut! Sie trägt den Tod im Herzen!
(Der Kennedy um den Hals fallend.)
O, wie mir wohl ist, Hanna! Endlich, endlich,
Nach Jahren der Erniedrigung, der Leiden,
Ein Augenblick der Rache, des Triumphs!
Wie Bergeslasten fällt's von meinem Herzen,
Das Messer stieß ich in der Feindin Brust."

Das Drama ist ebenso straff gebaut, wie Wallenstein umfangreich, die Sprache zart und weihevoll, mit weichem Gefühlserguß ausgestattet.

„Eilende Wolken, Segler der Lüfte!
Wer mit euch wanderte, mit euch schiffte!
Grüßet mir freundlich mein Jugendland!
Ich bin gefangen, ich bin in Banden,
Ach, ich hab' keinen andern Gesandten! . . .
Hörst du das Hifthorn? Hörst du's klingen,
Mächtigen Rufes, durch Feld und Hain?
Ach, auf das mutige Roß mich zu schwingen,
An den fröhlichen Zug mich zu reihn!
Noch mehr! O, die bekannte Stimme,
Schmerzlich süßer Erinnerung voll!
Oft vernahm sie mein Ohr mit Freuden
Auf des Hochlands bergigten Heiden,
Wenn die tobende Jagd erscholl."

War Schiller schon mit diesen wechselnden Rhythmen und mit dem Preis des katholischen Kultus der Romantik entgegengekommen, so trat er völlig auf ihren Boden mit seiner *Jungfrau von Orleans*. Auf den Glauben an Wunder ist das Stück gebaut. Schon in die Wallenstein-Tragödie spielte das, was der Dichter „die dritte Welt" nannte, das Reich der Phantasien, Ahnungen, Erscheinungen, Zufälle, Schicksale, Träume bedeutsam herein. In der neuen Dichtung taucht diese dritte Welt fast so körperlich auf wie in Goethes Faust. Als Patriotin geht die Jungfrau den Ihrigen voran den Helm auf dem Haupt, einen Panzer um die Brust, die Fahne und das blanke Schwert in der Hand. Von Kampf zu Kampf eilt sie, von Sieg zu Sieg, und sie reißt die Ihrigen mit, den in Nichtigkeiten verlorenen König, das in Schlaffheit versunkene Volk.

„Was ist unschuldig, heilig, menschlich gut,
Wenn es der Kampf nicht ist fürs Vaterland?"
„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!"

Trotzdem ist Johanna keine wilde Amazone.

„Aus den stillen Kreisen
Kommt mein Hirtenkind,
Will der Welt beweisen,
Was es denkt und sinnt."

Als Engel und als Kind, als Prophetin erscheint sie. Ihre himmlische Sendung ist ihre Kraft.

„Es geschehn noch Wunder — Eine weiße Taube
Wird fliegen und mit Adlerskühnheit diese Geier
Anfallen, die das Vaterland zerreißen.
Darnieder kämpfen wird sie diesen stolzen
Burgund, den Reichsverräter, diesen Talbot,
Den himmelstürmend hunderthändigen,
Und diesen Salsbury, den Tempelschänder,
Und diese frechen Inselwohner alle
Wie eine Herde Lämmer vor sich jagen.
Der Herr wird mit ihr sein, der Schlachten Gott.
Sein zitterndes Geschöpf wird er erwählen,
Durch eine zarte Jungfrau wird er sich
Verherrlichen, denn er ist der Allmächt'ge!"

So ruft sie schon im Prolog den Ihren zu und beim Abschied von der Heimat berichtet sie:

„Denn der zu Mosen auf des Horebs Höhen
Im feur'gen Busch sich flammend niederließ
Und ihm befahl, vor Pharao zu stehen,
Der einst den frommen Knaben Isai's,
Den Hirten, sich zum Streiter ausersehen,
Der stets den Hirten gnädig sich bewies,
Er sprach zu mir aus dieses Baumes Zweigen:
„Geh hin! Du sollst auf Erden für mich zeugen.

In rauhes Erz sollst du die Glieder schnüren,
Mit Stahl bedecken deine zarte Brust;
Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren
Mit sünd'gen Flammen eitler Erdenlust.
Nie wird der Brautkranz deine Locke zieren,
Dir blüht kein lieblich Kind an deiner Brust;
Doch werd' ich dich mit kriegerischen Ehren,
Vor allen Erdenfrauen dich verklären.
Denn wenn im Kampf die Mutigsten verzagen,
Wenn Frankreichs letztes Schicksal nun sich naht,
Dann wirst du meine Oriflamme tragen
Und, wie die rasche Schnitterin die Saat,
Den stolzen Überwinder niederschlagen;
Umwälzen wirst du seines Glückes Rad,
Errettung bringen Frankreichs Heldensöhnen
Und Rheims befrein und deinen König krönen!"
Ein Zeichen hat der Himmel mir verheißen,
Er sendet mir den Helm, er kommt von ihm;
Mit Götterkraft berühret mich sein Eisen,
Und mich durchflammt der Mut der Cherubim;
Ins Kriegsgewühl hinein will es mich reißen,
Es treibt mich fort mit Sturmes Ungestüm,
Den Feldruf hör' ich mächtig zu mir dringen,
Das Schlachtroß steigt, und die Trompeten klingen."

Wie die Not des Landes aufs höchste gestiegen, wird das schwache Landmädchen als Retterin berufen. Mit wunderbaren Kräften begabt, verschafft sie sich Vertrauen, befreit Orleans, gewinnt den abtrünnigen Philipp von Burgund für die Sache Frankreichs und führt den Dauphin, die Engländer niederwerfend, zur Krönung nach Rheims. „Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren!" Bis jetzt ist sie der Weisung treu geblieben, hat alle Erdenwünsche, hat alle Freier ferne gehalten, selbst den Waliser Jüngling Montgomery, der sie rührend um Gnade flehte, niedergestreckt und die Werbung der beiden Großen Dunois und Lahire zurückgewiesen. Den schönen Engländer Lionel aber vermag sie nicht zu töten. Wie ihm der Helm abgefallen, wie sie zum Streiche ausholen will, wird ihr Herz von Liebe ergriffen, und nun fühlt sie sich schuldig und die schöne Einheit ihres Wesens ist dahin.

„Die Waffen ruhn, des Krieges Stürme schweigen,
Auf blut'ge Schlachten folgt Gesang und Tanz,
Durch alle Straßen tönt der muntre Reigen,
Altar und Kirche prangt in Festesglanz,
Und Pforten bauen sich aus grünen Zweigen,
Und um die Säule windet sich der Kranz;
Das weite Rheims faßt nicht die Zahl der Gäste,
Die wallend strömen zu dem Völkerfeste."

Die Prophetin steht wie gebrochen. Musik ertönt; sie aber jammert einsam:

„Frommer Stab! O, hätt' ich nimmer
Mit dem Schwerte dich vertauscht!

Hätt' es nie in deinen Zweigen,
Heil'ge Eiche, mir gerauscht!
Wärst du nimmer mir erschienen,
Hohe Himmelskönigin!
Nimm, ich kann sie nicht verdienen,
Deine Krone, nimm sie hin!"

Von Schuldbewußtsein gefoltert, nimmt sie die Anklage, sie sei eine Hexe, als eine Prüfung des Himmels hin. Sie schweigt, schweigt selbst dem eigenen Vater gegenüber, der sie fragt, ob sie „zu den Heiligen und Reinen" gehöre. Verbannt und verstoßen, nur von ihrem frühern Freier Raimond begleitet, irrt sie Tage lang in der Wildnis umher, in „grausam mörderischem Ungewitter". Da sie jetzt die Versuchung in der Brust erdrückt, sich vom Feinde losfagt, findet sie sich in der Öde wieder. Sie fühlt sich gereinigt. Aber die Engländer sind nahe und sie wird gefangen. Und nun ein erschütterndes Bild: Johanna von den Ihrigen verstoßen, von Isabeau verhöhnt, in schmählichen Fesseln, mit dem Tode bedroht, von Lionel, den sie liebte, umworben, und sie bleibt frei und fest, sie denkt nur daran, ihr Vaterland zu befreien. Und da sie hört, daß in der Nähe der Kampf entbrannt ist, — „Horch!" sagt sie

„Das ist der Kriegsmarsch meines Volks! Wie mutig
Er in das Herz mir schallt und siegverkündend!
Verderben über England! Sieg den Franken!
Auf, meine Tapfern! Auf! Die Jungfrau ist
Euch nah; sie kann nicht vor euch her, wie sonst,
Die Fahne tragen — schwere Bande fesseln sie;
Doch frei aus ihrem Kerker schwingt die Seele
Sich auf den Flügeln eures Kriegsgesangs."

Und wie sie vernimmt, daß das Waffenglück wankt, so betet sie:

„Höre mich, Gott, in meiner höchsten Not,
Hinauf zu dir, in heißem Flehenswunsch,
In deine Himmel send' ich meine Seele.
Du kannst die Fäden eines Spinngewebe
Stark machen, wie die Taue eines Schiffs;
Leicht ist es deiner Allmacht, ehrne Bande
In dünnes Spinngewebe zu verwandeln —
Du willst, und diese Ketten fallen ab,
Und diese Turmwand spaltet sich — Du halfst
Dem Simson, da er blind war und gefesselt
Und seiner stolzen Feinde bittern Spott
Erduldete. — Auf dich vertrauend faßt' er
Die Pfosten seines Kerkers mächtig an
Und neigte sich und stürzte das Gebäude —"

Und — sie zerreißt ihre Ketten, entrafft dem Wächter das Schwert und stürzt in die Schlacht. Und sie siegt und fällt und stirbt mit den Worten:

„Wie wird mir? — Leichte Wolken heben mich —
Der schwere Panzer wird zum Flügelkleide.

Schiller.

Friedrich Schiller.

(Nach dem Gemälde von L. von Simanowitz.)

Hinauf — hinauf — Die Erde flieht zurück —
Kurz ist der Schmerz, und ewig ist die Freude!"

Das ist denn freilich eine romantische Tragödie. Aber sollen wir wie so viele den Dichter tadeln, weil er seine Jungfrau der nüchternen Flachheit und flachen Nüchternheit seiner Zeit als eine Wundererscheinung entgegenstellte, sie ihre Ketten zerreißen ließ? Hatte das deutsche Volk nicht auch Ketten zu zerreißen? Und konnte das anders geschehen, als indem die Überklugen wieder beten lernten? Der berühmteste Rationalist seiner Zeit, Voltaire, hatte die Jungfrau von Orleans mißhandelt, hatte sie, das Kind seines Volks, als der Dummheit, der Bigotterie, der Heuchelei verfallen, dem Gelächter Europas preisgegeben. Der deutsche Dichter wagte es, ihm zu trotzen.

„Das edle Bild der Menschheit zu verhöhnen,
Im tiefsten Staube wälzte dich der Spott;
Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen,
Er glaubt nicht an den Engel und den Gott;
Dem Herzen will er seine Schätze rauben,
Den Wahn bekriegt er und verletzt den Glauben.

Doch, wie du selbst, aus kindlichem Geschlechte,
Selbst eine fromme Schäferin, wie du,
Reicht dir die Dichtkunst ihre Götterrechte,
Schwingt sich mit dir den ew'gen Sternen zu.
Mit einer Glorie hat sie dich umgeben;
Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben.

Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen
Und das Erhabne in den Staub zu ziehn;
Doch fürchte nicht! Es gibt noch schöne Herzen,
Die für das Hohe, Herrliche entglühn.
Den lauten Markt mag Momus unterhalten;
Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten."

Während der Arbeit schrieb Schiller an Körner: „Schon der Stoff hält mich warm. Ich bin mit ganzem Herzen dabei." Des Dichters Herzensanteil bezeugt auch der lyrische Schwung seines Dramas. Es wirkt wie eine Ballade. Echte Romantik ist germanisch-christliche Poesie. Echte Romantik ist herrlich. Aber freilich — Schiller war im Grunde wenig geeignet, uns die verwachsenen Waldwege der Romantik zu führen. Romantische Gestalten mußten in Rembrandtschem Halbdunkel verschwimmen, und er malte zu grell, zu rhetorisch, so z. B. den schwarzen Ritter, das Trugbild der Hölle, das Sinnbild der Versuchung, die in Johannas eigenem Herzen aufsteigt und nun der Jungfrau entgegentritt, der düstre Kontrast zu ihrer lichten Gestalt. Mag mit mehr oder weniger Recht der eine Kritiker dies, der andere das an dem Stück aussetzen*) — hinreißend wirkte

*) Die Wendung, daß die Jungfrau plötzlich in Liebe zum Feind entbrennt, mutet den französischen Kritiker Marelle nicht anders an, als es den Deutschen anmuten würde, wenn ein französischer Dramatiker es sich einfallen ließe, der Königin Luise eine plötzliche Liebe zum Sieger von Jena zuzuschreiben.

die Jungfrau bis heute stetsfort, namentlich auch auf der Bühne, zum erstenmal am 17. September 1801 in Leipzig, wo die Menge gleich nach dem ersten Akt in den Jubelruf ausbrach: „Es lebe Schiller!“ und nach geendigtem Spiel vor seiner Leidensgestalt in Ehrfurcht zurücktrat. Mit der Geschichte war der Dichter in diesem Stück noch freier verfahren als in den vorigen. Seine Jungfrau am Schluß vor ein beschränktes geistliches Gericht gestellt und als Hexe verbrannt zu sehen, wollte ihm nicht ein. Auf der Wahlstatt, wo sie gestritten, wollte er sie auch sterben lassen.

Nun fühlte Schiller den künstlerischen Drang, entschiedener als bisher mit den Dichtern des alten Athen in den Wettkampf zu treten, nach Stoff und Form eine antike Tragödie zu schaffen. Nach dem Vorbilde des Sophokleischen Ödipus erfand er die Fabel zur Braut von Messina: „Ein fluchbeladenes Geschlecht; ein Orakel, dem der Mensch zu entfliehen sucht und das er gerade dadurch erfüllt; ein Kind, das getötet werden soll, aber am Leben bleibt; unnatürliche Liebe und Verwandtenmord; ein Verborgenes, das im Laufe des Stücks zu Tage kommt, der Schuldige, der sich selbst bestraft, dessen Schuld aber nicht weit zurückliegt, wie bei dem Griechen, sondern rasch getan und rasch enthüllt, im Laufe desselben Tages genommt wird.“ Und der Schluß:

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht;
Der Übel größtes aber ist die Schuld.“

Und nach griechischem Vorbild ist die Tragödie mit Chören versehen. Doch ist der Dichter einer Halbheit verfallen: Er hat die zwei Halbchöre nicht von der Handlung getrennt, sondern als Gefolge Partei nehmen lassen. Sie umgeben, was geschieht, mit einem lyrischen Prachtgewebe. „Frei ergeht sich die Phantasie und wandelt auf den hohen Gipfeln der menschlichen Dinge wie mit Schritten der Götter einher.“ Die Diktion entfaltet in freien Rhythmen ihre ganze Pracht, so im Preis des Friedens und des Kriegs:

„Schön ist der Friede; ein lieblicher Knabe
Liegt er gelagert am ruhigen Bach,
Und die hüpfenden Lämmer grasen
Lustig um ihn auf dem sonnigten Rasen,
Süßes Tönen entlockt er der Flöte,
Und das Echo des Berges wird wach,
Oder im Schimmer der Abendröte
Wiegt ihn in Schlummer der murmelnde Bach —
Aber der Krieg auch hat seine Ehre,
Der Beweger des Menschengeschicks;
Mir gefällt ein lebendiges Leben,
Mir ein ewiges Schwanken und Schwingen und Schweben
Auf der steigenden, fallenden Welle des Glücks.

Denn der Mensch verkümmert im Frieden,
Müßige Ruh' ist das Grab des Muts.
Das Gesetz ist der Freund des Schwachen,
Alles will es nur eben machen,

Möchte gerne die Welt verflachen;
Aber der Krieg läßt die Kraft erscheinen,
Alles erhebt er zum Ungemeinen,
Selber dem Feigen erzeugt er den Mut."

Oder in der bekannten Mahnung:

„Wenn die Wolken getürmt den Himmel schwärzen,
Wenn dumpftosend der Donner hallt,
Da, da fühlen sich alle Herzen
In des furchtbaren Schicksals Gewalt.
Aber auch aus entwölkter Höhe
Kann der zündende Donner schlagen.
Darum in deinen fröhlichen Tagen
Fürchte des Unglücks tückische Nähe!
Nicht an die Güter hänge dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren!
Wer besitzt, der lerne verlieren,
Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz."

In der „Braut von Messina" blitzen auch schon die Worte auf:

„Wohl dem! Selig muß ich ihn preisen,
Der in der Stille der ländlichen Flur,
Fern von des Lebens verworrenen Kreisen,
Kindlich liegt an der Brust der Natur."

„Auf den Bergen ist Freiheit! Der Hauch der Grüfte
Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte;
Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual."

Sie führen uns zu Wilhelm Tell.

Wohl erhielt Schiller bei der Aufführung seiner „Braut von Messina" zum erstenmal den Eindruck einer wahren Tragödie. Bald aber fand er, mit den griechischen Dingen sei es doch eine mißliche Sache. Und der Herzog meinte, Schiller reite auf einem Steckenpferde, von dem ihn nur die Erfahrung werde absetzen können.

Unterm 25. August 1803 findet sich in Schillers Kalender die Notiz: „Diesen Abend an den Tell gegangen," unterm 18. Februar 1804: „Den Tell geendigt." und am 25. April sandte er dem Kurfürsten Erzkanzler Dalberg ein Exemplar mit folgenden Strophen, die den Kern dieser Dichtung vortrefflich widerspiegeln:

„Wenn rohe Kräfte feindlich sich entzweien
Und blinde Wut die Kriegesflamme schürt;
Wenn sich im Kampfe tobender Parteien
Die Stimme der Gerechtigkeit verliert;
Wenn alle Laster schamlos sich befreien,
Wenn freche Willkür an das Heil'ge rührt,
Den Anker löst, an dem die Staaten hängen:
— Da ist kein Stoff zu freudigen Gesängen.

Doch wenn ein Volk, das fromm die Herden weidet,
Sich selbst genug, nicht fremden Guts begehrt,
Den Zwang abwirft, den es unwürdig leidet,
Doch selbst im Zorn die Menschlichkeit noch ehrt,
Im Glücke selbst, im Siege sich bescheidet:
— Das ist unsterblich und des Liedes wert.
Und solch ein Bild darf ich dir freudig zeigen;
Du kennst's, denn alles Große ist dein eigen."

Als Goethe im Jahre 1797 zum drittenmal die Schweiz gesehen, war die Idee eines Tell-Epos in seinem Geist aufgestiegen. Da sie aber, wie so manche nicht zum Leben gedieh, hatte er den Stoff an seinen Freund abgetreten. Schiller machte sich allseitig mit ihm vertraut. Der naiv herzliche Ton des Chronisten Aegidius Tschudi sprach ihn an. War doch dessen Darstellung schon selber Poesie, Poesie von homerischer Sicherheit.

Wilhelm Tell

Schauspiel

von

Schiller.

Zum Neujahrsgeschenk

auf 1805.

Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1804.

Titel der ersten Ausgabe von Schillers „Wilhelm Tell" (1804).

Man urteile aus folgender Probe: „Darnach am Sonntag nach Othmari, was der 18. Wintermonats ging ein redlicher Land-Mann von Uri, Wilhelm Tell genannt (der auch heimlich in der Pundts Gesellschaft was) zu Altorf etlich mal für den uffgehencten Hut, und tett Im kein Reverentz an, wie der Land-Vogt Geßler gebotten hat; Das ward Ime Land-Vogt anzeigt. Also morndes darnach am Montag beruft Er den Tellen für sich, fragt In trutzlich, warumb er sinen Geboten nit gehorsam wäre, und dem König ouch Ime zu Verachtung dem Hut kein Reverentz bewisen hette? Der Tell gab Antwurt: „Lieber Herr, es ist ungevärd und nit uß Verachtung geschehen, verzichend mirs, wär ich witzig, so hieß ich nit der Tell, bitt umb Gnad, es soll nit mehr geschechen." Nun was der Tell ein guter Armbrust-Schütz, doß men In besser kum fand, und hat hübsche Kind, die In lieb warend, die beschickt der Landt Vogt und sprach: „Tell welches under denen Kinden ist dir das liebst?" Der Tell antwurt: „Herr si sind mir alle glich lieb." Do sprach der Land-Vogt: „Wolan Tell, du bist ein guter vernempter Schütz, als ich hor, nun wirst du din Kunst vor mir müssen beweren, und diner Kindern einem ein Oepffel ab sinem Houpt

müssen schiessen darumb hab eben Acht daß du den Oepffel treffest dann trifft du Jn nit des ersten Schutzes so kost es dich din Leben. Der Tell erschrack bat den Land-Vogt umb Gottes willen daß er Jne des Schutzes erliesse dann es unnatürlich wari daß Er gegen sinem lieben Kind solte schiessen Er wöll lieber sterben. Der Land-Vogt sprach: „Das must du tun oder du und das Kind sterben." Der sach wohl daß Ers tun must bat Gott innigklich daß er Jn und sin lieb Kind behüte. Nam sin Armbrust spien es legt uff den Pfyl und steckt noch ein Pfyl hinden in das Göller und legt der Landt Vogt dem Kind (das nit mer denn 6 Jar alt was) selbs den Oepffel uff sin Houpt. Also schoß der Tell dem Kind den Oepffel ab der Scheitlen des Houpts daß Er das Kind nie verletzt. Da nun der Schutz geschechen was verwundert sich der Landt-Vogt des meisterlichen Schutzes lobt den Tellen siner Kunst und fragte Jne was das bedüte daß Er noch ein Pfyl hinden ins Goller gesteckt hätte? der Tell erschrack aber und gedacht die Frag bedütet nützit Guts doch hett er gern die Sach glimpflich verantwurt und sprach: Es ware also der Schützen Gewonheit. Der Landt-Vogt merkt wol daß Jm der Tell entsaß und sprach: „Tell nun sag mir frolich die Warheit und furcht dir nutzit darumb du sollt dins Lebens sicher sin dann die gegebene Antwurt nimm ich nit an es wird etwas anders bedut haben." Do redt Willhelm Tell: „Wolan Herr sidmalen Jr mich mins Lebens versichert habend so will ich uch die grundlich Warheit sagen daß min entliche Meinung gewesen wann ich min Kind getroffen hette daß ich uch mit dem andern Pfyl erschossen und one Zwifel uwer nit gefält wolt haben." Da der Landt-Vogt das hört sprach Er: „Nun wolan Tell: Jch hab dich dins Lebens gesichert das will ich dir halten diewil ich aber din bösen Willen gegen mir verstan so will ich dich furen lassen an ein Ort und alda inlegen, daß du weder Sunn noch Mon niemerme sehen solt damit ich vor dir sicher sig." Hieß hiemit sine Diener Jn fachen und angentz gebunden gen Flülen füren. Er fur uch mit Jnen und nam des Tellen Schießzüg Kocher Pfyl und Armbrust ouch mit ihm wolts Jm selbs behalten: also saß der Land-Vogt sambt den Dienern und dem gebundenen Tellen in ein Schiff wolt gen Brunnen fahren und darnach den Tellen über Land durch Schwitz in sin Schloß gen Küßnach füren und alda in einem finstern Thurm sin Leben lassen enden; des Tellen Schießzüg ward im Schiff uff den Bieten oder Gransen bim Stürruder gelegen.

Wie si nun uff den See kamend und hinuff furend bis an Achsen das Ecke da fugt Gott daß ein solcher grusamer ungestümer Sturm-Wind infiel, das si sich all verwegen hattend ärmklich ze ertrinken. Nun was der Tell ein starker Mann und kondt fast wol uff dem Wasser; do sprach der Dienern einer zum Landt-Vogt, „Herr Jr sechend üwre und unsre Not und Gefar unsers Lebens, darinn wir stand und daß die Schiff Meister erschrocken und des Farens nit wohl bericht; nun ist der Tell ein starker Mann und kann wol schiffen man solt Jn jetzt in der Not bruchen." Der Landt Vogt was der Wasser Not gar erlupfft sprach zum Tellen: „Wenn du uns getruwtist uß diser Gefar zu helffen, so wolt ich dich diner Banden ledigen;" der Tell gab Antwurt: „Jo Herr ich

getruwe uns mit Gottes Hilff wol hiedannen zu helffen." Also ward er uff gebunden stund an das Stürruder und fur redlich dahin doch lugt er allweg uff den Schieß-Zug der ze nächst bi Im lag und uff ein Vorteil hinuß zu springen; und wie er kam nah zu einer Blatten (die sidhar den Namen des Tellen Blatten behalten und ein Heilig Hüßlin dahin gebuwen ist) beducht Im daß Er daselbs wol hinus gespringen und entrünnen möcht schry den Knechten zu daß sie hantlich zugind biß man fur dieselb Blatten käme wann si hattend dann das Böfist überwunden und als Er nebent die Blatten kam truckt Er den hindern Gransen mit Macht (wie Er dann ein starker Mann was) an die Blatten erwüscht sin Schieß Zug und sprang hinuß uff die Blatten stiß das Schiff mit Gewalt von ihm ließ sie uff dem See schweben und schwenken der Tell aber luff Bergs und Schattens halb (dann noch kein Schnee gefallen was) über Vorsach uß durch das Land Schwitz bis uff die Hohe von der Landt Straß zwischend Art und Küßnach da eine hole Gaß ist und Geitüd darob darinn lag er verborgen denn Er wust daß der Landt-Vogt alda fürvten wurd gen **Küßnach zu siner Burg.**

Der Landt Vogt und sin diener kamend mit großer Not und Arbeit übern See gen Brunnen rittend darnach durch Schwitzerland und wie si der gemelten holen Gassen nachnetten hört er allerley Anschlag des Landt Vogts wider Ine Er aber hat sin Armbrust gespannnen und durchschoß den Landt-Vogt mit einem Pfyl daß er ab dem Roß fiel und von Stund an tod was."

Was in Tschudis Erzählung wirkliche Geschichte und was dichterischer Schmuck, fällt hier nicht in Betracht. Wir erlauben uns bloß zu bemerken, daß mehr wirkliche Geschichte in Tschudis Chronik und Schillers Versen wiedergespiegelt ist, als manche nun anzunehmen scheinen. Sprechende Zeugen einer einstigen Befreiung von anmaßendem Adel „in den drei Landen" sind die zahlreichen noch vorhandenen Ruinen der alten Burgen, so Roßberg und Sarnen. Aber was Tschudi in die kurze Spanne weniger Monate vor Albrechts Tod 1307 und 1308 zusammendrängt, fällt der Hauptsache nach in die Vierzigerjahre des dreizehnten Jahrhunderts, die Zeit der Kämpfe zwischen Friedrich II. und dem Papst, zum Teil in die Zeit des Morgartenkrieges, es umspannt also etwa drei Generationen. In der Sage von Tell hat sich ein uralter weitverbreiteter Mythus mit einem wirklichen Ereignis so innig verbunden, daß sie unmöglich **mehr von einander getrennt werden können.**

Aber auch des Schweizerlandes Art und Natur ließ Schiller sein sorgfältiges Studium sein. Werke wie die von Scheuchzer und Fäsi konnten ihm gute Dienste leisten, noch bessere die mündlichen Berichte Goethes und die seiner Frau Lotte, die das Gebirge mit eigenen Augen gesehen. Trotzdem bleibt es wahrhaft bewunderungswirdig, mit welch lebhaften und treuen Farben der Dichter das Land zu schildern gewußt. Zahlreiche Verse in seiner Dichtung „erscheinen wie Alpenblumen wild gewachsen, das Resultat zur Natur gewordener Kunst". Reichlich sind alle Reden mit Bildern gesättigt die von des Landes Eigenart herstammen. Aus dem Grunde der Täler bis hinauf an die

letzte Grenze belebter Schöpfung, wo der starre Boden aufhört zu geben, ja zum Eispalast des Schreckhorns, zu jenen Zacken, jenen Eisestürmen, die nie auftauten seit dem Schöpfungstag, wo die Jungfrau seit Ewigkeit verschleiert sitzt, durch alle Regionen hindurch alles Bedeutende, Anmutige, Großartige zieht an unserem Auge vorbei: der reizende See, zum Bade ladend, unterm Mondregenbogen, im tobenden Sturm:

„Wehe dem Fahrzeug, das, jetzt unterwegs,
In dieser furchtbarn Wiege wird gewiegt!
Hier ist das Steuer unnütz und der Steurer,
Der Sturm ist Meister, Wind und Welle spielen
Ball mit dem Menschen — Da ist nah und fern
Kein Busen, der ihm freundlich Schutz gewährte!
Handlos und schroff ansteigend starren ihm
Die Felsen, die unwirtlichen, entgegen
Und weisen ihm nur ihre steinern schroffe Brust."

„Wenn der Sturm
In dieser Wasserkluft sich erst verfangen,
Dann rast er um sich mit des Raubtiers Angst,
Das an des Gitters Eisenstäbe schlägt!
Die Pforte sucht er heulend sich vergebens;
Denn ringsum schränken ihn die Felsen ein,
Die himmelhoch den engen Paß vermauern."

Zwischen die grauen Felsen betten sich die grünen Hänge, die sonnigen Weiden, belebt von Kuhreihen und Herdengeläut.

„Wir fahren zu Berg, wir kommen wieder,
Wenn der Kuckuck ruft, wenn erwachen die Lieder,
Wenn mit Blumen die Erde sich kleidet neu,
Wenn die Brünnlein fließen im lieblichen Mai."

Und am See und von den Halden grüßen wohnlich die Häuser.

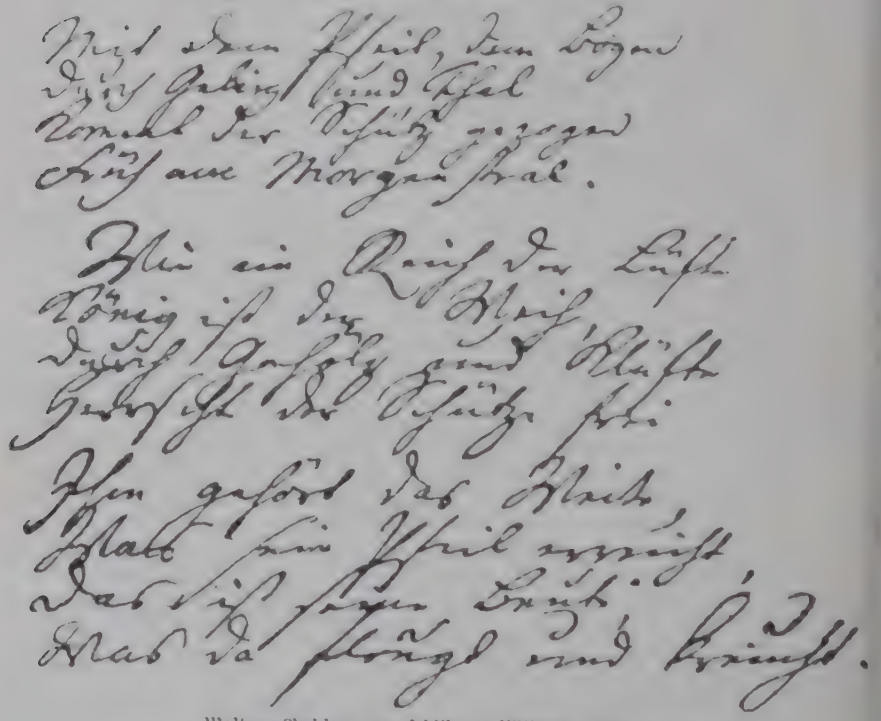
„Da steht dein Haus, reich, wie ein Edelsitz;
Von schönem Stammholz ist es neu gezimmert
Und nach dem Richtmaß ordentlich gefügt;
Von vielen Fenstern glänzt es wohnlich, hell;
Mit bunten Wappenschildern ist's bemalt
Und weisen Sprüchen, die der Wandersmann
Verweilend liest und ihren Sinn bewundert."

Durch die Talgründe den rauschenden Wassern entlang und über die Einsenkungen der Gräte hinweg winden sich die Wege.

„— Hier geht
Der sorgenvolle Kaufmann und der leicht
Geschürzte Pilger — der andächt'ge Mönch,
Der düstre Räuber und der heitre Spielmann,
Der Säumer mit dem schwerbeladnen Roß,
Der ferne herkommt von der Menschen Ländern,
Denn jede Straße führt ans End' der Welt.
Sie alle ziehen ihres Weges fort
An ihr Geschäft —"

Mit dem Weidmann, dem Wildheuer, dem Wandrer durchstreifen wir die Hochgebirgswelt. Von ihren Gefahren redet die ängstliche Hedwig.

„Bei jedem Abschied zittert mir das Herz,
Daß du mir nimmer werdest wiederkehren.
Ich sehe dich, im wilden Eisgebirg
Verirrt, von einer Klippe zu der andern
Den Fehlsprung tun, seh', wie die Gemse dich
Rückspringend mit sich in den Abgrund reißt,
Wie eine Windlawine dich verschüttet,
Wie unter dir der trügerische Firn



Walters Liedchen aus Schillers „Wilhelm Tell".
(Nach dem Original im Besitze des Herrn Geh. Justizrates Oeffing in Berlin.)

Einbricht und du hinabsinkst, ein lebendig
Begrabner, in die schauerliche Gruft
Ach, den verwegnen Alpenjäger hascht
Der Tod in hundert wechselnden Gestalten!
Das ist ein unglückseliges Gewerb',
Das halsgefährlich führt am Abgrund hin!"

Aber Tell entgegnet:

„Wer frisch umherspäht mit gesunden Sinnen,
Auf Gott vertraut und die gelenke Kraft,
Der ringt sich leicht aus jeder Fahr und Not;
Den schreckt der Berg nicht, der darauf geboren."

Friedrich Schiller.

(Nach einer Zeichnung von Jagemann.)

Der Jäger singt:

„Es donnern die Höhen, es zittert der Steg,
Nicht grauet dem Schützen auf schwindlichtem Weg.
Er schreitet verwegen
Auf Feldern von Eis.
Da pranget kein Frühling,
Da grünet kein Reis;
Und unter den Füßen ein neblichtes Meer,
Erkennt er die Städte der Menschen nicht mehr;
Durch den Riß nur der Wolken
Erblickt er die Welt,
Tief unter den Wassern
Das grünende Feld."

Und Grüße werden aus der Höhe herniedergebracht.

„Sonst, wenn der Vater auszog, liebe Kinder,
Da war ein Freuen, wenn er wieder kam;
Denn niemals kehrt' er heim, er bracht' euch etwas,
War's eine schöne Alpenblume, war's
Ein seltner Vogel oder Ammonshorn,
Wie es der Wandrer findet auf den Bergen."

Aber nicht bloß um der bezaubernden Bilder willen — Alpenrosen, die roten Firnen, die glühnde Hochwacht, die der Morgen ausstellt — sondern namentlich auch deshalb, weil das Land den Volkscharakter formen hilft, weil der Dichter das Volk „lokalbedingt" zeigen will, schildert er seine Wohnstatt mit solcher Liebe.

„Denn so wie ihre Alpen fort und fort
Dieselben Kräuter nähren, ihre Brunnen
Gleichförmig fließen, Wolken selbst und Winde
Den gleichen Strich unwandelbar befolgen,
So hat die alte Sitte hier vom Ahn
Zum Enkel unverändert fort bestanden.
Nicht tragen sie verwegne Neuerung
Im altgewohnten gleichen Gang des Lebens."

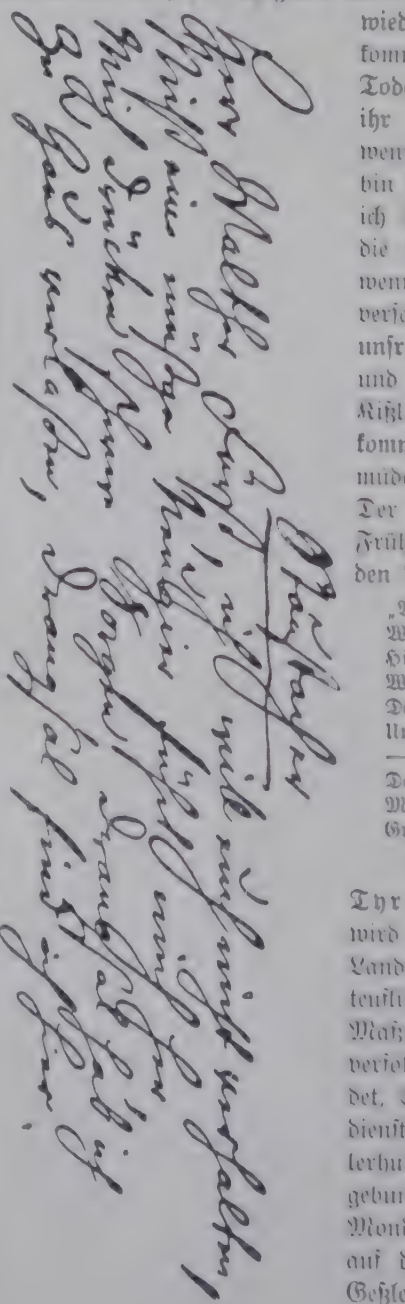
Auf ihren Boden sind sie stolz, in ihm wurzeln sie.

— „Wir haben diesen Boden uns erschaffen
Durch unsrer Hände Fleiß, den alten Wald,
Der sonst der Bären wilde Wohnung war,
Zu einem Sitz für Menschen umgewandelt;
Die Brut des Drachen haben wir getötet,
Der aus den Sümpfen giftgeschwollen stieg;
Die Nebeldecke haben wir zerissen,
Die ewig grau um diese Wildnis hing,
Den harten Fels gesprengt, über den Abgrund
Dem Wandersmann den sichern Steg geleitet;
Unser ist durch tausendjährigen Besitz
Der Boden — und der fremde Herrenknecht
Soll kommen dürfen und uns Ketten schmieden
Und Schmach antun auf unsrer eignen Erde?
Ist keine Hilfe gegen solchen Drang?"

Aber nicht bloß ihr Erb und Eigen, auch Weiber und Kinder das Heiligtum der Sitte, das Höchste und Beste ist durch den Mutwillen der Tyrannen bedroht, und auch sie, Eheglück, Elternsorgen, Häuslichkeit läßt der Dichter immer wieder leibhaft vor unsere Augen treten — da kommt mein Weib gelaufen in der Angst des Todes — Hab Weib und Kind daheim wie ihr — Landsmann, tröstet ihr mein Weib, wenn mir was Menschliches begegnet — Ich bin dein treues Weib und meine Hälfte fordr' ich deines Grams — Wir Schwestern saßen die Wolle spinnend in den langen Nächten, wenn bei dem Vater sich des Volkes Häupter versammelten — Wir stehn vor unsre Weiber, unsre Kinder — Tell und sein Weib — Tell und sein Knabe, wie das Verhältnis auch in Kißlings Denkmal so schön zum Ausdruck gekommen — wir brechen ab, um nicht zu ermüden. Es herrscht ein patriarchalisches Glück. Der Edelmann teilt mit seinen Knechten den Frühtrunk. Nicht Schloß und Riegel sind an den Türen.

„Wo wär' die sel'ge Insel aufzufinden,
Wenn sie nicht hier ist, in der Unschuld Land?
Hier, wo die alte Treue heimisch wohnt,
Wo sich die Falschheit noch nicht hingefunden?
Da trübt kein Neid die Quelle unsers Glücks,
Und ewig hell entfliehen uns die Stunden.
— Da seh' ich dich im echten Männerwert,
Den Ersten von den Freien und den Gleichen,
Mit reiner, freier Huldigung verehrt,
Groß, wie ein König wirkt in seinen Reichen."

In diese Idylle fährt wie ein Hagel die Tyrannei, und wie der See im Föhnsturm wird das Volksgemüt erregt. Wolfenschießen der Landenberger, Geßler mit seinen Werkzeugen, teuflisch bedrängen sie das Volk eine schlimme Maßregel folgt der andern. Baumgart wird verfolgt, Melchtal gebüßt sein Vater geblendet, Stauffacher bedroht, das Volk zu Frondiensten aufgeboten, Zwing Uri gebaut, der Geßlerhut aufgesteckt, Tell zum Apfelschuß gezwungen, gebunden, verhaftet der arme Wildheuer sechs Monden lang den Seinen entrissen und harret auf den Richterspruch vergebens, zuletzt blitzt Geßlers Drohung auf:



Ausschnitt aus Schillers eigenhändiger Niederschrift des „Tell". 1. Akt. 4. Szene.
(Diesen Zettel schnitt Karoline von Wolzogen aus dem Manuskript des „Tell" und schenkte ihn der Frau des Professors der Botanik Voigt in Jena, um ihr ein Autograph ihres Schwagers zu verehren.)

„Ein allzu milder Herrscher bin ich noch
Gegen dies Volk — die Zungen sind noch frei,
Es ist noch nicht ganz, wie es soll, gebändigt —
Doch es soll anders werden, ich gelob' es:
Ich will ihn brechen, diesen starren Sinn,
Den kecken Geist der Freiheit will ich beugen,
Ein neu Gesetz will ich in diesen Landen
Verkündigen — Ich will —"

Aber jetzt ist's genug. ein Pfeil durchbohrt ihn, „das Volk steht auf, der Sturm bricht los! Wer legt noch die Hände feig in den Schoß?" Und wer philosophiert ängstlich, ob auch wirklich die Einheit der Handlung gewahrt sei? Sie ist gewahrt, nur nicht nach pedantischer Regel.

Drei Bergwasser, drei Handlungen brechen los wider die Tyrannei, vereinigen sich zu einem Strom und schwemmen die fremden Dränger hinweg. Aber keine Greuel schänden die Befreiung.

„Abtreiben wollen wir verhaßten Zwang;
Die alten Rechte, wie wir sie ererbt
Von unsern Vätern, wollen wir bewahren,
Nicht ungezügelt nach dem Neuen greifen.
Dem Kaiser bleibe, was des Kaisers ist,
Wer einen Herrn hat, dien' ihm pflichtgemäß."
„Was sein muß, das geschehe, doch nicht drüber.
Die Vögte wollen wir mit ihren Knechten
Verjagen und die festen Schlösser brechen;
Doch, wenn es sein mag, ohne Blut."

Das ganze Volk ist der Held. Nur um so mächtiger wirkt die Erhebung. Die erste Bewegung geht von Stauffacher aus oder vielmehr von seiner wackeren Frau:

„Es kommt kein Fischerkahn zu uns herüber,
Der nicht ein neues Unheil und Gewalt-
Beginnen von den Vögten uns verkündet.
Drum tät es gut, daß eurer Etliche,
Die's redlich meinen, still zu Rate gingen,
Wie man des Drucks sich möcht' erledigen;
So acht' ich wohl, Gott würd' euch nicht verlassen
Und der gerechten Sache gnädig sein —
Hast du in Uri keinen Gastfreund, sprich,
Dem du dein Herz magst redlich offenbaren?"

Nach Uri fährt er stehenden Fußes gleich, verbindet sich mit Walther Fürst und Arnold von Melchtal —

„Blinder, alter Vater,
Du kannst den Tag der Freiheit nicht mehr schauen;
Du sollst ihn hören. — Wenn von Alp zu Alp
Die Feuerzeichen flammend sich erheben,
Die festen Schlösser der Tyrannen fallen,
In deine Hütte soll der Schweizer wallen,
Zu deinem Ohr die Freudenkunde tragen,
Und hell in deiner Nacht soll es dir tagen!"

und dem Dreimännerbund folgt der Dreiländerbund auf dem Rütli:

„Bei diesem Licht, das uns zuerst begrüßt
Von allen Völkern, die tief unter uns
Schwer atmend wohnen in dem Qualm der Städte,
Laßt uns den Eid des neuen Bundes schwören.
— Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr.
— Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,
Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben.
— Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen."

Freilich — Tell ist nicht mit auf dem Rütli gewesen. Die Hochgebirgswelt hat ihn erzogen. Einsam geht er seinen Weg. „Der Starke ist am mächtigsten allein." Mit Geßler haben die Rütlimänner nichts anzufangen gewußt. „Kommt Zeit, kommt Rat," hieß es, „man muß dem Augenblick auch was vertrauen." Aber Geßler ist ja der Gefährlichste, und Tell bekommt es zu fühlen. Er soll dafür büßen, daß er den Baumgarten gerettet hat, den Tyrannen im Gebirge schwach gesehen, nie ohne seine Waffe von Hause geht. Er tritt in die Lücke und räumt Geßler hinweg; meinte er früher: „Dem Friedlichen gewahrt man gern den Frieden," so sagt er jetzt: „Es kann der Frömmste nicht in Frieden bleiben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt." „In gärend Drachengift hast du die Milch der frommen Denkart mir verwandelt." Mit Tell zu rechten, weil er den Vogt erschießt ist unnütz. Es bleibt ihm kein andere Wahl. Die Parricidszene ist überflüssig. Sie weckt den Verdacht, der sie beseitigen will.

Die dritte Bewegung geht vom Adel aus von Attinghausen, Fräulein Bertha und Rudenz. Der junge Freiherr ist erst ein gar widerspenstiger Schüler. Vergebens redet Attinghausen ihm zu:

„Verblendeter, vom eiteln Glanz verführt,
Verachte dein Geburtsland! Schäme dich
Der uralt frommen Sitte deiner Väter!
Mit heißen Tränen wirst du dich dereinst
Heim sehnen nach den väterlichen Bergen,
Und dieses Herdenreihens Melodie,
Die du in stolzem Überdruß verschmähst,
Mit Schmerzenssehnsucht wird sie dich ergreifen,
Wenn sie dir anklingt auf der fremden Erde.
O, mächtig ist der Trieb des Vaterlands!
Die fremde, falsche Welt ist nicht für dich;
Dort an dem stolzen Kaiserhof bleibst du
Dir ewig fremd mit deinem treuen Herzen!
Die Welt, sie fordert andre Tugenden,
Als du in diesen Tälern dir erworben.
— Geh hin, verkaufe deine freie Seele,
Nimm Land zu Lehen, werd' ein Fürstenknecht,
Da du ein Selbstherr sein kannst und ein Fürst

Auf deinem eignen Erb' und freien Boden.
Ach, Uli! Uli! Bleibe bei den Deinen!
Geh nicht nach Altdorf — O verlaß sie nicht,
Die heil'ge Sache deines Vaterlands!
— O, lerne fühlen, welches Stamms du bist!
Wirf nicht für eiteln Glanz und Flitterschein
Die echte Perle deines Wertes hin —
Das Haupt zu heißen eines freien Volks,
Das dir aus Liebe nur sich herzlich weiht,
Das treulich zu dir steht in Kampf und Tod —
Das sei dein Stolz, des Adels rühme dich —
Die angebornen Bande knüpfe fest,
Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft."

Des Edelfräuleins Mahnungen haben bessern Erfolg. Beim Apfelschuß tritt er Umgewandelte mannhaft auf. Aber Bertha von Bruneck wird gefangen gesetzt, und von Melchtal unterstützt, schlägt Rudenz nun los, um sie zu befreien. Alle wirken mit und lange vor Neujahr werden die Burgen gebrochen und die Vögte verjagt. Das Land ist frei, die Unschuld sicher, und: „Billge Furcht erwecket sich ein Volk, das mit dem Schwerte in der Faust sich mäßigt."

Nach Beendigung des Tell im Frühling 1804 folgte Schiller einer Einladung nach Berlin, hatte bei Königin Luise eine Audienz und trug sich mit dem Gedanken einer Übersiedelung, blieb aber in Weimar und erhielt vom Herzog eine Zulage von 400 Talern. Im Sommer 1804 wurde er aufs neue von einer schweren Erkältung ergriffen und hatte den Winter hindurch wenig gute Tage. Auch Goethe war krank und der junge Heinrich Voß, welcher bei den Dichtern abwechselnd wachte, erzählt: „Goethe ist ein etwas ungestümer Kranker, Schiller aber die Sanftmut und Milde selber. Wie litt der Mann, als ich zum erstenmal bei ihm wachte, und wie heiter und männlich ertrug er es! Überhaupt war Schiller, als ob er sein Ende voraus fühle, in diesem Winter überaus sanft; eine unaussprechliche Milde durchdrang sein ganzes Wesen und gab sich kund in all seinem Urteilen und Empfinden; es war ein wahrer Gottesfriede in ihm. Als Schiller nun nach sechs Tagen genas, wie kindlich fröhlich war der Mann! Wie zählte er die Bissen, die er aß, und freute sich, daß er wieder so kräftig beißen konnte! Wie spielte der liebenswürdige Hausvater mit seinen Kindern! Er erlaubte der kleinen Karoline, sie dürfe in der Kaffeestunde bei ihm schmarotzen. Die kleine Emilie nahm er auf den Arm, küßte sie und sah sie mit einem Blick voll verschlingender Innigkeit an, recht als wenn er sein unendliches Glück im Besitz eines holden Kindes zu Ende denken wollte! Wie fröhlich war er, als ich zum erstenmal wieder mit ihm spazieren fuhr! In den unbelaubten Bäumen sah er einem baldigen Frühling entgegen. An den Frühling knüpfte er Reisepläne, an die Reisen Gesundheit und an die Gesundheit Werke."

Zur Begrüßung der russischen Großfürstin Maria Paulowna als Gemahlin des Erbprinzen hatte Schiller in vier Tagen des November 1804 die Huldigung

der Künste gedichtet und ihr damit Tränen in die Augen gelockt. Im März und April 1805 beschäftigte er sich mit Demetrius und vollendete zwei Akte der Tragödie, die Großes bieten und Großes versprachen. Am 25. April schrieb Schiller an Körner: „Die bessere Jahreszeit läßt sich endlich auch bei uns fühlen und bringt wieder Mut und Stimmung; aber ich werde Mühe haben die harten Stöße seit neun Monaten zu verwinden, und ich fürchte, daß doch etwas davon zurückbleibt. Indessen will ich mich ganz zufrieden geben, wenn mir nur Leben und leidliche Gesundheit bis zum fünfzigsten Jahre aushält." Fünf Lebensjahre erhoffte er noch; es sollte kein voller Monat mehr sein. Am 29. April sah er zum letztenmal Goethe, ging ins Theater und kehrte mit starkem Fieber nach Hause. Er phantasierte viel. Am Abend des 8. Mai betrachtete er noch die scheidende Sonne. Gefragt wie es gehe, antwortete er: „Immer besser, immer heiterer!" Am Nachmittag des 9. Mai begann sein Atem zu stocken. Lotte kniete am Bett und Schiller drückte ihr sterbend die Hand. Um 4 Uhr nachmittags hatte er vollendet. In der Nacht vom 11. zum 12. Mai wurde sein Leib zur Gruft getragen. Ein kleines Gefolge, kein Abschiedswort. Am folgenden Tage eine Totenfeier mit dem Requiem Mozarts. Am 10. August eine Feier mit dramatischer Darstellung des Liedes von der Glocke und Goethes Epilog. 1827 wurden Schillers Überreste in der fürstlichen Familiengruft beigesetzt.

Lotte starb 1826. An ihre vier Kinder hatte sie geschrieben: „Lasset euch sein Beispiel lehren, wie viel der Mensch über sich vermag."

„Auch manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig festgebannt.
Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
Mit allem, was wir schätzen, eng verwandt.
So feiert ihn! Denn, was dem Mann das Leben
Nur halb erteilt, soll ganz die Nachwelt geben."

Goethes und Schillers Zeitgenossen.

Wir Vögel singen nicht egal,
Der eine laut, der andre leise,
Kauz nicht wie ich, ich nicht wie Nachtigall;
Ein jeder hat so seine Weise.

Claudius.

Jedes bedeutende Werk lockt auf der gebrochenen Bahn eine Reihe von Nachahmern hinter sich her. Goethes Götz und Schillers Räuber weckten eine Menge von Spektakelstücken. Ritter und Räuber füllten eine Weile die Bühnen mit Lärm und räumten dann vornehmlich den Onkeln und Neffen, Tanten und Nichten des bürgerlichen Familiendramas den Platz. Die Schauspieler Schröder und Iffland und der Vielschreiber Kotzebue fanden mit ihren zahlreichen Rührstücken in breitern Schichten mehr Verständnis und Anklang als Goethe und Schiller mit Iphigenia und Wallenstein. „Das gehört," meint A. Bartels, „zur Charakteristik nicht bloß des klassischen Zeitalters, sondern der deutschen Literaturentwicklung überhaupt oder gar des Weltlaufs."

Iffland war ein Mann von gediegenen Grundsätzen, was sich leider von Kotzebue nicht sagen läßt. 15 Trauerspiele, 60 Schauspiele, 73 Lustspiele, 30 Possen, 11 Parodien und Travestien, 13 Vor- und Nachspiele, 17 Opern und Singspiele, über 200 Dramen also hat dieser Kotzebue aus den Ärmeln geschüttelt, und sie wurden immer wieder und mit Beifall gespielt — wo bleiben da Goethe und Schiller? Kotzebue war ein Bühnentalent, „aber ein Lump durch und durch!"

„Er schmierte, wie man Stiefel schmiert — verzeiht mir diese Trope! -
Und war ein Held an Fruchtbarkeit, wie Calderon und Lope." Platen

„Menschenhaß und Reue," das Stück, das Kotzebues Namen weithin bekannt machte, wurde von Schiller mit dem Distichon verspottet:

„Menschenhaß? Nein, davon verspür' ich beim heutigen Stücke
Keine Regung; jedoch Reue, die hab' ich gefühlt."

Das Drama „Johanna von Montfaucon" verwendet die Zaubereien der Romantiker. „Die Hussiten vor Naumburg" sind mit Chören ausgestattet. Aus dem Lustspiel „Die Kleinstädter" stammt der typisch gewordene Name „Krähwinkler" her.

1761 in Weimar geboren, wurde Kotzebue später russischer Staatsrat, suchte vergeblich durch eine Intrigue einen Keil in die Freundschaft Goethes und Schillers zu treiben und fiel 1819 unter dem Dolch des Studenten Sand.

Einer greulichen Versumpfung fiel die Unterhaltungsliteratur anheim. Hunderte, ja Tausende von Schundromanen schossen ins Kraut, namentlich

von 1780 hinweg und von da ein volles Menschenalter hindurch: Abenteuer-, Ritter-, Räuber-, Gespensterromane nährten die niedrigsten Volksinstinkte, um nichts besser als die Fluchliteratur aus Zolas Schule, und dieses Sittenverderben erklärt es uns, warum die vulgäre Aufklärung so bald abgewirtschaftet hatte. Denn gerade in der Hauptstadt dieser Aufklärung, in der Stadt Nicolais in Berlin, zeigte sich die Verderbnis am grellsten.

Dem gegenüber war es schon ein Verdienst, die Gift-Lektüre durch gesunde zu verdrängen, mochte diese dann den Idealen der Klassiker etwas weniger oder etwas mehr entsprechen. Und ein solches Verdienst erwarb sich vor vielen andern Jean Paul oder mit seinem vollen Namen Jean Paul Friedrich Richter. Geboren den 21. März 1763 zu Wunsiedel im Bayreuthischen, verlebte er seine Jugend in ländlicher Stille. Denn sein Vater war Lehrer, später Pfarrer im Dorfe Joditz, dann im Flecken Schwarzenbach an der Saale, starb aber früh. Auf den Landschulen dieser Orte nur dürftig vorbereitet, studierte Jean Paul in Leipzig Theologie, widmete sich aber der Literatur, las viel, machte Auszüge und legte sich „Zettelkasten" an aus dem mannigfaltigsten Wissen, das er dann in seine Darstellungen verflocht. Nach vergeblichen Versuchen als Schriftsteller mit Satiren „aus seiner Essigfabrik" und als Hauslehrer sein Brot zu erwerben, nach Jahren der Not, die sein Gemüt vertieften, der bittern Not des Hungerns sogar, entdeckte er den Weg, den seine Art und Natur ihn wies und der ihn zu Reichtum und Ehren führte. Er ließ sein Herz reden, seinen Humor erregte Aufmerksamkeit durch seine (Fragment gebliebene) „Unsichtbare Loge" und erwarb Ruhm durch seinen „Hesperus oder 45 Hundspostage". Ganz in seiner Eigenheit, seiner Liebe zur Kleinwelt, zu den Armen und Geringen, mit seinem weichen Gemüt und seiner reichen Phantasie erschien er in dem „Leben des vergnügten Schulmeisterleins Wuz". Von jenem Abend hinweg, wo er hochbeglückt unter Sternenschein von Schwarzenbach nach Hof geeilt, um seiner in Armut am Spinnrade sitzenden Mutter die hundert Dukaten Honorar zu bringen, die sein Erstlingsroman ihm eingetragen, war die Not verschwunden. Rasch folgten sein „Leben des Quintus Fixlein" und „Der Jubelsenior", 1796 die „Blumen-, Frucht- und Dornenstücke oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten Siebenkäs im Reichsmarktflecken Kuhschnappel", die das anstößige Thema der „Wahlverwandtschaften" humoristisch behandelten. In seinem „Titan" (1800) versuchte sich Jean Paul, nicht mit vollem Gelingen, in einem großen Entwicklungsroman aus der vornehmen Welt, trat aber bald aus dem „Dunstkreis der Höfe" wieder ins kleinbürgerliche Leben zurück und errang neue Lorbeeren mit den „Flegeljahren". Die letzten Werke Jean Pauls kehrten mehr die derbkomische Seite heraus, so namentlich „Dr. Katzenbergers Badereise", auch „Des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Flätz", „Leben Fibels" u. a. 1808 und 1809 trat der Dichter auch als Patriot hervor und in der „Vorschule der Ästhetik" (1804) und „Levana oder Erziehungslehre" (1807) gab er eine Fülle von anregenden guten Gedanken. Beispiel:

Johann Paul Friedrich Richter. (Jean Paul.)
(Nach dem Gemälde von Fr. Mayer, 1811.)

„Als Antipater von den Spartanern fünfzig Kinder als Geiseln begehrte: so boten sie ihm an deren Statt hundert vornehme Männer an, ungleich den gewöhnlichen Erziehern, welche gerade das Opfer umkehren. Die Spartaner dachten recht und groß. In der Kinderwelt steht die ganze Nachwelt vor uns, in die wir, wie Moses ins gelobte Land, nur schauen, nicht kommen.

Der reinste Unterschied des Menschen vom Tier ist weder Besonnenheit, noch Sittlichkeit — denn von diesen Sternen spielen wenigstens Sternschnuppen im niedrigen Tierkreise —, sondern Religion, welche weder Meinung noch bloße Stimmung ist, sondern das Herz des inneren Menschen, und daher jede erst grundierend. In jenem für andere Kenntnisse finsteren Mittelalter stand die Religion, wie in der Nacht der Himmel, näher der Erde und glänzend darüber gebreitet, indes uns Gott, wie an dem Tage die Sonne, nur einmal als Schlußstein des Himmelsgewölbes erscheint. . . .

Das Leben, besonders das sittliche, hat Flug, dann Sprung, dann Schritt, dann Stand; jedes Jahr läßt sich der Mensch weniger bekehren.

Das Ziel muß man früher kennen als die Bahn.

Jeder von uns hat seinen idealen Preismenschen in sich, den er heimlich von Jugend auf frei oder ruhig zu machen strebt. Am hellsten schauet jeder diesen heiligen Seelengeist an in der Blütezeit aller Kräfte, im Jünglingsalter.

Einen traurigen Mann erdulde ich, aber kein trauriges Kind. . . . Denkt euch ein Kind, das zum Blutgerüst geführet würde, — denkt euch Amor in einem deutschen Särglein, — oder seht einen Schmetterling nach dem Ausreißen seiner vier Flügel kriechen als Raupe: so fühlt ihr, was ich meine.

Heiterkeit oder Freudigkeit ist der Himmel, unter dem alles gedeiht, Gift ausgenommen.

Was heiter und selig macht und erhält, ist bloß Tätigkeit; die gewöhnlichen Spiele der Kinder sind — ungleich den unsrigen — nichts als die Äußerungen ernster Tätigkeit, aber in leichtesten Flügelkleidern.

Vergeßt es doch nie, daß Spiele der Kinder mit toten Spielsachen darum so wichtig sind, weil es für sie nur lebendige gibt und einem Kinde eine Puppe so sehr ein Mensch ist, als einem Weibe eine erwachsene, und weil ihm jedes Wort ein Ernst ist. Im Tiere spielt nur der Körper, im Kinde die Seele.

Musik sollte man lieber als die Poesie die fröhliche Kunst heißen. Sie teilt Kindern nichts als Himmel aus; denn sie haben noch keinen verloren und setzen noch keine Erinnerungen als Dämpfer auf die hellen Töne.

Habt keine Freude an Ge- und Verbieten, sondern am kindlichen Freihandeln. Zu häufiges Befehlen ist mehr auf die elterlichen Vorteile, als auf die kindlichen bedacht.

Verbietet seltener durch Tat als durch Worte; reißet dem Kinde das Messer nicht weg, sondern lasset es selber auf Worte es weglegen; im ersten Falle folgt es dem Drucke fremder Kraft, im zweiten dem Zuge eigener.

Der Körper ist der Panzer und Küraß der Seele. Nun, so werde dieser vorerst zu Stahl gehärtet, geglüht und gekältet. Jeder Vater erbaue, so gut er

kann, um sein Haus ein kleines gymnastisches Schnepfental; die Gasse, worin der Knabe tobt, rennt, stürzt, klettert, trotzt, ist schon etwas.

Nichts steckt leichter an, als Furcht und Mut; nur daß elterliche Furcht sich im Kinde gar verdoppelt; denn wo schon der Riese zittert da muß ja der Zwerg niederfallen.

Lehrt lieben, sagt' ich, das heißt: liebt! —

Das Herz ist das Genie der Jugend: die Moral dessen Geschmacklehre.

Sprache-Lernen ist etwas Höheres als Sprachen-Lernen; und alles Lob, das man den alten Sprachen als Bildungsmittel erteilt, fällt doppelt der Muttersprache anheim, welche noch richtiger die Sprachmutter hieße.

Die Muttersprache ist die unschuldigste Philosophie und Besonnenheitübung für Kinder. Sprecht recht viel und bestimmt, und haltet sie selber im gemeinen Leben zur Bestimmtheit an.

Im einzigen Zwar steckt ein kleiner Philosoph.

Ein Blatt schreiben regt den Bildungstrieb mächtiger auf als ein Buch lesen.

Es gibt auch für das Gedächtnis einen geistigen Talisman, nämlich den Reiz des Gegenstandes . . . daher hat kein Mensch für alles ein Gedächtnis, weil keiner für alles ein Interesse hat."

In allen Kreisen wetteiferte man, Jean Paul zu ehren. Wohin seine zahlreichen Reisen führten, schätzten vornehme Leserinnen sich glücklich, von ihm, ja von seinem Pudel eine Haarlocke als Reliquie behalten zu dürfen. Eine Zeitlang verehrte ihn schwärmerisch Frau Charlotte von Kalb, seine „Titanide". Er entging ihr wie früher Schiller. 1801 reichte ihm die Tochter eines Geheimen Obertribunalrats, Karoline Meyer, die Hand zur Ehe. Auch die Männer bewunderten, Herder und Wieland liebten ihn. Börnes überschwengliche Denkrede auf Jean Paul — er starb 1825 — gab der Stimmung Ausdruck, die sein Zeitalter ihm entgegengebracht.

„Jahrhunderte ziehen hinab, die Jahreszeiten rollen vorüber, es wechselt die Witterung des Glücks; die Stufen des Alters steigen auf und steigen nieder. Nichts ist dauernd als der Wechsel, nichts beständig als der Tod. Jeder Schlag des Herzens schlägt uns eine Wunde, und das Leben wäre ein ewiges Verbluten, wenn nicht die Dichtkunst wäre. Sie gewährt uns, was uns die Natur versagt: eine goldene Zeit, die nicht rostet: einen Frühling, der nicht abblüht, wolkenloses Glück und ewige Jugend. Der Dichter ist der Tröster der Menschheit: er ist es, wenn der Himmel selbst ihn bevollmächtigt, wenn ihm Gott sein Siegel auf die Stirne gedrückt und wenn er nicht um schnöden Botenlohn die himmlische Botschaft bringt. So war Jean Paul. Er sang nicht in den Palästen der Großen, er scherzte nicht mit seiner Leier an den Tischen der Reichen. Er war der Dichter der Niedergeborenen, er war der Sänger der Armen, und wo Betrübte weinten, da vernahm man die süßen Töne seiner Harfe. Mögen wir der stolzen Glocke, die an seltenen Festtagen majestätisch schallt, unsere Ehrfurcht zollen — unsere Liebe wird der vertrauten Uhr, die jeden Pulsschlag unseres

Herzens begleitet, die jede Viertelstunde unserer Freude nachtönt und alle unsere Schmerzen, Minute nach Minute, von uns nimmt."

„Durch enge, verwachsene Pfade suchte er das verschmähte Dörfchen auf. Er zählte im Volke die Menschen, in den Städten die Dächer, und unter jedem Dache jedes Herz. Alle Jahreszeiten blühten ihm, sie brachten ihm alle Früchte. Auch der ärmste Dichter, und schlotterte ihm nur eine Saite noch auf seiner kümmerlichen Leier, hat die Feiertage der ersten Liebe besungen. Jean Paul wartet diese heilige Flamme, bis sie mit dem Tode verlischt. Bei jeder goldenen Hochzeit ist er der trauende Priester, der die alten Herzen noch einmal aneinanderlegt und die zitternden Hände zum letztenmale paart, bevor der Tod sie trennt. Durch Nebel und Stürme und über gefrorne Bäche dringt er in das eingeschneite Häuschen eines Dorfschulmeisters, die Christnachtfreuden seiner Kinder zu teilen."

Und heute ist Jean Paul vergessen, ist außer etwa der „Neujahrsnacht eines Unglücklichen" und ähnlichen kleinern Meisterstücken keines seiner Werke bekannt. Wie kommt's? Nun eben, „die Jahrhunderte rollen hinab, die Jahreszeiten rollen vorüber, es wechselt die Witterung des Glücks." Er schilderte seine Gegenwart, seine widerspruchsvolle, stimmungsreiche Gegenwart, ihr intimstes Kleinleben und ihre Sentimentalität: für uns ist sie Vergangenheit und manches ist ohne Kommentar nicht mehr recht zu verstehen, mutet uns moderne Menschen wunderlich an. Wer Zeit und Liebe genug besitzt, findet in den Werken Jean Pauls, den Idyllen voraus, immer noch reiche Schätze zu heben, nicht bloß die berühmten „schönen Stellen", von denen wir oben schon Proben gaben. Aber Jean Paul ist Humorist, muß wie die englischen Schriftsteller Swift, Sterne, Dickens als Humorist gewürdigt werden, und die folgen ihren eigenen Gesetzen.

Wenn das Erhabene darin besteht, daß Personen und Dinge das Maß des Gewöhnlichen überragen, das Komische darin, daß sie als Ungereimtes, Unvernünftiges, Unvollkommenes unter ihm zurückbleiben, so läßt der Humorist das Erhabene dadurch noch größer und das Lächerliche noch kleiner erscheinen, daß er sie einander gegenüber stellt, das Erhabene am Komischen und das Komische am Erhabenen mißt. Seine Phantasie zieht ihre eigenen Bahnen, nicht gradaus, nicht im Kreis, sondern am liebsten im Zickzack.

„Ich konnte nie mehr als drei Wege, glücklich zu werden, auskundschaften," sagt Jean Paul in der Vorrede zu „Quintus Fixlein". „Der erste, der in die Höhe zieht, ist: soweit über das Gewölk des Lebens hinauszudringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäusern und Gewitterableitern von weitem unter seinen Füßen wie ein eingeschrumpftes Kindergärtchen liegen sieht. Der zweite ist: gerade herabzufallen ins Gärtchen und da sich so einheimisch in die Furche einzunisten, daß, wenn man aus seinem warmen Lerchennester herausseht, man ebenfalls keine Wolfsgruben, Beinhäuser und Stangen, sondern nur Ähren erblickt, deren jede für den Nestvogel ein Baum oder ein Sonnen- und Regenschirm ist. Der dritte endlich, den ich für den schwersten

und klügsten halte, ist der, mit den beiden andern zu wechseln." Die Region über den Wolken, von welcher Jean Paul hier spricht, ist das Reich seiner idealen Traumwelt, das Lerchennest in der Furche dagegen die Erinnerung an das Glück seiner Kindheit im elterlichen Pfarrhaus.

Was Jean Paul von Goethe und Schiller abgrundweit trennte ist neben all diesen Eigenheiten seine Formlosigkeit, seine Bilderjagd, seine Zitatensucht und seine endlose Einschachtelei. Einen Millionär an Bildern hat man ihn genannt; aber er hielt seinen Reichtum nicht zu Rate und nötigt den Leser zu Entzifferung der Form, wo dieser nach dem Inhalt verlangt.

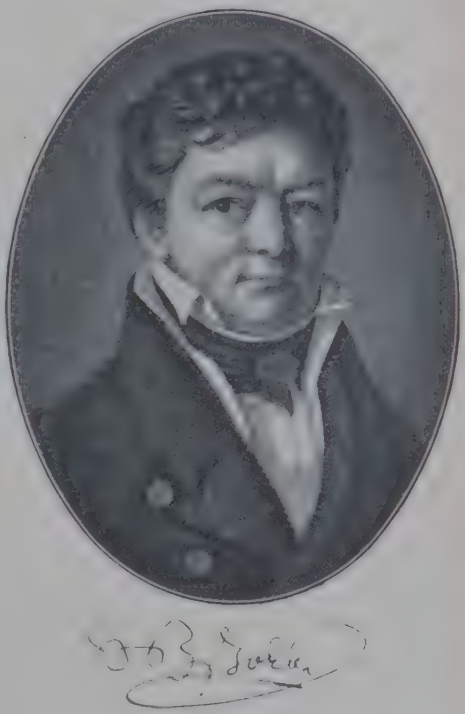
Anmutig schilderte Jean Paul in verschiedenen Lagen den unverdorbenen deutschen Jüngling mit der Unbefangenheit und Blödigkeit die an den wegreitenden Parzival gemahnt, mit der Hilfsbedürftigkeit, die für Frauenherzen etwas Unwiderstehliches hat, ferner die hohe Jungfrau, sinnig und treu den bescheidenen und anspruchslosen Menschen, den das gottesfüllte Herz über die Not erhebt, und den humoristischen Freund, der seine Opferfreudigkeit unter der Maske des Spottes verbirgt.

Sind Jean Pauls Werke leider nun tot, so soll es ihm unvergessen bleiben daß sie beinah ein halbes Jahrhundert lang ein Zufluchtsort deutscher Naturfreude, Herzensunschuld, keuscher Sehnsucht und treuer Liebe gewesen.

Zu einem unterhaltenden Volksschriftsteller, der nur mitunter noch durch Frivolität an die verächtliche Sippe der Cramer Vulpius Spieß und die Spießgesellen erinnert, bildete sich Johann Heinrich Zschokke aus, der 1771 in Magdeburg geboren, von den Neunziger Jahren an in der Schweiz eine neue Heimat fand, mit hohen Ämtern betraut ward und dem Hunger der Zeit nach Volksbildung mit einer volkstümlich schwungvollen Schweizergeschichte und zahlreichen nicht sehr tiefen Erzählungen entgegen kam, wie zum Beispiel das Goldmacherdorf.

Ungleich tiefer und auf die weitesten Kreise wirkte von der Schweiz aus der unvergeßliche Pädagoge Heinrich Pestalozzi, 1746–1827. Einen Platz in der Geschichte der schönen Literatur erwarb er sich durch sein Volksbuch „Lienhard und Gertrud", die erste wirkliche Darstellung des Volkslebens für das Volk, schon vor Beginn der klassischen Periode, im Jahre von Schillers „Räubern", erschienen, (1781). Schon hatte der Edle Hand angelegt um durch Sammlung und Erziehung der Niedergebornen, der Verwaisten und Armen dem Elend des gemeinen Volks wirksam zu begegnen. Sein praktisches Streben war gescheitert an seinem eignen unpraktischen Wesen und an den Ecken der harten Welt. Von den Freunden bedauert, von Verständnislosen verspottet, schrieb er aus seinen Erlebnissen heraus die Geschichte „von dem herzguten Mann, der aber doch Weib und Kinder unglücklich macht", von dessen vortrefflicher Gattin Gertrud und ihren Kindern, von dem Elend, das der Vogt Hummel in dem Schweizerdorfe gestiftet, und von dem Segen, den der herrliche Edelmann Arner um sich her verbreitet. Die Geschichte wuchs wie von innen heraus mit unbewußt elementarer Kraft. Die Liebe führte die Feder, die gleiche Liebe, die dann in Stanz

und in der Praxis überhaupt noch Unvergängliches wirken sollte. Daß Pestalozzi mit seinem brennenden Herzen kein sentimentaler Schwärmer gewesen, mag z. B. ein Passus andeuten, wo er in seiner Erzählung von Babeli spricht: „Ich bin kein Veilchenhändler und liebe nichts weniger, als daß der Mensch vor Blumen schmelze und ob Mücken weine. Sie sind vorbei, die Tage solcher Tränen. Ich habe erfahren, daß der Mensch, der ob Blumen schmilzt, sein Brot nicht gern im Schweiß seines Angesichts ißt, und daß dein Weib nicht gerne Kinder gebiert, daß es sich abschwächt und Gottes Ordnung widerspricht. Darum mag ich dies Geschlecht nicht. Es gehört nicht in unsere Welt, die Dornen und Disteln trägt, sondern in eine, wo artige Engel mit Himmelszauber für ihre Bewohner den Boden bauen und zu den Steinen sagen: werdet ihr Brot, damit die Müßiggänger essen!"



J. H. Zschokke.
(Nach einer Zeichnung von J. Nöh gestochen von Ameler.)

Pestalozzis Buch sollte wirken, und es hat gewirkt. Ein Volksbuch ist's freilich jetzt auch nicht mehr. Wohl bleiben die Menschen immer dieselben, und Arme sind allezeit unter uns. Aber die Verhältnisse wechseln, und was eigentlich ein Grundherr, ein Landvogt, ein Untervogt und ihre Untertanen gewesen, weiß das Volk im Zeitalter der Gleichheit nicht mehr.

In ungebrochener Jugendkraft aber lebt mit Geschichten und Gedichten als ein Liebling des Volkes ein anderer Sohn dieses Zeitalters fort, einer, der in der Literatur seines gleichen nicht hat. Wer kennt nicht Johann Peter Hebel? Wer hat sich nicht schon ergötzt oder erbaut an Erzählungen wie: Die gute Mutter, Die drei Wünsche, Das Mittagessen im Hof, Der Star von Segringen, Lange Kriegsfuhr, Untreue schlägt den eignen Herrn, Herr Charles, Der Schneider in Pensa, Kannitverstan, Der geheilte Patient, — an den Betrachtungen über: Die Pflanzen, Das Weltgebäude, Das Barometer, Das Vogelnest? Und wenigstens im süddeutschen Sprachgebiet und namentlich in jenem glücklichen Winkel der Welt, wo der Rhein die Schweizergrenze verläßt, um sich nach Norden zu wenden, sind Gedichte wie: Der Knabe im Erdbeerschlag, Der Kirschbaum, Das Spinnlein, Der Winter, Sommerabend, Sonntagsfrühe, Das Haber-

mus, Der Wegweiser, Wächterruf, Eine Frage — und die bei aller Schalkhaftigkeit doch tief ernste, erhaben schöne „Vergänglichkeit" im Herzen des Volkes, schon des jungen Volkes, heimisch geworden. Ludwig Richter hat die Gedichte so fein illustriert wie für solche deutsche Art nur er es kann. Hebel und Richter, die passen zueinander.

Hebel war selber ein Sohn des Volks, aus den untern Ständen hervorgegangen und in die obern hineingewachsen. Die Eltern lernten sich in Basel kennen, wo beide im Hause des Majors Iselin dienten. Nachdem die beiden 1757 ein Paar geworden, lebten sie abwechselnd im Sommer in Basel und im Winter in Hausen bei Schopfheim, wo der Vater als Weber tätig war. In Basel wurde Hebel geboren, am 10. Mai 1760, 20 Jahre nach Matthias Claudius. Hier und in Hausen, im Wiesental, hat der muntere Knabe seine Jugend verlebt und durch sein ganzes Leben begleitete ihn die Erinnerung an die Reize der Heimat und ihr biederes Völklein. Zwar starb schon ein Jahr nach des Knaben Geburt der Vater. Aber der Junge ließ sich die Sorge nicht groß anfechten und verübte manchen losen Streich. Doch hielt ihn seine Mutter zum Beten an und unter aller Ausgelassenheit regte sich in ihm ein religiöser Zug. Seine Schulkenntnisse holte er zur Winterszeit in Hausen; dazwischen mußte er der Mutter Holz lesen helfen oder für den Schmelzofen Steine klopfen. In Basel war natürlich besser zu leben; hier gab es gar viel zu laufen und zu schauen. Trotzdem ihm zu seinem großen Schmerz auch die gute Mutter schon 1773 entrissen wurde, durfte er sich den Studien widmen und wurde von der lateinischen Schule zu Schopfheim ans Gymnasium nach Karlsruhe versetzt, wo ihn ein Hofgeistlicher in sein Haus aufnahm und seinen Wandel überwachte. Nachdem er in Erlangen die Freiheit des Studentenlebens genossen, blieb er acht Jahre in der bescheidenen Stellung eines Lehrers in Lörrach. 1791 nach Karlsruhe berufen, wirkte er hier bis an sein Ende, zuerst als Prediger und Gymnasiallehrer, von 1798 an als Professor, später zugleich als Kirchenrat, als Direktor des Lyceums, als Mitglied der Kirchen- und Prüfungskommission, und 1818 war Peter Hebel, der einst als armes barfüßiges Büblein gerne die Last der Pflaumen-, Apfel- und Nußbäume im Pfarrgarten erleichtert hatte, mit der Last eines Kirchenprälaten betraut. Der Amtspflichten wurden ihm oft zu viel. Seine grüne Heimat konnte er niemals vergessen. Gern träumte er sich eine Pfarrei auf dem Tüllingerberge, wo vor dem Blick eine ganze Rheinlandschaft ausgebreitet liegt. „Aber freilich, auf dem Tüllingerberge," schreibt er einmal, „wär es noch gar viel feiner und lieblicher, wo man doch auch Schnee sieht im Winter und Blüten im Frühling und wo es im Sommer donnert und blitzt, als ob der jüngste Tag im Anzuge wäre. Ich glaube, daß am jüngsten Tag die Morgenröte lauter Blitz sein und der Donner Schlag auf Schlag die Morgenwache antrommeln werde. Wie es dann an ein Betglockläuten gehen wird von Hausingen den Berg herum bis nach Efringen hinab! Wie die Leute sich die Augen reiben werden, wenn es schon tagt!" [1]

[1] Man beachte den Parallelismus dieses Briefes zum letzten Abschnitt der „Vergänglichkeit".

Aus solchen Gefühlen der Sehnsucht nach seinem geliebten Oberlande entstanden in Karlsruhe seine alemannischen Gedichte.

Ganz eigentlich das Heimweh diktierte sie. Drum tragen sie auch die Mundart der Heimat, und die Mundart trägt sie. Den Norddeutschen hat sie Robert Reinick durch eine Übersetzung näher gebracht, die freilich trotz aller Vorzüge eben nicht das Original selber ist. Das Büchlein, im Todesjahr Gleims und Klopstocks erschienen, 1803, enthält nur etwas über 50 Nummern; aber es ist ein Juwelenschrein. Welche Frische, Natürlichkeit, Heiterkeit, Zartheit, welcher unbezahlbare Humor und doch wieder welcher Ernst in ihnen! „Der wahre Kindersinn des Dichters ist der wahre Segen über seinen Gedichten." Wie plastisch ist alles personifiziert, die Sonne, das Spinnlein, der Samstig und der Sunntig, der Abendstern, die Wiese, das böse Gewissen, das ganze Universum auf die naivste, anmutigste Weise „verbauert". Aber das echte Volk will nicht bloß unterhalten sein; es will auch erbaut sein, und Hebel ist allzeit liebenswürdig lehrhaftig, scheut sich nicht an Grab und Ewigkeit zu erinnern und das Gewissen an Gott zu mahnen, und nachdem er das Schlaraffenleben des Käfers geschildert, versäumt er nicht den Finger aufzuheben: „Jä sone Lebe, liebe Fründ, es isch wohl für e Tierli guet."

1806 hatte Hebel Lust, sich auf eine Pfarrstelle in Freiburg zu melden, und reiste hin; aber weil er unschlüssig schwankte, fand er auf der Heimkehr beim Übernachten in Emmendingen lange keinen Schlaf. Nach Mitternacht schlummerte er ein; aber um zwei Uhr hörte er des Nachtwächters Ruf:

„Und wem scho wieder, eh's no tagt,
Die schweri Sorg am Herze nagt, —
Du arme Tropf! Di Schlof ist hi!
Gott sorgt, es wär nit nötig gsi."

Da war er getröstet und blieb seiner alten Stelle treu.

Gern saß der Dichter abends im geselligen Kreis, und leichte Ringelwölklein aus der Tiefe seiner langen Pfeife heraufholend, ergötzte er die Genossen mit feinen Rätseln und einer unerschöpflichen Fülle von Schwänken und Anekdoten. Von 1807 an bearbeitete er im Auftrage des Konsistoriums den badischen Landeskalender. Er nannte ihn den „Rheinländischen Hausfreund" und erhob ihn zum klassischen Muster der volkstümlichen Kalenderliteratur. Er ließ darin veredelt und geläutert zahlreiche alte Schwänke aus Pauli und Wickram wieder aufleben. In dem Kometen- und Weinjahr 1811 gab er in seinem „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes" seine Erzählungen und Betrachtungen gesammelt heraus.

Über seine Kunst zu erzählen könnte man ein ganzes Kapitel schreiben. Der Anfang geht immer gleich frisch ins Zeug: „In Wien dachte ein Offizier: Ich will doch auch im Roten Ochsen zu Mittag essen, und geht in den Roten Ochsen" ꝛc. Ein paar Pinselstriche und die ganze Situation ist gezeichnet. Aber welche Anschaulichkeit in dieser schlagenden Kürze! Hebel erzählt nicht bloß: „Bald wünschten sie dies, bald wünschten sie das;" er erzählt: „Bald wünschten

sie des Schulzen Acker, bald des Löwenwirts Geld, bald des Meyers Haus und Hof und Vieh, bald einmalhunderttausend Millionen bayrische Taler kurzweg (nicht bloß Geld, sondern Taler, nicht bloß Taler, sondern bayrische Taler). Allenthalben direkte Reden, nicht indirekte: „Platz da!" sagte er zum Adjunkt. „Holla," denkt der Adjunkt, „der meint auch, grob sei vornehm. Was gilt's, er ist nicht weit her?" Und die Wortfolge in den Reden, gerade so, wie der Volksmund erzählt: „In Segringen der Barbier hatte einen Star" ꝛc. „Nach einigen Minuten, als unterdessen die Gäste miteinander diskurierten, und einer sagte: „Habt Ihr gestern das Kamel auch gesehen und den Affen?" Ein anderer sagte: „Es ist kein Kamel, es ist ein Trampeltier," sagte die Wirtin: „Mit Erlaubnis," und deckte eine schneeweiße Serviette vom feinsten Gebilde auf den Tisch. Jeder glaubte der Andere habe ein Bratwürstlein bestellt, oder Etwas, und „es ist doch ein Kamel", sagte ein Dritter, „denn es ist weiß die Trampeltiere sind braun." Und aus all den objektiven Gemälden heraus schaut immer wieder der treuherzige Mann mit seinem Humor, seinen Einfällen, Ausfällen, Anfällen und seinen schalkhaften „Merke!" — oft auch der Adjunkt (Gesandtschaftssekretär Kölle) und die Schwiegermutter (Frau Hendel-Schütz). Der ganze Hebel wie er leibt und lebt, erscheine zum guten Ende noch vor uns in seiner immer jungen klassisch feinen Erzählung: **Unverhofftes Wiedersehen:**

„In Falun in Schweden küßte vor guten fünfzig Jahren und mehr ein junger Bergmann seine junge, hübsche Braut und sagte zu ihr: „Auf Sankt Luciä wird unsere Liebe von des Priesters Hand gesegnet. Dann sind wir Mann und Weib und bauen uns ein eignes Nestlein." — „Und Friede und Liebe soll darin wohnen," sagte die schöne Braut mit holdem Lacheln, „denn du bist mein einziges und alles, und ohne dich möchte ich lieber im Grabe sein als an einem andern Orte." Als sie aber vor St. Luciä der Pfarrer zum zweitenmal in der Kirche ausgerufen hatte „so nun jemand Hindernis wüßte anzuzeigen, warum diese Personen nicht möchten ehelich zusammenkommen", — da meldete sich der Tod. Denn als der Jüngling den andern Morgen in seiner schwarzen Bergmannskleidung an ihrem Hause vorbeiging — der Bergmann hat sein Totenkleid immer an — da klopfte er zwar noch einmal an ihrem Fenster und sagte ihr guten Morgen, aber keinen guten Abend mehr. Er kam nimmer aus dem Bergwerk zurück, und sie säumte vergeblich selbigen Morgen ein schwarzes Halstuch mit rotem Band für ihn zum Hochzeitstag, sondern als er nimmer kam, legte sie es weg und weinte um ihn und vergaß ihn nie.

Unterdessen wurde die Stadt Lissabon in Portugal durch ein Erdbeben zerstört, und der siebenjährige Krieg ging vorüber, und Kaiser Franz I. starb, und der Jesuitenorden wurde aufgehoben und Polen geteilt, und die Kaiserin Maria Theresia starb, und der Struensee wurde hingerichtet. Amerika wurde frei, und die vereinigte französische und spanische Macht konnte Gibraltar nicht erobern; die Türken schlossen den General Stein in der Veteranihöhle in Ungarn ein, und der Kaiser Joseph starb auch. Der König Gustav von Schweden eroberte Russisch-Finnland, und die französische Revolution und der lange Krieg fing an, und

Hebel.

Johann Peter Hebel.

(Nach einer Zeichnung und Stich von S. Müller.)

der Kaiser Leopold II. ging auch ins Grab. Napoleon eroberte Preußen, und die Engländer bombardierten Kopenhagen, und die Ackerleute säeten und schnitten, der Müller mahlte, und die Schmiede hämmerten, und die Bergleute gruben nach den Metalladern in ihrer unterirdischen Werkstatt. Als aber die Bergleute in Falun im Jahre 1809 etwas vor oder nach Johannis zwischen zwei Schachten eine Öffnung durchgraben wollten, gute dreihundert Ellen tief unter dem Boden, gruben sie aus dem Schutt und Vitriolwasser den Leichnam eines Jünglings heraus, der ganz mit Eisenvitriol durchdrungen, sonst aber unverwest und unverändert war, also daß man seine Gesichtszüge und sein Alter noch völlig erkennen konnte, als wenn er erst vor einer Stunde gestorben, oder ein wenig eingeschlafen wäre an der Arbeit. Als man ihn aber zutage ausgefördert hatte: Vater und Mutter, Gefreundete und Bekannte waren schon lange tot, kein Mensch wollte den schlafenden Jüngling kennen oder etwas von seinem Unglück wissen, bis die ehemalige Verlobte des Bergmannes kam, der eines Tages auf die Schicht gegangen war und nimmer zurückkehrte. Grau und zusammengeschrumpft kam sie an einer Krücke an den Platz und erkannte ihren Bräutigam: und mehr mit freudigem Entzücken als mit Schmerz sank sie auf die geliebte Leiche nieder, und erst als sie sich von einer langen, heftigen Bewegung des Gemütes erholt hatte, sagte sie endlich: „Es ist mein Verlobter, um den ich fünfzig Jahre lang getrauert hatte und den mich Gott noch einmal sehen läßt vor meinem Ende. Acht Tage vor der Hochzeit ist er auf die Grube gegangen und nimmer gekommen." Da wurden die Gemüter aller Umstehenden von Wehmut und Tränen ergriffen, als sie sahen die ehemalige Braut jetzt in der Gestalt des hingewelkten, kraftlosen Alters und den Bräutigam noch in seiner jugendlichen Schöne, und wie in ihrer Brust nach fünfzig Jahren die Flamme der jugendlichen Liebe noch einmal erwachte; aber er öffnete den Mund nimmer zum Lächeln oder die Augen zum Wiedererkennen; und wie sie ihn endlich von den Bergleuten in ihr Stüblein tragen ließ, als die einzige, die ihm angehöre und ein Recht an ihn habe, bis sein Grab gerüstet sei auf dem Kirchhofe. Den andern Tag, als das Grab gerüstet war auf dem Kirchhofe und die Bergleute ihn holten, legte sie ihm das schwarzseidene Halstuch mit roten Streifen um und begleitete ihn in ihrem Sonntagsgewand, als wenn es ihr Hochzeitstag und nicht der Tag seiner Beerdigung wäre. Denn als man ihn auf dem Kirchhofe ins Grab legte, sagte sie: „Schlaf nun wohl noch einen Tag oder zehn im kühlen Hochzeitsbette und laß dir die Zeit nicht lang werden! Ich habe nur noch wenig zu tun und komme bald, und bald wird's wieder Tag." „Was die Erde einmal wiedergegeben hat, wird sie zum zweitenmal auch nicht behalten", sagte sie, als sie fortging und noch einmal umschaute."

Unvermutet starb Hebel, nachdem er vorher alle seine Ersparnisse in einem Bankkrach verloren, auf einer Inspektionsreise in Schwetzingen, 1826, im gleichen Jahr wie sein Vorfahr in Dialekt-Idyllen, Johann Heinrich Voß.

Heimatfreudige Gemütsinnigkeit weht uns auch aus den „Alpenrosen" entgegen, einem schweizerischen Musenalmanach, der von 1810 bis in die dreißiger Jahre hinein erschien. Seine Dichter waren im Kleinen treu, so Prof. Joh.

Rud. Wyß der Jüngere in Bern, von dem das patriotische Schweizerlied: „Rufst du, mein Vaterland" und das Heimwehlied „Herz mis Herz warum so trurig" herstammen. Die gleiche idyllische Grundstimmung durchzieht die Erzählungen zweier andern Hebel verwandten Schweizersänger, Usteri und Kuhn.

Der Zürcher Joh. Martin Usteri (1763–1827), der den Zeichenstift noch gewandter führte, als die Feder des Dichters, in aller Welt bekannt geworden durch seinen harmlosen Rundgesang: „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht", ergötzte seine Landsleute durch die zwei Dialekt-Idyllen „De Herr Heiri" und „De Vikari", die eine städtisch, die andere ländlich, beide mit humoristischer Kleinmalerei und satirischen Seitenblicken, wie etwa folgende kurze Probe aus dem „Vikari" zeigen mag:

„Liebeth! Chömed doch au — — Uns Gotteswille, was ist's denn
Daß Sie so rüefed? — ist öppis begegnet? — „Du Gott! e Malzyt!" —
Was? e Malzyt? — „Hä ja, es chund is morn[1] e Visite,
D' Hauptmännin und ihre Maa[2] und bringed denn noh ihre Suh[3] mit —
Ach, ich gschlagni Frau? -- Das ist es Elend! e Malzyt!" —
Bah! das hat ja noh Zyt! — „Was Zyt? Mer müend grad a d'Arbet
Choche, süden[4] und brate!" — Und was, Frau Pfarrerin? — „Ebe!
Ebe was? — ich gschlagni Frau! Keis Chrebsli! Keis Fischli!
'S Gutli hand mer hüt g'esse — und eusers Tüübli de Marter —
D' Hüehner leged jetzt nüd — de Karviol ist nüd grate! —
D' Höckerli sind verby, und Böhnli sind noh wie Nadle!
O, ich gschlagni Frau!" — Aebitti[5]! das wird si wol mache.
Chömed's aber au morn? — „Du Narrsch, lies selber, da stahts ja
Zystig, de und de — und morn, was hämmer? Da unne
Heißt's noh imme Postscript. — das hanni nüd emal gläse:
Morgen umarme ich Dich; wir sitzen im heimlichen Stübchen
Essen ein kräftiges Mus und höchstens ein schmackhaftes Fischchen
Sonst bei Leib keine Schüssel! ich will's und bitt Dich gehorche!
O die vertrackte Fisch! Das ist ebe 's fatalist!
Ach, ich gschlagni Frau! Die Fisch! — Was münd mer au mache?" —
Ja, da hilft jetzt nünd, sit d' Liebeth, mag de Herr Pfarrer
Schmale, so vil er jetzt will, so mueß de Joos is en — — „Schwyg mer!
Ich will nüüd vom Joos, de weisch ja, was is passiert ist,
Und was de Herr ni ihn chlagt" — Ja frili weiß i's, doch wänd Sie
Wie sie's verlangt en Fisch — so mueß de Joos is en — — „Schwyg mer!
Ich will nüüd vom Joos, keis Gratli[6], i ha's ja versproche!
Ach, das weiß i ja alls! — was bruuched mer's aber dem Heere
Au ni d' Nase z' binde, es heb de Joos is de — — „Schwyg mer!
Ich will nüüd vom Joos! Mueß is denn noh hundert Mal säge?
Ach, ich gschlagni Frau! e Malzyt! Morn scho n e Malzyt!" —
Bitti, das ist au e Sach, sie will ja e Mues und e Blatte —
„Ja, du verstahsch's, du Narrsch, potz Wätter! blieb's bym e Blättli
Chämed mer artig i d' Rispi[7]; de Heer erzellt is ja eistert,
Wi si so prächtig trattiert mit Creme, Sulze-n und Turte,
Und was weiß i nid was — — dehinne will j nüd blybe!
Frili, so guet mes cha — denn — — aber keis Chrebsli, keis Fischli!
Schlaft ächt Jungfere scho? — Chum chum, mer müend se ga wecke!"

[1] morgen. [2] Mann. [3] Sohn. [4] sieden. [5] ei bitte. [6] Grätchen. [7] in die Klemme.

Die romantische Neigung, aus dem Geiste des Mittelalters heraus zu dichten, regte sich bei Usteri schon so stark, daß er manche seiner poetischen Erzeugnisse ins Gewand des Mittelhochdeutschen steckte so die launige „Briamel vom Schuldenbott“:

„Der Schuldenbott ging über felt,
Der tüfel sich zu jm gesellt:
Kumpan, wohin so schnelle?
Bote. Ich treib ein armes Bürlin vs.
Vnd was gehst du zu suchen vs'
Tufel. Ein Brätlein für die helle.

Kam da ein kind mit seiner gas.
Die trillt's im felt vnd jagt's in schwes.
Es rief voll angst und schmertzen:
Der tüfel hol dich! Botte. Frisch, kumpan,
Greif zu, greif zu! Tufel. Das geht nit an,
Der wunsch kam nit von hertzen.

Druf kam ein Bur mit einer saw.
Der rief, vor ärger brun vnd blaw,
Ob jrem widerspertzen:
Der tüfel hol' dich! Botte. Frisch kumpan,
Greif zu, greif zu! Tüfel. Das geht nit an,
Der wunsch kam nit von hertzen.

Ein weiblein schlug ihr wildes kind.
Der Tüfel hol dich, spengrind,
Du bringst mir jtel schmertzen.
Hörst, sprach der Botte: frisch, kumpan,
Greif zu, greif zu! Tüfel. Das geht nit an,
Der wunsch kam nit von hertzen.

Als nun der Bur den botten sach,
Voll schreck vnd todesangst er sprach:
Daß satan dich erdrücke!
Hörst, sprach der tüfel, hörst, kumpan,
Jetzt hat das hertz den wunsch gethan,
Vnd brach jm das genicke.“

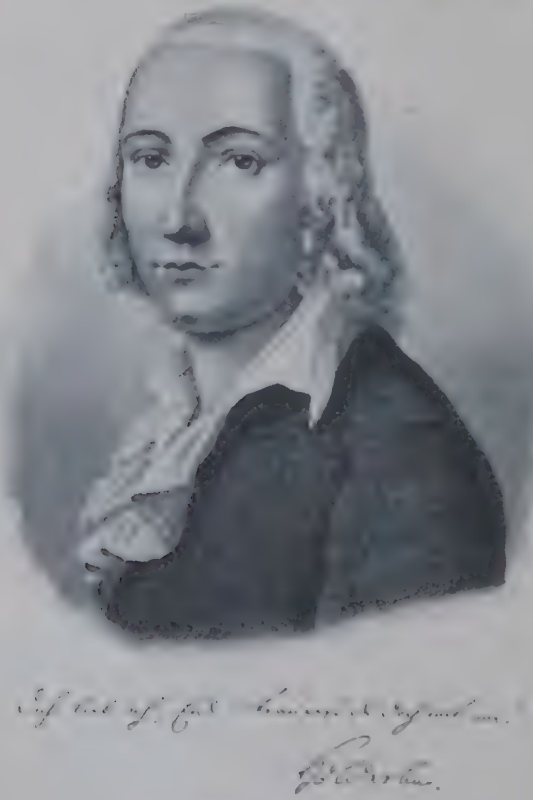
Noch bevor der Berner Gottlieb Jakob Kuhn Hebel kennen gelernt, stimmte er als Vikar in dem Bergdorfe Sigriswyl eine Reihe von Gesängen an, die nun zum unvergänglichen Schatz unserer echten Volkslieder gehören: „Ha n am en Ort es Blüemli gseh“, „Herz, wohi zieht es di?“, „Dr Ustig wott cho“, „I de Flüene n isch mis Lebe“ 2c.

All diese liebenswürdig gesunden Dichter warfen, mit Goethe zu reden, von dem eigentlichen Sinn ihrer Landesart durchdrungen, von der höchsten Stufe der Kultur ihre Umgebungen überschauend, das Gewebe ihrer Talente gleichsam wie ein Netz aus, um die Eigenheiten ihrer Landes- und Zeitgenossen aufzufischen und die Menge ihr selbst zur Belustigung und Belehrung vorzuweisen.

Mehr elegisch sentimental als munter und fröhlich erscheinen andere Zeitgenossen.

Stand Jean Paul zwischen Klassik und Romantik eigenartig in der Mitte, so gilt dies in anderer Art von dem schwäbischen Sänger Friedrich Hölderlin, geboren zu Lauffen bei Heilbronn 1770. Nachdem er in Tübingen sein theologisches Studium vollendet, wirkte er als Hauslehrer in Waltershausen bei Meiningen, (eine Stelle, die durch Schiller vermittelt worden), dann in Frankfurt a. M., Konstanz und Bordeaux. Im Hause des Bankier Gontard in Frankfurt hatte ihn eine leidenschaftliche Liebe zu der Mutter seiner Schüler ergriffen und nachdem er eine Weile nichts hatte von sich wissen lassen, kehrte er von Bordeaux 1802 zu seiner Mutter zurück, leider von einem Wahnsinn befallen, von dem ihn erst nach vierzig Jahren der Tod erlöste. Der unglückliche Hölder-

lin war erfüllt von der Stimmung, die in den „Göttern Griechenlands" webte, „ein Werther dessen Geliebte die griechische Vorzeit ist, verlobt wie Lotte, aber dem Unwiederbringlichen." Im antiken Hellenentum allein sah er das Menschheitsideal; zu den Deutschen läßt er seinen „Hyperion" sagen: „Es ist herzzerreißend, wenn man eure Dichter sieht. Voll Hoffnung wachsen die Musenjünglinge heran. Du siehst sie sieben Jahre später und sie wandeln wie Schatten still und kalt. Es ist ein Verzweiflungskampf, den ihr gestörter schöner Geist mit den Barbaren kämpft." Das bezeichnet eben des kranken Hölderlin Schicksal. Sein Roman Hyperion blieb unvollendet und nur tief elegische Lieder in griechischen Formen erhalten dieses Dichters schmerzendes Andenken wach.



Friedrich Hölderlin.
(Nach dem Pastellgemälde von Bremer.)

„Es schwinden, es fallen
Die leidenden Menschen
Blindlings von einer
Stunde zur andern,
Wie Wasser von Klippe
Zu Klippe geworfen,
Jahrlang ins Ungewisse
hinab."

Eine sentimentalisch elegische Stimmung schwimmt weich wie Mondschein auch in den poetischen Landschaftsgemälden des Friedrich von Matthisson aus Hohendodeleben bei Magdeburg (1761 bis 1831) und seines männlicher gearteten Freundes Johann Gaudenz von Salis-Sewis aus einem altangesehenen Bündnergeschlecht (1762—1834), der kurz vor Ausbruch der französischen Revolution mit Herder, Wieland, Goethe, Schiller bekannt geworden, später in französischem und zuletzt im Dienste seines Vaterlandes stand. Zwar sang er melancholisch:

„Das Grab ist tief und stille,
Und schauderhaft sein Rand;
Es deckt mit schwarzer Hülle
Ein unbekanntes Land.

Das Lied der Nachtigallen
Tönt nicht in seinem Schoß;
Der Freundschaft Rosen fallen
Nur auf des Hügels Moos.

Verlaß'ne Bräute ringen
Umsonst die Hände wund;
Der Waise Klagen dringen
Nicht in der Tiefe Grund.

Doch, sonst an keinem Orte
Wohnt die ersehnte Ruh;
Nur durch die dunkle Pforte
Geht man der Heimat zu.

Das arme Herz, hienieden
Von manchem Sturm bewegt,
Erlangt den wahren Frieden
Nur, wo es nicht mehr schlägt."

Er fand aber auch die kräftigen Töne der Ermunterung:

„Seht! wie die Tage sich sonnig verklären!
Blau ist der Himmel und grünend das Land.
Klag' ist ein Mißton im Chore der Sphären!
Trägt denn die Schöpfung ein Trauergewand?
Hebet die Blicke, die trübe sich senken!
Hebet die Blicke, des Schönen ist viel.
Tugend wird selber zu Freuden uns lenken;
Freud' ist der Weisheit belohnendes Ziel.

Handelt! Durch Handlungen zeigt sich der Weise,
Ruhm und Unsterblichkeit sind ihr Geleit.
Zeichnet mit Taten die schwindenden Gleise
Unserer flüchtig entrollenden Zeit.
Den uns umschließenden Zirkel beglücken,
Nützen, so viel als ein jeder vermag,
O das erfüllet mit stillem Entzücken!
O das entwölket den düstersten Tag!

Mutig! Auch Leiden, sind einst sie vergangen,
Laben die Seele, wie Regen die Au;
Gräber, von Trauerzypressen umhangen,
Malet bald stiller Vergißmeinnicht Blau.
Freunde, wir sollen, wir sollen uns freuen;
Freud' ist des Vaters erhabnes Gebot.
Freude der Unschuld kann niemals gereuen;
Lächelt durch Rosen dem nahenden Tod . .

Seine Elegie „Traute Heimat meiner Lieben", sein Herbstlied, sein Fischerlied werden nicht veralten. Das Fischerlied schließt mit den anmutigen Strophen:

„Oft rudern wir ferne
Im wiegenden Kahn,
Dann blinken die Sterne
So freundlich uns an;
Der Mond aus den Höhen,
Der Mond aus dem Bach,
So schnell wir entflöhen,
Sie gleiten uns nach

Wir trotzen dem Wetter,
Das finster uns droht,
Wenn schöpfende Bretter
Kaum hemmen den Tod.

Wir trotzen auch Wogen
Auf krachendem Schiff,
In Tiefen gezogen,
Geschleudert ans Riff.

Der Herr, der in Stürmen
Der Mitternacht blitzt,
Vermag uns zu schirmen,
Und kennt, was uns nützt.
Gleich unter dem Flügel
Des Ewigen ruht
Der Rasengruft Hügel,
Das Grab in der Flut."

Mit Mondscheinlyrik erscheint auch Chr. A. Tiedge, der in seinem Lehrgedicht Urania Kantsche Ideen und eigene schwächliche Empfindungen zu einem

im Abstrakten verschwimmenden Dunst auflöst, zu einem sentimentalen Rührbrei zurichtet.

Ganz anders dagegen Joh. Gottfr. Seume aus Poserna bei Weißenfels, eine Natur voll herber Männlichkeit (1763–1810). Er hatte das Unglück, hessischen Werbern in die Hände zu fallen und als englischer Soldat nach Amerika verschachert zu werden. „Die Geschichte," erzählt er, „ist bekannt genug: niemand war damals vor den Handlangern des Seelenverkäufers sicher; Überredung, List, Betrug, Gewalt, alles galt. Man fragte nicht nach den Mitteln zu dem verdammlichen Zwecke. Fremde aller Art wurden angehalten, eingesteckt, fortgeschickt. Mir zerriß man meine akademische Inskription als das einzige Instrument meiner Legitimierung. Am Ende ärgerte ich mich weiter nicht; leben muß man überall; wo so viele durchkommen, wirst du auch; über den Ozean zu schwimmen, war für einen jungen Kerl einladend genug, und zu sehen gab es jenseits auch etwas. So dachte ich. Während unseres Aufenthalts in Ziegenhain brauchte mich der alte General Gore zum Schreiben und behandelte mich mit vieler Freundlichkeit. Hier war denn ein wahres Quodlibet von Menschenseelen zusammengeschichtet, gute und schlechte, und andere, die abwechselnd beides waren. Meine Kameraden waren noch ein verlaufener Musensohn aus Jena, ein bankerotter Kaufmann aus Wien, ein Posamentierer aus Hannover, ein abgesetzter Postschreiber aus Gotha, ein Mönch aus Würzburg, ein Oberamtmann aus Meiningen, ein preußischer Husarenwachtmeister, ein kassierter hessischer Major von der Festung und andere von ähnlichem Stempel. Man kann denken, daß es an Unterhaltung nicht fehlen konnte und nur eine Skizze von dem Leben der Herren müßte eine unterhaltende lehrreiche Lektüre sein."

Man begreift, daß Seume seinen ehrlichen Huronen zu dem Europäer sagen läßt: „Seht, wir Wilde sind doch bessre Menschen!" Sein „Spaziergang nach Syrakus" illustriert sein Wort: „Es ginge alles besser, wenn man mehr ginge!" Zum Abschied erwähnen wir noch seine Sätze:

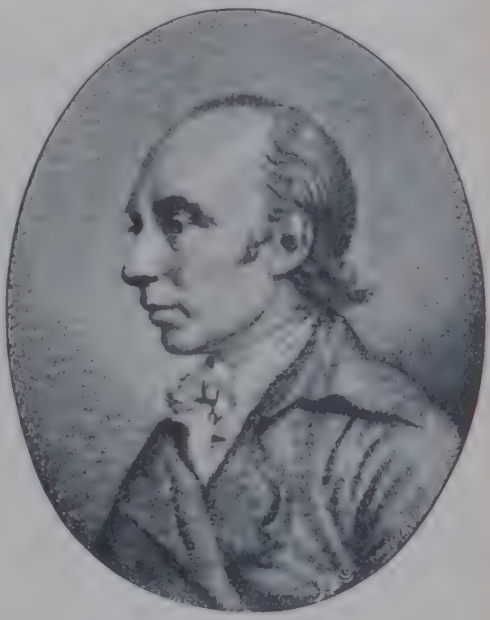
„Sobald wir Deutsche eine Nation sind, sind wir die erste." „Freundliche Leute habe ich viele gefunden, aber Freunde sehr wenige." „Wer den Tod fürchtet, hat das Leben verloren."

Reiseschilderungen sagten dem Zeitalter zu. Einen feinen Blick für Natur und Menschen zeigten die „Reise um die Welt" von Georg Forster sowie seine „Ansichten vom Niederrhein". Beispiel:

„Wir gingen in den Dom und blieben darin, bis wir im tiefen Dunkel nichts mehr unterscheiden konnten. So oft ich Köln besuche, gehe ich immer wieder in diesen herrlichen Tempel, um die Schauer des Erhabenen zu fühlen. Vor der Kühnheit der Meisterwerke stürzt der Geist voll Erstaunen und Bewunderung zur Erde; dann hebt er sich wieder mit stolzem Flug über das Vollbringen hinweg, das nur eine Idee eines verwandten Geistes war. Je riesenmäßiger die Wirkungen menschlicher Kräfte uns erscheinen, desto höher schwingt sich das Bewußtsein des wirkenden Wesens in uns über sie hinaus. Wer ist der hohe Fremdling in dieser Hülle, daß er so in mannigfaltigen Formen sich offenbaren,

diese redenden Denkmäler von seiner Art, die äußeren Gegenstände zu ergreifen und sich anzueignen, hinterlassen kann? Wir fühlen, Jahrhunderte später, dem Künstler nach und ahnen die Bilder seiner Phantasie, indem wir diesen Bau durchwandern."

„Die Pracht des himmelan sich wölbenden Chors hat eine majestätische Einfalt, die alle Vorstellung übertrifft. In ungeheurer Länge stehen die Gruppen schlanker Säulen da, wie die Bäume eines uralten Forstes; nur am höchsten Gipfel sind sie in eine Krone von Ästen gespalten, die sich mit ihren Nachbarn in spitzen Bogen wölbt und dem Auge, das ihnen folgen will, fast unerreichbar ist. Läßt sich auch schon das Unermeßliche des Weltalls nicht im beschränkten Raum versinnlichen, so liegt gleichwohl in diesem kühnen Emporstreben der Pfeiler und Mauern das Unaufhaltsame, welches die Einbildungskraft so leicht in das Grenzenlose verlängert. Die griechische Baukunst ist unstreitig der Inbegriff des Vollendeten, Übereinstimmenden, Beziehungsvollen, Erlesenen, mit einem Worte: des Schönen. Hier indessen an den gotischen Säulen, die, einzeln genommen, wie Rohrhalme schwanken würden und nur in großer Anzahl, zu einem Schafte vereinigt, Masse machen und ihren geraden Wuchs behalten können, unter ihren Bogen, die gleichsam auf nichts ruhen, luftig schweben, wie die schattenreichen Wipfelgewölke des Waldes — hier schwelgt der Sinn im Übermut des künstlerischen Beginnens. Jene griechischen Gestalten scheinen sich an alles anzuschließen, was da ist, an alles, was menschlich ist: diese stehen wie Erscheinungen aus einer anderen Welt, wie Feenpaläste da, ein Zeugnis zu geben von der schöpferischen Kraft im Menschen, der einen isolierten Gedanken bis auf das Äußerste zu verfolgen und das Erhabene selbst auf einem exzentrischen Weg zu erreichen weiß."



Seume

Joh. Gottfr. Seume.
(Nach einer Zeichnung von Schnorr von Carolsfeld, gestochen von A. W. Bohm.)

Achte Periode.

In der Zeit der Romantik und Realistik.

Die Romantik.

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Wundervolle Märchenwelt,
Die den Sinn gefangen hält,
Steig auf in der alten Pracht!

Tieck

Durch eine Schilderung Georg Forsters wurden wir am Schluß des vorigen Kapitels in das Chor des Kölnerdoms eingeführt. Überließen wir uns hier mit reinem Gemüte den Schauern der Andacht, so fühlten wir, was man Romantik nennt. Max von Schenkendorf singt:

„Es ist ein Wald voll hoher Bäume,
Die Bäume seh' ich fröhlich blühn
Und aus den Wipfeln fromme Träume
Zum fernen Reich der Geister ziehn.

So kühner Sinn und ernstes Streben,
Das aus den Steinen Blumen treibt
Es ist der Väter Art und Leben,
Das nimmer auf der Erde bleibt.

Das wollen diese Säulen sagen
Die himmelwärts die Blicke ziehn
Dazwischen, wie in grauen Tagen
Im Eichenhain, die Beter knien.

Wo das Geheimnis wird begangen,
Im heil'gen, stillen Dunkelklar,
Ist hoch ein Teppich aufgehangen,
Ein Zelt voll Bilder wunderbar.

Es ist kein eitles Licht der Sonnen,
Was durch die bunten Scheiben fällt,
Ist Widerschein der ew'gen Wonnen,
Ist Strahl aus einer bessern Welt."

Romantik ist ein fremder Name, früher schon wie „romanhaft" gebraucht, mit romanisch verwandt. Aber er bezeichnet im Grunde germanisches Wesen.

(Nach dem Gem

Liebermann.

Die Romantik erwuchs als Opposition wider den Geist der französischen Revolution. Aus der Gegenwart der fremdherrlichen Despotie, die die deutschen Lande darniederhielt, flüchtete der Geist in jene Vergangenheit, wo das deutsche Reich mit Ehren die Herrschaft geführt. Und huldigten die Männer der Revolution dem Kultus der Vernunft und schmückten sie sich und die überwundenen Länder in lächerlicher Verkennung der tatsächlichen Geschichte mit antiken Namen, so machte die Romantik nun entschieden Front wider die nüchterne Aufklärung (Abklärung nannte sie Novalis) und wider die einseitige Verehrung der Antike, den Klassizismus. Mit Energie wieder an das anknüpfend, was Hamann und Herder und was die Stürmer und Dränger gewollt, verfochten ihre Vorkämpfer den dürren Zweimalzweigleichvier-Philistern vom Schlage Nicolais gegenüber, den öden Dramen- und Romanfabrikanten, die ein spießbürgerlich ordinäres Wesen oder die Frivolität Wielands kultivierten, — den Schröder, Iffland, Kotzebue, Lafontaine und Konsorten gegenüber — die ewigen Rechte der Phantasie und des Gemütes. Ja sie strebten danach, das Leben selbst zur Poesie zu gestalten, Philosophie, Religion, Wissenschaft und Kunst im Spiegel der Poesie zu sammeln und verklärend aus ihr nach allen Seiten wieder ins Leben rückstrahlen zu lassen.

Das alles und zugleich ein patriotischer Drang lenkte sie ins Mittelalter zurück, und hatte die Aufklärung für diese Periode vergangener Zeiten nur ein vornehm unwissendes Lächeln, so schwärmten sie nun für seinen Wunderglauben, das freie Wanderleben der Minnesänger, die bunte Pracht des Rittertums mit seiner Abenteuerlust und seinem Minnedienst, die Kloster-Askese, die Waldeinsamkeit, das Volkslied und die Märchenwelt. „Nur durch die glänzenden Hervorbringungen des Mittelalters in Leben und Poesie kann der gottverlassene Vernunftkultus wiederum in den Tempel der wahren gotterfüllten Gemütsandacht zurückgeführt werden," sagte August Wilhelm Schlegel, und M. von Schenkendorf sang:

„Sprache, schön und wunderbar,
Ach, wie klingest du so klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
In den Reichtum, in die Pracht:
Ist mir's doch, als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht.

Klinge, klinge fort und fort,
Heldensprache, Liebeswort!
Steig empor aus tiefen Schlüften,
Längst verschollnes, altes Lied!
Leb aufs neu' in heil'gen Schriften,
Daß dir jedes Herz erglüht!"

Dieser schönen Parole getreu hoben sie dem Drachen des Rationalismus zum Trotz den versunkenen Hort der altdeutschen Sagen und Märchen und wandten mit Sammeln, Übertragen, Umdichten, Erklären dem Volksepos ihre Pflege zu. Sie gingen forschend der Entwickelung der Sprache nach und begründeten die Wissenschaft vom deutschen Volkstum, die Germanistik.

Aber sie blieben dabei nicht stehen. Auf dem Wege fortschreitend, den Stolberg, Voß, Herder, Goethe eingeschlagen, entfalteten sie die reichste Übersetzertätigkeit und schenkten den Deutschen in virtuosen, den Originalien entsprechenden Formen die Dichtungen der Italiener (Dante, Petrarca, Ariost, Tasso), der

Spanier (Cervantes und Calderon), des Portugiesen Camoëns und des Engländers Shakespeare; sie erschlossen die farbenglühende Märchenwelt der Araber und Inder. Das führte auf dem Felde der Gelehrsamkeit zu der vergleichenden Sprachwissenschaft, auf dem Feld ihrer eigenen Dichtungen aber zu einer wunderlichen Mischung der Stile und Formen und zu geistloser Spielerei.

Aber lebhaft trug zu dieser Erscheinung auch die philosophische Strömung bei, welche die Romantik in Deutschland beeinflußte, die Fichte-Schellingsche Philosophie. Kant hatte behauptet, daß einerseits das unendliche Sein des Absoluten, andererseits das endliche Sein der wirklichen Welt in keinem vermittelbaren Verhältnis zu einander stünden, beide wesentlich von einander getrennt seien. Fichte und Schelling aber lehrten, daß die beiden großen Gegensätze, die wirkliche Welt und der absolute Geist, beide durch und für einander seien, die sichtbare Welt der Schein des Seienden, die unsichtbare das Sein des Scheinenden.

Fichte nannte das Unsichtbare, das Absolute, „das Ich" und erklärte, daß in der ganzen großen Welt unser Ich das Einzige sei, das wirklich existiere, und auch dieses Ich nur, sofern es handelt. Das war so recht nach dem Sinne der Jugend, und Friedrich Schlegel zögerte nicht, die romantische Willkür als Recht des Dichters daraus abzuleiten. Zu jeder Zeit und in jedem Grade, meinte er, müsse ein freier und gebildeter Mensch sich völlig nach Belieben stimmen können, wie ein Instrument. Diese spielende Willkür des Poeten wurde verdichtet zu dem freilich nebelfleckähnlich unklaren Begriff der romantischen Ironie, die in Brentanos und Heines Erzeugnissen am ungebundensten spukt.

Schellings philosophischer Satz: „Die Natur soll der sichtbare Geist, der Geist die unsichtbare Natur sein," führte die Dichtung zum Allegorisieren und Symbolisieren, zum Leben und Weben in dunkeln Stimmungen, zu einem Wittern und Zittern, „Wähnen, Sehnen, Sagen, Klagen, Schmachten, Trachten," zum Sinnen und Spinnen über tiefen Geheimnissen, und Goethe schloß seinen Faust mit den bezeichnenden Worten:

„Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichnis.
Das Unzulängliche,
Hier wird's Ereignis.
Das Unbeschreibliche,
Hier ist es getan.
Das Ewigweibliche
Zieht uns hinan!"

Einen tiefen Einfluß auf die Romantik übte Gotthilf Heinrich von Schubert aus, (1780—1860) der fromme populäre Naturphilosoph, dessen Buch über die „Nachtseite der Naturwissenschaften" 1808 erschien.

Mit Unrecht nennt mancher jede Gegend romantisch, die ihm einen freundlichen Eindruck macht. Romantisch ist eine Landschaft nur, wenn sie eine Sehnsucht in uns erweckt, einen Zug nach dem Ewigen, Fernen, Vollkom-

menen. Nach Goethes Ausdruck ist das Romantische einer Gegend „ein stilles Gefühl des Erhabenen unter der Form der Vergangenheit oder, was gleichlautet, der Einsamkeit, Abwesenheit, Abgeschiedenheit".

Romantisch ist die sinkende Sonne, das fallende Laub, der lautlos durchs Tal forteilende Strom, die vom Efeu umsponnene Burgruine, der einsam am Strande modernde Schiffskiel, der verlassene Friedhof mit bemoosten Mälern. Denn ihr Anblick weckt eine Stimmung in uns, wie sie in Hebels „Vergänglichkeit" zu einem unvergleichlichen Ausdruck gelangt ist, und der Gedanke an die Vergänglichkeit ruft der Sehnsucht nach dem, was ewig besteht.

Romantisch ist der Reisewagen mit dem blasenden Postillon, das unaufhaltsam unsern Blicken entschwindende Schiff, der hoch in den Lüften nach Süden entschwebende Kranichzug, selbst das in der Ferne vorbeihastende Dampfroß mit der langen schwarzen Wagenreihe und der zerflatternden Mähne des Rauchs*). Sie locken unsern Sinn in die Ferne, und alle Ferne erscheint uns idealisch verklärt.

„Wo die Bergesgipfel glühen,
Wo die fremden Blumen blühen,
Ruhte meine Seele aus.

Im Kontrast dazu und doch wieder in Verbindung damit ist romantisch, das Abgeschlossene, idyllisch Einsame, Geheimnisvolle: das stille Waldtal, der lauschige Pfad durch das hohe Getreide mit den winkenden blauen Blumen, der einsame Bergsee, die dunkeln Föhren, der plätschernde Brunnen mit dem Teich im Schloßpark, das Spiel der Fischlein, die streifenden Jäger:

„Oben einsam Rehe grasen,
Und wir ziehen fort und blasen,
Daß es tausendfach verhallt."

Romantisch ist die Mühle im Bachgrund, die Sägemühle am Waldrand, die Klausnerhütte, das Hünengrab, die träumende Nonne, „der andächtige Mönch, der düstre Räuber und der heitre Spielmann," Rotkäppchen mit dem Wolfe, Dornröschen im Schlafe, Aschenbrödel mit den Täubchen, der stille Mann in der Erdmannshöhle, der launige Waldschrat Meisenhartus, sind die Elfen im Mondlicht, die hämmernden Zwerglein, die Riesen und Drachen, Nix und Neck, die roten Blutstropfen im weißen Schnee, der von Schwänen entführte Ritter, die im Erkerfenster träumende Minne. Auf allem Ersten und Letzten liegt ein Schimmer der Romantik.

Liebes Kirchlein an der Straßen,
Wer dich einsam hier erbaut,
Hat in Sehnsucht ohne Maßen,
Hat, wie ich, hinausgeschaut

Nach den Bergen, nach dem düstern
Schauerlichen Waldesgrün
Wo die hohen Bäume flüstern;
Wo die tiefen Schatten ziehn;

*) Vergleiche den interessanten Streit zwischen den beiden Gedichten: „Im Eisenbahnhofe" von Justinus Kerner und „Die Poesie des Dampfes" von Anastasius Grün.

In die Fernen, in die Weiten,
In ein unbekanntes Land,
Wo die Nebelgeister schreiten
Auf der alten Berge Rand.

„Die Romantik" sagt Uhland, „ist nicht bloß ein phantastischer Wahn des Mittelalters; sie ist hohe ewige Poesie die im Bilde darstellt, was Worte dürftig oder nimmer aussprechen." —

Echte Romantik ist wie Goethes Mignon: sie ist Sehnsucht nach einer tiefen seligen Ruhe fern vom Hasten und Treiben der Welt. Erinnerung an ein verlorenes Paradies, traumhafter Nachklang alter Heimatlagen. Echte Romantik ergreift das beste, was im Menschen ist. Sie weckt ein schmerzlich süßes Sehnen nach der „herrlichen Freiheit der Kinder Gottes" und „wir wissen" mit Paulus (Röm 8). „daß alle Kreatur sehnet sich mit uns und ängstet sich noch immerdar." Das meinte Novalis, wenn er schrieb: „Die blaue Blume sehne ich mich zu erblicken. Sie liegt mir unaufhörlich im Sinn und ich kann nichts anderes dichten und denken. So ist mir noch nie zu Mute gewesen, es ist als hätte ich vorher geträumt oder ich wäre in eine andere Welt hineingeschlummert: denn in der Welt, in der ich sonst lebte wer hätte sich da um Blumen bekümmert, und gar von einer so seltsamen Leidenschaft für eine Blume hab ich damals nie gehört."

Romantik ist nicht Christentum; aber sie liegt auf dem Wege dazu.

Romantik ist eine gute Sache, aber sie wurde oft — und besonders am Ende des 18. und am Anfang des 19. Jahrhunderts, beim Beginn einer neuen Zeit, verfochten durch Menschen, die uns aus diesen oder jenen Gründen durchaus unsympathisch sein müssen, die der hohen Sache die sie vertraten, entweder nicht gewachsen oder aber noch öfter ihrer nicht würdig waren: maßlos eitel, abstoßend sinnlich, anmaßende Aristokraten, zerfahrene Phantasten halbe Talente die eben so viel Schlechtes als Gutes produzierten und — vergessen sind. Es folgten Bessere nach, liebenswürdige treffliche Dichter, Männer die wieder beten konnten, Vaterlandsstreiter: Die romantische Schule ist untergegangen; die Romantik lebt fort und das beste, was sie zu bieten hat, wird vielleicht einem großen Dichter der Zukunft noch zu verarbeiten aufbehalten sein.

Der hellen Tagpoesie der Klassiker gesellte die Romantik eine mystisch dämmernde Nachtpoesie zu. Mochten auch in Goethe schon alle Elemente wenigstens im Keime, vorhanden sein, die volle Neuentbindung des germanischen Geistes hat doch, mit A. Bartels zu reden, die Romantik geleistet.

Träumerisch verschlafen schaute die Muse der Romantik in die Welt in den Mondenschein, in die ziehenden Wolken, in die Tiefe der Seele. Aber der Lärm der Waffen schreckte sie auf und nun ergriff sie zur Leier das Schwert. Die Jahre der Knechtschaft (von 1806 an) führten sie zur ernsten Einkehr ins wirkliche Leben, zur heilsamen Erkenntnis, „daß der germanische Geist männlicher und sittlicher Natur ist und im Ästhetischen wohl einmal wundervoll träumen, aber auf die Dauer nicht leben kann." Im Anschluß an das wieder aufgedeckte Bild der idealisierten mittelalterlichen Welt begannen die Deutschen zu bedenken,

was sie als Ganzes, als Nation sein und leisten könnten. „Mit uns ist es aus, wenn auch nicht für immer, so doch für jetzt.“ schrieb Königin Luise. „Napoleon ist ein Werkzeug in des Allmächtigen Hand, um das Alte, das kein Leben mehr hat, zu begraben.“ „Nur eine Rettung ist da,“ rief Ernst Moritz Arndt, „hineinzugehen in den feurigen Tod der Verwandlung, damit wieder Leben werde, damit man das lebendige Leben für sich und andere gewinne.“ Und Fichte hielt jetzt seine Reden an die deutsche Nation.

Mit dem deutsch patriotischen Aufschwung ging die christliche Erhebung Hand in Hand. An der Wende des Jahrhunderts hielt Schleiermacher in Berlin seine Reden über die Religion. Er richtete sie an die Gebildeten unter ihren Verächtern. „Ich weiß,“ hob er an, „daß ihr ebensowenig in heiliger Stille die Gottheit verehrt, als ihr die verlassenen Tempel besucht, und daß in euren aufgeschmückten Wohnungen keine andern Heiligtümer angetroffen werden, als die klugen Sprüche unserer Weisen und die herrlichen Dichtungen unsrer Künstler und daß Menschlichkeit und Geselligkeit, Kunst und Wissenschaft so völlig von eurem Gemüte Besitz genommen haben, daß für das ewige und heilige Wesen, welches euch jenseits der Welt liegt, nichts übrig bleibt.“ Die Religion ist nicht Wissenschaft und nicht Moral, wenngleich sie mit beiden in eine innige Verbindung tritt; sie hat vielmehr ihren Sitz im Gemüt, und er soll ihr nicht genommen werden, lehrte dieser in Herrnhutischen Anstalten vorgebildete Theologe. War der Ton, der hier angeschlagen wurde, auch noch

Friedrich Wilhelm Joseph Schelling.
(Nach einer Zeichnung von S. Krüger.)

verschwommen, er klang in den Gemütern der Jugend wieder. Einmal geweckt, führte der göttliche Zug, der in der Tiefe der Gemüter vernommen wurde, viele weit über das hinaus, was Schleiermacher ausgesprochen hatte. Auf den Hochschulen und im bürgerlichen Kreise gab sich vielfach ein neues Leben kund. Die Not lehrte beten. Der Buchhändler Friedrich Perthes, des Claudius Schwiegersohn, bewährte sich als Patriot und Christ. Die alten verspotteten Erbauungsbücher lebten in den Häusern, die alten Liturgien und Kernlieder allmählich in den Kirchen wieder auf. Zum Jubelfeste der Reformation (1817) stellte Claus Harms, ein Schüler Schleiermachers, nach Luthers Vorbild 95 Thesen auf, deren eine lautet: „Die sogenannte Vernunftreligion ist entweder von Vernunft oder von Religion oder von beiden entblößt." Evangelische Prediger wie Hofacker, Lohe, Arndt, Harms, Ahlfeld hörte man mit neuen Zungen reden. Missionsanstalten traten ins Leben und äußere und innere Mission blühten auf.

Die Romantik war freilich nicht vorherrschend kirchlich, aber religiös. Während manche Dichter und Künstler von der Macht und Pracht des katholischen Kultus so hingenommen wurden, daß sie wie früher Fr. von Stolberg zur römischen Kirche übertraten, so Friedrich Schlegel, Zacharias Werner, die Maler Overbeck u. a., drängte die römische Unduldsamkeit evangelisch gesinnte Katholiken ins protestantische Lager hinüber. Es regte sich in der katholischen Kirche so viel evangelisch christliches Leben, daß viel mehr Fäden des Verständnisses und der Freundschaft über die Grenze hinüber spielten als heutzutage.

Im ganzen ging von der vielgeschmähten Romantik viel Segen aus. Dieser kam aber mehr der Wissenschaft und der Malerei und Musik als der Poesie zu gut, zum Teil aus dem schon angedeuteten Grund, weil die meisten Romantiker keine bedeutenden Dichter waren.

Die einen vertreten vorwaltend das universelle, die andern das patriotische und wieder andere das christliche Moment. Die dauernden Werke der ältern Romantiker sind bald gezählt.

Die älteren Romantiker.

Als die beiden Pole aller gesunden Kunst kann man die irdische und himmlische Heimat bezeichnen.

Ludwig Richter

Mit Thesen und Theorien, Kritiken und Übersetzungen und mehr oder weniger gelungenen Versuchen eigener Dichtung brachen die beiden Gebrüder Schlegel der Romantik die Bahn, die Söhne des als Lyriker bekannten Generalsuperintendenten Johann Adolf Schlegel in Hannover.

Der ältere, August Wilhelm Schlegel (1767—1845), in Göttingen durch Bürger für Poesie begeistert, gab 1797 und 1798 mit seinem Bruder das „Athenäum" heraus, das auch „Schlegeleum" hätte heißen können, das eigentliche Organ der romantischen Schule, begleitete die Frau von Staël, die Tochter des französischen Ministers Necker, auf ihren Reisen durch Frankreich, Italien und Dänemark, 1813 den Kronprinzen von Schweden Bernadotte durch Deutschland und beschloß sein Leben als Professor der Literatur und Kunstgeschichte zu Bonn, wo er besonders zum Studium des Indischen anregte. „Leicht, elegant, freundlich, ritterlich, als immer bereite Waffe in der Hand den anmutig geformten Dolch haarscharfen Witzes" pflegte er auf den Plan zu treten. Von der phänomenalen Eitelkeit, die ihn erfüllte, zeugt das Sonett, das er zu seinen eigenen Ehren verfaßte. Es lautet:

„Der Völkersitten, mancher fremden Stätte
Und ihrer Sprache frühe schon erfahren;
Was alte Zeit, was neue Zeit gebaren,
Vereinigend in Eines Wissens Kette;

Im Stehn, im Gehn, im Wachen und im Bette,
Auf Reisen selbst wie unterm Schutz der Laren
Stets dichtend, aller, die es sind und waren
Besieger, Muster, Meister im Sonette;

Der Erste, der's gewagt auf deutscher Erde,
Mit Shakespeares Geist zu ringen und mit Dante,
Zugleich der Schöpfer und das Bild der Regel: —

Wie ihn der Mund der Zukunft nennen werde,
Ist unbekannt; doch dies Geschlecht erkannte
Ihn bei dem Namen August Wilhelm Schlegel."

Was lebt denn von seinen Werken noch? Von den Gedichten eigentlich nichts als etwa die breite Ballade „Arion", die ebensoviel Fehler als Vorzüge aufweist. Dauern wird Schlegels Shakespeare-Übersetzung, durch die er zahlreiche Dramen des Briten endgültig zu den unsern gemacht.

Dem Bruder zur Seite focht Friedrich Schlegel (1772–1829). Anfangs für den Kaufmannsstand bestimmt, lebte er in Berlin in vertrautem Umgange mit Schleiermacher, verkehrte in Jena mit Goethe, heiratete Dorothea Veit, die Tochter des Moses Mendelssohn, studierte in Paris Sanskrit, trat 1803 zur katholischen Kirche über, hielt wie sein Bruder Vorlesungen über alte und neue Literatur und starb als Legationsrat auf einer Reise in Dresden. „Dieser Friedrich Schlegel, wie er jetzt duselt und frömmelt" schreibt 1822 Grillparzer, „ist noch immer derselbe, der er war, als er die scheußliche Lucinde schrieb. Ich habe ihn ganz kennen lernen bei einem Mittagsmahl, das vor vier Jahren, als ich in Neapel war, der Hamburger Kaufmann Nolte uns beiden gab. Wie er, nachdem er getrunken hatte, gern mit dem Gespräch ins Sinnliche jeder Art überging" ꝛc.

„Heiliger brannte die Flamme noch nie vom reinen Altare,
Als mir tief in der Brust glüht das erhabene Herz,
Und die, so leicht wohl befriedigt, der kleinen Vollendung sich freuen,
Alle wieg ich sie auf durch die empfindende Kraft!"

sagt Friedrich Schlegel von sich. Als aber Goethe 1802 sein Trauerspiel „Alarkos" in Weimar aufführen ließ, wurde es mit schallendem Gelächter aufgenommen.

Friedrich Schlegel war geistreich, aber parador, unverschämt, ja verlogen; mit einem Wort: „er hatte der Liebe nicht." Ohne die Schlegel keine Romantik, aber man möchte mit Bartels wünschen, andere hätten an ihrer Stelle gestanden.

Die zwei begabtesten Talente der romantischen Schule waren Ludwig Tieck und Novalis. (Bei der Aussprache den Accent auf die zweite Silbe legen.)

Ludwig Tieck (1773–1853), der Sohn eines Seilermeisters in Berlin, führte nach verschiedenen Studien ein freies Schriftstellerleben mit wechselndem Aufenthalt in Berlin, Jena, Dresden und Reisen nach Italien und England, wirkte von 1820 an als Theaterleiter in Dresden, von 1841 an in Berlin. Was er in seinem langen Leben geschrieben, füllt Bücher und Bände. Wer ihn kennen lernen will, schaffe sich bloß eine Auswahl an, etwa die von Klee.

Haben ihn die einen mit Goethe verglichen, so nannten die andern seine Produktionen lauter wertlose Schattenspiele. Eine frühreife Großstadtnatur wie später etwa Gutzkow und Heyse, drang er nie in die Tiefen des Lebens, verband aber mit beweglicher Phantasie einen sichern Instinkt für poetische Stoffe nach dem Geschmacke seiner Zeit und wußte sie in behender Arbeit mit Witz und Ironie, Kontrast und Übertreibung hinzuwerfen, unbekümmert um wahrhaft künstlerische Vollendung. Nicht in scharfen Umrissen steht nun sein Wesen im Bewußtsein der Nachwelt.

In seiner Entwicklung sind drei Perioden zu unterscheiden. Stellte er als blutjunger Mensch seine Feder in den Dienst der Aufklärung, so mußte ihn seine wachsende Liebe zur Märchenromantik, wie sie schon im „blonden Eckbert" zu Tage trat, notwendig von Nicolai trennen, und in übermutig satirischen Literaturlustspielen machte er bald Ausfälle wider jene, so im „Ritter Blaubart"

Ludwig Tieck.

(Nach einer Zeichnung von K. Chr. Vogel von Vogelstein.)

wider die Ritter- und Räuberromane, im „Gestiefelten Kater“ wider Iffland und Kotzebue, in der Fortsetzung: „Prinz Zerbino oder die Reise nach dem guten Geschmack“ wider die Zeit überhaupt: Nestor, der alte König, ist schwachsinnig geworden, hat abgedankt, spielt mit Bleisoldaten. Der Kater, der Genius des Fortschritts, ist Minister geworden. Des jetzt regierenden Königs Gottlieb Sohn, Prinz Zerbino, ist eine krankhafte Natur. Auf einer Reise, die er unternimmt, um den guten Geschmack zu finden, trifft er überall nur Abwechselungen derselben Modenarrheiten, bis er endlich in den Zaubergarten der Poesie gelangt. Unterdessen ist sein Hund ihm entsprungen, Unterrichtsminister geworden, rottet alle Poesie aus und hält den zurückkehrenden Prinzen eingesperrt, bis dieser dem Romantischen abschwört und den aufgeklärten Männern als ein hoffnungsvoller junger Mensch erscheint.

August Wilhelm Schlegel.
(Nach dem Gemälde von Hoheneck.)

Wohltätig wirkten die alten Volksbücher auf die Phantasie Tiecks ein. Die diesem Stoffkreis entnommenen Dramatisierungen freilich, „Genoveva,“ „Kaiser Oktavian,“ „Fortunat,“ erregen mit ihrer abstrusen Mischung aller lyrischen Maße und Wunderlichkeiten in Hülle und Fülle nur noch Kopfschütteln. Der „Phantasus“ (1812) bot eine reiche Sammlung alter Sagen und Märchen, neben ihnen solche von Tiecks eigener Erfindung. „Der Runenberg“ z. B. veranschaulicht die Macht des Goldes. Ein junger Schäfer hat auf dem

Runenberg die Königin des Goldes gesehn und ist ihrem Zauber glücklich entflohn. Aber er eilt in den Wald zurück und kommt erst nach Jahren wieder zum Vorschein als ein Bettler in Lumpen mit einem Sack voll Kieselsteinen auf dem Rücken, die er für funkelnde Diamanten hält. (Vergl. Hans Höllenknecht von Fr. W. Weber). Auch „die Elfen" und „der Pokal" sind voll echter anmutiger Poesie. Nachdem Tieck mit seinem Freund Wackenroder das an alten Kunstschätzen reiche Nürnberg gesehen, gab er seinen Künstlerroman „Franz Sternbalds Wanderungen", und im letzten Abschnitt seiner Dichterlaufbahn wurde er der eigentliche Begründer der modernen deutschen Novelle. Vierundzwanzig soziale, acht historische, sieben phantastische Stücke zählt Bartels darunter. Dem historischen Roman: „Der Aufruhr in den Cevennen" ging leider vor der Vollendung der Atem aus. 1803 regte Tieck durch Herausgabe alter Minnelieder die Gebrüder Grimm zu fruchtbarem Forschen an. Und zum Schluß sei erwähnt, daß er den Ritter von der traurigen Gestalt, den „Don Quixote" von Cervantes, in Deutschland einbürgerte und die Shakespeare-Verdeutschung überwachte, die seine Tochter und Graf Baudissin als Fortsetzer Schlegels besorgten.

Friedrich Schlegel.

(Nach einer Zeichnung von A. von Buttlar, geätzt von J. Axmann.)

Von Tiecks Jugendfreund Wackenroder zum guten Teil stammen die „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders", die Tieck ausgehen ließ und die z. B. auf den jungen Ludwig Richter anregend wirkten. Religion und Kunst fließen in den „Herzensergießungen" in Eins zusammen.

Friedrich von Hardenberg oder Novalis (1772—1801) bleibt unvergessen, weil einige seiner geistlichen Lieder ihren Weg in die Kirchengesangbücher gefunden und, mit lieblichen Melodien versehen, Gemeingut der Christen geworden sind, so namentlich die beiden: „Wenn ich ihn nur habe" und „Wenn alle untreu werden." Zur Zeit einer argen geistlichen Dürre sah man plötzlich in diesen Liedern — es sind ihrer im ganzen dreizehn — einen erfrischenden Born christlicher Empfindung aufsprudeln, einer warmen lautern Liebe zu Christo dem Erlöser.

Woher kam ihm solches?

Er war zu Wiederstedt in der Grafschaft Mansfeld geboren, und das Herrenhaus, in dem er aufwuchs, ein früheres Kloster mit hohen Räumen und hallenden Gängen, ehrwürdig aber sonnenlos, war ein Abbild der strengen Frömmigkeit seines Vaters, bis dann die Brüdergemeinde mildernd auf diese Schroffheit einwirkte. Im Jahr 1787 siedelte die Familie nach Weißenfels über, wo der Vater als Salinendirektor waltete, und der Sohn bezog 1790 die Universität in Jena, um die Rechte zu studieren. Aber Dichter und Denker waren sein liebster Umgang. Nach Vollendung seiner Studien in Leipzig und Wittenberg widmete er sich dem Salinendienst und machte seine Lehrzeit in dem Badeort Tennstedt. Hier erlebte er den Schmerz, die früh gereifte Sophie Kühn, die er leidenschaftlich liebte, sich plötzlich durch den Tod entrissen zu sehn. Erst vierzehnjährig, war sie noch halb Kind, halb Jungfrau gewesen, „das reizendste Aprilwetter," wie sie jemand nannte. Da Novalis auch seinen geliebten Bruder Erasmus durch die Schwindsucht hinweggerafft sah, so beschloß er durch stetes Gedenken an Sophie seinen eigenen Tod herbeizuzwingen. „Ich habe keinen Teil mehr am Leben; Sterben ist meine Aufgabe," sagte er. Statt des Todes fand er das Leben in Christo. Auf dem vorletzten Blatte des Tagebuchs seiner Trauer steht nicht bloß der Name „Sophie", sondern „Christus und Sophie", und nun sang der Dichter das Geheimnis des Kreuzes:

„Unter tausend frohen Stunden,
So im Leben ich gefunden,
Blieb mir eine nur getreu;
Eine, wo in tausend Schmerzen
Ich erfuhr in meinem Herzen,
Wer für uns gestorben sei.

Meine Welt war mir zerbrochen.
Wie von einem Wurm gestochen,
Welkte Herz und Blüte mir;
Meines Lebens ganze Habe,
Jeder Wunsch lag mir im Grabe,
Und zur Qual war ich noch hier.

Da ich so im stillen krankte,
Ewig weint' und weg verlangte
Und nur blieb vor Angst und Wahn:
Ward mir plötzlich, wie von oben,
Weg des Grabes Stein geschoben
Und mein Innres aufgetan.

Wen ich sah und wen an seiner
Hand erblickte, fragte keiner,
Ewig werd' ich dies nur sehn;
Und von allen Lebensstunden
Wird nur die, wie meine Wunden
Ewig heiter, offen stehn."

Zinzendorfs Schriften nährten den Keim seiner neuen Erkenntnis und zu weitern Fachstudien nach der Bergakademie Freiberg übergesiedelt, verlobte sich Hardenberg 1798 mit der frommen Julie von Charpentier, der er die Strophen widmete:

„O, laß uns treulich Ihn verehren,
So bleiben wir uns einverleibt.
Wenn ewig seine Lieb' uns treibt,
So wird nichts unser Bündnis stören.
An seiner Seite können wir
Getrost des Lebens Lasten tragen
Und selig zu einander sagen:
Sein Himmelreich beginnt schon hier,
Wir werden, wenn wir hier verschwinden,
In seinem Arm uns wiederfinden."

Seine Seele war genesen, und hatte er bis jetzt dem Athenäum des Schlegelschen Bruderpaares Abhandlungen zugesandt so pulsierte nun seine Dichterader. Da er den Plan gefaßt, gemeinsam mit Tieck ein Kirchengesangbuch herauszugeben, schuf er rasch seine geistlichen Lieder, die den weitesten Widerhall fanden. „Nicht, daß Novalis als christlicher Sänger auftrat ist seine Tat, sondern wie er die Aufgabe faßte und vollendete" sagt Karl Buße. Aus der romantischen Schule heraus schlug er damit die Brücke zum Volke, und in den Mittelpunkt stellte er den lebendigen Jesusglauben. Von der persönlichen Erfahrung ging er aus. Seine Lieder befriedigen nicht bloß das religiöse, sondern ebenso wohl auch das Schönheitsgefühl. Sie sind eben wieder einmal aus der Tiefe des Gemütes heraufgeholte, kunstvollendete und dennoch volkstümlich schlichte Poesie und bei aller Verwandtschaft mit den alten Kernliedern durchaus eigenartig. Daß hier noch mehr als bei Paul Gerhardt das Ich in den Vordergrund tritt, erklärt sich aus der Zeit heraus, wo der Sänger mit seinem Jesusglauben sich vereinsamt erscheinen muß. Ihn belebte die Hoffnung:

„Einst schauen meine Brüder
Auch wieder himmelwärts
Und sinken liebend nieder
Und fallen dir ans Herz."

Daß katholische Wendungen mitklingen, verwundert bei einem Romantiker nicht:

„Wenn ich ihn nur habe,
Hab' ich auch die Welt,
Selig wie ein Himmelsknabe,
Der der Jungfrau Schleier hält;
Hingesenkt im Schauen,
Kann mir vor dem Irdischen nicht grauen."

Daß der Dichter sich vor seinem Tode der katholischen Kirche zugewendet habe, ist als Fälschung Friedr. Schlegels nachgewiesen worden. (Vergl. Nippold: „Das deutsche Christuslied des neunzehnten Jahrhunderts"). Seine zwei Marienlieder fallen nicht schwer ins Gewicht, da sie Einlagen in den „Heinrich von

Friedrich von Hardenberg.

Friedrich von Hardenberg (Novalis).
(Nach dem Kupferstich von E. Eichens, 1845.)

Osterdingen" sind. Von den weniger bekannten Novalisliedern möge hier noch als Beispiel folgen:

„Was wär' ich ohne dich gewesen?
Was würd' ich ohne dich nicht sein?
Zu Furcht und Ängsten auserlesen,
Ständ ich in weiter Welt allein.
Nichts wußt' ich sicher, was ich liebte,
Die Zukunft wär' ein dunkler Schlund:
Und wenn mein Herz sich tief betrübte,
Wem tät ich meine Sorge kund?

Einsam verzehrt von Lieb' und Sehnen,
Erschien mir nächtlich jeder Tag;
Ich folgte nur mit heißen Tränen
Dem wilden Lauf des Lebens nach.
Ich fände Unruh' im Getümmel
Und hoffnungslosen Gram zu Haus;
Wer hielte ohne Freud' im Himmel,
Wer hielte da auf Erden aus?

Hat Christus sich mir kundgegeben
Und bin ich seiner erst gewiß,
Wie schnell verzehrt ein lichtes Leben
Die bodenlose Finsternis!
Mit ihm bin ich erst Mensch geworden;
Das Schicksal wird verklärt durch ihn,
Und Indien muß selbst im Norden
Um den Geliebten fröhlich blühn.

Das Leben ward zur Liebesstunde,
Die ganze Welt spricht Lieb' und Lust,
Ein heilend Kraut wächst jeder Wunde,
Und frei und voll klopft jede Brust.
Für alle seine tausend Gaben
Bleib' ich sein demutvolles Kind:
Gewiß, ihn unter uns zu haben,
Wenn zwei auch nur versammelt sind.

O! geht hinaus auf allen Wegen,
Und holt die Irrenden herein,
Streckt jedem eure Hand entgegen,
Und ladet froh sie zu uns ein.
Der Himmel ist bei uns auf Erden,
Im Glauben schauen wir ihn an;
Die eines Glaubens mit uns werden,
Auch denen ist er aufgetan.

Ein alter, schwerer Wahn von Sünde
War fest an unser Herz gebannt;
Wir irrten in der Nacht wie Blinde,
Von Reu' und Lust zugleich entbrannt.
Ein jedes Werk schien uns Verbrechen,
Der Mensch ein Götterfeind zu sein,
Und schien der Himmel uns zu sprechen,
So sprach er nur von Tod und Pein.

Das Herz, des Lebens reiche Quelle,
Ein böses Wesen wohnte drin;
Und ward's in unserm Geiste helle,
So war nur Unruh' der Gewinn.
Ein eisern Band hielt an der Erde
Die bebenden Gefangnen fest;
Furcht vor des Todes Richterschwerte
Verschlang der Hoffnung Überrest.

Da kam ein Heiland, ein Befreier,
Ein Menschensohn voll Lieb' und Macht,
Und hat ein allbelebend Feuer
In unserm Innern angefacht.
Nun sahn wir erst den Himmel offen,
Als unser altes Vaterland;
Wir konnten glauben nun und hoffen
Und fühlten uns mit Gott verwandt.

Seitdem verschwand bei uns die Sünde,
Und fröhlich wurde jeder Schritt;
Man gab zum schönsten Angebinde
Den Kindern diesen Glauben mit;
Durch ihn geheiligt zog das Leben
Vorüber wie ein sel'ger Traum,
Und, ew'ger Lieb und Lust ergeben,
Bemerkte man den Abschied kaum.

Noch steht in wunderbarem Glanze
Der heilige Geliebte hier;
Gerührt von seinem Dornenkranze
Und seiner Treue weinen wir.
Ein jeder Mensch ist uns willkommen,
Der seine Hand mit uns ergreift
Und in sein Herz mit aufgenommen,
Zur Frucht des Paradieses reift."

Voll großer Pläne legte Novalis eine Fülle von Empfindungen und Gedanken in seinen Roman „Heinrich von Osterdingen" nieder, eine Apotheose der Poesie, die unvollendet geblieben. Schöne weltliche Lieder sind in die Darstellung eingeflochten, so das Bergmannslied: „Der ist der Herr der Erde, der ihre Tiefen mißt," ferner: „Auf grünen Bergen wird geboren" u. a. m.

Novalis trug den Keim der Schwindsucht in sich. Seine Dichtungen zeigen alle das elegische, zartvergeistigte Wesen des wie Hölty einem frühen Tode Verfallenen, namentlich auch seine Prosa-Gesänge „Hymnen an die Nacht", wie das die folgende Probe zeigen mag:

„Welcher Lebendige, Sinnbegabte liebt nicht vor allen Wundererscheinungen des verbreiteten Raumes um ihn das allerfreuliche Licht mit seinen Farben, seinen Strahlen und Wegen, seiner milden Allgegenwart, als weckender Tag?

Wie des Lebens innerste Seele atmet es der rastlosen Gestirne Riesenwelt und schwimmt tanzend in seiner blauen Flut; atmet es der funkelnde ewig ruhende Stein, die sinnige, saugende Pflanze und das wilde, brennende, vielgestaltete Tier; vor allen aber der herrliche Fremdling mit den sinnvollen Augen dem schwebenden Gange und den zartgeschlossenen tonreichen Lippen. Wie ein König der irdischen Natur ruft es jede Kraft zu zahllosen Verwandlungen, knüpft und löst unendliche Bündnisse, hängt sein himmlisches Bild jedem irdischen Wesen um. Seine Gegenwart allein offenbart die Wunderherrlichkeit der Reiche der Welt.

Abwärts wend' ich mich zu der heiligen, unaussprechlichen, geheimnisvollen Nacht. Fernab liegt die Welt, in eine tiefe Gruft versenkt: wüst und einsam ist ihre Stelle. In den Saiten der Brust weht tiefe Wehmut. — Fernen der Erinnerung, Wünsche der Jugend, der Kindheit Träume, des ganzen langen Lebens kurze Freuden und vergebliche Hoffnungen kommen in grauen Kleidern, wie Abendnebel nach der Sonne Untergang. In andern Räumen schlug die lustigen Gezelte das Licht auf. Sollte es nie zu seinen Kindern wiederkommen, die mit der Unschuld Glauben seiner harren?

Was quillt auf einmal so ahnungsvoll unterm Herzen und verschluckt der Wehmut weiche Luft? Hast du auch ein Gefallen an uns, dunkle Nacht? Was hältst du unter deinem Mantel, das mir unsichtbar kräftig an die Seele geht? Köstlicher Balsam träuft aus deiner Hand, aus dem Bündel Mohn. Die schweren Flügel des Gemüts hebst du empor. Dunkel und unaussprechlich fühlen wir uns bewegt: ein ernstes Antlitz seh' ich froh erschrecken, das sanft und andachtsvoll sich zu mir neigt und unter unendlich verschlungenen Locken der Mutter liebe Jugend zeigt. Wie arm und kindisch dünkt mir das Licht nun, wie erfreulich und geeignet des Tages Abschied! — Also nur darum, weil die Nacht dir abwendig macht die Dienenden, säetest du in des Raumes Weiten die leuchtenden Kugeln, zu verkünden deine Allmacht, deine Wiederkehr, in den Zeiten deiner Entfernung? Himmlischer, als jene blitzenden Sterne, dünken uns die unendlichen Augen, die die Nacht in uns geöffnet. Weiter sehen sie, als die blässesten jener zahllosen Heere; unbedürftig des Lichts durchschauen sie die Tiefen eines liebenden Gemütes, was einen höhern Raum mit unsäglicher Wollust füllt. Preis der Weltkönigin, der hohen Verkünderin heiliger Welten, der Pflegerin seliger Liebe! Sie sendet mir dich, zarte Geliebte, liebliche Sonne der Nacht. Nun wach ich, dann bin ich dein und mein: du hast die Nacht mir zum Leben verkündet, mich zum Menschen gemacht."

Sie verschwimmen für unsern Geschmack viel zu sehr im rein Musikalischen, geistig Abstrakten, und wenn sich in einzelnen seiner Gesänge eine mystisch unendliche Liebessehnsucht einen durchaus verfehlten Ausdruck schuf, so hing das aufs engste mit seiner Krankheit zusammen. Auf einer Reise in Dresden 1800 trat sein Leiden plötzlich derart auf, daß er daselbst bleiben mußte, bis er im März 1801 in die ewige Heimat hinüberging.

Als exzentrische Vollblutromantiker erscheinen Clemens Brentano und seine Schwester Bettina, später die Gattin des märkischen Gutsbesitzers Ludwig Achim von Arnim. Eine ganze literarische Dynastie tritt in dem Hause Brentano vor unsere Augen. Sophie Laroche die Freundin Wielands und Schriftstellerin, ihre Tochter, vermählte Brentano, auf Goethes Werther von Einfluß und nun deren Kinder und ein Schwiegersohn Dichter. Aber welche wunderliche Gegensätze führte schon die Abstammung diesen Kindern zu: der Vater Italiener und Katholik, die Mutter deutsch (mit jüdischem Beisatz) und protestantisch und diese Mischung nun hineingewachsen in den Zauberbann der Romantik!

Clemens Brentano (1778–1842) war mit den herrlichsten Gaben ausgestattet; aber er hielt sie nicht zu Rate. Freund und Feind priesen die männliche Schönheit seiner hohen Gestalt mit den schwarzen Locken und dem südlichen Teint, und seine Büste feierte Sophie Mereau (später seine Gattin) mit folgendem Sonett:

„Welch süßes Bild erschuf der Künstler hier?
Von welchem milden Himmelsstrich erzeuget?
Nennt keine Inschrift seinen Namen mir,
Da diese holde Lippe ewig schweiget?

Nach Hohem lebt im Auge die Begier,
Begeistrung auf die Stirne niedersteiget,
Um die, nur von der schönen Locken Zier
Geschmücket, noch kein Lorbeerkranz sich beuget.

Ein Dichter ist es. Seine Lippen prangen,
Von Lieb umwebt, mit wundersel'gem Leben;
Die Augen gab ihm sinnend die Romanze,

Und schalkhaft wohnt der Scherz auf seinen Wangen;
Den Namen wird der Ruhm ihm einstens geben,
Das Haupt ihm schmückend mit dem Lorbeerkranze."

Edelsteine echter Genialität liegen in seinen Werken verstreut; aber es spielte ein Kind mit ihnen und sie liegen unter Sand und Tand. Seine Prosawerke sind unvollendet oder ohne Rundung, seine zum Teil genial tiefsinnigen und schönen Strophen wie Granitblöcke von roher Naturgewalt hingeworfen, fast alle Gedichte so, daß sie durch Kürzung bedeutend gewinnen oder daß aus ihnen verschiedene kleinere als ganze herausgehoben werden könnten. Ihm fehlte die Wahrheit, der Ernst des Lebens, die Zucht, und deshalb gebricht sie auch seinen Produkten.

Ihm wäre nötig gewesen, wie der junge Novalis zu beten:

„O so nimm, was Tausende begehren,
Was mir üppig deine Milde lieh!
Gib mir Sorgen, Elend und Beschwerden
Und dafür dem Geiste Energie!"

Er kämpfte mit sich, aber nicht in der Stille mit Lauterkeit. Er klagte sich an als schlechten Menschen, häufte Vorwürfe mit schaudererregender Phantasie und freute sich selbstgefällig des Erfolgs. Eine regelnde Kraft in seinem haltlosen Wesen bot ihm die Beschäftigung mit dem deutschen Volksliede.

Gemeinsam mit Achim von Arnim gab er 1806—1808 die unter dem Namen „Des Knaben Wunderhorn" bekannte Sammlung heraus und setzte damit fort was Herder begonnen. Manches, was in den drei Bänden erscheint, wurde nicht wörtlich getreu geboten, sondern romantisch „retouschiert".

Die besten von Brentanos eigenen Gedichten tragen selber Volksliedcharakter. Die Gottesmauer. Die lustigen Musikanten. Nach Sevilla, nach Sevilla. Ich wollt ein Sträußlein binden. Wenn die Sonne weggegangen und das rührende Lied von der schönen Lavenburger Els: „Es sang vor langen Jahren wohl auch die Nachtigall." Welche Schätze von Poesie in diesen Liedern verborgen liegen möge noch folgende Probe zeigen, bedeutend gekürzt:

Aufmunterung zur Kinderliebe und zum Kindersinne.

„Wer ist ärmer als ein Kind'
An dem Scheidewog geboren,
Heut geblendet, morgen blind
Ohne Führer geht's verloren.
Wer ist ärmer als ein Kind!
Wer dies einmal je empfunden,
Ist den Kindern durch das Jesukind
verbunden.

Welch Geheimnis ist ein Kind!
Gott ist auch ein Kind gewesen;
Weil wir Gottes Kinder sind,
Kam ein Kind, uns zu erlösen;
Welch Geheimnis ist ein Kind!
Wer dies einmal ꝛc.

In der Krippe lag ein Kind,
Ochs und Esel es verehren;
Wo ich je ein Kindlein find',
Will ich's lieben, pflegen, ehren.
In der Krippe lag ein Kind.
Wer dies einmal ꝛc.

Zu mir Sünder kam dies Kind,
Lehrte mich den Vater kennen;
Traun, wo ich ein Kindlein find'
Muß ich's meinen Bruder nennen.
Zu mir Sünder kam dies Kind'
Wer dies einmal ꝛc.

Wie so heilig ist ein Kind!
Nach dem Wort von Gottes Sohne
Aller Kinder Engel sind
Zeugen vor des Vaters Throne.
Wie so heilig ist ein Kind!
Wer dies einmal ꝛc.

Welche Würde hat ein Kind!
Sprach das Wort doch selbst die Worte
Die nicht wie die Kinder sind,
Gehn nicht ein zur Himmelspforte.
Welche Würde hat das Kind:
Wer dies einmal ꝛc.

Werden muß ich wie ein Kind.
Wenn ich will zum Vater kommen:
Kinder, Kinder, kommt geschwind!
Ich wär' gerne mitgenommen.
Ich muß werden, wie ein Kind'
Wer dies einmal ꝛc.

Clemens Brentano.

(Nach einer Radierung von L. E. Grimm.)

Dieses Lied ist für ein Kind,
Das noch nie ein Kind betrübet
Und aus Jesu Liebe sinnt,
Ob es Kindesliebe übet.
Dieses Lied ist für ein Kind.
Und, weil solches es empfinden,
Ist's den Kindern durch das Jesuskind
verbunden.

Wer dies sang, war auch ein Kind —
Und ist jetzt ein armer Sünder,
Und er schreibt auf Sturm und Wind:
„Wachet über Gottes Kinder!"
Wer dies sang, war auch kein Kind.
Herr, laß dies ihn heiß empfinden,
Sich den Kindern durch das Jesuskind
verbinden!"

Manche dieser Lieder erschienen in seine umfangreicheren Dichtungen eingeflochten. Wir nennen: Aus der Chronika eines fahrenden Schülers (leider unvollendet geblieben), die „Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl", die älteste Dorfgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts, das launige Märchen „Gockel, Hinkel und Gackeleia", außerdem: „Die mehreren Wehmüller und ungarischen Nationalgesichter," zur Hälfte eine höchst ergötzliche Geschichte voll der tollsten Capriolen des Scherzes und mit Zügen ergreifendsten Humors, wie er Brentano in eminenter Weise eigen war. „Der Maler Wehmüller bereist jeden Sommer mit seinem Vorrat von Nationalgesichtern, die er im Winter voraus gemalt hat, ganz Ungarn. Da kann sich denn ein hochedles Publikum sein Portrait Stück für Stück zu einem Dukaten selbst auswählen; Ehrennarben oder die Beschaffenheit des Schnurrbarts werden unentgeltlich hineingemalt; aber für die leergelassene Uniform muß nach Maßgabe ihres Reichtums nachbezahlt werden. Wehmüller ist wieder einmal in Ungarn, da tritt ein zweiter, ein falscher Wehmüller auf, und man erwartet nun komische Verwickelungen aller Art, aber — man wird enttäuscht. Es folgt eine Reihe Geschichten, die eine Gesellschaft sich erzählt, die eine toller als die andere und zum Teil durch einen plötzlichen Sprung mit anwesenden Personen verflochten. So vernichtet der Dichter mit mutwilliger Willkür durch die wunderbarsten Purzelbäume seiner reichen aber ungezügelten Phantasie sein eigenes Gebilde. Schließlich tritt noch ein dritter Wehmüller auf, der sich als die verkleidete Frau des ersten entpuppt. Bei all dem steigert ein strenger Pestcordon an der ungarischen Grenze die Verwicklung und führt zu heitern Szenen."

Zu seinen Hauptwerken zählen noch die „Romanzen vom Rosenkranz" und das Drama „Die Gründung Prags".

Deutlicher als mancher erweist Brentano, „daß die Poesie an und für sich, ohne den festen Untergrund der Persönlichkeit, Charakter und Leben des Dichters, die festen Halt verleiht und den Dichter unglücklich macht."

Ursprünglich für den Kaufmannsstand bestimmt, ja einer Öl- und Branntweinhandlung übergeben, setzte er es durch, daß er sich in Jena den Studien widmen konnte. Er wilderte aber unstät umher. Zweimal war er vermählt, zuerst mit einer Abgeschiedenen, die ihm der Tod bei der Geburt eines Kindes entriß, das zweitemal mit einer exzentrischen Bankierstochter aus Frankfurt, einer echt romantischen Wildkatze, von der er sich scheiden lassen mußte.

Mit sich selbst, mit Gott und der Welt zerfallen und nahe einem vollständigen geistigen Bankerotte zog er Anfang 1816 wieder nach Berlin. Seine Haare fingen an zu ergrauen, die Jahre der Selbsttäuschung waren vorüber, und es ergriff ihn ein unüberwindlicher Ekel vor der Hohlheit seiner Umgebung und seiner selbst. Es war an einem Donnerstag abend, als er in Berlin in eine Gesellschaft eintrat, die von den hervorragendsten Geistern besucht wurde. Es waren erst wenige Gäste anwesend. Der Sohn und ein alter Freund des Hauses erzählten soeben einem jungen Mädchen namens Luise Hensel, die wir später als Dichterin kennen lernen werden, daß Clemens Brentano kommen und etwas Eigenes vorlesen werde. Man sprach von seinen schlagenden Witzen, seinen Sarkasmen ꝛc.; und da man öfter das Wort „geistreich" wiederholte, ward es der jungen zum tiefsten Ernste geneigten Freundin des Hauses bald zu viel, und sie äußerte: „Wenn er weiter nichts ist, als geistreich, kann er dabei doch ein sehr erbärmlicher und unglücklicher Mensch sein." — In diesem Augenblicke stand der Dichter dicht neben ihr, die allein auf dem Sofa saß, und sagte düster: „Guten Abend!" Die ganze Gesellschaft war erschrocken; denn die Flügeltüren zum Vorzimmer waren geöffnet, Zimmer und Vorzimmer mit Teppichen belegt und die Lampen gedämpft, da die Hausfrau an Augenweh litt. — Man fürchtete, Brentano werde alles gehört haben und sich durch Witze rächen. Nur Luise war nicht verlegen; sie erwiderte seinen Gruß ganz unbefangen und bot ihm den Platz neben sich an. Er sah ihr starr und düster ins Gesicht mit den Worten: „Mein Gott, wie gleichen Sie meiner verstorbenen Schwester Sophie!" „Es ist mir lieb, daß ich Ihrer Schwester gleiche und daß Sie uns etwas vorlesen wollen. Bitte, fangen Sie an." — Dann las er etwas aus seiner „Viktoria" und einiges aus der „Gründung Prags" und wurde außerordentlich lebhaft.

Anna Elisabeth von Arnim (Bettina).
(Nach der Radierung von L. E. Grimm.)

Dieser Abend wurde zum Wendepunkte für Brentanos inneres und äußeres Leben. — Zunächst war es Liebe, was er für jenes junge Mädchen empfand, dessen einfaches, klares Wesen, verbunden mit tiefreligiöser Erkenntnis, den schwärmerischen Mann bis in die Grundfesten seiner Seele erschütterte. Als er

— nach seinen eigenen Worten — verwüstet, geängstigt, im Innern unheilbar krank, erstarrt gegen Gott und geekelt gegen die Welt, wie in einer pfadlosen Traumöde, im verderbten Leben stand und, verzweifelnd an sich selbst, ohne Lust am Bösen und Guten, nichts war als ein dumpfer, toter Mensch, — da erschien sie ihm wie der Samariter dem unter die Räuber Gefallenen. In Briefen und Gedichten schüttete er ihr nun sein Herz aus. „Vergeblich! Kennst du dies schreckliche Wort? Es ist die Überschrift meines ganzen Lebens; es brennt mir auf der Stirn äußerlich, wie im Hirne innerlich; all mein Denken, Tun und Leiden, mein unendliches Leiden war vergeblich." — Darauf erhielt er von ihr, dem achtzehnjährigen Mädchen, die unerwartete Antwort: „Was hilft es Ihnen, daß Sie einem jungen Mädchen das sagen? Sie sind so glücklich, die Beichte zu haben, Sie sind Katholik, sagen Sie Ihrem Beichtvater, was Sie drückt."

Und — zum erstenmale seit fünfzehn Jahren — ging Brentano zur Beichte, in der Hedwigskirche in Berlin.

Nun ging er — das ist solcher Menschen Brauch — von einem Extrem zum andern über. Seine Sammlungen und Bücher verkaufte er; manches seiner Werke suchte er zu vernichten. Er schrieb:

Ludwig Achim von Arnim.
(Nach einer anonymen Lithographie.)

„Poesie, die Schminkerin,
Nahm mir Glauben, Hoffen, Lieben,
Daß ich wehrlos worden bin,
Nackt zur Hölle hingetrieben.

Nur ein Schild blieb unbewußt
Mir noch aus der Unschuld Tagen:
Heilge Kunst, auf Stirn und Brust
Ein katholisch Kreuz zu schlagen."

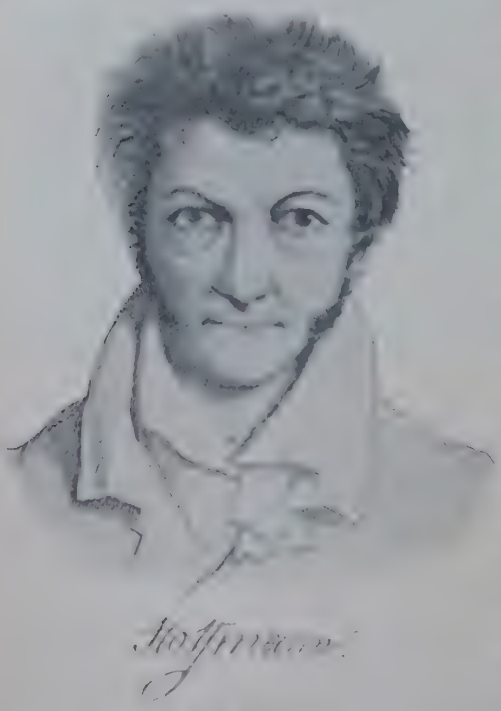
Er zeichnete sechs Jahre hindurch die Visionen der frommen Nonne Katharina Emmerich im Kloster zu Dülmen auf und verwandte die letzte Zeit seines Lebens zur Stärkung des katholischen Glaubens.

Brentanos Schwester Anna Elisabeth, genannt Bettina, schrieb 1835 „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde", ein Buch, das viel von sich reden machte und mehr Wirklichkeit schildert, als man früher annahm.

Ludwig Achim von Arnim (1781—1831), seit 1811 Bettinas Gatte, war zwar ein würdiger märkischer Edelmann, den sein „Gebet" charakterisiert:

„Gib Liebe mir und einen frohen Mund,
Daß ich dich, Herr der Erde, tue kund,
Gesundheit gib bei sorgenfreiem Gut,
Ein frommes Herz und einen festen Mut;
Gib Kinder mir, die aller Mühe wert,
Verscheuch die Feinde von dem trauten Herd;
Gib Flügel dann und einen Hügel Sand,
Den Hügel Sand im lieben Vaterland;
Die Flügel schenk dem abschiedschweren Geist,
Daß er sich leicht der schönen Welt entreißt."

Aber seine Romane von der „Gräfin Dolores" und „Die Kronenwächter" sind mit dem schrullenhaftesten Spuk verflochten und deshalb vergessen. Noch immer gelesen werden mit Grund: „Fürst Ganzgott und Sänger Halbgott," „Der tolle Invalide auf dem Fort Ratonneau" ꝛc.



E. T. A. Hoffmann.
(Nach einem Selbstbildnis geätzt von K. L. C. Buchhorn.)

Mitten ins natürliche Leben hinein, ins treu gezeichnete Philistertum, stellte die grausigen Nachtgeburten seiner krankhaft verzerrenden Phantasie E. T. A. Hoffmann aus Königsberg (1776 bis 1822) gleichmäßig begabt als Zeichner, Musiker und Erzähler, aber verkommen, am liebsten mit guten Kumpanen in der Weinstube sitzend, „jetzt stumm die seltsamsten Grimassen schneidend, dann sprühend von Geist, Witz, Satire, Tollheit (aber was für Geist?) und zuletzt lange Jahre leidend an der gleichen Krankheit wie Heinrich Heine. Aus der trüben Flut wildphantastischer Schauermärchen vom „goldenen Topf", „Klein Zaches, genannt Zinnober" ꝛc. ragen wie helle Inseln heraus die Erzählungen „Meister Martin und seine Gesellen" und „Das Fräulein von Scuderie".

Der begabteste Dramatiker der Romantik ist der Ostpreuße Heinrich von Kleist (1777—1811). Geb. in Frankfurt a. d. O., machte er 1793 den Rheinfeldzug mit, studierte die Rechte, suchte sein Glück, Freiheit, ein eigenes Haus, ein Weib, Ruhm und Unsterblichkeit unstet in Berlin, Paris, der Schweiz, Weimar, Dresden, und nachdem er 1807 von den Franzosen gefangen und wieder freigegeben worden, in Dresden, Prag, Berlin, bis er, mit sich und der Welt zerfallen und unter den Einfluß der überspannten Henriette Vogel geraten, am 21. November 1811 am Wansee bei Potsdam das verderbliche Weib und sich selber erschoß. Mit Goethes Werther teilte der Dichter, wie A. Wilbrandt, sein Biograph, ausführt, den unbezwinglichen Trieb, alles an alles zu setzen. Er wollte nichts oder den Ruhmeskranz, der auf Goethes Stirne ruhte. Er wollte alles auf einmal, schon am Anfang der Laufbahn den entscheidenden Wurf, wollte die klassische Poesie durch ein neues Kunstprinzip überbieten, durch unerhörte Kombinationen steigern, und da es nicht nach Wunsch gelang und da ihm der Beifall der Welt versagt blieb, der sich seither dann eingestellt hat, so sang er in seinem letzten Lied:

„Und stärker rauscht der Sänger in die Saiten,
Der Töne ganze Macht lockt er hervor;
Er singt die Lust, fürs Vaterland zu streiten,
Und machtlos schlägt sein Ruf an jedes Ohr,
Und wie er flatternd das Panier der Zeiten
Sich näher pflanzen sieht, von Tor zu Tor,
Schließt er sein Lied; er wünscht mit ihm zu enden
Und legt die Leier tränend aus den Händen."

Bartels vergleicht die Tragik Kleists einem Gewittersturm, der plötzlich heraufkommt, alles, ohne daß es Widerstand leisten könnte, vernichtet und nicht einmal die Atmosphäre reinigt und abkühlt; sie hat etwas Finsteres und Erbarmungsloses, das wir an die Weltordnung kaum anzuknüpfen vermögen. In seine Dramen spielt vielfach „die Nachtseite der Natur" hinein, somnambule Zustände, Nachtwandeln ꝛc. 1808 schrieb Goethe an Kleist: „Mit der Penthesilea kann ich mich noch nicht befreunden. Sie ist aus einem so wunderbaren Geschlecht und bewegt sich in einer so fremden Region, daß ich mir Zeit nehmen muß, mich in beide zu finden."

Es kann hier nicht unsre Aufgabe sein, den ganzen Urwald der Kleistschen Dichtung zu durchstreifen.

Auf dem Boden der Schweiz, im Wetteifer mit Zschokke, entstand die Komödie Der zerbrochene Krug (1802). Das ganze Lustspiel beruht auf dem komischen Umstande, daß der Dorfrichter Adam über einen Fall aburteilen soll, in welchem er, allen andern unbewußt, selbst der Schuldige ist. Daraus erwachsen die merkwürdigsten Verwicklungen, die um so mehr die Erfindungskraft des Dichters bezeugen, da sich alles als durchaus notwendig ergibt; denn gerade durch die Bemühungen des Richters, die Aufmerksamkeit von sich abzulenken, werden die andern nur immer mehr auf ihn hingewiesen, und alle seine Anstrengungen dienen nur zum Beweise gegen ihn.

Ein heller Sonnenstrahl leuchtete Kleist, als er im Sommer 1808 sein „großes historisches Ritterschauspiel" schuf: **Das Käthchen von Heilbronn oder die Feuerprobe.**

Käthchen ist ein Mädchenbild aus der altdeutschen Schule, ganz Unschuld, Hingebung, Liebe, Zucht, Frömmigkeit; ein tief geheimer Zauber haftet an ihrer Gestalt. — Kleist selbst nennt das Käthchen „die Kehrseite der Penthesilea, ihren anderen Pol, ein Wesen, das ebenso mächtig ist durch Hingebung als jene durch Handeln." Im Käthchen erscheint die Liebe des Weibes ganz als Demut, in Penthesilea ganz als großmütiger Stolz. Beide Extreme sind krankhaft; aber dort wie hier ist die Zeichnung psychologisch fein und korrekt. Käthchen ist die vermeintliche Tochter eines Waffenschmiedes in Heilbronn. Friedrich Wetter Graf von Strahl besucht die Schmiede, um an seiner Rüstung etwas ausbessern zu lassen. Das Mädchen sieht ihn, fühlt sich magnetisch zu ihm hingezogen und stürzt ihn im somnambulen Zustande aus dem Fenster nach aufs harte Pflaster. Der Waffenschmied klagt den Grafen beim Femgericht auf Zauberei an. Der Ritter ist unschuldig. Käthchen folgt ihm überall hin, obgleich er sie mit der Peitsche **forttreibt, um sie von sich fern zu halten.** Er ist im Begriff, sich mit Kunigunde von Thurneck **zu vermählen. Sie aber, zauberhaft an ihn** gekettet, kann ihn nicht lassen und leistet ihm, **als er von Feinden verfolgt wird, die wichtigsten Dienste.** Kunigunde stellt ihr grausam nach; aber sie entgeht unbewußt den ihr gelegten Fallstricken. Sie stürzt sich für den Grafen ins Feuer der brennenden Burg. Dankbarkeit und Mitleid erweichen sein Herz. Er findet sie schlafwachend unter einem Hollunderbaum **und redet mit ihr, die immer fortschläft und** doch antwortet. So erfährt der Graf, ihr selbst unbewußt, ihre Abstammung, und nachdem der Kaiser sie als seine Tochter anerkannt hat, beschließt er, sich **mit ihr zu vermählen.**

Heinrich von Kleist.
(Nach einer unbenannten Zeichnung.)

Graf Strahl [illegible] Nun denn mein Käthchen, komm!
komm her, o Mädchen!
Mein Mund hat jetzt dir etwas zu vertrau'n.
Käthchen. Mein hoher Herr! Sprich! Was bedeutet mir —?
Graf Strahl. Zuerst, mein süßes Kind, muß ich dir sagen,
Daß ich mit Liebe dir unsäglich, ewig
Durch alle meine Sinne zugetan —
Vergib mir, wenn mein Wort dich oft gekränkt,
Beleidigt: meine roh mißhandelnde
Gebärde dir zuweilen weh getan.

Denk' ich, wie lieblos einst mein Herz geeifert,
Dich von mir wegzustoßen — und seh' ich gleichwohl jetzo dich
So voll von Huld und Güte vor mir stehn,
Sieh, so kommt Wehmut, Käthchen, über mich,
Und meine Tränen halt' ich nicht zurück. (Er weint.)

Käthchen (ängstlich). Himmel! Was fehlt dir? Was bewegt dich so?
Was hast du mir getan? Ich weiß von nichts.

Graf Strahl. O Mädchen, wenn die Sonne wieder scheint,
Will ich den Fuß in Gold und Seide legen,
Der einst auf meiner Spur sich wund gelaufen,
Ein Baldachin soll diese Scheitel schirmen,
Die einst der Mittag hinter mir versengt.
Arabien soll sein schönstes Pferd mir schicken,
Geschirrt in Gold, mein süßes Kind zu tragen,
Wenn mich ins Feld der Klang der Hörner ruft;
Und wo der Zeisig sich das Nest gebaut,
Der zwitschernde, in dem Holunderstrauch,
Soll sich ein Sommersitz dir auferbau'n,
In heitern, weitverbreiteten Gemächern,
Mein Käthchen, kehr' ich wieder, zu empfangen.

Käthchen. Mein Friedrich! Mein Angebeteter!
Was soll ich von dieser Rede denken?
Du willst? — Du sagst? (Sie will seine Hand küssen.)

Graf Strahl (zieht sie zurück). Nichts, nichts, mein süßes Kind. [illegible]

Käthchen. Nichts?

Graf Strahl. Nichts. Vergib. Ich glaubt', es wäre morgen. — Was? —
— Was wollt' ich doch schon sagen? — Ja, ganz recht,
Ich wollte dich um einen Dienst ersuchen. [illegible]

Käthchen (kleinlaut). Um einen Dienst? Nun welchen? Sag nur an. [illegible]

Graf Strahl. Ganz recht. Das war's. — Du weißt, ich mache morgen Hochzeit.
Es ist zur Feier alles schon bereitet!
Am nächsten Mittag bricht der Zug
Mit meiner Braut bereits zum Altar auf.
Nun sann ich mir ein Fest aus, süßes Mädchen,
Zu welchem du die Göttin spielen sollst.
Du sollst aus Lieb' zu deinem Herrn für morgen
Die Kleidung, die dich deckt, beiseite legen
Und in ein reiches Schmuckgewand dich werfen,
Das Mutter schon für dich zurechtgelegt.
— Willst du das tun?

Käthchen (hält ihre Schürze vor die Augen). Ja, ja, es soll geschehn.

Käthchen gehorcht und wird dann selber als Braut zum Altare geführt.

Der Tragödie „Die Hermannsschlacht" hauchte Kleist seinen ganzen Franzosenhaß ein, und sein „Prinz von Homburg" ist ein spezifisch preußisches Drama, trotz aller Phantastik ein Meisterwerk.

Der eine und andere unserer Leser hat wohl auch schon mit Michael Kohlhaas Bekanntschaft gemacht, dem Pferdehändler aus Luthers Zeit, der im leidenschaftlichen Drang, sich Recht zu verschaffen, selber Unrecht auf Unrecht häuft, bis er einsieht, daß er gefehlt hat. Die Erzählung ist plastisch anschaulich gehalten.

Die Lorbeeren, die Kleist versagt blieben, erntete mit seinen Dramen Zacharias Werner aus Königsberg (1768–1823), weil er bei aller abstrusen Romantik im übrigen Schiller näherstand. Ein haltloser Mensch, schwankte er stets zwischen Ausschweifung und Zerknirschung, bis er sich 1811 in Rom der katholischen Kirche und in Wien einem harten Bußpredigertum ergab. Sein Einakter „Der vierundzwanzigste Februar", von Goethe in Weimar aufgeführt und 1815 gedruckt, ging dem Schwall der „Schicksalsdramen" voran, in denen die Menschen wie Marionetten an Drähten von einem blind waltenden Verhängnis geleitet werden, eine Fratze dessen, was Schiller gemeint hatte. (Dramen Werners: „Die Söhne des Tals" (1803), „Das Kreuz an der Ostsee" (1806), „Martin Luther oder die Weihe der Kraft" (1807), später von Werner selber durchgestrichen durch „Die Weihe der Unkraft".) An dem geheimnisvollen Spruch, der dem Drama „Die Kreuzesbrüder" als Motto mitgegeben war: „Das Kreuz ist des Sterns Fundament", empfand Justinus Kerner ein solch humorvolles Vergnügen, daß er ihn wiederholt in Gedenkbücher einschrieb.

Die erste dramatische Bearbeitung der nordischen Nibelungensage lieferte 1808–1810 in einer Trilogie „Der Held des Nordens" (Sigurd der Schlangentöter, Sigurds Rache, Aslauga) Friedrich Baron de la Motte Fouqué, unmittelbar nach den Befreiungskriegen, in denen er mitgefochten und mitgesungen, ein Lieblingsschriftsteller der deutschen Leser.

Eine der duftigsten Blüten der Romantik bleibt seine Märchennovelle „Undine" (1813). Von ihr gilt in vollem Maß alles Lob, das wir der Romantik gespendet haben, kein Tadel, den wir in Bereitschaft hatten. An die sinnige Sage des Theophrastus Paracelsus anknüpfend, daß die Wassergeister Seelen bekämen, wenn sie sich mit Menschen vermählen, läßt Fouqué bei der einfachen Fischerfamilie am Waldrand die schalkhaft neckische, reizend mutwillige Nixe Undine mit dem ernsten stattlichen Ritter Huldbrand von Ringstetten zusammentreffen und die beiden einander liebgewinnen. Mit dem Ritter vermählt, wird Undine, die launenhaft wilde, sanft und mild und dem Gemahl treu ergeben. Da sie aber auch in der Ehe von ihrem geheimnisvollen Onkel Kühleborn, der aus dem Wald auf Besuch gekommen, nicht lassen will und dieser dem Ritterfräulein Bertalda einen Goldschmuck raubt, schilt der Ritter Undinen heftig und sie kehrt in die Wellen zurück. Aber wie Huldbrand sich nun mit Bertalda vermählt, taucht seine erste Geliebte auf und raubt ihm mit einem Kusse das Leben.

Welche fromme Gesinnung den Dichter beseelte, mögen etwa noch folgende seiner Sprüche zeigen:

„Was tragen ich soll, hilf, daß ich's ertrage;
Daß ich, ob zage, doch nimmer verzage;
Daß ich, ob klage, doch niemand verklage; —
Herr, hilf bestehn mir am Tage der Tage!"

„Was suchst du unter dir im Staube
Nach Früchten, o du töricht Kind,

Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

(Nach dem Leben gemalt von W. Hensel 1818, gestochen von Fr. Fleischmann.)

Die herb, zertreten und zum Raube
Dem kriechenden Gewürme sind?
Blick aufwärts nach dem frischen Laube!
Da glühn sie voll und reif und lind!" —
Da kann ich nicht hinauf! — „Du blöder Tor!
Den Vater ruf, so hebt er dich empor!" —

Und zum Schluß:

„Wenn alles eben käme,
Wie du gewollt es hast,
Und Gott dir gar nichts nähme
Wenn gäb' dir keine Last,
Wie wär's da um dein Sterben,
Du Menschenkind, bestellt?
Du müßtest fast verderben,
So lieb wär' dir die Welt!

Nun fällt — ein's nach dem andern —
Manch süßes Band dir ab,
Und heiter kannst du wandern
Gen Himmel durch das Grab.
Dein Zagen ist gebrochen,
Und deine Seele hofft; —
Dies ward schon oft gesprochen;
Doch spricht man's nie zu oft."

Selbst fünfzehn Missionslieder fehlen unter Fouqué's zahlreichen religiösen Gedichten nicht; aber sie wurden nicht populär.

Wohl abgerundet und von anmutendem Wohlklang, aber weich verschwommen erscheinen die Epen eines Romantikers, der wie Novalis im besten Alter von der Schwindsucht hinweggerafft ward: Ernst Schulze, geb. in Celle (1789—1817). Am Sterbebett seiner Geliebten, Cäcilie Tychsen in Göttingen, gelobte er sich: „Ich will ein Werk dichten, worin Cäciliens Charakter bis in seine kleinsten Feinheiten dargestellt werden soll. Das ganze Gedicht soll einen durchaus deutschen oder vielmehr nordischen Geist hauchen. Denn Cäciliens Gemüt war deutsch, wie ich nie eines fand. Es werden sich daher auch bloß nordische Mythen darin finden: Zauberjungfrauen, Meerfeien, Nixen, Berggeister, das wütende Heer u. s. w. Die Religion soll das Hauptmotiv des Gedichts sein. In Cäcilien soll die christliche Sehnsucht nach dem Himmlischen und Ewigen dargestellt werden, und ich selbst will in demütiger Entfernung als irdische Liebe neben ihr stehen. Der Ausgang kann natürlich nicht glücklich sein; aber er soll auch das Herz nicht zerreißen. Sanft und wehmütig soll das ganze Gedicht verhallen, wie Schillers „Ritter Toggenburg" oder „Theklas Geisterstimme". Der Schluß soll gleichsam diese Welt mit einer schönern verbinden, und es soll der Widerschein einer fünftigen, schönern darauf ruhen."

Mehr Anklang als „Cäcilie" fand „Die bezauberte Rose", ein Jahr nach des Dichters Tod erschienen. In melodischen Stanzen erzählt der Dichter, wie der Sänger Alpino die schöne Prinzessin Klotilde erblickt; sie wirft eine Rose ins Wasser, damit sie zu ihm schwimme. Später findet er sie selbst in eine Rosenknospe verwandelt. Nur durch einen würdigen Gatten soll sie entzaubert werden. Drei Kaiser bewerben sich um sie, und die Rose bleibt verschlossen; aber als Alpino zur Harfe singt, da öffnet sie sich:

„Und sieh, es schwillt aus ihrem weichen Moose
Stets blühender die reiche Knosp' empor,
Und lieblich schaut jetzt aus der offnen Rose
Mit goldner Kron' ein holdes Haupt hervor,

Und ringsumher verwebt sich leis und lose
Der Blätter Grün zum weichen, seidnen Flor;
Schon scheint der Tau, der hell am Kelch gehangen,
Als Perlenschnur am weißen Hals zu prangen.

Und als gemach der bunte Zauberreigen
Von Duft und Klang verdämmert und verhallt,
Steht zart und schlank, in ahnungsvollem Schweigen,
Mit irrem Blick die blühende Gestalt.
Man sieht die zarte Brust tief atmend steigen,
Vom ersten Hauch des Lebens neu durchwallt;
Bang' regen sich die kaum gelösten Glieder,
Sie hebt den Fuß und senkt ihn schüchtern wieder."

Zum Gediegensten, was die Romantik geboten, gehören entschieden die Leistungen der Gebrüder Grimm. Jakob Grimm (1785—1863) und Wilhelm Grimm (1786—1859), die wir schon auf den ersten Blättern unseres Buches anzuführen Gelegenheit fanden. In dem Städtchen Steinau zwischen Fulda und Hanau aufgewachsen, lebten sie ununterbrochen in brüderlicher Gemeinschaft miteinander, Geld, Bücher, Sammlungen teilend und viele ihrer Arbeiten eng verbindend. Nachdem sie in Marburg die Rechte studiert, wirkten sie beide bis 1837 in Göttingen, beteiligten sich an der Protestation wider den hannöverschen Verfassungsbruch und wurden deshalb ihres Amtes enthoben. 1840 von Friedrich Wilhelm IV., den man den „Romantiker auf dem Throne" genannt hat, nach Berlin berufen. Bearbeitete Jakob die deutsche Grammatik, die deutsche Mythologie, die deutschen Reichsaltertümer, die Geschichte der deutschen Sprache, gab Wilhelm vor allem die deutsche Heldensage und andere mittelalterliche Werke heraus, so verdanken wir ihrer gemeinsamen Arbeit neben dem deutschen Wörterbuch die Kinder- und Hausmärchen und die deutschen Sagen, Sammlungen von unschätzbarem Wert.

Wir haben schon früher darauf hingewiesen, wie der uralte Mythus seine Lichter und Schatten ins deutsche Volksmärchen herüberwirft: Dornröschen, Schneewittchen, die drei Spinnerinnen, die Geschichte vom tapfern Schneiderlein und wie sie alle heißen. Das Mythische im Märchen gleicht nach Wilhelm Grimms Worten kleinen Stückchen eines zersprungenen Edelsteins, die auf dem von Gras und Blumen überwachsenen Boden zerstreut liegen und nur von dem schärfer blickenden Auge entdeckt werden. „Die Bedeutung davon ist längst verloren; aber sie wird noch empfunden und gibt dem Märchen seinen Gehalt; während es zugleich die natürliche Lust an dem Wunderbaren befriedigt; niemals sind sie bloßes Farbenspiel gehaltloser Phantasie." Aber das Herbe der alten Tragik ist zum Rührenden und zum Drolligen umgestimmt. Die innerste Volksseele spricht aus den Märchen. Der ganze Reichtum poetischer Motive ist wie im Keim in ihnen enthalten, und ihre Gestalten, der Märchenprinz und die Märchenprinzessin, der zürnende König, der tapfere Held, die böse Stiefmutter, der tölpelhafte Riese und der listige Zwerg, ja der sorglose Hans im Glück und das Lumpengesindel, der „Thumbe", der den Sieg davonträgt über die schlauer-

Brüder und die Königstochter gewinnt, sie sind Urtypen, die so oder so auch in der Kunstpoesie immer wiederkehren. Die eigentliche Stimmung gibt dem Volksmärchen der tiefe Wald, wo der Specht hämmert und die Turteltaube ruft. Das ist, wie wir gesehen, auch die echt romantische Stimmung, und wir wissen deshalb diesen Abschnitt nicht passender zu beschließen als mit Geibels Ode:

Der Romantiker.

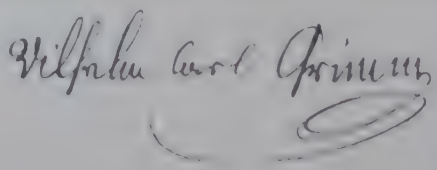
„Wie Zeit und Schicksal immer uns bilden mag,
Doch waltet machtvoll über der Scheitel uns
Der Stern der Kindheit fort, und ewig
Zwingt uns die Seele das früh Geliebte.

Jakob Grimm.

Jakob Grimm.
(Nach einer Zeichnung von S. Krüger.)

In tiefer Sehnsucht nach dem Unendlichen,
Deß heilig Rätsel über der Schöpfung schwebt,
Zum Leben wacht' ich auf und lauschte
Trunkenen Ohrs dem Gesang der Dinge.

Und wenn des Meers dumpfbrausenden Wogenschlag
Der Wind herantrug oder die Höh'n herab
Des Waldes Rauschen kam, so ward mir,
Was ich vernahm, der Empfindung Gleichnis.



Wilhelm Grimm.
(Nach einer Zeichnung von H. Krüger.)

Und Wald und Meer und blühendes Sonnenlicht
Und deinen vielfarb wechselnden Kranz, o Jahr,
Und euch, ihr Stern und Wolken nennend,
Strömt ich das dunkle Gefühl im Lied aus.

Wohl hab' ich dann bei griechischer Tage Glanz
An deinen Marmorsäulen, o Parthenon,
Gediegner Kunst formklaren Zauber
Lieben gelernt und den Reiz der Schranke,

Und Zug für Zug lebendig ein Menschenlos
Ins Wort zu prägen blieb mir das Köstlichste,
Und großer Tat ruhmvoll Gedächtnis
Dauernd in feste Gestalt zu bannen.

Doch nun der Heimat Sonne mir wiederum
Aus Wolken aufglüht, nun mich der Buchenforst
In seine Laubnacht zieht, wie oft jetzt
Rührt sich im Busen die alte Sehnsucht!

Und durch des Frühlings dämmernde Werdelust,
Durch goldne Herbstruh' wandl' ich gedankenvoll
Und summe, wie im Traum, der Jugend
Nimmer vergessenes, dunkles Waldlied."

Die Sänger der deutschen Befreiungskriege.

Unser ist durch tausendjährigen Besitz
Der Boden, und der fremde Herrenknecht
Soll kommen dürfen und uns Ketten schmieden
Und Schmach antun auf unsrer eignen Erde?
Schiller.

Zu den Sängern der deutschen Befreiungskriege in den Jahren 1813—15 ist auch einer zu zählen, der nur noch in seinen Werken lebte, als der Sturm sich erhob. Erst unter den Leiden der Fremdherrschaft ging den Deutschen das volle Verständnis auf für das, was Schiller mit der Jungfrau von Orleans und was er mit dem Tell gewollt. Aus philosophischen Ideen und romantischen Träumen, aus schlaffem Leben und Lebenlassen, aus weichlichem Genuß und Überdruß rief die Schmach der Knechtschaft die Geister in die Gegenwart zurück, in die harte Wirklichkeit. Der Feind von außen schärfte den Blick für den Feind im Innern. Mit einem Schlage wurde tausenden klar, daß es noch andere Güter zu verteidigen gebe, als die der trüglichen schwarzen Kunst, daß es besser sei, „dem Landsmanne die Hand zu küssen, als dem Fremden die Schuhe." „Ich will euch ein Gleichnis sagen," rief Ernst Moritz Arndt im „Geist der Zeit" seinem Volke zu, (1805) „Satan, der böse, war ein arger Schelm und Lügner

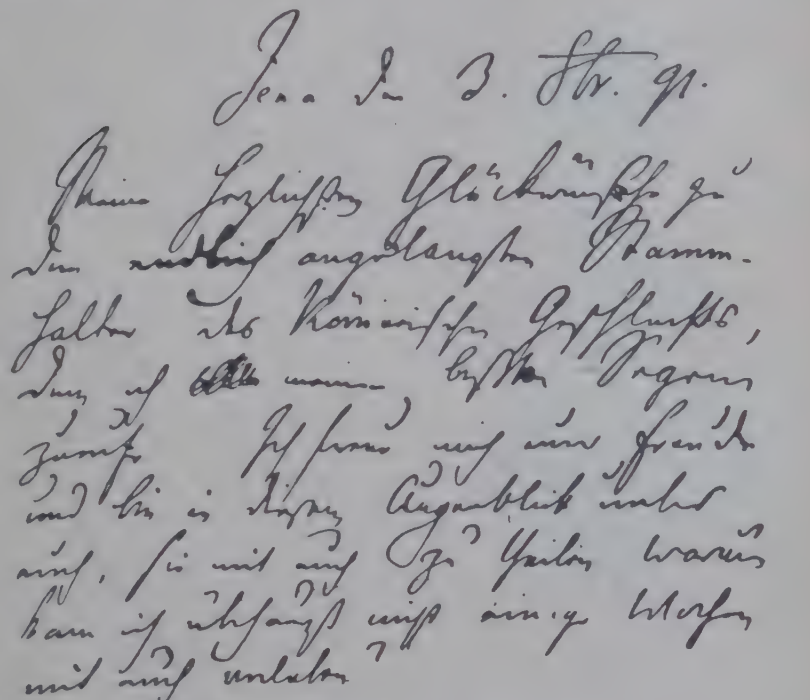
von Anfang; darum war er ein Gleisner und Leisetreter. Aber Gott der Herr, dessen Leben Wahrheit und Güte ist, donnert aus den Wolken und blitzt und schickt seine Schloßen; aber er erfreut in Regen und Sonnenschein auch alles Lebendige. Er hat den Menschen nach seinem Bilde geschaffen, daß er wahr sei und gerecht. So spreche ich frei und schelte das Schlechte; aber ich schimpfe nicht: das tun nur Schmeichler und Schurken. Denn Strafe bedarf der Mensch, nicht bloß heut, sondern alle Tage; Zorn belebt das Herz, das in Jammer erstarren würde, und schlagt wie ein Blitzstrahl durch edlere Brüste."

Und in der Sprache eines alten Propheten redete er nun den Fürsten zu, den Edelleuten, den „Schreibern", wie er die Gelehrten nennt, — „Alles haben sie so vergeistigt, daß keine Kraft mehr da ist zum Handeln, zur Tat". — den Gottesgelehrten. — „Wie haben sie die großen Taten und Wunder Gottes hinwegvernünftelt, und ist in der Religion, die sie predigen, weder Kraft noch Saft." Und dem ganzen Geschlechte ruft er zu: „Gold wird gesammelt, oft gestohlen von den Bürgern und vom Staat. Tugend steht nach Gold, reich und vornehm sein ist edler, als tapfer und gütig sein. Ist der Bauer ein Bürger, der Bürger ein Edelmann, der Edelmann ein Graf geworden: das sind die Höhen, die diese Menschheit erklimmen kann, das ist ihr edelstes Streben. Und die Geselligkeit und die Vergnügungen? Ja freilich nach Vergnügungen jagt der Mensch, der keine Freude hat. Deswegen haben wir der Vergnügungen und Lustbarkeiten so viele, aber ohne Sinn, ohne Jubel und Taumel, wodurch selbst der Barbar herrlicher ist als ein flaches, strohenes Geschlecht. Zusammen sind die Menschen mehr als zu viel, aber alle mit Lügengesinnung und Eitelkeit. Deswegen ist die gewöhnliche Geselligkeit auch gewöhnliches Verderben. Und wie sollte es nicht? Denn geizig und kümmerlich mit mancherlei Angsten und kleinen Absichten kommen sie zu dem, was sie ihre Vergnügungen nennen. So ist die Lust lange tot und die Unschuld zu Grabe getragen, ehe sie unter den Leuten erschienen ist. Nichts kennzeichnet die völlige Absterbung des Naturtriebes und der Selbstkraft besser als die Jugend. Geschieht das am grünen Holz, was soll am dürren werden? Da ist alles Frische und Mutige stumm, was sonst kühn hervorbrach im Guten und Bösen. Eine Zucht schon bei Knaben, welche die wahre Unzucht ist, weil die schwache Natur nicht aus dem Ei kommen kann und in der Geburt stirbt. Die Jünglinge bei aller Quecksilbrigkeit der Zungen und Füße verkümmerte Greise mit zwanzig, vierundzwanzig Jahren. Es ist ein entsetzliches Gefühl, wie die Jugend alt und grau geworden ist. . . . Wie staune ich, wenn ich die zwanzig Jahre meiner Erinnerung zurückdenke! Was damals im Schritt ging, geht jetzt im Galopp. Geht von den Flittern eurer Schuhe, von den Titusköpfen eurer Stutzer und von den Muffen eurer Damen bis zu den Konstitutionen und Schlachten der letzten Jahre und ihr versteht mich. . . ."

„Kein Nichts kann die Welt halten und bewegen! Deswegen wird alles zusammenstürzen. Eine neue Geburt muß werden!" „Das gegenwärtige Geschlecht ist klein und verzagt. Es wird und kann den Todessprung nicht wagen. Hineingerissen, hineingetrieben wird es werden durch das Unglück, das nachkömmt.

und durch langsame Qual wird es des Todes sterben zur Verjüngung." „Zur Verjüngung!" sagte der treue Eckart, wie man Arndt genannt hat, und die Verjüngung blieb nicht aus, und auch die Lieder der Sänger halfen sie heraufführen, begleiteten sie und feierten sie.

Von diesen Sängern nennen wir neben Brentano, Fouqué, Rückert, Uhland und anderen namentlich drei: einen feurigen Jüngling, einen kraftvollen Mann und einen Genossen von weiblicher Gemütsinnigkeit, Theodor Körner Ernst Moritz Arndt und Max von Schenkendorf. Ihre Töne stimmen zu vollem Dreiklang zusammen.



Schillers Glückwunsch zur Geburt Theodor Körners.

Karl Theodor Körner wurde in jenem Hause geboren, wo Schiller eine Heimstätte gefunden hatte, am 23. September 1791 in Dresden. Heinrich von Kleist, Novalis, Öhlenschläger gingen hier als Hausfreunde ein und aus. Ihre, Goethes und Schillers Dramen wurden hier oft mit verteilten Rollen gelesen, bevor sie im Druck verbreitet waren, so 1804 Schillers Tell.

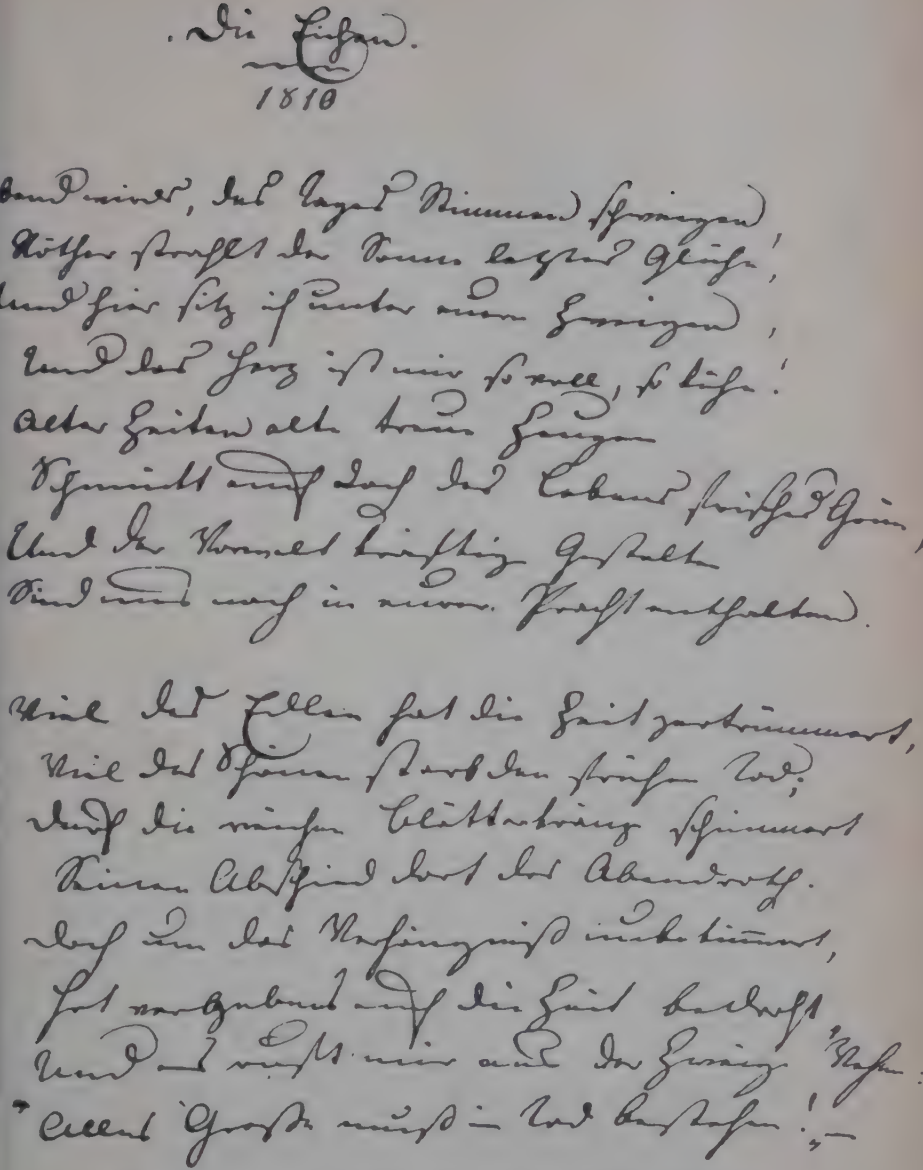
Mozart spielte im Körnerschen Hause die Partitur seines Don Juan. So mannigfaltig angeregt und durch gymnastische Übungen und viel Bewegung in freier Luft gestärkt, zeigte der Knabe Begabung und Neigung für Musik und Poesie, spielte Violine und Guitarre, sang, komponierte, dichtete, zeichnete, ohne

daß der Vater viel daraus machte. Im Reiten, Fechten und Schwimmen und auf der Kreuzschule in Dresden in vielerlei Kenntnissen ausgebildet, studierte Theodor Körner 1808–1810 auf der Bergakademie zu Freiberg, arbeitete auch in der Tiefe der Erde. „Seit heute," schrieb der Vater zum Eintritt an ihn, „bist du nun, lieber Sohn, dir selbst überlassen. Über diese wichtige Veränderung in deinem Leben habe ich dir wenig zu sagen. Ich liebe die Vermahnungen nicht, weil ich sie für unnötig halte, wenn man Grund zum Vertrauen hat und weil sie im entgegengesetzten Fall ganz unnütz sind. Ohne Vertrauen auf dich würde ich sehr unglücklich sein; aber ich verharre fest darauf, daß du fortfahren wirst, deinen Eltern Freude zu machen." Das Vertrauen

Theodor Körner
als Student der Freiberger Bergakademie.

wurde nicht betrogen. Zwar verwickelte das feurige Temperament den Studenten in Leipzig in Duellhandel, und nach kurzem Aufenthalt in Berlin siedelte er auf des Vaters Wunsch im Herbst 1811, um unter W. von Humboldts und Friedrich Schlegels Einfluß zu stehen, nach Wien über, widmete sich bald ausschließlich der Poesie und warf wunderbar rasch nacheinander seine ernsten und heiteren Dramen hin: in fünfzehn Monaten sechzehn Stücke, darunter „Zriny", und sie fanden einen so durchschlagenden Beifall, daß er 1812 zum Hoftheaterdichter mit 1500 Gulden Gehalt ernannt wurde. Der Vater gratulierte zu seinen Erfolgen, warnte aber auch: „Zu bedauern ist jeder der von der Gunst der Musen Unterhalt erwartet. Nähren soll den Mann sein Geschäft, und hiezu soll sich der Jüngling vorbereiten. Zu der Kunst treibt ihn die Liebe, und was sie ihm dagegen darbietet, hat er bloß als Geschenk anzunehmen, aber nie als auf einen Sold darauf zu rechnen. Die Kunst sei die Würze deines Lebens. Widme ihr deine schönsten Stunden, aber nicht immer zur Produktion, sondern auch oft zum Studium!" Und ein andermal schreibt er: ‚Suche nun bei der Vermehrung deiner Bekanntschaften Herr deiner Vormittage zu bleiben!' Es freut mich, wenn der Succeß deiner Stücke dir den Eingang in mehrere Zirkel öffnet und wenn du überall gern gesehen bist. Aber wache über dich, daß du beim Übermaß des Genusses nicht erschlafft. Schon mancher vorzügliche Kopf ist auf diese Art untergegangen."

Theodor Körner fühlte sich auf der Höhe seines Glücks. Altmeister Goethe lobte sein wachsendes Talent, und in Toni (Antonie Adamberger) fand der Jüngling eine treffliche Braut. Aber er sollte nicht erschlaffen. Napoleons Glück war in den Flammen Moskaus und in der Kälte des russischen Winters zu



Die beiden ersten Strophen von Theodor Körners Gedicht: „Die Eichen."
Faksimile der eigenhändigen Niederschrift des Dichters.

Grunde gegangen. König Friedrich Wilhelm erließ seinen Aufruf. Mächtig flammte die Begeisterung auf. Und am 10. März 1813 schrieb der Sohn an seinen Vater:

„Liebster Vater! Ich schreibe Dir diesmal in einer Angelegenheit, die, wie ich das feste Vertrauen zu Dir habe, Dich weder befremden noch erschrecken wird. Neulich schon gab ich Dir einen Wink über mein Vorhaben, das jetzt zur Reife gediehen ist. — Deutschland steht auf; der preußische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung einer deutschen, wenigstens norddeutschen Freiheit. Meine Kunst seufzt nach ihrem Vaterlande, — laß mich ihr würdiger Jünger sein! — Ja, liebster Vater, ich will Soldat werden, will das hier gewonnene glückliche und sorgenfreie Leben mit Freuden hinwerfen, um, sei's auch mit meinem Blute, mir ein Vaterland zu erkämpfen. — Kenn's nicht Übermut, Leichtsinn, Wildheit! — Vor zwei Jahren hätte ich es so nennen lassen; jetzt, da ich weiß, welche Seligkeit in diesem Leben reifen kann, jetzt, da alle Sterne meines Glücks in schöner Milde auf mich niederleuchten, jetzt ist es, bei Gott! ein würdiges Gefühl, das mich treibt, jetzt ist es die mächtige Überzeugung, daß kein Opfer zu groß sei für das höchste menschliche Gut, für seines Volkes Freiheit. Vielleicht sagt Dein bestochenes väterliches Herz: Theodor ist zu größern Zwecken da, er hätte auf einem anderen Felde Wichtigeres und Bedeutendes leisten können, er ist der Menschheit noch ein großes Pfund zu verrechnen schuldig. Aber, Vater, meine Meinung ist die: Zum Opfertode für die Freiheit und für die Ehre seiner Nation ist keiner zu gut; wohl aber sind viele zu schlecht dazu! — Hat mir Gott wirklich etwas mehr als gewöhnlichen Geist eingehaucht, der unter Deiner Pflege denken lernte, wo ist der Augenblick, wo ich ihn mehr geltend machen kann? — Eine große Zeit will große Herzen, und fühl' ich die Kraft in mir, eine Klippe sein zu können in dieser Völkerverwandung, ich muß hinaus und dem Wogensturme die mutige Brust entgegendrücken. Soll ich in feiger Begeisterung meinen siegenden Brüdern meinen Jubel zuschleiern? — Soll ich Komödien schreiben auf dem Spotttheater, wenn ich den Mut und die Kraft mir zutraue, auf dem Theater des Ernstes mitzusprechen? — Ich weiß. Du wirst manche Unruhe erleiden müssen, die Mutter wird weinen! Gott tröste sie! Ich kann's Euch nicht ersparen. Des Glückes Schoßkind rühmt' man mich bis jetzt, es wird mich jetzo nicht verlassen. — Daß ich mein Leben wage, das gilt nicht viel; daß aber dies Leben mit allen Blütenkränzen der Liebe, der Freundschaft, der Freude geschmückt ist, und daß ich es doch wage, daß ich die süße Empfindung hinwerfe, die nur in der Überzeugung lebte, Euch keine Unruhe, keine Angst zu bereiten, das ist ein Opfer, dem nur ein solcher Preis gegengestellt werden darf. — In Breslau, als dem Sammelplatze, trete ich zu diesen freien Söhnen Preußens, die in schöner Begeisterung sich zu den Fahnen des Königs gesammelt haben. Ob zu Fuß oder zu Pferd, darüber bin ich noch nicht entschieden und kommt einzig auf die Summe Geldes an, die ich zusammenbringe. — Toni hat mir auch bei dieser Gelegenheit ihre große, edle Seele bewiesen. Sie weint wohl; aber der geendigte Feldzug wird ihre Tränen schon

trocknen. Die Mutter soll mir ihren Schmerz vergeben; wer mich liebt, soll mich nicht verkennen, und Du wirst mich Deiner würdig finden.

Dein Theodor."

Der Vater gab seine Einwilligung und nach tief schmerzlichem Abschied von seiner Braut fand sich Körner am 19. März in Breslau ein. In Dresden sah er noch einmal seine Eltern, zum letztenmal. Er trat in die Lützowsche Freischar ein, „jene wilde verwegene Jagd" schwarzer Gesellen, die er so herrlich besungen. Nach dem schönen Brauch jener großen Zeit wurde das Korps in der Kirche von Rochau eingesegnet. Körner berichtet nach Wien: „Eine große, herrliche Stunde habe ich am Sonnabend verlebt. Wir zogen in Parade aus Zobten nach Rogau, einem lutherischen Dorfe, wo die Kirche zur feierlichen Einsegnung der Freischar, einfach aber geziemend, ausgeschmückt war. Nach Absingung eines Liedes, das Ihr Freund zu der Gelegenheit verfertigt hatte, hielt der Prediger des Orts, Peters mit Namen, eine kräftige, allgemein ergreifende Rede. Kein Auge blieb trocken. Zuletzt ließ er uns den Eid schwören, für die Sache der Menschheit, des Vaterlandes und der Religion weder Gut noch Blut zu schonen und zu siegen oder zu sterben für die gerechte Sache: wir schworen! — Darauf warf er sich auf die Kniee und flehte Gott um Segen für seine Kämpfer an. Bei dem Allmächtigen! Es war ein Augenblick, wo in jeder Brust die Todesweihe flammend zuckte, wo alle Herzen heldenmütig schlugen. Der feierlich vorgesagte und von allen nachgesprochene Kriegseid, auf die Schwerter der Offiziere geschworen, und „E

Karl Theodor Körner.
(Nach einem Stich von H. Lips.)

feste Burg ist unser Gott" machte das Ende der herrlichen Feierlichkeit, die zuletzt noch mit einem donnernden Vivat, das die Krieger der deutschen Freiheit ausbrachten, gekrönt wurde, wobei alle Klingen aus der Scheide flogen und helle Funken das Gotteshaus durchsprühten. Diese Stunde hatte um so mehr Ergreifendes für uns, da die meisten mit dem Gefühl hinausgehen, es sei ihr letzter Gang."

Wie einfach Körners Einsegnungslied und wie wahr! Die Stimmung, die wirklich in den Herzen lebte!

„Wir treten hier im Gotteshaus
Mit frommem Mut zusammen;
Uns ruft die Pflicht zum Kampf hinaus,
Und alle Herzen flammen.
Denn was uns mahnt zu Sieg und Schlacht,
Hat Gott ja selber angefacht.
Dem Herrn allein die Ehre!

Der Herr ist unsre Zuversicht,
Wie schwer der Kampf auch werde;
Wir streiten ja für Recht und Pflicht
Und für die heil'ge Erde.
Drum, retten wir das Vaterland,
So tat's der Herr durch unsre Hand.
Dem Herrn allein die Ehre!

Es bricht der freche Übermut
Der Tyrannei zusammen;
Es soll der Freiheit heil'ge Glut
In allen Herzen flammen.
Drum frisch in Kampfes Ungestüm!
Gott ist mit uns und wir mit ihm.
Dem Herrn allein die Ehre!

Er weckt uns jetzt mit Siegerlust
Für die gerechte Sache;
Er rief es selbst in uns're Brust:
Auf, deutsches Volk, erwache!
Und führt uns, wär's auch durch den Tod,
Zu seiner Freiheit Morgenrot.
Dem Herrn allein die Ehre!"

Auf dem Rückweg von einem Streifzug wurde das Korps am 17. Juni bei Kitzen unweit Leipzig nach geschlossenem Waffenstillstand überfallen und Körner durch drei Hiebe so schwer verwundet, daß er auf den Hals des Pferdes niedergesunken nur noch in den Wald entfliehen konnte. Da zog es durch seinen Sinn:

„Die Wunde brennt; — die bleichen Lippen beben. —
Ich fühl's an meines Herzens matt'rem Schlage:
Hier steh' ich an den Marken meiner Tage. —
Gott, wie du willst! Dir hab' ich mich ergeben. —

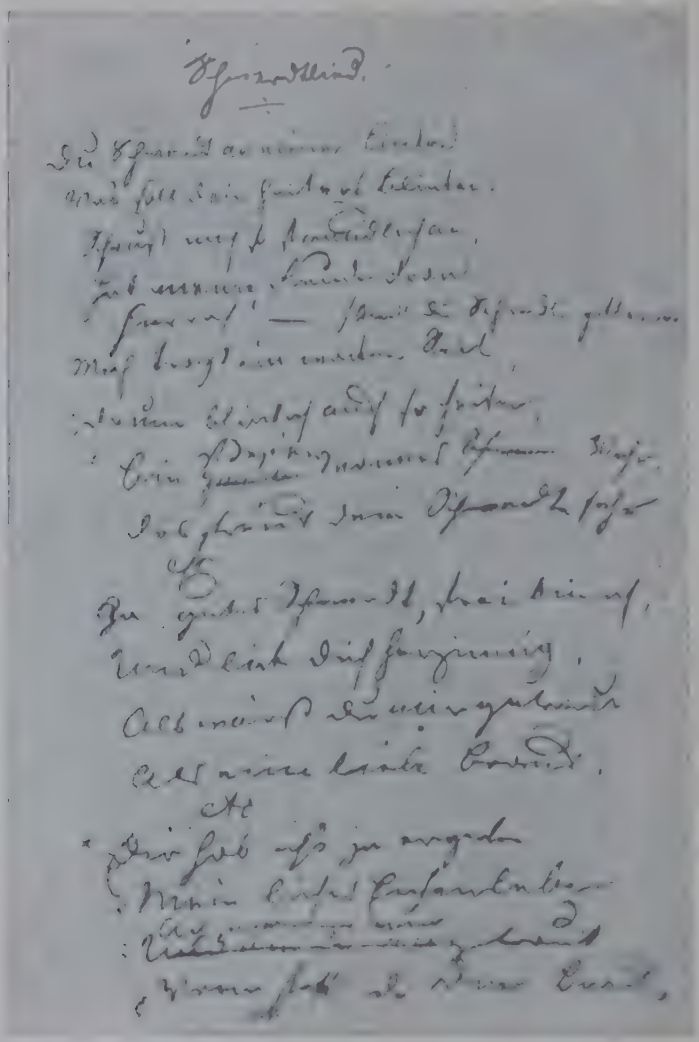
Viel goldne Bilder sah ich um mich schweben;
Das schöne Traumbild wird zur Totenklage. —
Mut! Mut! — Was ich so treu im Herzen trage,
Das muß ja doch dort ewig mit mir leben! —

Und was ich hier als Heiligtum erkannte,
Wofür ich rasch und jugendlich entbrannte,
Ob ich's nun Freiheit, ob ich's Liebe nannte:

Als lichten Seraph seh' ich's vor mir stehen; —
Und wie die Sinne langsam mir vergehen,
Trägt mich ein Hauch zu morgenroten Höhen."

Durch einen Gärtner und einen Holzhauer aus Großzschocher nach dem Dorfe gebracht und sorgfältig gepflegt, genas er soweit, daß er sich in Karlsbad vollständig erholen und nachher über Schlesien und Berlin zu seiner Freischar

zurückkehren konnte. Er fand sie am rechten Ufer der Elbe oberhalb Hamburg. Am 17. August ging der Waffenstillstand zu Ende. „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los," jubelte der Dichter. Am 25. rückte das Korps dem Feind



Anfang des Schwertliedes.

(Originalniederschrift Körners in seinem Taschenbuche. Körners letztes Lied, gedichtet am 23. August 1813, am 26. August starb er den Heldentod.

entgegen. Unter einer Eiche auf der Heide bei Wöbbelin dichtete Körner bei nächtlicher Rast sein feuriges Schwertlied und las es am Morgen den Kameraden vor:

„Du Schwert an meiner Linken,
Was soll dein heitres Blinken?
Schaust mich so freundlich an,
Hab' meine Freude dran.
Hurrah!"

Und am Schluß:

„Nun laß das Liebchen singen,
Daß helle Funken springen!
Der Hochzeitmorgen graut. —
Hurrah, du Eisenbraut!
Hurrah!"

Das Letzte, was der Dichter gesungen! Am gleichen Morgen bei Gadebusch stürmten die Lützower dem von Feinden besetzten Waldsaum entgegen. Eine Kugel — und Körner sank, ins Herz getroffen, vom Pferde, und der Dichtermund war verstummt. Unter der Eiche bei Wöbbelin fand der Held seine Ruhestätte; denn seine Kameraden erinnerten sich, daß er gesagt: „Unter dieser deutschen Eiche möcht ich einmal begraben werden." Ein eisernes Denkmal wurde später hier aufgerichtet, Leier und Schwert darauf abgebildet. Anfangs Juli 1814 schrieb Körners Schwester Emma: „Die gegenwärtigen Tage sind am wenigsten geeignet, unsern Schmerz milder zu machen. Die Rückkehr so vieler Glücklichen in die Heimat, wo nach so mannigfachen überstandenen Leiden ihre Angehörigen sie mit dem größten Jubel empfangen können, reißt alle Wunden von neuem auf; denn uns kehrt niemand zurück." Von Sehnsucht nach ihrem Bruder verzehrt, folgte sie ihm im Tode 1815 und wurde neben ihm beigesetzt.

Theodor Körners Grabmal bei Wöbbelin.

„Und sollt' ich auch im Siegesheimzug fehlen, —
Weint nicht um mich! Beneidet mir mein Glück!"

hatte der Dichter gesungen.

Neben ihren Kindern fanden später auch die Eltern Körner ihre Ruhestätte, der Vater 1831, die Mutter 1843.

Seinen feurigen „Aufruf": „Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen" hatte der Dichter mit den Worten geschlossen:

„Doch stehst du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
In deiner Vorzeit heil'gem Siegerglanz:
Vergiß die treuen Toten nicht und schmücke
Auch unsre Urne mit dem Eichenkranz!"

Daß man gern und leicht seine Mahnung befolgte, dafür hat er selber gesorgt. Wie die Jungfrau von Orleans zog seine Muse den Scharen voran zum Kampfe für Gott und Vaterland. Als verklärte Heldengestalt, ein Jüngling wie Max Piccolomini, lebt er im Andenken der Nachwelt fort.

„Knospen" nannte Körner die Erstlinge seiner Poesie, die im Druck erschienen. Wenn unter ihnen auch Sonette auftauchen, die ihren Stoff den Evangelien entnehmen, wie „Christus und die Samariterin", wenn uns überhaupt aus manchen Körnerschen Gedichten eine wohltuende religiöse Wärme entgegenweht, die nur heilsam wirken konnte, so haben wir diesen Umstand sicher zum Teil dem Einfluß zu verdanken, den Theodors Religionslehrer, der aus Kügelgens „Erinnerungen eines alten Mannes" bekannte kerngesunde Pastor Roller ausgeübt hat. Aus den Jamben der Körnerschen Trauerspiele „Zriny" und „Rosamunde" schillert Schillers, aus den Lustspielen Kotzebues Vorbild heraus.

Einen unvergänglichen Lorbeer aber und zugleich das Laub der deutschen Eichen haben jene Lieder aus „Leier und Schwert" um des Jünglings Stirn geflochten, die im Kriegsgetümmel des kurzen Frühlings und Sommers 1813 entstanden und zum Schlusse durch seinen Heldentod geweiht wurden: „Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen." „Ahnungsgrauend, todesmutig bricht der große Morgen an," und:

„Vater, ich rufe dich!
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze,
Sprühend umzucken mich rasselnde Blitze.
Lenker der Schlachten, ich rufe dich!
Vater, du führe mich!

Vater, du führe mich!
Führ mich zum Siege, führ mich zum Tode:
Herr, ich erkenne deine Gebote;
Herr, wie du willst, so führe mich!
Gott, ich erkenne dich!

Gott, ich erkenne dich!
So im herbstlichen Rauschen der Blätter,
Als im Schlachtendonnerwetter,
Urquell der Gnade, erkenn' ich dich;
Vater, du segne mich!

Vater du, segne mich!
In deine Hand befehl' ich mein Leben,
Du kannst es nehmen, du hast es gegeben;
Zum Leben, zum Sterben segne mich!
Vater, ich preise dich!

Vater, ich preise dich!
's ist ja kein Kampf für die Güter der Erde;
Das Heiligste schützen wir mit dem Schwerte:
Drum fallend und siegend preis' ich dich,
Gott, dir ergeb' ich mich!

Gott, dir ergeb' ich mich!
Wenn mich die Donner des Todes begrüßen,
Wenn meine Adern geöffnet fließen:
Dir, mein Gott, dir ergeb' ich mich!
Vater, ich rufe dich!"

In den heißen Tagen 1870 lebten die Kriegslieder neu wieder auf und werden nicht veralten, so lang in dieser friedlosen Welt noch ein Schwert für deutsche Erde gezückt werden muß.

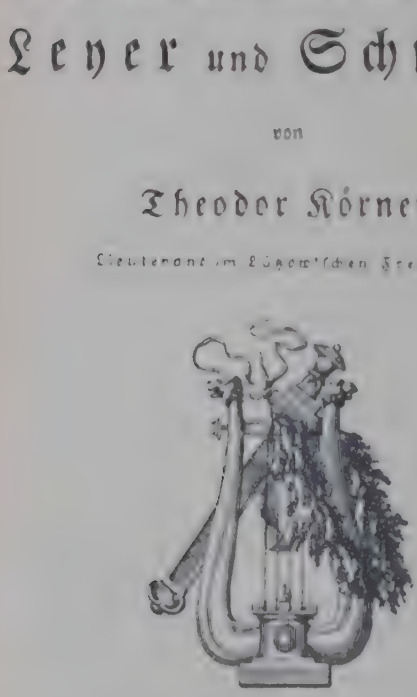
Ging Körner als zweiundzwanzigjähriger Jüngling dahin, so durfte sein Sanggenosse Ernst Moritz Arndt bis in sein vollstes Alter, ins einundneunzigste Jahr hinein, blühend und frisch sein.

Geboren wurde er im gleichen Jahr, wie der Korse, dessen mächtiger Gegner er werden sollte.

Frisch und anschaulich hat Arndt sein Jugendleben selber geschildert, und wir können es uns nicht versagen, einzelne seiner Erinnerungsbilder hier einzuflechten. Er erzählt u. a.: „Am Weihnachtstage (26. Dezember) des Jahres nach der Erscheinung unseres Herrn Jesu Christi 1769 habe ich zu Schoritz auf der Insel Rügen zuerst das Licht dieser Welt erblickt, und zwar als ein Wohlgeborner, weil ich stark und gesund war, als ein Hochgeborner, weil mein Geburtshaus damals durch eine hohe stattliche Treppe und durch Jugendlichkeit und Schönheit ein sehr ritterliches und hochadeliges Ansehen hatte.

Wie es nun auch um diese Geborenheiten stehen mag, die Wahrheit bekennend, muß ich aussagen, daß der Stamm, aus welchem ich entsprossen bin, unter anderem niedrigen Menschengesträuche ganz tief unten an der Erde stund und daß mein Vater kein vornehmerer Mann war, als der Vater des römischen Dichters Horaz, nämlich ein Freigelassener. Er war Verwalter der Schoritzer Güter, die aus einem halben Dutzend größerer und kleinerer Höfe und einigen Bauerndörfern bestunden. Später pachtete mein Vater für sich das Gut Dumseritz, und auf diesem wuchsen wir in ländlicher Stille auf. Dumseritz war ein häßlicher Hof; indessen waren doch hübsche Wiesen und Teiche umher, nebst zween sehr reichen Obstgärten, und in den Feldern Hügel, Büsche, Teiche, Hünengräber, alles in dem unordentlichen, aber romantischen Zustande eines noch sehr unvollkommenen und ursprünglichen Ackerbaues. Die Natur war, mit Goethe zu reden, gottlob noch nicht reinlich gemacht und ihre ungestörte Wildheit mit

Vögeln, Fischen, Wild und Herden desto lustiger; auch streiften wir, dem fröhlichen Jäger, dem Vater und seinen Hunden folgend, oft darüber hin. Es waren glückliche Jahre für uns, und es war uns ganz recht, daß wir wegen Mangel an einer Schule nicht zu frühe auf den Schulbänken sitzen mußten. Aber so ganz leer gingen wir doch nicht aus. Die Eltern hielten den Herbst und Winter, wo sie am meisten Muße hatten, ordentlich Schule mit uns: Schreiben und Rechnen lehrte der Vater, und die Mutter hielt Leseübungen und machte unsere jungen, flatternden Geister durch Erzählungen und Märchen lebendig, die sie mit großer Anmut vorzutragen verstand. Das Lesen aber ging in den ersten Jahren fast nicht über Bibel und Gesangbuch hinaus; ich möchte sagen, desto besser für uns. Sie war eine fromme Frau und gewaltige Bibelleserin, und ich denke, ich habe die Bibel wohl drei-, viermal mit ihr durchgelesen. Das Gesangbuch mußte auch fleißig zur Hand genommen werden, und den Samstag Nachmittag mußten die Jungen unerläßlich entweder ein aufgegebenes Lied oder das Sonntagsevangelium auswendig lernen. Das geschah, weil sie eine sanfte und liebenswürdige Schulmeisterin war, mit großer Freude und also mit großem Nutzen. Muße aber hatte sie ungeachtet einer nicht starken Gesundheit, der vielen Kinder und der großen Wirtschaft, die mit Sparsamkeit geführt werden mußte, mehr als die meisten anderen Menschen. Wenn alles längst vom Schlafe begraben lag, saß sie noch auf und las irgend ein frommes oder unterhaltendes Buch, ging selten vor Mitternacht zu Bette und war im Sommer mit der Sonne wieder



Einzige rechtmäßige, von dem Vater des Dichters veranstaltete Ausgabe.

Berlin, 1814.
In der Nicolaischen Buchhandlung.

Titel der ersten Ausgabe von Theodor Körners „Leyer und Schwert" 1814.

Gott ist im Donnern mächtig.
E. M. Arndt.

Ernst Moritz Arndt.

(Nach dem Leben gemalt von J. Roeting, gestochen von C. Wildt.)

auf den Beinen. Weil ich nun auch ein solcher Kauz war, der selbst im Knabenalter wenig Schlaf bedurfte und deswegen „Lewark" (Lerche) zugenannt war, so habe ich in jenen Kindertagen und auch später noch manche Abende und Nächte bis über die Gespensterstunde hinaus mit ihr durchgesprochen und durchgelesen...

War bei einem Nachbar, auch wohl bei einem Freunde, der vielleicht auf eine Meile Entfernung von uns wohnte, etwas zu bestellen: der Vater schrieb das Briefchen, das zahme Rößlein ward gesattelt, der Junge daraufgesetzt, und ohne Mantel und Überrock, mochte es Sonnenschein oder Regen und Schneegestöber sein, mußte er mit seinem Gewerbe fortgaloppieren. Der Vater, selbst noch jung und kräftig, fühlte mit unserer Pimplichkeit durchaus kein Mitleid. Fuhr er im Winter stundenweit mit klingendem Einspännerschlitten zu Verwandten oder Freunden, so mußten die älteren Buben zur Seite oder hinten aufhocken und, wenn sie froren, nebenbeispringen, um sich zu erwärmen.

Noch eines jugendlichen Spiels muß ich hier erwähnen, das, wie ich mich erinnere, von mir ausging, der eine besondere Freude an Geschichten und Märchen hatte, nämlich unser Geschichten erzählen oder Geschichten treiben, wie wir es nannten. Wir größeren Jungen waren nämlich übereingekommen, daß während der winterlichen Zeit, wo die Abende und Nächte sich bei den Hyperboräern oft zu sehr längen, die Langeweile durch Geschichten, welche jeder umsichtig in einer Weise zu erzählen hätte, von uns gekürzt werden sollten. Dies ward denn auch mit großer Freude in lustige Tat verwandelt und während mehrerer Winter von uns fortgesetzt; denn die Lust daran war so mächtig, daß wir oft um acht Uhr schon zu Bette eilten — denn im Bette, und zwar in einem dunkeln Kämmerlein ward Erzählung getrieben — damit die Geschichten recht lange genossen werden könnten. Hier suchte nun jeder, was er aus Erdkunde und Naturkunde Wundersames behalten oder vom lebendigen Munde anderer sich aufgelesen hatte, in neuer Gestaltung und Erfindung zusammen zu weben. Auch ward der Vertrag ebenso gewissenhaft gehalten, als er feierlich geschlossen war, und ich erinnere mich nicht, daß jemals nur eine beschwerliche Unterbrechung eingetreten, geschweige daß dem Erzähler etwas Bitteres oder Unangenehmes eingewandt worden wäre. Wir hörten vielmehr immer mit der anständigsten Geduld zu. Ich für meinen Teil hatte mir einen fabelhaften Goldadler, den ich mit Mandeln und Rosinen und Feigen und Pommeranzen fütterte, vor einen luftigen Wagen gespannt, und er hat mich zu Magnetinseln und Diamantgruben, in die Höhle von Riesen und Zauberern und in die goldenen Paläste der Unterirdischen, ja durch die Mongolenwüste Gobi bis unter die gefährlichen Flügel des Vogels Rock getragen. Auch die Kleinigkeit hing offenbar mit dem poetischen Einflusse jener Tage zusammen. Für uns hatte es wenigstens den Vorteil, daß wir zu rechter Zeit reden und erzählen lernten; für mich aber führte es die angenehme Beschwerde herbei, daß ich noch fünf bis sechs Jahre später, wo ich im Kreise kinderbegabter Freunde erschien, meinen Goldadler satteln und anschirren mußte. So hatte sich der Ruf unseres Geschichtentreibens verbreitet.

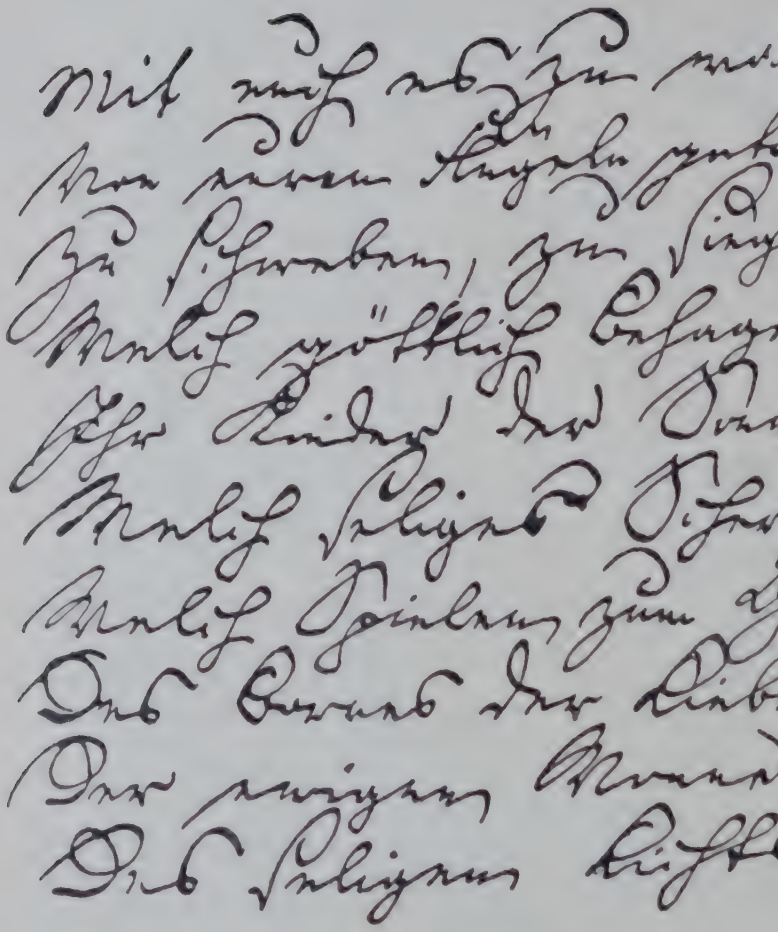
Wir hatten nun bis in den Anfang meines siebzehnten Jahres so fortgelebt, wie es sich eben machte, und meine Eltern konnten wohl nicht daran denken, mich studieren zu lassen. Da kam es durch fremde Hilfe, daß ich plötzlich in die gelehrte Schule nach Stralsund verrückt ward. Mehrere Gönner, welche unbekannt bleiben wollten, hatten für diesen Zweck einen Zusammenschuß getan, und im Hornung des Jahres 1788 ward ich in die Sekunda jener Schule eingeführt und bekam bei dem Herrn Konrektor Furchau meine Wohnung. Dies war ein Sprung! Der arme und blöde Landjunge erschien im schlechtesten Aufzuge unter vielen zum Teil zierlichen und nach ihrer Weise vornehmen Jünglingen der ersten Familien der pommerschen Hauptstadt. Ich trug einen grünen Rock von eigengemachtem Zeug, wenn es ein bißchen besser sein sollte, einen grauen plüschenen, aus einem alten Rocke meines Vaters zusammengenäht und von dem Landschneider etwas zu wulstig weit zugeschnitten; meine Stiefel ungefähr in ähnlicher Art von dem Leisten des Meisters Silverstorp in Rambin. Man kann denken, mit welcher Gier die zierlichen Stadtpfauen über die so aufgeputzte Landkrähe herfuhren, und wie die Krähe sich anfangs zurückmachte. Indessen Not bricht Eisen, und da mich einige etwas unsanft anzutasten wagten, fühlte ich mein ungeduldiges Arndtsblut aufsieden, und bald lagen ein paar Burschе zusammengeknickt zu meinen Füßen. In dieser Beziehung hatte ich bald Ruhe, denn in der ganzen Klasse war etwa nur ein einziger, der mich allenfalls hätte bestehen können, mein nachheriger Schwager Asher; dieser aber ließ mich ungeheiet. Die Klasse war damals durch die lange Kränklichkeit des eben verstorbenen Subrektors Vorbeck sehr vernachlässigt. Ich konnte mich darin bald mit den besten Schülern messen. Zwar verstund ich noch kein Wort Griechisch; aber in dieser Sprache sah es bei jedermänniglich damals schlecht in Sekunda aus. Nach des Subrektors Tod ward der Unterricht in dieser Klasse von den Lehrern der Prima mit bestritten und ging nur bruchweise fort, und mir blieb immer Zeit genug, durch Privatunterricht, den ich im Griechischen nahm, mit den Übrigen, die alle nicht hoch stunden, in wenigen Monaten auf gleiche Höhe zu gelangen. Im Frühlinge langte denn der neue Subrektor, Herr Ruperti aus Hannover an und erhob den Unterricht und die Zucht der Sekunda bald zu einer hohen Stufe. Ich habe in dieser Klasse zwei Jahre und in Prima ein Jahr zugebracht und für einen der fleißigeren und besseren Schüler gegolten, was bei allem dem nicht viel sagen will.

Während dieser Zeit ward ich von Freunden meiner Eltern, die nach Löbnitz gezogen waren, unterstützt und genoß Freitische. 1789 sollte ich nun zur Hochschule abgehen."

Arndt studierte in Greifswald und Jena, und das seichte Vernunftgerede, das man damals Theologie nannte, vermochte den Glauben seiner Kindheit nicht zu verwässern. 1798 begab er sich auf Reisen und marschierte „fast wie Bruder Sorgenlos" durch die Schweiz und nach einem langen Aufenthalt in Wien und Ungarn über die Alpen nach Italien. Als die Kriegsflamme wieder aufzulodern begann, war er in Nizza, dann in Marseille, den ganzen

Die drei L.

Licht Liebe Leben,
Das göttliche Drei,
Sie klingen, sie schweben
So hoch und so frei;
Sie klingen, sie schweben —
O himmlischer Schein! —
Im seligen Sterben
Himmelan, himmelein.
Ihr Adler und Tauben,
[illegible] mit euch zu fliegen
Im muthigen Glauben



Gedicht „Die drei L“ von Ernst Moritz Arndt.
(Faksimile der eigenen Niederschrift des Dichters.)

Sommer in Paris, und im Herbst zog er über Brüssel, Köln, Frankfurt, Leipzig, Berlin langsam nach Hause. Im Jahre 1800 erhielt er das Amt eines Privatdozenten an der Universität Greifswald und gründete mit der Tochter des Professors Quistorp seinen eigenen Herd. Ein Jahr später schon wurde ihm die Gattin wieder entrissen. In den beiden Schriften „Germania und Europa" und „Versuch einer Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen" legte Arndt schon das scharfe Messer an die Schäden der Zeit, in der letzten Schrift nach der Überzeugung:

„Es sprießt der Stamm der Riesen aus Bauernmark hervor;
Der Bauer ist kein Spielzeug, da sei uns Gott davor."

Es war prophetischer Geist in Arndt, und im ersten Teil seines Buches „Geist der Zeit" (1805) sagte er schon das Unheil voraus, das dann im folgenden Jahr über die deutschen Lande hereinzubrechen begann, und wies gewaltig auf die alleinigen Heilmittel hin. Aber er hatte keine Lust, das Schicksal des Buchhändlers Palm zu erleiden, „wie einen tollen Hund sich totschießen zu lassen," und zog sich deshalb Ende 1806 bis 1809 nach Stockholm zurück.

Ernst Moritz Arndt.
(Nach dem Bilde von C. C. Riedel, gestochen von Lips.

Nach einigem Umherirren, zum Teil unter der Vermummung eines „Sprachmeisters Allmann", trat er 1812 in die Dienste des edeln Ministers Freiherr von Stein, der in Petersburg eine Zuflucht gefunden. Nach dem schmählichen Ausgang von Napoleons Zug nach Moskau fand sich Arndt mit Stein Ende Januar 1813 in Königsberg ein und arbeitete nun mit der ganzen Energie seiner Manneskraft für die Befreiung des deutschen Landes von französischer Zwingherrschaft. Seine Schriften „Landwehr und Landsturm" und „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann, worin gelehrt wird, wie ein christlicher Wehrmann sein und mit Gott in den Streit gehen soll", weckten allenthalben die rechte Gesinnung für den bevorstehenden Kampf auf Leben und Tod. Da ruft er dem deutschen Kriegsmann zu:

„Und soll der christliche Soldat mild sein wie ein Lamm und mutig wie ein Löwe. Wer stark und gewaffnet ist, dem ziemet die Freundlichkeit. Das ist der rechte Soldat, der in der Schlacht brennt wie eine verzehrende Flamme und niederreißt wie ein schwellendes Wasser, der aber in friedlichen Häusern friedlich ist, wie ein fröhlicher Frühlingsregen und mild, wie die Abendsonne des Sommers . . . Der Soldat soll ein Christ sein. Ein frommer und gläubiger Mann hat das rechte Panzerkleid um die Brust gelegt und die rechten Waffen angetan: das kindliche Vertrauen auf einen allmächtigen Gott und das feste Gewissen in einer treuen Brust. Wer Gott fürchtet, über den ist niemand; denn die Furcht Gottes geht über alles . . Der Christ allein weiß, was ist und was sein wird, und die leeren Schrecken bewegen seine Seele nicht; denn die Furcht des Herrn machet das Herz fröhlich und gibt Freude und Wonne ewiglich . . . Auf denn, deutscher Mann! Auf mit der Freiheit und der Treue gegen die Knechtschaft und Lüge! Auf mit dem alten deutschen Stolz, mit der Tapferkeit und Redlichkeit deiner Väter, und fürchte diese Franzosen nicht, welche nicht ehrlich durch die Waffen, sondern bübisch durch Hinterlisten und Lügen deine Herren geworden sind! Wahrlich, die Franzosen haben nur Schimmer, du aber hast Flammen; sie haben nur Geschmeidigkeit, du hast Kraft; sie haben nur Lüge, du hast Treue; sie haben nur Prahlerei, du hast Ehre; sie haben nur Schein, du hast Tat. Darum fürchte sie nicht, sondern schaue kühnlich über sie hin, als die da viel schlechter sind als du. Du wirst sie verwehen, wie der Wind Stoppeln verweht, wenn dein Geist in dir mächtig wird; sie haben kaum die Geistlosen besiegt."

„Was bedeutet Landwehr und Landsturm?" und ein zweiter Teil vom „Geist der Zeit" folgten nach. Da sagte Arndt Napoleon sein Schicksal voraus: „Nein, nimmer, Bonaparte, wie groß und gewaltig du sein magst, nimmer wirst du der Zukunft gebieten, und der Riesengeist, der dir unbewußt durch die Zeit dahinfährt, wird deinem Soldaten den Weg weisen, den er gehen soll. Siehe! er wird zu seiner Zeit dein kleines Werk, das dir so groß deucht, mit Sturmesflügeln fassen und es auseinanderwehen wie Spreu, daß man die Spur davon nicht mehr kennt. Vergebens suchst du das Alte und Erbärmliche mit neuem Glanz aufzufrischen und es für Neues zu verkaufen; vergebens suchst du deinen hinterlistigen Despotismus, deinen blutigen Eigensinn, deine grausame Verachtung aller Freiheit und Hoheit des Menschengeschlechts mit schönen Namen und neuen Titeln zu verlarven; der Tod, der unvermeidlich in allem Alten liegt, wird auch deine Herrlichkeit vertilgen. . . . Auch du und deine Arbeiten werden endlich beweisen, daß kein Vorwand und keine Schlauheit hinreicht, das Allmächtige zu hemmen, was dunkel durch alle diese Greuel, Umkehrungen und Revolutionen geht. — So fahre denn hin in deinem unstäten und nichtigen Sinn! Wenn die Arbeit getan ist, wird die Vorsehung das Instrument zerbrechen."

„Fahre denn hin Nichtigkeit! und Stärke lebe! Haß beseele, Zorn entflamme, Rache bewaffne uns! Laßt uns vorgehen für unser Land und unsere Freiheit, auf daß unsere Kinder ein freies Land bewohnen! Männer, auf! und seid gerüstet! Ihr dürfet nicht leben als Sklaven."

Und wie Cherubim mit flammenden Schwertern ließ Arndt Lied um Lied ausgehen und mit kriegen und mit siegen, Lieder wie Glockenton und Kanonenhall, Lieder im Volkston, wie Martin Luther ihn angestimmt: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ" — „Es zog aus Berlin ein tapferer Held" — „Durch Deutschland flog ein heller Klang." — Gern hob der Dichter mit einer Frage an: „Was ist des Deutschen Vaterland?" „Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!" „Wer ist ein Mann? Wer beten kann!" „Wo kommst du her mit dem blanken Kleid?" Und alle übertönt am Schlusse das Bundeslied:

„Sind wir vereint zur guten Stunde,
Wir starker deutscher Männer Chor,
So dringt aus jedem frohen Munde
Die Seele zum Gebet hervor:
Denn wir sind hier in ernsten Dingen
Mit hehrem, heiligem Gefühl;
Drum muß die volle Brust erklingen
Ein volles helles Saitenspiel." ...

Aber über den Vaterlandsliedern Arndts sollen seine Kirchen- und Kinderlieder nicht vergessen werden. 1818 Professor der Geschichte in Bonn geworden, wurde er zur Zeit eines dumpfen Argwohns wider die deutsche Burschenschaft, in den Tagen der „Demagogenhetze", in seinem Amte, ohne der Besoldung verlustig zu gehen, eingestellt. Um so wichtiger wurde nun seine Stellung in der Kirche. Den Novalisliedern: „Wenn ich ihn nur habe" ꝛc. trat Ernst Moritz Arndts freudiges Bekenntnis zur Seite:

„Ich weiß, an wen ich glaube,
Ich weiß, was fest besteht,
Wenn alles hier im Staube
Wie Rauch und Staub verweht.
Ich weiß, was ewig bleibet,
Wo alles wankt und fällt,
Wo Wahn die Weisen treibet
Und Trug die Klugen prellt.

Ich kenne wohl die Steine,
Die stolze Herzenswehr,
Sie funkeln ja mit Scheine
Wie Sterne schön und hehr:
Die Steine sind die Worte,
Die Worte hell und rein,
Wodurch die schwächsten Orte
Gar feste können sein.

Auch kenn' ich wohl den Meister,
Der mir die Feste baut,
Er heißt der Fürst der Geister,
Auf den der Himmel schaut,
Vor dem die Seraphinen
Anbetend niederknien
Und dem die Engel dienen:
Ich weiß und kenne ihn.

Das ist das Licht der Höhe,
Das ist der Jesus Christ,
Der Fels, auf dem ich stehe,
Der diamanten ist,
Der nimmermehr kann wanken,
Der Heiland und der Hort,
Die Leuchte der Gedanken,
Die leuchten hier und dort.

So weiß ich, was ich glaube,
Ich weiß, was fest besteht
Und in dem Erdenstaube
Nicht mit als Staub verweht;
Ich weiß, was in dem Grauen
Des Todes ewig bleibt
Und selbst auf Erdenauen
Schon Himmelsblumen treibt."

Aber auch den schlichten Kinderton hat der rauhe Mann gefunden, so in seinen Weihnachtsliedern: „Der heil'ge Christ ist kommen" und in dem

Gebet eines kleinen Knaben.

„Du lieber, heil'ger, frommer Christ,
Der für uns Kinder kommen ist,
Damit wir sollen weiß' und rein
Und rechte Kinder Gottes sein:

Du Licht, vom lieben Gott gesandt
In unser dunkles Erdenland,
Du Himmelskind und Himmelsschein,
Damit wir sollen himmlisch sein:

Du lieber, heil'ger, frommer Christ,
Weil heute dein Geburtstag ist,
Drum ist auf Erden weit und breit
Bei allen Kindern frohe Zeit.

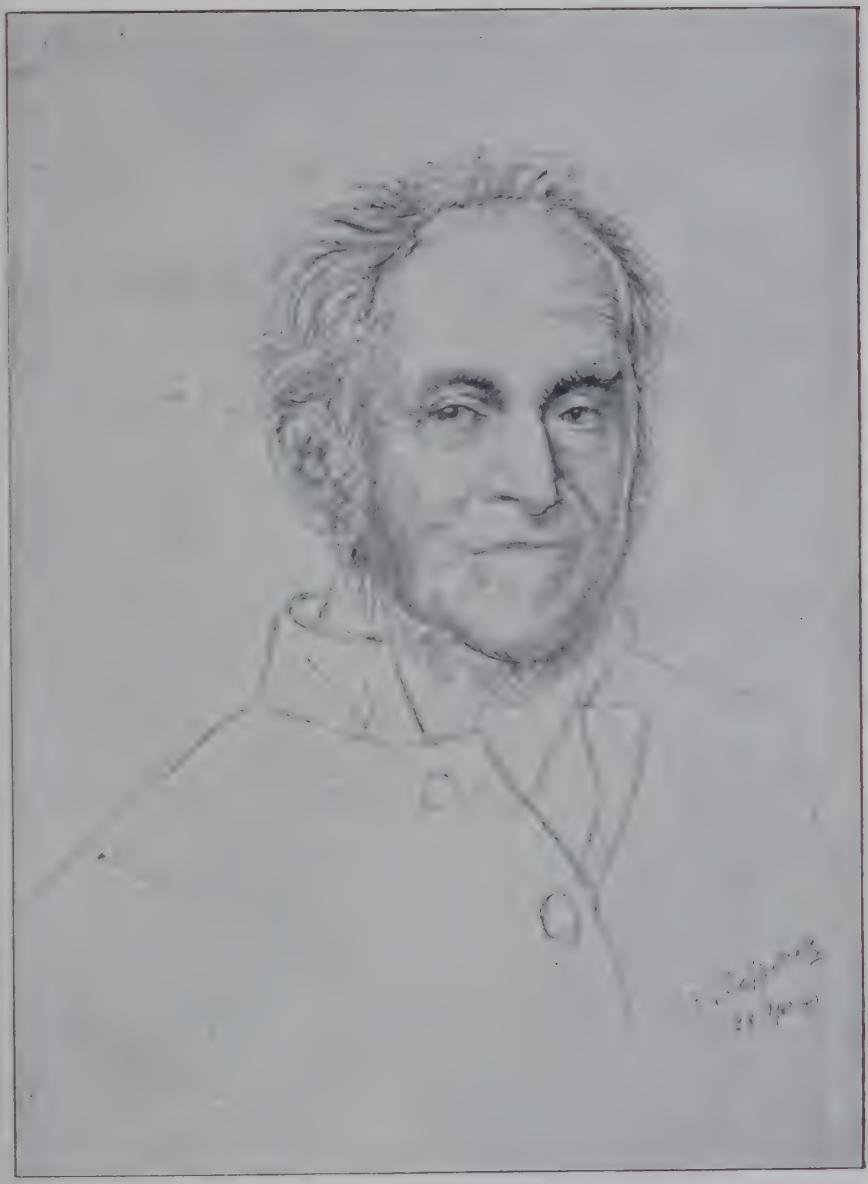
O segne mich, ich bin noch klein!
O mache nur den Busen rein!
O bade nur die Seele hell
In deinem reichen Himmelsquell!

Daß ich wie Engel Gottes sei
In Demut und in Liebe treu,
Daß ich dein bleibe für und für,
Du heil'ger Christ, das schenke mir!"

In dem schlichten Abendliede: „Gegangen ist das Sonnenlicht," hört Arndt von droben „die Engelglocken aus stiller Nacht klingen". Und unsterblich ist das Verdienst, das er sich durch seine Schrift „Vom Wort und vom Kirchenlied" um die Gesangbuchsform erworben.

Da stund zu lesen: „In dem letzten Jahrhundert haben Mäuse, die aber keine scharfen Zähne haben, angefangen, an dem alten Kirchenliede, diesem Kerngut des Protestantismus, zu knabbern und es, wenn nicht zu zerfressen, doch zu zernagen. Aber diese Zeit der Klügelei und Aufklärung liegt hinter uns. Es ist Zeit, der großen Hungersnot, in welche das Volk durch die mageren und dürftigen Gesangbücher geraten ist, Einhalt zu tun."

Von König Friedr. Wilhelm IV. wurde Arndt wiederum mit vollen Ehren in sein Amt eingesetzt, und anno 1848 wurde der fast achtzigjährige Greis noch einmal auf einen Ehrenposten gestellt: er wurde vom Volk ins Frankfurterparlament gewählt. Auf der Rednerbühne der Paulskirche mit Jubel begrüßt, sagte er: „Geschmeichelt fühle ich mich nicht, aber gerührt durch diese Anerkennung der Vertreter und Darsteller eines großen und ehrwürdigen Volkes, in dessen Gefühl und Gedächtnis ich wenigstens von Jugend an gelebt und gewirkt habe. Was der einzelne verdient und gewirkt, ist eine Kleinigkeit, es geht in der Million der Gedanken und Gefühle, in der geistigen Entwicklung eines großen Volkes so mit, wie ein kleines Tröpfchen im Ozean. Daß ich hier stehe, ein Greis jenseit der Grenze, wo man wirken kann, war das Gefühl, als ich erschien — gleichsam wie ein gutes, altes deutsches Gewissen. . . ." Er wollte noch weiter reden, aber das Jubelrufen ward so stürmisch, daß er nicht mehr zu Wort kommen konnte. Als ganz Deutschland seinen neunzigsten Geburtstag gefeiert hatte und er sich krank zu Bette legen mußte, meinte er: „Die Freunde und Narren haben mir's angetan. Ich bin müd und matt gemacht diese jüngsten Wochen durch ein Gedränge von Menschen, Briefen, Ehren, Gaben und Freuden, die auf mein altes



Ernst Moritz Arndt im 90. Lebensjahre.

(Nach einer Originalzeichnung von E. v. Caschelholtz, im Besitze der Verlagshandlung.)

schneeweißes Haupt gefallen waren." Am 29. Januar 1860 ist er gestorben. Schon 42 Jahre vor seinem Tode hatte er gesungen:

„Geht nun hin und grabt mein Grab,
Meinen Lauf hab' ich vollendet!
Lege nun den Wanderstab
Hin, wo alles Ird'sche endet,
Lege selbst mich nun hinein
In das Bette sonder Pein.

Weine nicht! mein süßes Heil,
Meinen Heiland hab' ich funden,
Und ich habe noch mein Teil
In den warmen Herzenswunden,
Woraus einst sein frommes Blut
Floß der ganzen Welt zu gut.

Weint nicht! Mein Erlöser lebt!
Hoch vom finstern Erdenstaube
Hell empor die Hoffnung schwebt,
Und der Himmelsheld, der Glaube,
Und die ew'ge Liebe spricht:
Kind des Vaters, zittre nicht!" —

Unserm Herzen näher als hundert andere tritt schließlich der dritte der Freiheitssänger, der in der Darstellung der Romantik schon mehr als einmal zu Worte gekommen, der ritterliche Max von Schenkendorf.

Von Jugend auf unserm Innersten vertraut wurde er mit Liedern wie: „Ein Gärtner geht im Garten," „Seht ihr auf den grünen Fluren," „Gottesstille, Sonntagsfrühe," „Brich an, du schönes Morgenlicht." „Ostern, Ostern, Frühlingswehen," „Muttersprache, Mutterlaut." vor allem auch durch das Sehnsuchtslied: „In die Ferne möcht ich ziehen." wie dazu geschaffen, uns als Lieblingslied zu begleiten.

... Ach! Das war ein schöner Segen,
Wann er mit den Jüngern ging,
Auf den Feldern, auf den Wegen
Jedes Herz, wie Maienregen,
Seinen Trost, sein Wort empfing.

Ander Los ward uns bereitet:
Wie auch blühet rings das Land,
Wie sich rings die Ferne breitet —
Der uns rufet, der uns leitet,
Unser holder Freund verschwand.

Aufgehoben, aufgenommen
In den Himmel ist er nur,
Herrlich will er wiederkommen,
Seine Treuen, Stillen, Frommen
Folgen immer seiner Spur.

Will mich denn zufrieden geben,
Fassen mich in stillem Sinn;
All mein Denken, Sehnen, Streben,
Meine Lieb' und auch mein Leben
Geb' ich meinem Freunde hin.

Seinen Schwestern, seinen Brüdern
Will ich mich in Treue nahn,
An den Armen, Blöden, Niedern
Will ich dankend ihm erwidern,
Was er liebend mir getan.

Einst erklingen andre Stunden,
Und das Herz nimmt andern Lauf
Erd' und Heimat ist verschwunden,
In den sel'gen Liebeswunden
Löset aller Schmerz sich auf.

Meine Seele, gleich der Taube,
Die sich birgt im Felsenstein,
Wird der Erde nicht zum Raube:
In den Himmel dringt mein Glaube,
Meine Lieb' und Sehnsucht ein.

Dort ist Gnade, dort Erbarmen,
Ew'ge Füll' und reiche Lust.
All' ihr Kranken, all' ihr Armen,
Zum Genesen, zum Erwarmen
Kommt an meines Heilands Brust!"

Strophen, wie sie Schenkendorfs Lied „Freiheit" enthält, können nur einer Zeit wie die der Befreiungskriege entsteigen:

„Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm mit deinem Scheine,
Süßes Engelsbild.

Magst du nie dich zeigen
Der bedrängten Welt?
Führest deinen Reigen
Nur am Sternenzelt?

Auch bei grünen Bäumen
In dem luft'gen Wald
Unter Blütenträumen
Ist dein Aufenthalt.

Ach, das ist ein Leben,
Wenn es weht und klingt,
Wenn dein stilles Weben
Wonnig uns durchdringt;

Wenn die Blätter rauschen
Süßen Freundesgruß,
Wenn wir Blicke tauschen,
Liebeswort und Kuß.

Aber immer weiter
Nimmt das Herz den Lauf,
Auf der Himmelsleiter
Steigt die Sehnsucht auf;

Aus den stillen Kreisen
Kommt mein Hirtenkind,
Will der Welt beweisen,
Was es denkt und minnt.

Blüht ihm doch ein Garten,
Reift ihm doch ein Feld
Auch in jener harten
Steinerbauten Welt.

Wo sich Gottes Flamme
In ein Herz gesenkt,
Das am alten Stamme
Treu und liebend hängt,

Wo sich Männer finden,
Die für Ehr' und Recht
Mutig sich verbinden,
Weilt ein frei Geschlecht

Hinter dunkeln Wällen,
Hinter ehrnem Tor
Kann das Herz noch schwellen
Zu dem Licht empor;

Für die Kirchenhallen,
Für der Väter Gruft,
Für die Liebsten fallen,
Wenn die Freiheit ruft

Das ist rechtes Glühen,
Frisch und rosenrot:
Heldenwangen blühen
Schöner auf im Tod.

Wolleſt auf uns lenken
Gottes Lieb' und Luſt,
Wolleſt gern dich ſenken
In die deutſche Bruſt!

Freiheit, holdes Weſen,
Gläubig, kühn und zart,
Haſt ja lang erleſen
Dir die deutſche Art."

Am 11. Dezember 1781 in Tilſit geboren auf dem väterlichen Erbgut in herzlicher Liebe mit ſeinem Bruder Karl verbunden und von dem edeln und frommen Geiſte der gräflichen Familie von Dohna beeinflußt, erwarb er ſich als zwanzigjähriger Jüngling das hohe Verdienſt durch einen mutigen Proteſt das altehrwürdige Hochmeiſterſchloß in Marienburg vor der ihm drohenden Verwüſtung zu ſchützen. Als Kammerreferendar in Königsberg fand er im Hauſe des Landhofmeiſters von Auerswald und in dem geſelligen Kreiſe, der ſich um den Kaufmann Barkley und ſeine treffliche Gattin ſammelte, reiche poetiſche Anregung. Auch mit der bekannten Frau von Krüdener, die in ihrer Weiſe das Feuer eines neuen chriſtlichen Lebens ſchüren half, kam er hier in Verbindung. Leider in ein Piſtolenduell verwickelt, wurde er durch einen Schuß am Gebrauch ſeiner rechten Hand verhindert und ſchrieb

Max von Schenkendorff.

(Nach einem unbenannten Miniaturgemälde.)

1810 seinen Nachruf an die unvergeßliche Königin Luise: „Rose, schöne Königsrose," mit der Linken. Als 1812 die Franzosen über Königsberg nach Rußland zogen, folgte er der inzwischen Witwe gewordenen und ihm verlobten Frau Barkley nach Baden und vermählte sich zu Karlsruhe mit ihr. Jung-Stilling war als Zeuge dabei.

Aber nun brach das Jahr 1813 an: Schenkendorfs Bruder fiel, und der Dichter zog nach Schlesien ins Feld. Konnte er den Degen auch bloß mit der linken führen und also nicht mitstreiten, so ermunterte er seine Genossen durch seine innig begeisterten Lieder: „Die Feuer sind entglommen; Willkommen, Sturm des Herrn!" „Auf der Nogat grünen Wiesen" (zur Stiftung des eisernen Kreuzes) — und dem Soldatenmorgenlied merkt man es an, daß es im Lager gedichtet worden:

„Erhebt euch von der Erde,
Ihr Schläfer, aus der Ruh'!
Schon wiehern uns die Pferde
Den guten Morgen zu.
Die lieben Waffen glänzen
So hell im Morgenrot.
Man träumt von Siegeskränzen,
Man denkt auch an den Tod.

Du reicher Gott in Gnaden,
Schau her vom blauen Zelt,
Du selbst hast uns geladen
In dieses Waffenfeld.
Laß uns vor dir bestehen,
Und gib uns heute Sieg!
Die Christenbanner wehen,
Dein ist, o Herr, der Krieg.

Ein Morgen soll noch kommen,
Ein Morgen, mild und klar:
Sein harren alle Frommen,
Ihn schaut der Engel Schar.
Bald scheint er sonder Hülle
Auf jeden deutschen Mann.
O brich, du Tag der Fülle,
Du Freiheitstag, brich an!

Dann Klang von allen Türmen
Und Klang aus jeder Brust
Und Ruhe nach den Stürmen
Und Lieb' und Lebenslust!
Es schallt auf allen Wegen
Dann frohes Siegsgeschrei —
Und wir, ihr wackern Degen,
Wir waren auch dabei!"

Zur Feier der Schlacht bei Leipzig, bei der ihm ein Pferd unter dem Leib geschossen worden, stimmte er sein Tedeum an.

Im Dienste des Vaterlandes arbeitete er noch in Frankfurt a. M., wurde 1815 Regierungsrat in Koblenz, starb aber schon 1817 am 11. Dezember, seinem Geburtstage, so daß die Blumen und Kränze, die sein Wiegenfest hatten schmücken sollen, auf sein Grab gelegt wurden. Rückert feierte ihn mit den Worten:

„Den vierten Namen nenn' ich stracks
Und werde gern sein Preiser:
Das ist von Schenkendorf der Max,
Der sang vom Reich und Kaiser.
Der ließ die Sehnsucht rufen so laut,
Daß Deutschland ihn, die verlassene Braut,
Nennt ihren Kaiserherold!"

Von der Romantik ausgegangen oder mehr oder weniger bis an ihr Ende von ihr beeinflußt erscheinen noch drei Gruppen von Dichtern, eine süddeutsche, eine österreichische und eine norddeutsche. Man mag sie auch jüngere, Halb- oder mit Bartels Deutschromantiker nennen, und wir begegnen unter ihnen einer ganzen Reihe zwar nicht der größten, wohl aber der liebenswürdigsten und volkstümlichsten Dichter. Auch vom Baume der Romantik fielen erst wurmstichige und später wahrhaft gesunde Früchte. Wenden wir ihnen unsere Aufmerksamkeit zu.

Uhland und die schwäbische Dichterschule.

„Wohin soll den Fuß ich lenken, ich, ein fremder Wandersmann,
Daß ich eure Dichterschule, gute Schwaben, finden kann?"

„Fremder Wanderer! O gerne will ich solches sagen dir:
Geh durch diese lichte Matten in das dunkle Waldrevier,
Wo die Tanne steht, die hohe, die als Mast einst schifft durchs Meer;
Wo von Zweig zu Zweig sich schwinget singend luft'ger Vögel Heer,
Wo das Reh mit klaren Augen aus dem dunkeln Dickicht sieht
Und der Hirsch, der schlanke, setzet über Felsen von Granit;
Trete dann aus Waldes Dunkel, wo im goldnen Sonnenstrahl
Grüßen Berge dich voll Reben, Neckars Blau im tiefen Tal,
Wo ein goldnes Meer von Ähren durch die Ebnen wogt und wallt
Drüben in den blauen Lüften Jubelruf der Lerche schallt;
Wo der Winzer, wo der Schnitter singt ein Lied durch Berg und Flur
Da ist schwäb'scher Dichter Schule, und ihr Meister heißt — Natur."

Justinus Kerner

In den Erzeugnissen der schwäbischen Dichter spiegelt sich ebensowohl das gemütswarme, klarbewußte, einfach tüchtige Wesen ihres Volkes wie die Natur des anmutigen Landes ihre Heimat.

Als Meister und Führer der ganzen Gruppe wurde mit Recht Ludwig Uhland von allen Genossen anerkannt. Schlicht und einfach wie der Mann ist auch sein Lebensgang. Er stammt aus einer Gelehrtenfamilie der Universitätsstadt Tübingen und ist am 26. April 1787 geboren. Sein Großvater war Professor der Theologie, sein Vater Universitätssekretär. Studierte der Jüngling auch die Rechtswissenschaft, so gehört doch seine innerste Neigung der Poesie und den Sprachen, und durch alte deutsche Dichtungen, „Des Knaben Wunderhorn," die „Stimmen der Völker in Liedern" von Herder und poetische Freunde wie Kerner und Mayer angeregt, sang er schon mit achtzehn Jahren manches trefflich schöne Lied, darunter z. B. „Da ist der Tag des Herrn" und „Droben stehet die Kapelle", auch Balla

Uhland, Schwab, Kerner.

(Nach der Lithographie von Breitschwert und Payer.)

en wie „Der blinde König“ und „Das Schloß am Meere“. Nachdem r 1808 sein Berufsexamen bestanden und sich 1810 den Titel eines Doktors der Rechte erworben, begab er sich zum Studium des französischen Rechts und Gerichtsverfahrens nach Paris.

Aber lieber als mit Gerichtshändeln befaßte er sich auch hier mit seiner eliebten Poesie, mit altdeutschem Minnesang und altfranzösischer Heldendichtung, ozu in der kaiserlichen Bibliothek ein reicher Stoff vorhanden war. Seine chrift über das altfranzösische Heldenepos ist noch heute von Wert und nd auch bei den Franzosen Anklang. Und reiche Anregung zog aus diesen tudien Uhlands eigene Dichtung. Nach einem Aufenthalte von acht Monaten ieder nach Hause zurückgekehrt, ließ er sich 1811 unter die Zahl der heimischen nwälte aufnehmen, arbeitete anderthalb Jahre im Justizministerium in Stuttart und warf sich dann, für „das alte gute Recht“ Württembergs erglühend, n den Verfassungskampf, worauf er 1819 zum Abgeordneten für das Oberamt übingen gewählt wurde. Noch im gleichen Jahr kam auf dem Boden eines Verages zwischen König und Volk ein Grundgesetz zu stande, wie Uhland in Prosa nd Poesie es verlangt hatte.

Noch ist kein Fürst so hochgeboren,
So auserwählt kein ird'scher Mann,
Daß, wenn die Welt nach Freiheit dürstet,
Er sie mit Freiheit tränken kann.
Daß er allein in seinen Händen
Den Reichtum alles Rechtes hält,
Um an die Völker auszuspenden
So viel, so wenig ihm gefällt.

Die Gnade fließet aus vom Throne,
Das Recht ist ein gemeines Gut.
Es liegt in jedem Erdensohne,
Es quillt in uns wie Herzensblut;
Und wenn sich Männer frei erheben
Und treulich schlagen Hand in Hand,
Dann tritt das innre Recht ins Leben
Und der Vertrag gibt ihm Bestand.“

Im Jahr 1814 hatte Cotta sich endlich bewegen lassen, die erste Sammlung seiner Gedichte ausgehen zu lassen. Sie trugen die Widmung:

„Dir möcht' ich diese Lieder weihen,
Geliebtes, deutsches Vaterland!
Denn dir, dem neuerstandnen, freien,
Ist all mein Sinnen zugewandt.

Doch Heldenblut ist dir geflossen,
Dir sank der Jugend schönste Zier:
„Nach solchen Opfern, heilig großen,
Was gälten diese Lieder dir?“

Am Kampfe teilzunehmen, hatten die Umstände den Dichter gehindert. Er tröstete sich mit dem Gedanken:

„Und bin ich nicht geboren
Zu hohem Heldentum,
Ist mir das Lied erkoren
Zu Lust und schlichtem Ruhm,
Doch möcht' ich eins erringen
In diesem heil'gen Krieg:
Das edle Recht, zu singen
Des deutschen Volkes Sieg.“

Nachdem auch seine bekannten Dramen erschienen waren, vermählte er sich 1820 mit Emilie Vischer, der Tochter einer reichen und angesehenen Stuttgarter Familie, und nun sah er sich in unabhängiger Stellung in höhere Kreise eingeführt und fühlte sich, trotzdem der Ehe keine Kinder entsprossten, hoch beglückt. So ernst nahm Uhland seine Pflichten als Abgeordneter, daß er am Tag seiner Hochzeit den ganzen Morgen im Ständehause zubrachte und nach der Trauung noch einmal dahin zurückkehrte. In den Sommermonaten reiste er wiederholt, meistens zu Fuß und in Begleitung seiner Frau nach der Schweiz an den Rhein, ja bis nach Wien, Lübeck, Kopenhagen, Berlin und sammelte Volkslieder. Seinen Gelehrtenruhm mehrte die gediegene Abhandlung über „Walther von der Vogelweide".

Ende 1829 zum Professor der deutschen Literatur an der Hochschule zu Tübingen ernannt, siedelte er 1830 dorthin über. Den Lorbeerkranz, womit ihn die Stuttgarter Freunde zum Abschied auf der Gemarkung überraschten, hing er im nächsten Wald an eine Eiche mit der Bemerkung gegen seine Frau: „Ich darf doch nicht mit einem Lorbeerkranz in Tübingen ankommen." Seinen 1831 verstorbenen Eltern sang er nach:

„Zu meinen Füßen sinkt ein Blatt,
Der Sonne müd', des Regens satt;
Als dieses Blatt war grün und neu,
Hatt' ich noch Eltern lieb und treu.

O wie vergänglich ist ein Laub,
Des Frühlings Kind, des Herbstes Raub!
Doch hat dies Blatt, das niederbebt,
Mir so viel Liebes überlebt."

Uhland las über mittelalterliche Poesie sowie germanische und romanische Sagengeschichte, und die Studenten kamen ihm mit Zutrauen und Neigung entgegen; aber seine akademische Tätigkeit sollte von kurzer Dauer sein. Weil ihn seine politisch freisinnige Richtung als Abgeordneten in Gegensatz zu der Regierung brachte, entzog ihm diese den Urlaub für die Sitzungen, und er opferte seiner Stellung im Landtag ungern, aber entschlossen seine Professur. Das Sturmjahr 1848 führte ihn als Mitglied der deutschen Nationalversammlung für Tübingen-Rottenburg ins Frankfurter Parlament, wo wir schon Ernst Moritz Arndt getroffen. Aber während jener zu der Abordnung gehörte, die dem Preußenkönig im Namen der Versammlung die Kaiserkrone anzubieten hatte, stand Uhland bei den Gegnern des preußischen Erbkaisertums. Obwohl er sich gegen die Verlegung des Parlaments von Frankfurt nach Stuttgart ausgesprochen, hielt er unentwegt bis zu dessen Sprengung am 18. Juni 1849 bei der Fahne aus. Nach der gewaltsamen Auflösung schrieb er: „Die Gerüchte, daß ich selbst körperlich verletzt worden, sind schon anderwärts widerlegt; die einzige Verletzung, die ich davongetragen, ist das bittere Gefühl der unziemlichen Behandlung, welche dem letzten Reste der Nationalversammlung in meinem Heimatlande widerfahren ist."

Fortan führte der Dichter bis zu seinem Tod ein wissenschaftlich fleißiges Still-Leben als Privatmann in Tübingen. Lärmenden Gunstbezeugungen ging er immer gern aus dem Wege. Gegen die nie endenden Bitten um Autographen und Stammbuchblätter wehrte er sich einmal, indem er in ein Album schrieb:

„Wann hört der Himmel auf zu strafen
Mit Albums und mit Autographen?"

Ende des Jahres 1853 wurde er in Berlin zum Ritter des Ordens pour le Mérite für Wissenschaft und Kunst und gleichzeitig in München zum Mitgliede des Ordens für Wissenschaft und Kunst ernannt. Schon auf das bloße Gerücht der bevorstehenden Ernennung schrieb er an Alexander von Humboldt als den Kanzler des Ordens pour le Mérite: „... Gleichwohl ergreife ich eben den Augenblick der noch unentschiedenen Sache, um nichts zu versäumen, was ein so überraschender und unverdienter Gunsterweis mir auflegt. Er verpflichtet mich, jetzt schon unrückhaltig zu sagen, daß ich mit literarischen und politischen Grundsätzen, die ich nicht zur Schau trage, aber auch niemals verleugnet habe, in unlösbaren Widerspruch geraten würde, wenn ich in die mir zugedachte, zugleich mit einer Standeserhöhung verbundene Ehrenstelle eintreten wollte.

Ludwig Uhland im 70. Lebensjahre.
(Nach einem unbenannten Stiche.)

Dieser Widerspruch wäre um so schneidender, als nach dem Schiffbruch nationaler Hoffnungen, auf dessen Planken auch ich geschwommen bin, es mir nicht gut anstände, mit Ehrenzeichen geschmückt zu sein, während solche, mit denen ich in Vielem und Wichtigem zusammengegangen bin, weil sie in der letzten Zerrüttung weiterschritten, dem Verluste der Heimat, Freiheit und bürgerlichen Ehre, selbst dem Todesurteil verfallen sind, und doch, wie man auch über Schuld oder Unschuld urteilen mag, weder irgend ein Einzelner, noch irgend eine öffentliche Gewalt sich aufrichtig wird rühmen können, in jener allgemeinen, nicht lediglich aus kecker Willkür, sondern wesentlich aus den geschichtlichen Zuständen des Vaterlands hervorgegangenen Bewegung durchaus den einzig richtigen Weg verfolgt zu haben ..." Humboldt antwortete: „In einem vierundachtzigjährigen

vielbewegten Leben sei ihm wohl nie etwas mehr Unerwartetes vorgekommen," und er machte eindringliche, ihn selbst ehrende Gegenvorstellungen; aber Uhland, der inzwischen in München unter gleichen Motiven abgelehnt hatte, blieb bei dem gefaßten Entschlusse. In seiner Ablehnung an den Staatsminister von der Pfordten in München hatte er geschrieben: „. . . . Jetzt bleibt mir nur übrig, Euer Exzellenz zu versichern, daß es mir für Erweise reichen Wohlwollens nicht an regem Gefühle fehlt, zumal in einer Zeit, die auch bittere Erfahrungen brachte, und daß es mir schwer fällt, durch Festhalten an Grundsätzen, denen ich Treue schuldig bin, mich dem von anderem Standpunkt begründet erscheinenden Vorwurf der Schroffheit gerade da auszusetzen, wo ich so gerne nur den Empfindungen der **Dankbarkeit Raum geben möchte.**"

Allenthalben bewährte Uhland seine Einfachheit, Ehrlichkeit, Festigkeit. Im Februar 1862 geleitete er seinen Freund Justinus Kerner in Weinsberg zu Grabe. Bald fühlte er sich selber krank. „Nur Ruhe, nur Stille, und du zur Pflege!" äußerte er gegen seine Frau. In freiern Stunden ließ er sich gern aus Bibel und Paul Gerhardt vorlesen, und nachdem er noch das heilige Abendmahl genossen, starb er am 13. November 1862.

Man ist überrascht zu vernehmen, daß unser Uhland von jeher äußerst **wortkarg gewesen.**

Varnhagen schreibt 1808 von ihm: „Er ist der entschlossenste, hartnäckigste Schweiger, der mir noch vorgekommen — keine Verlegenheit, keine Angst wirkt auf ihn; er wartet es ab, was draus werden möge, und schweigt." — Außer sich waren die neugierigen Besucher, deren huldigenden Redensarten gegenüber er sich, wie Frankl sagt, „gar nicht betrug, sondern nur schwieg." Dagegen wird von seinen Freunden bezeugt, daß Aug' in Auge mit einem Freunde ebenderselbe Schweiger zuweilen eine strömende Beredsamkeit entwickeln konnte. Vornehmen Personen gegenüber wurde seine stumme Verschlossenheit oft geradezu zur abwehrenden Schroffheit.

Chamisso schreibt 1810 von Paris aus:

„Uhland ist unansehnlich (in einem anderen Briefe sagt er: unscheinbar, dickrindig und schier klötzig") und man möchte nicht diese goldene Ader hinter ihm suchen."

„Nur in dem treuen Blick," bezeugt Wackernagel, „und wenn es ihm warm ums Herz ward, in dem sonnigen Leuchten seines Auges brach die Tiefe des Gemüts hervor." So schlicht und unscheinbar war aber seine ganze Erscheinung, so ungelenk sein Auftreten, daß man ihn auf der Reise nach Paris und auch sonst für einen Handwerker, oder wohl auch für einen Kanzleibeamten hielt. Als er — schon in vorgerückten Jahren — einst vor einer Papiermühle unweit Tübingen stand, fragte ihn ein Vorübergehender: „Sie sind gewiß auch so ein Papiermachergesell!" worauf er lächelnd erwiderte: „Papier verderbt habe ich schon viel, aber gemacht noch keins." Ein andermal ergötzte er sich im stillen, als auf einem Dampfschiff ein fahrender Physiognom nach sorgfältiger Schädelbetastung ihn für einen Uhrmacher hielt und tröstend hinzufügte: „Nicht jeder könne ein Dichter werden!"

„Es hat eben alles seine zwei Seiten," meinte der Dichter einst im Gespräch. „Ich weiß aber doch etwas," warf seine Frau ein, „das nur eine Seite hat!" „Und das wäre?" fragte Uhland. „Das sind die Briefe, die du mir weiland geschrieben hast!" gab sie zurück. Und zum Schluß mag des Dichters ganzes Wesen noch aus der launigen Anekdote hervorleuchten, die ein Landsmann Uhlands, Karl Gerok, dessen Gattin nacherzählt:

Schwäbische Kunde.

„Kein Deutscher, der nicht seinen Uhland kennt,
Mit Stolz den Mann, mit Preis den Sänger nennt:
Doch viele, die ihn kennen vom Gedicht,
Sahn nie in sein charaktervoll Gesicht,
Und mancher, der ins Antlitz ihm geschaut,
Fand sich nicht ganz, wie er gehofft, erbaut.

Sein Dichterhaupt, von Kraftgedanken voll,
S'ist wahr, es glich nicht völlig dem Apoll;
So reich der Schatz in seines Busens Grund,
So karg war oft des Manns verschwiegner Mund;
Die Nachtigall im deutschen Dichterwald,
Sie hatte weder Schöne, noch Gestalt:
Der Minnesänger, der so stark und süß
Die alte Ritterharfe schallen ließ,
Die Saiten Walters von der Vogelweid, —
Er ging so schlicht im bürgerlichen Kleid:
Der Mann des Volks, der seines Königs Zorn
Furchtlos bestanden wie Bertran de Born,
Nichts ließ er sehn von Volkstribunenart,
Das Kinn umquoll kein Demokratenbart,
Und wie er einfach sauber ging und stand,
Am nächsten schien er der Kanzlei verwandt.
Drum dort am Neckar aus dem Dichterhaus
Trat je und je ein Gast verblüfft heraus,
So einer, der auf große Männer reist,
Fürs Tagbuch gern erschnappt ein Wort von Geist
Und gibt's hernach um schönes Geld in Druck,
Dem großen Mann zur Ehr, sich selbst zum Schmuck.

Wie lustig fand er's jüngst an Kerners Tisch:
Ernst und Humor — welch zauberhaft Gemisch,
Wie schön der Mann im dunkeln Hauptgelock,
Wie dichterisch der Eremitenrock!
Wie ging bei Gustav Schwab das Herz ihm auf,
Wie lenkte der gewandt der Rede Lauf,
Wie blitzt sein Aug, wie blitzt der Zähne Pracht,
Wenn im Gespräch er jovialisch lacht!
— Doch diesem Uhland, dem verschwiegnen Mann,
Wer sollt ihm's ansehn, was er ist und kann!
Und ob in Fragen sich an ihm erschöpft
Ein Sokrates: er bliebe zugeknöpft.

Nun tagt einmal gelehrter Männer Zahl
Zu Tübingen im schönen Neckartal, —
Man ehrt sie hoch im ganzen deutschen Land,
Erforscher der Natur sind sie genannt, —
Und als sie manch gelehrt Gespräch geführt,
Drei Tage diskuriert und disputiert,
Da fuhren sie, der Himmel war so blau,
Das Tal hinauf ins schöne Niedernau,
Allwo den Fremdlingen die Musenstadt
Ein lustig Ehrenmahl bereitet hat,
Und wo in all der Gäste bunter Schar
Auch unser Uhland mit versammelt war.

Da wurde brav getafelt und gezecht,
Und der Natur ward allerseits ihr Recht;
Der Vogel, der sich durch die Lüfte schwingt,
Der Fisch, der in den Wellen schwimmt und springt,
Das Wild, das durch der Wälder Dickicht streift,
Die Frucht, die in des Baumes Wipfel reift,
Und was der Landmann von Gemüs' und Kraut
In Tal und Berg, in Sonn und Schatten baut,
Und was Natur im edlen Rebensaft
Am Rhein und Neckar Köstliches erschafft,
Das alles ward mit Ernst und Fleiß erforscht,
Geschlürft, gekaut, zerbissen und zermorscht,
Und mancher heitre Trinkspruch würzt das Mahl,
Und lauter stets und bunter wird's im Saal. —

Da saß ein Gast aus Norden, stammverwandt,
Der fühlt vom Geist sich plötzlich übermannt:
Dieweil er längst nicht mehr am ersten Glas,
So dacht er billig auch an dies und das,
Was klingt und singt, was rauschet und was braust,
Jetzt hebt er hoch den Kelch in starker Faust
Und ruft: „Ihr Herrn, erlaubt mir eines noch:
Der Sangesmeister Uhland lebe hoch!"
Doch rasch dawider drunten aus dem Eck
Erhebt sich eine Stimme kalt und keck:
„Dagegen tu ich feierlich Protest,
Den Forschern, nicht den Dichtern gilt das Fest."
Da war's, als flög ins Pulverfaß ein Blitz,
Ein zweiter Fremder fährt empört vom Sitz:
„Was will der Kerl?" so ruft er grimmig aus,
„Werft den Philister doch zur Tür hinaus,
Der unsrem Uhland seinen Ruhm verkürzt,
Und nochmals Uhl" — da stottert er bestürzt:
War's denn ein Schwabenstreich, den er gemacht,
Daß alles deutet, flüstert, kichert, lacht?
„Das war ja Uhland, welcher protestiert!"
So wird er jetzt vom Nachbar überführt;
„So so, ei ei, ich kannt ihn wirklich nicht,"
Er spricht's und wischt den Schweiß sich vom Gesicht;

Ludwig Uhland.

(Nach dem Gemälde von S. W. Morff.)

Und Uhland schlürft sein Gläschen lachend aus
Und kommt vom Schwank beseligter nach Haus,
Als hätten tausend Stimmen ihm mit Macht
Aus voller Brust ein donnernd Hoch gebracht."

Uhland gehört zu jenen „schlichten, gesunden deutschen Naturen, auf denen nicht die Größe, aber die innere Tüchtigkeit unserer Poesie, unseres ganzen Geisteslebens beruht, die ihm nötig sind wie das liebe Brot." Noch manchem ist es wie Chamisso ergangen: „Ich kann wohl sagen," schreibt er, „daß mich nach Goethe kein Dichter so angeregt hat. Es giebt sehr vortreffliche Gedichte, die, möchte ich sagen, jeder schreibt und keiner liest, gar schöne Sonette und was dergleichen mehr ist, andere wiederum, die keiner schreibt und jeder liest, und von dieser letzten Gattung sind die Uhlandschen, die Form darin ist wegen der Poesie da, wie an den andern die Poesie wegen der Form".

Uhland ist vor allem wahr und klar, aber nicht im Sinne der Aufklärung, nicht platt und trivial. Leidenschaft verlangt der moderne Kritiker. In Uhlands Poesie brennt eine reinere Flamme, die ruhig gesunde Begeisterung.

Zum Dramatiker freilich war er — eben deshalb nicht geschaffen. Mit nicht weniger als 28 Entwürfen zu Dramen hat er sich beschäftigt, aber nur zwei größere wirklich vollendet: Herzog Ernst von Schwaben und Ludwig der Bayer, jedes ein Hohelied deutscher Treue; aber es fehlt ihnen die Durchschlagskraft. Sie bieten zu oft Erzählung statt Handlung. Uhland gestand, er komme schwer dazu, Gestalten, die er in begeisterten Momenten gesehen und entworfen, in ruhigen auszumalen.

Aber im gleichen Atemzug rief er aus: „Sollte der Dichter alles darstellen dürfen, nur sich nicht?" Ein Lyriker war er. Den Liedern unter den Gedichten Uhlands und seinen Balladen und Romanzen gebührt der Preis. Wohl ging er von der Romantik aus, und von ihr erbte er seine Liebe für die deutsche Vergangenheit, für das Rittertum, für all das Leben und Weben der Natur, für das Volkslied und volkstümliches Wesen. Wohl webt eine romantische Traumstimmung über den meisten seiner Gebilde und Gestalten. Aber es ist die Stimmung des deutschen Gemüts, die aus tiefem Ernst auch in heiteres Necken, ja fröhliches Lachen übergehen kann. Es ist die Stimmung der sanften Tage:

„Ich bin so hold den sanften Tagen,
Wann in der ersten Frühlingszeit
Der Himmel, blaulich aufgeschlagen,
Zur Erde Glanz und Wärme streut,
Die Täler noch von Eise grauen,
Der Hügel schon sich sonnig hebt,
Die Mädchen sich ins Freie trauen,
Der Kinder Spiel sich neu belebt.

Dann steh' ich auf dem Berge droben
Und seh' es alles still erfreut.
Die Brust von leisem Drang gehoben,
Der noch zum Wunsche nicht gedeiht.

Ich bin ein Kind und mit dem Spiele
Der heiteren Natur vergnügt:
In ihre ruhigen Gefühle
Ist ganz die Seele eingewiegt.

Ich bin so hold den sanften Tagen,
Wann ihrer mild besonnten Flur
Gerührte Greise Abschied sagen,
Dann ist die Feier der Natur.
Sie prangt nicht mehr mit Blüt' und Fülle,
All' ihre regen Kräfte ruh'n;
Sie sammelt sich in süße Stille,
In ihre Tiefe schaut sie nun.

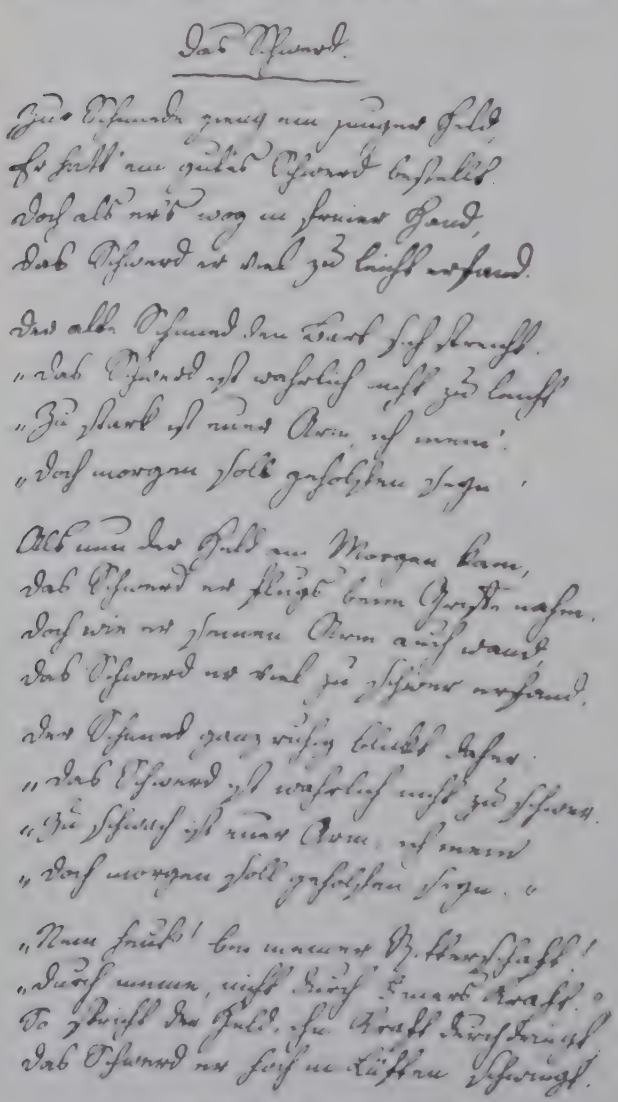
Die Seele, jüngst so hoch getragen,
Sie senket ihren stolzen Flug,
Sie lernt ein friedliches Entsagen,
Erinnerung ist ihr genug.

Da ist mir wohl im sanften Schweigen,
Das die Natur der Seele gab;
Es ist mir so, als dürft' ich steigen
Hinunter in mein stilles Grab."

Es ist Romantik, aber vom gesunden Verstande beherrscht, ist, mit Goethe zu reden:

„Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit!"

Mittelalterlich bunte Lebensfülle, Goethesche Formenschönheit und volksliedartige Natürlichkeit reichen sich in Uhlands Gedichten die Hand und wer ihre Gesundheit langweilig findet, ist nicht zu beneiden. Und wenn wir noch hinzurechnen, daß unser Sänger auch zu schweigen, daß er rechtzeitig abzubrechen versteht, wenn wir zusehen, wie es ihm gelingt, mit den kürzesten Worten ein vollständig plastisches Bild vor unsere Sinne hinzuzaubern, ein Bild mit so einfachen aber wirksamen Kontrasten, wie sie ein Richterscher Holzschnitt aufweist, dann verwundern wir uns nicht mehr, daß seinen Liedern das Glück ward, von den besten Meistern volkstümlicher Tonkunst, von Kreutzer, Silcher, Schumann, Mendelssohn komponiert zu werden. Sie drangen in die Herzen der großen Menge. „Es war eine Stunde seliger Genugtuung," erzählt seine Witwe, „als er einmal auf der Wanderung durch die


Das Schwert.

Ein Gedicht von Ludwig Uhland.

Hardt in den Klostertrümmern von Limburg unerkannt rastete und seine eigenen Lieder, von jugendlichen Stimmen gesungen, durch das Gewölbe schallten." Ein anderes Mal begegnete er Bauernburschen, die er sein Lied vom „guten Kameraden" schon von weitem singen hörte. Als sie näher gekommen, ihn erkannten, reichte ihm einer aus der Schar die Hand und sang ihm lustig die Worte zu: „Als wär's ein Stück von — dir."

Wer hätte sich noch nie an Uhlands Frühlingsliedern erbaut mit ihrer entzückenden Kürze?

„Saatengrün, Veilchenduft,
Lerchenwirbel, Amselschlag,
Sonnenregen, linde Luft!

Wenn ich solche Worte singe,
Braucht es dann noch großer Dinge,
Dich zu preisen, Frühlingstag?"

Im tiefen Gras möchte der Dichter begraben liegen:

„O legt mich nicht ins dunkle Grab,
Nicht unter die grüne Erd' hinab!
Soll ich begraben sein,
Lieg' ich ins tiefe Gras hinein.

In Gras und Blumen lieg' ich gern,
Wenn eine Flöte tönt von fern
Und wenn hoch obenhin
Die hellen Frühlingswolken ziehn."

Der Erdenfrühling gefiel ihm so wohl, weil er auch des künftigen Frühlings sich freuen konnte. Wie prophetisch schrieb er dem bald nachher vom Tod abberufenen Sangesgenossen Wilhelm Müller ins Gedenkbuch:

„Wohl blühet jedem Jahre
Sein Frühling mild und licht;
Auch jener große, klare,
Getrost, er fehlt dir nicht!
Er ist dir noch beschieden
Am Ziele deiner Bahn;
Du ahnest ihn hienieden,
Und droben bricht er an."

Und nur um so kräftiger wirkt die Frühlingsstimmung, wenn am Schluß noch der Rezensent als düsterer Griesgram, „Kleistens Frühling in der Tasche," durch die Landschaft schreitet und Störche und Schwalben und das blühende Bäumchen mit seiner pedantischen Weisheit behelligt.

Gewiß hat der Dichter, der so gerne zu Fuß in die Ferne zog, auch der Wanderstimmung Ausdruck gegeben. Wie gerne singen ihm die Kinder nach: „Bei einem Wirte wundermild, da war ich jüngst zu Gaste." Und welch eine Lebhaftigkeit der Empfindung in den lakonischen Worten der „Heimkehr":

„O brich nicht, Steg, du zitterst sehr!
O stürz nicht, Fels, du drähest schwer!
Welt, geh nicht unter, Himmel, fall nicht ein,
Eh' ich mag bei der Liebsten sein!"

Wer uns zuruft: „Heilig ist die Jugendzeit!" eine Mahnung, die Weitbrecht zu seinem köstlichen Buch an die Jünglinge ausgesponnen —

„Edler Geist des Ernstes soll
Sich in Jünglingsseelen senken,
Jede still und andachtsvoll
Ihrer heil'gen Kraft gedenken!" —

wer so zu singen anhebt, mit dessen Liedern sehen wir gern unsere frische Jugend schwärmen. Uhlands Christentum ruht zwar wie sein Reichtum überhaupt in der Tiefe. Aber es bildete den Untergrund seines Wesens und schimmerte mitunter hell wie Rheingold aus der Flut seiner Dichtung. Wen erquickte nicht sein „König auf dem Turm", sein „Lied eines Armen"! Wie ergreifend sein Seelengemälde, wenn er das sterbende Kind sagen läßt:

„Was wecken aus dem Schlummer mich
Für süße Klänge doch?
O Mutter, sieh! Wer mag es sein
In später Stunde noch?

„Ich höre nichts, ich sehe nichts.
O schlummre fort so lind!
Man bringt dir keine Ständchen jetzt,
Du armes, krankes Kind!"

Es ist nicht irdische Musik,
Was mich so freudig macht:
Mich rufen Engel mit Gesang.
O Mutter, gute Nacht!"

Wie tröstlich, was der Dichter im Alter auf den Tod eines Kindes sang:

„Du kamst, du gingst mit leiser Spur,
Ein flüchtger Gast im Erdenland;
Woher? Wohin? Wir wissen nur:
Aus Gottes Hand in Gottes Hand."

Und schlagen die tiefen dumpfen Töne der Glocken aus der „Verlornen Kirche" wie über Waldwipfel weg an unser Ohr, wer könnte sich dem Zauber dieser Romantik entziehen, wer empfände nicht eine geheime Sehnsucht nach einer idealen „Gemeinschaft der Heiligen", ohne Flecken und ohne Tadel, einer „Hütte Gottes bei den Menschen"!

Und ein deutliches Christusbekenntnis legt der gleiche Uhland, der einst den „geistlichen Sängern" mit unsanfter Mahnung entgegengetreten, in den Strophen „An den Unsichtbaren" ab, wenn er singt:

„Du, den wir suchen auf so finstern Wegen,
Mit forschenden Gedanken nicht erfassen,
Du hast dein heilig Dunkel einst verlassen
Und trateſt sichtbar deinem Volk entgegen.

Welch süßes Heil, dein Bild sich einzuprägen,
Die Worte deines Mundes aufzufassen!
O selig, die an deinem Mahle saßen!
O selig, die an deiner Brust gelegen!"

Der Jugend hat Uhland namentlich mit seinen Balladen und Romanzen einen herrlichen Bildungsstoff geboten. Ins klassische Altertum zurück führt uns sein „Ver sacrum" (Heiliger Frühling). Scharf umrissen und voller Leben erscheinen die Helden des karolingischen Sagenkreises vor unsern Augen: „Klein Roland." „Roland Schildträger." „König Karls Meerfahrt" (vergl. S. 56). Aus dem Dämmerdunkel der Vergangenheit Württembergs treten eisenklirrend ans Licht die Ritter und Bürger der unvergleichlichen Rhapsodien: „Eberhard den Rauschebart" 1815 (Der Überfall im Wildbad. Die drei Könige zu Heimsen, Die Schlacht bei Reutlingen. Die Döffingerschlacht). Oft wurde die neue Nibelungenstrophe von andern Dichtern zu ähnlichen Stoffen verwendet, von keinem mit dem gleichen Glück. Württembergisch sind auch der „Junker Rechberger", „Der Schenk von Limburg" und die „Schwäbische Kunde". Der schweizerischen Sage gehören „Tells Tod" und „Der Graf von Greyerz," der altnordischen „Der blinde König", „Die sterbenden Helden," „Harald." dem romanischen Kreis „Graf Richard Ohnefurcht." und die prächtigen Stücke „Taillefer" und „Bertran de Born". Mit Darstellung eines moralischen Gedankens treten den Schillerschen Balladen nahe: „Des Sängers Fluch." „Das Glück von Edenhall." „Das Nothemd," „Der schwarze Ritter" und andere. Wie ein moderner Stoff zu behandeln ist, zeigt „Die Bidassoabrücke." Humoristisch sind „Unstern", „Von den sieben Zechbrüdern." „Die Geisterkeller," vorherrschend lyrisch noch die unvergleichlich feinen Gedichte: „Die Überfahrt." „Das Schifflein" und im Tone des Volksliedes: „Der weiße Hirsch." „Der Wirtin Töchterlein," „Der gute Kamerad" ꝛc. Die Freude der Knaben ist „Jung Siegfried," die der Mädchen „Des Goldschmieds Töchterlein".

Den Stimmen der Völker in Liedern und des Knaben Wunderhorn ließ Uhland denn auch eine mit wissenschaftlicher Genauigkeit durchgeführte Sammlung der „Alten hoch- und niederdeutschen Volkslieder" nachfolgen (1844). Merkwürdig ist, daß sich an ihm seine eigenen Worte erfüllten:

„Singst du nicht dein ganzes Leben,
Sing doch in der Jugend Drang!
Nur im Blütenmond erheben
Nachtigallen ihren Sang."

Schon 1819 versiegte der Quell, der bis jetzt so rein und voll sich ergossen hatte. Nur 1829 und 1834 regte sich die Dichterlust noch einmal. Verstummte die Poesie, weil ihn die Wissenschaft und die Politik mit Beschlag belegt? Die Politik hatte ihm ja selber Lieder entlockt. Als ein Freund ihn fragte, warum er die Muse so völlig in Ruhe lasse, antwortete er, nicht er lasse sie, sondern sie lasse ihn in Ruhe. Und er gehörte nicht zu denen, die ohne innere Nötigung dichten. Er wollte auch da nicht mehr scheinen, als er war. Nur mit Gelegen-

heitsgedichten erfreute er seine Bekannten noch. Einem Freunde schrieb er 1861 ins Stammbuch:

„Das Lied, es mag am Lebensabend schweigen,
Sieht nur der Geist dann heil'ge Sterne steigen."

Unwillig äußerte er einmal, als immer mehr Dilettanten ihm ihre Erstlinge zur Beurteilung zusandten und ihn wiederholt auf den Vers: „Singe, wem Gesang gegeben," aus seinem Gedicht: „Freie Kunst" hinwiesen: „Ich habe doch ausdrücklich gesagt: ‚Singe, wem Gesang *gegeben*,' aber jetzt singen allmählich alle, einerlei, ob ihnen Gesang gegeben ist, oder nicht." Wer Uhland in seinem Hause kennen lernen will, der lese das von seiner Frau, mit der er über zweiundvierzig Jahre im glücklichsten Bunde gelebt in schlichter Schönheit und unparteiischer Treue entworfene Lebensbild, das auch auf seine Dichtungen und Forschungen manches wertvolle Licht wirft. Er wird erkennen, wie recht Otto Jahn hatte, ihn „einen Hausgeist des deutschen Volkes" zu nennen, „dessen wohltätiges Walten man in seiner bloßen Gegenwart zu spüren glaubte."

Herzansprechende Uhlandische Verse sollen uns zu einem andern schwäbischen Dichter, zu *Justinus Kerner*, hinüberführen. Seinem im Dezember 1813 gebornen Patenkinde Maria Kerner widmete Uhland die Strophen:

Auf das Kind eines Dichters.

„Sei uns willkommen, Dichterkind,
An deines Lebens goldner Pforte'
Wohl ziemen dir zum Angebind
Sich Lieder und prophet'sche Worte.

In großer Zeit erblühest du,
In ernsten Tagen, wundervollen,
Wo über deiner kind'schen Ruh
Des heil'gen Krieges Donner rollen.

Du aber schlummre selig hin
In angestammten Dichterträumen
Von Himmelsglanz und Waldesgrün,
Von Sternen, Blumen, Blütenbäumen!

Derweil verrauschet der Orkan,
Es weicht der blut'gen Zeiten Trübe:
Wohl blühst als Jungfrau du heran,
Du kündest so das Reich der Liebe.

Was einst als Ahnung, Sehnsucht nur
Durchdrungen deines Vaters Lieder,
Das sinkt von sel'ger Himmelsflur
Als reiches Leben dir hernieder."

Maria Niethammer, geborne Kerner, hat später in ihrem Buche „Justinus Kerners Jugendliebe und mein Vaterhaus" diesem Dichter ein anmutiges Denkmal gestiftet.

Nur wenige von Justinus Kerners Gedichten sind noch in den weitesten Kreisen bekannt. Da und dort tauchen immer wieder seine *Balladen* auf: „Der reichste Fürst," „Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe" oder der köstliche „Geiger von Gmünd", und zu echten *Volksliedern* geworden werden überall angestimmt das tiefernste memento mori vom „Wanderer in der Sägemühle" und das reiselustige, heimatfrohe „Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein". So gut wußte Kerner die Art des Volksliedes zu treffen, daß die Herausgeber des „Wunderhorns" eines seiner namenlos ausgegangenen Musenkinder als ein altes Volkslied aufnahmen:

„Mir träumt', ich flög gar bange,
Weit in die Welt hinaus,
Zu Straßburg durch alle Gassen,
Bis vor Feinsliebchens Haus."

Als Knabe schon schrieb er ganze Bücher voll Verse zusammen, wovon freilich nur weniges erhalten worden, und bis in sein spätestes Alter hinein hat er immer frisch fortgedichtet. Aber die Künstlerstrenge Uhlands, nur das Vollendete mitzuteilen, besaß er nicht, und es wäre zu wünschen, daß das Beste, was er geboten, in einem kleinen Bande vereinigt erschiene. Justinus Kerner war ein reiner Mensch voll Innerlichkeit und Mutterwitz; aber war Uhland klar und plastisch, so erscheint er tief empfindsam und phantastisch und durch Erfahrung, Neigung und Beruf unwiderstehlich hingezogen zur geheimnisvollen Nachtseite der Natur. Diese spielt denn auch in zahlreiche seiner Gedichte hinein.

„Poesie ist tiefes Schmerzen,
Und es kommt das' echte Lied
Einzig aus dem Menschenherzen,
Das ein tiefes Leid durchglüht.

Doch die höchsten Poesien
Schweigen wie der höchste Schmerz,
Nur wie Geisterschatten ziehen
Stumm sie durchs gebrochne Herz."

Aber wir sehen den Dichter auch nicht im modernen Weltschmerz versinken:

„Aus hartem Kieseliteine ist
Zu locken ird'schen Feuers Glut,
O Mensch! wenn noch so hart du bist,
In dir ein Funke Gottes ruht.

Doch wie aus hartem Steine nur
Durch harten Schlag der Funke bricht,
Erfordert's Kampf mit der Natur,
Bis aus ihr bricht das Gotteslicht.

Drum ringe! schaffe! bis der Geist,
Tuts auch dem Fleische weh, gesiegt,
Sich aus der Nacht zum Lichte reißt
Und unter ihm die Schlacke liegt."

Auch ein guter Humor läßt ihn nicht im Stich, so wenn er einem Freunde schreibt:

„Nanntest eine Leidensblume mich in deiner Liebe, Freund!
Fühle nichts von solcher Blume, doch du hast es gut gemeint.
Aber immer wird mir klarer, daß ich eine Distel bin,
Eine Distel, üppig blühend, ästevoll und saftig grün.
Was den Glauben mir gegeben, ist, ich sag' dir's traulich still,
Das, daß eine Herde Esel immerdar mich fressen will."

In seinen „Winterblüten", die nicht lange vor seinem Tod erschienen, steht zu lesen:

„Ein Kritikus schrieb einst von meinen Liedern:
‚Einteilen möcht' ich sie' — ich konnte nichts erwidern —
‚In goldne, silberne und die von Eisen.'

Wie würd' er jetzt die allerneusten heißen?
Du lieber Gott! Ich fürchte, daß er sage:
‚Das sind die ledernen der alten Tage.'"

Am freiesten spukt der neckische Kobold des Humors in seinen 1811 herausgegebenen „Reiseschatten von dem Schattenspieler Luchs", die an Jean Paul gemahnen.

Justinus Kerner besaß im höchsten Grade das Talent, poetisch zu leben. Die Jahre seiner Jugend hat er in seinem „Bilderbuch aus seiner Knabenzeit" selber geschildert. Das Buch ist mit schwäbischer Gemütlichkeit in dem Ton eines lebensfrischen Greises geschrieben. Aus dem neumodischen Ludwigsburg wurde Kerners Vater als Oberamtmann in die Cisterzienserabtei Maulbronn versetzt, und ein wohliges Grausen erfaßte den Knaben wenn er in hellen Mondscheinnächten durch die alten unheimlichen Kreuzgänge schritt und die Erscheinung eines Mönchsgeistes in schwarz und weißer Kutte mit langem Barte ersehnte. Nach des Vaters Tode sollte der Knabe Kaufmann werden. Aber während er auf den Sprossen seiner Tuchleiter saß, ganze Berge neuer Tücher vor sich, für die er Säcke von Leinwand zu schneiden hatte, gingen Gedichte durch seinen Sinn wie „Auf den Tod einer Nonne":

„Über dunklen Felsengründen
Blühte sie dem Himmel nah,
Wo, zum Strauße sie zu binden,
Niemals sie ein Jüngling sah.

Tod in ihrem vollen Glanze
Hat ein Engel sie erblickt
Und sie lächelnd zu dem Kranze
Seines Gottes abgepflückt."

Endlich öffnete ihm der Tuchter Conz die Tür aus dem Gefängnis eines Berufes für welchen er ganz und gar nicht paßte und die Wege zur Universität. Ein vor den Toren von Tübingen ihm zugewehtes Rezept bestimmte ihn, Medizin zu studieren.

Zum Arzt ausgebildet und auch verlobt, besah er sich von 1808—10 auf weiten Reisen die Welt, Hamburg, Berlin, Wien, und nachdem er sein Rikele, die Pfarrerstochter Friederike Ehmann aus der Nähe Stuttgarts, heimgeführt und an verschiedenen Orten als Arzt gewirkt z. B. im Wildbad, siedelte er 1819 als Oberamtsarzt nach dem Städtchen Weinsberg am Neckar über und baute sich am Fuße der sagenberühmten Burg Weibertreu ein eigenes Haus. In einem alten Turm der Stadtmauer, der in den Garten einbezogen ward, wurde ein Gastzimmer eingerichtet; an Gästen fehlte es nicht und Rikele fand genug zu tun mit Herbergen, Backen, Sieden und Braten. Dichter kehrten ein von nah und fern, Uhland, Schwab, Lenau, Mathisson, Tieck, Geibel, dazu Könige, Grafen, Händler und Handwerksburschen.

Aber die merkwürdigsten Gäste des Kernerhauses waren die Geisteskranken. Was Theobald Kerner, des Dichters Sohn, über Besessene berichtet, muß man in seinem eigenen Buche nachlesen. Drei Jahre beobachtete Kerner als Arzt die Somnambule Friederike Hauffe, geborene Wanner, und neben dieser „Seherin von Prevorst" (sie war aus dem Dorfe Prevorst gebürtig), weilte der Theologe David Strauß. Kerner schrieb einmal:

„Flüchtig lebt ich durchs Gedicht,
Durch des Arztes Kunst nur flüchtig;
Nur wenn man von Geistern spricht,
Denkt man mein noch und schimpft tüchtig."

Justinus Kerner.

(Nach einem Kupferstiche von A. Duttenhofer.)

Strauß nahm Kerner in Schutz und schilderte die Seherin folgendermaßen: „Das leidensvolle, aber edel und zart gebildete Gesicht, von himmlischer Verklärung übergossen, die Sprache das reinste Deutsch, der Vortrag sanft, langsam, feierlich, musikalisch, fast wie ein Rezitativ; der Inhalt überschwengliche Gefühle, die bald wie lichte, bald wie dunkle Wolken über die Seele zogen und wieder zerflossen, bald stärkere, bald sanftere Luftzüge durch die Saiten einer Aolsharfe, Unterhaltungen, mit oder über selige oder unselige Geister, mit einer Wahrheit durchgeführt, daß wir nicht zweifeln konnten, hier wirklich eine Seherin, teilhaftig des Verkehrs mit einer höheren Welt, vor uns zu haben." Und von Kerner selber berichtet Varnhagen von Ense: „Seine Augen haben etwas Geisterhaftes — — er selbst hat etwas Somnambules, das ihn auch im Scherz und Lachen begleitet." Und weiterhin: „Württemberg ist recht die Heimat des Spuk- und Gespensterwesens, der Wunder des Seelenlebens und der Traumwelt. — Kerner ist in diesen Richtungen der wahre Ausdruck seines Landes und Volkes, nur emporgehoben aus der unteren Region in eine höhere, wo wissenschaftliche Einsicht und dichterische Phantasie zu dem Volkstümlichen sich mischen. Seine Natur wirkt so entschieden, daß in seiner Gegenwart mehr möglich scheint, als sonst, daß die Empfänglichkeit anderer Gemüter durch ihn wächst."

Im Alter erblindete Kerner fast völlig (1851). Drei Jahre nachher wurde ihm sein geliebtes Rikele entrissen, ohne die er nichts unternommen hatte, und da ihn während der letzten zwei Jahre auch Gichtschmerzen ans Zimmer fesselten, erschien sein Tod im Februar 1862 als Befreier. Auf der Grabplatte liest man die Inschrift: Friederike Kerner und ihr Justinus.

Ein anderer schwäbischer Dichter, Gustav Schwab, ruft Uhland zu:

„Doch mich laß immer froh gestehen,
Daß ich dein ält'ster Schüler bin:
Will den in mir die Nachwelt sehen,
So zieht mein Schatten aufrecht hin."

Geboren 1792 in Stuttgart, wirkte Schwab als Professor am Gymnasium dieser Stadt und später als Konsistorialrat bis zu seinem Tod 1850. Unter den zahlreichen Sonetten, Liedern und Balladen Schwabs sind freilich nicht manche, die wie Uhlandsche zu befriedigen vermögen. Ein Lied am Himmelfahrtstage schließt mit der schönen Strophe:

„Blick hinauf zum Himmelsbogen,
Siehest du den Widerschein
Von der Bahn, die er geflogen?
Lädt dich nicht ein Schimmer ein?

Will das Himmelslicht ermatten?
Ringen Zweifel um den Sieg?
Es ist nur der Wolke Schatten,
Hinter der er aufwärts stieg."

Die Studenten singen immer noch: „Bemoostes Bursche zieh ich aus." Die bekannte Ballade „Der Reiter und der Bodensee" will uns nicht so recht gefallen. Eine ganze Seite aber müßten wir verwenden, wollten wir alle Vorzüge von Schwabs „Gewitter" aufzählen: „Urahne, Großmutter, Mutter und Kind" . . ., wozu den Stoff eine Notiz des „Schwäbischen Merkur" vom 8. Juli 1828 lieferte: „Am 30. Juni 1828 schlug der Blitz in ein von zwei

armen Familien bewohntes Haus der württembergischen Stadt Tuttlingen und tötete von zehn Bewohnern desselben vier Personen weiblichen Geschlechts, Großmutter, Mutter, Tochter und Enkelin, die erste 71, die letzte 8 Jahre alt." Ein Verdienst um die Jugend erwarb sich Schwab durch seine treffliche Bearbeitung der deutschen Volksbücher wie der schönsten Sagen des klassischen Altertums.

Oberjustizrat Karl Mayer in Tübingen (1786–1870) und der Aargauer Karl Rudolf Tanner pflegten eine beschauliche Natur-Miniaturmalerei. Wie lyrische Zaunkönige flatterten ihre Liedchen durch den deutschen Dichterwald.

Rief aber Tanner den „Ungestümen" zu:

„Zieht mich nicht in euren Kreis,
Ihr Gemüter racheheiß,
Deren Lied wie Wetter glüht,
Das nur Schwertesfunken sprüht!
Laßt mich friedlich da nur weilen,
Wo sich wunde Herzen heilen,
In des Waldes kühlen Lauben
Und am Bach beim Trunk der Trauben;
Laßt mich gleich den Schmetterlingen
Schwanken Flugs in Blumen dringen.
Das hast du mir, Gott, gegeben,
Hauch fürs Lied, die Kraft fürs Leben!" –

so ließ ein anderer Schweizerdichter, der Aarauer Pfarrer und Schulrektor Abraham Emanuel Fröhlich (1796–1865) auf politischen Volksbetrug, Freiheitsformen ohne Freiheitsinhalt und andere Schäden die scharfe Geißel seiner politischen Satire niederklatschen, und im vollen Sinn des Worts gilt von der Menge seiner kleinen Gedichte, was Marie von Ebner-Eschenbach sagt:

„Ein kleines Lied, wie geht's nur an,
Daß man so lieb es haben kann,
Was liegt darin? Erzähle!

– Es liegt darin ein wenig Klang,
Ein wenig Wohllaut und Gesang
Und eine ganze Seele."

Die ganze Seele legte der Dichter in seine Fabeln (1825 und 1829), mit denen er dieser etwas in Mißkredit geratenen Dichtungsart aufs neue die Gunst der Leser eroberte. Nicht bloß die alten Tiere Äsops, auch Ähren und Kornblumen, Rosenbaum und Leichenstein, Pappel und Pflaumenbäumchen, Reseda und Rebe, Tal und Föhn, Wald und Wind, Nebelstreif und Wassersturz, Windfahne und Blitzableiter hören wir da in fließenden Versen Zwiesprache halten, knapp und treffend. „Wald und Saaten, Höhen, Tiefen, Lüfte, Meere," alles quillt über von Lehre und Gleichnis, und die Lehre ist nicht wie bei den alten Fabeln etikettenartig auf die Erzählung geklebt. Sie liegt wie der Nußkern unter der Schale, die zum Knacken einladet.

Gustav Schwab.

Gustav Schwab.
(Nach einer Lithographie von C. Pfann.)

Eine eigene Stelle auf dem deutschen Parnaß besetzt der Stuttgarter Wilhelm Hauff, der nach den Worten seines Liedes: „Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod" schon als fünfundzwanzigjähriger Jüngling hinweggerafft wurde.

Wilhelm Hauff wurde am 29. November 1802 als der Sohn eines Ministerialbeamten geboren, der wegen seines Freimutes neun Monate auf dem Hohen-Asperg schmachtete. Als der Vater im Jahre 1809 starb, zog die Familie zu dem Vater der Mutter, dem Obertribunalrate Elsäßer nach Tübingen, wo Wilhelm die Schule besuchte, von seiner Mutter und den Schwestern mit inniger Liebe gehegt und gepflegt. Sein Spielplatz war der Büchersaal. Da er später im Bremer Ratskeller sitzt und die Kindheit an seinem geistigen Auge vorüberziehen läßt, da sagt er zu sich selbst: „Gedenkst du des geheimnisvollen Freudelebens in Großvaters Büchersaal? Gedenkst du noch des Frevels, wie roh du mit der deutschen Literatur in kleinerem Format umgingst? Hast du nicht deinem Bruder den Lessing an den Kopf geworfen, wofür er dich freiwillig mit ‚Sophiens Reise von Memel nach Sachsen' erbärmlich zudeckte? Damals dachtest du freilich nicht daran, daß du einst selber Bücher machen werdest." Von der Klosterschule Blaubeuren aus durchzog er gerne die schwäbische Alb mit ihren Tälern und Höhlen, Wäldern und Schluchten. Als Student an der Tübinger Universität (1820—24) stimmte er heitere Weisen an und sein Fabuliertalent bekundete schon der „Märchenalmanach auf das Jahr 1826." Wie ergötzlich z. B. die Gestalt des Kalifen Storch und seines ebenfalls in einen Storch verwandelten Großwesiers, die sich vergebens abmühen, auf das verhängnisvolle Zauberwort „Mutabor" zu verfallen, das sie zurückverwandeln soll!

Ein andermal führt uns der Dichter in die Gesellschaft des unglücklichen „Scheichs von Alessandria", dessen Sohn in das Abendland entführt worden und der sich von jedem seiner freigelassenen Sklaven ein Märchen erzählen läßt. Da berichtet ein Deutscher von dem verzauberten Schustersohne, der als Zwerg Nase nicht bloß durch die Größe seines Gesichtsvorsprunges, sondern auch durch seine zauberhafte Kochkunst bekannt war, ein anderer von dem Scharfsinne des Juden Abner, ein dritter von einem Engländer, der einen abgerichteten Orang-Utan in die Gesellschaft eines deutschen Krähwinkels als seinen etwas ungezogenen Neffen einführt, um dessen Umgang sich Herren und Damen drängen. Schließlich erzählt Almansor — er entpuppt sich als der entführte Sohn des Scheichs — seine wechselvollen Geschicke im Abendlande.

Rasch nacheinander schrieb nun der junge gewandte Erzähler seine Novellen, unter denen „das Bild des Kaisers" als Perle hervorglänzt, die „Phantasien im Bremer Ratskeller" und dreiundzwanzigjährig seine Geschichte „Lichtenstein". Die historischen Romane Walther Scotts, „Quentin Durward," „Ivanhoe," „Wawerley" und „Kenilworth," sind mit Recht manchem jungen Leser bekannt. Ihre Lektüre wird neuerdings nachdrücklich auch von Professor Hilty der Jugend empfohlen. Wenn irgend einer berufen war, wie der schottische „große Unbekannte" ein poetischer Wiederbeleber alter Vaterlandsgeschichte zu werden,

so war es der schwäbische Dichterjüngling, dem mit dreiundzwanzig Jahren ein so bedeutendes Gemälde wie das aus dem Zeitalter des Herzogs Ulrich gelang. Aber dem Frühling war kein Herbst gegeben.

Als Schriftleiter des „Morgenblattes" gründete der junge Dichter einen eigenen Herd, machte noch eine Reise durch Tirol, da er den Freiheitskampf dieses Alpenvolkes im Jahre 1809 zum Gegenstand eines größeren Romanes machen wollte, begann aber zu kränkeln. Der Freiheitskampf der Hellenen, die damals mit den Türken um ihr Vaterland kämpften, war sein letzter Gedanke, der Sieg im Hafen von Navarin seine letzte Freude. Am 18. November des Jahres 1827 verschied Hauff in seiner Geburtsstadt, in Stuttgart, vom raschen Sturm eines Nervenfiebers dahingerafft.

Weniger ursprüngliche Dichternaturen, aber ehrenwerte Vaterlandsfreunde mit würdigen ernsten Gedanken waren Gustav Pfizer, Professor am Stuttgarter Gymnasium (1807—90), und sein Bruder Paul Achatius Pfizer (1807—67), 1848 Kultusminister, dann Oberjustizrat in Tübingen.

Der originellste der schwäbischen Dichter und eine der eigenartigsten Dichternaturen überhaupt war Eduard Mörike.

Sein Leben ist ohne viel auffallende Begebenheiten verlaufen. Am 8. September 1804 in Ludwigsburg geboren, ging Mörike die gewöhnliche Bildungslaufbahn eines schwäbischen Theologen: er war zuerst im niederen Seminar in Urach, dann im Stift zu Tübingen, wurde nachher Vikar und Pfarrverweser an verschiedenen Orten und endlich 1834 Pfarrer zu Cleversulzbach bei Weinsberg. Im Jahre 1838 veröffentlichte er seine Gedichte; 1843 zwang ihn Kränklichkeit, sein Amt niederzulegen; 1844 zog er nach Mergentheim, wo er auch die Gattin fand, mit der er sich 1851 verheiratete, nachdem er zum Lehrer der Literatur an dem Katharinenstift in Stuttgart, einer höheren Töchterschule, ernannt worden war. Auch dieses Amt legte er 1866 nieder und lebte fortan in Stuttgart, wo ihn am 4. Juni 1875 der Tod hinwegnahm. Es ward ihm in seinem Lebensgange, was er sich selbst in seinem „Gebet" gewünscht:

„Herr! schicke, was du willt,
Ein Liebes oder Leides:
Ich bin vergnügt, daß beides
Aus deinen Händen quillt.

Wolleſt mit Freuden
Und wolleſt mit Leiden
Mich nicht überſchütten,
Doch in der Mitten
Liegt holdes Beſcheiden."

Als sie den Dichter am 6. Juni 1875 in Stuttgart zu Grabe trugen, rief sein Freund Friedrich Vischer ihm in seiner kernigen Sprache nach: ‚Es gibt eine Gemeinde — und nur in der Vergleichung mit der breiten Menge ist sie klein — eine stille Gemeinde, die sich labt und entzückt an deinen wunderbaren, hellen, selt'gen Träumen und die hohe Wahrheit schaut in diesen Träumen. Es

gibt eine Gemeinde, die den Dichter nicht nach rednerischen Worten schätzt, die den feineren Wohllaut trinkt, der aus ursprünglichem Naturgefühl der Sprache quillt." — „Mörike ist für uns alle, die sein Wesen unmittelbar und mittelbar berührt hat, das Modell dessen geworden, was wir uns unter einem Dichter denken," berichtet einer, der mit ihm studierte. „Und wir waren an kein schlechtes Modell geraten, sollte ich meinen. Ihm verdanken wir es, daß man keinem von uns jemals wird Rhetorik für Dichtung verkaufen können; daß wir allem Tendenzmäßigen in der Poesie den Rücken kehren; daß wir Gestalten verlangen, nicht über Begriffsgerippe künstlich hergezogen, sondern so wie sie leiben und leben mit einem Blick vom Dichter erschaut und ins Dasein gerufen. Ja, Mörike ist Dichter, jeder Zoll ein Dichter, und nur Dichter. Wir möchten Mörike stärkere Assimilationsorgane wünschen. Die rauhe, rohe Wirklichkeit, die Geschichte mit ihrem oft herben Kern in bald lederner, bald stachlichter Schale ist unserm zartgefügten Dichter eine zu harte Nuß, für die er kein Gebiß, keinen Magen hat; ein leichter Schmetterling, ist er auf den Tau in Blumen, auf dasjenige,

„Was von Menschen nicht gewußt,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht" —

auf des eigenen Herzens Freuden und Schmerzen angewiesen. Aus so luftiger Kost lassen sich dann auch nur höchst zarte poetische Fäden spinnen. Lied, Märchen, Idylle sind die Felder unsers Dichters: nach dem höhern tragischen Lorbeer wird er nie greifen, und den epischen des Romans hat er nur so weit gewonnen, als dieser innerhalb der bezeichneten Gebiete sich hält."

Ed. Mörike.
(Silhouette von Paul Konewka.)

Der bekannte Karl Gerok schrieb an Grube:

... „Als lyrischen Dichter stelle ich ihn, so wenig er produziert hat, nach quellenhafter Ursprünglichkeit der Empfindung, natürlichem Wohllaut, originellem Reiz des Ausdrucks und zauberhaftem Schmelz des Kolorits über alle Lyriker der Gegenwart. Die lauterste Poesie, einzelne Perlen von Liedern und Romanzen, die den Goetheschen ebenbürtig und doch eigenartig zur Seite stehen. Zu dieser seiner Eigenart zähle ich namentlich in seinen früheren Sachen eine märchenhafte Romantik, in seiner späteren Periode einen liebenswürdigen, schalkhaften, graziösen Humor, der teils ins Rokoko hinüberspielt, teils mit besonderer Wirkung in antike Rhythmen sich zu hüllen liebt. Sie sehen, verehrter Freund, ich gehöre auch zu der kleinen Gemeinde der Mörike-Schwärmer." Er feierte Mörike in den prächtigen Strophen („Im Juni war's"):

„So ist es recht, so leuchte noch einmal,
O Frühling, deines Sängers Grab zu ehren,
Der mit der Dichtung zauberhaftem Strahl
Dich, wie kein andrer, wußte zu verklären.

Und doch, in deines Dichterlebens Lauf
Nicht vieles, aber viel hast du gespendet:
Ein Vers von dir wiegt hundert Lieder auf;
Denn was du gabst, war in sich selbst vollendet.

So lang ein Dichterhaupt sich sinnend senkt,
Die Stirn umspielt mit wonnevollen Träumen,
Und Phantasie den weißen Zelter lenkt
Ins Feenland mit losen, lockern Zäumen —

So lange leben deine Lieder fort,
Darin Natur ihr Schweigen selbst gebrochen,
Weil du belauscht so manch geheimes Wort,
Das mit sich selbst im Traume sie gesprochen."

Ja, den tiefgeheimsten Reden der Schöpfung zu lauschen und sie traumhaft wiedererklingen zu lassen, das verstand Mörike wie kaum ein zweiter.

Scheinen Verse wie die „Um Mitternacht" nicht wie von der innersten Seele der Natur selber eingegeben zu sein:

„Bedächtig stieg die Nacht ans Land,
Lehnt träumend an der Berge Wand,
Ihr Auge sieht die goldne Wage nun
Der Zeit in gleichen Schalen stille ruhn;
Und lecker rauschen die Quellen hervor,
Sie singen der Mutter, der Nacht, in das Ohr
Vom Tage,
Vom heute gewesenen Tage."

Das erste Gedicht der Sammlung: „An einem Wintermorgen vor Sonnenaufgang" schließt mit der Strophe:

„Dort, sieh, am Horizont lupft sich der Vorhang schon!
Es träumt der Tag, nun sei die Nacht entflohn:
Die Purpurlippe, die geschlossen lag
Haucht, halb geöffnet, süße Atemzüge:
Auf einmal blitzt das Aug', und wie ein Gott, der Tag
Beginnt im Flug die königlichen Flüge!"

Und welcher Dichter hatte jemals, wie Mörike, den Einfall, am Hange von einem Gang ausruhend, seine beiden Füße zu betrachten und ihnen in Versen den Dank zu erstatten für alle Dienste, die sie ihm schon geleistet? Allbekannt ist „Schön Rohtraut" geworden. Mit welcher plastischen Anschaulichkeit tritt uns „Das verlassene Mägdlein" nahe:

„Früh, wann die Hähne krähn,
Eh' die Sternlein verschwinden,
Muß ich am Herde stehn,
Muß Feuer zünden.

Schön ist der Flamme Schein
Es springen die Funken;
Ich schaue so drein,
In Leid versunken.

Plötzlich, da kommt es mir
Treuloser Knabe,
Daß ich die Nacht von dir
Geträumet habe.

Träne auf Träne dann
Stürzet hernieder;
So kommt der Tag heran —
O ging er wieder!"

Grauenhaft weiß der Dichter im „Feuerreiter" das schreckhafte Gefühl zu personifizieren, das uns beim Ausbruch eines Brandes ergreift:

„Sehet ihr am Fensterlein
Dort die rote Mütze wieder?
Nicht geheuer muß es sein;
Denn er geht schon auf und nieder.
Und auf einmal welch Gewühle
Bei der Brücke nach dem Feld!
Horch! Das Feuerglöcklein gellt:
Hinterm Berg,
Hinterm Berg
Brennt es in der Mühle!"

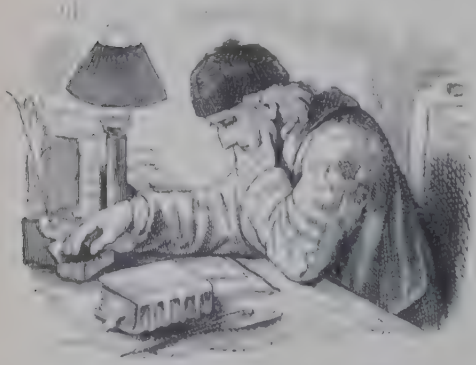
Unvergleichlich keck spukt der Humor, mit versteckter Satire, im „sichern Mann".

Ein köstliches Juwel der Idyllendichtung ist Mörikes Erzählung in Hans Sachsischen Knitteln: „Der alte Turmhahn."*) Der Hahn wird vom Turme herabgenommen und zum alten Eisen geworfen. Da rettet ihn der Pfarrherr trägt unter Begleitung von Frau, Magd und Knecht, Mägdlein und Buben den großen Gockel ins Haus und setzt ihn in seinem Studierzimmer auf den Ofen. Was der Hahn hier sieht und erlebt, das erzählt er nun selber mit einer unbezahlbaren Naivität, und ausgezeichnet passen die Richter-Bildchen dazu. Lauschen wir dem Geplauder des Gockels eine Weile:

„Seit daß ich hier bin, dünket mir
Die Winterszeit die schönste schier.
Wie sanft ist aller Tage Fluß,
Bis zum geliebten Wochenschluß!
— Freitag zur Nacht, noch um die Neune,
Bei seiner Lampen Trost alleine,
Mein Herr fangt an sein Predigtlein
Studieren; anders mag's nicht sein.
Eine Weil' am Ofen brütend steht,
Unruhig hin und dannen geht;
Sein Text ihm schon die Adern reget;
Drauf er sein Werk zu Faden schläget.
Inmitten einmal auch etwan
Hat er ein Fenster aufgetan —
Ah, Sternenlüfte-Schwall, wie rein,
Mit Haufen dringet zu mir ein!
Den Berrenberg ich schimmern seh,
Den Schäferbühel dick mit Schnee!
— —
Indes der Wächter Elfe schreit,
Mein Herr denkt: Es ist Schlafenszeit,
Ruckt seinen Stuhl und nimmt das Licht,
„Gut Nacht, Herr Pfarr!" — Er hört es nicht.
Im Finstern wär' ich denn allein.
Das ist mir eben keine Pein.
Ich hör' in der Registratur

*) Ein Aufsatz Quandts in der „Neuen Christoterpe" 1904, der dem Übermaß des Mörike-Kultus wehrt, bringt der süddeutschen Gemütlichkeit dieses Gedichts nach unserm Gefühl doch etwas zu wenig Verständnis entgegen.

Erst eine Weil die Totenuhr,
Lache den Marder heimlich aus,
Der scharrt sich müd am Hühnerhaus;
Windwehen um das Dächlein stieben;
Ich höre, wie im Wald da drüben —
Man heißet es im Vogeltrost —
Der grimmig Winter sich erbost,
Ein Eichlein spalt't jählings mit Knallen,
Eine Buche, daß die Täler schallen.
Du meine Güt', da lobt man sich
So frommen Ofen dankbarlich!
Er wärmelt halt die Nacht so hin,
Es ist ein wahrer Segen drin.



— Jetzt, denk' ich, sind wohl hie und dort
Spitzbuben aus auf Raub und Mord;
Denk', was eine schöne Sach' es ist,
Brave Schloß und Riegel zu jeder Frist!
Was wollt' ich machen herentgegen,
Wenn ich hört' eine Leiter anlegen,
Und sonst was so Gedanken sind;
Ein warmes Schweißlein mir entrinnt.
Um Zwei, Gottlob, und um die Drei
Glänzet empor ein Hahnenschrei;
Um Fünfe, mit der Morgenglocken,
Mein Herz sich hebet unerschrocken,
Ja voller Freuden auf es springt,
Als der Wächter endlich singt:
Wohlauf im Namen Jesu Christ,
Der helle Tag erschienen ist!

Am Samstag muß ein Pfarrer sein
Daheim in seiner Klause sein,
Nicht visiteln, herumkutschieren,
Seine Faß einbrennen, sonst hantieren.
Meiner hat selten solch Gelust:
Einmal — ihr sagt's nicht weiter just —
Zimmert er den ganzen Nachmittag
Dem Fritz an einem Meisenschlag,
Dort an dem Tisch und schwatzt' und schmaucht';
Mich alten Tropf kurzweilt es auch."

Man merkt: da war der Dichter in seinem Element. Schon etwas weniger war er's in seiner „Idylle vom Bodensee oder Fischer Martin und die Glockendiebe", wo der Stoff, zwei nur lose miteinander verknüpfte Schwänke, nicht bedeutend genug ist, um der Persönlichkeit des Dichters völlig würdig zu sein. Manche Feinheiten der Form und die blanken Hexameter erinnern an Goethes „Hermann und Dorothea" zurück.

Daß bei einem Dichter wie Eduard Mörike sich auch das religiöse Gefühl einen ganz eigenartigen Ausdruck schuf, wird nicht verwundern. Man vergleiche das wohltuend innige Lied „Verborgenheit":

„Kann auch ein Mensch des andern auf der Erde
Ganz, wie er möchte, sein?
— In langer Nacht bedacht' ich mir's und mußte sagen: Nein!

So kann ich niemands heißen auf der Erde,
Und niemand wäre mein?
— Aus Finsternissen hell in mir aufzückt ein Freudenschein:

Sollt' ich mit Gott nicht können sein,
So wie ich möchte, mein und dein?
Was hielte mich, daß ich's nicht heute werde?

Ein süßes Schrecken geht durch mein Gebein!
Mich wundert, daß es mir ein Wunder wollte sein,
Gott selbst zu eigen haben auf der Erde!"

Eduard Mörike.

(Nach einer Lithographie von B. Weiß.)

Auch die Prosa-Erzählungen Mörikes sind voller Poesie, romantischer Poesie zum guten Teil, so Maler Nolten, ein Roman, den der Dichter im Alter noch umzuarbeiten begann. Da er das Werk in der neuen Form nicht vollenden konnte, wurde die Arbeit durch Julius Klaiber pietätvoll ergänzt. Unter des Dichters phantastischen Märchen wurde vor allem „Das Stuttgarter Hutzelmännlein" bekannt mit der von Moritz von Schwind illustrierten „Historie von der schönen Lau".

„Der Bauer und sein Sohn" ist die einzige Schöpfung Mörikes mit einer Tendenz, und zwar einer praktischen, die sich deutlich in dem Schlußsatze zu erkennen gibt: „Seit dieser Zeit hat sich im ganzen Dorf kein Mensch an einem Tier mehr versündigt."

Den Vogel abgeschossen hat Mörike mit seiner feinen Novelle „Mozart auf seiner Reise nach Prag". Das ist Mozart, wie er leibte und lebte, bis in die kleinsten und feinsten Einzelzüge hinein. Aus dem Abenteuer eines einzigen Tages wächst vor den Augen des Lesers das ganze liebenswerte Bild des Meisters heraus. Mörike läßt Mozart unter anderm erzählen, wie er das Finale des Don Juan komponiert habe: „Ich griff einen Akkord und fühlte, ich hatte an der rechten Pforte angeklopft, dahinter schon die ganze Legion von Schrecken beieinander liegen, die im Finale loszulassen sind. So kam fürs erste ein Adagio heraus: D-Moll, vier Takte nur, darauf ein zweiter Satz mit fünfen — es wird, bild' ich mir ein, auf dem Theater etwas Ungewöhnliches geben, wo die stärksten Blasinstrumente die Stimme begleiten. Einstweilen hören Sie's, so gut es sich hier machen läßt." Er löschte ohne weiteres die Kerzen der beiden neben ihm stehenden Armleuchter aus, und jener furchtbare Choral: „Dein Lachen endet vor der Morgenröte!" erklang durch die Totenstille des Zimmers. Wie von entlegenen Sternenkreisen fallen die Töne aus silbernen Posaunen, eiskalt, Mark und Seele durchschneidend, herunter durch die blaue Nacht."

Erinnern wir uns zum Schlusse noch, daß der Dichter die Siege seines Volkes im Siebenzigerkriege noch erlebte. Er rief den Streitern zu:

„Bei euren Taten, euren Siegen —
Wortlos, beschämt, hat mein Gesang geschwiegen;
Und manche, die mich darum schalten,
Hätten auch besser den Mund gehalten."

Von dem Mörike verwandten Hermann Kurz, Bibliothekar in Tübingen (1813—1873), stammen „Der Sonnenwirt" und „Schillers Heimatjahre" und auf die Dichtungen des Wilhelm Waiblinger aus Heilbronn (1804—1830), lange in Rom, treten wir nicht ein, da er sein Genie verwildern ließ.

Lenau und die österreichische Dichtergruppe.

Spät kommt ihr; doch ihr kommt!
Schiller (Wallenstein)

in reicher Lenz der Poesie hatte zur Zeit der Kreuzzüge in den österreichischen Landen geblüht. Wie anderwärts war er vorübergegangen. Aber während im Westen und Norden des deutschen Sprachgebiets allenthalben unter dem Hauch der Reformation ein neues reges Leben erwachte, wurde leider in Steiermark, Österreich, Böhmen unter Greueltaten durch Jesuitendiener das Evangelium ferne gehalten, wurden die Evangelischen mit Hunden in die Messe gehetzt oder vertrieben. Schade um das begabte Volk! Nur für heiteren Lebensgenuß und Sinnenfreude, derbe Possen und schöne Musik behielt es Sinn, und noch heute ist kaum irgendwo ein so hoher Prozentsatz unehelicher Geburten anzutreffen wie in Österreich. Im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts vermochte endlich der Waldhornruf der Romantik, der die Kriegsstürme der Zeit durchtönte, ein reicheres poetisches Leben zu wecken und zahlreiche Dichterstimmen wurden laut, die noch heute fortklingen. Ein paar Lyriker namentlich reihten sich würdig andern zur Seite: Lenau, Grun, Zedlitz u. a., und Goethes und Schillers klassischen Dramen folgte auf österreichischem Boden die ihrer nicht unwürdige Nachblüte der Bühnendichtung Grillparzers. In neuerer Zeit ist wie bekannt die österreichische Heimatkunst durch keine geringern Kräfte vertreten als Adalbert Stifter, Marie von Ebner-Eschenbach und Peter Rosegger.

Der bekannteste Lyriker der östreichischen Gruppe, einer der begabtesten Lyriker überhaupt, aber auch bloß Lyriker, ist Niklaus Lenau, oder wie er eigentlich vollständig hieß: Nikolaus Niembsch Edler von Strehlenau, (da seine Vorfahren in dem schlesischen Städtchen Strehlen ansäßig gewesen).

„Du geleitest mich durchs Leben,
Sinnende Melancholie!
Mag mein Stern sich strahlend heben,
Mag er sinken — weichest nie!"

So lautet eine der Strophen, die Lenaus Dichtung charakterisieren, und wenn sein Weltschmerz zum Wahnsinn führte, so nennt man heutzutage eine der Mächte, die dazu mitwirkten, „erbliche Belastung". Seine Großeltern lebten noch in Verhältnissen, die ihrem adeligen Namen entsprachen. Sein Vater aber hatte den Offiziersstand verlassen müssen und war Amtsschreiber in einem Dorfe geworden, zu Csatad in der Nähe von Temesvar; da hatte er mit unordentlichem wüstem Leben nicht bloß sein kleines Gehalt durchgebracht sondern bald auch das bescheidene Vermögen seiner Frau und seine Familie in Schulden

gestürzt. Jetzt, am 13. August 1802, wurde ihm der Sohn geboren. Die Mutter, eine schöne, feurige Frau, mußte nun durch mühsame Handarbeit, durch Nähen von Montierungsstücken, für den täglichen Unterhalt sorgen. Not und Zerwürfnis trübten das Glück und schon 1807, erst 29 Jahre alt, starb der Vater. Nun

Nikolaus Lenau.
(Nach einem Stich von C. Kotterba.)

heiratete die Mutter einen jungen Arzt in Pest, der nicht so viel verdienen konnte, um die Stiefkinder anständig zu erziehen. Noch immer nähte die Mutter um Geld; aber ihren geliebten „Niki" den Großeltern abzutreten, wie diese es verlangten, konnte sie nicht über sich bringen, und der Knabe siedelte mit den Eltern nach dem schönen Tokai über. Nie vergaß er später die Rebenhügel der Stadt, die herrlichen Rosen, die Nachtigallen, die kühnen Husaren, die lustigen

Zigeuner, die schwarzbraunen Mädchen und was er sonst alles in sonnigen Tagen und sternhellen Nächten zu sehen bekam. Daß er aber nichts Ordentliches lernen konnte, tat seinen Großeltern leid, und durch ausgeschickte Boten gelang es ihnen endlich, den Knaben und seine Schwester Leni nach Stockerau bei Wien zu entführen, wo sie wohnten; die Mutter hörte freilich nicht auf, darüber zu klagen.

Wie Lenau nun mit 17 Jahren, ein blasser Jüngling mit starkem Wangen- und Lippenbart, dunklen Haaren, düster blickenden braunen Augen und kräftigem Wuchs, die Universität in Wien bezogen hatte, setzte bald ein neues Unheil ein; denn drei Jahre studierte er Philosophie, dann Jurisprudenz, dann die Landwirtschaft und endlich auf Kosten seiner Gesundheit mit großem Eifer die Medizin. Darüber kam er mit seinen Großeltern auseinander, zog wieder zur Mutter, geriet aber nicht aus dem Geldmangel heraus. Wohl gab Lenau, wie er sich nun nannte, eine Sammlung seiner Gedichte heraus und fand reichen Beifall, aber nun fehlte ihm auch ein bestimmter Beruf. Der Mensch ist nun einmal für regelmäßige Arbeit geschaffen, auch der Dichter, und das freieste Wanderleben mit all seinen bunten Anregungen läßt auf die Dauer eine gähnende Leere zurück. Wohl wurde Lenau von den gemütvollen Schwaben von Uhland, Kerner, Schwab, die er von Heidelberg aus oft besuchte, mit aller Herzlichkeit aufgenommen, und in dem Grafen Alexander von Württemberg fand er einen Freund. 1829 war Lenaus Mutter gestorben. Der unstete Wandertrieb ließ den Dichter bei sonnigem Glück nicht lange verweilen. Plötzlich fuhr es ihm durch den Sinn, sein Heil in Amerika zu versuchen. Er wollte durch Ankauf von Urwäldern Reichtum erringen und für seine Dichtung neue Anregung suchen. Daß die neue Welt Arbeiter und nicht Träumer verlangt, bedachte er nicht. Im Sommer 1832 reiste er ab. Aber den Frieden fand er nicht, und enttäuscht kehrte er in die Heimat zurück, mit Begeisterung aufgenommen; denn inzwischen hatten seine Gedichte, deren Ausgabe Gustav Schwab besorgte, Preis und Anerkennung gefunden. An sein Amerika-Abenteuer erinnern Stücke wie: „Das Blockhaus," „Der Urwald," „Der Indianerzug," „Die drei Indianer" „Ein Land voll träumerischen Trugs" nannte Lenau die neue Welt.

Für die Beurteilung seines Wesens fällt ferner in Betracht, daß Lenau sehr frühe dem weiblichen Geschlechte nahe trat und Enttäuschung erlebte. Immer dunklere Schatten warf in sein Leben von 1835 hinweg die unglückliche Liebe zu Sophie Löwenthal, der Gattin des Generalpostdirektors in Österreich. In fortwährenden Briefen ließ er die Freundin an seiner geistigen Arbeit teilnehmen, und sie war's, die ihn eine Zeitlang seinen Zweifeln entriß und für seinen „Savonarola" begeisterte. Ihr sind seine schönsten Lieder gewidmet. „Ich fühle sehr deutlich," schreibt er einmal, „daß man Weib und Kind haben muß, um glücklich zu sein, und das ist für mich verloren." Zweimal suchte Lenau durch Verlobung mit einer andern seiner Leidenschaft zu entgehen, 1839 mit der Schauspielerin Caroline Unger's und fünf Jahre später mit Marie Behrends, worauf dann bald die erschreckende Katastrophe folgte.

Am 29. September 1844 nämlich, als er in Stuttgart in der Familie des Hofrats Reinbeck beim Frühstück saß, fiel ihm auf einmal das ganze Gewicht seiner innern Qual aufs Herz. Er sprang mit einem Schrei auf, fühlte plötzlich einen Riß durchs Gesicht und sah zu seinem Schrecken vor dem Spiegel seine rechte Wange gelähmt. Das war der Anfang seiner Erkrankung. Bald stellte sich Tobsucht ein, die nur anfangs von leichteren Stunden unterbrochen wurde, und man mußte ihn in die Heilanstalt Winnenden bei Stuttgart bringen. Als ihm sein Schwager Schurz gleich darauf dort besuchte, sagte er in einem ruhigen Augenblick heimlich zu ihm: „Es gibt eine Region in dem menschlichen Geiste, die ewig unberührt bleiben sollte. Weh' dem, der sie aufregt! Ich aber hab' es gewagt." Ein andermal bei einem Besuche Justinus Kerners rezitierte er ein Gedicht, das er auf seiner letzten Reise zwischen Zernolding und München nachts im Eilwagen, schon sehr angegriffen, in der Neugier gemacht hatte, ob er unter so feindlichen Umständen wohl noch zu dichten vermöchte. Es lautet:

„'S ist eitel nichts, wohin mein Aug' ich hefte!
Das Leben ist ein vielbesagtes Wandern,
Ein wüstes Jagen ist's von dem zum andern,
Und unterwegs verlieren wir die Kräfte.
Ja, könnte man zum letzten Erdenziele
Noch als derselbe frische Bursche kommen,
Wie man den ersten Anlauf hat genommen,
So möchte man noch lachen zu dem Spiele;
Doch trägt uns eine Macht von Stund' zu Stund',
Wies Krüglein, das am Brunnenstein zersprang
Und dessen Inhalt sickert auf den Grund,
So weit es ging, den ganzen Weg entlang.
Nun ist es leer —; wer mag daraus noch trinken? —
Und zu den andern Scherben muß es sinken!" —

Lenaus letztes poetisches Erzeugnis, auf einem von Wien gen Linz fahrenden Donaudampfer gedichtet und am 25. September 1844 für eine Freundin in Wien geschrieben, lautet:

„Sahst du ein Glück vorübergehn,
Das nie sich wiederfindet,
Ist's gut, in einen Strom zu sehn,
Wo alles wogt und schwindet.

O starre nur hinein, hinein!
Du wirst es leichter missen,
Was dir, und sollt's dein Liebstes sein,
Vom Herzen ward gerissen.

Blick unverwandt hinab zum Fluß,
Bis deine Tränen fallen,
Und sieh durch ihren warmen Guß
Die Flut hinunterwallen!

Hinträumend wird Vergessenheit
Des Herzens Wunde schließen;
Die Seele sieht mit ihrem Leid
Sich selbst vorüberfließen."

Sechs Jahre des tiefsten Elendes noch verlebte Lenau, leiblich gedeihend, in der Irrenanstalt Oberdöbling bei Wien. Oft noch kam Sophie Löwenthal, um durch die halb offen stehende Türe den Kranken unbemerkt zu beobachten. Sprechen durfte sie nicht mit ihm, und am 22. August 1850 wurde er durch den Tod erlöst.

Ein schreckhaftes Gefühl ergreift den Leser, wenn er erfährt, daß Lenau in seinen gesunden Tagen sich mehr als einmal hatte beikommen lassen, einen Wahnsinnigen nachzuahmen, was ihm jeweilen nur zu gut gelungen, einmal z. B. zu dem frivolen Zwecke, eine mitreisende Frau aus seinem Raum im Postwagen zu vertreiben.

Gern hatte Lenau, der selber trefflich die Geige und die Guitarre spielte, sich Beethovenmusik vortragen lassen.

Von seiner innern Entwicklung berichtet der Dichter in seiner Allegorie „Glauben, Wissen, Handeln“:

„Und in der Forschung Wälder trat, ein Tor, ich
Aus jenem gottbeseelten Paradies,
Und all des Herzens fromme Lust verlor ich,
Seit ich des Glaubens treue Spur verließ. . . .“

So wurde denn die Lenausche Dichtung eine große Klage über die Vergänglichkeit alles Glücks, über die Zwecklosigkeit alles Daseins, eine sternlose Nacht, nur selten durch milden Strahl erhellt, häufiger durch den zuckenden Blitz.

„Weil' auf mir, du dunkles Auge,
Übe deine ganze Macht,
Ernste, milde, träumerische,
Unergründlich süße Nacht!

Nimm mit deinem Zauberdunkel
Diese Welt von hinnen mir,
Daß du über meinem Leben
Einsam schwebest für und für!“

Aber während Heine wie noch mancher Moderne mit dem Weltschmerz spielt, schaupielerisch sich mit ihm drapiert, macht uns Lenau den Eindruck, daß wirklich der Schmerz sein Verhängnis sei. Die Buße dafür, daß er ihm nicht zu entrinnen suchte, sondern vielmehr mit ihm paktierte, hatte er selber zu leisten. Das weckt versöhnendes Mitleid.

Die ansprechendsten von Lenaus Gedichten sind die, in denen er mit seinen kecken Metaphern seine Stimmungen in Naturbildern verkörpert, in Szenen und Gestalten, obgleich auch hier die düstern Farbentöne verwalten:

„Nun schleichen aus dem Moore kühle Schauer
Und leise Nebel übers Heideland;
Der Himmel ließ, nachsinnend seiner Trauer,
Die Sonne lässig fallen aus der Hand.“

Vom Geiste der echtesten Poesie eingegeben sind seine Schilflieder, so das folgende:

„Auf dem Teich, dem regungslosen,
Weilt des Mondes holder Glanz,
Flechtend seine bleichen Rosen
In des Schilfes grünen Kranz.

Hirsche wandeln dort am Hügel,
Blicken in die Nacht empor,
Manchmal regt sich das Geflügel
Träumerisch im tiefen Rohr.

Weinend muß mein Blick sich senken —
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken,
Wie ein stilles Nachtgebet!“

Desgleichen (in Sapphischer Odenform) das Abendbild:

„Friedlicher Abend senkt sich aufs Gefilde.
Sanft entschlummert Natur, um ihre Züge
Schwebt der Dämm'rung zarte Verhüllung, und sie
Lächelt, die holde;

Lächelt, ein schlummernd Kind in Vaters Armen,
Der voll Liebe zu ihr sich neigt; sein göttlich
Auge weilt auf ihr, und es weht sein Odem
Über ihr Antlitz."

Wie ergreifend die Hochgebirgsmelancholie in den der Sennin gewidmeten Vierzeilern:

„Schöne Sennin, noch einmal
Singe deinen Ruf ins Tal,
Daß die irobe Felsensprache
Deinem hellen Ruf erwache!

Horch, o Mädchen, wie dein Sang
In die Brust den Bergen drang,
Wie dem Wort die Felsenseelen
Freudig fort und fort erzählen!"

Aber einst, wie alles flieht,
Scheidest du mit deinem Lied,
Wenn dich Liebe fortbewogen
Oder dich der Tod entzogen.

Und verlassen werden stehn,
Traurig stumm herübersehn
Dort die grauen Felsenzinnen
Und auf deine Lieder sinnen!"

Lyrisch-epische Stimmungsbilder wie „Der Postillon", „Die Heideschenke," „Die Werbung" zu nennen, ist beinah überflüssig, so bekannt sind sie.

Lenaus umfangreiche Dichtungen sind reich an poetischen Einzelschönheiten: Faust, Savonarola, die Albigenser (mit dem berühmten „und so weiter" am Schluß) und aus dem Nachlaß „Don Juan". Mit seinem „Savonarola" betrat der Dichter den evangelisch-christlichen Boden und wendete sich mit prachtvollen Strophen wider den heidnischen Geist der Neuzeit. Und wunderlieblich wie Weihnachtslichtlein glänzen Strophen wie die folgenden aus dem Dunkel des Lenauschen Weltschmerzes heraus:

O Nacht des Mitleids und der Güte,
Die auf Judäa niedersank,
Als einst der Menschheit steche Blüte
Den frischen Tau des Himmels trank!

O Weihnacht, Weihnacht, höchste Feier!
Wir fassen ihre Wonne nicht;
Sie hüllt in ihre heil'gen Schleier
Das seligste Geheimnis dicht.

Denn zöge jene Nacht die Decken
Vom Abgrund uns der Liebe auf,
Wir stürben vor entzücktem Schrecken,
Eh' wir vollbracht den Erdenlauf!"

Als ein wackerer Mann von adeliger Geburt und edler Gesinnung ragt ferner unter den östreichischen Dichtern Anastasius Grün hervor, mit seinem eigentlichen Namen Anton Alexander Graf von Auersperg (1806–76). Er ererbte die in den Alpen wunderschön gelegene Herrschaft Thurn am Hart und Gurkfeld in Unterkrain und verlebte seine ersten Jahre im Stammschloß seines uralten Geschlechts, schloß an seine Studien weite Reisen an und kämpfte dann als Mitglied der krainischen Stände, 1848 als Mitglied des Frankfurter Parlaments, von 1861 an des östreichischen Herrenhauses und Präsident des

Reichsrates für Volkswohl und Fortschritt in Rede und Schrift. Seine „Spaziergänge eines Wienerpoeten", ebenso „Schutt" errangen einen raschen, aber auch rasch vorübergehenden Erfolg. Der Romanzenkranz „Der letzte Ritter" wandelte mit seinen lebhaften Nibelungenstrophen, Kaiser Maximilian feiernd in den Spuren des alten Teuerdank. In der humoristischen Dichtung: „Die Nibelungen im Frack" besingt der Dichter jenen wunderlichen Herzog Moritz Wilhelm von Sachsen-Merseburg (1688—1731), der zeitlebens seiner Leidenschaft für die Baßgeige gefrönt und ganz entzückt darüber geworden, daß er einen Zwerg gefunden, der klein genug, die Violine als Baßgeige, und einen Potsdamer Grenadier, der groß genug war, die Baßgeige als Violine zu handhaben.

In dem Pfaffen von Kahlenberg erneuerte Grün mit Geschick alte Schwänke. Von seinen kleinern Gedichten verdienen „Der Ring", „Die Baumpredigt," „Der letzte Dichter" und „Das Blatt im Buche" erwähnt zu werden:

So dürr sind wohl auch die Hände,
Die einst im Lenz ihr's gepflückt.
Was mag doch die Alte haben'
Sie weint, so oft sie's erblickt."

„Ich hab' eine alte Muhme,
Die ein altes Büchlein hat.
Es liegt in dem alten Buche
Ein altes, dürres Blatt.

Von der metaphernblühenden Sprache Grüns mag noch folgende Probe zeugen:

„Auf dem grünen Tische prangen Kruzifix und Kerzenlicht,
Schöff und Rate, schwarzgekleidet, sitzen ernst dort zu Gericht:
Denn sie luden vor die Schranken unsre Zeit, die Frevlerin,
Weil sie trübe und unheildrohend und von sturmbewegtem Sinn!

Doch es kommt nicht die Geruf'ne, denn die Zeit, sie hat nicht Zeit,
Kann nicht stille stehn im Saale weltlicher Gerechtigkeit.
Während sie zwei Stunden harren, ist sie schon zwei Stunden fern!
Doch sie sendet ihren Anwalt, also sprechend zu den Herrn:

Lästert nicht die Zeit, die reine! Schmäht ihr sie, so schmäht ihr euch!
Denn es ist die Zeit dem weißen, unbeschriebnen Blatte gleich;
Das Papier ist ohne Makel, doch die Schrift darauf seid ihr.
Wenn die Schrift nicht just erbaulich, nun, was kann das Blatt dafür" ...

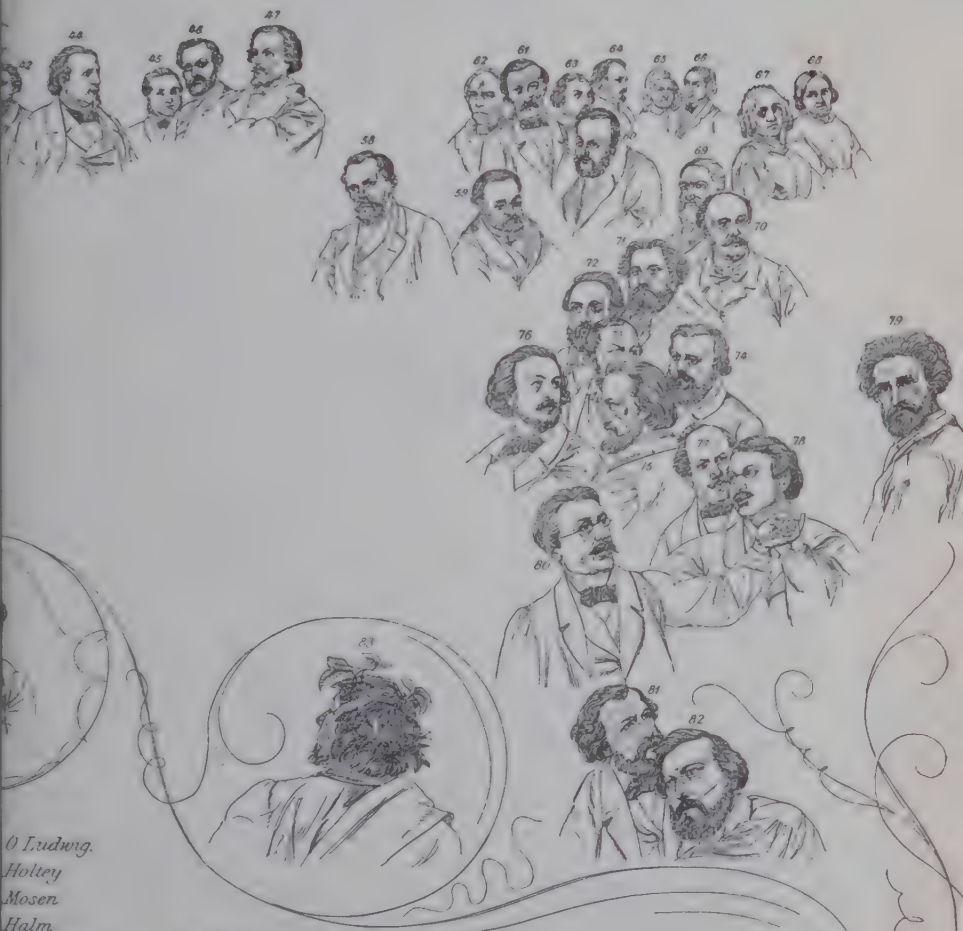
Stärker als Grün von der Romantik beeinflußt erscheint der Freiherr Joseph Christian von Zedlitz (1790—1862), namentlich im Märchen: „Das Waldfräulein." Die „Totenkränze" feiern in der allzu kunstvollen Form der „Kanzonen" die großes schaffende Begeisterung. Ein wirksames Deklamationsstück lieferte der Dichter in der „nächtlichen Heerschau" (Des Nachts um die zwölfte Stunde).

Von dem Wiener Nepomuk Vogl (1802—66) stammt unter anderm das anmutige Lied: „Ein Wanderbursch mit dem Stab in der Hand," von seinem Landsmann Gabriel Seidl (1804—75) der neue Text der österreichischen Nationalhymne, sowie „Hans Euler" und „Das Glöcklein des Glücks", von dem Prager Egon Ebert (1801—82) „Der Sieger im Palaste", „Schwerting der Sachsenherzog," „Frau Hitt" und von Ernst Freiherr von Feuchtersleben

em Bilde:

tschen Literatur.

55.



O. Ludwig.
Holtey
Mosen
Halm
R. Benedix.
Birchpfeiffer.
Mosenthal.
Putlitz.
Laube.
W. Alexis.
Schücking
Höfer
H. König,

63. Duller
64. Rank
65. Hahn-Hahn.
66. Sternberg
67. Lewald.
68. Wildermuth
69. Pückler-Muskau.
70. Hackländer.

71. Gerstäcker.
72. Ruppius.
73. G. Keller.
74. H. Kurz.
75. Groſse.
76. Heyse.
77. Scherenberg.

78. Hartz
79. O. Roquette.
80. Scheffel.
81. Müller von Königswinter.
82. Redwitz
83. Simrock.

aus Wien (1806—49) das bekannte schöne Lied: „Es ist bestimmt in Gottes Rat, daß man vom Liebsten, was man hat, muß scheiden."

Lernten wir in den bisher genannten Österreichern lauter Lyriker kennen, so war dagegen einem andern Wiener Dichter, Franz Grillparzer (1791—1872), die Gabe des leicht aufsprudelnden Liedes vollständig versagt, und seine kürzern Gedichte führen im Strome schwerflüssiger Form lehrhafte Gedanken und Reflexionen, seine Epigramme verfügen über ätzenden Witz. Eine Reihe von Dramen dagegen schuf er, die bedeutend über das Mittelmaß emporragen. Und wie der Dichter es selten wagte, feindlichen Lebensmächten entschlossen zu trotzen, wie er's niemals wagte, seine Geliebte, die Kathi, heimzuführen, wie er sie „seine ewige Braut" bleiben ließ — „i trau mi halt nit!" — so herrscht auch in seinen Dramen weder Goethes Weltfreude, noch Schillers fortreißender Idealismus; da gebieten die Mächte der Entsagung. Sein Dichterleben macht einen niederschlagenden Eindruck. „Es ist etwas vom Tasso in mir," schreibt er einmal selber, „nicht vom Goethischen, sondern vom wirklichen. Man hätte mich hätscheln müssen, als Dichter nämlich. Als Mensch weiß ich mit jeder Lage fertig zu werden und man wird mich nie mir untreu finden. Aber der Dichter in mir braucht ein warmes Element; sonst zieht sich das Innere zusammen und versagt den Dienst. Ich habe wohl versucht, das zu überwinden, aber mir dabei nur Schaden getan, ohne das Pflanzenartige meiner Natur umändern zu können". Das warme Element, nach dem er sich sehnte, blieb aus. Dreiundzwanzig Jahre hielt Grillparzer auf einem Posten aus, der ihm wenig zusagte, ging getreulich „Morgens zur Kanzlei mit Akten" und fand bei der Metternichschen Regierung

Joseph Christian von Zedlitz.
(Nach einer Lithographie.)

nicht das Verständnis und die Gunst, die einem großen Dichter geziemten. 1856 trat er mit dem Titel eines Hofrats und einer Pension in den Ruhestand und nur durch Reisen wurde die Einförmigkeit seines Schneckenhauslebens unterbrochen.

Seine Dichtungen hatten ein eigenes Schicksal. Als fünfundzwanzigjähriger Jüngling trat er mit seiner „Ahnfrau" hervor. Die düsterromantische Stimmungsgewalt verfehlte ihre Wirkung nicht und verschaffte dem Stück einen vielfachen Erfolg.

Gräfin Bertha, die Ahnfrau des Borotinschen Hauses, ist zu verhaßtem Ehebunde gezwungen worden. Wie sie dem Gemahl die Treue gebrochen, wurde sie von diesem ermordet und mit dem Fluche belegt, sie sollte keine Ruhe finden, bis der letzte ihrer Nachkommen im Tode verblaßt sei. Unter diesem Fluche leiden die letzten Sprossen ihres Geschlechts, der Graf Borotin, sein Sohn Jaromir und seine Tochter Bertha, die der Ahnfrau auffallend gleicht. Alle drei sind die besten Menschen; sie haben nichts verbrochen und nichts zu büßen; es ist nur eben ihr „Schicksal", daß ihre Ahnfrau im Totenkleid umherwandelt und die Lebendigen mit Erscheinungen schreckt. Auf Jaromir haftet ein Verbrechen, aber nicht sein Verbrechen, sondern das eines andern. Als dreijähriges Kind ist er von einem Schurken gestohlen, zum Räuber erzogen und infolge davon Hauptmann einer in der Gegend hausenden Bande geworden. Seiner Familie unbekannt und sich selbst nicht kennend, wird er in dem Augenblick, da er sich vom Räuberleben zurückziehen, in Ruhe am Rhein leben will, der Geliebte seiner Schwester und zum Schwiegersohne seines Vaters bestimmt. Im Triebrad dieser Verwicklung ermordet Jaromir seinen Vater, unwissend, wer sein Gegner sei, und philosophiert:

Unsre Taten sind nur Würfe
In des Zufalls blinde Nacht.
Ob sie frommen, ob sie töten?
Wer weiß das in seinem Schlaf!
Meinen Wurf will ich vertreten,
Aber das nicht, was er traf!
Dunkle Macht und du kannst's wagen,
Rufst mir: Vatermörder! zu?
Ich schlug den, der mich geschlagen,
Meinen Vater schlugest du!"

Wie Jaromir es Berta nicht länger verhehlen kann, daß er ein Räuber ist, gesteht er es mit den viel zitierten Worten:

„Nun wohlan! es ist vorbei!
Wohl, der Blitzstrahl hat geschlagen,
Den die Wolke lang getragen,
Und ich atme wieder frei. —
Ja ich bin's, du Unglückselge,
Ja ich bin's, den du genannt;
Bin's, den jene Häscher suchen,
Bin's, dem alle Lippen fluchen —
Bin's, den jene Wälder kennen,
Bin's, den Mörder Bruder nennen,
Bin der Räuber Jaromir."

Franz Grillparzer.
(Nach einer Zeichnung und Lithographie von J. Kriehuber.)

Wie der Räuber das Grabgewölbe des Schlosses aufsucht, um seine Geliebte zu entführen, trifft er statt ihrer, die Gift genommen, die Ahnfrau an. Diese tötet ihn und spricht:

„Scheid in Frieden, Friedeloser!
Nun wohlan, es ist vollbracht
Durch der Schlüsse Schauernacht!
Sei gepriesen, ew'ge Macht!
Öffne dich, du stille Klause;
Denn die Ahnfrau kehrt nach Hause!"

Der große Erfolg, den Grillparzer errungen, hinderte ihn nicht, den betretenen Weg der Schicksalsromantik zu verlassen und nach der ruhig harmonischen Schönheit der klassischen Dramen Goethes zu streben, so in seinem Trauerspiel **Sappho**.

Sappho, die griechische Dichterin, kehrt sieggekrönt von Olympia heim. Sie ist von einem Jüngling Phaon begleitet, der ihrem Gesange begeistert gelauscht hat. Sie stellt ihn den Dienern ihres Hauses als ihren künftigen Gemahl vor. Phaon verehrt und bewundert in der Dichterin ein höheres, göttlich begabtes Wesen und fühlt sich geheimnisvoll zu ihr hingezogen. Aber es ist nicht Liebe, was in seinem Herzen lebt. Liebe dagegen erwacht in ihm bei der ersten Begegnung mit Melitta, der schönen, anspruchslosen Sklavin Sapphos. Als die Dichterin dies bemerkt, beginnen in ihr schwere Kämpfe der Eifersucht gegen Melitta, des Grolls und Hasses gegen Phaon. Gekränkte Liebe führt sie zu verzweifelten Entschlüssen. Sie nennt Phaon einen „Betrüger". Doch dieser erwidert:

„Nein, fürwahr, ich bin es nicht,
Wenn ich dir Liebe schwur, es ist nicht Täuschung.
Ich liebte dich, wie man die Götter wohl,
Wie man das Gute liebet und das Schöne.
Mit Höhern, Sappho, halte du Gemeinschaft.
Man steigt nicht ungestraft vom Göttermahle
Herunter in den Kreis der Sterblichen.
Der Arm, in dem die goldne Leier ruhte,
Er ist geweiht, er fasse Niedres nicht!"

Es ist der Grillparzerschen Muse hoch anzurechnen, daß sie es verstanden, den Phaon, der kein großer und bedeutender Mensch sein durfte, doch stets edel und würdig zu halten. Großartig aber steht Sappho da, nachdem sie ihr Herz überwunden und sich selbst wiedergefunden hat:

„Erhabne heil'ge Götter,
Ihr habt mit reichem Segen mich geschmückt,
In meine Hand gabt ihr des Sanges Bogen,
Der Dichtung vollen Köcher gabt ihr mir,
Ein Herz, zu fühlen, einen Geist, zu denken
Und Kraft, zu bilden, was ich neu gedacht. —
Ich dank euch!

Ihr habt der Dichterin vergönnt, zu nippen
An dieses Lebens süß umkränztem Kelch!
Zu nippen nur, zu trinken nicht.
O seht! Gehorsam einem hohen Wink
Setz ich ihn hin, den süßumkränzten Becher
Und trinke nicht. —

O gebt nicht zu, daß eure Priesterin
Ein Ziel des Hohnes werde eurer Feinde —
Laßt mich vollenden, so wie ich begonnen,
Erspart mir dieses Ringens blut'ge Qual!
Zu schwach fühl ich mich, länger noch zu kämpfen,
Gebt mir den Sieg — erlasset mir den Kampf!"

Nun legt sie segnend Melittas Hand in die des Phaon und stürzt sich herab vom Felsen ins Meer!

Das Größte, was Grillparzer versuchte, ist seine Trilogie „Das goldene Vließ" (1821). Medea hilft Jason dem fremden Mann, mit ihrer Zauberei das Kleinod gewinnen und folgt ihm als Gattin auf sein Schiff. Aber sie ist nun beladen mit dem Fluch, der auf dem goldenen Vließe haftet, wie mit dem Fluch ihres eigenen Vaters und an der Friedlosigkeit geht sie zu Grunde. Ihr unheimliches Wesen und ihre Wildheit verscheuchen die Menschen aus ihrer Nähe und entfremden ihr den Gemahl, der sein Herz der früher geliebten Kreusa zuwendet. Vergebens vergräbt sie ihr Zaubergerät und das unheilvolle goldene Vließ. Wie auch ihre eigenen Kinder sie verleugnen, schreitet die furchtbar unselige Frau zu grausamer Rache. Sie läßt die Kreusa in Flammen verderben, die auch die königliche Burg verzehren, tötet ihre eigenen Kinder und enthebt dem Schutte das goldene Vließ, das sie strahlend um ihre Schultern schlagt, um es dem Orakel in Delphi zu bringen.

Im folgenden Drama „König Ottokars Glück und Ende" weht ein österreichisch vaterländischer Geist. Der erste Akt stellt den König von Böhmen in überschwenglichem Glücke dar; alle Fürsten seiner Zeit huldigen ihm und unterwerfen sich. Ihm fehlt nichts als ein Erbe; deshalb scheidet er sich von seiner treuen Gemahlin Margareta und schließt eine zweite Ehe, die sein Unglück wird wie für den ersten Napoleon die Maria Luise. Durch Übermut und Ungerechtigkeit wendet er alles von sich ab. Graf Rudolf von Habsburg wird zum Kaiser erwählt, Ottokar, besiegt, muß knieend sein Böhmen von ihm zum Lehen nehmen; dadurch erbittert, bricht er den beschworenen Frieden, und im erneuerten Widerstand wird er überwunden und getötet. Ist's nicht, als wenn man den ersten Napoleon hörte, wenn der besiegte Ottokar sterbend bekennt:

„Ein jeder ist ein Held nun wider mich,
Der Zahltag ist erschienen, und sie zahlen.
Ich hab nicht gut in deiner Welt gehaust,
Du großer Gott. Wie Sturm und Ungewitter
Bin ich gezogen über deine Fluren.
Du aber bist's allein, der stürmen kann;

Denn du allein kannst heilen, großer Gott.
Wer war ich Wurm, daß ich mich unterwand,
Den Herrn der Welten frevelnd nachzuspielen?"

Grillparzer hatte seine Höhe erreicht. Immer tiefer vergrub er sich in ein grämliches Wesen. Noch arbeitete er neue Dramen aus: „Ein Bruderzwist im Hause Habsburg." „Ein treuer Diener seines Herrn." „Des Meeres und der Liebe Wellen," (eine Hero und Leandertragödie). Als aber sein Lustspiel „Weh dem, der lügt"! von den an Derbheres gewöhnten Wienern ausgepfiffen ward, zog er sich in den Schmollwinkel zurück und schrieb nur noch einiges für sein Pult. Im späten Alter wurden ihm hohe Ehren. Seinen achtzigsten Geburtstag (1871) feierte ganz Deutschland. Ein Jahr nachher, am 22. Januar 1872, entschlief der Dichter in seinem alten schwarzen Sessel, um nicht mehr zu erwachen, und vier Monate später folgte ihm seine ewige Braut, Katharina Fröhlich. Grillparzers Novelle „Der arme Spielmann" spiegelt sein eigenes Leben wieder.

Dem melancholischen Wiener Schauspieler Ferdinand Raimund, der, im Jahre 1791 geboren, 1836 seinem Leben durch Selbstmord ein Ende machte, ist das Verdienst zuzuschreiben, der Wienerposse für eine Weile einen edleren Inhalt verschafft zu haben. Durch seine Stücke: „Der Alpenkönig und der Menschenfeind." „Der Verschwender." „Der Bauer als Millionär" schreiten friedlich vereint Gestalten aus dem niedern Volk und Feen und Zauberer aus einer phantastischen Märchenwelt, alle gleichmäßig von den neckischen Lichtern eines guten Humors umspielt. Der Ruhm, den Friedrich Halm (Franz Joseph Freiherr von Münch-Bellinghausen), geboren 1806 zu Krakau, † 1871 als Leiter des Wiener Burgtheaters mit seinen Dramen „Griseldis", „Der Sohn der Wildnis," „Der Fechter von Ravenna" davongetragen, ist heute verflogen. Denn auf die Dauer hält sich nur das Echte.

Jüngere Romantiker und Meister der Form.

Den lieben Gott laß in dir walten,
Aus frischer Brust nur treulich sing!
Was wahr in dir, wird sich gestalten;
Das andre ist erbärmlich Ding.

Eichendorff

Am Rhein, im Norden und in der Mitte Deutschlands stimmten gleichzeitig mit den Freiheitssängern, den Schwaben und Österreichern noch andere treffliche Dichter ganz oder halbromantischen Charakters ihre Weisen an.

Wir nennen in erster Linie einen Mann, der uns gleichmäßig durch seinen Lebensgang wie durch seine Poesien fesselt, einen Franzosen, der sich in deutschen Herzen für alle Zeiten eine Heimstätte erobert hat:

Adelbert von Chamisso. Vollständig heißt er eigentlich Louis Charles Adelaide de Chamisso de Boncourt und entstammte einem alten, in der Champagne reichbegüterten Grafengeschlecht. Aber die Stürme der Revolution fegten auch das Schloß hinweg, in dem der Knabe am 30. Januar 1781, (in Lessings Todesjahr also) das Licht der Welt erblickt hatte, und für alle Zeiten ergreifend bleiben die Verse, die der Dichter 1827 der Erinnerung an die Stätte seiner ersten Kinderjahre geweiht hat:

Das Schloß Boncourt.

„Ich träumt' als Kind mich zurücke
Und schüttle mein greises Haupt:
Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder,
Die lang ich vergessen geglaubt!

Hoch ragt aus schatt'gen Gebegen
Ein schimmerndes Schloß hervor;
Ich kenne die Türme, die Zinnen,
Die steinerne Brücke, das Tor.

Es schauen vom Wappenschilde
Die Löwen so traulich mich an;
Ich grüße die alten Bekannten
Und eile den Burghof hinan.

Dort liegt die Sphinx am Brunnen,
Dort grünt der Feigenbaum,
Dort hinter diesen Fenstern
Verträumt' ich den ersten Traum.

Ich tret' in die Burgkapelle
Und suche des Ahnherrn Grab:
Dort ist's, dort hängt vom Pfeiler
Das alte Gewaffen herab.

Noch lesen umflort die Augen
Die Züge der Inschrift nicht.“
Wie hell durch die bunten Scheiben
Das Licht darüber auch bricht.

So stehst du, o Schloß meiner Väter
Mir treu und fest in dem Sinn
Und bist von der Erde verschwunden
Der Pflug geht über dich hin.

Sei fruchtbar, o teurer Boden!
Ich segne dich mild und gerührt
Und segn' ihn zweifach, wer immer
Den Pflug nun über dich führt.

Ich aber will auf mich raffen,
Mein Saitenspiel in der Hand,
Die Weiten der Erde durchschweifen
Und singen von Land zu Land.“

Es war im Jahr 1790, da flüchteten Adelberts Eltern mit ihren Kindern verarmt und gebeugt durch Brabant und Holland nach Deutschland, und der Knabe fand 1796 eine Stelle als Page bei der Königin von Preußen, der Gemahlin Friedrich Wilhelms II. Auch die Eltern kamen nach Berlin, zogen aber 1801, als der erste Konsul den Emigranten die Heimkehr erlaubte, nach Frankreich zurück. Unser Dichter, nun zwanzigjährig, wurde Leutnant in einem preußischen Infanterieregiment, und seine Mutter erlebte die Freude, von der Königin Luise ein eigenhändiges Schreiben zu erhalten, das seine Tüchtigkeit warm anerkannte. In einer Gesellschaft gleichstrebender Dichter, die sich zum Bund der „Brüder vom Nordstern" zusammengetan, fand der Jüngling viel Erquickung und Anregung. Über die unreifen poetischen Produkte, die er im Musenalmanach Varnhagens veröffentlichte, hat Chamisso später oft weidlich gelacht. Doch brachten ihm diese Gedichte die Freundschaft zahlreicher Romantiker ein. 1805 zog er ins Feld und nach der Übergabe von Hameln folgte er der dringenden Einladung seiner Eltern nach Frankreich, traf sie aber nicht mehr am Leben und kehrte nach zahlreichen Schwierigkeiten zu seinen Freunden in Berlin zurück. Schwer lag der Druck der Zeit auf ihm. Da er 1808 seinen Abschied erhalten, folgte er einem Ruf nach Frankreich, verkehrte in Paris mit Uhland und dem älteren Schlegel, und dieser verschaffte ihm eine Stelle bei Frau von Staël, der er mit Schlegel nach Coppet folgte. Dort brach in ihm die Überzeugung durch: „Nur im protestantischen Deutschland kann ich gedeihen." Auch entschied er sich für ein Berufsstudium und ließ sich im Oktober 1812 in Berlin, zweiunddreißig Jahre alt, als Student der Medizin einschreiben. Sich ins Leben und Weben der Natur zu vertiefen, war immer seine Lieblingssache gewesen, und eine Freude war es, ihn auf seinen botanischen Streifzügen zu sehen.

Von kräftigem Körper, fest, ausdauernd, war er seinen Begleitern immer voran und sein emsiger Eifer nicht zu ermüden. Sein An- und Aufzug war freilich eben kein Staat. Eine alte schwarze Kurtka und eine verschossene Sommerkleidung aus olivengrünem Zeuge (später noch das Staatskleid eines Südseehäuptlings), eine schwarze Mütze auf dem lockigen Haupt, eine mächtige grüne Kapsel am ledernen Riemen umgehängt, eine kurze Pfeife im Munde, einen schmucklosen Tabaksbeutel irgendwo angehängt, einige Lebensmittel aus der kleinen Tasche der runden Jacke hervorschielend — das war der Aufzug, in welchem er auszog und abends, durch Schweiß und Staub nicht verschönert, oft noch ein kräutergefülltes Taschentuch in der Hand, den geputzten Scharen der Berliner Sonntagswelt entgegentrat.

Sich nun auf einem sichern Weg nach einem guten Ziel zu sehen, stimmte ihn heiter. Das Kriegsjahr 1813 brachte ihm zwar manche Aufregung. Vom Eintritt ins Heer hielten ihn seine Freunde zurück. „Die Zeit hat kein Schwert für mich, nur für mich keins," klagt er, „ich habe ja kein Vaterland mehr oder noch keins."

Und in solcher Stimmung schrieb er auf dem Landgute Cunersdorf, wo ihm die Gastfreundschaft einer edlen Familie ein ruhiges Asyl bereitet hatte, wie

er selbst erzählt, um sich zu zerstreuen und Hitzigs Kinder zu ergötzen. „Peter Schlemihls wundersame Geschichte." Da hatte der Dichter einen guten Einfall, und eben so trefflich verwertete er ihn. Der arme Burich, der dem Teufel gegen ein immerfort Geld spendendes Fortunatussäcklein seinen Schatten verkauft, sich nun bei all seinem Überfluß in beständiger Not und Verlegenheit sieht, von den Menschen wie ein Wundertier angestaunt, gemieden, verhöhnt, von seiner Geliebten plötzlich verlassen, sobald der unvermutet hervorguckende Mond den verdächtigen Mangel offenbart; der sich umsonst anstrengt, von dem schadenfrohen Teufel das leichtsinnig verschachterte kostbare Gut zurückzubekommen; der seinen Glücksbeutel entschlossen fortwirft, aber im Besitz von Meilenstiefeln die Erde durchstreift und Trost findet in Betrachtung und Erforschung der Natur, — dieser klassisch-romantische Pechvogel (denn das bedeutet Schlemihl) sollte des Dichters Namen durch alle Länder tragen. In alle Sprachen wurde das Werk übersetzt, und immer wieder wird es die Phantasie zu Deutungen reizen und Vergnügen schaffen. Wie der Dichter selber den guten Kern, der in seiner Geschichte steckt, nicht lehrhaft enthüllt, so wollen auch wir nicht Worte verschwenden. Der Nachdenkende findet ihn selber, ohne Chamissos Vaterlandslosigkeit zur Erklärung herbeizuziehn.

Der Dichter machte 1815—18 auf dem russischen Schiffe „Rurik" eine Entdeckungsreise mit, die von Kopenhagen aus Brasilien, Chile, Salas y Gomez, Kamtschaka, die Behringsstraße, die Sandwichsinseln und Philippinen berührte und über England und Rußland nach Berlin zurückführte. Nicht bloß „Heu", wie er seine lieben Pflanzen nannte, auch poetische Ausbeute brachte er mit, und hätte er uns nichts als seine großartige Robinsonade in Terzinen „Salas y Gomez" hinterlassen, er verdiente unsterblich zu sein. Im Jahre 1831 durfte er singen:

„Du, meine liebe deutsche Heimat, hast,
Warum ich bat, und mehr noch mir gegeben,
Du ließest freundlich dem gebeugten Gast
Die eigne traute Hütte sich erheben,
Und der bescheidne kleine Raum umfaßt
Ein neuerwachtes, heitres, reiches Leben;
Ich habe nicht zu bitten, noch zu klagen,
Dir nur aus frommem Herzen Dank zu sagen. —"

Dem Heimgekehrten wurde manche Ehre zuteil. Er erhielt den Titel eines Doktors der Philosophie und das Amt eines Adjunkten am botanischen Garten, und im gleichen Jahr reichte ihm Antonie Piaste, die schon als kleines Kind seinen Geschichten und Märchen gelauscht, die Hand zur Ehe, die mit fünf Knaben und zwei Mädchen gesegnet ward. Aus dem Boden solchen häuslichen Glücks sproßten immer schönere launige und ernste Dichtungen auf. Zu manchen Erzählungen lieferte ihm der Buchhändler und später Kriminalrat Eduard Hitzig den Stoff. Oft klopfte Chamisso im Vorbeigehen den im Erdgeschoß wohnenden Freund von seinen Akten hinweg: „Vater Ede, gib Stoff, ich bin abgebrannt!" In Verbindung mit Gustav Schwab gab Chamisso von 1831 an einen Musen-

Adalbert von Chamisso.

(Nach dem Gemälde von Rob. Reinick.)

almanach heraus, der ihn mit manchem strebenden Dichter in Verbindung setzte, so mit Gaudy, Freiligrath, Reinick, Geibel. Nachdem lange weder Chamisso noch die Welt im Ernst an seinen Poetenberuf hatten glauben wollen, wurzelte sich vom Jahr 1829 an, wo seine Erzählung Salas y Gomez erschienen, sein Ruhm immer fester und tiefer ein, und es war dem Dichter die größte Freude, daß er sich auch in den Schulen gehegt und gepflegt sah. Aber von 1831 hinweg zeugte sein gewaltig weitschallender Husten von Brustbeschwerden, denen er schließlich erliegen sollte. Noch studierte der Kenner vieler Zungen die Sprachen der Südsee und schrieb eine Hawaiische Grammatik. Im Mai des Jahres 1837 endete ein Blutsturz das Leben seiner noch jungen Antonie. „Ich trage mit Geduld mein Kreuz, das mir am Ende gerecht und paßlich scheint, und bete: Herr, dein Wille geschehe!" schrieb der Dichter an Schwab, und am 21. August 1838 folgte er seiner Gattin nach. Beide ruhen unter einem Hügel. Franz Dingelstedt sang Chamisso nach:

„Er selbst ein Fels mit scheitelrechten Wänden,
‚Salas y Gomez' ragt er aus der Flut,
Von Wellendrang umbraust an allen Enden.

Doch in dem Steine schlägt ein Herz voll Glut,
Ein Herz, das hält die ganze Welt umschlungen,
Dran, wie an Vaterbrust, die Menschheit ruht.

Wer hat ihr Leid so laut, wie du, gesungen,
Und wer, wie du, gen wild' und zahme Horden
In ihrem Dienst sein Dichterschwert geschwungen?

Ein Fremdling warst du unsrem deutschen Norden,
In Sitt' und Sprache andrer Stämme Sohn,'
Und wer ist heimischer als du ihm worden?

Nun schläfst du in der fremden Erde schon,
Und die den Wandernden nicht konnte wiegen,
Beut ihm ein Grab mit Lorbeer und mit Mohn,
Drauf soll gekreuzt sein Pilgerstecken liegen."

Es wird immer wunderbar bleiben, wie dieser Fremdling aus gallischem Lande einer der besten deutschen Dichter geworden. Zum französischen Erbteil mag die Klarheit und Kürze seines Satzbaus gehören, aber wohl auch die Vorliebe für grelle Stoffe und theatralische Wirkung, die manche seiner poetischen Erzählungen verrät, so „Der Bettler und sein Hund" und „Die Löwenbraut" ꝛc. Und merkwürdig ist, wie dieser Dichter, der in den Geist der deutschen Sprache sich erst einleben mußte, gerade die schwierige Form der Terzine, aus Dantes göttlicher Komödie bekannt, meisterhaft zu verwenden wußte*). Mit besonderem Glück bebaute er das Feld der humoristischen Romanze und Erzählung. „Die tragische Geschichte" (der Zopf, der hängt ihm hinten) ist wie

*) Die Terzine ist eine dreizeilige Strophe mit fünffüßig jambischen Versen und der Reimformel aba, bcb, cdc ꝛc.

Peter Schlemihl von solcher Art, daß man den ernstesten Sinn in den drolligen Vorgang hineinlegen kann, und „Der Czekler Landtag" und „Der rechte Barbier" sind so bekannt, daß wir sie bloß zu nennen brauchen. Und denken wir an zahlreiche Volksfeste der Neuzeit, welche feine Ironie liegt dann in den Versen:

„Der Vater ging auf die Jagd in den Wald;
Ein gutes Wild ersah er sich bald.

Er legte wohl an, er drückte los,
Der Sperling fiel auf das weiche Moos.

Die Brüder luden zu Schlitten den Fang
Und schleiften ihn heim und jubelten lang.

Die Töchter hatten schnell das Feuer geschürt,
Sie rupften und sengten ihn, wie sich's gebührt.

Die Mutter briet und schmort' ihn gleich,
Der Braten war köstlich und schmackhaft und weich.

Geschäftig trugen die Schwestern ihn auf;
Es kamen der fröhlichen Gäste zu Hauf'.

Sie setzten zu Tisch sich und saßen fest
Und taten sich gütlich beim weidlichen Fest.

Sie schmausten den Sperling in guter Ruh'
Und tranken drei Fässer des Bieres dazu."

Christlich deutsche Gemütsinnigkeit und Gedankentiefe hat Dichtungen ins Leben gerufen wie „Mutter, Mutter, unsre Schwalben, sieh doch selber, Mutter, sieh! Junge haben sie bekommen und die Alten füttern sie", ferner „Abdallah", „Die Kreuzschau," „Die Sonne bringt es an den Tag," die schon mehrmals erwähnte Robinsonade „Salas y Gomez" und den durch Schumanns Musik und Paul Thumanns Bilder uns noch näher gebrachten Liederzyklus „Frauenliebe und -Leben". Welchen lieblichen Reigentanz schlingen da die Engel bräutlicher Liebe, der Gattenliebe, der Mutterliebe bis über Tod und Grab hinaus!

Und eine ähnliche herzerquicklich gesunde Tüchtigkeit spricht uns aus den Charakterbildern des „neuen Diogenes" und der „alten Waschfrau" an, des Steinmetzen, der dem Kaiser antwortet:

„Ich brauche nichts; die Hände mein
Genügen noch, mich zu ernähren.
Laß mich behauen meinen Stein
Und deiner Gnade nicht begehren!"

und jener sechsundsiebzigjährigen Witwe, die mit ihrer unbewußten frommen Treue hundert „Philosophien des Unbewußten" und hundert Weltschmerzbewußte vom Schlage Heines aus dem Felde schlägt. Wir scheiden von Chamissos immpathischem Bilde mit seinem Wunsche:

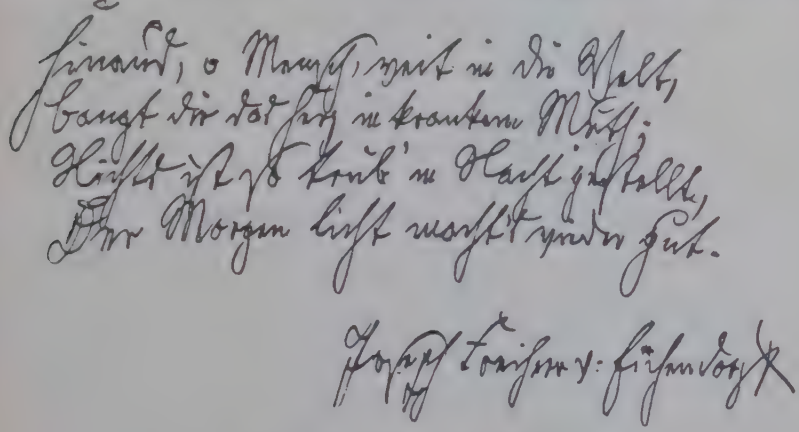
„Und ich, an meinem Abend, wollte,
Ich hätte, diesem Weibe gleich,
Erfüllt, was ich erfüllen sollte
In meinen Grenzen und Bereich;

Ich wollt', ich hätte so gewußt
Am Kelch des Lebens auch zu laben
Und könnt' am Ende gleiche Lust
An meinem Sterbehemde haben."

An Chamisso reihen wir einen Sänger an, dem es gegeben war, die duftigsten Blüten romantischer Lyrik aufsprießen zu lassen:

Joseph Freiherr von Eichendorff. Geboren 1788 auf dem väterlichen Schlosse Lubowitz bei Ratibor in Schlesien, studierte er in Halle und Heidelberg die Rechte; hielt sich dann auf Reisen in Paris und besonders in Wien auf; machte als Offizier bei den freiwilligen Jägern die Feldzüge 1813 bis 1815 mit; wurde Regierungsrat und zuletzt ins Ministerium der geistlichen Angelegenheiten in Berlin berufen. Nachdem er 1840 den Abschied genommen, lebte er auf seinem Gute Lubowitz und starb in Neisse 1857. Auf der Universität Heidelberg war er mit Arnim und Brentano, in Wien mit Fr. Schlegel, in Berlin mit Fouqué in Verbindung gekommen.

In seiner zuweilen etwas einseitigen, aber geistvoll anregenden „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands" stellt Eichendorff als ein für den



Gedicht von Joseph von Eichendorff.
(Nach dem Original in der Königlichen Bibliothek zu Berlin.)

neuern Dichter erstrebenswertes Ziel hin „eine der Schule entwachsene Romantik, welche das verbrauchte mittelalterliche Rüstzeug abgelegt, die katholisierende Spielerei und mystische Überschwenglichkeit vergessen und aus den Trümmern jener Schule nur die religiöse Weltansicht, die geistige Auffassung der Liebe und das innige Verständnis der Natur sich herübergerettet hat". Den letzten Ritter der Romantik hat man Eichendorff genannt und immer wieder singt er von Traum und träumen. Seine Gedichte bewegen sich in einem so engen Stoffkreis, sind auch in den Reimen mitunter so volksliedartig nachlässig hingehaucht, daß das Ganze der Sammlung den Leser ermüdet; aber einige seiner Lieder: „In einem kühlen Grunde," „Durch Feld und Buchenhallen," „Wer hat dich, du schöner Wald," „Wem Gott will rechte Gunst erweisen," „O Täler weit, o Höhen," „Morgengebet" u. a. m. stellen sich in ihrer Art dem Besten zur Seite, was Claudius, Goethe, Uhland, oder irgend einer gesungen hat, und werden er-

schallen, so lange noch eine waldfrohe, wanderlustige, eine unverbildete Jugend singt. Oder sollte ein Lied wie das „Morgengebet" nicht Goethes Nachtliedern ebenbürtig sein:

„O wunderbares, tiefes Schweigen!
Wie einsam ist's noch auf der Welt!
Die Wälder nur sich leise neigen,
Als ging der Herr durchs stille Feld.

Ich fühl' mich recht wie neugeschaffen;
Wo ist die Sorge nun und Not?
Was mich noch gestern wollt' erschlaffen,
Ich schäm' mich des im Morgenrot.

Die Welt mit ihrem Gram und Glücke
Will ich, ein Pilger, frohbereit
Betreten nur wie eine Brücke
Zu dir, Herr, übern Strom der Zeit.

Und buhlt mein Lied, auf Weltgunst lauernd,
Um schnöden Sold der Eitelkeit:
Zerschlag mein Saitenspiel, und schauernd
Schweig ich vor dir in Ewigkeit."

Auch Eichendorffs Lieder auf seines Kindes Tod werden immer wieder bei Gleichgestimmten Anklang finden, z. B.:

„Dort ist so tiefer Schatten,
Du schläfst in guter Ruh.
Es deckt mit grünen Matten
Der liebe Gott dich zu.

Die alten Weiden neigen
Sich auf dein Bett herein.
Die Vöglein in den Zweigen,
Sie singen treu dich ein.

Und wie in goldnen Träumen
Geht linder Frühlingswind
Rings in den stillen Bäumen; —
Schlaf wohl, mein süßes Kind!"

Unter den Novellen Eichendorffs („Das Marmorbild", „Schloß Durande" ꝛc.) lebt die Idylle „Das Leben eines Taugenichts" mit ihrer liebenswürdigen sans-souci-Stimmung in unverwischter Frische fort, während der Roman „Ahnung und Gegenwart" sich nicht aufrecht zu halten vermochte.

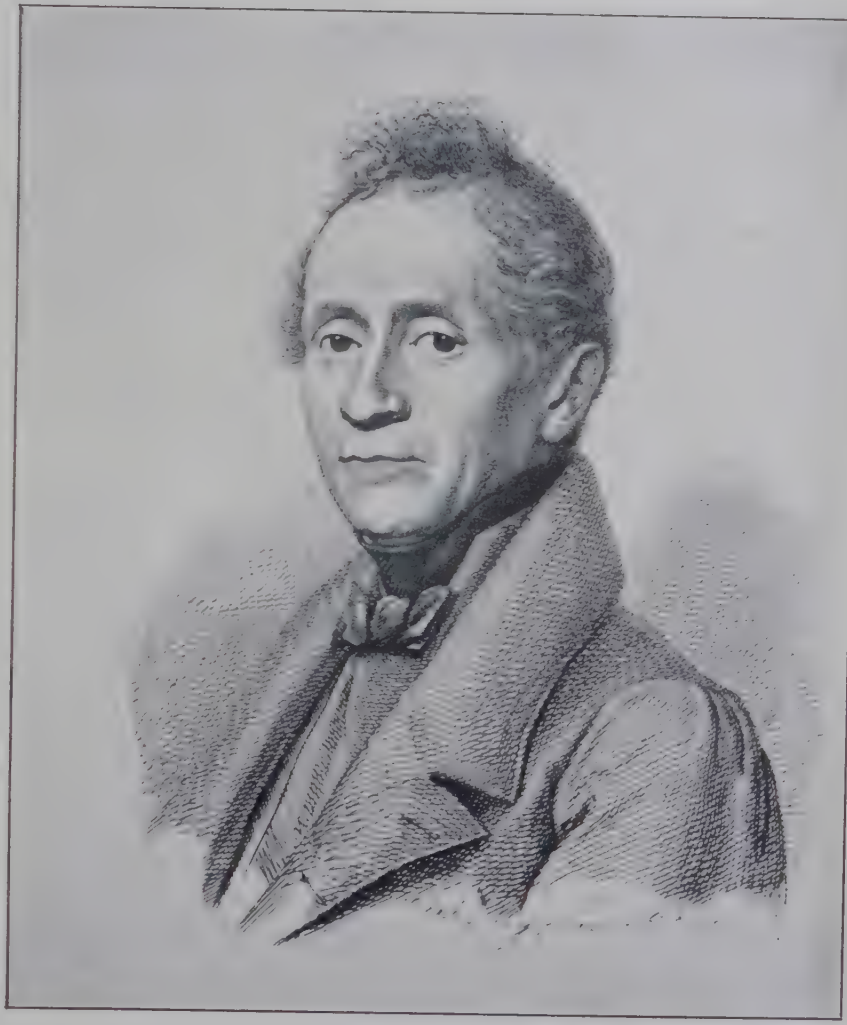
Wollen wir alles beisammen finden, was die Eichendorffschen Dichtungen beseelt, so lauschen wir seinen Strophen „Sehnsucht":

„Es schienen so golden die Sterne,
Am Fenster ich einsam stand
Und hörte aus weiter Ferne
Ein Posthorn im stillen Land.
Das Herz mir im Leib entbrennte;
Da hab' ich mir heimlich gedacht:
Ach, wer da mitreisen könnte
In der prächtigen Sommernacht!

Zwei junge Gesellen gingen
Vorüber am Bergeshang;
Ich hörte im Wandern sie singen
Die stille Gegend entlang:
Von schwindelnden Felsenschlüften,
Wo die Wälder rauschen so sacht,
Von Quellen, die von den Klüften
Sich stürzen in die Waldesnacht.

Sie sangen von Marmorbildern,
Von Gärten, die überm Gestein
In dämmernden Lauben verwildern,
Palästen im Mondenschein,
Wo die Mädchen am Fenster lauschen,
Wann der Lauten Klang erwacht,
Und die Brunnen verschlafen rauschen
In der prächtigen Sommernacht. —"

Als einen Freund des Wanderns und des Waldes sehen wir neben Eichendorff Wilhelm Müller auftauchen, geboren zu Dessau 1797. Wie jener



Joseph von Eichendorff.
(Nach einer Zeichnung und Radierung von E. Eichens.)

zog er 1813 gegen die Franzosen mit ins Feld, wie jener lebt er in Liedern fort, denen Volksweisen oder Tonkünstler wie Schubart Unsterblichkeit liehen; man denke an Melodien wie: „Ich schnitt es gern in alle Rinden ein," „Am Brunnen vor dem Tore." „Ich hört ein Bächlein rauschen" oder das kecke Müllerburschenlied:

„Das Wandern ist des Müllers Lust,
Das Wandern!
Das muß ein schlechter Müller sein,
Dem niemals fiel das Wandern ein,
Das Wandern.

Vom Wasser haben wir's gelernt,
Vom Wasser.
Das hat nicht Rast bei Tag und Nacht,
Ist stets auf Wanderschaft bedacht,
Das Wasser.

Das sehn wir auch den Rädern ab,
Den Rädern!
Die gar nicht gerne stille stehn,
Die sich mein Tag nicht müde drehn,
Die Räder.

Die Steine selbst, so schwer sie sind,
Die Steine!
Sie tanzen mit den muntern Reih'n
Und wollen gar noch schneller sein,
Die Steine.

O Wandern, Wandern, meine Lust,
O Wandern!
Herr Meister und Frau Meisterin,
Laßt mich in Frieden weiter ziehn
Und wandern."

Weiß aber Eichendorff wie mit geheimem Zauber unser Innerstes zu rühren, so schmeicheln sich die Lieder Müllers durch Heiterkeit und Frische ein. Sie geben sich wie improvisiert. Beide dichten gern aus fremden Rollen heraus, so Müller als Müllerbursch. Etwas vom heitern schweifenden Spielmann haben sie beide; Müller nennt sich „einen reisenden Waldhornisten". Gedichte wie „Der Glockenguß zu Breslau" und der Sang von „Vineta" verfügen auch über kraftvollere Töne. Seiner Zeit fand Müller den stärksten Anklang mit seinen „Liedern der Griechen", die der Sympathie für das um seine Freiheit ringende Volk in den zwanziger Jahren einen begeisterten Ausdruck liehen. „Alexander Ypsilanti" und „Der kleine Hydriot" sind noch heute wirksam. Zum herzoglichen Bibliothekar ernannt und glücklich vermählt mit einer Enkelin Basedows, begann der Dichter bald zu kränkeln, und kurz nachdem er noch Gustav Schwab, Uhland, Hauff und Kerner besucht hatte, raffte ihn 1827, acht Tage vor seinem 33. Geburtstag, ein Herzschlag hinweg. Müllers Denkmal in Dessau wurde 1890 aus Marmor errichtet, den die Griechen vom Penthelikon und Taygetos gesandt hatten.

Durch Eichendorff und Chamisso wurde auch die Liederlust des Malers Robert Reinick geweckt, der sich in Berlin, Düsseldorf und Rom zum Künstler ausbildete und sein Leben in glücklicher Häuslichkeit in Dresden beschloß, † 1852. In einem Gedichte betet Reinick:

„O Herr, der du der Quell des Lebens bist,
Du weißt es, was in mir des Lebens ist;
Erleuchte gnädig die Gedanken mir,
Daß ich nicht hege, was da krank in mir,

Und was des Todes wert, das töte ab,
Laß mich es still versenken in ein Grab;
Doch was ein Teil von deinem Ebenbilde,
Laß mich es formen in ein rein Gebilde,
In Worte laß, in Weisen es mich fassen,
Daß ich es kann vor Menschen tönen lassen,
Auf daß die Funken, die mein Herz durchsprühn
In andern zünden und als Flamme glühn,
Daß an der Freudigkeit, die ich gefunden,
Manch Herz zu neuer Frische mag gesunden! —
Du aller Wahrheit, alles Lebens Grund,
Herr, mach mich wahr und freudig und gesund!"

Und wahr und freudig und gesund ist alles, was dieser Dichter dem Volke geboten, und namentlich auch, was er der Jugend geschenkt, und alles ladet ganz wie von selber zum Singen ein:

Robert Reinick.
(Nach einem Kupferstich.)

„Des Sonntags in der Morgenstund',
Wie wandert's sich so schön
Am Rhein, wenn rings in weiter Rund'
Die Morgenglocken gehn!

Ein Schifflein zieht auf blauer Flut,
Da singt's und jubelt's drein;
Du Schifflein, gelt, das fährt sich gut
In all die Lust hinein?

Vom Dorfe hallet Orgelton,
Es tönt ein frommes Lied,
Andächtig dort die Prozession
Aus der Kapelle zieht.

Und ernst in all die Herrlichkeit
Die Burg hernieder schaut
Und spricht von alter, guter Zeit,
Die auf den Fels gebaut.

Das Alles beut der prächt'ge Rhein
An seinem Rebenstrand
Und spiegelt recht im hellsten Schein
Das ganze Vaterland;

Das fromme, treue Vaterland
In seiner vollen Pracht,
Mit Lust und Liedern allerhand
Vom lieben Gott bedacht."

Oder Kinderlieder wie:

„Maiglöckchen tut läuten:
Bim — bam — bam!
Was hat das zu bedeuten?
Frühling ist Bräutigam:
Macht Hochzeit mit der Erde heut
Mit großer Pracht und Festlichkeit.
Wohlauf denn, Nelk' und Tulipan,
Und schwenkt die bunte Hochzeitsfahn'!
Du Ros' und Lilie, schmücket euch!
Brautjungfern sollt ihr werden gleich! ..."

Zu fröhlichem Zeugnis von Reinicks Humor folge noch das Lied von den **Käferknaben:**

„Es waren einmal drei Käferknaben,
Die taten mit Gebrumm-brumm-brumm
In Tau ihr Schnäblein tunken
Und wurden so betrunken,
Als wär's ein Faß mit Rum.

Da haben sie getroffen an
Eine wunderschöne Blum-Blum-Blum,
Da wurden die jungen Käfer
Alle drei verliebte Schäfer
Und flogen um sie herum.

Die Blume, die sie kommen sah,
War g'rade auch nicht dumm-dumm-dumm;
Sie war von schlauem Sinne
Und rief die Base Spinne:
‚Spinn mir ein Netzlein um!'

Die Base Spinn kroch heran
Und macht' die Beine krumm-krumm-krumm;
Sie spann ein Netz so feine
Und setzte sich dareine
Und saß da mäuschenstumm.

Und als die Käfer kommen an
Mit zärtlichem Gesumm-summ-summ,
Sind sie hineingeflogen
Und wurden ausgesogen,
Half ihnen kein Gebrumm.

Das Blümlein aber lachend sprach
Und kümmert sich nicht drum-drum-drum:
So geht's, ihr lieben Käfer,
So geht's, ihr lieben Schäfer
Trotz allem Summ und Brumm!"

Und köstliche Schwänke voll neckischer Schalkheit wußte noch ein anderer Maler und Dichter zu erzählen, **August Kopisch** (1799—1853), bekannt als Entdecker der blauen Grotte unter dem Felsen von Capri. Sind auch „**Die Heinzelmännchen**" aus dem Leben verschwunden, sie spuken in seinem Gedichte fort.

Wie duftige Blüten aus unerschöpflichem Füllhorn flogen die Lieder eines dritten in die Kinder- und Sängerwelt hinaus: wir meinen **August Heinrich Hoffmann von Fallersleben.** Lieder wie „Kuckuck ruft aus dem Wald", „Alle Vögel sind schon da," „Im Walde möcht' ich leben," „So scheiden wir mit Sang und Klang," „Der Kuckuck und der Esel," „Wer hat die schönsten Schäfchen," „Tränen hab' ich viele vergossen," „Des Morgens in der Frühe," „Morgen marschieren wir," „Die Sterne sind erblichen," „Der Sonntag ist gekommen," „Es blüht ein schönes Blümchen" und zahlreiche andere sind alte Bekannte aus früher Kinderzeit. Die Kleinen lernen sie leicht und singen sie gern, die Hoffmannschen Lieder; denn sie passen ihnen gar wohl in den Mund. Sie rauschen wie Bächlein über glatte Kiesel. Fischlein spielen behende darin und Vergißmeinnichte grüßen am Rand. Für das Volk hat Hoffmann gesungen; **den Volkston traf er meisterhaft.**

Unwillkürlich stimmen wir ein, wenn wir's klingen hören: „Treue Liebe bis zum Grabe," oder: „Deutschland, Deutschland über alles."

Die Herzen der Frauen ergreift er mit den Weisen:

„Schön, wies Lied der Nachtigallen,
Schön, wie eines Sternes Licht,
Ist des Kindes süßes Lallen,
Ist sein lächelnd Angesicht.

Aus den blauen Augen schauen
Himmelsfried und sel'ge Ruh,
Heiter wie voll Gottvertrauen
Lächelt es uns allen zu.

So in Reden und Gebärden
Sei auch du den Kindern gleich;
Ihnen gab schon hier auf Erden
Gott der Herr das Himmelreich."

Alle stimmen wir andächtig ein in das Abendlied:

„Abend wird es wieder;
Über Wald und Feld
Säuselt Frieden nieder,
Und es ruht die Welt.
Nur der Bach ergießet
Sich am Felsen dort,
Und er braus't und fließet
Immer, immer fort.

Und kein Abend bringet
Frieden ihm und Ruh,
Keine Glocke klinget
Ihm ein Rastlied zu.
So in deinem Streben
Bist mein Herz auch du;
Gott nur kann dir geben
Wahre Abendruh."

Gerne reihten wir Hoffmann in diese Gesellschaft von Dichtern ein. In der Regel erscheint er — wir möchten beinahe sagen „mitgegangen, mitgefangen, mitgehangen" — an der Seite der politischen Dichter. Und das haben Erzeugnisse verschuldet, die er „Unpolitische Lieder" nannte. „Freilich," meint einer, „war es unpolitisch, solche politische Lieder in Druck zu geben." Sie erschienen 1840 und 1844 und waren für Hoffmanns Lebensgang von bedeutsamen Folgen.

A. H. Hoffmann von Fallersleben.
(Nach einer Lithographie von A. Lill.)

Der Dichter war 1798 zu Fallersleben im Lüneburgischen geboren und wurde, nachdem er in Bonn altdeutsche Sprachen studiert und auf langen Wanderungen Volkslieder gesammelt, 1823 in Breslau Bibliothekar an der Universität und nach sieben weiteren Jahren Professor der deutschen Literatur. Seine „unpolitischen Lieder" sagten aber der Regierung so wenig zu, daß er 1842 seiner Professur entsetzt, ohne Pension entlassen und aus Preußen ausgewiesen wurde. Nach langen Kreuz- und Querzügen, wobei er oft rauschend gefeiert ward, durfte er 1848 zurückkehren, bekam ein Wartegeld als Pension, vermählte sich — einundfünfzigjährig — mit seiner Nichte und wohnte am Rhein und in Weimar, bis ihn der Herzog von Ratibor zu seinem Bibliothekar in der Abtei Corvey an der Weser ernannte und ihm damit eine behagliche Muße ver-

Hoffmann von Fallersleben.

Hoffmann von Fallersleben.

(Nach dem Gemälde von Ernst Henseler.)

Aus dem Werke: Das XIX. Jahrhundert in Bildnissen: Berlin, Photographische Gesellschaft.

schaffte. Nachdem Hoffmann 1874 gestorben, sang ihm ein befreundeter Dichter ins Grab:

„Aus deinen Händen
Sank des Liedes Feldherrnstab!
Unsre letzten Grüße senden
Trauernd wir dem Dichtergrab.
Aber dann — wie Donner hall' es,
Steig empor zum Sternenzelt:
Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles auf der Welt!"

Den Genannten reiht sich ein Größerer an: Friedrich Rückert. Auch er schrieb köstliche Kinderlieder und Kindermärchen. Er wurde als Sohn eines Advokaten und Oberamtmanns am 16. Mai 1788 in Schweinfurt geboren, dessen Namen er in den Verslein besingt:

„Über deiner Rathaus-Einfuhrt
Steht gehaun in Stein
Das Geschöpf, von dem du Schweinfurt
Sollst benamet sein.

Kann man eine Stadt erbauen,
Um den Namen dann
Ihr zu geben, den mit Grauen
Man nur singen kann?

Hättest Mainfurt, hättest Weinfurt,
Weil du führest Wein,
Heißen können, aber Schweinfurt,
Schweinfurt sollt' es sein!

Doch die Schuld nicht des Erbauers
Brachte dir die Schand',
Ach! nur eines Steinbildhauers
Ungeschickte Hand."

Rückert verlebte seine Jugend in der anmutigen Gegend von Oberlauringen, einem Dorf, zu dessen Einwohnern 150 Juden gehörten. Ansprechend ist, was der Knabe auf einem Besuch in Schweinfurt erlebte. Staunend betrachtete er zuerst das Wahrzeichen der Stadt, das in ein Schwein verwandelte Lamm, dann schlenderte er nach dem Mühlentor, um dort die steinerne Eule zu sehen. Seine Mutter hatte ihm nämlich erzählt, daß, wenn man sie frage: Was machst du, Eule? sie darauf „nichts" antworte; erwartungsvoll trat er vor sie hin und fragte: „Was machst du, Eule?" und wunderte sich, als sie ihm wirklich nichts antwortete. Nun suchte er die Mühlen vor dem Tor; aber er sah keine. Ein Soldat sagte auf sein Befragen: „Die sind am Brückentor." „So solltet ihr doch lieber jenes Tor Mühlentor heißen." Worauf der Soldat: „Wie ginge denn das! Wenn man jenes Tor auch Mühlentor nennen wollte, hätte es ja zwei Namen, und dieses gar keinen." So weit war alles in Frieden. Als er aber nach seiner Gewohnheit auf die Holunderbäume kletterte, die vor dem Tore standen, da kamen die sieben Stadtsoldaten heran, kehrten ihre Spieße gegen ihn und wollten ihn arretieren. Wie ein Engel vom Himmel erschien ihm der herzugerufene Wachtmeister, der „Schnurrengeneral Pax", der ihn von Lauringen her kannte; er sagte seinen Leuten, der wisse es ja nicht besser, er habe keinen Stadtverstand; aber Friedrich hatte genug, er eilte nach Hause und fand nun das Leben auf seinem Dorfe noch einmal so fröhlich.

Das Studium der Rechte auf der Universität Würzburg vertauschte Rückert bald mit dem der Sprache, das er mit außerordentlichem Erfolge betrieb.

„Mir lebt jede Sprache, die Menschen schreiben," konnte er später sagen. Ein Jahr hindurch (1811) wirkte er in Jena als Privatdozent, 1815—17 in Stuttgart als Leiter des Cottaschen „Morgenblattes". 1814 erschienen seine deutschen „Gedichte von Freimund Reimar", 1817 sein „Kranz der Zeit". Dann ging er auf Reisen nach der Schweiz und nach Rom und lebte in Wien in Verbindung mit dem berühmten Orientalisten von Hammer-Purgstall ausschließlich dem Studium morgenländischer Sprachen und Literaturen. Er setzte seine Tätigkeit fort in Koburg und verlobte sich mit Luise Wiethaus, der die Lieder seines „Liebesfrühlings" gelten, wurde 1826 als Professor nach Erlangen und 1841 nach Berlin berufen, verlebte aber den Rest seiner Jahre, vom Frühling 1848 hinweg, auf seinem Gütchen Neuseß bei Koburg, das er gar anmutig besang.

„Neuer Sitz am alten Koburg,
Mir im Herbst ein neuer Lenz,
Meine kleine Freuden-Frohburg,
Ehrensitz und Residenz,
Dessen Schatten ein Vertrauter
Meiner Einsamkeiten sprießt,
Wo die Lauter hell und lauter
Meinem Zaun vorüberfließt."

Auf einem von ihm selber angelegten Garten mit kleinem Weinberg und Schweizerhäuschen, dem Goldberg, weilte der Dichter täglich ein paar Stunden. Es war eine Freude, den Siebziger mit den scharfen Zügen, der freien, hohen Stirn, den tiefsinnig und wohlwollend leuchtenden Augen, den langen, gescheitelten, silbernen Locken, mit rüstigem Schritt auf seinen lieben Berg wandern zu sehen. Unterwegs berührte er oft wie liebkosend bald diesen, bald jenen Strauch oder Baum. Sie kennen mich alle, sagte er, und wissen, daß der Alte sie vielleicht zum letztenmal gestreichelt hat. Als Rückerts Gattin gestorben und seine fünf Söhne und eine Tochter einen eigenen Hausstand gegründet hatten, hielt seine Älteste, Marie, treulich und traulich bei ihm aus, bis er am 31. Januar 1866 starb.

Rückert glänzt vor allem als Virtuose der Form. Mit spielender Meisterschaft und meisterhaftem Spiel verdeutschte er die arabischen Eulenspiegeleien in den „Verwandlungen des Abu Seid von Serug oder Makamen des Hariri" (1826), das Epos „Rostem und Suhrab" aus dem Heldenbuche des persischen Dichters Firdusi (1838), aus dem Indischen die zarte Liebesgeschichte „Nal und Damajanti", welche die unter allen Mühsalen und Leiden geduldig ausharrende, ja unter Schwierigkeiten wachsende Gattentreue verherrlicht (1828), auch das chinesische Liederbuch „Schi-King".

Mit welcher fischähnlich spielenden Beweglichkeit und Erregtheit sich Rückerts Talent im Sprachelemente tummelt, zeige ein Abschnitt aus den Makamen, Der Schulmeister von Hims:

„Hareth Ben Hemmam erzählt: Mich zog ein Verlangen bergauf und talab — nach Halab, — und ich war damals munter und aufgeräumt, wohlgesattelt und aufgezäumt. — Rasch, wie ein Vogel auf seinem Gefieder: so ließ

ich in den Lustgärten dort mich nieder, — in der Mitte von Wonnen und Freuden, — Bronnen und Gebäuden, und begann die Tage zu vergeuden, um meinen Wunsch zu letzen — und meinen Durst zu netzen. — Als des Herzens Begierde nun nachließ, — und der Sturmwind des Genusses gemach blies, — schwang nach kurzer Rast — auf dem grünen Ast — der ungeduldige Rabe des Zuges — sich auf zur Lust des Weiterfluges, und ich schritt mit Tagesanbruch zum Aufbruch, — zum Abzug mit gutem Anzug und Aufzug. — Ich war vom Übermut versucht, mein Wanderschiff zu steuern in die Bucht — von Hims, das berühmt ist durch die Zucht — von Torheitsgewächs und Narrheitsfrucht. — Als ich nun abgestiegen vor ihren Toren — und mich umsah nach einer Probe von ihren Toren, — erblickte ich nebenaus auf einer Grüne — aufgeschlagen eine Lehrbühne — von einem Scheich, der, zu schließen nach seinen Schläfen, — über den Schaum hinaus war gelangt zu den Hefen, — umgeben von einem Rudel Knaben, — durcheinander wie Tauben und Raben, wie kleine und große Buchstaben. — Ich nahte mich und führte im Schilde nichts Schlimm's, als nur die Absicht, zu erforschen die Weisheit von Hims. — Er aber war keiner von den Gastverhöhnern und erwiderte meinen Gruß mit einem schönern, — hieß mich niedersitzen in Mitte der Heerrunde — und fuhr mit Würde fort in der Lehrstunde, — indem er deutete mit dem schwanken Stäbchen — nach einem schlanken Knäbchen, rufend: „Du Rehkälbchen! — Du Seeschwälbchen! — Auf und zeige mir Glied für Glied — zwischen G und Ch den Unterschied!" . . .

In ähnlichen Verskünsten, mitunter Künsteleien, läßt Rückert mit Vorliebe auch seine eigensten Musenkinder sich ergehn, z. B. wenn er singt:

„Seinen Traum
Lind wob
Frühling kaum,
Wind schnob,
Seht, wie ist der Blütentraum verweht!

Wie der Hauch
Kalt weht,
Wie der Strauch
Alt steht,
Der so jung gewesen ist vorher!"

Oder wenn er über das „Über" philosophiert (in der „Weisheit des Brahmanen"):

„Ich lehre dich, mein Sohn! Nie übe das, was über
Das Maß ist, überall vom Übel ist das Über.
Ich überliefr' es dir, wie's mir ist übermacht:
Nicht gut ist Überfluß, nicht gut ist Übermacht,
Und hast du's überdacht, wie oft die Übermacht
Und Überpracht der Welt vergangen über Nacht?
Und wie den Überfluß Übergenuß verschlingt
Und wie der Überdruß aus Überfluß entspringt?
Wie Drang zu Überdrang, Schwung wird zu Überschwang
Und schnell zum Bösen ist des Besten Übergang?
Leicht stumpf wird Übersein, leicht töricht überklug,
Weil stets ein Gegenteil ins andre überschlug.
Schön sei nicht überschön und hold nicht überhold;
Denn Übergoldung ist im Wert nicht über Gold.
Um wirklich gut zu sein, sei selbst nicht übergut;
Und wenn der Mut ist dein, sei er nicht Übermut.

Denn jeder Trieb verdirbt, wenn er wird übertrieben;
Auch überschätzen sollst du nichts noch überlieben.
Bei Überlegung nur kannst du was überlegen;
Denn Überlegenheit, sie kommt vom Überlegen.
Die Überlegung doch ist unnütz auch; — worüber?
Mein Söhnchen, über das, was einmal ist vorüber."

Die Gabe, große Dichtungen zu schaffen, war Rückert versagt; aber die Menge seiner kleinen ist groß. Wie alles, was König Midas berührte, zu Gold wurde Rückert jedes Erlebnis zu Versen. Manches blieb freilich trockene Prosa. „Die Flut der Poesie wirft an den Strand viel bunte Steinchen, Kies und Sand, darunter echte Perlen liegen," sagte er und später einmal:

„Meine kleinen Gedichte
Kommen wie kleine Blumen mir vor,
Lauter winzige Wichte,
Aber zusammen doch ein Flor,
Und hervor aus dem Chor
Blicken Vergißmeinnichte."

Die Mannigfaltigkeit der Stoffe unseres Dichters zeichnete Mises mit dem Gleichnis: „Mir kommt Rückert vor wie eine Art orientalischer Palast aus ‚Tausend und eine Nacht', alles darin schön geordnet, geschnitzt, getäfelt, blitzend von Gold und Kristall, gekühlt von Weinranken und Springquellen, erhitzt und durchduftet von brennendem Gewürz und von Rosen. Nachtigallen, verzauberte Prinzen, Perlen, Edelsteine, Blumen, alles spricht: prächtige, goldene Sprüche stehen an den Wänden, bloß Menschen sprechen nicht darin; aber die würden auch nicht hineinpassen mit ihrer armen kranken zerrissenen Seele. Angebaut ist aber an diesen Palast eine kleine Hütte, worin Rückert selbst wohnt, und daran ein Garten mit heiterm Grün und einer verständig lispelnden Quelle."

Die große Zeit der Freiheitskriege lebt in seinen patriotischen Poesien fort, die freilich nicht früh genug erschienen, um noch wirksam eingreifen zu können, so die blanken Frontreihen seiner „Geharnischten Sonette" (1814) und „Kranz der Zeit" (1817). Darunter „Der alte Barbarossa" und „Die Gräber zu Ottensen", wie das markige Lied auf die Schlacht bei Leipzig.

„Kann denn kein Lied
Krachen mit Macht,
So laut, wie die Schlacht
Hat gekracht um Leipzigs Gebiet? . . ."

Echteste Perlen Rückertscher Lyrik sind: „Aus der Jugendzeit," „Des fremden Kindes heilger Christ," „Ich stand auf Bergeshalde," „Fahr wohl, du goldne Sonne," „Dem Wandersmann gehört die Welt." Seinem „Liebesfrühling" widmete Rückert in fünf Sträußen beinahe dreihundert Gedichte. Das ist des Guten etwas zu viel. Franz Grillparzer hat gemeint: „Von den sämtlichen Gedichten Rückerts werden die sieben mageren die sieben fetten fressen.

und nichts wird übrig bleiben." Das ist nicht eingetroffen. Denn Gedichte fressen sich nicht. Und unter viel tändelndem Gesäusel im Liebesfrühling schlägt etwa plötzlich ein Laut auf, der wie von selber das Innerste faßt, so:

„Wie sich Schatten dehnen
Vom Gebirg zur See,
Fühlt das Herz ein Sehnen
Und ein tiefes Weh.

Wie die Möven fliegen,
Fluten uferwärts,
Möcht' ich nun mich schmiegen
An ein treues Herz.

Froh im Morgenschimmer
Zieht ein Wandrer aus;
Aber abends immer
Möcht er sein zu Haus."

Der Schmerz über den raschen Tod zweier Kinder hat Rückert seine tröstlichen „Kindertotenlieder" entlockt, denen es nicht an christlich gläubiger Ergebung fehlt.

Unsern Kleinen hat er, ein echter Hausdichter, seine köstlichen „Fünf Märlein" erzählt: „Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt." „Vom Büblein, das überall hat mitgenommen sein wollen," „Vom Männlein in der Gans" ꝛc. und wie neckisch erscheint er, wo er ihnen Elfenrätsel vorführt!

Unübersehbar geradezu ist der Reichtum der Spruchweisheit Rückerts vom kleinen Zwei- oder Vierzeiler weg (Angereihte Perlen) bis zu den originellen Alexandrinern der „Weisheit des Brahmanen", die einen ganzen Folianten füllen (1836—39), eine moderne Schwester von „Freidanks Bescheidenheit" (siehe Seite 167).

Geht auch durch zahlreiche Poesien Rückerts ein gewisser pantheistischer Zug, so finden sich doch in seinen Schriften Zeugnisse genug, die ihn mit der christlichen Weltanschauung verknüpfen. Hat er sich doch mit seinem schönen Adventslied: „Dein König kommt in niedern Hüllen" sogar in unsern Kirchengesangbüchern sein Plätzlein erobert. Sein „Bethlehem und Golgatha" schließt mit der Strophe:

„O Herz, was hilft es, daß du kniest
An seiner Wieg' im fernen Land,
Was hilft es, daß du staunend siehst
Das Grab, aus dem er längst erstand?

Daß er in dir geboren werde,
Und daß du sterbest dieser Erde
Und lebest ihm, nur dieses ja
Ist Bethlehem und Golgatha."

Ein weniger bekanntes, „Ostern" betitelt, enthält das Bekenntnis:

„Es ward von einem Osterlamme
Getan für alle Welt genug,
Das blutend an dem Kreuzesstamme
Die Schuld der ganzen Herde trug.

Der Baum des Lebens, fluchbeladen,
Stand abgestorben, dürr und tot:
Des Lammes Blut ihn mußte baden;
Nun wird er blühen rosenrot."

An anderer Stelle sprach Rückert einmal das schöne Wort: „Am Kreuzesholz zerscheiterte der Erde Stolz." Es ist ihm ferner zweifellos gewiß, daß das Christentum sich die ganze Welt erobern wird. Er kennt den großen Vorzug der Schrift vor allen andern Religionsbüchern. Das Wort des Evangeliums ist ihm „ein Same, der gedeiht auf jeder Trift". Er rühmt es, daß es sich leicht in jedes Volkes Sprache übertragen lasse. „Des Korans Redeschmuck geht rettungs-

los verloren, der Bibel Einfalt wird dadurch nur neu geboren. Der Perser selber, der in seinem Sprachvorrat so viel Arabisches, so wenig Eignes hat, kann eh'r in seiner Sprach' ein Vaterunser beten, als eine Sure des arabischen Propheten." Die Evangelien übersetzte Rückert in seine lieben Alexandriner. Des Dichters Ehrfurcht vor der Heiligen Schrift leuchtet auch aus jener Erzählung von einem alten Herrn heraus, der an langen Winterabenden von seinem Diener sich die Bibel vorlesen läßt, ihn aber mit einem Stift bewaffnet, alles auszustreichen, was für seinen Verstand zu hoch und zu kraus ist. „Verstehst du's Hans?" Nein, Herr! „Ich auch nicht, Hans. Streich's aus!" Wie aber die Lektüre im nächsten Jahr von vorne beginnt, da ist auch vieles von dem dunkel geworden, was der Stift noch verschonte. „Verstehst du's, Hans?" Nein Herr. „Ich auch nicht, Hans. Streich's aus! Da ward im dritten Jahr ein einz'ger Strich daraus. „Was lehrt uns dieser Strich? Daß man in Schriften heilig nichts Unverstandenes ausstreichen soll voreilig."

Und besser als andere wußte Rückert, daß weder der Humanitätsgedanke, noch Kunst und Wissenschaft den Glauben ersetzen und das Herz heilen können. „Wie eines Königs Prachtgewand Mit Gold und Purpurdecken Nicht heilen kann den Wundenbrand, Was hilft's, ihn zu verstecken? So kann auch Kunst und Wissenschaft Dem Menschen nicht erteilen Den Balsam, der allein hat Kraft, Das kranke Herz zu heilen".

Wenn der Glaube stürzt, sagte er, so wird es dem Aberglauben zugute kommen, und bekannte:

„Gern will ich, ein gemeiner Christ,
Gezählt sein zu den andern,
Mit denen mir's beschieden ist,
Den Weg zum Grab zu wandern."

Da Rückert so zahlreiche Sonette gedichtet, so schließe dieser Abschnitt mit dem schönen Gleichnis:

„Der Himmel ist, in Gottes Hand gehalten,
Ein großer Brief auf azurblauem Grunde,
Der seine Farbe hielt bis diese Stunde
Und bis an der Welt Ende sie wird halten.

In diesem großen Briefe ist enthalten
Geheimnisvolle Schrift aus Gottes Munde.
Allein die Sonne ist darauf das runde
Glanzsiegel, das den Brief nicht läßt entfalten.

Wenn nun die Nacht das Siegel nimmt vom Briefe,
Dann liest das Auge dort in tausend Zügen
Nichts, als nur eine große Hieroglyphe:

Gott ist die Lieb', und Liebe kann nicht lügen!
Nichts als dies Wort, doch das von solcher Tiefe,
Daß kein Verstand kann der Auslegung gnügen."

Ein Meister der Form („ein rastlos treuer Priester der Kamönen; er deutete mit jeder leisen Wendung, ein Fackelträger, nach dem Reich des Schönen") war auch August Graf von Platen, geboren 1796 zu Ansbach, Leutnant

im Feldzug von 1815, dann sprachlicher Studien beflissen, von 1826 an meist in Italien und gestorben 1835 zu Syrakus.

Wie Rückert pflegte er gern die orientalische Form der Ghaselen, die italienische der Sonette und Stanzen. Erging sich aber Rückert mit Vorliebe in den Künsten des Reims, so erneuerte Platen nach dem Vorbilde Klopstocks die des altgriechischen Rhythmus.

„Das wollen wir Platen nicht vergessen,
Daß wir in seiner Schule gesessen,"

rühmte Geibel, den man einen König des Wohllauts genannt hat.

Zeigt Rückerts Poesie durchwegs etwas Beschauliches, Erbauliches, Inniges, Sinniges, so stößt uns der unglückliche Platen durch sein trostlos verbissenes, zerrissenes Wesen ab. Sagte Rückert:

„Es reut mich jeder Liedeston,
Der aufs verworrene Getriebe
Der Zeit sich wandt' und nicht auf Liebe.
Die Liebe ist der Dichtung Stern,
Die Liebe ist des Lebens Kern;
Und wer die Lieb' hat ausgesungen,
Der hat die Ewigkeit errungen," —

so urteilte Goethe von Platen zwar scharf, aber leider im Grunde zutreffend: „Ihm fehlt die Liebe. Er liebt so wenig seine Leser und Mitpoeten, als sich selber, und so kommt man in den Fall, auch auf ihn den Spruch des Apostels anzuwenden: „Und wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle . . ." und so wird er auch nie so wirken, als er hätte müssen". Platen gehörte zu jenen Unglücksnaturen, die nur von der Kunst, für die Kunst, in der Kunst zu leben streben und den Dornen und Disteln der Berufsarbeit entgehen wollen. Rief er doch aus:

„Keiner gehe, wenn er einen Lorbeer tragen will davon,
Morgens zur Kanzlei mit Akten, abends auf den Helikon.
Dem ergibt die Kunst sich völlig, der sich völlig ihr ergibt,
Der die Freiheit heißer, als er Not und Hunger fürchtet, liebt."

Aber sechs Arbeitstage zählt die Woche, und bloß einen Sonntag, und keiner mißachtet dies ungestraft. Ein brennender Ehrgeiz verzehrte ihn. Vom Beifall lebt eine Platennatur, und der Beifall fand sich nicht nach Wunsch, und weil ihm die Lorbeeren in Deutschland nicht üppig genug entgegengrünten, suchte er sie auf dem Boden Italiens.

Der Dichter gestand:

„Es hat das Herz sich nie zurecht gefunden
In dieses Lebens ird'schen Paradiesen. —
Und frühe fühlt ich in verlass'nen Stunden
Mich auf mein eignes, dunkles Selbst verwiesen,
Und früh begann ein unaussprechlich Sehnen,
Die Brust durch Seufzer mächtig auszudehnen."

In gleichem Maß, wie seine Verbitterung gegen sein Vaterland, wuchs sein Selbstbewußtsein. Wo Platen Freundschaft und Liebe besang und wo er von seinen Verdiensten sprach, da verließ ihn sein guter Geschmack. Mag das Sonett, das er als seine Grabschrift gedichtet, noch so viel Wahrheit enthalten, es bleibt doch bedauerlich, daß er's nicht einem andern zu schreiben überlassen. Es lautet:

„Ich war ein Dichter und empfand die Schläge
Der bösen Zeit, in welcher ich entsprossen;
Doch schon als Jüngling hab' ich Ruhm genossen,
Und auf die Sprache drückt' ich mein Gepräge.

Die Kunst zu lernen war ich nie zu träge;
Drum hab' ich neue Bahnen aufgeschlossen,
In Reim und Rhythmen meinen Geist ergossen,
Die dauernd sind, wofern ich recht erwäge.

Gesänge formt' ich aus verschied'nen Stoffen,
Lustspiele sind und Märchen mir gelungen,
In einem Stil, den keiner übertroffen,

Der ich der Ode zweiten Preis errungen
Und im Sonett des Lebens Schmerz und Hoffen
Und diesen Vers für meine Gruft gesungen."

Als des Dichters Dramen, die kleinen Stücke: „Der gläserne Pantoffel" „Der Schatz des Rampsinit" u. a. nicht den gewünschten Erfolg errangen, geißelte er in zwei witzreichen Literaturkomödien die Verlotterung der Bühne, die von den Schicksalsdramen und dem seichten Raupach beherrscht wurde. Gegen wen „Die verhängnisvolle Gabel" gerichtet war, deutet der Titel genugsam an. Das zweite Stück, „Der romantische Ödipus," wettert wider die Romantiker. Der aus Berlin verbannte Verstand kommt nach der Lüneburgerheide. Dort trifft er „das Publikum", einen modisch aufgestutzten Jüngling, bartlos und in neuestem Frack; noch gestern hat er sich im „Leuchtturm" die Hände wund geklatscht. Der Chor der Heidschnucken verweist nun beide an den dort lebenden Romantiker, und dieser gibt dem Publikum sein neuestes Stück zum besten, den romantisch verbesserten „Ödipus" des Sophokles. Das Stück beginnt in der Wochenstube der Jokaste und schließt mit dem Tode des greisen Ödipus. Die Pest in Theben ist entstanden, weil so viele deutsche Dichter zusammengekommen mit ihren Trauerspielen und Tabakspfeifen. Der Romantiker behauptet, sein Stück sei eine wesentliche Verbesserung des Sophokles; denn diesem fehle:

„Der Nebenbeipersonen reiches Übermaß —
Freischützkaskadenfeuerwerkmaschinerie."

Zuletzt ergeht sich natürlich der Verstand in eine donnernde Strafrede gegen den armen Romantiker, und selbst das „Publikum" sieht dessen Erbärmlichkeit ein. — Es erging Platen mit seinen Lustspielen wie der Biene, die ihre Kraft zum Stechen verschwendet hat.

Friedrich Rückert.

(Nach einer Federzeichnung von J. Schnorr von Carolsfeld, Rom 1818.)

Seine Lyrik ist meistens — es ist eben doch so — marmorschön und marmorkalt. Neben seinem orientalischen Märchen „Die Abbasiden" und einigen seiner formschönen Sonetten werden namentlich die besten seiner Balladen unvergessen bleiben, so „Der Pilgrim von San Just," wo der Gegensatz zwischen Weltherrschermacht und mönchischer Entsagung, und „Das Grab im Busento", wo der zwischen Heldentum und frühem Tod prächtig herausgearbeitet ist.

In den Spuren der morgenländischen Dichtungen Goethes, Rückerts und Platens wandelte mit seinen „Liedern des Mirza Schaffy" Friedrich Bodenstedt (1819 bis 1892), der zwar zum Kreise der Münchener zählt, den wir aber passender hier anreihen. An die Ghaselenform dieser Gedichte mit ihren neckisch spielenden Reimen mag etwa das folgende Beispiel erinnern:

„Höre, was der Volksmund spricht:
Wer die Wahrheit liebt, der muß
Schon sein Pferd am Zügel haben,
Wer die Wahrheit denkt, der muß
Schon den Fuß im Bügel haben,
Wer die Wahrheit spricht, der muß
Statt der Arme Flügel haben!
Und doch spricht Mirza-Schaffy:
Wer da lügt, muß Prügel haben."

Friedrich Bodenstedt.

Friedrich von Bodenstedt.
(Nach einer Photographie.)

Das Bändchen mit seiner leichten und seichten Ware zum Preise von Liebe und Wein und scharfen Ausfällen gegen Heuchelei und Aberglauben in mohammedanischem Kostüm fand mit seinen vielen Auflagen einen Absatz den, Bodenstedts übrige Dichtungen nicht mehr erreichten. Auch von ihnen bewegten sich die meisten

in der Welt des Ostens, die der Dichter einige Jahre mit eigenen Augen betrachtet hatte.

Als Platen von Italien aus in seinem „romantischen Ödipus" die Romantiker bekämpfte, stellte er als deren Vertreter einen Dichter hin, der, im gleichen Jahr mit ihm geboren, zu ihm einen starken Gegensatz bildete: Karl Leberecht Immermann (1796–1840). Nimmermann nannte er ihn und fuhr ihn an:

„Gesalbt zum Stellvertreter hab' ich dich
Der ganzen tollen Dichterlingsgenossenschaft,
Die auf dem Hackbrett Fieberträume phantasiert
Und unsre deutsche Heldensprache ganz entweiht."

Errangen auch von Immermanns zahlreichen Werken nur die letzten einen vollen Erfolg, so tat Platen dem Gegner doch Unrecht, wenn er ihn mit den Werner, Müllner, Raupach und Genossen in einen Topf zusammenwarf. Er kannte die meisten von Immermanns Werken gar nicht und mußte seinen Leichtsinn auch büßen.

Geboren in Magdeburg und streng erzogen, studierte Immermann die Rechte, zog 1815 als Freiwilliger ins Feld, wurde Landesgerichtsrat in Düsseldorf, leitete das dortige Theater und starb kurze Zeit, nachdem er seinen Hausstand gegründet, an einem Schlaganfall.

Immermann war nicht Nimmermann sondern immer Mann. „Sein gerader Sinn suchte überall rücksichtslos das Wahre, das Natürliche, und wo er etwas Unechtes und Gemachtes in einer Persönlichkeit oder Zeiterscheinung fand, da verwarf er sie sogleich im Ganzen und Großen.

Fehlte es ihm zur höchsten Wirkung am Zarten, Milden, Süßen, an dem weiblichen Elemente, oder war dies doch wenigstens bei ihm zurückgedrängt von seinem durchaus männlichen Geiste, seinem scharfen Verstande, seinem ehernen Willen, so war es bei seiner Abgeschlossenheit von dem, was das Publikum bewegte und erregte, kein Wunder, daß dieses ihn mit Verkennung strafte."

Wir nennen von seinen frühern Dramen bloß Andreas Hofer ein farbenprächtiges Bild des Tiroleraufstandes.

Seine tiefsinnigste Dichtung ist Merlin (1832). Sie behandelt in dramatischer Form ein Stück der britischen Artussage. Satan ärgert sich, daß durch die Geburt des Sohnes Gottes die Menschen immer mehr seinem weltlichen Genußreich entzogen werden.

„Daß uns nichts bleibt als nachzuäffen!
Er hat das Erfinden, er hat das Treffen!
Doch was ihm gelang, kann auch uns gelingen.
Wir wollen uns, wie er, verjüngen.
Wir wollen uns gleichfalls zeugen den Erben,
Der Mensch ist nur durch den Menschen zu werben."

Merlin ist das Sinnbild des Guten und Bösen im Menschen, der Sohn des Satans und einer reinen Jungfrau. Als solcher hat er von seinem Vater

das hohe Wissen, die große Macht, aber von der Mutter, die ihn hat taufen lassen, doch auch Sinn für das Christentum; auf das Verlangen seines Vaters, die christliche Kirche zu stürzen, geht er nicht ein, aber sie weltförmiger, freier, lustiger zu gestalten, dazu fühlt er sich getrieben.

Er will den König Artus und seine Paladine, die weltlichen Ritter, Damen und Troubadoure, zum Gral — also zu allem Heile des Christentums führen, aber von ihnen Sinnesänderung zu fordern, fällt ihm nicht ein. Er stellt sich ihnen dar als den von Christo verheißenen Tröster. Aber es mißlingt, er läßt sich von einer eitlen Dame, Ninianne, fesseln; denn das halbe Christentum hat keine Kraft, die Welt zu überwinden. Artus und seine Paladine gelangen auch nicht zum Gral; sie verschmachten in der Wüste. Als nun Satan zu seinem in elenden Fesseln in der Weißdornhecke liegenden Sohne tritt und ihm Freiheit verheißt, wenn er Gott ganz entsagen und ihm entschieden gegen Christtum dienen wolle, antwortet er mit einem unbedingten Nein, und sein letztes Wort bleibt: **Geheiliget werde dein Name!**

Das heißt denn doch, urteilt K. Barthel, daß das von Christo gegründete Reich Gottes dennoch kommen werde trotz alles Widerstrebens der Welt und des Halbchristentums. Wir finden in diesem Gedichte wie in so vielen andern einen Beweis für die Wahrheit, daß mancher in seinen besten Werken, wo es sich um göttliche Dinge handelt, unwillkürlich mehr sagt, als er selbst gewußt hat.

Ein köstlich ansprechendes Scherz-Epos gab Immermann in seinem *Tulifäntchen*. Als letzter Sprößling des einst so berühmten Geschlechts der Tulifanten wird ein sechszölliges Zwerglein geboren. Der arme Vater klagt; aber tröstend erscheint ihm die Fee Libella und spricht:

„Jetzo ist die Zeit der Kleinen,
Große Taten kleiner Leute,
Taten in verjüngtem Maßstab
Will die Welt, noch einmal sag' ich:
Freut euch dieses winz'gen Helden."

Die große Tat des kleinen Helden besteht nun darin, daß er vermittelst eines Stückchens Zucker und seiner Federmesserklinge einen großen Brummer tötet, der sich der Königin Grandiose im Reiche der Weiber in dem verhängnisvollen Augenblick, da sie zur Steuererleichterung ihrer Untertanen gerade über das Gesetz nachsinnt, daß das Pünktlein auf dem i bei Todesstrafe soll weggelassen werden, auf die Nase zu setzen droht. Dafür empfängt er den Titel „Tulifäntchen Fliegentöter" und die Prinzessin Balsamine zur Frau, die den Riesen Schlagodoro in seiner mit eisernen Mauern umgebenen Burg Brambambra im Griechischen unterrichtet hat. Die von einem englischen Mechanikus erbaute Mauer stürzt Tulifäntchen, indem er den einzigen Stift auszieht, der den ganzen Bau zusammenhält. In der Ehe aber geht es dem armen Tulifäntchen schlimm. Seine geliebte Gemahlin legt ihn als Lesezeichen in einen Folianten und endlich in einen Käfig. In der Verzweiflung will er sich von der Höhe des Palastes

auf das Pflaster stürzen; aber Fee Libelle fängt ihn auf und trägt ihn hinauf in das Reich der Poesie; denn Poesie und Liebe vermögen auch das Kleinste zu verklären.

Zum Schlusse gab Immermann zwei Romane, „Die Epigonen" und „Münchhausen". Im ersten zeichnet er seine Zeitgenossen, deren Fluch es sei, sich ohne alles besondere Leid unselig zu fühlen. „Man muß noch zum Teil einer andern Periode angehört haben, um den Gegensatz der Zeiten ganz empfinden zu können. — Wir sind, um in einem Wort das ganze Elend auszusprechen, Epigonen (Nachgeborene) und tragen an der Last, die jeder Erb- und Nachgeborenschaft anzukleben pflegt." (Das Werk erschien 1836.) Zu unserer Gegenwart spricht Immermann noch durch seinen „Münchhausen" oder wenigstens durch die daraus losgelöste Geschichte „Der Oberhof", in der er mit Liebe ein sympathisches Stück westfälisch heimatlichen Lebens schildert. Freilich verleugnet er auch in diesem Meisterwerke seine isolierte Stellung nicht, indem er von ironischer Höhe herab über Welt und Zeit seine satirische Geißel schwingt. Denn das verfallende Schloß Schnick-Schnack Schnurr mit seinen wahnwitzigen Insassen, dem Baron von Schnuck Puckelig, der prüden Emerentia und dem vernagelten Schulmeister Agesel, unter welchen der Held, ein Abkömmling des bekannten Lügen-Münchhausen, mit seinem grobmateriellen Bedienten Karl Buttervogel auftritt und da ein Gewirr von Witz, Lüge und Abenteuerlichkeit anrichtet, ist nichts Anderes, als die bitterste Karikatur der Zeit. Aber in diese Satire hinein hat der Dichter nun die herzansprechende Oberhofidylle verflochten und damit einen Weg betreten, den vor ihm nur ganz wenige, mehr und mehr aber ganze Reihen von Schriftstellern betraten. Dieser wackere, tüchtige Hofschulze, dieser rothaarige Knecht, dieser Patriotenkaspar, dieser Diakonus, dieser schwarzwälder Oberamtmann, dieser Oswald und seine blonde Lisbeth, sie gewinnen immer noch die Herzen der Leser mit ihrem treuen echt deutschen Wesen.

Das Epos „Tristan und Isolde" konnte der Dichter so wenig vollenden, als weiland Meister Gottfried von Straßburg das seinige. Der Tod nahm beiden unvermutet die Feder aus der Hand.

Karl Lebrecht Immermann.

(Nach einer Kreidezeichnung von K. S. Lessing, 1837.)

Heine und die Revolutionsstürmer der vierziger Jahre.

Reißt die Kreuze aus der Erden,
Alle sollen Schwerter werden!

Herwegh.

Das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, bleibt der Konflikt des Unglaubens und Glaubens. Alle Epochen, in welchen der Glaube herrscht, unter welcher Gestalt er auch wolle, sind glänzend, herzerhebend und fruchtbar für Mit- und Nachwelt. Alle Epochen dagegen, in welchen der Unglaube, in welcher Form es sei, einen kümmerlichen Sieg behauptet, und wenn sie auch einen Augenblick mit einem Scheinglanze prahlen sollten, verschwinden vor der Nachwelt, weil sich niemand gern mit Erkenntnis des Unfruchtbaren abquälen mag." So lautet der Ausspruch eines Mannes, der die Welt wie wenige kannte, des Altmeisters Goethe. Deutlicher als jemals schieden die Geister sich im Verlauf des neunzehnten Jahrhunderts.

Der Christenglaube war mächtig erstarkt. Er wurde lebendig genug, sich in innerer und äußerer Mission in Tat und Leben umzusetzen. Von Theologen wie Neander und namentlich Tholuck (1799—1877), seit 1826 Professor in Halle, von Predigern wie Hofacker, Löhe, Harms, Ahlfeld u. a., von zahlreichen christlichen Liedersängern ging der Hauch eines neuen Lebens aus, ein mächtig spürbarer Zug zu Christo.

Aber in immer neuen Formen mit neuer Stärke erhob auch der Rationalismus sein Haupt.

Einen tyrannischen Einfluß auf den Aufbau der Wissenschaft übte lange mit seinem philosophischen System ein Mann des völlig abstrakten Denkens, Friedrich Hegel (1770—1831). „Alles, was ist, ist vernünftig," lehrte er, „und nur das Vernünftige ist." Ja die Vernunft ist das Absolute, das sich selbst erkennen kann, und zwar in logischen Begriffen. Werden Begriffe logisch entwickelt, so stellt diese Kette die Entwicklung der Dinge selber dar, die Wirklichkeit. Das Denken ist somit das Sein. Daß sich die Vernunft des Einzelnen die Welt sollte denkend nachschaffen können, sagte ganz besonders der Jugend zu. Da Hegel ferner lehrte, daß jeder Satz aus sich selber auch seinen Gegensatz treibe und Satz und Gegensatz nach Aufhebung des Widerspruchs sich zu einem höheren Dritten vereinigen, so gefiel es nun vielen ganz besonders, aus jedem Satz das Gegenteil loszulösen, beides in einem Höhern sich verbinden lassen und das ins Ungemessene weiterzutreiben. Was man mit dieser Spielerei „überwand", galt dann auch für die Wirklichkeit als überwunden. „Und so überwand

man schließlich Alles, Religion, Gesellschaft, Recht, Staat, Ehe, Sittlichkeit und Gott."

Einer scharfen Prüfung und Scheidung der Geister rief 1835 David Friedrich Strauß mit seinem „Leben Jesu", einem Buch, das mit kritisch zersetzender Lauge das Felsgebäu der Evangelien aufzulösen, ihr Ansehen zu vernichten suchte. In seiner letzten Schrift, in den siebziger Jahren, bekannte dann Strauß: „Wir sind keine Christen mehr." Wie er, der von seiner würdigen Gattin, einer gewesenen Schauspielerin, sich verbittert hatte scheiden lassen, zuletzt in seinen kranken Tagen von evangelischen Diakonissen gepflegt werden mußte, — war es nicht auch eine Antwort auf seine Schriften?

Da der Himmel für Tausende vernichtet war, suchten sie ihn in Besitz und Genuß, und da sie der Einsicht nicht entrannen, daß „die Welt vergehet mit ihrer Lust", so stimmten sie, allen voran der geniale englische Lord Byron in die Weise der alten Heiden ein:

„Nimmer geboren sein wäre das Beste;
Auch in der Jugend zu sterben ist gut!"

Der Verneinung der göttlichen Sittengebote folgte der Weltschmerz auf dem Fuß, und als der Sturm der achtundvierziger Revolution vertobt hatte, war der Pessimismus die herrschende Stimmung. Zum System hatte das mephistophelische Hohn- und Trotzwort: „Alles, was besteht, ist wert, daß es zu Grunde geht; drum besser wär's, daß nichts bestünde." der glänzend begabte Philosoph Artur Schopenhauer erhoben, dessen Hauptwerk: „Die Welt als Wille und Vorstellung" schon 1819 erschienen war, der aber erst jetzt, vierzig Jahre später, gegen das Ende seines Lebens, mächtig ins Weite zu wirken begann.

Als ähnlicher Gärungsstoff wirkte eine Weile die 1869 erschienene „Philosophie des Unbewußten" von Eduard Hartmann. Doch erlangten für das moderne Denken die Naturwissenschaften und die Hirngespinste, die sich fälschlicherweise dafür ausgaben, mehr und mehr das bedeutendste Gewicht.

Durch die Strömung der Zeit getrieben, wandte sich die Poesie energischer als je der Gegenwart zu, dem tatsächlichen Leben. Ja sie verlor darüber bisweilen ihre künstlerischen Ziele aus den Augen, trat aus ihrem eigensten Kreise heraus und verfocht als Tendenzliteratur leidenschaftlich ausschließlich die Forderungen des Tages. Sie griff in die Räder der Politik und suchte die Gesellschaftsordnung zu gestalten, die sozialen Fragen zu lösen. Hatten Klassiker und Romantiker mit ihren dichterischen Gebilden sich meist bewußt aus dem Getriebe der Gegenwart herausgeflüchtet und die Freiheitssänger und Ludwig Uhland nur vorübergehend der Kampfesstimmung ihrer Tage Ausdruck geliehen, so griffen bald zahlreiche Schriftsteller mit künstlerischen und unkünstlerischen Mitteln das Bestehende an und nahmen grundsätzlich und leidenschaftlich Partei.

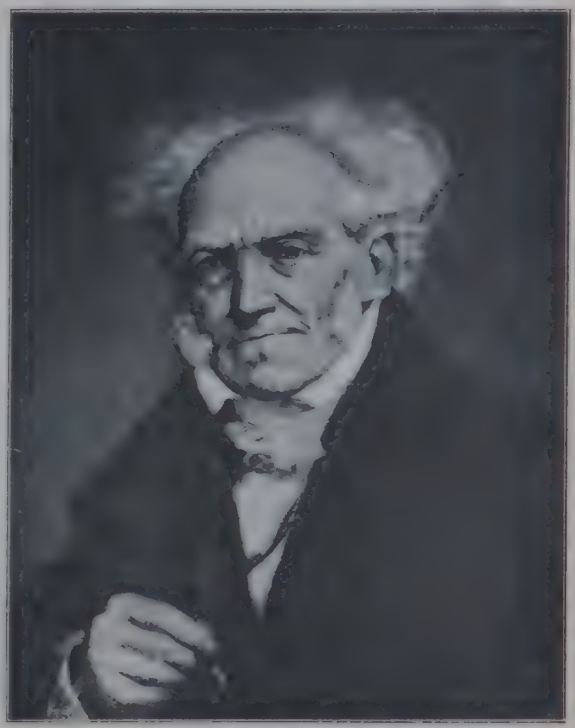
Nach den Stürmen der Revolutionskriege waren Millionen froh, endlich einmal nur Ruhe zu bekommen. Aber der Friede hielt nicht, was der Krieg versprochen. Das Deutsche Reich war nicht wieder erstanden, und der Kaiser schlief im Kyffhäuser fort.

„Er nickt, als wie im Traume,
Sein Aug', halb offen, zwinkt;
Und je nach langem Raume
Er einem Knaben winkt.

Er spricht im Schlaf zum Knaben:
„Geh hin vors Schloß, o Zwerg,
Und sieh, ob noch die Raben
Herfliegen um den Berg.

Und wenn die alten Raben
Noch fliegen immerdar,
So muß ich auch noch schlafen
Verzaubert hundert Jahr."

Ein Gefühl dumpfer Unzufriedenheit lag in der Luft. Ordnung und Freiheit müssen sich im öffentlichen Leben friedlich die Hand reichen. Ordnung ohne Freiheit wird Despotie, Freiheit ohne Ordnung Anarchie und mithin die allerschlimmste Knechtschaft. Da nun nach Napoleons Sturz unter Metternichs System die Freiheit gegenüber der Ordnung ausgesprochen zu kurz kam, so erwachte bald aller Orten und Enden eine lebhafte Sehnsucht nach mehr Luft und Licht. Und namentlich als die Julirevolution 1830 jenseits des Rheins das Beispiel gegeben, strebten die Bürger aus ihrer straffen Bevormundung durch Adel, Beamte und Klerus heraus. Soziale Reformideen flogen immer dichter aus Frankreich herüber. Göttliche und menschliche Einrichtungen wurden gleichmäßig in Frage gestellt, und Probleme wie die über die Stellung der Frau, die Bedeutung der Ehe, das Verhältnis von Glauben und Wissen wollten nicht mehr von der Bildfläche verschwinden. Hatte bis jetzt viel Ordnung und keine Freiheit gegolten, so sollte fortan lauter Freiheit und keine Ordnung mehr sein. Gott, Familie, Nation sollten nichts mehr bedeuten, alles frei, alles gleich, alles neu sein.



Arthur Schopenhauer.
(Nach dem Gemälde von J. Lütteschuß.)

Der Name der neuen literarischen Gruppe stammt aus einem Buche Ludolf Wienbargs: „Ästhetische Feldzüge.“ „Dir, junges Deutschland, widme ich diese Reden,“ las man im Vorwort, und am 10. Dezember 1835 sorgte der deutsche Bundestag den Vorkämpfern für die erwünschte Reklame, indem er die Schriften der jungdeutschen Schule — genannt waren Heine, Gutzkow, Laube, Wienbarg und Mundt — verbot, weil sie bemüht sei, Christentum, Staat und Sittlichkeit zu zerstören.

Heinrich Heine.
(Nach einer Radierung von L. E. Grimm.)

Der Bekannteste, der Begabteste, der Unheilvollste unter allen ist Heinrich Heine. Sein Leben und Dichten begreift sich am besten unter dem einen Wort: „Es muß zwar Ärgernis kommen; wehe aber dem Menschen, durch welchen Ärgernis kommt!“

Heine, mit dem ursprünglichen Namen Harry, eines jüdischen Kaufmanns Sohn, wurde 1798 zu Düsseldorf als französischer Bürger geboren. Zum Kaufmann bestimmt, wurde er zu einem Wechsler in die Lehre getan und führte kurze Zeit in Hamburg ein Kommissionsgeschäft. Die vereitelte Hoffnung auf die Hand einer reichen Verwandten und der Widerspruch zwischen seinem prosaischen Beruf und seinen poetischen Neigungen verstärkten die ihm angeborene Spottlust. Durch seinen Oheim Salomon Heine mit den Mitteln zum Studium des Rechts ausgestattet, befreundete er sich mehr mit altdeutscher und indischer Literatur als mit den „eisernen Paragraphen selbstsüchtiger Rechtssysteme“, schloß sich in Bonn an A. W. von Schlegel und in Berlin an den Kreis der Rahel und die Romantiker an, gab 1822 seine ersten Gedichte heraus, ließ im Seebad Cuxhaven zerrißne Tugenden von ihren Wunden heilen, bestand 1825 sein Rechts-

examen, erwarb sogar den Doktortitel und trat 1825 aus praktischen Gründen, „aus Lurusübermut," zum Christentum über, wobei er den Namen Heinrich erhielt, gestand aber, daß er nichts so sehr hasse als das Kreuz, da er im Herzen ein Jude sei. Dann trieb er vornehmlich im politischen Fahrwasser und landete 1831 in Paris, wo er von 1835—48 von der französischen Regierung eine Jahrespension von 4800 Francs bezog, „als Anteil an dem großen Almosen, das das französische Volk an so viele Tausende von Fremden spendete, die sich durch ihren Eifer für die Sache der Revolution in der Heimat mehr oder weniger glorreich kompromittiert hatten und an dem gastlichen Herde Frankreichs eine Freistätte suchten." Nun schrieb er meist in französischer Sprache, nannte Paris das neue Jerusalem und den Rhein den Jordan, „der das geweihte Land der Freiheit trennt von dem Lande der Philister." Seit 1835 lebte Heine mit seiner Freundin Mathilde Mirat, die 1841 seine rechtmäßige Gattin wurde und bald Gelegenheit fand, seine Krankenpflegerin zu sein. Denn von 1848 an büßte er das ausschweifende Leben seiner bisherigen Jahre mit entsetzlichen Leiden, die er übrigens seinem Wesen gemäß mit einem merkwürdigen Gemisch von frivolem Spott und beharrlicher Resignation ertrug, bis ihn am 17. Februar 1856 der Tod abrief.

„Ich bin ein deutscher Dichter,
Bekannt im deutschen Land.
Nennt man die besten Namen,
So wird auch der meine genannt,"

ruft Heine selber uns zu. Freilich, ein prächtiges Talent streitet ihm niemand ab. Davon zeugen einige seiner Musenkinder, die mit Recht in altem Ansehen stehn und überall gerne gelitten sind: so die kräftigen Balladen „Belsazar", „Die zwei Grenadiere," „Die Wallfahrt nach Kevlaar," Lieder wie „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten" (mit dem Heine erntete, was Brentano gesäet, da er dessen Phantasiebild volkstümliche Grazie und Knappheit lieh), ferner etwa: „Leise zieht durch mein Gemüt," „Im wunderschönen Monat Mai," „Ein Fichtenbaum steht einsam" oder: „Auf Flügeln des Gesanges." Wir nennen Bilder wie die tragische Geschichte:

„Ein Jüngling liebt ein Mädchen,
Die hat einen andern erwählt;
Der andre liebt eine andre
Und hat sich mit dieser vermählt.

Das Mädchen heiratet aus Ärger
Den ersten besten Mann,
Der ihr in den Weg gelaufen;
Der Jüngling ist übel dran.

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu;
Und wem sie just passieret,
Dem bricht das Herz entzwei."

Wer sollte glauben, daß Heine geschrieben:

„Du bist wie eine Blume,
So hold und schön und rein;
Ich schau' dich an, und Wehmut
Schleicht mir ins Herz hinein.

Mir ist, als ob ich die Hände
Aufs Haupt dir legen sollt',
Betend, daß Gott dich erhalte
So rein und schön und hold."

Die Stimmungsbilder von der Nordsee gehören zum Besten in diesem Genre:

„Wir saßen am Fischerhause
Und schauten nach der See;
Die Abendnebel kamen
Und stiegen in die Höh'.

Im Leuchtturm wurden die Lichter
Allmählich angesteckt,
Und in der weiten Ferne
Ward noch ein Schiff entdeckt.

Wir sprachen von Sturm und Schiffbruch,
Vom Seemann und wie er lebt
Und zwischen Himmel und Wasser
Und Angst und Freude schwebt.

Wir sprachen von fernen Küsten,
Vom Süden und vom Nord
Und von den seltsamen Völkern
Und seltsamen Sitten dort. —

Am Ganges duftet's und leuchtet's,
Und Riesenbäume blüh'n,
Und schöne, stille Menschen
Vor Lotosblumen knien;

Im Lappland sind schmutzige Leute,
Plattköpfig, breitmäulig und klein;
Sie kauern ums Feuer und backen
Sich Fische und quaken und schrein. —

Die Mädchen horchten ernsthaft,
Und endlich sprach niemand mehr;
Das Schiff war nicht mehr sichtbar —
Es dunkelte gar zu sehr."

Hätte Heine doch nur dies geschrieben und noch einiges wenige und weiter nichts, welch einen Ehrenplatz würde er behaupten auf dem deutschen Parnaß! Eitle Wünsche! Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über. Und Heines Herz ist voll unreiner Lust, Frechheit, Eitelkeit Trotz und Weltschmerz. Immer nur „Liebe" und „neue Liebe", funkelnde Äuglein, weiche Locken, weiße Hände, das wird denn doch in die Länge langweilig; aber Heine watet auch immer tiefer in wüsten Schlamm und Morast hinein, und schließlich ruft er den Freunden zu:

„Selten habt ihr mich verstanden,
Selten auch verstand ich euch;
Nur wenn wir im Kot uns fanden,
So verstanden wir uns gleich."

„Sein Himmel hing voll Mandeltorten, Goldbörsen und Straßendirnen," meint Treitschke. Mag denn fortfahren, ihn als einen Propheten zu verehren wer sich wahlverwandt mit ihm fühlt!

Es muß betont werden, daß Heine nur Lyriker und wie wir gesehen, ein höchst monotoner Lyriker ist. Große Dichtungen mißrieten ihm oder blieben stecken. Ihm fehlte bei allem feinen Sinn für die Form, für den Reiz der Natürlichkeit und Geschmeidigkeit die plastisch gestaltende Phantasie. Deshalb sein unstetes Irrlichtelieren von Bild zu Bild.

Und seine zersetzende Ironie, seine posierende Schauspielerei wurden immer mehr seine Manie und Manier. Mit dem Bewußtsein geistiger Überlegenheit, unter Millionären ein Bettler, unter Juden ein Christ, unter Christen ein Jude, unter Aristokraten und Patriziern ein Revolutionär, unter Deutschen ein Israelit, unter Franzosen doch noch im Herzen ein Deutscher, immer aber ein Dichter, den es drängte, sich auszusprechen — und ein honorarbedürftiger Schriftsteller, der unter der Schere des Zensors stand, — mußte nicht Heine unter

solchen Verhältnissen zu einer großen Lüge werden? Was er eigentlich empfand, konnte und mochte er nicht sagen, und was er sagte, meinte er nicht, wie er es sagte.

Gestand er doch selber:

„Nun ist es Zeit, daß ich mit Verstand
Mich aller Torheit entled'ge;
Ich hab' so lang als ein Komödiant
Mit dir gespielt die Komödie.

Die prächt'gen Kulissen, sie waren bemalt
Im hochromantischen Stile,
Mein Rittermantel hat goldig gestrahlt,
Ich fühlte die feinsten Gefühle.

Und nun ich mich gar säuberlich
Des tollen Tands entled'ge,
Noch immer elend fühl' ich mich,
Als spielt ich noch immer Komödie.

Ach Gott! Im Scherz und unbewußt
Sprach ich, was ich gefühlet;
Ich hab' mit dem Tod in der eignen Brust
Den sterbenden Fechter gespielet."

Immer mehr ward es Heines Methode, sich malerisch in das Mäntelchen der Andacht zu hüllen und es dann plötzlich in einer Pointe wegzuwerfen und dem Zuschauer eine Fratze zu schneiden, sich dem Hörer gegenüber gerührt zu stellen und unvermutet wie Clemens Brentano den Genossen seitwärts zuzugrinsen: „Die dummen Gänse glauben mir alles!" Wer nicht einsieht, daß ein solches Gebaren der Tod aller echten Dichtung ist, dem ist nicht zu helfen. Von der Romantik ging Heine aus. Als ein Virtuose verquistete er die bunten Farben der Romantik, und mit romantischer Ironie löste er alle Romantik auf. Das Spotten verstand er aus dem Fundament, aber schließlich auch nur das Spotten:

„Zu fragmentisch ist Welt und Leben,
Ich will mich zum deutschen Professor begeben,
Der weiß das Leben zusammenzusetzen,
Und er macht ein verständlich System daraus;
Mit seinen Nachtmützen und Schlafrockfetzen
Stopft er die Lücken des Weltenbaus."

Und hätte er nur sich und die Philister verspottet! Aber er verschonte die Besten nicht, das Heiligste nicht. „Meide die Spötter, sie sind die elendesten unter allen Menschen!" Schließlich waren die „Reisebilder", „Atta Troll," „Deutschland ein Wintermärchen" nichts anderes als eine feuilletonistische Mischung poetischer Stellen mit hündischer Bosheit und Gemeinheit. Alles das, — was Heine verlästerte, hat Deutschland groß und stark werden lassen; was er lobte, ist noch immer ein fressender Schaden. Kann es ein vernichtenderes Urteil geben? „Einen unerschöpflichen Honigkelch voll Gift für die Nation" nannte ihn der Ästhetiker Vischer; Grillparzer hieß ihn „einen innerlich lumpigen Patron", Gottfried Keller „einen großen Herzverleugner", und der milde Mörike gestand, „er hätte keine Stunde mit ihm leben mögen. Was wollen solchen Zeugnissen gegenüber die Lobpreisungen derer besagen, die gleich wie Heine selber innerlich angefault sind?

Mit ähnlichem Witz, aber mehr sittlichem Ernst kämpfte für eine freiere Stellung der Juden und die Sache des Liberalismus überhaupt Ludwig Börne, von Haus aus Löb Baruch, geboren 1786 zu Frankfurt a. M., 1817 getauft,

seit 1830 in Paris und 1837 dort gestorben. Seine „Briefe aus Paris" mündeten immer in den Refrain aus: „Jetzt muß Revolution gemacht werden." Wie er Goethe verachtete, erhob er Jean Paul. Von Heine wurde er verspottet.

Konsequent in einer langen Reihe von Dramen und umfangreichen Romanen vertrat die revolutionären Gedanken der Zeit der Berliner Karl Gutzkow (1811—78). Unter frommen Einflüssen erzogen, war er immer journalistisch fleißig, einmal derart nervös überreizt, daß er einen Selbstmordversuch beging, seiner Polemik wegen oft verfolgt und ist nach mehrfach wechselndem Aufenthalt in Berlin gestorben. Seine dickleibigen, zum Teil überaus abgeschmackten Romane, die zuchtlose „Wally, die Zweiflerin", eine Enkelin der Großmutter Lucinde, „Die Ritter vom Geiste," „Der Zauberer von Rom" ꝛc. haben nur noch den Wert der Makulatur. Von den Dramen werden „Uriel Acosta" und die Lustspiele „Zopf und Schwert", „Das Urbild des Tartüffe" und „Der Königsleutnant" (aus Goethes Jugend) noch mitunter gegeben. Verbittert wie Gutzkows Gesichtsausdruck in den siebziger Jahren erscheinen noch seine letzten Schriften. Das Christentum haßte er nach wie vor. „In Rauch und Gluten" schied er vom Leben. Durch eine zu starke Dosis seines Schlafmittels betäubt, scheint er das Licht umgeworfen zu haben, so daß er im Rauch des dadurch erzeugten Brandes erstickte.

Börne

Ludwig Börne.

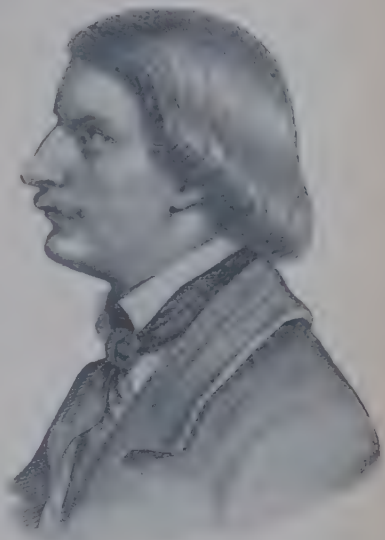
(Nach dem Gemälde von M. Oppenheim lithographiert von S. G. Vogel.)

Ein mephistophelisch unheimlicher Zug schaut auch aus dem Gesicht eines andern heraus, der den Fluch auf sich lud, konsequent ein langes Leben hindurch für heidnische „Loslassung des Fleisches" zu kämpfen und mit schamloser Frech-

heit seine Freude daran zu bezeugen. Es ist der Schlesier Heinrich Laube, 1849—69 Leiter des Wiener Hofburgtheaters. Von seinen Dramen erscheinen „Die Karlsschüler" und „Graf Essex" noch auf der Bühne.

„Niemand verkennt oder leugnet," schreibt Adolf Stern, „daß das junge Deutschland die Elemente politischer Gesinnung oder Leidenschaft in unsere Literatur trug, daß ein undankbarer Drang zum Neuen die Zwitterwerke dieser Schriftstellergruppe erfüllte. Aber hinfällig ist der Anspruch, daß hierin die Keime der modernen deutschen Dichtung lägen."

Viel unmittelbarer und kräftiger als Romane und Novellen, frech anpackend und feurig aufhetzend wirkte auf die breiten Schichten des Volks die politische Lyrik der vierziger Jahre. Wie glühende Lava wurden die Erzeugnisse des Hasses und Zorns aus dem erregten Boden emporgeschleudert, mit Steinen und Asche, mit Blitzen und giftigen Schwefeldünsten, um, auf die Berglehnen niederfallend, eine Weile zu leuchten und dann zu wunderlichen Gebilden zu erstarren, die der späte Betrachter kopfschüttelnd anstaunt oder die von Sozialdemokraten für ihre Partei-Liederbücher aufgehoben werden.



Karl Gutzkow.

(Nach einer Zeichnung von Lauteschutz gestochen von A. Weger.)

Das Signal gab 1841 Georg Herwegh mit seinen „Gedichten eines Lebendigen". So nannte er sie mit scheelem Blick auf die „Briefe eines Verstorbenen" von Fürst Pückler-Muskau. 1817 zu Stuttgart geboren, studierte Herwegh in Tübingen Theologie, schüttelte wegen Beleidigung eines Offiziers den Staub von seinen Füßen und ließ in der Schweiz seine Lieder drucken. Aus Paris nach Berlin zurückgekehrt, wurde der Mann mit Triumphen empfangen und selbst dem König Friedrich Wilhelm IV. vorgestellt, der ihn mit den Worten entließ: „Wir wollen ehrliche Feinde sein." Die Heirat mit einer jüdischen Bankierstochter verschaffte Herwegh eine unabhängige Stellung. Wegen eines polternden Briefes an den König aus Preußen verwiesen, nahm er seinen Aufenthalt in Paris, brüstete sich in neuen Gedichten als Atheist, trug aus einem revolutionären Einfall in Baden, der völlig mißlang (1849), Unehre davon und starb verbittert und vergessen in Lichtenthal bei Baden-Baden im April 1875.

„Wir haben lang genug geliebt und wollen endlich hassen!" ruft Herwegh mit einem wirksamen Refrain. Aber der Haß ist unfruchtbar; am Ende behält

die Liebe den Sieg. Der Haß verzehrt selbst ein Dichtertalent, wie Herwegh anfänglich über eines verfügte. Das zeigt seine Sammlung „neuer Gedichte" im Jahr 1877 erschienen. Selbst für das neu erstandene Reich hatte der Mann nur Gift und Galle. Uns rührt er nur mit weicheren Klängen aus seiner ersten Zeit, wie z. B. in seinem Gang um Mitternacht, wo er singt:

„Ich schreite mit dem Geist der Mitternacht
Die weiten, stillen Straßen auf und nieder —
Wie hastig ward geweint hier und gelacht
Vor einer Stunde noch! . . . Nun träumt man wieder.
Die Lust ist, einer Blume gleich, verdorrt,
Die tollsten Becher hörten auf zu schäumen,
Es zog der Kummer mit der Sonne fort,
Die Welt ist müde — laßt sie, laßt sie träumen!" . . .

Als Sturmtrompeter der Revolution ließ sich 1844 auch ein Dichter anwerben, der bis jetzt ganz andern Gedanken Form und Farbe geliehen hatte, Ferdinand Freiligrath (1810—76). Eines Schullehrers Sohn aus Detmold, sollte Freiligrath Kaufmann werden und kam nach sechsjähriger Lehrzeit in Soest nach Amsterdam, wo das großartig bewegte Leben, die Nähe des Meeres die Schiffe und Matrosen aus aller Welt, die Küsten und Warenballen mit den Namen der fernsten Städte, die sich einschiffenden Auswanderer seiner Vorliebe für das Fremde die mannigfaltigste Nahrung boten und ihn zu jenen Gedichten anregten, die mit ihrer fremdländischen Neuheit aller Herzen im Sturm einnahmen. 1838 gingen sie aus und ihre Wirkung veranlaßte Freiligrath fortan einzig der Dichtung zu leben. In dem freundlichen Unkel am Rhein in der Nähe des Drachenfels lernte er Ida Melos kennen, die Tochter eines Professors in Weimar und vermählte sich 1841 mit ihr. Im anregenden Verkehr mit poetischen Freunden, Simrock, Kinkel, Emanuel Geibel verlebte er einen liederreichen Sommer in St. Goar. Aber jetzt riß ihn die politische Bewegung in ihre Strudel. Durch sein eigenes Temperament und durch Spott und Bitten Anderer bestimmt, veröffentlichte der Dichter sein revolutionäres „Glaubensbekenntnis", verzichtete auf die ihm von König Friedrich Wilhelm IV. verliehene Pension und ging nach der Schweiz und dann nach London, wo er in ein Handelshaus eintrat und „unter der Galeeren- und Tretmühlenarbeit die er deutscher Nation und Freiheit zu Ehren bei John Bull gefunden", oftmals seufzte aber auch sagte: „Man muß schaffen und schanzen, daß man mit Ehren durch kommt." Der Sturm der Achtundvierzigertage rief den Dichter an den Rhein herüber, und seine Zornlieder überschlugen sich völlig in rascher Folge, überboten sich in Leidenschaft. Nachdem der Lärm der Revolution verhallt war die Wetter- und Rauchwolken sich verzogen hatten, siedelte er (1851) mit Weib und Kind aufs neue nach dem sicheren London über und arbeitete Tag für Tag am Schreib- oder Zahltisch, vom Lärm der nahen Börse und des wogenden Verkehrs umbraust. Glück winkte ihm nur, wenn ihn Abends der Eisenbahnzug aus dem „City-Kerker" nach Hause führte. Das Brot des Verbannten zu essen,

ward ihm sauer, und endlich geriet er in bittere Not. Ein in Deutschland gesammeltes Volksgeschenk von 54 000 Talern enthob ihn der Sorgen; von 1868 an in Stuttgart und zuletzt in Cannstatt, genoß er einen ruhigen Lebensabend, sah 1870 seinen Sohn Wolfgang als Krankenpfleger in den Krieg ausziehn, ihn aber auch bald nach seiner Heimkehr durch ein Scharlachfieber hinweggerafft und starb am 18. März 1876.

Zum Glück finden wir im Strauße der Freiligrathschen Gedankenlyrik nicht bloß die brandroten Blüten der Revolutionsrufe (Ça ira ꝛc.) sondern auch die farbig bunten fremdländischer Bilder, die himmelblauen deutscher Gemütsinnigkeit. Die politischen Lieder entbehren so völlig aller Ritterlichkeit und aller Pietät gegenüber dem angestammten Regiment, daß sie zum eisernen Bestand der Proletarierliederbücher gehören.

Aber nicht mit wüsten Gedichten, vielmehr mit seinen Wüstengedichten hatte Freiligrath sich seinen Namen erworben, mit seinem bekannten „Löwenritt", seinem „Gesicht des Reisenden", seinem „Mohrenfürsten":

„Er denkt an den fernen, fernen Niger,
Und daß er gejagt den Löwen, den Tiger;
Und daß er geschwungen im Kampfe das Schwert.
Und daß er nimmer zum Lager gekehrt;
Und daß sie Blumen für ihn gepflückt,
Und daß sie das Haar mit Perlen geschmückt —
Sein Auge ward naß; mit dumpfem Klang
Schlug er das Fell, daß es rasselnd zersprang."

Mit seinem Kultus des Bunten, seiner Böcklinschen Farbenpracht, seinen fremden Reimen hatte er imponiert.

„O Land der Zelte, der Geschosse!
O Volk der Wüste, kühn und schlicht!
Beduin, du selbst auf deinem Rosse
Bist ein phantastisches Gedicht!

Ich irr' auf mitternächt'ger Küste;
Der Norden, ach! ist kalt und klug.
Ich wollt', ich säng' im Sand der Wüste,
Gelehnt an eines Hengstes Bug."

Und heute wirkt Freiligrath gerade durch die Gedichte am meisten, die er selber seiner Zeit am wenigsten schätzte, so z. B. durch das Lied, das der neunzehnjährige Jüngling nach dem Tode seines Vaters geschrieben und nicht hatte drucken lassen: „O lieb, so lang du lieben kannst!" Rührend bricht seine Sehnsucht nach dem Paradiese der Kindheit hervor im Gedichte „Die Kinderbibel:"

„O Zeit, du bist vergangen!
Ein Märchen scheinst du mir!
Der Bilderbibel Prangen,
Das gläub'ge Aug' dafür,
Die teuern Eltern beide,
Der stillzufriedne Sinn,
Der Kinder Lust und Freude —
Alles dahin, dahin!"

Die deutschen Auswanderer redet er an:

„O sprecht, warum zogt ihr von dannen?
Das Neckartal hat Wein und Korn;
Der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen,
Im Spessart klingt des Alplers Horn.

Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimatberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
Nach seinen Rebenhügeln ziehn!

Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend weh'n!
Gleich einer stillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele steh'n!

Trefflich ist sein „Prinz Eugen". Den Siegern von 1870 folgt sein wuchtiges „Hurra Germania!" nach Frankreich hinein, und schließlich ist unter allen poetischen Erinnerungen an die große Zeit seine Ballade „Die Trompete von Vionville" eine der besten. So lange man der Helden des Kriegs gedenkt, so lange wird auch dieses Gedicht nicht veralten:

„Sie haben Tod und Verderben gespien:
Wir haben es nicht gelitten.
Zwei Kolonnen Fußvolk, zwei Batterien,
Wir haben sie niedergeritten.

Die Säbel geschwungen, die Zäume verhängt,
Tief die Lanzen und hoch die Fahnen.
So haben wir sie zusammengesprengt,
Küraſſiere wir und Ulanen.

Doch ein Blutritt war es, ein Todesritt;
Wohl wichen sie unsern Hieben:
Doch von zwei Regimentern, was ritt und was stritt,
Unser zweiter Mann ist geblieben.

Die Brust durchschossen, die Stirn zerklafft,
So lagen sie bleich auf dem Rasen,
In der Kraft, in der Jugend dahingerafft, —
Nun, Trompeter, zum Sammeln geblasen!

Und er nahm die Trompet', und er hauchte hinein;
Da, — die mit mutig schmetterndem Grimme
Uns geführt in den herrlichen Kampf hinein,
Der Trompete versagte die Stimme!

Nur ein klanglos Wimmern, ein Schrei voll Schmerz
Entquoll dem metallenen Munde;
Eine Kugel hatte durchlöchert ihr Erz, —
Um die Toten klagte die wunde!

Um die Tapfern, die Treuen, die Wacht am Rhein,
Um die Brüder, die heut' gefallen, —
Um sie alle, es ging uns durch Mark und Bein,
Erhub sie gebrochenes Lallen.

Ferdinand Freiligrath.
(Nach dem Gemälde von J. P. Hasenclever.)

Und nun kam die Nacht, und wir ritten hindann;
Rundum die Wachtfeuer lohten;
Die Rosse schnoben, der Regen rann —
Und wir dachten der Toten, der Toten!"

Mit den Waffen scharfer Satire stritt für die gleichen Ideale wie Herwegh und Freiligrath in den „Liedern eines kosmopolitischen Nachtwächters" Franz Dingelstedt aus Halsdorf in Hessen (1814—81), dessen größere Dichtungen aber zu viel sittliche Unreinheit verraten, als daß wir näher auf sie eintreten möchten; ferner Robert Prutz aus Stettin (1816—72), der unverdrossen voll bittern Ingrimms in Versen zeitungsartikelte. Moritz Hartmann (1821—73) und Alfred Meißner (1822—85) traten eine Weile für die Tschechen in die Schranken, stellten sich aber bald auf die deutsche Seite. Im Boden des „jungen Deutschlands" wurzelt neben andern noch Rudolf Gottschall, geboren 1823 in Breslau, der unermüdlich mit Dramen, Romanen und Epen wirkte, auch in seiner Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts, einer geistvollen Poetik und andern Werken moderne Ideen sprühen ließ und dessen Lustspiel „Pitt und Fox" sich lange auf den Brettern zu halten vermochte. Er lebt in Leipzig und durfte im Herbst 1903 seinen achtzigsten Geburtstag feiern.

Rud. Gottschall.

Rudolf von Gottschall.
(Nach einer Photographie.)

Geibel und die Münchener Dichter.

Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit.
Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

Uhland

Es gereicht dem deutschen Volke zur Ehre, daß man (1884) Emanuel Geibel die hundertste Auflage seiner Gedichte in den Sarg mitgeben konnte. Karl Gerok weiht ihm, nachdem er manche seiner Zeitgenossen mit Enten verglichen, die behaglich im Gartenteiche rudern, „manchmal auch ein wenig ludern; — denn nicht reinlich ist ihr Reich" — die bewundernden Worte:

„Aber nun, auf weichen Wogen,
Stolz des Busens Flaum gebläht,
Schön den schlanken Hals gebogen,
Schneeweiß kommt der Schwan gezogen,
Sanft in stiller Majestät.
Jede Regung ist vollendet,
Jeder Ruderschlag Musik;
Selig deucht mir sein Geschick.
Bis er um die Büsche wendet,
Folgt bewundernd ihm der Blick."

Was Emanuel Geibel einst Uhland nachgesungen, zeichnet ihn selber:

„Wohl Größ're preist man unter eigen
Um deren Stirnen ewig grün
Im Kranz, gewebt aus Eichenzweigen,
Die Lorbeer'n der Hellenen blüh'n;
Doch keiner sang in unf'rer Mitte,
Der, so wie er, unwandelbar
Ein Spiegel vaterländ'scher Sitte
Ein Herold deutscher Ehren war.

Drum, wenn wir seinen Weisen lauschen,
Umweht es uns wie Heimatluft,
Wir hören deutsches Waldesrauschen,
Wir atmen deutschen Maienduft.
Die Herrlichkeit verscholl'ner Tage
Steigt mondbeglänzt vor uns herauf,
Uns geht beim Waldhornruf der Sage
Das Herz in süßem Schauder auf . . ."

Wie in so manchem andern deutschen Dichter lebt auch in Geibel der Segen des evangelischen Pfarrhauses fort. Sein Vater wirkte 52 Jahre als Pastor an der reformierten Kirche Lübecks, ein frommer Mann ohne Falsch und Furcht. Als zur Zeit der französischen Herrschaft den Predigern der Stadt befohlen wurde, Kaiser Napoleon ins Kirchengebet einzuschließen, gehorchte er nicht, und als ihn deshalb der harte Davoust vor sich zitierte und ihn mit dem Tode bedrohte, fragte ihn der unerschrockene Geibel, ob er, wenn Frankreich unterjocht würde, vor einem Geistlichen Respekt hätte, der für den Unterdrücker seines Vaterlandes beten würde, und blieb unbehelligt. - Schon als Gymnasiast dichtete Emanuel Geibel manches Lied, z. B. das allbekannte vom Zigeunerbub: „Fern im Süd das schöne

Spanien. . . ." In Bonn und Berlin betrieb der Jüngling Theologie und Philologie, fand mit seinen Liedern Raum im Musenalmanach, schloß sich an den kunstsinnigen Franz Kugler an und zog 1838 nach Süden, um eine Hauslehrerstelle bei dem russischen Gesandten in Athen anzutreten. Zwischen Verona und Padua entstand das Lied: „Schon fängt es an zu dämmern; der Mond als Hirt erwacht" ꝛc. Gern streifte Geibel von Athen aus durch das Land, und zahlreiche wohllautende Gedichte spiegeln die bunten Eindrücke nieder, die die klassischen Stätten mit ihren großen Erinnerungen in ihm wachriefen. Im zweiten Jahre war ihm vergönnt, in Gesellschaft mit seinem Freund Ernst Curtius die malerischen Eilande des Archipels aufzusuchen. Dem erregten politischen Treiben seines Vaterlandes war Geibel im Lande der Hellenen entrückt, und doch sang er gerade hier sein schwungvolles patriotisches Türmerlied.

Wie mit dem Klang von Kirchenglocken stimmten hier Vaterlandsliebe und Christenglaube zusammen. Mit einem reichen Schatz von Erinnerungen in die Heimat zurückgekehrt — es war im April 1840 — veröffentlichte Geibel die erste Sammlung seiner Gedichte, und die Antwort auf Gutzkows Verunglimpfung, Geibel sei „ein Schwachkopf in der Poesie", gaben im Laufe der folgenden Jahre die schon erwähnten hundert und mehr Auflagen. Ein harter Schlag war es für den Dichter, als eine Familie, deren Tochter er liebte, alle Beziehungen zu ihm abbrach. 1841 starb seine Mutter und bald folgte Geibel einer Einladung des Freiherrn von der Malsburg nach dem Schloß Escheberg im herrlichen Habichtswalde in Hessen. Damals schrieb er: „Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus." ferner: „Und dräut der Winter noch so sehr," das er unter die „Zeitstimmen" einreihte, politische Dichtungen, die ihm vermehrte Feindschaft und Freundschaft und eine jährliche Pension von König Friedrich Wilhelm IV. eintrugen zur Fortführung seiner poetischen Studien. Geibel dankte gerührt und gestand:

„Und ob auch der Vernichtung Tönen
Der Haufe rasch entgegenflammt: —
Zu bau'n zu bilden, zu versöhnen,
Fürwahr, mich däucht's ein besser Amt."

Den Sommer 1843 verschwärmte er mit Levin Schücking und Freiligrath am Rhein. Bald war in der Folge der Wandervogel hier, bald dort zu treffen, bei Kerner in Weinsberg, dann in Stuttgart, wo er sein erstes Drama, König Roderich, schuf, 1844 wieder in Lübeck. Von dem „Glaubensbekenntnis" Freiligraths war Geibel eine Weile wie gelähmt.

„Zum Himmel bete, wer da beten kann! —
Der Säugling, der zu stammeln kaum begann,
Von seiner Mutter lern er diese Worte,
Du Greis noch sprich sie an des Grabes Pforte:
O Schicksal, gib uns einen, einen Mann!
Was frommt uns aller Witz der Zeitungskenner, —
Ein Mann ist not, ein Nibelungenenkel,
Daß er die Zeit, den tollgewordnen Renner,
Mit ehrner Faust beherrsch' und ehrnem Schenkel."

Für Deutschlands Sache im Streit mit den Dänen stand Geibel ein in der zwölf „Sonetten für Schleswig-Holstein". Mit dem lyrischen Epos „König Sigurds Brautfahrt" und dem heitern Lustspiel „Meister Andrea" entriß er seine Gedanken dem erregten Getriebe. Im Spätjahr 1847 ließ er seine „Juniuslieder" ausgehen, und zur Zeit der wüsten Märztage 1848 klagte er:

„Mein Herz, so freudig einst, so weit,
Hat keine Lust an dieser Zeit,
Wo weise Lippe Torheit spricht
Und deutsche Treu' wie Glas zerbricht.

Das ist mein Gram zu jeder Stund.
Sie bauen und legen keinen Grund.
Sie rechten sonder Maß und Huld
Und tilgen Schuld mit größrer Schuld

Für einen ins Frankfurter Parlament gewählten Freund trat Geibel 1848 als Lehrer am Gymnasium in die Lücke und wurde dadurch zu eingehender Beschäftigung mit mittelalterlicher Dichtung geführt. Mit Paul Heyse gab er das „Spanische Liederbuch" heraus. In der Tochter eines Advokaten seiner Vaterstadt fand er seine Braut, Amanda Trummer, in seinen Tagebuchblättern Ada geheißen; in München wurde sie ihm angetraut (1852). Denn in diese Stadt berief ihn nebst andern Dichtern König Maximilian II. von Bayern zu einer Professur, die ihn nur im Winter zu Vorlesungen verpflichtete, im Sommer ihn frei ließ. Geibels häusliches Glück war von bloß dreijähriger Dauer. Nachdem ihm die Gattin ein Töchterlein geschenkt, wurde sie ihm durch den Tod entrissen. Unbeirrt blieb Geibel auch in München seinem Berufe treu, ein Herold des Kaisers und Reiches zu sein. Ein Gedicht, mit dem er 1868 den König von Preußen in seiner Vaterstadt Lübeck warm begrüßte, verschnupfte bei König Ludwig derart, daß Geibel der Stuhl vor die Türe gesetzt und auch die Pension entzogen ward. Natürlich schaffte der König von Preußen Ersatz. Der nach Lübeck zurückgekehrte Dichter erlebte 1870 und 71 die Freude, seine schönsten Hoffnungen wunderbar in Erfüllung gehen zu sehen, und wie ein Lied im höhern Chor tönt sein Hymnus:

Am 2. September 1870.

„Nun laßt die Glocken von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes Geleucht' facht an!
Der Herr hat Großes an uns getan.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Es zog von Westen der Unhold aus,
Sein Reich zu festen in Blut und Graus.
Mit allen Mächten der Höll' im Bund
Die Welt zu knechten, das schwur sein Mund.
Furchtbar dräute der Erbfeind.

Vom Rhein gefahren kam fromm und stark
Mit Deutschlands Scharen der Held der Mark.
Die Banner flogen, und über ihm
In Wolken zogen die Cherubim.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Drei Tage brüllte die Völkerschlacht,
Ihr Blutrauch hüllte die Sonn' in Nacht,
Drei Tage rauschte der Würfel Fall,
Und bangend lauschte der Erdenball.
Furchtbar dräute der Erbfeind.

Da hub die Wage des Weltgerichts
Am dritten Tage der Herr des Lichts
Und warf den Drachen vom güldnen Stuhl
Mit Donnerkrachen hinab zum Pfuhl.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Nun bebt vor Gottes und Deutschlands Schwert
Die Stadt des Spottes, der Blutschuld Herd.
Ihr Blendwerk lodert wie bald zu Staub,
Und heimgefordert wird all ihr Raub.
Nimmermehr dräut uns der Erbfeind.

Drum laßt die Glocken von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes Geleucht' facht an!
Der Herr hat Großes an uns getan.
Ehre sei Gott in der Höhe!"

Die Vermählung seiner einzigen Tochter schaffte Geibel ein neues häusliches Glück. Eine Krankheit brachte ihm wachsende Qualen; aber er hatte gelernt, seine Leiden aus Gottes Hand zu nehmen.

„Kommt dir ein Schmerz, so halte still
Und frage, was er von dir will.
Die ew'ge Liebe schickt dir keinen
Bloß darum, daß du mögest weinen."

Geibel gab 1875 sein „Klassisches Liederbuch" und 1877 seine „Spätherbstblätter" heraus. Seine Weisen zeugten von ungebrochener Dichterkraft und schließen mit dem vollen Akkord:

„Im Spätherbstlaube steht mein Leben,
Zu Ende ging das frohe Spiel.
Die Sonn' erblaßt, die Nebel weben,
Und bald, ich fühl's, bin ich am Ziel.

Doch nicht in klagenden Akkorden
Hinsterben soll mein Harfenschlag:
Zwei Freuden sind mir noch geworden,
Drum ich beglückt mich preisen mag.

Ich sah mit Augen noch die Siege
Des deutschen Volks und sah das Reich
Und legt' auf eines Enkels Wiege
Den frisch erkämpften Eichenzweig."

Zug für Zug trifft es zu, was Paul Heyse dem Genossen zugesungen:

„Zur Zeit, da laute Zwietracht der Parteien
Die Luft durchhallte Deutschland auf und nieder,
Kamst du mit einem Frühling süßer Lieder,
Vom Tageslärm die Seele zu befreien.

Dir ward, was selt'ne Sterne nur verleihen,
Dein Lied klang in der Frauen Herzen wieder,

Und strebend schwangst du höher dein Gefieder,
Im Männerkampf stets in den Vorderreihen.

Neidlos und treu den Jüngern zugewendet,
Der hohen Kunst ein priesterlicher Hüter,
Sahst du im Sturme knospen schon die Reiser.

Nun ward dein Ahnen wunderbar vollendet;
Die du geweissagt, unsre höchsten Güter,
Siehst du gewonnen: Freiheit, Reich und Kaiser!"

Am 6. April 1884 wurde Geibel von seinen Schmerzen durch einen sanften Tod befreit und am Ostersonnabend unter dem Klange der Glocken von Sankt Marien wie ein Fürst begraben.

Gerade zu rechter Zeit war er mit seinen Liedern auf den Plan getreten. Paul Heyse berichtet fein zutreffend: „In die teils nüchterne, teils überhitzte Stimmung der Geister trat Geibels Muse mit ihren melodischen seelenvollen Klängen in der Tat wie das Mädchen aus der Fremde hinein. Es war, als wäre der Begriff der wahren Poesie, die vom Herzen zum Herzen spricht, eine Weile verloren gewesen und nun wieder aufgefunden worden. Man freute sich, wenn auch unter den politischen Ungewittern der Himmel einzustürzen drohte, doch noch eine Lerche davon kommen zu sehen, deren süßer Ton die Herzen erquickte. Hier war von keiner „Tendenz" die Rede, von keinen witzigen spitzigen Sarkasmen oder Sturmliedern einer revolutionären Kämpferschar: Die alten ewigen Gefühle, Liebe, Andacht zur Natur, Feier der Schönheit und gläubige Hinwendung zu einer göttlichen Weisheit, die über allem zeitlichen Weltschicksal thront, waren die bewegenden Mächte in der Brust dieses jungen Dichters, der daneben doch auch schon zu erkennen gab, daß er in dem politischen Kampf dieser Tage seinen Mann zu stehen gedenke. Es war daher kein Wunder, daß nicht bloß „Backfische" und zartgestimmte Frauen für den neuen Dichter „schwärmten", sondern auch ernste Männer, die in ihrer Gesinnung sich von dem scharfen nüchternen Ton des jungen Deutschlands und Heines gottloser Genialität abgestoßen fühlten, durch den Hauch von Innigkeit und heiterer Schönheit der alle Dissonanzen auflöste, für Geibel gewonnen wurden. In den Kreisen der Aristokratie kam noch die Genugtuung hinzu, daß endlich einmal wieder ein Dichter auftrat, der aus seinem von dem geistlichen Vater überkommenen Christenglauben kein Hehl machte." Geibels sympathisches Dichterprofil ist mit diesen Strichen so klar umrissen, daß wir nur weniges mehr hinzuzufügen haben. Er ist ein Dichter, der noch weiß, was beten heißt.

„Du sagst, du magst nicht beten, denn es sei
Doch alles vorbestimmt. — Wie? Ist dein Gott
Denn schon gestorben, seine heil'ge Vorsicht
Ein bloßes Uhrwerk, das an Fäden schnurrt,
Der tote Nachlaß eines großen Künstlers?
Ist er nicht heut noch da und wirkt und schafft
Am nimmer fert'gen Werk? Gibt dieser Duft
Von jungen Rosen, der durchs Fenster quillt,

Nicht holde Bürgschaft seiner Gegenwart,
Und daß er lebt und liebt? Und wenn er liebt,
Wie hätt' er Macht nicht, auch dein Herzensflehn
In seines Rates Schluß mitaufzunehmen,
So wie der Dunstkreis deinen Hauch empfängt,
Und dann Erhörung über dich zu regnen?"

Aus seinem Innersten floß die Bitte:

„Behüte mich am Born der Freude vor Übermut,
Und wenn ich an mir selbst verzage, sei du mit mir!

Gib deinen Geist zu meinem Liede, daß rein es sei,
Und daß kein Wort mich einst verklage, sei du mit mir!"

Etwas Inniges, Beschauliches, frauenhaft Zartes ist Geibel eigen, und als „Backfischpoesie" hat man seine Verse verspottet. Aber ist es des Spottes wert, wenn ein Dichter edlen Frauen und Mädchen aus dem Herzen *heraus* und eben damit sich in ihre Herzen *hineinsingt*?

Es ist bei Geibel des *Minnesangs* viel; aber seine Minne ist rein, und auch über sie goß seine fromme Gesinnung ihr verklärendes Licht.

„Doch suchst umsonst auf irrem Pfade
Die Liebe du im Drang der Welt,
Denn Lieb' ist Wunder, Lieb' ist Gnade,
Die wie der Tau vom Himmel fällt."

Und wie die Liebe, vergeistigt Geibel in seinen Liedern auch die *Natur*.

„Die ganze Welt ist wie ein Buch,
Darin uns aufgeschrieben
In bunten Zeilen manch ein Spruch,
Wie Gott uns treu geblieben;
Wald und Blumen nah und fern
Und der helle Morgenstern
Sind Zeugen von seinem Lieben."

Auf gleicher Höhe stehen Gedichte, wie z. B. „*Volkers Nachtgesang*".

„. . . Ihr Kön'ge, sonder Zagen
Schlaft sanft, ich halte Wacht;
Ein Glanz aus alten Tagen
Erleuchtet mir die Nacht.

Und kommt die Früh' im blut'gen Kleid:
Gott grüß' dich, grimmer Schwerterstreit!
Dann magst du, Tod, zum Reigen
Uns geigen!"

Dichtungen wie „*Der Tod des Tiberius*" mit der farbigen Kontrastierung der faulenden römisch-heidnischen Gesellschaft auf der einen Seite und der aufblühenden germanisch-christlichen auf der andern, „Der Bildhauer des Hadrian," die prachtvolle Schilderung „*Babel*", zu großer Seltenheit in fast lauter anapästischen Versen gehalten, „Sanssouci," „Der Spielmann von Lys," „Genesung," „An den Schlaf," „Der Mythus vom Dampf," „Nausikaa," „Der Tod des Perikles," „Eine Seeräubergeschichte," die „Dramaturgische Epistel" und manche kleinern zählen zum Edelgestein deutscher Dichtung. Zeigen schon diese nicht bloß frauenhaften Charakter, so tritt die markige, aber immer harmonische Männlichkeit Geibels noch in seinen *patriotischen Gesängen* hervor.

„Die Freiheit hab' ich stets im Sinn getragen;
Doch haff' ich eins noch grimmer als Despoten:
Das ist der Pöbel, wenn er sich den roten
Zerfetzten Königsmantel umgeschlagen.

Die kleinen Seelen glühn in solchen Tagen,
Sich aufzuspreizen als des Himmels Boten,
Und frech verlästern sie die großen Toten;
Denn Sünde ward es, aus dem Schwarm zu ragen.

Ja, wem das Herz nur höher wagt zu pochen,
Aus wem der Geist, der heil'ge, gottgesandte,
Erhaben zürnt, sein Urteil ist gesprochen.

Hat doch der Pöbel einst, der wutentbrannte,
Auf Aristides' Haupt den Stab gebrochen
Und ins Exil verstoßen einen Dante."

Wie kräftig trat Geibel dem fiebernden Herwegh entgegen:

„Es scholl dein Lied mir in das Ohr,
So schwertesscharf, so glockentönig,
Als wär aus seiner Gruft empor
Getaucht ein alter Dichterkönig.
Und doch, ich weiß es nicht von mir,
Ich muß dich in die Schranken laden;
Komm an in voller Harnischzier,
Auf Tod und Leben Kampf mit dir,
Kampf dir, Poet von Gottes Gnaden!

Bist du dir selber klar bewußt,
Daß deine Lieder Aufruhr läuten?
Daß Jeglicher nach seiner Brust
Das Ärgste darf aus ihnen deuten? —
O nein, das ist nicht deutsche Art.
Wohl kämpfen wir auch für das Neue;
Ums Freiheitsbanner dicht geschart,
So stehn auch wir! — Doch aufbewahrt
Aus alter Zeit blieb uns die Treue! — —

Nein! Glaub', der Tag ist bald erwacht,
Der Morgen tagt, wo wir's erringen.
Nicht ohne Kampf, doch ohne Schlacht:
Der Geist ist stärker als die Klingen.
Geharnischt steht er auf dem Plan,
Er, der mit Luthern einst gefochten;
Durch tausend Lanzen bricht er Bahn,
Und mag die Hölle dräuend nahn:
Der Lorbeer bleibt ihm doch geflochten! —

Ich sing' um keines Königs Gunst,
Es herrscht kein Fürst, wo ich geboren;
Ein freier Priester freier Kunst
Hab' ich der Wahrheit nur geschworen.
Die werf ich keck dir ins Gesicht,
Keck in die Flamme deines Brandes;
Und ob die Welt den Stab mir bricht,
In Gottes Hand ist das Gericht.
Gott helfe mir! Ich kann nicht anders."

Wie entschieden und beharrlich verfocht er seine Reichsideale, die Überbrückung von Rhein und Main, wie zielbewußt trat er wider die Dänen in die Schranken, wie bestimmt weissagte er die Wiedererwerbung des Elsaß:

„Das alte Münster spricht im Glockenklange:
Mich hieß die deutsche Kunst in bessern Tagen
Mit meinem Gipfel in die Sterne ragen;
Doch steh' ich längst betrübt in welschem Zwange

Jetzt, wie ich schaue nach der Zeiten Gange,
Gewahr' ich, daß aufs neu mit frechem Wagen
Ein Fremdling sich vermißt, ein Glied zu schlagen
Vom deutschen Leib, und lauschen muß ich bange.

Gelingt's ihm: weh, so will im Staub ich trauern,
Die Gluten meiner Rose sollen bleichen,
Mit Seufzen will ich sprengen Turm und Mauern.

Emanuel Geibel.

Doch glückt's ihm nicht, so soll mir's sein ein Zeichen:
Auch meine Knechtschaft wird nicht ewig dauern.
Einst werd' ich ausgelöst mit Schwertesstreichen!"

Geibel erlebte zuletzt nicht den Schmerz, alle Werte der Hoffnung umwerten zu müssen, als falscher Prophet am Pranger zu stehen. Er war kein Element der Zerspaltung gewesen, vielmehr der Erhaltung, keins der Zersetzung und Verhetzung, sondern des Aufbaus. Selten hatte er die Sonne des Christentums besungen, aber in ihrem Lichte die Welt betrachtet. Demgegenüber noch zu behaupten, Geibels Poesie habe keinen Charakter, ist beschränkt. Die gleiche Rüge wird Spitta, Julius Sturm, Karl Gerok und bald einmal jedem entgegengeworfen, der nicht so tiefsinnig geheimnisvoll und — absonderlich singt, daß ihn von Millionen nur einige ganz wenige fassen können. Goethes Götz ziehe aufrecht hin: aber seit wann soll denn die Iphigenie nichts mehr gelten? Geibel war freilich nur Lyriker und seine Lyrik von rhetorischer Färbung. Seine Tragödien „Brunhilde" und „Sophonisbe" sind reich an Stimmung und Einzelschönheiten, vermögen sich aber nicht durchzuringen.

„Ich bin, der ich bin,
Und lernt' ich von vielen:
Nach eigensten Zielen
Stand immer mein Sinn.

Ein Strahl Poesie
Beschien mir die Pfade,
Ich spürt' ihn als Gnade
Und rühmte mich nie.

Und hat sich's gefügt,
Und laßt ihr mich gelten,
So glaubt, daß ich selten
Mir selber genügt.

Und wißt ihr dahin
Mein Lied nicht zu nehmen,
So darf's mich nicht grämen;
Ich bin, der ich bin."

Geibel ähnlich war Graf Moritz von Strachwitz, geboren 1822 in Schlesien. Aber nur eine Spanne Zeit war ihm zum Wirken beschieden. Er starb in Venedig als Jüngling. In seinen „Liedern eines Erwachenden" (1842) lag noch viel Gärendes.

Die „neuen Gedichte", erst nach des Grafen Tod erschienen, zeigen die gleiche Schönheit der Form, aber einen Inhalt, der die Revolutionslust bekämpft, so: Germania, aus dem wir bloß zwei Strophen aufführen:

„Lautes Zürnen, leises Munkeln,
Lüge, die da würgt im Dunkeln,
Zucht und Glaube tief im Staube,
Und der Zweifel würgt die Taube.
Immer nein, und nimmer ja!
Sage ja, Germania! —

Daß dich Gott in Gnaden hüte,
Herzblatt du der Weltenblüte.
Völkerwehre, Stern der Ehre,
Daß du strahlst von Meer zu Meere
Und dein Wort sei fern und nah,
Und dein Schwert, Germania!"

Echte Lyrik liegt im „Meeresabend":

„Sie hat den ganzen Tag getobt
Als wie in Zorn und Pein,
Nun bettet sich, nun glättet sich
Die See und schlummert ein.

Das ist der Atem Gottes,
Der schwebet ob den Seen.
Und drüber zittert der Abendwind,
Ein mildes, heiliges Wehn,

Es küßt der Herr aufs Lockenhaupt
Die schlummernde See gelind
Und spricht mit säuselndem Segen:
Schlaf ruhig, liebes Kind!"

Meisterhaft ist die Ballade „Das Herz des Douglas". Der schottische König Robert gibt sterbend Douglas den Auftrag, auf dem bevorstehenden Kreuzzug sein Herz mit ins heilige Land zu nehmen und dort zu begraben. In der heftigsten Schlacht wirft der Ritter die Kapsel mit dem Herzen mitten unter die Feinde. „Wer dies Geschmeid mir wieder schafft, — des Tages Ruhm sei sein!" Alle stürmen wütend auf die Sarazenen ein; diese müssen fliehen. Wo der größte Haufe der Erschlagenen liegt, dort findet sich auch der Leichnam des Douglas, ein Schwertstreich hat ihm den Panzer zerspalten; aber zwischen Panzer und Schild findet sich die Kapsel mit dem Herzen des Königs.

Seinen eigenen Weg im Getümmel der Zeit ging ferner der zu Marienei im sächsischen Voigtlande geborene Julius Mosen (1803—67), von dessen Dichtungen bloß noch „Andreas Hofer" (Zu Mantua in Banden), „Der Trompeter an der Katzbach" (Von Wunden ganz bedecket), „Der erstochene Reiter" und das „Waldweib" fortleben, während die heimatinnigen Stimmungsbilder und die beiden bedeutenden, aber nicht in allen Teilen zu klarer Plastik hindurchgedrungenen Epen „Ritter Wahn" und „Ahasver" — leider — möchte man sagen — vergessen sind. Sie veranschaulichen die Sehnsucht der Seele nach Gott und zeugen von viel Verständnis für das Christentum. Zweiundzwanzig Jahre lang fesselte den Mann eine heimtückische Krankheit auf das Schmerzenslager. Heldenmütig trug er sein Leiden.

Julius Mosen.
(Nach einem Stich von A. Kaßner.)

Viel Verwandtschaft mit Geibel, aber auch mit dem revolutionären Freiligrath zeigt Gottfried Kinkel (1815—82). Eines evangelischen Pfarrers Sohn aus Oberkassel bei Bonn, genoß er eine religiöse Erziehung und studierte Theologie, sang manch inniges frommes Lied und gab noch 1842 ein Bändchen Predigten über ausgewählte Gleichnisse und Bildreden Christi heraus, wandte sich aber immer mehr Kunststudien zu, löste mehrere Verlobungen wieder auf und vermählte sich 1843 mit der geschiedenen katholischen Frau eines Musikalienhändlers, Johanna Mockel. Zugleich führte ihn das gemeinsam mit ihr betriebene Studium des „Lebens Jesu" von Strauß vom Christentum ab; er gab seine geistlichen Ämter auf, wurde Professor der Kunstgeschichte zu Bonn, stürzte sich kopfüber in den Strudel der achtundvierziger Revolution, beteiligte sich am Aufstand im Rheinland und wurde 1849 in einem Gefecht wider des Königs Truppen verwundet und mit den Waffen in der Hand gefangen, zu Zucht-

haus verurteilt, doch hier nicht mit Wergzupfen, wie man böswillig ausstreute, sondern mit schriftlichen Arbeiten beschäftigt. Die Welt atmete erleichtert auf, als sie hörte, der Student Karl Schurz habe ihn befreit und Kinkel sei nach London entkommen. Er fand später eine neue Heimat in der Schweiz und wirkte bis zu seinem Tode 1882 als Professor der Kunstgeschichte am Polytechnikum in Zürich.

Von seinen Dichtungen leben einzig die Lieder und Legenden fort, die noch aus einem gläubigen Gemüte geflossen, sowie seine anmutig gediegenen Epen. Wie weiche Wellen umspielt es unser Gemüt, wenn Kinkel den Feierabend, die Nacht, die Sonntagsstille besingt. Wer hätte nicht seine Freude an dem geistlichen Abendlied:

„Es ist so still geworden,
Verrauscht des Abends Weh'n.
Nun hört man aller Orten
Der Engel Füße gehn.
Rings in die Tale senket
Sich Finsternis mit Macht
Wirf ab, Herz, was dich kränket
Und was dich bange macht.

Es ruht die Welt im Schweigen,
Ihr Tosen ist vorbei,
Stumm ihrer Freude Reigen
Und stumm ihr Schmerzensschrei.
Hat Rosen sie geschenket,
Hat Dornen sie gebracht
Wirf ab, Herz, was dich kränket
Und was dich bange macht.

Und hast du heut gefehlet,
O schaue nicht zurück;
Empfinde dich beseelet
Von freier Gnade Glück.
Auch des Verirrten denket
Der Hirt auf hoher Wacht
Wirf ab, Herz, was dich kränket
Und was dich bange macht.

Nun stehn im Himmelskreise
Die Stern' in Majestät;
In gleichem, festen Gleise
Der goldne Wagen geht.
Und gleich den Sternen lenket
Er deinen Weg durch Nacht
Wirf ab, Herz, was dich kränket
Und was dich bange macht."

Wie seelenvoll klingt der Trost der Nacht:

„Es heilt die Nacht des Tages Wunden,
Wenn, mit der Sterne buntem Schein
Das königliche Haupt umwunden,
Sie still und mächtig tritt herein.
Die milden, leisen Hauche kommen,
Der Farben grelle Pracht erblaßt;
In weicher Linie ruht verschwommen
Des scharfen Zackenfelsen Last.

So legt die Nacht mit Muttergüte
Sich um die Seele schmerzensvoll;
Es läutert still sich im Gemüte
Zur Wehmut jeder bittre Groll.
Die Tränen, die vergessen schliefen,
Nun strömen sie in mächt'gem Lauf;
Es steigt aus wunden Herzenstiefen
Ein rettungahnend Beten auf."

Wie innig das Sabbathlied mit dem prophetischen Ausblick:

„Ich weiß, noch wird ein Sabbath kommen,
Nach dem des Glaubens Sehnsucht ringt,
Nach dem in Sehnsucht schaun die Frommen,
Der ganz uns Eden wiederbringt.
Wenn erst der letzte aller Heiden
Als Bruder an das Herz uns fällt,
Wenn wir die letzte Garbe schneiden,
Dann ist vollbracht das Werk der Welt.

Noch eine Ruhe soll dir werden,
O Volk des Herrn! Sie ist nicht fern.
Denn schon erglänzt auf weiter Erden
Das Kreuz als ew'ger Morgenstern.
Getrost, getrost! Bald ist verronnen
Der Weltenwoche Sturmeslauf;
Im Osten graut mit hellern Sonnen
Der Weltensabbath schon herauf."

Man fühlt es wohl: hier ist der Dichter in seinem Element, und diesem entriß ihn der aufwuchernde Unglaube. Im Übrigen ist er ein glanzvoller Erzähler. Edel ist seine Legende „Petrus", die Schilderung „Der Triumphbogen des Marius". Sein Epos „Otto der Schütz" ist echte Neuromantik und verdient den Beifall, den es gefunden. Glatt und gelinde wie der Rheinstrom, an dessen Ufern die Geschichte spielt, ziehen die Wogen der Erzählung dahin und spiegeln eine Fülle reizender Bilder der Natur und des Lebens. Meisterhaft sind die Charaktere gezeichnet: die ins Leben hinausstürmende Jünglingsnatur, die ahnungsvoll verschlossene Mädchenseele, die warmherzig milde Biederkeit des Mannes ergänzen sich zu einem schön geschlossenen Bilde; über allem der Duft einer edlen Minne, hinter allem der Reiz der Rheinlandschaft, die Darstellung nicht humoristisch wie in Scheffels „Trompeter", aber poetisch. — Der Landgraf Heinrich von Thüringen auf der Wartburg hat zwei Söhne, von denen der ältere, schwach und zaghaft das Reich erben soll, während Otto der jüngere, voll ritterlichen Muts und früh geübt im sichern Schuß auf der Armbrust, nach des Vaters Machtspruch Mönch werden soll. Um diesem Zwange, dem seine Lebenslust und Freiheitsliebe widersteht, zu entgehen, flieht Otto glücklich in die Rheinlande. Hier auf einem Schützenfeste, wo er den Meisterschuß tut, zieht er die Augen des Landesherrn, des Grafen Dietrich von Cleve, auf sich und gewinnt durch den Adel seiner Erscheinung gleich beim Empfange des Kampfpreises die stille Liebe der schönen Elsbeth, der Tochter

Gottfried Kinkel.

Gottfried Kinkel.
(Nach einer Photographie.)

Dietrichs. Überwältigt von ihrer Anmut begibt er sich seines fürstlichen Ranges, tritt unerkannt in die Dienste des Grafen und weilt am Clever Hof, wo er durch sein edles, jugendliches Wesen, vor allem durch seine Sangesgabe, die Frauen gewinnt und fast täglich Gelegenheit hat, Elsbeth zu nahen. So blüht die Liebe beider still im Herzen auf, ohne daß doch Otto als Dienstmann es wagt zu werben; nur im Liede tut er sein Sehnen kund. Aber die scheue Minne wird von Ebbo, einem Mitdiener und Neider Ottos, verraten, und obgleich der Graf die verleumderische Anklage zurückweist, fügt es doch die mütterlich besorgte Gräfin, daß Otto nie mehr allein bei Elsbeth weilen darf und sie nur noch im Vorübergehen schauen kann. Erst im Frühherbst, als der Graf eine Jagd veranstaltet, auf die auch Elsbeth mitreitet, treffen sie wieder zusammen. Da man einem Auerochsen auf der Spur ist, muß Elsbeth in alleiniger Begleitung Ottos sich ins Blachgefilde zurückziehen, und so sind sie zum erstenmale wieder unbelauscht bei einander; aber kein Wort der Liebe kommt über ihre Lippen und sorglos überlassen sie sich der Freude der Reiherbeize. Da auf einmal stürzt der gehetzte Auerochse, dem Waldesdickicht entflohen, auf Elsbeth ein. Ihr Pferd wirft sie in die Flut eines Weihers, und schon ist sie nahe am Ertrinken, als Otto sie dem Tode entreißt. Jetzt erst besiegelt ein Kuß den Bund, und in der Freude des errungenen Glücks eröffnet Otto dem alten Hugo, dem ihm befreundeten gräflichen Förster, indes die Gerettete in dessen Waldhütte sich erholt, seine fürstliche Abkunft und seine Flucht. Monde verstreichen nach diesem Vorfall; an Elsbeths stillem Wesen merkt der Vater, daß in ihrem Herzen die Liebe sitzt. Der Winter bringt die freudige Lösung. Ottos älterer Bruder ist inzwischen gestorben, und ein Bote entdeckt seinen Aufenthalt. Otto und Elsbeth werden verlobt und vermählt und herrschen über die Lande vom Rhein bis zur Elbe.

Zwei andere Epen, „Der Grobschmied zu Antwerpen" und „Tanagra", vermochten weniger durchzudringen.

Mit ansprechenden Naturmärchendichtungen eroberten zwei ostpreußische Poeten vieler Leser Herzen, Otto Roquette aus Krotoschin in Posen (1824 bis 1896) und Gustav zu Putlitz aus der Priegnitz (1821—90). Gewinnt uns Roquette mit seinen launig sprudelnden Versen von den Abenteuern des in die Botanisierbüchse eines sauertöpfischen Professors eingekerkerten und sich keck befreienden Waldmeisters und seiner geliebten Prinzessin Nebenblüte, dem Epos „Waldmeisters Brautfahrt", einen heitern Anteil ab, so fesselt Putlitz die Phantasie durch sein Märchen: „Was sich der Wald erzählt", 1850. Die Blumen, die Steine, die Bäume des Waldes unterhalten sich durch allerlei Geschichten aus ihrem eigenen Leben und aus dem der Menschen, von welchen sie gehört haben. Die Tanne berichtet von einem ihrer Vettern, der als Mast eines Schiffes eine weite Seereise gemacht, von der Behausung des Winters am Nordpol, von den Weihnachtsfreuden. Der Fels gibt eine poetische Geologie, das Waldbächlein eine sinnvolle Naturgeschichte der Tränen. Im Nachwort sagt der Dichter:

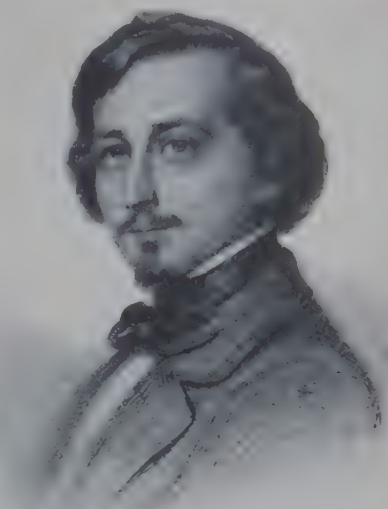
„So nehmt sie hin, die Träume schöner Stunden,
In denen ich von Rätseln der Natur
Die Lösung in dem Märchenbild gefunden,
In denen mir die Welt ein Märchen nur.
Es war kein Trug! — Fragt selbst den grünen Hain!
Was ich erzählt — in tausend Lauten spricht er's.
Ich gab's in meines Herzens Wiederschein,
Und also mußt' es wohl ein Märchen sein: —
Ist doch ein Märchen selbst das Herz des Dichters."

Roquettes übrige Dichtungen, wie die Novelle „Orion" und das Epos: „Der Tag von St. Jakob" erlebten nicht den gleichen Erfolg. Heitere Stunden schuf Putlitz durch seine Lustspiele: „Das Pfand der blauen Schleife," „Badekuren," „Streit und Frieden," „Das Herz vergessen," „Brockenstrauß," „Seine Frau," „Nur keine Liebe" und das „Schwert des Damokles."

Ähnliche Blüten der Neu-Romantik sproßten auf in den lyrisch-epischen Erzeugnissen des Rheinländers Wolfgang Müller von Königswinter (1816 bis 1874). („Prinz Minnewin," „Der Rattenfänger von St. Goar," „Johann von Werth" ꝛc.) und des Pfälzers August Becker (1828–91), „Jung Friedel der Spielmann." In ähnlichem Geiste errang Marie Petersen mit den Märchen „Prinzessin Ilse" und „Die Irrlichter" anhaltenden Beifall († 1859).

Das typische Werk katholischer Neuromantik gab 1849 Freiherr Oskar von Redwitz (1823–91) mit seiner erzählenden Dichtung Amaranth. Wie eine bunte Rakete stieg das Epos auf und fand nicht bloß in katholischen Kreisen, sondern auch bei Protestanten die weiteste Resonanz. Jetzt ist es freilich wie eine Rakete verzischt, und „Amaranthen" bedeutet Süßholzraspelei. Inhalt: Auf einem Schlosse im Nectartal lebt zur Zeit Barbarossas ein junger Ritter, namens Walther, der nach seines Vaters frühem Tode von seiner Mutter in alter, ehrlicher Sitte und katholischem Glauben erzogen wird. Da sein Vater und ein am Comersee ansässiger Waffenbruder die Verheiratung der Kinder Walther und Ghismunde eidlich verabredet und Ghismunde nun zur Jungfrau herangewachsen, so zieht der Ritter auf eine Einladung hin südwärts. Unterwegs im Schwarzwalde nötigt ihn ein Unwetter, in einem einsamen Hof einzukehren. Hier haust ein alter „Sängerwirt", der sein Weib wegen Untreue verstoßen und ihren Buhlen erschlagen hat, mit seiner einzigen Tochter Amaranth. Sie hat Walther am Morgen vor seiner Ankunft im Traume geschaut, erkennt ihn wieder und in beider Herzen erwacht eine innige Liebe. Als der Jüngling ihr den Zweck seiner Fahrt mitteilt, ergreift sie zwar ein tiefer Schmerz; aber der Glaube verleiht ihr die Kraft zu entsagen, und sie kann endlich den Geliebten ruhig scheiden sehen. Walther langt in Como an. Anfangs läßt er sich von der strahlenden Schönheit Ghismundes blenden. Wie er aber ihren Unglauben und ihre Herzlosigkeit erkennt, so wird er stutzig, und da all sein Zureden ohnmächtig an ihrem Hochmut abprallt, so sucht er einen Ausweg. Ghismunde findet in der folgenden Nacht nur mühsam Schlaf, tröstet sich aber in langen Terzinen und zahlreichen Sonetten, sie werde den guten deutschen Jüngling wohl zur Vernunft bringen, wenn

er nur erst ihr Mann geworden. Walther dagegen hat wundervolle Träume von Gott, Christus, allen heiligen Engeln und — Amaranth. Er sieht sie für ihn betend in ihrem Schlafkämmerlein und wie er erwacht, betet er für sie. Trotzdem begleitet er Ghismunde zum Altar, und hier, vor allen Festgenossen, verlangt er unvermittelt von ihr, sie solle bezeugen, daß Christus Gott sei. Da sie in trotzigem Schweigen verharrt, erklärt der Erzbischof den Bund für gelöst. Walther zieht zum Kaiser, kehrt ruhmgekrönt zurück, erbittet sich seiner Mutter Segen und vermählt sich mit der schlichten, aber frommen Amaranth.



Oskar von Redwitz.

(Nach einer Zeichnung von Carrens, gestochen von Schultheiß).

Man sieht, das Gedicht vertritt im Grund eine gesunde Idee; aber es bringt sie durch ungeschicktes Gebahren in Mißkredit. Es ist reich an schönen Stellen; aber seine Figuren sind Marionetten, die an den Drähten römisch-katholischer Gesinnungstüchtigkeit tanzen. Sie sind innerlich hohl.

Die folgenden Erzeugnisse zeigten Redwitz noch in den nämlichen Bahnen. Allmählich aber verwandelte sich der weihrauchverstreuende Rom-Schwärmer in einen hausbacken liberalen Reichsbürger. Seine historischen Schauspiele **Philippine Welser** und **Der Zunftmeister von Nürnberg** (1859 und 1863) fanden eine Weile vielen Beifall. Die Einigung der Deutschen unter Kaiser Wilhelm I. feierte der Dichter in seinem „**Liede vom neuen Deutschen Reich**", 450 Sonetten! In seinen Roman „**Hermann Stark**" (1869) verwob er viele Erinnerungsbilder aus seinem Leben, und in Gegensatz wider Rom trat Redwitz in seinem Epos „**Odilo**" (1878): Verherrlichung freien Menschentums gegenüber dem Mönchswesen, der Naturwissenschaften gegenüber dem Christentum, des Arztes gegenüber dem Geistlichen; auf den Trümmern des Klosters Maria-Gnaden ein Irrenhaus. — Gemäßigt liberal und patriotisch erscheinen auch Redwitzens letzte Werke: „**Ein deutsches Hausbuch**" und „**Hans Wartenberg**".

Redwitz, geboren zu Lichtenau bei Ansbach, verlebte seine Jugend — sein Vater war Gefängnisvorsteher — in Kaiserslautern, Speyer und Weißenburg,

wurde Rechtspraktikant und vollendete sein Epos Amaranth bei täglich neunstündiger Bureauarbeit, vertiefte sich unter Karl Simrock in Bonn in mittelhochdeutsche Literatur, wirkte kurze Zeit als Professor in Wien, zog sich nach seinem Gute Schellenberg und dann eines asthmatischen Leidens wegen auf den Schillerhof in Meran zurück und starb 1891 in der Heilanstalt St. Gilgenberg bei Bayreuth.

Durch und durch erfreulich und erquicklich erscheinen drei andere katholische Dichternaturen: Der schon mehrmals erwähnte Karl Simrock, Friedrich Wilhelm Weber und Annette Elisabeth Droste von Hülshoff, das geniale Freifräulein aus Westfalen, das wir in einem folgenden Kapitel besprechen werden.

Karl Simrock.
(Nach einer Photographie.)

In Karl Simrock (1802—76) verehren wir den hervorragenden Germanisten. (Vergl. S. 4.) Mit Nibelungenlied und Gudrun bleibt sein Name ebenso unzertrennlich verknüpft wie der von Johann Heinrich Voß mit Ilias und Odyssee. Zahlreiche Schätze der alten Dichtung hat er durch seine Übersetzungsarbeiten der neuen Zeit zu eigen gemacht und in den lebendigen Nibelungenstrophen seines Epos „Wieland der Schmied" die blassen Umrisse eines alten Mythus zu einem anschaulich ansprechenden Ganzen abgerundet. Von seinen Gedichten sind namentlich zwei von Bedeutung geworden: Die Strophen zur Verherrlichung der Julirevolution in Frankreich —

„Große Dinge hat die Zeit geboren,
Groß und wundertätig ist die Zeit;
In drei Tagen ward ein Thron verloren,
In drei Tagen ward ein Volk befreit" —

entzogen ihm sein Amt im preußischen Staatsdienst und verschafften ihm damit die notwendige Muße zu seinen wissenschaftlichen Arbeiten, und allbekannt ist seine „Warnung vor dem Rhein":

„An den Rhein, an den Rhein, zieh nicht an den Rhein!
Mein Sohn, ich rate dir gut.
Da geht dir das Leben zu lieblich ein,
Da blüht dir zu freudig der Mut." ...

Ein Lyriker und Epiker ersten Ranges und damit einer der bedeutendsten Dichter überhaupt ist Friedrich Wilhelm Weber (1813–94). Sein Epos Dreizehnlinden, seine Gedichte, das war wieder einmal Poesie, woran man in stillen Stunden das Herz erlaben, die man auch im Familienkreise vorlesen, Töchtern und Jünglingen schenken kann, und doch markig und männlich. Wem Geibel in vielen seiner Lieder zu weich, der greife zu Friedrich Wilhelm Weber, und macht der Dichter mitunter einen energischen Ausfall gegen diese und jene — nur selten stimmen wir nicht mit ihm überein; solches Gewürz nehmen wir lieber in den Kauf, als Gemälde voll schwüler Sinnlichkeit, von denen wir uns nicht anfechten lassen wollen und ohne die doch so mancher Neuere nicht auszukommen meint. Es ist aber charakteristisch für Webers Art und macht seiner Bescheidenheit alle Ehre, daß er erst 65 Jahre alt seinen Sang von Dreizehnlinden erscheinen ließ und seine Gedichte noch drei Jahre später, auf Drängen der Freunde (1881).

„Das ist so recht Westfalenart:
Fromm, sinnig, weich, nicht überzart,
Zäh, treu, auch trotzig — deutsche Leute:
So waren sie, so sind sie heute."

Der Sohn eines unbegüterten Försters, konnte Friedrich Wilhelm Weber, geboren zu Alhausen in Westfalen, nur „mit Not vollenden die Laufbahn durch die lateinische Schul und die teuere Akademie durch", zu Paderborn, Greifswald und Breslau. Später durfte er Österreich, Italien und Frankreich durchwandern. Seine praktische Tätigkeit fand er als Brunnenarzt in Driburg, Lippspringe und Thienhausen bei Pyrmont wie von 1861–92 als Abgeordneter des Deutschen Parlaments, in dem er dem Zentrum angehörte. Er starb zu Nieheim bei Höxter.

In seinem herrlichen Lied „Auf der Pilgerfahrt" sang er:

„In Gottes Namen fahren wir;
Denn unires Bleibens ist nicht hier
In diesem Tal der Sorgen.
Den Gürtel fest, den Stab zur Hand!
Wir reisen in ein schönes Land,
Das liegt weitab gen Morgen.

So weit, weitab! Der Gang ist schwer:
Die Wüste flammt, es braust das Meer,
Viel Feinde drohn und schleichen.
Jerusalem, du hohe Stadt,
Dich werden wir, ob müd' und matt,
Nach Kampf und Not erreichen!

Nun stoß mich nicht, mein Nebenmann,
Und sieh mich nicht so trutzig an!
Was tat ich dir zuleide?
Schwer ist der Gang so dir wie mir,
Gib mir die Hand, gern geb' ich dir
Die Hände alle beide!

Der Pfad ist rauh, der Steig ist schmal,
Er klimmt zu Berg, er stürzt zu Tal,
Hat Schrunden viel und Spalten.
Dem Waller frommt ein Raphael,
Drum mag sich treu der Fahrtgesell
Zum Fahrtgesellen halten.

Am Born im Grunde laß uns ruhn,
Ein Veilchen ab die Bürde tun,
Dann fröhlich fürbaß ziehen.
Und wo am Kreuz die Linde weht,
Abseits im Dorf das Kirchlein steht,
Da laß uns betend knieen.

Was kümmert uns der Braus und Schall,
Auf breitem Weg und überall
Der Welt Gewühl und Toben?
Wir schreiten still den schmalen Steig,
Demütiglich, doch hoffnungsreich,
Und Haupt und Herz gehoben.

Uns geht voran ein lichter Stern,
Wie einst den Königen, die fern
Vom Ost gepilgert kamen.
Er zeigt die Straße dir und mir
In dunkler Nacht; so fahren wir
Getrost in Gottes Namen!"

Sie sind nicht zahlreich, Webers Gedichte; aber jedes ist ein Edelstein und funkelt in seiner eigenen Art. Sie liegen nicht unter Sand und Kies: sie glänzen unmittelbar nebeneinander. Wir nennen z. B. „Das Glücksschiff". Auf das Fahrzeug wartend, sitzen die Gesellen bei Trunk und Scherz.

„Und mählich wurde stiller
Das jubelnde Gelag.
Fern hinter Rosenwolken
Verglomm ein Frühlingstag.
Und mitten in Rausch und Singen
Beschlich mich ein sehnend Weh
Da flog mit breiten Schwingen
Das Schiff hinaus in die See.

Es glitt so leicht von hinnen:
Die Woge wiegt es so lind.
In seinen weißen Linnen
Spielte der Abendwind.
Die goldnen Wimpel webten
In abendroter Glut,
Und fromme Lieder schwebten
Über die blaue Flut.

Es wars, das Glücksschiff war es,
Das leise vorüberfuhr;
In duftiger Abendbläue
Verdämmerte seine Spur:
Es war's, es hatte unter:
Doch hatten wir fern nicht acht
Wir hatten zu lustig gesungen
Wir hatten zu laut gelacht.

Verstummt und ganz verschollen
Ist Lachen und Liederklang.
Tiefdunkle Wolken rollen
Das Wolkengebirg entlang.
Trostlose Blicke durchirren
Des Meeres Unendlichkeit.
Wie fern das Schiff, wie ferne!
Wie weit das Glück, wie weit!"

Wir nennen ferner das prächtige Lied von der „Feldmusik und Waldmusik", das mit einem die ganze Seele füllenden Wohllaut alles verführt was draußen zwischen Himmel und Erde das Ohr erfreut, mit dem Schluß:

„Und fährt der Herr in der Wetternacht,
Dann leuchten die Speichen, die Achse kracht.
Die Wolkenrosse mit flatternden Mähnen,
Sie schnauben Blitze, sie stampfen und stöhnen:
Ist große Musik und starke Musik,
Und die schönste, die beste Musik erschallt
In Feld und Wald.

Und muß ich sterben, das ist mir weh,
Dann legt mich unter Quendel und Klee,
Wohl zwischen den Wald und die grüne Heide.
Gern lausch ich immer auf alle beide,
Auf Feldmusik und Waldmusik.
Denn die schönste, die beste Musik erschallt
In Feld und Wald!"

Wir zitieren noch das „Wiegenlied":

„Hier legen wir gemach und lind
Ein sanft entschlafnes Menschenkind
In seine schmale Wiege.

Es träumt so süß bei Sang und Klang;
Kein Ohr erlauscht den stillen Sang
Der leisen Atemzüge.

Wir beten ihm zu Nacht und Ruh:
Wir decken ihm das Bettlein zu
Mit Blumen und mit Blüten,
Und ob wir auch von dannen gehn
Die Engel sollen bei ihm stehn
Und seines Schlummers hüten.

Die Engel halten treue Wacht:
Sie werden es die ganze Nacht
Mit weichen Flügeln decken
Und früh bei lichtem Sonnenschein
Mit Gruß und Kuß das Schlaferlein
Zu tausend Freuden wecken!"

Wir nennen von Webers erzählenden Dichtungen: „Der Rabbi von Bagdad," „Zwischen Halde und Heerweg," „König Jerome," „Der Handschuh," „Im Hinterhalt," „Twardowsky," „In der Dorfkirche," „Im finstern Grunde," „Das Wrack," „Ein stiller Mann," „Seemannswitwe," „Die Zwergfrau," „Hans Höllenknecht," „Die Hunnen," „Sachsentrotz" und schließen das Buch, um nicht versucht zu sein, mehr zu zitieren.

Friedrich Wilhelm Weber.
(Nach einem Gemälde.)

Einen Gesang aus dem Epos „Dreizehnlinden" haben wir früher schon in unsere Darstellung eingeflochten. Er möge nun als Probe dienen (vergl. S. 47). Überaus einfach ist der Gang der Handlung, die das Gedicht uns in seinen Trochäen vorführt. In langem Krieg sind die trotzigen Sachsen durch das scharfe Schwert Karls des Großen überwunden und zur Taufe gezwungen worden und werden nun unter Ludwig dem Frommen durch fränkische Grafen regiert, und die Mönche der Benediktinerabtei Dreizehnlinden (wobei man an Corvey denken mag) sind bemüht, „durch Lieb und Lehre Trotz und Wahn zu überwinden". Aber Elmar, der Herr vom Habichtshofe, aus dem alten Geschlechte der Falken, ist im Norden auf Wikingsfahrten im heidnischen Glauben unterwiesen worden und der christlichen Kirche feind. Das hindert ihn nicht, mit Bodo, der als fränkischer Graf mild und gerecht im Rethegau waltet, freundschaftlichen Verkehr zu pflegen und in seinem Herzen eine tiefgeheime Neigung zu dessen Tochter Hildegunde zu nähren. Sie ist ihm gewogen; aber ihrer Verbindung steht Elmars Heidentum im Wege. Mit Svanahild, der steinalten Trude in einer Höhle des Waldes, hält er heimliche Beratung. Von dem auf ihn eifersüchtigen fränkischen Sendgrafen Gero hinterlistig verklagt und von der Gaugemeinde vogelfrei erklärt und des Landes verwiesen, reitet er traurig und trotzig weg, wird aber unterwegs meuchlings verwundet und sinkt vor den Mauern des Klosters Dreizehnlinden ohnmächtig vom Pferde. Er wird von den Mönchen aufgefunden und mit aller Sorgfalt verpflegt. In den Fieberträumen seiner Krankheitstage tauchen alte Erinnerungen aus seinen Wikingerfahrten auf; aber die Nebelbilder der germanischen Götter werden hell überstrahlt von Hildegundens lieblichem Bild. Die Belehrungen des Priors und die im Namen des Christengottes ihm erwiesene Wohltat stimmen ihn mild, gewinnen ihn für die neue Religion, und er läßt sich taufen. Inzwischen ist seine Unschuld an den Tag gekommen. Er kehrt zurück, wird von König Ludwig zum Nachfolger des verstorbenen fränkischen Grafen ernannt und vermählt sich mit dessen Tochter Hildegunde. Die Erzählung ist von herrlichen Naturbildern durchwoben, voll Romantik, wie sie sein soll. Der katholische Dichter bewegt sich da in einer Zeit, wo es noch nicht Katholiken und Protestanten gibt, sondern bloß Christen und Heiden, und den Kontrast zwischen germanischem Heidentum und Christentum hat er klassisch herausgearbeitet. Dreizehnlinden verdient seine immer neuen Auflagen.

Im Jahr 1892 ließ der Dichter, der zeitlebens unvermählt geblieben, noch ein hohes Lied der Entsagung folgen, die Erzählung „Goliath", in reimlosen Versen. Goliath wird um seiner Größe und Stärke willen der Norweger Olaf genannt, der, früh verwaist, von dem reichen Bauern Knud erzogen worden ist. Trotzdem der treue Knecht diesem und seinem Sohne das Leben gerettet, wird er, wie er es wagt, um des Bauern Tochter, die schöne Margit, zu werben, aus dem Hause gejagt. Bei Verwandten jenseits des Gebirges findet er in harter Arbeit ein kärgliches Brot. Nachdem der alte Knud unversöhnt gestorben, findet Margit Mittel und Wege, dem Geliebten Kunde von sich zu senden. Aber beide

ehren des Vaters Gebot und finden Frieden in der Entsagung. Sie sehen einander bloß jedes Jahr einen Sommertag lang. „Der Mensch ist ruhelos, so lang er heischt: doch die Entsagung macht ihn still und stark." Gegenüber den zahllosen Liebesromanen der Gegenwart ein heilsames Gegengewürz. Die Dichtungen Webers sind bald gezählt: aber sie wiegen ganze Stöße zeitgenössischer Werke auf. In einem Rückblick, „Am Amboß" betitelt, sagt er:

„Wohl träumten mir im Herzen tief
Viel wunderbare Melodien,
Ein Zauberwald, der schlief und schlief,
Den keine Frühlingssonne rief,
Zu Frühlingsschönheit aufzublühen.

Mir war ein andres Ziel gestellt:
Mir blieb nicht Zeit zu müßen Weisen.
Oft war die Brust wohl hochgeschwellt.
Doch „schaffen, schaffen"! rief die Welt,
Und rüstig griff ich nach dem Eisen.

Ob mirs gelang, bei Tag und Nacht
Mein Glück, mein eignes Glück zu schmieden?
Oft hab' ich andre froh gemacht
Und stets an mich zuletzt gedacht:
Ich diente — und mein Lohn ist Frieden.

Und mählich wird die Hand mir müd;
Bald schlaf ich in der stillen Kammer.
Zu Häupten legt dem toten Schmied
Den Amboß und sein letztes Lied;
Legt ihm zu Füßen Zang und Hammer!

Mit einer Flut katholischer Tendenz-Romane überschwemmte nach ihrem Übertritt zur römischen Kirche die abenteuernde, vom jungen Deutschland ausgegangene Gräfin Ida Hahn-Hahn (1805—80) die ihr ergebene Lesewelt. Welche Wandlungen auch ihr Leben durchmachte, — immer gleich blieb sich ihr Adelsstolz.

Ein vornehm gehobener, aber mehr akademischer als aristokratischer Zug ist einer Gruppe von Dichtern eigen, die man die Münchener nennt. Wie 1852 Emanuel Geibel, so hatte der kunstsinnige König Max II. noch eine Reihe anderer Sterne des literarischen Himmels in seine Nähe geladen. Von einer eigentlichen Schule zu reden, geht noch weniger an, als bei den Schwaben. Standen sie alle mit Geibel in Beziehung, hatten sie wie er von Platen gelernt, so stunden doch die meisten nach ihrer Gesinnung

Heinrich Leuthold.

(Nach dem Gemälde von Fr. Lenbach im Künstlergut zu Zürich. (Zum erstenmal veröffentlicht.)

abgrundweit von ihm entfernt. So z. B. ein Schweizer, der gemeinsam mit Geibel fünf Bücher französischer Lyrik übersetzte:

Heinrich Leuthold (1827—79, geboren zu Wetzikon im Kanton Zürich aus unseligen Familienverhältnissen herausgewachsen und mit juristischen Studien niemals zu einem ordentlichen Abschluß gekommen, tauchte nach anregenden Reisen im Süden 1857 in München auf, spielte in der Dichtergesellschaft „Krokodil" die Rolle des mephistophelischen Schalks und war vorwiegend kritisch und als Mitarbeiter verschiedener Blätter in Frankfurt, Stuttgart und wieder in München auch politisch tätig. Ein Opfer ungezügelter Leidenschaften, wurde der Dichter von einem Lungenübel und 1876 vom Wahnsinn ergriffen und endete drei Jahre später nach völliger Verdumpfung in der Irrenanstalt Burghölzli bei Zürich.

Leutholds Gedichte, erst im Jahr seines Todes von Bächtold und Gottfried Keller gesichtet und gesammelt herausgegeben, Lieder, Satiren, Ghaselen, Sonette, Oden, Epigramme und das Epos Penthesileia bezaubern durch ihren vollendeten Wohllaut. In einem Ghasele sagt er:

„Wenn Meister auch der Kunst zu sein vielleicht nicht meine Sendung ist,
Der Kunst, wo Maß um jeden Ton und Anmut jede Wendung ist,
Wo, wie ein Purpurmantel stets sich eine stolze, edle Form
Um Hohes oder Schönes schmiegt und Harmonie die Endung ist:
Doch lieb' ich sie. — O wüßten die, die mich ob dieser Neigung oft
Getadelt, wie ihr Tadel falsch, ihr Urteil voll Verblendung ist!
O, wüßten sie, wie der Genuß, der Seele Wohllaut hinzustreun
Im Liede eine göttliche, erhabene Verschwendung ist!
Doch weitab liegt das Ziel des Ruhms; — schon muß auf hoher Stufe stehn
Der Dichter, um erst einzusehn, wie fern er der Vollendung ist." —

Einem jungen Dichter ruft Leuthold zu:

„Laß das Handwerk klappern und feile Hände
Laß den Lorbeer winden um niedre Stirnen!
Ewig ist das Wesen der Kunst, und jene
Dienen dem Tage.

Leihe nicht dein Lied dem Gezänk der Menge!
Nachtigallen fliehn das Geräusch des Marktes;
Doch im Stillen strebe der Flug der Seele
Früh nach Vollendung.

Lerne viel und ziehe zu Rat die Meister,
Aber bleibe treu der Natur! An jenen
Reift der Geist; doch diese verleiht dem Herzen
Ewige Jugend."

Zügellosen Ausbrüchen glühender Leidenschaft folgen Stimmungsbilder von rührendem Schmelz. Man betrachte:

Die Kapelle am Strande.

„Langsam und kaum vernehmbar teilt
Die wellenlose Flut der Kiel;
In meiner Seele zittert nach
Der Ton aus einem Saitenspiel.

Horch! Dieser sanft gedämpfte Laut,
Der Erd' und Himmel mild versöhnt ...
Das Abendläuten ist's, das fern
Von der Kapelle niedertönt.

Bescheiden von dem Felsgrund sieht
Sie übers Meer, so endlos weit;
— So schauet wohl ein fromm Gemüt
Hinüber in die Ewigkeit."

Oder man höre, wie der Dichter seine Großmutter anredet:

„Wie floß von deiner Lippe milde Güte!
Bei deinem Beten senkte sich der Glaube
Einst friedespendend, eine weiße Taube,
Hernieder auf mein kindliches Gemüte.

Was damals sanft in meinem Busen glühte,
Ward nun dem Geier der Vernunft zum Raube,
Und hingewelkt ist mir im Wüstenstaube
Des Lebens jede frische Jugendblüte.

Einst liebtest du mich, o laß dich bewegen,
Gib einmal noch in stiller Abendstunde
Mir des Gebetes frommen Kindersegen!

Doch, ach! Zu tief ist meines Herzens Wunde,
Das schöne Land der Kindheit zu entlegen,
Und du — liegst längst verscharrt im kühlen Grunde!"

Ja wir stoßen auf Verse wie „Meines Kindes Abendgebet":

„Der Tag ist um,
Und wiederum
Hat deine Macht
Dein Kind bewacht!
Und fort und fort
Bet' ich zu dir:
O Herr, mein Hort,
Sei du mit mir!" ...

Aber immer wieder bricht wie Nebel eine trostlose Wehmut herein:

„Was Großes auch der Mensch empfinde,
Was er erstrebe, was er finde,
Sein Tun und Denken sind nur Rauch
Im Winde; —
Der höchste Ruhm, was ist er auch?
Ein Hauch!
Will ich damit den Schmerz vergleichen,
Die Not, der Hoffnung früh Verbleichen,
Fühl' ich den Mut zum Leben fast
Entweichen:
Dann wünsch' ich oft von so viel Last
Mir Rast." 2c.

Leidenschaften, aber kein Zaum, sie zu zügeln — Versprechungen, aber kein Ernst, sie zu halten — Wunden, aber keine Wunder, sie zu heilen — Armut, aber keine Geduld, sie zu tragen — Gewissensbisse, aber kein Glaube, sie zu tilgen — Hoffnungen genug, die zu Wasser werden, aber keine Hoffnung des ewigen Lebens — das ist „der brodelnde Hexenkessel der modernen Kultur, aus welchem die Dünste des Pessimismus aufsteigen," namentlich auch in der Poesie. „Laßt den Trost!" ruft uns Leuthold zu,

„Laßt den Trost! er ist vergebens;
Denn ich fürchte, was so bange
Mich beschleicht, sogar im Drange
Meines Strebens,
Ist der Schmerz verlornen Lebens!"

Durchaus als Kunstpoet wie Platen erscheint der Graf Adolf Friedrich von Schack aus Schwerin (1814—94). Der Begründer der berühmten nach ihm benannten Gemäldegallerie in der Isarstadt vermochte mit seinen formschönen Dichtungen niemanden recht ans Herz zu greifen und z. B. in seinem Epos von der Salamisschlacht „Die Plejaden" geht er in der Schilderung der Versuchung seines Helden entschieden weit über den Strich dessen hinaus, was nötig und — sagen wir — „schön" gewesen wäre. Berühmt sind seine „Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien" wie manche seiner Übertragungen.

Von einer weitern Gruppe von Münchenern — Lingg, Grosse, Hertz, Heyse, Hopfen, Wilbrandt, Jensen, Greif u. a. hat jeder in seinem Teil so viel zusammengedichtet und geschichtet, mancher aber so wenig gesichtet, daß sie einander wechselseitig und daß die Werte der Einzelnen untereinander sich im Schatten stehen und die Perlen meist unter viel Streu und Spreu hervorgesucht werden müssen. Solch eine Flut von Lyrik, Novellen, Romanen und Dramen, zumal von so einseitig erotischem Inhalt, kann denn doch zuletzt eigentlich nur für Müßiggänger bestimmt sein. Heyses Novellen allein in einem Zuge durchzulesen, wäre eine Arbeit von vielen Wochen; aber was wäre das Resultat? Um so strenger gebietet die Pflicht, zu unterscheiden und auszuscheiden.

Markiger als die meisten seiner Genossen erscheint noch der Bayer Hermann Lingg, geboren 1820 in Lindau, von Geibel „entdeckt" und in die Öffentlichkeit eingeführt. Seinen Dramen gebricht es an innerer Kraft. Seine Novellen suchten sich interessante Motive aus dem weiten Feld der Geschichte aus: Justinian und den Aufruhr im Zirkus, den Bilderstreit ꝛc. ꝛc. Sein Epos „Die Völkerwanderung" entrollt in glanzvoll gebauten Stanzen farbenprächtige Riesenbilder aus jener drangvollen Zeit, da unsere Väter das Erbe des römischen Reiches antraten, vermag aber über den ungefügen Stoff nicht Herr zu werden. Am zähesten werden einzelne Stimmungsbilder Linggs fortleben, denen die Musik ihre Verstärkung lieh, sowie historische Gemälde, unter denen immer noch das kräftige „Erzittre Welt, ich bin die Pest", am bekanntesten geblieben.

Weniger Anklang hat Julius Grosse aus Erfurt gefunden (1828—1902). Drei Bände zwar füllen seine phantasievollen „Gedichte", drei Bände die „Novellen", sechs Bände die „Erzählenden Dichtungen", sieben Bände die Dramen. Wir erwähnen „Gundel vom Königssee".

Wilhelm Hertz aus Stuttgart (1835—1902) ein Schüler Uhlands und bedeutender Kenner der altdeutschen Sage, ließ in treffsichern Formen „Tristan und Isolde" und Wolframs „Parzival" wieder aufleben. Aber die kurze Strophe:

„Auf deinen Wegen lernte ich
Zu hassen und zu lieben.
In Glück und Unglück irret mich
Kein Droben und kein Drüben!"

wird vollständig genügen, unsere Leser seinen schwülsinnlichen Dichtungen zu entfremden.

Ein „Tal von Civingo", wie der Dichter es fein geschildert hat, ein Gefilde mit betäubendem Rosenduft und entnervender Schwüle sind auch die hundert und mehr Novellen, Romane und Dramen dessen, der als zweites Haupt der Münchener Dichter erkannt wurde:

Paul Heyse, der Sohn eines Sprachgelehrten und einer Jüdin, geboren 1830 in Berlin, wurde von günstigen äußern Verhältnissen und einem feinen Dichtertalent leicht und sanft, ein verwöhntes Kind, ein „Liebling der Frauen", durchs Leben getragen. Was Leid ist, lernte er weder recht kennen noch mächtig schildern, um so getreuer dagegen ein leidenschaftliches „Sichausleben", Glück und Genuß. Sein Hauptstudium wurden Kunst- und Kulturgeschichte, und, seit 1849, in Rom, die romanischen Sprachen. Seit 1854 gehörte Heyse zur Münchener Runde; mit Geibel verband ihn nebst der Liebe zur Dichtkunst die deutsch-patriotische Gesinnung. Als Geibel die bayrische Pension verlor, verzichtete Heyse auch auf die seinige und lebte seitdem, noch heut in München, bloß seiner Muse.

Welcher Weltanschauung dieser Dichter huldigt, mögen die Verse bezeugen, die er 1871 auf den Tod seines zweiten Kindes schrieb:

„Hinweg den Schleier, den ich fern gehalten
Vom hellen Aug'! Er soll das Trübe mir
Auch jetzt nicht trocknen mit den weichen Falten.

Kein Einst und Drüben, nur ein Jetzt und Hier!
Erbetteln will ich nicht vom Selbstbetrug
Den feigen Trost. Das eine wissen wir:
Auch wir vergehn, und das ist Trost genug."

„In der Religion," sagte Paul Lindau, „ist Heyse mit sich ganz im klaren. Er predigt mit richtiger Überlegung und völliger Unbefangenheit seinen frisch fromm fröhlichen Atheismus." Daß ein solcher Mann den Kultus der Sinnlichkeit vertritt, in seinem Künstlerroman „Im Paradiese" die moderne Herrenmoral verherrlicht, in seinen „Kindern der Welt" für jede Erscheinung christlichen Lebens Hohn, für die Innere Mission sogar Beschimpfung hat, ist leicht verständlich, überhebt uns aber auch der Aufgabe, auf Heyses Werke hier anerkennend einzugehen. „Kann man auch Trauben lesen von den Dornen und Feigen von den Disteln?" Daß ein solcher Mann über ein reiches Erzählertalent, über bezaubernde, wenn auch beschränkte Kunstmittel verfügt, macht die Sache nicht besser. Auch der Atheist ist verantwortlich vor Gott für seine Einwirkung auf die Welt.

Im Vorübergehen erwähnen wir, daß Heyse sich trotz all seines Liebeswerbens um die Gunst des Theaterpublikums, trotz mehr als zwanzigmaligen Versuchs mit immer neuen Stoffen und Stücken, keine dauernden dramatischen Lorbeeren errang. Nur „Hans Lange" und „Colberg" haben gezündet.

Für das Drama sowohl wie für den Roman gebrach es Heyse an inneren Erlebnissen, an umfassender Menschenkenntnis. Seine Novellen, die viel

gepriesenen, viel gelesenen, legen erbärmliche Proben ab von seinem Mangel an Seelenkunde. „Lottka," „Die Rache der Vizgräfin," „Das Mädchen von Treppi" u. a. m. sind psychologische Ungeheuer. Die Motive sind von verzweifelter Eintönigkeit. In mehr als hundert Novellen die Liebe und nur die Liebe, als spielten daneben Treue und Ehrgeiz, Freiheit und Vaterland, Glaube und Rechtsgefühl keine Rolle! Und wäre es noch die echte Liebe! Recht besehen ist es bloß ihre sinnliche Schwester, ja vielfach leider die Lüsternheit. Exempel mögen wir gar nicht anführen. Die Menschen lauter reiche verächtliche Müßiggänger, Männer, Mädchen, Frauen, die ihre Zeit totschlagen, Grillen fangen, auf Eroberungen ausgehen; Italienerinnen, die sich dem ersten Besten, der ihnen begegnet, an den Kopf werfen, dem Fremden alle Geheimnisse auskramen, lauter Drohnen im Bienenstaat, schwammige Schauspieler, liederliche Maler, Großstadtbummler, Salonhelden, Banditen; nicht ein großes Ringen mit Leid und Elend, ein Streben nach sittlicher Vollkommenheit, eine alles besiegende Begeisterung wie etwa bei Gotthelf — überall nur — „Kinder der Welt"! Und wo ein Frommer den Kopf hereinstreckt, ist er ein Heuchler und ein Schurk! Grafen, Holzknechte, Mädchen, Greise, alle reden dasselbe Deutsch, dasselbe glatte Heysedeutsch. Dabei Wendungen wie: „Das Herz schlug ihr bis in den Hals hinein," oder: „Er schaute durch die blaue Brille, die er neben sich auf den Tisch gelegt, hinein in die Landschaft." So viel Schönes daneben von diesen Dichtungen gesagt werden kann, es ist deshalb Zeitverlust sich in mehrere zu vertiefen, weil man eben in den nämlichen Stunden viel Gesunderes kosten kann.

A. Wilbrandt.

Adolf Wilbrandt.
(Nach einer Photographie.)

Besseres ist leider auch von Hans Hopfen (1835 zu München geboren, wie Heyse Halbjude, lebt in Berlin) und Adolf Wilbrandt (1837 geboren, lebt in seiner Vaterstadt Rostock) nicht zu melden. Schon die Titel der Romane Hopfens: „Verdorben zu Paris," „Arge Sitten" deuten an, wes Geistes

Kinder sie sind. Eine vortreffliche Ballade ist seine „Sendlinger Bauernschlacht." Adolf Wilbrandts Römerdramen, „Arria und Messalina" z. B., sind sittlich stark anstößig. Die spätern sind besser.

Farbig, vielseitig, übersprudelnd, immer frisch erscheint in einer beinah unübersehbaren Zahl von lyrischen und epischen Dichtungen der Friese Wilhelm Jensen, Sohn des Landvogts von Sylt (geb. 1837, lebt in München). Seine Novellen „Magister Timotheus", „Die braune Erika," „Im Pfarrdorf," „Späte Heimkehr" werden als Werke voll sonniger Heiterkeit stark gelobt, manche seiner Romane wegen Vorliebe für das Grelle, Grausige herb getadelt. Hervorragend sind seine poetischen Erzählungen „Vor Sonnenwende" (1881), als deren Perle die traumhaft schöne „Maina" erscheint.

Hans von Hopfen.
(Nach einer Photographie.)

Mit den Münchenern nennt man in der Regel auch Bodenstedt, den wir an Rückert und Platen angereiht haben, ferner Scheffel und Riehl, die wir als Heimatdichter würdigen werden. Doch sei hier noch ein Jüngerer genannt, der in München lebt und auch seiner Art nach zu den Münchenern gehört: Martin Greif oder eigentlich Hermann Frey, geboren 1839 in Speyer, Katholik. Seine Dramen „Prinz Eugen," „Heinrich der Löwe," „Ludwig der Bayer" sind annehmbar, doch nicht hervorragend. Greif ist einer der besten unserer Lyriker. Aber leider fehlt ihm wie Lingg und anderen das kritische Unterscheidungsvermögen, so daß ganz Vortreffliches neben Flachem erscheint. Seine Reime sind vielfach zu abgedroschen, manche Schlußverse zu ordinär; Umstellungen und Flickwörter müssen die Strophen bauen helfen; manche seiner Sprüche sind Talmi („Wie du auch magst die Menschen schmälen, du mußt doch ihnen bei dich zählen" ꝛc.). Auswahl tut not.

Fäulnisduftende Sinnlichkeit macht die Werke mancher Modernen für jeden Gesunden, der gesund bleiben will, ungenießbar. Elemente solcher Krankhaftigkeit tauchen auch in den Werken eines Dichters auf, der uns im Übrigen durch hohe Begabung und ideale Gesinnung sympathisch erscheint: Robert Hamerling (1830—89). In den meisten seiner schwungvollen Dichtungen: „Venus im Exil" (1858), „Sinnen und Minnen" (1860), „Schwanenlied der Romantik" (1862), namentlich im „Ahasver in Rom" (1866), mit dem er einen durchschlagenden Erfolg errang, und im „König von Sion" (1869), worin das widerliche Leben und Ende des Wiedertäufers Johann von Leyden und seiner Genossen geschildert ist, malt er das Laster mit solcher Glut, mit solch Mackartschen Farben, daß die sittlichen Ideen daneben nicht mehr wirken können. Auch die späteren Werke sind nicht frei von bedenklichen Stellen: Aspasia ꝛc. Kampf zwischen Entsagung und Lebensgenuß bleibt das Thema aller Hamerlingschen Dichtungen. Das Leben gab freilich dem Manne Gelegenheit, an diesem Problem herumzuziffern. Denn als Sohn ganz armer Eltern zu Kirchberg am Walde an der böhmisch-mährischen Grenze geboren und als Lehrer nach Triest gekommen, wurde er von einem Unterleibsübel ergriffen, das ihn nie mehr dauernd verlassen wollte und ihn zu fast beständiger Rückenlage zwang. Er wohnte in Graz.

Wilhelm Jensen.
(Nach einem Gemälde.)

Seine äußern Verhältnisse waren durch ein kaiserliches Ruhegehalt und schöne Einkünfte gesichert. Aber gegen Kritik war er überempfindlich, und noch seine Erinnerungen „Stationen meiner Lebenspilgerschaft" zeugen von unzufriedener Stimmung. Seine letzte poetische Gabe war ein satirisches Epos „Homunculus" (1888) mit kecken Ausfällen wider die prahlende moderne Kultur.

Wir schließen diesen Abschnitt mit einem Blick auf den schon Seite 22 und 101 erwähnten Wilhelm Jordan, geboren 1819 als Sohn eines Geistlichen zu

Insterburg in Ostpreußen, durch das „Leben Jesu“ von Strauß dem Studium der Theologie entfremdet. 1848 Redner der Linken im Frankfurter Parlament, lebt in Frankfurt.

„Mit dir ist's aus an deinem letzten Tage,
Für immer aus; das wisse und ertrage.
Nur Eitelkeit und falsche Furcht begehrt,
Daß dauern soll, was keiner Dauer wert.“

So ruft uns dieser Jordan zu. Dann meint er noch:

„Dich tröste dies: Was du hinzu erwarbst
An Menschenwert, das bleibt auch, wenn du starbst.
Und das zu wissen zahlt im Leben schon
Unsterblichkeitsgefühl als Tatenlohn.“

Ein leidiger Tröster. Als Prophet der Darwinistischen Abstammungs- und Entwicklungslehre und des ödesten Materialismus ist dieser Dichter aufgetreten. Er hat der befremdlichen, nicht modernen, sondern modernen, altvermoderten Anschauung gehuldigt, Poesie sei ein Mittel, Erkenntnis festzuhalten und zu vererben, und all seine Kunst und Beherrschung der Form hat ihn nicht bewahrt vor verwunderlichen Verstößen gegen den guten Geschmack und vor lärmendem Selbstruhm. Seine Lehrdichtung geht oft nicht weit hinaus über mühsam stilisierte populär-wissenschaftliche Leitartikel. Seine ersten Gedichte stimmten in die Rufe des jungen Deutschland ein. Sein Weltanschauungsepos Demiurgos (1852—54) ermüdet durch trockene Weitschweifigkeit. Seine Romane „Die Sebalds“ und „Zwei Wiegen“ (1885 und 1887) erlauben sich seltsame Trivialitäten, Exkurse über Erdmagnetismus und den „überhaarten, kaum stecknadelkopfgroßen Reststummel des Maulwurfauges“, Blumenveredlung und Magenpumpe, Marsbewohner und heiße Bauchpflaster, auch Sätze wie: (bei Schilderung einer Schiffskatastrophe): „Auf den Stufen und in den Ausgängen

Wilhelm Jordan.
(Nach einer Photographie.)

wanden sich verendend oder Blut sprudelnd etliche Schwächlinge und mehrere Frauen, denen man das Genick abgetreten oder den Brustkasten eingedrückt." Selbst in das Hauptwerk von Jordans Leben, seine großartige, in vielen Partien wahrhaft glanzvolle Stabreim-Dichtung „Die Nibelunge" (1868 Siegfriedssage, 1874 Hildebrandts Heimkehr) spielt die moderne „Naturwissenschaft" verwunderlich herein.

Hören wir doch Gunther philosophieren:

„Denn Zuwachs durch Zuchtwahl für alle Zeiten
Lautet die Losung, nach der wir leben."

Und Hagen von Tronje:

„In feste Bahnen
Lenkt man das Leben; Verbot und Erlaubnis
Umspannen die Welt wie ein Spinngewebe.
Das nennen dann Milde und Menschenliebe
Die blöden Simpel und können's nicht sehen,
Daß die siegende Sanftmut zuletzt in ein Siechhaus
Die Erde verkehrt."

In den Tagen der Völkerwanderung! Neben prachtvollen Schilderungen fehlt es nicht an unschönen Stellen, so bei Siegfrieds Tode:

„Und am murmelnden Wasser das weiße Maßlieb
Stand nun geschminkt mit blutiger Schminke."

Der Verbreitung der „Nibelunge" kam es zu gut, daß der Dichter selber als wandernder Rhapsode von Ort zu Ort zog und die glanzvollsten Abschnitte meisterhaft vortrug. „Durchs Ohr" schmeichelte sich seine Dichtung dem Hörer ein, und „Durchs Ohr" ist ein Lustspiel Jordans betitelt, das viel Anerkennung gefunden hat.

„Es ward einmal in dieser dunklen Welt
Als Urgesetz der Liebe festgestellt,
Mit aufgeregten nix benachteten Sinnen
Den edlen Tausch der Seelen zu beginnen
Das aber ist ein Irrtum, daß die Augen
Zum ersten Botendienst am besten taugen
Nur allzuhäufig sind die schönsten Züge
Doch weiter nichts, als eine holde Lüge
Das Ohr dagegen läßt das tiefste Wesen

Der Seele dich mit deiner Seele lesen
Ob den Gedanken auch das Wort verhülle
Erheucheln läßt sich keine Wohllautsfülle.
Bist du nicht selbst voll schöner Harmonie,
Durch Kunst erlernt sie deine Kehle nie.
Wie jegliches Atom der Saite schwingt
Und deutlich offenbar wird, wann sie klingt,
So wird der ganze Mensch untrüglich wahr
In seiner Stimme Klang uns offenbar!

Religiöse Sänger des neunzehnten Jahrhunderts.

Stille Pfade geh ich gerne, wo nur wenig Wandrer ziehn.

A. Baumgartner.

Hört man manchen modernen Dichtern und Kritikern zu, so sollte man meinen, nirgends mehr rage ein Gotteshaus, nirgends weise ein Kirchturm zum Himmel, schalle in stiller Sonntagfrühe Glockengeläute und Orgelton, werde das Wort vom Kreuz gepredigt, sängen fröhliche Kinderstimmen ein christliches Lied, erquicke sich ein Stiller im Lande an Poesie, die „erhebt", ein Kranker auf seinem Schmerzenslager an geistlicher Speise zum ewigen Leben, an Trost über Tod und Grab hinaus, nirgends werde gebetet: „Dein Reich komme!"

Grausig lautet das „Glaubensbekenntnis" der „modernen Welt", wie es der Ästhetiker Fr. Th. Vischer in Stuttgart in grellem Kontraste zum „Unser Vater" ausgesprochen:

„Wir haben keinen
Lieben Vater im Himmel.
Sei mit dir im Reinen!
Man muß aushalten im Weltgetümmel
Auch ohne das.
Was ich alles las
Bei gläubigen Philosophen,
Lockt keinen Hund vom Ofen.
Wär' einer droben in Wolkenhöhn
Und würde das Schauspiel mit ansehn,
Wie mitleidlos, wie teuflisch wild
Tier gegen Tier und Menschenbild,
Mensch gegen Tier und Menschenbild,
Wütet mit Zahn, mit Gift und Stahl,
Mit ausgesonnener Folterqual,
Sein Vaterherz würd' es nicht ertragen,
Mit Donnerkeilen würd' er drein schlagen.
Mit tausend heiligen Donnerwettern
Würd' er die Henkerknechte zerschmettern.

Meint ihr, er werde in andern Welten
Hintennach Bös und Gut vergelten,
Ein grausam hingemordetes Leben
Zur Vergütung in seinen Himmel heben?
O, wenn sie erwachten in anderen Fluren,
Die zu Tod gemarterten Kreaturen:
„Ich danke!" würden sie sagen,
„Möcht' es nicht noch einmal wagen,
Es ist überstanden. Es ist geschehen.
Schließt mir die Augen, mag nichts mehr sehen.
Leben ist Leben. Wo irgend Leben,
Wird es auch eine Natur wieder geben,
Und in der Natur ist kein Erbarmen,
Da werden auch wieder Menschen sein,
Die könnten, wie dazumal, mich umarmen —
O leg' ins Grab mich wieder hinein!"

Wer aber lebt, muß es klar sich sagen:
Durch dies Leben sich durchzuschlagen,
Das will ein Stück Roheit.
Wohl dir, wenn du das hast erfahren
Und kannst dir dennoch retten und wahren
Der Seele Hoheit.
In Seelen, die das Leben aushalten
Und Mitleid üben und menschlich walten,
Mit vereinten Waffen
Wirken und schaffen,
Trotz Hohn und Spott,
Da ist Gott."

Aber „das Reich Gottes" ist auch noch da, und ob es tausende nicht sehen — denn es ist nicht von dieser Welt — es lebt und besteht. Und sind Christentum und Christen leider oft zweierlei und die Werke der Mission

und die äußeren Kirchenorganisationen mit ihren Nöten und ihren Mängeln nichts als die hölzernen Baugerüste, die man nach dem Bedürfnis neuer Zeiten ändern oder die man wieder wegreißen mag. — der Bau der unsichtbaren Kirche, dieser diamantene Bau, wächst fort; er wächst in die Ewigkeit hinein, und wir hören Lobgesänge von den Enden der Erde.

Die moderne Welt will Wirklichkeit, Wahrheit, „la vérité vraie," wie der Franzose sagt, und für die Wirklichkeit der Heilstatsachen, für die Wahrheit der unsichtbaren Welt haben viele keine Sinnesorgane oder wollen diese nicht betätigt wissen, und was nicht betätigt wird, das verkümmert. Die moderne Poesie soll von „Erdgeruch" durchwürzt sein — und Erdgeruch ist freilich eine herrliche Sache —, wenn er nicht etwa ganz vornehmlich aus den Abfällen der Großstadte stammt! Die moderne Kunst will „Leidenschaft", nicht bloß in Drama Roman und Novelle, auch in der Lyrik. Ein Gottesmensch aber hat mit Gotteskraft ‚die Leidenschaft' überwunden und ehrt statt ihrer — die Begeisterung. Für die von Paulus in 1. Kor. 13 gepriesene Liebe haben viele Moderne wenig Verständnis; der Geschlechtsliebe dagegen huldigt ihre Dichtung so „leidenschaftlich", daß es bedauerlich eintönig wird. Das Leben hat der Leiden, der Greuel, der Rätsel viel; weil aber Sänger wie Spitta und Gerok nicht am Elend der Erde haften bleiben, nicht mit Vorliebe klagen und jammern, vielmehr lieber erbauen und trösten, so sollen sie — keine Dichter sein!

Ergreifend tont in modernen Dichtungen die Klage über verlorene Hoffnungen, die herrschenden Übel, den nahenden Tod, die Sehnsucht nach Ruhe, nach Glück, nach Frieden. Aber die Sehnsucht tastet im Dunkel.

Hebbel ruft den Jünglingen zu:

„Betet dann, doch betet nur
Zu euch selbst, und ihr beschwört
Aus der eigenen Natur
Einen Geist, der euch erhört!"

Vor ‚des Daseins rätselvollem Schmerz' fühlt Heyse sich das Herz zusammenkrampfen. Weitbrecht klagt

In dunkler Stunde.

„Nimm mir dies Heimweh auch, dies grenzenlose,
Dies Himmelsheimweh nimm mir weg, Gedanke,
Das mir die Seele wund und müde quält!
Du nahmst mir alles, alles, was ich hatte,
Des Glaubens süßen Wahn, der Liebe Wärme,
Die Gottesfülle in der eignen Brust —
Du nahmst mir alles, eines um das andre,
Mit kalter Hand, mit ruhig sichrem Lächeln:
Nur jenes Heimweh hast du mir gelassen!
Unendlichkeit verlangend schreit es auf
Im tiefsten Herzensgrunde immer wieder,
Es ruft, es klagt, es fragt, — doch ohne Antwort
Starrst du mich an in kahler, kalter Ruhe. —

Karl Gerok.

(Nach einer Photographie.)

Du hast sie nicht, die Antwort; nur der Glaube,
Er hätte sie — den hast du mir verscheucht -
Die Liebe auch, die hast du mir genommen
Und meinen Gott dazu — so nimm denn auch
Dies grenzenlose Heimweh weg, Gedanke!"

Das Christentum einzig stillt dieses Heimweh. Es hat Antwort, Ruhe und Frieden.

Ein wiedererwachtes Glaubensleben ließ in der neuen Zeit allenthalben auch neue Quellen religiösen Singens und Sagens aufsprudeln, und namentlich zeigte sich Württembergs Boden voll lebendigen Wassers.

Der Vater des neuern Kirchenliedes nach Novalis und Ernst Moritz Arndt ist Albert Knapp (1798 bis 1864).

Nicht bloß hat er zahlreiche Lieder geschaffen, die auch vor dem Klange der Orgel nicht zu Schanden werden — wir nennen: „Eines wünsch ich mir vor allem andern," „Einer ist's, an dem wir hangen," „Früh laß mich deine Gnade hören," „Geh zum Schlummer ohne Kummer," „Nicht menschlicher Rat noch Erdenverstand," „Schöpfer meines Lebens" und unter manchen andern das Eine Missionslied „Hier stehen wir von nah und fern" — er hat namentlich auch durch zwei Unternehmungen auf lange hinaus und auf weite Kreise nachhaltigen Einfluß ausgeübt. Von 1832—1853 gab er die Christoterpe (Christenfreude) heraus. Die besten Namen evangelisch gesinnter Schriftsteller in Deutschland fanden in diesem Jahrbuch einen Sammelpunkt und die gebildeten Laien in Prosa und Poesie herrliche Gaben zur Stärkung des Glaubens*). 1853 ein-

A. Knapp.

Albert Knapp.
(Nach einem Gemälde.)

*) Von Knapp zur Beteiligung eingeladen, lehnte Gustav Schwab mit den Worten ab:

„Keinen gellernden Knapp und keinen knappernden Gellert!
Laßt an Seele und Leib jeden, wie Gott ihn erschu'!"

gegangen, lebte es 1880 als „Neue Christoterpe" wieder auf, herausgegeben von Wilhelm Baur, Emil Frommel und Rudolf Kögel, nach deren Tode von Max Vorberg und heute in Verbindung mit S. Keller, Chr. Rogge, L. Weber ꝛc. von Reinhard Mumm. Knapp wandelte auch Entdeckerwege. Die Lieder Gottfried Arnolds und Zinzendorfs enthob er der Vergessenheit, gab als „Lieder einer Verborgenen" die Poesien der Schweizerin Meta Heußer heraus, desgleichen die Gedichte von Heinrich Puchta. Und 1837 übergab er der Öffentlichkeit seinen bekannten „Evangelischen Liederschatz für Kirche und Haus". In seinem Schmerz über die Kirchengesangbücher, „in denen das Geistlosesein zur Ästhetik gehörte und ein weggebissenes e weit größere Gewissensbisse gemacht hatte, als das weggebissene Kreuz Christi," ging er daran, unter fast hunderttausend Liedern Spreu und Weizen auszuscheiden, unbekanntes Gut zu finden, alte Formen wiederherzustellen. Die Sammlung bot 3590 Nummern mit biographischen Mitteilungen sämtlicher in ihr vertretenen Dichter und bildete für die dringend gewordene Gesangbuchreform das notwendige Fundament.

Geboren als Sohn eines Justizrates in Tübingen, studierte Knapp nach einer an verschiedenen Orten verlebten Jugend in seiner Vaterstadt Theologie, beschäftigte sich aber lebhaft auch mit Klopstock, Goethe und Shakespeare. Seine Seele fand keinen Frieden, bis er sich ungeteilt Christo ergab; das tat er mit solcher Entschiedenheit, daß er als Vikar in Feuerbach seine bisherigen Gedichte verbrannte. „Ich habe," bekannte er später, „zu jener Zeit meine Hörner am Berge Sinai fürchterlich abgelaufen und das, was der Jude durch Werke zustande bringen will, durch eigenwilliges Gebet im Gefühle zu erstreben gesucht, dennoch aber die ewige Heilsordnung des Neuen Testaments dadurch nicht zu beugen vermocht." Aus vollem Frieden und gereiftem Glauben entsprudelte ihm in Gaisburg ein Quell frommer Lieder.*)

„Es ist doch schade," höhnte Fr. Vischer, „daß Homer keine Pfarre besaß und Virgil keinen Konfirmandenunterricht erteilte. Es riecht nun bei Albert Knapp, an dem wir einen Prachtkerl verloren haben, alles muckerhaft und pastörlich." Aber wohl durfte Gerok Knapp anreden:

„Nicht „knapp" hast du dein Christenkleid geschnürt.
Asketisch farblos, puritanisch enge,
Und dich und uns um Gottes Lob verkürzt
Für seiner Wunder buntes Prachtgedränge." ...

*) Die Geschichte eines dieser Lieder ist bekannt. Knapp saß vor seiner Predigt. Da kam ein Schlossergesell und bat ihn, ihm für die Konfirmation der Meisterstochter ein Lied aufzuschreiben, wozu die schwielige Schlosserhand sich nicht geschickt fühlte. Knapp versprach es für den nächsten Morgen. Der Gesell hatte nur an die Abschrift eines passenden Kirchenliedes gedacht; aber Knapp schrieb jenes seelenvolle, den Geist des Heiligtums atmende Bekenntnislied:

Eines wünsch ich mir vor allem andern,
Eine Speise früh und spät;
Selig läßt's im Tränental sich wandern,
Wenn dies eine mit uns geht!" —

Ahnungslos, welchen Schatz er gewonnen, trug der Schlosser das Gedicht von dannen. Es wurde später entdeckt, ohne Wissen des Verfassers gedruckt und macht seitdem seinen Gang durch die Gemeinde Gottes.

Zu seinen Poesien gehören auch schwungvolle Hohenstaufengedichte. So tief er's beklagte, daß Goethe und Schiller an Christi Kreuz vorübergegangen, so hatte er doch bei Goethes Tod und bei der Enthüllung des Schillerdenkmals in Stuttgart hohe Worte der Anerkennung für sie. Goethe redet er an:

„Um dich einst feuchteten die Jünglingswange
Mondhelle Tränen der Bewunderung,
Wenn überweht von deinem Harfenklange
Zum Himmel strebte meiner Seele Schwung,"

und den Schillerverächtern trat er mit den Worten entgegen:

„Nein, edler Geist, den ich in Jünglingstagen
Mit flammender Begeistrung liebgewann,
Nein, holder Geist mit deinem Flügelwehen,
Du sollst mich nie bei deinen Feinden sehen!"

Von 1836 an wirkte Knapp als Pfarrer und Seelsorger an der Hospitalkirche in Stuttgart. 1863 hielt er seine letzte Predigt, und am 18. Juni 1864 entschlief er.

Im Feuer der ersten Liebe wurde der Schatz der Kirchengesänge durch zahlreiche kernhafte Missionslieder bereichert. Von Pastor Fr. Ad. Krummacher in Bremen (1768—1845), auch bekannt als Parabelerzähler, stammt das poesievolle:

„Eine Herde und ein Hirt!
Wie wird dann dir sein, o Erde,
Wenn sein Tag erscheinen wird!
Freue dich, du kleine Herde:
Mach dich auf und werde Licht!
Jesus hält, was er verspricht.

Hüter, ist der Tag noch fern?
Schon ergrünt es auf den Weiden,
Und die Herrlichkeit des Herrn
Nahet dämmernd sich den Heiden.
Blinde Pilger flehn um Licht:
Jesus hält, was er verspricht.

Komm, o komm, getreuer Hirt,
Daß die Nacht zum Tage werde!
Ach, wie manches Schäflein irrt
Fern von dir und deiner Herde!
Kleine Herde, zage nicht!
Jesus hält, was er verspricht.

Sieh! das Heer der Nebel flieht
Vor des Morgenrotes Helle,
Und der Sohn der Wüste kniet
Türstend an der Lebensquelle;
Ihn umleuchtet Morgenlicht:
Jesus hält, was er verspricht.

Gräber werden aufgetan;
Rauscht, verdorrete Gebeine!
Macht dem Bundesengel Bahn!
Großer Tag des Herrn, erscheine!
Jesus ruft: Es werde Licht!
Jesus hält, was er verspricht.

O des Tags der Herrlichkeit!
Jesus Christus, er die Sonne,
Und auf Erden weit und breit
Licht und Wahrheit, Fried' und Wonne!
Mach' dich auf! Es werde Licht!
Jesus hält, was er verspricht."

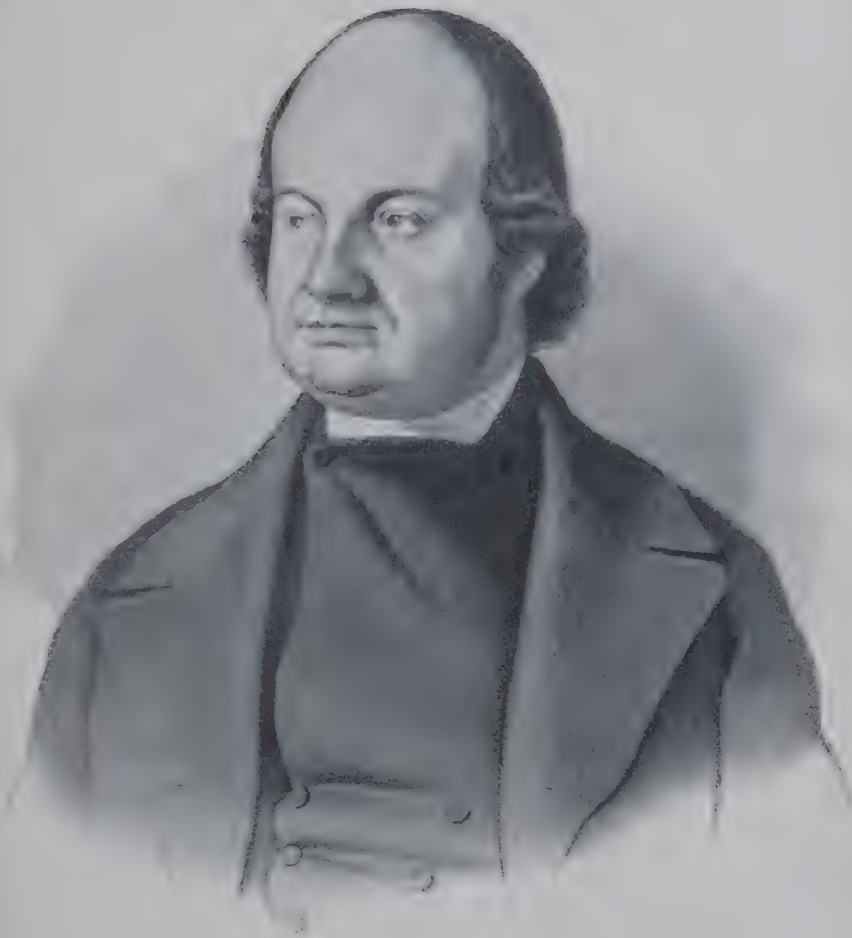
Ein anderes Kleinod schenkte der Missionsgemeinde Professor Bahnmaier in Tübingen (1774—1841): „Walte, walte nah und fern, allgewaltig Wort des Herrn." An den herrlichen Missionseifer des Pfarrers Christ. G. Barth in Möttlingen (1799—1862) erinnert das feuersprühende: „Der du in Todesnächten." Näheres über den prächtigen Mann, den Beherrscher einer langen Reihe von Sprachen und Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften, dieses echt schwäbische

Original, lese man z. B. nach in Gareis, Geschichte der evangelischen Heidenmission.

Pfarrer G. Baumann in Remnath (1794—1856) gab das Lied: „Der im Heiligtum du wohnest." Der Bibelmann Chr. Heinrich Zeller, dieser kerntüchtige Armenerzieher, (1779—1860) hinterließ die „Lieder der Armenanstalt Beuggen", von denen manche Gemeingut geworden, („Treuer Heiland, wir sind hier.") Albert Zeller „Lieder des Leides." Pfarrer Kern in Mühlacker u. a. das Abendmahlslied „Wie könnt ich sein vergessen". Pfarrer Fr. Jul. Krais in Oferdingen unter zahlreichen Gesängen das eigenartig ergreifende Passionslied: „Wie bist du, Heiland, mit der Krone der Leiden herrlich doch geschmückt!"

S. A. Krummacher.
(Nach einem Stich.)

In viel weitern Kreisen wurde Karl Gerok bekannt. In hunderttausenden von Exemplaren sind seine „Palmblätter" unter Protestanten und Katholiken verbreitet. Gerok, 1815 zu Vaihingen geboren, verlebte seine Jugend in Stuttgart, wo sein Vater als Diakonus an der Stiftskirche wirkte. Mit Freude gedenkt er in seinen „Jugenderinnerungen" der Ferientage bei seinen beiden geistlichen Großvätern auf dem Lande. Im Vaterhaus herrschte Familienglück und bei allem Ernst unter den zwölf Kindern ein fröhlicher Geist. Von 1832 an studierte Gerok im Tübingerstifte Theologie. „Die spezifische Blüte und der provinzielle Ruhm meines Heimatlandes," sagt er, „hängt wirklich mit diesen Klostermauern zusammen. Und jener milde, melanchthonische Geist unserer Landeskirche, jene dogmatische Weitherzigkeit bei aller Entschiedenheit des Bibelglaubens, jene brüderliche Verträglichkeit bei aller Mannigfaltigkeit der theologischen Standpunkte, wodurch sich unsere Landesgeistlichkeit immer noch kennzeichnet, sie mag allerdings teilweise auf Rechnung des schwäbischen Naturells kommen — aber sie ist gewiß auch mit auf das Zusammenleben der theologischen Jugend unter einem Dach zurückzuführen." Nachdem Gerok als Pfarrgehilfe in seiner Vaterstadt gewirkt, führten ihn 1839 ein längerer Aufenthalt in Berlin und Wande-



Ph. Spitta.

Ph. Spitta.

(Nach einer Zeichnung von A. Hunger.)

rungen in Norddeutschland eine Fülle neuer Anschauungen zu. Vom Harz aus schrieb der Student an die Eltern: „Nie werden diese prachtigen Wälder und die stillen Vergißmeinnichttäler, die wolkenhohen Bergesgipfel und die kühlen Felsschluchten mit den schäumenden, silbernen Sturzbächen, die einsamen Hüttenwerke zwischen Tannenwäldern, die düsteren Eisenhämmer und die freundlichen Dörfer mit den Burgruinen drüber und das stille Völkchen der Bergleute aus meinem Gedächtnis verschwinden." Dreieinhalb Jahre wirkte Gerok als Lehrer am Tübingerstift. Eine Tochter des Obertribunalrats von Kapf, die er lieb gewonnen, wurde ihm plötzlich durch einen Unglücksfall auf einer Wagenfahrt entrissen; nachdem er sich von dem Krankenlager erholt, auf das der jähe Schmerz ihn geworfen, wirkte er fünf Jahre als Diakon in dem Landstädtchen Böblingen und fand in der Schwester der früheren Geliebten eine Gattin, die ihm eine sonnige Häuslichkeit schuf, wie er sie mehrmals besungen.

„Derweil ich saß in meinem Gram verschlossen,
In finstrer Nacht, einsam und tränenblind,
Hat leise sich, von Engelshand begossen,
Ein Rosenkelch entfaltet, süß und lind,
Und vor mir steht, von Jugendreiz umflossen,
Verjüngt und frisch mein längst begraben Kind,
Und lächelnd führt der Engelschwester Segen
Ihr Ebenbild auf Erden mir entgegen."

Von 1849 weg amtete Gerok dann einundvierzig volle Jahre in seiner Vaterstadt Stuttgart als Seelsorger und Kanzelredner, evangelisch entschieden, aber mild und friedlich und starb am 14. Januar 1890 als Prälat und Oberhofprediger nach reich gesegneter Tätigkeit.

Zeitlebens hielt Gerok hohe Stücke auf Goethe. Aber darin gleicht er mehr seinem Landsmann Schiller, daß er wie dieser nicht Lieder zum Singen, sondern Gedankenlyrik zum Deklamieren und darunter wahre Prachtstücke geschaffen; fast alle von edlem Schwung getragen, manche schalkhaft oder hausbacken verständig, alle lebhaft empfunden, klar und durchsichtig, von kristallener Reinheit und Feinheit, nur ganz selten geschlossene Knospen, alle auseinandergefaltet, volle Rosen und offene Lilien, wie geschaffen zu stiller Erbauung. Sie wirken wie edle biblische Bilder, sie haben Unzähligen die unsterblichen Tatsachen und Wahrheiten der Bibel wieder nahegebracht und lebendig gemacht. Wer gegen alles, was biblisch ist, was an Kanzel und Kirche erinnert, einen ausgesprochenen Widerwillen hat, von dem kann man nicht Freude an Gerok verlangen; nur soll er ihm nicht aus diesem Grunde kurzweg die Dichterkraft absprechen, wie es grüne Jungen getan.

Religion, Vaterland, Natur, Familie sind die Sterne, die Gerok leuchten. Vierzig Jahre alt war er geworden und noch war keines seiner Gedichte bekannt. „Paulus im Sturm" wurde ohne sein Wissen gedruckt und fand reichen Beifall. Auf Weihnachten 1856 wurden die „Palmblätter" aufgelegt. „Soll ich das ganze nicht lieber noch bleiben lassen? Ich habe mehr Sorge dabei, als wenn

ich zum erstenmal auf die Kanzel stiege. Jetzt ist's noch Zeit zurückzugehen" schrieb er an Rektor Köstlin, als sie im Drucke lagen; aber bald erlebten sie ihren bekannten Erfolg. 1863 erblühten die „Pfingstrosen" (zur Apostelgeschichte), 1867 „Blumen und Sterne", auch weltlichen Inhalts. 1871 die patriotischen „Deutsche Ostern", 1878 „Auf einsamen Gängen" 1884 „Der letzte Strauß" und 1886 „Unter dem Abendstern".

Sein Eigenstes hat Gerok in den „Palmblättern" gegeben:

„Palmblätter sind's, im Morgenland gepflückt,
Wo gern mein Geist gewandelt unter Palmen,
Und fernher oft im Windeshauch entzückt
Den Widerhall vernahm von Davids Psalmen.

Palmblätter sind's zum Gruß für meinen Herrn,
Und streift im Gehn sein Mantelsaum an ihnen,
Dann welken sie zu seinen Füßen gern,
Indes ihm rings viel tausend schönre grünen."

Welche Fülle herrlichster Empfindungen und Gedanken in klassischer Form: Heilige Worte, heilige Zeiten, heilige Berge heilige Wasser! Wir wollen nicht zu zitieren beginnen; wo sollten wir enden? Wir dürfen voraussetzen: Wo unsre Literaturgeschichte auftaucht, da trifft sie überall Leser an, die mit Geroks Gedichten wie mit lieben Bekannten und Freunden vertraut sind. Nennt der eine diese, so fügt ein andrer andre hinzu, und wo sie noch nicht Vertraute sind, da mögen sie's werden: „Sind das die Knaben alle?" „Seht da kommt der Träumer her!" „Du bist der Mann!" „Lasset sie mit Frieden!" „Hast du mich lieb?" „Ave Caesar!" „Du hast gesiegt, Galiläer!" „Das Mägdlein schläft," Friedhofstimmen," „Es reut mich nicht!" „Sonntagmorgen," „Kindergottesdienst," „Abendregen," „Nachtgedanken," „Herbstgefühl," „Mondesblick," „Krankenwacht," „Die Säge," „Ewige Jugend," „Trauerstunden," „Das letzte Stündlein," „Die apokalyptischen Reiter," „Sinai," „Berge Gilboa," „Daniels Fenster," „Der Sturm im Meer" — viele andre stehen den genannten in ihrer Weise an Wert nicht nach: „Des Fuhrmanns Rosse," „An ein unschönes Kind," „Mein alter Schreibtisch," „Beim Abbruch eines Hauses," „Karl der Große," „Die Rosse von Gravelotte," „Des deutschen Knaben Tischgebet" u. s. w. Indem wir von diesen Poesien scheiden, ist uns zu Mute, wie dem Dichter beim Niedersteigen von den Höhen um Stuttgart wo er „Winterandacht" gehalten:

„— Die dunkeln Wolken rollen nieder,
Die kalten Nebel steigen auf,
Zur Stadt im Tale kehr' ich wieder,
In dieser Welt verworrnen Lauf;
Mich schaudert, doch im Busen innen
Glimmt's warm noch wie ein Opferbrand:
Ich schaute ja von Bergeszinnen
Hinüber ins gelobte Land."

Zur gleichen Zeit wie durch Knapp im Süden wurden der Kirche durch Spitta im Norden neue Lieder geschenkt. Seine Sammlung „Psalter und Harfe"

wetteifert an Verbreitung mit Gerocks „Palmblättern" und hat viele ihrer Lieder an die Kirchengesangbücher abgetreten.

Philipp Spitta (1801—59), der Sproß einer französischen Hugenottenfamilie und einer jüdischen, christlich gewordenen Mutter, verlor schon im vierten Lebensjahr seinen Vater, mußte, von einem skrophulösen Leiden befallen, vier Jahre fast nur im Bette zubringen, dann bei einem Uhrmacher in die Lehre treten, bis sein jüngster Bruder beim Baden ertrank und er nun, seiner Neigung gemäß, die Hochschule beziehen durfte. Sang er damals noch Minnelieder so führte ihn Tholucks Buch „Des wahren Zweiflers Weihe" zum lebendigen Glauben, und mit verändertem Sinn nahm er die Stelle eines Hauslehrers in Lüne bei Lüneburg an. Die meisten seiner Lieder entstanden hier, 1824—28. Oft fand sich damals von Lüneburg her Heinrich Heine bei Spitta ein. Da Heines Mund aber immerfort von Spott und Gemeinheiten überfloß, so verbat sich der andere seinen Besuch. Zeitlebens hat Spitta im Hannoverschen gewirkt, von 1830—37 als Prediger an der Strafanstalt und Garnison in Hameln. Rührende Züge werden berichtet von seiner Arbeit unter „Grauröcken" (Sträflingen) und „Rotröcken" (Soldaten). Von 1837 an amtete er, glücklich in seiner Häuslichkeit, in großer Geduld, Sanftmut und Liebe zu Wechold, Wittingen, Peine und Burgdorf, dem Orte, wo er geboren worden und wo ihn ein rascher Tod ereilte.

Seine Lieder sind schlicht und klar. Sie fließen aus innigem Glaubensleben: sie entbehren meist des phantasievollen Schwungs und sprechen eben gerade deshalb Erbauungsuchende an. Wie schon der Titel „Psalter und Harfe" andeutet (und Spitta wußte vortrefflich — ohne Bild gesprochen — die Harfe zu spielen) dienen manche besser der Hausandacht als dem Kirchengottesdienst. Im Kirchengesangbuche sind zu treffen: „O selig Haus, wo man dich aufgenommen," „Ich und mein Haus, wir sind bereit," „Bei dir, Jesu, will ich bleiben," „Ich steh in meines Herren Hand," „Kehre wieder, kehre wieder," „Es kennt der Herr die Seinen," „Bleibt bei dem, der euretwillen," „Wie wird uns sein, wenn endlich nach dem schweren," „Was macht ihr, daß ihr weinet," „Es zieht ein stiller Engel," „Freuet euch der schönen Erde," „In der Angst der Welt will ich nicht klagen," aus dem wir zum Schlusse zwei Strophen anführen:

„Und recht hoffnungsvoll in deinen blauen,
Schönen, fernen Himmel laß mich schauen,
Wenn ich von der Wallfahrt müde bin,
Laß ich hier im tiefen Tal der Schmerzen
Einen festen Frieden hab' im Herzen,
Einen klaren, himmelsfrohen Sinn!

Ja, ich bin ein Fremdling hier auf Erden,
Muß hier tragen mancherlei Beschwerden,
Bin ein Pilger arm und unbekannt,
Und das Kreuz ist meiner Wallfahrt Zeichen,
Bis ich werd' mein Kanaan erreichen,
Das ersehnte, liebe Vaterland."

Zarte und innige Jesuslieder sang Gustav Knak (1806—78), in Berlin geboren und hier Pastor an der Bethlehemskirche, ein feuriger Freund der Mission, ein Mann, dem ein Gegner das Zeugnis gab, daß er „wahrhaft ehrwürdig und liebenswert dastehe, grundoffen und ehrlich, von völliger Selbstlosigkeit, eine charaktervolle Persönlichkeit, ohne irgend welche Menschenfurcht, für das, was er als Wahrheit erkannte, rücksichtslos eintretend". Seine geistlichen Lieder erschienen

unter dem Titel: Simon Johanna, hast du mich lieb? Eine Perle im Schatz der Christengemeinde soweit die deutsche Zunge klingt, und in zahlreiche fremde Sprachen übersetzt ist das Lied:

„Laßt mich gehn, laßt mich gehn,
Daß ich Jesum möge sehn!
Meine Seel' ist voll Verlangen,
Ihn auf ewig zu umfangen
Und vor seinem Thron zu stehn.

Süßes Licht, süßes Licht,
Sonne, die durch Wolken bricht,
O wann werd' ich dahin kommen,
Daß ich dort mit allen Frommen
Schau' dein holdes Angesicht?

Ach wie schön, ach wie schön
Ist der Engel Lobgetön'!
Hätt' ich Flügel, hätt' ich Flügel
Flög' ich über Tal und Hügel
Heute noch nach Zions Höhn.

Wie wird's sein, wie wird's sein,
Wenn ich geh' in Salem ein,
In die Stadt der gold'nen Gassen —
Herr, mein Gott! ich kann's nicht fassen,
Was das wird für Wonne sein.

Paradies, Paradies,
Wie ist deine Frucht so süß!
Unter deinen Lebensbäumen
Wird uns sein, als ob wir träumen;
Bring uns, Herr, ins Paradies!"*)

In einer Zeit, wo das Epitheton „fromm" bei der großen Welt weniger als je eine Ehre bedeutete, wagte es ein Dichter, seine Musenkinder unter der Bezeichnung „Fromme Lieder" auf den Markt zu senden (1852). Es war Julius Sturm. Geboren 1816 zu Köstritz im Fürstentum Reuß, studierte er in Jena Theologie, ward Hauslehrer, dann Prinzenerzieher, dann Pfarrer in Göschitz und später in Köstritz und starb kurz vor seinem achtzigsten Geburtstag 1896.

In den Gedichten Julius Sturms lebt der gläubig innige, mild harmonische Gerokesche Geist. Sie treten weniger schwungvoll auf als die des Stuttgarter Sanggenossen, zeigen wenig auffälliges, sind schlicht und wahr; aber ihrer viele sind sangbare Lieder, manche in den Kirchengesang übergegangen, wie z. B. „Nun geh uns auf, du Morgenstern," oder das tröstliche „Will in trüben Kummertagen". Sie erfassen das ganze Leben mit Liebe, Kinderlust, Liebessehnen, Eheglück, Elternliebe, Natur. Sie ergehn sich in heiterm Humor — „Gute Nacht!" — in ernstem Zorn — „Simson und die Philister" —. Sie sind dem Vaterlande geweiht:

„Eins ist not und ohne dieses Eine
Sind unsre Hoffnungsträume Selbstbetörung
Und unsre Worte falsche Edelsteine
Und unsre Taten nichts als Glückzerstörung.

*) Solche Lieder bekommen im Laufe der Zeiten ihre bedeutsame Geschichte. Superintendent Walter erzählt (siehe Wangemann, Gustav Knak): „Die Kinder eines Tierarztes hatten sich, wahrscheinlich mit Rattengift, vergiftet. Als der Arzt eintrat, lebte das älteste dieser Kinder, ein etwa achtjähriges Mädchen, noch, lag aber ohne Bewußtsein da, und alle Bemühungen der Eltern, das Kind wieder ins Bewußtsein zu rufen, waren vergeblich. Da trat ich hinzu und rief: Gretchen, kennst du mich noch? Gretchen öffnete die Augen, sah mich mit wunderbarem Blicke an, nannte mich bei Namen; dann aber faltete sie sofort die Hände und sprach: „Laßt mich gehn, laßt mich gehn, daß ich Jesum möge sehn; meine Seel' ist ..." Da verstummte die Stimme, noch ein paar Zuckungen, und Gretchen hatte ausgelitten."

Julius Sturm.

Julius Sturm.
(Nach einer Photographie.)

Eins ist not, mit ihm nur im Vereine
Trägt unser Flehn in sich die Gotterhörung,
Und für dies höchste Eine, das ich meine,
Ihr Brüder, ruf' ich auf euch zur Verschwörung.

Wir wollen kämpfend mit des Geistes Waffen
Rastlos den eigennütz'gen Haß bedrängen,
Mit glüh'nden Kohlen ihm das Haupt versengen,

Bis wir der Liebe vollen Sieg verschaffen,
Der Liebe, die entstammt der Gottheit Schoße,
Am Herzen trägt der Freiheit Alpenrose."

Wir nennen ferner: Viktor Friedrich von Strauß und Torney (1809—99), geboren in Bückeburg als Sohn wohlhabender Bürgersleute. Die Ausschreitungen der achtundvierziger Tage verwandelten ihn aus einem Liberalen in einen Konservativen. Er wurde Geheimer Kabinettsrat, 1866 Bundestagsgesandter und geadelt. Hatte er Jurisprudenz studiert, so trieb ihn das 1835 erschienene „Leben Jesu" von Strauß, seinem Namensvetter, nachträglich zum Studium der Theologie; sie führte ihn nicht von Christus ab, sondern zu ihm hin, und unentwegt kämpfte er fortan für ihn. Einzelne seiner Lieder gehören zum dauernden Schatz neuern geistlichen Gesangs, so: „Ein holder Liebeston hat sich erschwungen," und namentlich: „Bist du, Herr der Meere, Nur mit uns im Nachen." Auch in epischen Dichtungen (Robert der Teufel, Reinwald Löwenkind) und in Romanen (Theobald, Altenberg) und Novellen (Tuvia Panti) trat Strauß dem Geiste der Zeit entgegen. Von meisterhafter Beherrschung der Form zeugt seine Übersetzung des chinesischen „Schi-King".

Viktor Friedrich von Strauß und Torney.
(Nach einer Photographie.)

Karl Rudolf Hagenbach (1801—74), ein Professor der Theologie in Basel, ein „als Gelehrter und Lehrer, Gatte und Vater, Geistlicher und Bürger

und vor allem als Christ reich gesegneter Mann," gab sein Bestes in einem Zyklus kerniger Luthergedichte und allerliebster Familienpoesie.

„Die Mutter hat das Licht gebracht,
Nun, Kinder! flugs herbei,
Den runden Tisch zurechtgemacht,
Die Stadt, das Lager und die Jagd,
Und auch die Schäferei!

Wie steht das neue Reiterheer
So prächtig hier zur Schau!
Dort weidet Wolf und Leu und Bär,
Als ob's im Paradiese wär',
Beim Schäflein auf der Au.

Und dieser bunte Kasten hier
Ist Noahs feine Arch',
Draus quillt hervor gar manches Tier,
Darunter liegt begraben schier
Der fromme Patriarch." ...

Heitere Lieder, die wie von selber zum Singen einladen, bot ein anderer Basler, Fr. Heinr. Oser, Prediger an der Strafanstalt. Seine Erzählung „Frau Käthes List" könnte wohl auch in Hagenbachs Sammlung stehen:

„Der Luther in schweren Nöten war,
Versunken in Kleinmut ganz und gar,
Der Teufel wollt' den kühnen Glauben
Voll arger List dem Helden rauben.

Der sonst so froh die Gnade pries
Und alle Welt zum Kreuze wies,
Wie Jakob rang mit seinem Gotte:
Ihm ward sein Glaube, ach! zum Spotte.

Verzagen will er an seinem Herrn;
Und in das Dunkel fällt kein Stern,
Ob tröstet ihn, ob zürnt Frau Käthe
Und um ihn weinet im Gebete.

Vergebens! Fort mit Weh und Ach
Sitzt Luther trostlos im Gemach,
Den langen Tag verstimmt und müßig
Und gar des Betens überdrüssig.

Da rät sein Weib ihm: „Aus dem Haus
In Gottes Welt zieh doch hinaus;
Vielleicht mag dir das Reisen frommen,
Dem bösen Geiste zu entkommen."

Der Doktor wandert zagend fort,
Doch mit sein Grimm von Ort zu Ort;
Kommt heim, du lieber Gott, noch trüber:
Die Wolken gehen nicht vorüber.

Und als er in die Stube tritt
Mit finstrer Stirn und müdem Schritt,
Vor Schrecken tät er jach erblassen
Und mag vor Beben kaum sich fassen.

Denn Käthe, sieh, im schwarzen Kleid
Am Fenster sitzt mit bitterm Leid;
Das Tränentüchlein in den Händen
Tät sie sich grüßend gen ihn wenden.

Um Gott, lieb Weib, was ist geschehn,
Daß ich dich muß in Trauer sehn?
Sag an, wem gilt dein banges Klagen?
Liegt eins der Kinder auf dem Schragen?'

Fein lächelnd, Käthe drauf begann:
„Weißt du's noch nicht, mein guter Mann
Der Herrgott ward zu Grab getragen,
Er starb gar schnell vor wenig Tagen."

Da wich mit eins des Doktors Gram,
Und schluchzend rief er aus voll Scham:
„Vergib mir, Herr, die arge Sünde,
Und deine Gnad' mir wieder künde!"

„Ei ja! Noch lebt der alte Gott
Und macht des Teufels List zu Spott!
Hab', Käthe, Dank, daß deine Treue
Den Glauben mir geschenkt aufs neue!"

Und unverweilt stimmt seinem Herrn
Ein Lied er freudig an zu Ehr'n,
Und in sein Herz zieht mit dem Liede
In reichem Strom der alte Friede."

„Blätter und Blüten vom Lebensbaume" brach Christoph Friedrich Eppler, geboren 1822 zu Kirchheim am Neckar, Lehrer am Missionshaus in

Basel und Pfarrer in Birsfelden. Ein schönes Adventslied „O Bethlehem, du kleine Davidsstadt", hat im schweizerischen Kirchengesangbuch Aufnahme gefunden.

H. Hugendubel.
(Nach einer Photographie.)

Ein duftiger Blütenstrauß geistlicher Dichtung zu Bezeugung und Stärkung evangelischen Glaubens wurde der Christengemeinde geboten durch Heinrich Hugendubel, geboren 1841 in Bern und Pfarrer in seiner Vaterstadt. Mit Gedankenlyrik voll feurigen Schwungs wechseln innige wohllautende Lieder, von denen einzelne würdig wären, beim Klange der Orgel zu ertönen*), beschaulich erbauliche Lebensbilder, Legenden, Sprüche: „Aus der Heimat in die Heimat" und „Durch Sturm zur Stille." Auch wo sie die irdische Heimat preisen mit ihren „leuchtenden Bergeszinnen" und ihrer „zerrissenen Schluchten Nacht", weisen sie gerne noch höher hinauf. Und ist im Laufe der Zeiten von bekannten und unbekannten Dichtern auf den Wein ungebührlich viel Lob verschwendet worden, so haben Hugendubels Poesien den Mut, dem Alkohol den Krieg zu erklären. Wir geben als Probe das Wanderlied:

„Wohlauf, laßt fahren alle Sorgen!
Wir ziehn durch Gottes schöne Welt.
Wie weht der Wind so frisch am Morgen
Und freundlich blaut das Himmelszelt!

Die Vöglein, die so munter singen,
Der Blumenflor zu unserm Fuß,
Sie schaun uns liebreich an und bringen
Von Gott im Himmel einen Gruß.

Dort hochgetürmte Felsenwarten,
Bedeckt mit ew'gem Eis und Schnee,
Und hier ein blumenreicher Garten
Am stillen, blauen Alpensee.

Und wenn wir wandern in die Weite,
Das Tal hinab, den Berg hinauf,
Gib, treuer Herr, uns das Geleite
Und lenk zum Ziel den Pilgerlauf!

*) Wir nennen: „Bring dein Opfer stille," „Was betrübst du dich, o Seele," „Leiten willst mit treuen Händen," „Ein irden Haus, ein Wanderzelt," „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt," „Frohlocke, harrende Gemeine," „Einst wird ein Tag verliehen."

Einst wird uns sein, als ob wir träumen.
Wir legen ab die Wanderschuh
Und finden unter Lebensbäumen
In sel'ger Heimat süße Ruh."

Noch manche Dichter des neunzehnten Jahrhunderts haben mit einzelnen ihrer Lieder in Kirchengesangbüchern eine Stätte gefunden, so Pastor Karl Döring zu Elberfeld, der unermüdliche Pionier der innern Mission († 1844) Pastor Ad. Moraht zu Möllen († 1884); Pfarrer Heinrich Möwes zu Altenhausen, in schweren Leiden bewährt († 1835); Johann Peter Lang († 1884), nach dem „Züriputsch" Professor an der für David Strauß bestimmten Lehrstelle, später zu Bonn; Lehrer P. F. Engstfeld in Duisburg († 1848) Gust. Jahn mit einem „Hohelied in Liedern" († 1888); Karl Barthel in Braunschweig († 1853), Verfasser einer „Geschichte der deutschen Nationalliteratur der Neuzeit" vom evangelisch-christlichen Standpunkt aus; Emil Barthel des vorigen Bruder; der Elsäßer Fr. Weyermüller († 1877); der Wernigeroder August Schwarzkopff († 1890) mit schwungvollen Nachdichtungen von Psalmen; Rudolf Kögel, Hofprediger in Berlin († 1896); Pfarrer Martin Klotz in Zizers (Graubünden), geboren 1819, u. a. m. Für genauere Studien auf diesem Gebiet verweisen wir auf Wetzstein, Rippold, Leimbach.

Ebenso heimisch wurden mit einzelnen Liedern manche Dichterinnen in Häusern und Herzen. Welch ein eigenartiges Vorrecht, der Welt ein Erzeugnis geschenkt zu haben wie „Müde bin ich, geh zur Ruh", das Abend für Abend von hundert- und aber hunderttausend Kindern in allen Weltteilen gebetet wird! Darf sich irgend ein weltliches Musenkind rühmen, ein solch intimer Vertrauter menschlicher Seelen von deren frühester Jugend an bis ins Alter geworden zu sein? „Immer muß ich wieder lesen" stammt von der gleichen Dichterin: Wir begegneten Luise Hensel (1798—1876) schon im Leben Clemens Brentanos, auf den sie einen tiefgreifenden Einfluß ausübte. Die Tochter eines evangelischen Pfarrers in Linum, der frühe starb und sein Familie verarmt hinterließ, wirkte sie nach ihrem 1818 erfolgten Übertritt zu römischen Kirche als Lehrerin in Klosterschulen und starb als Nonne zu Ahlen. Von der einfachen Julie von Hausmann in Kurland schreibt sich das viel gesungene Glaubenslied her: „So nimm denn meine Hände." Wir nennen ferner Cäcilie Zeller († 1876) — „Aus den Papieren einer Verborgenen," und — last not least — Meta Heußer-Schweizer († 1876), Gattin eines Arztes in Hirzel, Kanton Zürich, und Mutter der Jugendschriftstellerin Johanna Spyri. (Lebensbild von Paul Sutermeister.) Als bei einem geselligen Spiel die Frage an sie gerichtet wurde: „Was hättest du studiert, wenn du ein Mann gewesen wärest?" antwortete sie nach kurzem Besinnen:

„Erst hätt' ich studiert mein eigen Herz;
Dann hätt' ich studiert der Menschheit Schmerz;
Drauf hätt' ich studiert den Erlöser der Welt
Und dann das Studieren eingestellt."

Annette v. Droste-Hülshoff

Anna Elisabeth Freiin von Droste-Hülshoff.

(Nach einem Gemälde im Besitze des Herrn Sanitätsrat Dr. Schücking, Pyrmont.)

Noch eine ganz eigenartige Erscheinung reihen wir an: Annette Elisabeth von Droste-Hülshoff aus dem Münsterlande (1797–1848), die größte deutsche Dichterin, wie sie genannt wird, im katholischen Glauben aufgewachsen und bis an's Ende ihm treu geblieben. Ihre Jugend verlebte sie meist in der Einsamkeit des Rüschhauses bei Münster, ihre letzten Lebensjahre auf der romantischen Meersburg ihres Verwandten Freiherrn von Laßberg am Bodensee. In ihrem Nachlaß fand man religiöse Gedichte, die unter dem Namen „Das geistliche Jahr", (weil sie den kirchlichen Festen folgen) in die Welt ausgingen. Diese Dichterin war, obschon von echt weiblicher Empfindung und allen Emanzipationsgelüsten fremd, durchaus männlichen Geistes. Mit einer mächtigen, vorherrschend malerischen Phantasie verband sie einen scharfen Wirklichkeitssinn. All ihre Dichtungen überraschen durch einen merkwürdigen Reichtum schöpferisch neuer Bilder, sinnige Belebung der Natur, leidenschaftlich eruptiv hervorbrechende Kraft und ungebrochen individuellen Charakter, weniger durch musikalischen Klang. Sie wurzelt mit ihrem ganzen Wesen im Boden ihrer westfälischen Heimat, die sie – Heide, Moor, Weiher und Hünenstein – lokalfarbig zu schildern weiß. Wie der mit Recht berühmte Zyklus „Des alten Pfarrers Woche" beweist, waren ihr auch deren Menschen nicht fremd. Eine ursprüngliche Dichterkraft verraten nebst dem ihre Balladen und Bilder aus dem Leben wie „Die junge Mutter", „Die beschränkte Frau," und namentlich ihre umfangreichen Erzählungen: „Des Arztes Vermächtnis," „Das Hospiz auf dem St. Bernhard," „Der spiritus familiaris des Roßtäuschers," „Die Schlacht im Loener Bruch" (ein Gemälde voll spannender Charakteristik) und die ausgezeichnete Prosa-Erzählung „Die Judenbuche", mit der sich Annette den Dichtern zugesellt, die wir im folgenden Kapitel betrachten.

Wirklichkeitsdichtung und Heimatkunst.

Greift nur hinein ins volle Menschenleben!
Ein jeder lebt's; nicht jedem ist's bekannt,
Und wo ihr's packt, da ist's interessant.
Goethe.

Wie im Mittelalter den großen Epen die Vorgeschichte Werners des Gärtners und Volksbücher auf dem Fuße folgten, so wurden im neunzehnten Jahrhundert Klassik und Romantik mehr und mehr durch die Realistik ersetzt. Realistik ist Gestaltung der Wirklichkeit: Wiedergabe dessen, was tatsächlich ist.

Neben die Nationaldichtung setzt sie die Stammeskunst, und „heute hat", mit Bartels zu reden, „fast jeder deutsche Stamm seinen echten Stammesdichter." Aber die wahrhaft Großen unter diesen sind als solche zugleich Nationaldichter geworden. Was gibt den Ausschlag? Nicht ob sie wie Jeremias Gotthelf Bauern oder wie Gottfried Keller Bürger oder wie Wilibald Alexis Helden darstellten wie Meyer Zeiten, die vergangen oder wie Keller die Gegenwart nicht ob wie bei Storm die Stimmung bei Otto Ludwig die Seelenanalyse, bei Hebbel die Probleme bei Stifter die Landschaft bei Reuter der Humor die Vorherrschaft führen: — auch hier entscheidet die Persönlichkeit des Dichters, sein Charakter, seine Gesinnung, sein Talent, wie die Welt sich in seinem Innern malt, was er für Forderungen an sie stellt. So viel Elemente des Realismus auch in frühern Dichtungen schon lagen, in solcher Weise wie er jetzt auftrat, war er doch noch nicht vorhanden gewesen. In einer Linie mit ihm waren etwa Jung Stillings Leben, Pestalozzis Lienhard und Gertrud, Hebels Schatzkästlein, Clemens Brentanos Geschichte vom braven Kasperl und schönen Annerl gelegen. Es war natürlich, daß die Realisten ihren Stoff mit Vorliebe in das Gefäß der Erzählung gossen, des Romans, der Novelle, der Dorfgeschichte, der Skizze. Von allen Kunstformen gewähren sie die meiste Freiheit: Naturschilderungen, Charakterentwicklungen, lyrische Stimmungen, dramatische Spannungen, Reden, Taten, überraschende Abenteuer, Untersuchungen sogar und Erörterungen — „kommt ihr alle!" Das Papier ist geduldig. Der echte Künstler gestaltet plastisch, stereoskopisch anschaulich, er läßt sein Kunstwerk innerlich treiben und äußerlich wachsen, nach keimhafter Idee, die Fichte als Fichte und die Eiche als Eiche. Wer ein Pfuscher ist, pfuscht und liefert Flick- und Stückwerk. Ist der Realist nicht zugleich ein Idealist, so lasse er lieber die Hand von der Feder oder werfe sich nicht als „Künstler" in die Brust. Ohne Blick auf das, was ewig besteht, einfach das Leben wiedergeben wie Photograph, Kinematograph, Phonograph ist doch gewiß eine bloß technische Kunst, keine freie. Noch mit Vorliebe dazu nur die Häßlichkeiten des Daseins darstellen die

Brutalitäten der „Bestie Mensch", die Trivialitäten der Familie Buchholtz, Dissonanzen ohne Harmonie, Landschaft ohne Licht, Fleisch ohne den lebendigen Odem aus Gott, ist des Menschen unwürdig; drum ist der moderne „Naturalismus" so bald gescheitert. Man hat von ihm gelernt, man wird noch von ihm lernen; was er aber Gutes besaß, ist bei Gotthelf und andern auch schon vorhanden, Naturhaftes mit Geist.

Roman und Novelle wollen unterhalten. Die Unterhaltung hat im Leben ihr gutes Recht, das gleiche wie Erholung nach ehrlicher Arbeit. Sie soll aber sammeln, nicht zerstreuen. Was bloß unterhält, ist nicht Poesie. Was bloß belehrt oder moralisiert, ist gleichfalls Prosa. Roman und Novelle bewegen sich überhaupt auf dem Grenzgebiete zwischen den beiden. Wenn Gotthelf den Sonntagmorgen schildert und mit den Worten anhebt: „Der Sonntag kam am Himmel herauf, hell, klar, wunderschön. Die dunkelgrünen Gräslein hatten mit demantenen Kränzlein ihre Stirnen geschmückt und funkelten und dufteten als süße Bräutlein in Gottes unermeßlichem Tempel. Tausend Finken, tausend Amseln, tausend Lerchen sangen die Hochzeitlieder; weißbärtig, ernst und feierlich, aber mit den Rosen der Jugend auf den gefurchten Wangen, sahen die alten Berge als Zeugen auf die holden Bräutlein nieder, und als Priesterin erhob sich hoch über alle die goldene Sonne und spendete in funkelnden Strahlen ihren Hochzeitsegen" &c. — da fühlt jeder: so redet ein Dichter, und wie hier für die Lieblichkeit eines Sonntagmorgens, so hat er anderwärts für das Hohe, das Furchtbare, das Grausige, das Drollige, das Bizarre, für jede Stimmung auf der gewaltigen Orgel seiner Sprache die rechten Register, und welche Gestalten ruft er ins Leben, welche Burschen, welche Männer, welche Mädchen, welche Frauen, welche Engel, welche Teufel — und doch immer — Menschen! Die schafft nur ein Dichter. Aber zahlreiche „Dichtungen" aus der endlosen Flut des modernen Schrifttums sind — schwunglose Prosa, dürre Steppen oder „Lachen, Pfützen, Pfuhle, Tümpel, Sümpfe, Moore."

Mit Volksgemälden gingen namentlich die Deutschen im Süden voran, wo das Volksgemüt sich leichter offenbart als im Norden. Dem Bauernvolk wies mit wuchtigem Realismus ein Schweizer einen Ehrenplatz an in der Literatur, wo es so oft wie im wirklichen Leben mißhandelt worden war: Jeremias Gotthelf, von Haus aus Albert Bitzius mit Namen, Sohn eines evangelischen Pfarrers in Murten (1797—1854). Gerne setzte er später in seinen Erzählungen die Orte seiner frühern Wirkungskreise, die Dörfer der Ebene, Utzenstorf, Herzogenbuchsee, mit denen seines spätern, den einsamen prächtigen Bauernhöfen in Lützelflüh und im Hügelgelände des Emmentals überhaupt, miteinander in Kontrast. So recht eigentlich trotz sich selber wurde Bitzius ein Dichter. Den Volksschäden auf den Leib rücken wollte er, eingreifen, umgestalten, wirken, bessern. Aber waren seine Zwecke nicht vorherrschend poetisch, so waren es seine Mittel. War sein erstes Werk in manchen Partien und namentlich gegen den Schluß noch sehr unerquicklich, so lernte Gotthelf sich selber und seine Mittel immer besser kennen und mit ihnen haushalten, ließ dem

Derben und Überderben vielfach auch das Zarte, Reinpoetische folgen. Dem „Jeremias Gotthelf", von dem er seinen Schriftstellernamen angenommen, und „Schulmeisters Leiden und Freuden" folgte 1840 „Die Armennot", 1841 „Uli der Knecht", der sofort als die Krone seiner bisherigen Schriften erschien, und wozu „Uli der Pächter" als Fortsetzung erst 1849 herauskam. 1842 bis 1844 entstanden die „Bilder und Sagen aus der Schweiz" worin die große Erzählung „Geld und Geist", die tiefste und beste seiner Schriften (später einzeln erschienen); 1843 und 1844 „Anne Bäbi Jowäger" (gegen Pfuscherei in der Medizin und Seelsorge); 1846 „Der Geldstag oder die Wirtschaft nach der neuen Mode", 1847 „Käthi, die Großmutter, oder der wahre Weg durch jede Not", 1848 zwei Erbvettern", 1850 „Die Käserei in der Vehfreude". 1852 „Zeitgeist und Bernergeist" und 1854 das letzte größere Werk „Die Erlebnisse eines Schuldenbauers", ein Vermächtnis an die Gedruckten und Armen.

„Sturm der Urwelt, habe Dank,
Daß du, schleudernd Felsenklötze,
Türmtest die granitne Bank,
Drauf ich wandernd mich ergötze!"

Ein Sturm der Urwelt war Gotthelfs Dichten, und die Felsenklötze, die er geschleudert, ragen mit Ecken und Kanten wie moosbekleideter, efeuübersponnener Granit in die Höhe. Wer hat mit solcher Wucht die Gewitter geschildert wie er? Aber am stärksten fesseln uns seine Menschen, seine Uli, Joggeli, Dursli, Resli, Johannes, Hagelhans im Blitzloch, seine prächtigen Mädeli, Vreneli, Anneli. „Vitzius war ohne alle Ausnahme," urteilt Gottfried Keller, „das größte epische Talent, welches seit langer Zeit und vielleicht für lange Zeit gelebt. . . . Man nennt ihn bald einen derben, niederländischen Maler, bald einen Dorfgeschichtenschreiber, bald einen ausführlichen guten Kopisten der Natur, bald dies, bald das, immer in einem günstigen, beschränkten Sinne; aber die Wahrheit ist, daß er ein großes episches Genie ist. . . . In jeder Erzählung Gotthelfs liegt an Dichte und Innigkeit das Zeug zu einem „Hermann und Dorothea"; aber in keiner nimmt er auch nur den leisesten Anflug, seinem Gedichte die Schönheit und Vollendung zu verschaffen, die der künstlerische, gewissenhafte und ökonomische Goethe seinem einen, so zierlich und begrenzt gebauten Epos zu geben wußte. . . . Von den innern und edlern Kennzeichen wollen wir nur an die Höhepunkte in seinen Geschichten erinnern, welche immer wiederkehren und immer so neu und schön sind; nämlich an jene schweren oder frohen Gänge, welche seine Männer und Frauen tun ins Land hinaus, wenn sie bei entfernten Blutsfreunden oder bei den durch ihre guten Eigenschaften erworbenen Freunden und Getreuen Rat, Hilfe in der Not oder Teilnahme an ihrem Wohl suchen. Man betrachte nur eine dieser herrlich gezeichneten Wanderungen und man wird durch ihren ausführlichen Verlauf und die daraus hervorstrahlende, durchaus gesunde und begründete Rührung an die besten Zeiten der Poesie erinnert." Gottfried Keller bemerkt unter anderm noch, es sei der seltene Vorzug Gotthelfs, daß er seinen Stoff immer erschöpfe und entweder mit einer zarten und innigen Befriedigung

Jeremias Gotthelf.
(Albert Bitzius.)
(Nach einer Zeichnung von J. Baarth, 1848.)

oder mit einer starken Genugtuung zu krönen verstehe, mit einer Befriedigung von solch ursprünglicher, beseligender Tiefe, daß sie mit der Erkennungsszene zwischen Odysseus und Penelope aus einem und demselben Quell zu perlen scheine. Wir wollen bloß noch auf den souveränen Humor hinweisen, der in allen Gotthelf-Erzählungen lacht und in Verbindung mit seiner hagebuchenen Grobheit wahrhaft königliche Triumphe erringt, freilich auch ängstliche Seelen schreckt. Geht's auch darin nicht immer ganz reinlich zu, salonartig reinlich, so sind sie doch rein, und das ist mehr.

Wie der Salontiroler neben einem wirklichen Sohn des Landes vom Inn steht neben Jeremias Gotthelf der Jude Berthold Auerbach aus Nordstetten im württembergischen Schwarzwald (1812—82). Nachdem er mit Romanen aus dem jüdischen Leben begonnen, führte ihn sein Sinn für das, was „zieht", zur „Schwarzwälder Dorfgeschichte". „Ein starkes Maß von Charakterisierungskunst ist ihm nicht abzusprechen," urteilt der Stuttgarter Karl Weitbrecht, der es wissen muß, „aber sie trat von außen an ihren Gegenstand heran mit einem dem Gegenstand fremden Geiste, und sie wurde entwertet durch eine gesuchte und anspruchsvolle Naivetät und ein selbstgefälliges Wichtigtun mit dem Unwichtigen," und August Holder warnt davor, in ihnen „eine Art Praktikum stammheitlicher Erkenntnis" suchen zu wollen. Zudem vertrat Auerbach in seinen Erzählungen, am rücksichtslosesten in seinem Kalender und manchen Romanen („Auf der Höhe") die pantheistische Weltanschauung und stund dem Christentum eben so fern, als Gotthelf nahe. Er zog ein Heer von Nachahmern hinter sich her.

Berthold Auerbach.
(Nach einer Zeichnung von Hans Meyer.)

Nicht mehr Bauern, vielmehr Landwirte und Bürger der neuen Handels- und Industriezeit schildert einer, von dem A. Bartels urteilt: „Wenn etwas von Goethe in unserer neuesten Literatur wieder lebendig geworden ist, so ist dies in Gottfried Keller geschehen."

Gottfried Keller wurde 1819 als Sohn eines Drechslers in Zürich geboren, verlor früh seinen Vater und unternahm es mit zwanzig Jahren leichtherzig auf die Hilfe seiner Mutter bauend, sich auf der Kunstakademie in München zum Maler auszubilden. Nach zwei Jahren erfolglosen Ringens zurückgekehrt, überkam ihn plötzlich die Lust zum Dichten, und tatkräftige Unterstützungen ermöglichten es ihm, in Heidelberg und Berlin 1848—55 seine Bildung zu mehren. Durch das Amt eines zürcherischen Staatsschreibers wurde sein Wesen nach dem Goethewort: „Der Druck der Geschäfte ist sehr schön der Seele. Wenn sie entladen ist, spielt sie frei und genießt des Lebens," in erziehliche Schule genommen. „O Staatsschreiber, sie schreiben staatsmäßig," rief der Stuttgarter Fr. Vischer ihm zu, „nur mehr, mehr!" Leider blieb dem Dichter der sittigende Einfluß einer Familienhäuslichkeit versagt. Immer weniger vermochten die geselligen Kneipabende ihn über deren Mangel hinwegzutäuschen. Immer grimmiger wurde sein Humor, und im Sommer 1890 machte der Tod seinem „einsamen Dahinsterben" ein Ende.

Gottfried Keller.
(Nach einer Photographie.)

Kellers Wesen zeigt eine wahrhaft wunderbare Mischung von reiner Wirklichkeitsliebe und seltsamster Romantik. Sein Realismus steht im Dienst einer sicher gestaltenden Künstlerkraft, die einen kernhaft natürlichen Stil erzeugt. Gern übergießt seine Phantasie zur Abwechslung seine Gestalten und Szenen mit phantastisch bengalischen Lichtern; noch öfter treibt ein origineller Humor sein satirisch barockes Spiel. Es setzen in seinem Feuerwerk neben hoch aufschießenden Raketen und majestatisch rauschenden Sonnen

unberechenbar hin und her hüpfende Frösche den Zuschauer in Verblüffung, und dann strahlt plötzlich ruhig und rein das Schweizerkreuz. Zwei Genien stehen an der Wiege des Dichters, sagt er 1845 zu Freiligrath:

„Hell von Kristall hebt dieser eine Schale,
Voll, bis zum Rand, von feuergoldnem Wein,
Belebt, durchweht vom reinsten Sonnenstrahle;
Des andern Schal' ist dunkler Edelstein,
Rubin, und faßt des Mohnes dunkeln Saft,
Durchwoben von des Mondes Zitterschein. . . .
Und Preis dem Dichter, wenn die Lebensbecher
Ihm reich erfunkeln und in gleicher Pracht!
Doch Halbpoet ist nur der trunkne Zecher,
Der aus dem einen überwiegend trinkt."

Kellers Gedichte sind schwerflüssige Lyrik und weisen neben wilden Seltsamkeiten wunderbare Schönheiten auf. Wie seelenvoll ist sein „Abendlied an die Natur": „Hüll ein mich in die grünen Decken" ꝛc. Wie lieblich das Bild der Sommernacht:

„Es wallt das Korn weit in die Runde
Und wie ein Meer dehnt es sich aus:
Doch liegt auf seinem stillen Grunde
Nicht Seegewürm, noch andrer Graus:
Da träumen Blumen nur von Kränzen
Und trinken der Gestirne Schein.
O goldnes Meer, dein friedlich Glänzen
Saugt meine Seele gierig ein!

In meiner Heimat grünen Talen,
Da herrscht ein alter schöner Brauch;
Wann hell die Sommersterne strahlen,
Der Glühwurm schimmert durch den Strauch,
Dann geht ein Flüstern und ein Winken,
Das sich dem Ährenfelde naht,
Da geht ein nächtlich Silberblinken
Von Sicheln durch die goldne Saat.

Das sind die Burschе, jung und wacker,
Die sammeln sich im Feld zu Hauf
Und suchen den gereiften Acker
Der Witwe oder Waise auf,
Die keines Vaters, keiner Brüder
Und keines Knechtes Hilfe weiß —
Ihr schneiden sie den Segen nieder;
Die reinste Lust ziert ihren Fleiß.

Schon sind die Garben fest gebunden
Und schön in einen Kranz gebracht;
Wie lieblich flohn die stillen Stunden,
Es war ein Spiel in kühler Nacht!
Nun wird geschwärmt und hell gesungen
Im Garbenkreis, bis Morgenduft
Die nimmermüden, braunen Jungen
Zur eignen schweren Arbeit ruft."

Das schönste Lied mit dem der Schweizer sein Vaterland feiert, hat Keller gedichtet. Die Strophen:

„O mein Schweizerland, all mein Gut und Hab'!
Wenn dereinst mein banges Stündlein kommt,
Ob ich schwacher dir auch nichts gefrommt,
Nicht versage mir ein stilles Grab!

Werf' ich ab von mir dies mein Staubgewand,
Beten will ich dann zu Gott dem Herrn:
„Lasse strahlen deinen schönsten Stern
Nieder auf mein irdisch Vaterland!"

werden noch lange Herzen ergreifen, wenn seine Atheismuslaute verklungen sind.

Der Künstler-Roman „Der grüne Heinrich" sucht das Grundproblem zu lösen: Was wird aus einem künstlerisch veranlagten, vielseitig begabten

empfindsamen Menschen, wenn er ohne innere Förderung und äußere Hindernisse sich entwickelt? Ein wunderlich Gewächs von einem Menschenkind tastet vor unsern Augen ins Leben hinein, eine Mischung der grellsten Gegensätze, und der Dichter hat auf die gestellte Frage zweierlei Antwort. In der ersten Ausgabe stirbt der grüne Heinrich am Schluß. In der zweiten (1888) rafft er sich auf, überwindet die ihn elend machende Liebe und findet eine befriedigende Lebenstätigkeit. Der erste erinnert an Goethes Werther, der zweite an dessen Wilhelm Meister, und wie dieser bis zum Schluß Wilhelm Schüler bleibt, bleibt der grüne Heinrich etwas lange grün. Die berühmtesten Erzählungen Kellers finden sich vereinigt in dem Zyklus: „Die Leute von Seldwyla", (fingierter Name für eine Schweizerstadt. Saelde = Freude). Neben Geschichten von hinreißender Lustigkeit, wie „Die drei gerechten Kammmacher" und „Der Schmied seines Glücks", finden sich solche von dämonischer Tragik, wie „Romeo und Julia auf dem Dorf". Die „Sieben Legenden" wandeln leis ironisch alte geistliche Stoffe weltlich um. In den „Zürcher-Novellen" glänzt der „Landvogt von Greifensee." Salomon Landolt, der als alter Junggeselle die fünf Damen, von denen er früher Körbe einheimste, auf seinem Schloß zu einem Festmahl versammelt und ihnen die Gewissensfrage vorlegt, ob er jetzt noch heiraten solle. In dem Romane „Martin Salander" hält Gottfried Keller, der im Laufe der Jahre viel Wasser in den Wein seines Radikalismus gegossen, den politischen Parteien seiner Heimat einen beschämenden Spiegel vor.

J. C. Heer.

J. C. Heer.
(Nach dem Gemälde von Professor Keller.)

Schweizerische Volksnatur zeichnen ferner in Romanen und Novellen, die uns wie Alpenlandschaften anmuten: J. C. Heer, geboren 1859 in einem Dorfe bei Winterthur. Mit dem Walliserroman „An heiligen Wassern",

der nur gegen das Ende allzuweit ausgesponnen wird (der Name stammt von Wasserleitungen, die Gebirgslehnen entlang mit großen Gefahren hergestellt wurden) erwarb er Ruf und verstärkte diesen dann mit dem Bündner Gemsjäger-Roman „Der König der Bernina", mit „Felix Notvest" und „Joggeli". Heiter und ungezwungen fabuliert der muntere Meinrad Lienert, geboren 1865, in seinen „Geschichten in den Schwyzerbergen" ꝛc. Etwas zu granithart und kantig stellt Bahnhofrestaurateur Ernst Zahn in Göschenen am Nordfuß des Gotthardt in seinen stimmungsvollen Romanen und Novellen seine Urnernaturen hin, auch mit etwas zu weitgehendem Zugeständnis da und dort an die Methode des Naturalismus in der Ausmalung der Liebesszenen. Gute Erzählungen gab Jakob Frey († 1874), dessen Sohn Adolf Frey, Professor in Zürich, sich als Lyriker und Literarhistoriker einen Namen gemacht. Leicht und gewandt, beweglich und ereglich, trotz im Grunde pessimistischer Weltanschauung das Leben fröhlich bejahend, mehr geistreich launig als wuchtig pathetisch und immer kräftig und graziös in der Form erscheint in Dramen wie „Oenone" und „Lysanders Mädchen", Novellen wie „Die Patrizierin", Epen wie das „Pfarrhausidyll" und immer frischen Reiseschilderungen Joseph Viktor Widmann in Bern, geboren 1842 in Mähren, aber heimisch geworden in der Schweiz. Eine durchaus moderne, hyperoriginelle Dichternatur von schwer bestimmbarer Eigenart ist Carl Spitteler in Luzern, geboren 1845. Kraftvoll, aber sturm- und drangartig maßlos erscheint in seinem Völkerwanderungsdrama „Rosamunde" und seinem Volksspiel „Die Eidgenossen" der Luzerner Arnold Ott in Schaffhausen. Mit seinen spätern Erzählungen vermochten die Hoffnungen, die er mit „Tino Moralt" erregt, einem Künstler-

Ernst Zahn.

(Nach einer Photographie.)

roman. Walther Siegfried nicht völlig zu befriedigen, geboren 1858 in Zofingen. Mit wertvollen Sammlungen schweizerischer Sagen und Hausmärchen, Hausssprüche, Sprichwörter, unterhaltenden Proben von „Schwizerdütsch" in den Stapfen der Gebrüder Grimm, mit sinnreichen Sprüchen in denen Rückerts wandelte Professor Otto Sutermeister, † 1902 in Bern. Echte Heimatkunst erquicklichster Art mit sprechender Charakterzeichnung, treuem Zeitkolorit, gemütvollem Humor und unwiderstehlicher Komik findet sich in den berndeutschen Novellen von Rudolf von Tavel, geboren 1866 in Bern: „Jä gäll, so geits!" und: „Der Houpme Lombach" (1901 und 1903).

J. V. Widmann.

(Nach einer Photographie.)

Den österreichischen und damit den deutschen Landen überhaupt erstanden in Stifter, Rosegger und Marie von Ebner-Eschenbach Erzählertalente ganz bedeutenden Ranges.

Als geborener Landschaftsmaler erscheint in seinen Erzählungen Adelbert Stifter aus Oberplan im Böhmerwalde (1805—68), Schulrat in Linz. Liebend umfaßte sein Gemüt die Natur mit all ihrem tausendfachen Weben und Walten in Wald und Feld; klarer als andere schaute er sie. Gern zeigt er im Gemüte der Menschen ihren Widerschein. Er hat seine eigene Kunsttheorie. „Das Wehen der Luft, das Rieseln des Wassers, das Wachsen des Getreides, das Wogen des Meeres, das Grünen der Erde, das Glänzen des Himmels, das Schimmern der Gestirne halte ich für groß. Das prächtig einherziehende Gewitter, den Blitz, welcher Häuser spaltet, den Sturm, der die Brandung treibt, den feuerspeienden Berg, das Erdbeben, welches Länder verschüttet, halte ich für kleiner, weil sie nur Wirkungen viel höherer Gesetze sind." Man merkt den Unterschied zu dem kampffrohen Schweizer Jeremias Gotthelf. Stifter verachtete „die törichten Raufhändel", das Laute, Larmhafte. „Es gibt eine

Stille, in der man meint, man müsse die einzelnen Minuten hören, wie sie in den Ozean der Ewigkeit hinuntertropfen," sagt er. Und wenn wir beifügen, daß er lieber leise Entwicklung als aufgeregte Handlung gibt, daß er gern edle Menschenkinder zeichnet, zuweilen auch mit humoristischem Anflug seltsam wunderliche, — man denke an seinen Tiburius im „Waldsteig", — so ist ein Idyllendichter charakterisiert. Er ist ein Meister, von dem spätere lernten, so namentlich Storm, Rosegger und Marie von Ebner. So stiftete sich Stifter eine stille Gemeinde, die auch heute noch da ist. Seine Dichtungen sind rein. Die besten seiner „Studien" sind: „Der Hochwald," ein Idyll aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, das uns mit Urwaldzauber umspinnt, „Die Mappe meines Urgroßvaters" (die Geschichte eines Landarztes im siebzehnten Jahrhundert), „Der Hagestolz," „Zwei Schwestern," die Geschichte von dem unheimlichen Juden „Abdias", „Brigitta". Aus der für die Jugend bestimmten Sammlung „Bunte Steine" sei „Der Bergkristall" genannt, die berühmte Erzählung von jenen im Schneefall des Hochgebirges verirrten und mit namenloser Angst gesuchten Kindern Sanna und Konrad.

Allenthalben in den deutschen Landen wurde am 31. Juli 1903 der sechzigjährige Geburtstag von Peter Rosegger gefeiert. Die siebzig Bücher, die er bis heute dem Volke gegeben, haben ihm überall Liebe und Zuneigung verschafft. „Ich glaube steif und fest," sagt er, „das Brünnlein, das ununterbrochen aus meiner Feder quillt, ist Herzblut; ihr möget es für Wasser halten, das nun über dreißig Jahre lang die Welt überschwemmt; aber stopfet mir meine Produktionslust nicht auf längere Zeit, sonst müßte ich sterben. Ich habe mich in den ersten Jahren bei jedem neuen Buche, das in die Welt ging, entschuldigt, daß es da war. Aber das ist ein Narr, der sich alle Jahre einmal entschuldigt, daß er existiert. Existieren und Dichten ist bei mir eins." Rosegger stammt aus einem Bauernhaus mitten in schwarzen Fichtenwäldern auf der Klupeneggeralm beim Dorfe Alpel und erhielt am Tage nach seiner Geburt bei der Taufe in dem drei Stunden entfernten Krieglach nach dem Kalender den Namen „Petri Kettenfeier". Roseggers Mutter wußte die biblischen Geschichten auswendig, Sagen, Märchen und Lieder in Menge. Eine ganze Welt voll Poesie „war ihr eigen". Des Knaben „Lesewut" wurde bald nur von seiner „Schreibwut" übertroffen und unheimlich häuften sich seine „Gschriften". Eigne Kalender illustrierte er mit einem Pinsel, den er aus seinen Haaren geschnitten. Nachdem der Junge fünf Jahre mit einem Schneider von Haus zu Haus auf die „Ster" gewandert und hier ein Wissen gesammelt, wie er es besser sonst nirgends hätte finden können, setzten ihn Gönner in den Stand, sich weiterzubilden. Er besuchte die Grazer Handelsakademie und erzählt im „Weltleben", seine literarischen Kenntnisse und poetischen Anlagen seien im Abgangszeugnis in ein so glänzendes Licht gestellt worden, „daß kein Kaufmann es wagte, diesen Handelsbeflissenen ins Geschäft zu nehmen" (1869). Robert Hamerling gab Roseggers Lieder in steirischer Mundart unter dem Titel „Zither und Hackbrett" heraus. Anerkennung von allen Seiten. Im Winter lebte der Dichter in Graz, im Sommer ging er auf Reisen, sah die Insel Rügen, Hamburg, die Schweiz und später Neapel.

Am 20. Juni 1872 kam eine junge Dame, Fräulein Anna Pichler aus Graz, mit einer Begleiterin nach Krieglach, um am folgenden Tage das Geburtshaus ihres Lieblingsdichters in den Waldbergen zu besuchen. Ein Freund teilte das Rosegger mit und forderte ihn auf, ihr Führer zu sein. Rosegger überließ die Begleitung dem Freunde. Am folgenden Tage ging er aber doch der kleinen Gesellschaft entgegen. „Mitten im Gebirgswalde standen wir uns gegenüber" erzählt er in seinem „Weltleben", „und mein Freund stellte uns gegenseitig vor. Auf steinigem Waldwege bot ich dem Fräulein Pichler den Arm, und wir wanderten zusammen nach Krieglach zurück. Allmählich besann ich mich, wie es denn kam, daß ich diesmal nicht bis zum Häuschen meines Vaters gegangen war (der damals schon sein Stammhaus verlassen hatte und am Berghang wohnte) sondern mitten im Walde umgekehrt und einem fremden Fräulein den Arm geboten hatte. Einem fremden Fräulein? Das war doch kein fremdes Fräulein! Es ging ruhig und freundlich sprechend und hörend neben mir her und blickte mich so unbefangen treuherzig an. Das war ein trauter Mensch, mit dem ich seit Ewigkeit so gegangen war und ohne weiteres in Ewigkeit so dahingehen werde. So fast war mir in jener Stunde ums Herz. Wir plauderten von ganz gleichgültigen Dingen. Ich begleitete sie bis zum Gasthause zurück." Anna Pichler wurde Roseggers Gattin; sie wohnten in Graz. „Mehrere Werke schrieb ich in diesem Jahre," erzählt er, „darunter die ‚Schriften des Waldschulmeisters', zu denen an jenem inhaltsreichen 20. Juni der Plan entworfen worden war. Lust und Kraft zur Arbeit, stillvergnügt und heiter — war das die Liebe? Ja, sie war's. Ich fühlte mich umgeben, gesättigt von jenem milden, ruhigen Glücke, das keinen andern Wunsch kennt, als den, es möchte so bleiben." Es blieb nicht so. Nach zwei Jahren wurde ihm die Gattin, die ihm zwei Kinder geschenkt, entrissen. Der „Heimgarten", seine Monatsschrift, weckte neue Arbeitslust in ihm. 1789 bezog er in Krieglach ein eigenes Haus, wurde aber gefährlich krank. Eine zweite Gattin schenkte ihm neues häusliches Glück. 1900 verschaffte Roseggers Aufruf den Evangelischen in Mürzzuschlag die Mittel zum Bau eines stattlichen Gotteshauses. Den Alplern von Alpel hat er zu einem neuen Schulhaus verholfen. Der Widmungsspruch über dem Eingange lautet: „Von Ahnen gebaut, von Kindern erneut. — Gott segne sein Erdreich, Gott segne den Fleiß, — Erleuchte den Landmann, auf daß er es weiß — Und oft wohl bedenkt und nimmer vergißt, — Wie treu und heilig die Heimat ist." Sein Leben erklärt seine Erzählungen. Er hält die Mitte zwischen Hebel, Gotthelf und Stifter. Außer seinen biographischen Schriften „Waldheimat", „Als ich jung noch war" und „Mein Weltleben" sind allgemein bekannt: die „Schriften des Waldschulmeisters", „Der Gottsucher," „Jakob der Letzte," „Das ewige Licht," „Idyllen aus einer untergehenden Welt," „Buch der Novellen," „Mein Himmelreich," „Weltgift" u. s. w. Auf 1904 ist das „Sünderglöckel" erschienen.

Unbestritten als die größte Erzählerin der Gegenwart hat sich Marie von Ebner Eschenbach ausgewiesen. Die Tochter eines Grafen Dubsky, geboren 1830 auf einem Schloß in Mähren, die Gattin eines Barons und

Peter Rosegger.

(Nach einer Photographie.)

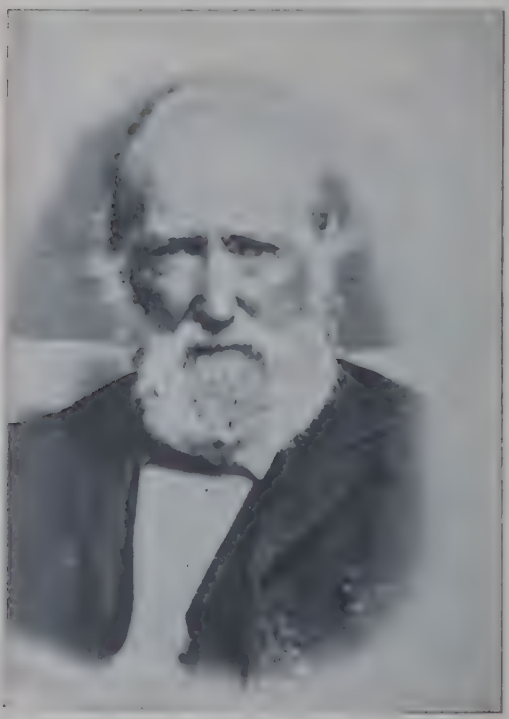
Feldmarschall-Leutnants, nimmt sie sich doch in ihren Erzählungen gern der Armen und Geringen an. Sie will unterhalten. Sie erzählt klar und sachlich. Sie gibt das Leben, wie es ist, und doch nicht naturalistisch roh. Daß sie nicht für das Theater zu schaffen habe, sah sie bald ein, und unter Hohen und Niedern, Stadt- und Landleuten gleichmäßig heimisch, ließ sie von 1884 hinweg ihre „Dorf- und Schloßgeschichten" ausgehen. Ihre große Erzählung „Das Gemeindekind" zeigt, wie ein armer verwahrloster Junge unter Mithilfe eines wackern Lehrers sich zu einem tüchtigen Menschen entwickelt. „Lotti die Uhrmacherin" ist ein Typus weiblicher Selbstverleugnung, „Rittmeister Brand" männlicher Selbstüberwindung, Magdalena voll glühender Leidenschaft und weniger geeignet für Familienlektüre. „Talent ist viel und nichts," läßt Marie von Ebner ihren Bertram Vogelweid sagen: „Was du daraus machst und was dieses Du für ein Ding ist, darauf kommt es an. Zuerst mache du dich; dann wirst du vielleicht etwas machen aus deinem Talent."

Marie Ebner-Eschenbach.
(Nach einer Photographie.)

„Milde tiefe Herbststimmung eines zu reifer Resignation gesammelten Lebens" herrscht in den Dichtungen des Wieners Ferdinand von Saar, geboren in Mähren 1833, Tirolerart und -natur in denen des männlich gereiften Adolf Pichler († 1900).

Nach dem benachbarten Bayerland mit seinen Almen und Seen führen uns neben andern Melchior Meyr († 1871), Maximilian Schmidt (geboren 1832) und Ludwig Ganghofer in München (geboren 1855). Württemberg vertreten neben dem mehrmals erwähnten Friedrich Theodor Vischer (1807—87) die Lyriker Chr. Wagner (geboren 1835) und namentlich Eduard Paulus (geboren 1837), ferner Johann Georg Fischer (1816—97) mit Liedern, Balladen, Idyllen und Dramen, und die Gebrüder Karl und Richard Weitbrecht (geboren 1847 und 1851) mit Dorfgeschichten in schwäbischer Mundart und zahlreichen andern Gaben. Baden weist in dem Karlsruher Heinrich Vierordt (geboren 1855)

einen vielseitigen farbenkräftigen Lyriker und in dem katholischen Geistlichen Heinrich Hansjakob zu Freiburg im Breisgau einen kernigen Vertreter der Heimatkunst auf. Franken spiegelt sich in den Geschichten der Henriette von Schorn († 1869). In Elsaß und Lothringen nährten auch unter französischer Herrschaft das heilige Feuer evangelischer Religiosität und deutschen Gemütslebens die beiden Brüder Adolf und Wilhelm Stöber († 1884 und 1892) und in neuester Zeit der noch in der Entwicklung begriffene Fritz Lienhardt (geboren 1865).



Theodor Storm.
(Nach einer Photographie.)

Als künstlerischer Gestalter norddeutscher Volksexistenz und Natur tritt in erster Linie Theodor Storm auf den Plan (1817—88), wie Gottfried Keller ein entschiedener Nichtchrist, wie jener mitunter selbst den Unsterblichkeitsglauben beiseite schiebend und doch getrieben, sich in grüblerischer Sehnsucht immer wieder mit dem Jenseits zu befassen, wie Keller mit Vorliebe dem erotischen Thema zugetan und — ein wirklicher Poet. Storm versteht in Gedichten und Novellen die Kunst zu schweigen. Er liebt es, durch sparsame Mittel zu wirken. Wenige Bilder, wortkarges Gespräch, aber jeder Zug bezeichnend. Jede Novelle auf einen besonderen Grundton gestimmt, wie ihn etwa ein altes Volkslied anschlägt, so die erste, „Immensee“:

„Meine Mutter hat's gewollt,
Einen andern ich nehmen sollt.“

Männer und Frauen von nordischer Energie, da und dort auch von weicher Milde, die jungen mitunter etwas phantastisch, meist Honoratioren aus der Zeit des Rokoko. Alles wächst aus alten Häusern und stillen Gärten heraus. Himmel und Meer, Regen und Sonnenschein spielen lebhaft in die Erzählung herein. Der elegischen Novelle „Immensee“ folgte ein ganzer Reigen gleichartiger und doch immer wechselnder Dichtungen nach, z. B. die erschütternde „Aquis submersus“ und zuletzt „Der Schimmelreiter“. Storms Dichtung ist wie sein Heidebild:

Fritz Reuter.

(Nach dem Gemälde von Wulff.)

Aus dem Werke: Das XIX. Jahrhundert in Bildnissen; Berlin, Photographische Gesellschaft.

„Es ist so still; die Heide liegt
Im warmen Mittagssonnenstrahle,
Ein rosenroter Schimmer fliegt
Um ihre alten Gräbermale:
Die Kräuter blühn; der Heideduft
Steigt in die blaue Sommerluft.

Laufkäfer hasten durchs Gesträuch
In ihren goldnen Panzerröckchen,
Die Bienen hängen Zweig um Zweig
Sich an der Edelheide Glöckchen;
Die Vögel schwirren aus dem Kraut
Die Luft ist voller Lerchenlaut.

Ein halbverfallen niedrig Haus
Steht einsam hier und sonnbeschienen:
Der Kätner lehnt zur Tür hinaus,
Behaglich blinzelnd nach den Bienen;
Sein Junge auf dem Stein davor
Schnitzt Pfeifen sich aus Kälberrohr.

Kaum zittert durch die Mittagsruh'
Ein Schlag der Dorfuhr, der entfernten;
Dem Alten fällt die Wimper zu,
Er träumt von seinen Honigernten.
— Kein Klang der aufgeregten Zeit
Drang noch in diese Einsamkeit."

Norddeutsche Natur mit sieghaftem Humor waltet aber namentlich auch in Dialektdichtungen. Klaus Groth und Fritz Reuter durften sich rühmen, sogar den Süden Deutschlands erobert zu haben.

Klaus Groth aus Heide im Dithmarschenland (1819—99), ließ 1852 seinen „Quickborn" aufsprudeln und darin das Volksleben seiner Heimat in allen Regenbogenfarben schimmern, in Liedern, Balladen, Idyllen, Epen, Schwänken. Daß Groth aber auch das Hochdeutsche beherrscht, zeigt sein berühmtes „Regenlied".

Weniger eigentlicher Dichter als Groth, aber ein Erzähler von bezauberndem Humor, — was man nennt „ein guter Gesell" — ist Fritz Reuter aus Stavenhagen in Mecklenburg (1810—74). Seine „Läuschen und Rimels" (Schnurren und Reime) und namentlich dann seine Prosa-Werke drängten eine Weile den feinern Klaus Groth in den Hintergrund. Schon in „Kein Hüsung" und „Hanne Nüte" gab Reuter ernste Lebensbilder, und mit seiner „Franzosentid" (1860) „gelangte der Dichter auf das Feld, auf dem er bald ohne Konkurrenten sein sollte". „Ut mine Festungstid" (1863) ist die mit versöhnendem Humor geschriebene Geschichte der Leiden, die er, „wegen burschenschaftlicher Umtriebe" zu dreißig

Klaus Groth.

Klaus Groth.
(Nach einer Photographie.)

Jahren Festung verurteilt, zu erdulden hatte. „Ut mine Stromtid“ (aus der Zeit meiner Landarbeit) ein großes Gemälde mecklenburgischen Lebens mit einem ganzen Gewimmel interessanter Gestalten. Hier haust der unsterbliche „Entspekter Bräsig“, der Junggeselle, der, weil es der „gnedigst Herr Graf“ nicht leiden wollte, von „drei Bräuten“ nicht einmal „eine einzelne“ heiraten durfte; aber hat er Havermanns Schwester einem andern überlassen müssen, so besucht er „ihr lütt Kropzeug von Dirns“, die Zwillinge Lining und Mining, doch fast jeden Tag, um nach dem Rechten zu sehen. — Reuter starb als wohlhabender Mann, und seine Villa bei Eisenach ist nun ein Schriftstellerheim.

Dr. Heinrich Seidel.
(Nach einer Photographie.)

In seiner Stimmungskunst Storm verwandt, aber nach seiner Weltanschauung tiefer, nach seiner Menschengestaltung reicher und von einem Humor, der an Jean Paul gemahnt, ist Wilhelm Raabe aus Eschershausen, geboren 1831, lebt in Braunschweig. Adolf Bartels zeichnet ihn mit den Worten: „Raabes Humor ist nichts als Liebe, Liebe zu den sonderbarsten Kostgängern Gottes, die auf unserer Mutter Erde herumlaufen, Liebe zu dem ärmlichsten, scheinbar gottverlassensten Fleck auf der schönen Gottes welt.“ Er ist der Dichter der kleinen Nester und der krausen Käuze, die in ihnen am besten gedeihen. Als erster tritt Onkel Wachholder in der „Chronik der Sperlingsgasse“ auf mit seinen frohen und wehmütigen Berichten und Gedanken über die Schicksale seiner Schützlinge Gustav und Elise und das ganze Leben und Treiben der Sperlingsgasse, mit dem unverwüstlichen Dr. Wimmer, von so vielen andern Kapiteln zu schweigen, die dem Buche seit 1857 siebzehn Auflagen verschafft haben. Herber ward Raabe in den nun folgenden Romanen; aber sie zeigen auch erst die Größe des Dichters. Es ist jedem dieser Werke ein Weisheitsspruch vorangestellt: „Ein Messer wetzet

Wilhelm Raabe.

(Nach dem Gemälde von Hans Sechner.)

[Aus dem Werke: Das XIX. Jahrhundert in Bildnissen; Berlin, Photographische Gesellschaft.]

das andere und ein Mann den andern" und „Sieh nach den Sternen und gib acht auf die Gassen" heißt es in dem ersten, „Die Leute aus dem Walde, ihre Sterne, Wege und Schicksale". „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da," das Wort steht dem größten Romane Raabes, dem „Hungerpastor" voran. Dieser bildet mit „Abu Telfan oder die Heimkehr vom Mondgebirg" und „Schüdderump" eine gedankenreiche Trilogie. Der Dichter schließt den Schüdderump mit den Worten: „Wir sind am Schlusse — und es war ein langer mühseliger Weg von der Hungerpfarre zu Grunzenow an der Ostsee über Abu Telfan im Tumurkielande und im Schatten des Mondgebirges bis in dieses Siechenhaus zu Krodebeck am Fuße des alten germanischen Zauberberges." Unter den in den Jahren 1860—73 erschienenen geschichtlichen Erzählungen Raabes sind hervorzuheben: „Wer kann es wenden?", „Das letzte Recht," „Hollunderblüte," „Die Hämelschen Kinder," „Else von der Tanne," „Der Marsch nach Hause," „Des Reiches Krone." — 1876 erschien „Horacker", eines der köstlichsten Bücher, die Raabe geschaffen, obwohl es sich nur um zwei arme verwahrloste Kinder handelt, 1879 „Wunnigel", 1881 „Horn von Wanza", zuletzt „Hastenbeck", wo der Pestkarren „Schüdderump" durch den „Wunderwagen Gottes" ersetzt ist.

Als Meister humoristischer Kleinmalerei ist ferner Heinrich Seidel bekannt geworden, geboren 1842 zu Perlin in Mecklenburg, jetzt in Berlin. Sein „Leberecht Hühnchen" lehrt in einem Zeitalter, wo Zufriedenheit als ein Laster verschrieen ist, in der Beschränkung das Vollglück genießen.

Von Norddeutschen sind ferner bekannt geworden Edmund Höfer aus Greifswalde († 1882) und Hans Hoffmann aus Berlin, dessen Novellen ihres Wohlklangs wegen da und dort öffentlich rezitiert werden. Wir heben aber mit mehr Nachdruck zwei gewesene Volksschullehrer hervor: Heinrich Schaumberger aus Neustadt bei Koburg († 1874) und Heinrich Sohnrey aus Jühnde in Hannover, geboren 1859. Seine Erzählungen „Friedesinchens Lebenslauf", „Hütte und Schloß," „Die hinter den Bergen," „Wie die Dreieichenleute um den Dreieichenhof kamen" werden als Familiengut fortleben. Gesunde Kost liefert auch die Schleswigerin Helene Voigt. Als letzten dieser Erzählergruppe führen wir Gustav Frenssen an, geboren 1863 in Barlt, einen Pastor, der sein geistliches Amt mit dem Schriftstellerberufe vertauschte und bis jetzt nebst den „Dorfpredigten" drei Romane hat ausgehen lassen: 1896 „Die Sandgräfin", 1898 „Die drei Getreuen" und 1901 den weitbekannten „Jörn Uhl", auf den wir im letzten Kapitel noch zu sprechen kommen werden.

Versetzten uns schon unter den bisherigen manche mit einzelnen ihrer Gemälde in die Vergangenheit zurück, so fühlten sich andere durch das Beispiel Walther Scotts vorherrschend zur historischen Dichtung geführt. Auf diesem Boden war schon Gotthelf vorangeschritten. Und nun taten sich namentlich die

Brandenburger hervor. So Willibald Alexis oder Wilhelm Haring († 1871), in Breslau geboren, aber ein Märker aus der französischen Kolonie Berlins. Seinen zwei ersten Werken („Walladmor" und „Schloß Avalon") Anklang zu verschaffen, gab er sie keck als Übersetzungen Walther Scotts aus. Dann illustrierten seine Romane alle bedeutsamen Epochen der brandenburgischen Geschichte, so: „Der falsche Waldemar" und „Der Roland von Berlin" das Mittelalter, „Die Hosen des Herrn von Bredow" die Reformationszeit, „Dorothee," „Cabanis," „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht," „Isegrimm" die Zeit vom Großen Kurfürsten bis zu den Befreiungskriegen. Mit kräftigen Strichen zeichnete er das märkische Land, „die Öde der sandigen Heide, die heiße Luft des Kiefernwaldes am schwülen Sommertag, den märkischen Landsee, im Gebüsch versteckt, die weite Ebene, das Torfmoor, Himmel und Hügel, Luft und Wasser" und das zähe Geschlecht, das diesen Landstrich bewohnt. Brandenburgisch-preußische Geschichte ließen mit warmer Begeisterung in eigenartigen Epen auch Chr. Fr. Scherenberg († 1881) und in umfangreichen Freskogemälden von Romanen Georg Hesekiel († 1874) und Georg Hiltl († 1878) aufleuchten.

Heinrich Sohnrey.

(Nach einer Photographie.)

Und wo diese aufhörten, setzte mit seinen historischen und modernen, durch und durch realistischen Prosa-Epen: „Vor dem Sturm" (Grete Mind, Schach

von Wutenow" u. a. Theodor Fontane ein, gleichfalls aus der französischen Kolonie Berlins (1819–98) wie Alexis lange Journalist. 1870 eine Weile kriegsgefangen. Aus seinen selbstbiographischen Schriften („Wanderungen durch die Mark Brandenburg" 2c.) schaut uns eine Persönlichkeit entgegen, die sich liebevoll in Kultur und Geschichte der Heimat versenkt und für die Kirche (auch für Geistliche wie Büchsel, Kögel 2c.) für die Hohenzollern, für vaterländische Größe, den märkischen Adel Verständnis und Anerkennung hat. Launig spricht er sich allen „Sinn für Feierlichkeit" ab. Mit seinen markigen Balladen „Der alte Derfflinger", „Zieten aus dem Busch," „Seidlitz," „Ferdinand von Schill" u. a. eroberte er die Herzen der deutschen Jugend. Einige seiner Romane führen zu verdorbener Großstadt-Gesellschaft.

G. Frenssen

Gustav Frenssen.
(Nach einer Photographie.)

Zum Glück können wir noch eine Reihe von Dichtern nennen, die es verdienen, unbedenklich mit weitaus den meisten ihrer Werke in der gebildeten Familie Hausfreunde zu werden.

Über eine umfassende Kenntnis der Kultur in allen Zeitaltern und eine tüchtige Dichterkraft gebot Gustav Freytag aus Kreuzburg in Oberschlesien (1816–95). Seine „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" in fünf Bänden sollte jeder studieren, der mit unserer Vorzeit vertraut werden will. Zuvor akademischer Tätigkeit zugewandt, gab Freytag von 1848–70 gemeinsam mit Julian Schmidt die „Grenzboten" heraus. Den Sommer verbrachte er meist auf seinem Landgute bei Gotha in stetem Verkehr mit dem Herzog Ernst, den Winter in Leipzig. Er starb in Wiesbaden.

Zuerst trat er mit Dramen auf und errang 1852 mit seinem feinen Lustspiel „Die Journalisten" einen dauernden Erfolg. Aus Redaktoren-Erfahrungen in einer politisch erregten Zeit erwachsen, verteilt es mit versöhnendem Humor Licht und Schatten auf die beiden sich bekämpfenden Parteien, und wer einmal mit Bolz Bekanntschaft gemacht, vergißt ihn nicht mehr.

Th. Fontane

Theodor Fontane.
(Nach einer Photographie.)

1851 hatte Riehl in seiner Naturgeschichte der bürgerlichen Gesellschaft von einem Proletariat im Frack gesprochen und das deutsche Bürgertum als den Träger jener umfassenden, ausgleichenden, rein menschlichen Bildung bezeichnet, in welcher die Kraft der Neuzeit wurzle. Seinem Wink und eigenem Drange folgend, nahm sich Freytag vor, dem Volk in lebensvollem Bild seine Tüchtigkeit zu zeigen und es damit aus seiner Mutlosigkeit aufzurichten. Er suchte es bei seiner Arbeit auf und gab den Roman, der von allen des Jahrhunderts die größte Verbreitung fand, „Soll und Haben" (1855). Das Leben des Fleißes und der Zuverlässigkeit in der Gestalt eines tüchtigen Breslauer Kaufmanns und seines Geschäftshauses kontrastiert der Dichter mit einer durch herkömmlichen Zwang gebundenen genußsüchtigen Aristokratie und mit schmarotzendem Judentum. Viel weniger Anklang fand der Philologen-Roman „Die verlorene Handschrift" (1864).

Der große deutsch-französische Krieg reifte in Freytag die seiner würdige Idee, ein deutsches Geschlecht durch alle Epochen der Geschichte zu begleiten bis an die Schwelle der Gegenwart. So entstand der Zyklus „Die Ahnen" (1872

Gustav Freytag.

Gustav Freytag.

(Nach dem Gemälde von Karl Stauffer, 1887, in der Königl. Nationalgalerie zu Berlin.)

[Aus dem Werke: Das XIX. Jahrhundert in Bildnissen: Berlin, Photographische Gesellschaft.]

bis 1881). Der erste Roman berichtet von Ingo (um 357) der zweite von Ingraban (um 724), der dritte, „Das Nest der Zaunkönige," von Ummo dem Thüring (um 1003). Die „Brüder vom deutschen Hause" versetzen in die Zeit der Hohenstaufen (um 1226), „Markus König" in den Kampf der Reformation, „Die Geschwister" und „Der Rittmeister von Altrosen" in das Elend des dreißigjährigen Kriegs, „Der Freikorporal bei Markgraf Albrecht" in die Ära der aufsteigenden Größe Preußens und des Pietismus (um 1721). „Aus einer kleinen Stadt" endlich berichtet vom Arzte Ernst König (1806), dessen Sohn die Wirrnisse von 1848 erlebt, — und der letzte Sproß von Ingos Geschlecht wird — o Zeiten, o Sitten! — Journalist. — Nie verletzt Freytag durch Roheit und Gemeinheit. Aber wo er mit elementarer Wucht das sieghaft Große vorführen soll, da versagt seine Kraft. „E bissele Lieb und e bissele Treu und e ganz e klei bissele „Philisterei" ist bei Freytag „allweil dabei."

Wilhelm Heinrich von Riehl.
(Nach einer Photographie.)

Ein Erzähler von Gottes Gnaden und ein Freund und Kenner des Volkstums in alter und neuester Zeit wie kaum einer ward uns geschenkt in Wilhelm Heinrich Riehl aus Biebrich am Rhein (1823—97). Nach allseitigen Studien und journalistischer Arbeit wurde er 1853 nach München berufen und zum Mitgliede der Akademie, Direktor des Nationalmuseums und Generalinspektor der

Kunstdenkmäler und Altertümer Bayerns ernannt. Von seiner Gesinnung zeugen seine 1891 bei Cotta erschienenen „Religiösen Studien eines Weltkindes", von seiner Vertiefung der Kulturverhältnisse beispielsweise die „Naturgeschichte des deutschen Volkes", von seinem tief ernsten Musik-Verständnis seine „Musikalischen Charakterköpfe" nebst eigenen Kompositionen und von seinem kerngesunden Erzählertalent seine fünfzig Novellen. Sie sind weit verbreitet, aber lange nicht so weit, wie sie es verdienen. Eine wachsende Liebe ist ihnen gewiß.

Und noch einen andern „guten Gesellen" stellen wir unsern Lesern vor. Er ist zwar vielen schon längst bekannt.

„Wer ist dort der blonde Fremde,
Der auf Don Paganos Dache
Wie ein Kater auf und ab geht?"
Frug wohl manch ehrsamer Bürger
In dem Inselstädtchen Capri,
Wenn er von dem Markte einwärts
Nach der Palme und dem maurisch
Flachgewölbten Kuppeldach sah.

Und der brave Don Pagano
Sprach: „Das ist ein sonderbarer
Kauz und sonderbar von Handwerk,
Kam mit wenigem Gepäck an,
Lebt jetzt stillvergnügt und einsam.
Klettert auf den schroffen Bergen,
Wandelt zwischen Klipp und Brandung,
Am Strandschlenker an dem Meere,
Hat auch neulich in den Trümmern
Der Tiberiusvilla mit dem
Fremden scharf gezecht.

Was er sonst treibt? — 's ist ein Teufelskerl
Und wer weiß, was diese treiben!
Doch ich sah in seiner Stube
Viel Papier. — unökonomisch
War's nur in der Mitt' beschrieben
Und ich glaub', es fehlt im Kopf ihm.
Und ich glaub', er schmiedet Verse."

In Karlsruhe geboren, der Sohn eines höhern Offiziers und einer geistvollen Mutter, studierte Joseph Viktor von Scheffel (1826—86) zu Heidelberg, München und Berlin die Rechte und Geschichte. Aber er wollte ein Maler werden und vertauschte Säckingen mit Rom und Olevano:

„Unter uns im fernen Nebel
Liegt der ganze Menschenkehrig,
Und aus Fels, aus Baum und Fernen
Lesen wir die alte Keilschrift,
Die der Hause nie verstehn mag,
Das Gesetz des ewig Schönen."

Aber das Gesetz des Schönen lesen und ihm Farben und Formen leihen, ist zweierlei. Wie Scheffel wieder einmal seine Genossen unterhalten hatte und einer zu ihm sagte: „Aber Sie sind ja ein Dichter," wurde er traurig, weil er im Geiste hinzuhörte: „Aber kein Maler!"

's war in Rom. Schwer lag der Winter
Auf der Stadt der sieben Hügel.
Schwer — selbst Markus Brutus hatt' sich
Einen Schnupfen zugezogen,
Und des Regens war kein Ende.
Da stieg wie ein Traum der Schwarzwald
Vor mir auf und die Geschichte
Von dem jungen Troelmann Werner
Und der schönen Margareta
An der beiden Grab am Rheine
Stand ich oft in jungen Tagen.
Vieles doch vergißt man wieder.
Was am Rhein begraben liegt
Jetzo wie dem Mann, dem plötzlich
Laut das Ohr klingt als ein Zeichen,
Daß die Heimat sein gedenket.

Klang mir die Trompete Werners
Durch den römischen Winter, durch den
Blumenscherz des Carnevals.
Klang erst fern, dann nah und näher
Und gleich dem Krystalle der aus
Dunstig feinen Luftgebilden
Niederschlägt und strahlend anschießt,
Wuchsen mir des Liedes Gestalten.
Sie verfolgten mich nach Napel.
Im bourbonischen Museum
Traf ich meinen alten Freiherrn:
Lächelnd droht er mit dem Krückstock.
Und am Tore von Pompej:
Satz der Vater Hiddigeigei.
Knurrend sprach er: „Voll die Studien!
Was ist all antiker Plunder.
Was der Mosaikhund selbst im
Haus des tragischen Poeten
Gegen mich, die selbstbewußte
Epische Charakterkatze?“

Scheffels „Trompeter“ ist so bekannt, die Lieder Jung Werners, Margaretens, Hiddigeigeis, wie auch die ernstern des stillen Manns in der Erdmannshöhle dermaßen in aller Leute Mund, daß wir kein Wort mehr darüber verlieren wollen.

Wenn Scheffel im „Gaudeamus“ tapfer scherzt, — er ist nicht ein Heine, er hat Humor „und bei des Ernstes mehr als nötiger Menge bleibt auch dem heitern Tand noch Raum und Ziel.“ Das allzu feucht-fröhliche Wesen freilich — darüber soll man nicht scherzen, das gehörte wie bei Reuter zu seinem Verhängnis. Eine wertvolle Gabe bleibt Scheffels Ekkehard. Hell zaubert er die alemannische Welt im dunkeln zehnten Jahrhundert vor unsere Augen. Eine Novelle Hugideo versetzt den Leser in die Zeit der Schlacht auf den katalaunischen Feldern. Auch einen Wartburgroman hatte Scheffel geplant; aber nun versagten die Kraft und der Mut. Was von Anfängen dazu entstand, ist in der stimmungsvollen Geschichte aus der Kreuzfahrerzeit. Juni-

J. V. von Scheffel.
Nach dem Gemälde von A. von Werner.
[Aus dem Werke: Das XIX. Jahrhundert in Bildnissen; Berlin Photographische Gesellschaft

perus, und in den altertümlich frischen Liedern der „Frau Aventiure" zu finden. Ein schönes Vermächtnis hat uns der Dichter in seinen „Bergpsalmen" hinterlassen, diesen schwungvollen Ergüssen des alten Bischofs von Regensburg zum Preise der Hochgebirgseinsamkeit. Daß Scheffel mit seiner studentischen Art Schule machen werde, war zu erwarten. Ihn dafür verantwortlich zu erklären, daß öde Gesellen seinen Kneiphumor bis zu „höherm Blödsinn" getrieben, hat keine „sittliche Spitze". Zahlreiche „Sänge" und „Mären" aus alter Zeit traten in Jung Werners Spuren.

Rudolf Baumbach.

Rudolf Baumbach.
(Nach einer Photographie.)

Julius Wolff aus Quedlinburg in Berlin (geboren 1834), lieferte in seinen Epen (Eulenspiegel, Rattenfänger, Der wilde Jäger) und Romanen („Der Tülfmeister" ꝛc.), Werke „von Pappe" mit unmotivierten Hieben auf alles, was einen christlichen Anstrich hat, und Stellen der Lüsternheit, wie das gar wohl zueinander paßt, und Rudolf Baumbach aus Kranichfeld in Thüringen schuf wohl in den Epen „Zlatorog" und „Der Pate des Todes" und einigen Märchen und Schwänken ansprechende Sachen. Aber immer mehr werden sich seine Weinlieder als Anachronismus ausweisen. Joseph Lauff in Wiesbaden (geboren 1855) trat auf mit schwülen Epen, und Richard Nordhausen in Berlin (geboren 1868), mit „Joß Fritz der Landstreicher" u. a. m.

Andern wieder gelang es nicht, die antiken, ägyptischen, orientalischen Kostums mit wirklichem Leben auszufüllen. In immer neuen Romanen die den breitesten Absatz fanden, dozierten sie Altertumskunde, so z. B. Dahn, Ebers, Taylor, Eckstein. Die Welle hob sie, die Welle verschlingt sie. Ein warmer Patriotismus ist Felix Dahn aus Hamburg in Breslau (geboren 1834) nicht abzusprechen. In Balladen, Romanen, Novellen führt er uns in die Urzeit der Germanen zurück. 1876 erschien sein Epos in

Prosa „Der Kampf um Rom", das in zahlreichen glanzvollen Gemälden den tragischen Untergang der Ostgoten behandelt. Der Erfolg führte Dahn zur Vielschreiberei, und welche trostlose Weltanschauung ihn leitet, mag in der Erzählung „Sind Götter?" ein Mönch beantworten. „Heidengötter sind nicht," sagt er, „aber der Christengott ist auch nicht." Es ist alles ein blindes Muß. Der gelehrte Georg Ebers aus Berlin (1837—98) fand mit seinen Romanen aus dem alten Ägypten einen solchen Anklang, daß er der deutschen Leserwelt von 1877 an jedes Jahr einen neuen Band auf den Weihnachtstisch legte: „Die ägyptische Königstochter," „Homo sum," „Serapis," „Der Kaiser," „Die Nilbraut" u. s. w. Seine Werke, namentlich seine letzten, wurden mit Recht von der Kritik gezaust. Gedrungener erscheinen die Erzählungen des Heidelberger Professors Adolf Hausrath oder George Taylor (geboren 1837): „Antinous," „Klytia" 2c. Von dem vielen, was Ernst Eckstein geboten († 1900), werden wohl ein paar frische Humoresken fortleben („Besuch im Carcer" 2c.) Mit gediegenen Gaben beschenkte Pfarrer Heinrich Steinhausen in Podelzig das Volk, geboren 1836. Mit Recht erlebte seine „Irmela" einen großen Erfolg. Auch seine übrigen Darstellungen (Markus Zeislein, Heinrich Zwiefels Ängste 2c.) verraten Herz und frohen Humor.

Felix Dahn.
(Nach einer Photographie.)

Glühende Bilder aus fremden Zonen entrollten Charles Sealsfield, eigentlich Karl Postel, († 1864) aus Mähren, lang in Südamerika, Friedrich Gerstäcker († 1872), Heinrich Smidt († 1867) und Karl May (geboren 1842), der den Stoffhunger urteilsloser Leser mit dem Futter gehäufter Abenteuer befriedigt. Hackländer gab humoristische Soldatenbilder.

Einen ganzen großen Dichter, einen Klassiker der modernen Zeit finden wir wieder in Conrad Ferdinand Meyer aus Zürich (1825—98).

Wie pocht das Herz mir in der Brust
Trotz meiner jungen Wanderlust
Wann heimgewendet ich erblicke
Die Schneegebirge, süß umblaut,
Das große, stille Leuchten!

Ich atmet' eilig, wie auf Raub
Der Märkte Dunst, der Städte Staub.
Ich sah den Kampf. Was sagtest du,
Wenn reines Firnelicht, dazu,
Du großes, stilles Leuchten?

Wie straft' ich mit der Heimat Neid
Und liebe sie von Herzen doch,
In meinem Weben und Gedicht!
Allüberall ist Firnelicht,
Das große, stille Leuchten!

Was kann ich für die Heimat tun
Bevor ich geh' im Grabe ruhn?
Was geb' ich, das dem Tod entfleht?
Vielleicht ein Wort, vielleicht ein Lied
Ein kleines, stilles Leuchten!

hat Meyer gesungen, und das Leuchten seiner Dichtungen wird nicht verglimmen.

Der Sohn eines Regierungsrates aus altem Geschlecht und einer Mutter von feinem, melancholischem Wesen, genoß er in seiner Vaterstadt und am Genfersee eine gediegene Bildung mit mehr französischem als deutschem Gehalt. Zwanzig Jahre lebte Meyer in dunkelm Drang seiner innern Entwicklung, bevor der Baum seines Talents seine Blüten und Früchte trieb, eine schier beispiellose Erscheinung. Indessen ergab sich der junge Mann einem uferlosen Lesen, vertiefte sich in historische Studien, verschaffte sich auf Reisen nach Frankreich und Italien und an den Sammelstätten der Kunst eine solche Fülle von Anschauungen, daß es ihm später ein Leichtes wurde, seinen Dichtungen einen sichern historischen Boden und „eine mäßig angewendete Lokalfarbe" zu geben, ohne nur ein Buch nachzuschlagen. Nach langem Aufenthalt in der französischen Schweiz und vielen Wanderungen im Hochgebirg immer wieder in seine Heimat zurückgekehrt, bewohnte er später mit einer Tochter des Obersten Ziegler vermählt, einen anmutigen Landsitz auf der Höhe von Kilchberg, mit weitem Blick über den schönen blauen See.

Heinrich Steinhausen.
(Nach einer Zeichnung von W. Steinhausen.)

Konrad Ferdinand Meyer hatte Kraft genug, in den Tagen des Alters nicht abzusterben vielmehr nun erst recht jung zu werden. Er besaß Ausdauer genug, den Bau einer Dichtung erstehen zu lassen und wenn sie seinem Fühlen nicht völlig entsprach, wieder niederzureißen und neu aufzuführen, zu verfahren wie Goethe mit seiner Iphigenie. Man muß gestehen, daß dann wirklich jeweilen der letzte Aufbau das Vollendete war. So unternahm er es auch, die Balladen und Bilder, die er früher geschaffen, mit reifem Verständnis umzudichten, buchstäblich als „Dichter" zu verdichten und nun in klassischer Vollendung zu geben.

Georg Ebers.
(Nach einer Photographie.)

Von manchem Erzeugnis riß Meyer später das weiche Gewand der Reime herunter, z. B. von der grausig schönen Ballade: „Die Füße im Feuer." Ein Bote des Königs Ludwig XIV. kehrt im Dunkel einer stürmischen Nacht auf dem Schloß eines Hugenotten ein und wird hier von den Kindern als das Scheusal erkannt, das im vergangenen Religionskrieg die Frau des Hauses im lodernden Kaminfeuer zu Tode gemartert, weil sie den Gemahl nicht verraten wollte. Der Frevler verbringt eine unruhige Nacht und erhält am Morgen vom Schloßherrn das Geleit. Und nun heißt es nach der neuen Fassung:

„Sie reiten durch den Wald. Kein Lüftchen regt sich heut.
Zersplittert liegen Ästetrümmer quer im Pfad.
Die früh'sten Vöglein zwitschern, halb im Traume noch.
Friedsel'ge Wolken schwimmen durch die klare Luft,
Als kehrten Engel heim von einer nächt'gen Wacht.

Die dunkeln Schollen atmen kräft'gen Erdgeruch.
Die Eb'ne öffnet sich. Im Felde geht ein Pflug.
Der Reiter lauert aus den Augenwinkeln: „Herr,
Ihr seid ein kluger Mann und voll Besonnenheit
Und wißt, daß ich dem größten König eigen bin.
Lebt wohl! Auf Nimmerwiedersehn!" Der andre spricht:
„Du sagst's! Dem größten König eigen! Heute ward
Sein Dienst mir schwer... Gemordet hast du teuflisch mir
Mein Weib! Und lebst! Mein ist die Rache, redet Gott!"

Man bemerke, wie das Gemälde bereichert worden, wenn es früher bloß hieß: ‚Und schon im Felde sehn den Pflug — Sie in der Morgensonne gehn. — Da ruft der Reiter: „Herr, genug! — Habt Dank! Auf Nimmerwiedersehn! — Ihr seid ein Mann von weisem Sinn — Und seht, daß ich des Königs bin. — Des größten Königs in der Welt. — Der meinen Weg im Auge hält!" Jetzt spricht der Andre feierlich: — „Du hieltst in meinem Hause Rast. — Und durch den Wald geleit ich dich. — Der du mein Weib gemordet hast! — Ich weiß, daß du des Königs bist. — Der über alle mächtig ist . . . — Doch wurde heut sein Dienst mir schwer: — Mein ist die Rache! spricht der Herr." — „Mit zwei Worten" lautet der Titel einer Meyerschen Ballade:

„Am Gestade Palästinas, auf und nieder, Tag um Tag,
‚London?' frug die Sarazenin, wo ein Schiff vor Anker lag,
‚London!' bat sie lang vergebens, nimmer ward sie müd und zag,
Bis zuletzt an Bord sie brachte eines Bootes Ruderschlag.

Sie betrat das Teak des Seglers, und ihr wurde nicht gewehrt.
Meer und Himmel. „London?" frug sie, von der Heimat abgekehrt.
Suchte, blickte, durch des Schiffers ausgestreckte Hand belehrt,
Nach den Küsten, wo die Sonne sich in Abendglut verzehrt.

‚Gilbert?' fragt die Sarazenin im Gedräng der großen Stadt,
Und die Menge lacht und spottet, bis sie dann Erbarmen hat.
„Tausend Gilbert gibt's in London!" Doch sie schreitet nimmer matt.
„Labe dich mit Trank und Speise!" Doch sie wird von Tränen satt.

‚Gilbert!' „Nichts als Gilbert? Weißt du keine andern Worte? Nein!"
„Gilbert!" . . . „Hört, das wird der weiland Pilger Gilbert Becket sein
Den gebräunt in Sklavenketten gleicher Wüste Sonnenschein
Dem die Bande löste heimlich eines Emirs Töchterlein."

„Pilgrim Gilbert Becket!" dröhnt es, braust es längs der Themse Strand
Sieh, da kommt er ihr entgegen, von des Volkes Mund genannt:
Über seine Schwelle führt er, die das Ziel der Reise fand.
Liebe wandert mit zwei Worten gläubig über Meer und Land.

Was Meyer selber mit zwei Worten sagen kann, sagt er nicht mit dreien. Er gehört zu denen, die den Leser mitdichten lassen. Seine Dichtung gibt in der Regel nicht Gegenwart. Wie sich ihm erst in späteren Jahren das Geheimnis des eigenen Tons erschloß, so sind auch seine Stimmungsbilder fast lauter Poesie verklärenden Rückblicks. Man vergleiche ‚Eingelegte Ruder':

Conrad Ferdinand Meyer.

(Nach einer Photographie.)

„Meine eingelegten Ruder triefen;
Tropfen fallen langsam in die Tiefen.

Nichts, das mich verdroß! Nichts, das mich freute!
Niederrinnt ein schmerzenloses Heute!

Unter mir — ach, aus dem Licht verschwunden —
Träumen schon die schönern meiner Stunden.

Aus der blauen Tiefe ruft das Gestern:
Sind im Licht noch manche meiner Schwestern?"

Oder z. B.: Ewig jung ist nur die Sonne.

„Heute fanden meine Schritte mein vergeßnes Jugendtal:
Seine Sohle lag verödet, seine Berge standen kahl.
Meine Bäume, meine Träume, meine buchendunkeln Höhn
Ewig jung ist nur die Sonne, sie allein ist ewig schön.

Trüben dort im schilf'gen Grunde, wo die müde Lache liegt,
Hat zu meiner Jugendstunde sich lebend'ge Flut gewiegt:
Durch die Heiden, durch die Weiden ging ein wandernd Herdgetön
Ewig jung ist nur die Sonne, sie allein ist ewig schön."

Auch wenn Meyer nicht eine Gruppe seiner Poesien „Vorsaal" genannt hätte, würden sie uns an Gemälde gemahnen. Unvergleichlich schildert der Dichter, der so oft „ein Pilgerim und Wandersmann" gewesen, die Hochgebirgswelt.

„In meiner Firne feierlichem Kreis
Lagr' ich am schmalen Felsengrate hier.
Aus einem grün erstarrten Meer von Eis
Erhebt die Silberzacke sich vor mir.

Der Schnee, der am Geklüfte hing zerstreut,
In hundert Rinnen rieselt er davon,
Und aus der schwarzen Feuchte schimmert heut'
Der Soldanelle zarte Glocke schon.

Bald nahe tost, bald fern der Wasserfall,
Er stäubt und stürzt, nun rechts, nun links verweht.
Ein tiefes Schweigen und ein steter Schall!
Ein Wind, ein Strom, ein Atem, ein Gebet!

Nur neben mir des Murmeltieres Pfiff!
Nur über mir des Geiers heisrer Schrei!
Ich bin allein auf meinem Felsenriff,
Und ich empfinde, daß Gott bei mir sei."

Seiner Balladen und historischen Bilder in knappster Fassung sind so viel vortreffliche, daß wir den Leser zwar nicht mit Rezitieren, aber mit bloßem Aufzählen ermüden würden. Wir erinnern bloß an Kleinodien wie etwa „Die Gaukler", „Die Ketzerin," „Der gleitende Purpur," „Conquistadores," „Chor der Toten." das markige „Lutherlied," „Hussens Kerker," „Die Rose von Newport."

Auch durch genialen Verständnis des Christentums bekundet Meyer seine überragende Größe. Welch herrliche Vision entrollt er in den Strophen:

„Es sprach der Geist: „Sieh auf!" Es war im Traume.
Ich hob den Blick. In lichtem Wolkenraume
Sah ich den Herrn das Brot den Zwölfen brechen
Und ahnungsvolle Liebesworte sprechen.
Weit über ihre Häupter lud die Erde
Er ein mit allumarmender Gebärde.

Es sprach der Geist: „Sieh auf!" Ein Linnen schweben
Sah ich und vielen schon das Mahl gegeben;
Da breiteten sich unter tausend Händen
Die Tische; doch verdämmerten die Enden
In graue Nebel, drin auf bleichen Stufen
Kummergestalten saßen ungerufen.

Es sprach der Geist: „Sieh auf!" Die Luft umblaute
Ein unermeßlich Mahl, soweit ich schaute;
Da sprangen reich die Brunnen auf des Lebens,
Da streckte keine Schale sich vergebens,
Da lag das ganze Volk auf vollen Garben;
Kein Platz war leer, und keiner durfte darben."

Von des Dichters Wohnung in Kilchberg aus schweifte der Blick über den blauen See bis hinauf zu jenem lieblichen Eiland, wo seiner Zeit Ritter Ulrich Hutten krank und lebensmüd ein Asyl gefunden.

„Von einem unmerklich gereiften Stammesgefühl ergriffen," dichtete Meyer nach dem Siebzigerkrieg „Huttens letzte Tage". „So geschah es" sagt er, „daß Hutten, dessen Leben ich genau kannte, als ein Stiller und Sterbender in dem sanften Abendschatten seiner Insel meinem Gefühl nahe trat und meine Liebe gewann. Ich getraute mir, Huttens verwegenes Leben in den Rahmen seiner letzten Tage zusammenzuziehn diese füllend mit klaren Erinnerungen und Ereignissen, geisterhaft und symbolisch, wie sie sich um einen Sterbenden begeben, mit einer ganzen Skala von Stimmungen: Hoffnung und Schwermut, Liebe und Ironie, heiliger Zorn und Todesgewißheit — kein Zug dieser tapferen Gestalt sollte fehlen, jeder Gegensatz dieser leidenschaftlichen Seele hervortreten." Den Leser mit den kernigen Versen des heroischen Idylls bekannt zu machen, führen wir eins der etwas über sechzig balladenartigen Bilder an:

„Heut' klang ein Beil den ganzen Morgen laut
Und bis zum Abend fort. Der Schaffner baut.
Ein Vordach nur, doch mocht' ich's gerne sehn;
Ist's doch ein Werden, ist's doch ein Entstehn!
Da war ein Zimm'rer, der es wacker trieb
Und seinen Balken säuberlich behieb.
In guten Treuen mühte sich der Mann,
Daß ihm das Wasser von der Stirne rann.
Am Abend kam der Zimmermeister leis,
Mit langgelocktem Bart, ein güt'ger Greis,

Und rührt' dem Knecht, der nimmer wollte ruhn,
Die Schulter mahnend: „Lieber, feire nun!"
Jetzt war die Stätte leer; ich aber schlich
Hinaus und auf den Balken setzt' ich mich.
Betrachtend das behaune Tannenstück,
Dacht' ich ans eigne Tagewerk zurück. . . .
Ich starrte nieder, der Gedanken Raub,
Da traf die Schulter mir ein fallend Laub.
Mich schauderte, da ich das Blatt gespürt,
Als hätte mich des Meisters Hand berührt
Und mich gemahnt: Genug! Die Sonn' ist fern,
Geh ein, du Knecht, zur Ruhe deines Herrn!"

Wie uns Meyer gestand, blieben ihm „Huttens letzte Tage" das Liebste, das er geschaffen.

Ein anmutiges Stück Romantik, mehr im Einzelnen als im Ganzen gelungen, gab er im Epos „Engelberg", das ihm der Geist des Tales diktierte.

Dann stellte er seine monumentalen historischen Novellen hin: 1876 „Jürg Jenatsch". (Die gewaltige Bündner-Geschichte aus der Zeit des dreißigjährigen Kriegs.) 1880 „Der Heilige" (Thomas Becket in England). 1883 „Das Amulet" (spielt in der Bartholomäusnacht in Paris). „Der Schuß von der Kanzel" (eine flotte Humoreske). „Plautus im Nonnenkloster," „Gustav Adolfs Page," „Das Leiden eines Knaben" (den die Jesuiten in Frankreich zu Grunde richten). 1884 „Die Hochzeit des Mönchs" (dem Dichter Dante in den Mund gelegt). 1885 „Die Richterin" (zur Zeit Karls des Großen). 1887 „Die Versuchung des Pescara", 1891 noch „Angela Borgia".

Da walten allenthalben historische Stimmung, blühendes Leben, psychologische Tiefe, der Zug ins Große, Renaissance-Naturen, Nibelungenleidenschaften, Huguenottentrotz. Und wie aus Marmor ist die Sprache gehauen!

Man erlaube uns noch auf ein paar echt Meyersche Kunstmittel hinzuweisen, die seine Farben Böcklinisch verstärken.

1. Er rahmt seine Szenen ein. Beispiele:

„Der Nähere wandte der Tür den Rücken zu und die breiten Schultern, der Stiernacken, der struppige Krauskopf des heftig Sprechenden füllten zuweilen den ganzen von der Spalte gewährten Sehkreis." (Robustelli vor dem Veltlinermord.)

2. Er läßt auf die Gestalten, die wir gerade betrachten, eine besondre Beleuchtung fallen: „Unterdessen war der Mond aufgegangen und überrieselte draußen die Krone der Ulme und die schwere Blätterdecke der Feigenbäume mit hellem Lichte; aber nur eine spärliche Helle drang durch die kleinen Fenster in das breite, tiefe Gemach und schattete ihre massiven Gitterkreuze auf dem steinernen Fußboden ab. Lucia stellte die italienische eiserne Öllampe auf den Tisch und entfachte, die Dochte in die Höhe ziehend, drei helle Flämmchen, die auf ihr über das Gerät gebeugtes liebliches Antlitz einen roten Widerschein warfen. Der unschuldige Mund lächelte; denn die junge Veltlinerin war freudig bereit, mit ihrem

Manne, auf dessen starken Schutz sie unbedingt baute, aus der Heimat wegzuziehen. Waser, dessen Blick von der warm beleuchteten Erscheinung gefesselt war, betrachtete mit Rührung diesen Ausdruck kindlichen Vertrauens." (Jenatsch.)

3. Er läßt die Blicke der andern auf der Gestalt ruhn, die wir beobachten: „Dante erhob sich. „Ich habe meinen Platz am Feuer bezahlt," sagte er, „und suche nun das Glück des Schlummers. Der Herr des Friedens behüte uns alle!" Er wendete sich und schritt durch die Pforte, welche ihm der Edelknabe geöffnet hatte. Aller Augen folgten ihm, der die Stufen einer funkelhellen Treppe langsam emporstieg." (Hochzeit des Mönchs.)

4. Er läßt die Gestalt, auf der unser Blick ruhen soll, plötzlich auftauchen wie z. B. Jenatsch, während der Bürgermeister Meyer von Chur seine Rede an Rohan richtet: „Des Landes Dankbarkeit gegen Euch wäre nicht genugsam ausgedrückt, edelster Herr," rief er aus, „wenn wir Euch so viele Ehrensäulen errichteten als Bünden Felsen und Berge besitzt! Und wenn jeder unserer Berge eine Statua wäre. . . .!" Hier stockte der Redner und erstarrte selber zum Steinbilde. Ein verspäteter Reiter war durch die Nebengasse herangeeilt und auf dem kleinen Platze dem Bürgermeister gegenüber, mitten unter die Bündner Offiziere hineingesprengt. Die Obersten wichen auf ihren stampfenden Tieren bestürzt nach beiden Seiten zurück. Auf das Kommen von Georg Jenatsch hatte keiner gerechnet. Und da war er! Auf seinem schäumenden Rappen in der Mitte des leeren Raumes von allen gemieden. . . . Und der Bürgermeister fuhr unsicher fort: „Und wenn in Bünden jeder Berg eine Statua . . . und jede Statua ein Berg wäre. . . ." „Laßt es gut sein, lieber Bürgermeister!" schnitt der Herzog freundlich ab."

Von der Verwendung des Kontrastes gar nicht zu sprechen, weil sich diese ganz von selber versteht: „Malmort mit seinen Türmen stand schwarz auf dem noch wetterleuchtenden Nachthimmel." (Richterin.)

Den historischen Boden bebauten außer den Genannten mit Glück und Talent der kunstverständige Karl Frenzel in Berlin (geboren 1827) der Herausgeber der deutschen Rundschau Julius Rodenberg in Berlin (geboren 1831), die Literarhistoriker Adolf Stern in Dresden (geboren 1835), mit formvollendeten Novellen, und Adolf Bartels, in Weimar (geboren 1862), mit den großzügigen Romanen „Die Dithmarscher" und „Dietrich Sebrandt". Luise von François († 1893) mit der originellen Erzählung „Die letzte Reckenburgerin" Isolde Kurz in Florenz (geboren 1853), mit feinen „Florentiner Novellen". — Die liberalen Tendenzromane von Friedrich Spielhagen und Karl Emil Franzos sind heutzutage auch „historisch" geworden.

Sahen wir schon unter den Vertretern des bisher gezeichneten Erzählergeschlechts diesen und jenen auch „den Sprung über die Lampen" wagen, mit eigentlichem Erfolg zwar nur Gustav Freytag, so traten andere Realisten dagegen

hauptsächlich als Dramatiker und nur nebenbei auch als Erzähler und Lyriker auf. Wir schulden auch ihnen einige Aufmerksamkeit und nennen in erster Linie Hebbel, Ludwig, Anzengruber und Wildenbruch.

Mit echt nordischer Zähigkeit verfolgte der Dithmarsche Friedrich Hebbel aus Wesselburen (1813–63) seinen Weg. Eines armen Maurers Sohn, schöpfte er seine erste Bildung aus Bibel, Gesangbuch und alten Volksbüchern, errang als Schreiber beim Kirchspielvogt seiner Vaterstadt durch Gedichte Unterstützung zum Studium und später zu Reisen nach Paris und Rom. Wenn wir in seinem Wesen etwas Herbes, Gequältes finden, es stammt nicht bloß aus seinen äußeren, sondern namentlich auch aus seinen inneren Nöten, aus der leidenschaftlichen Sinnlichkeit seiner Jugend. Wenn wir erfahren, daß, als er sich 1845 mit der Schauspielerin Sophie Enghaus in Wien vermählte, ihm ein armes Nähtermädchen aus Hamburg in wilder Ehe schon zwei Söhne geboren hatte, um dann von ihm verlassen zu werden, sollen wir uns noch verwundern über die Unerquicklichkeit mancher seiner Probleme und Stoffe? „Der Wurm saß drin."

Dr. Friedrich Hebbel.
(Nach dem Gemälde von Kahl.)

Ein volles Dutzend dramatischer Werke ließ Hebbel ausgehen, und alle tragen den Stempel eines Genies, einer starken Kraft, aber auch einer herben Schrullenhaftigkeit, einer Phantasie, die, wie Heyse meinte, „unterm Eise brütet." Durch die Tragödien „Judith" (1840), „Genoveva," „Maria Magdalena," „Herodes und Mariamne," „Agnes Bernauer," „Gyges und sein Ring," durch alle diese und andere Stücke hindurch, bei denen der Dichter zum Teil eine Fülle von Talent und Kunstverstand auf einen abstoßenden Stoff verwendete, fand er

seinen Weg zu der gewaltigen Nibelungen-Trilogie (1862). Hier folgt er „mit schuldiger Ehrfurcht" auf Schritt und Tritt, soweit es die Form des Dramas zuläßt, dem alten Nationalepos und läßt das heidnische Sagenelement in die vom Christentum halb erfaßte Welt hineinragen. So ruft der Kaplan der Rache heischenden Kriemhild zu:

„Du armes Menschenkind, aus Staub und Asche
Geschaffen und vom nächsten Wind zerblasen,
Wohl trägst du schwer und magst zum Himmel schrein.
Doch schau auf den, der noch viel schwerer trug!
In Knechtsgestalt zu uns herabgestiegen,
Hat er die Schuld der Welt auf sich genommen. —
Er aber war gehorsam bis zum Tode,
Er war gehorsam bis zum Tod am Kreuz.
Dies Opfer bracht' er dir in seiner Liebe,
In seinem unergründlichen Erbarmen.
Willst du ihm jetzt das deinige verweigern?"

Hebbels Novellen sind düster, seine Gedichte verschieden an Wert. Ein Juwel aber ist sein episches Epos „Mutter und Kind". Sein innerstes Wesen erschlossen erst seine geistvoll reichhaltigen Tagebücher (1887) und seine Briefe (1892).

Gleichfalls eine hochbegabte, aber unglückliche Natur überreich an Entwürfen und ängstlich in der Ausführung, dazu wie Hamerling lange Jahre seines Lebens krank liebenswürdiger in seiner Art als Hebbel, war der Thüringer Otto Ludwig aus Eisfeld (1813—65). Unter einer langen Reihe von Versuchen und Fragmenten hinterließ dieser Verehrer Shakespeares und Verächter Schillers die psychologisch interessanten „Milieudramen" „Der Erbförster" und „Die Makkabäer" (1853 und 1854). Viel bekannter wurden die beiden großen Erzählungen „Die Heiterethei" und „Zwischen Himmel und Erde". Mag er an voller und reiner Gestaltung Jeremias Gotthelf übertreffen, an gesunder Kraft erreicht er ihn nicht.

Zwanzig Theaterstücke, zwei große Dorfromane: „Der Schandfleck" und „Der Sternsteinhof" und mehrere Bände Erzählungen bot Ludwig Anzengruber aus Wien, ein großes Naturtalent (1839—89). Als Darsteller bäuerlichen Lebens wird er nach Bartels Urteil nur von Jeremias Gotthelf übertroffen; als Volksdramatiker ist er einzig. Ist in den ersten Stücken („Der Pfarrer von Kirchfeld" und „Die Kreuzelschreiber") noch Kulturkampfstimmung, so deckt er in den spätern rückhaltlos die Schäden im Volkskörper auf. Die hervorragendsten sind neben den genannten die mächtige Tragödie „Der Meineidbauer", das Wiener Milieudrama „Das vierte Gebot", das bürgerliche Schauspiel „Heimgefunden" und das Volksstück „Der Fleck auf der Ehr", alle aus den siebziger und achtziger Jahren.

Der größte Dramatiker dieser Zeit ist neben Anzengruber Ernst von Wildenbruch, geboren 1845 in Beirut, wo sein Vater Generalkonsul war, ein Dichter von heißem Blut und starkem Temperament, aus hohenzollernscher Ab-

stammung. Seine eigene Stellung und seinen Beruf deutet er mit den Worten an: „Die große Zeit der nationalen Einigung fand auf dem Gebiete der nationalen Literatur nur ein kleines Geschlecht vor. Namentlich auf dem Gebiete des Schauspiels standen wir ganz im Banne des aus Frankreich importierten Salondramas. Die Vorgeschichte Deutschlands mit ihren Heldengestalten schien gänzlich in Vergessenheit geraten zu sein. Diese Lücke drängte es mich auszufüllen, und alle die verschiedenen Schauspiele aus Deutschlands Vergangenheit, die ins Leben zu rufen mir vergönnt war, entstanden aus diesem mächtigen Empfinden." So erwuchsen die 1881 von den Meiningern zur Anerkennung gebrachten „Karolinger", dann „Harold", „Der Mennonit," „Väter und Söhne," „Das neue Gebot" und die Brandenburger Dramen, auch eine Reihe mächtiger Balladen und temperamentvoller Novellen, wie z. B. „Neid" und „Das edle Blut".

Ernst von Wildenbruch.
(Nach einer Photographie.)

Neben diesen errangen von bisher nicht Genannten mit Dramen Erfolg: Albert Lindner († 1888), Albert Brachvogel († 1878), Karl von Holtei († 1880), Heinrich Kruse († 1902), Hans Herrig († 1892), Heinrich Bulthaupt (geboren 1849), Artur Fitger (geboren 1840), Maler in Bremen, auch als Lyriker bekannt, der durch und durch krankhafte Richard Voß, geboren 1851 in Pommern, u. a. m.

Volksschriftsteller christlichen Sinns.

Spinn, Mägdlein, spinn,
So wachsen dir die Sinn,
Wachsen dir die gelben Haar,
Kommen dir die klugen Jahr!
Spinn, Mägdlein, spinn!
Aus Carl Reinecke (Kinderlieder).

Sei nicht verwundert, liebwerter Leser, wenn in diesem und im nachfolgenden Kapitel mehr als in manchen andern auch Namen auftauchen, die nicht zu den hohen und stolzen gehören! Wir durften es als ein Vorrecht betrachten, mit unserm Buche dem Hause zu dienen. Ins Haus aber, zu Vätern und Müttern, Kindern und Dienstboten, gehört nicht vornehmlich „Kunst für die Kunst". Zum Volke gehören Volksschriftsteller, nicht bloß in Zeitschriften und Feuilletons, vielmehr in Büchern. Was die echten Volksschriftsteller bringen, ist

„Gemein wie Lieb und Zorn und Pflicht,
Wie unsrer Kinder Angesicht,
Wie Hof und Heim und Salz und Brot,
Wie die Geburt und wie der Tod."

Wie es mehrmals gerade sonst unbekannten, schlichten Dichtern gegeben war, auszusprechen, was alle fühlten, und eben damit wahrhaft befreiend zu wirken, dem Volke seine „Nationallieder" zu spenden, so Nikolaus Becker: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein." Max Schneckenburger „Die Wacht am Rhein", so versteht oft ein einfacher unbekannter Mann oder eine Frau besser, dem Volke mit Geschichten ans Herz zu greifen und veredelnd zu wirken, als ein von dichten Lorbeerkränzen umlaubtes Haupt. Damit wollen wir keinem einen Freibrief auf Nachlässigkeit ausgestellt haben. Die christliche Wahrheit wirkt als ein Salz. „Beim Salz darf man nicht vergessen," bemerkt Julius Werner, „daß es ein Gewürz und kein Gericht ist, daß es nirgends fehlen, aber auch nicht vorschmecken darf. Der wahre Idealismus darf nicht bodenentrückt wie ein Luftballon im hohen unerreichbaren Äther schweben. Er soll vielmehr einem Baume gleichen, dessen Krone sich in sonnigem Winde wiegt, während die Wurzel fest in der Erde ruht."

Als ein in seiner Art Hebel ebenbürtiger Kalendermann und Geschichtenerzähler erwies sich Wilhelm Oertel, mit seinem Schriftstellernamen Wilhelm Otto von Horn (1798—1867). Seine von 1846 an alljährlich erscheinende „Spinnstube" mit ihrer nie veraltenden traulichen Devise „Gott zum Gruß und den Herrn Jesum Christum zum Troste!" — mit ihren Liedern, Knacknüssen, Anekdoten, ihren vom stelzbeinigen Schmiedjakob treuherzig erzählten Dorfgeschichten, ihren goldhaltigen Auslegungen deutscher Sprichwörter und — nicht zu vergessen — ihren Holzschnitten von Ludwig Richter — war ohne Übertreibung ein mustergültiger Volkskalender. Auch dem Geschlecht macht dieser Ehre,

W. O. von Horn (W. Oertel).

(Nach einem Kupferstich von L. Sichling.)

das an solcher Kost seine Freude hatte. Horn ist schier unerschöpflich an Geschichten und Berichten. Diente der Mann zuerst dem geistlichen Amt, so widmete er sich später ganz dem Schriftstellerberuf. Einzelne seiner letzten Produkte zeugen von einer gewissen Eilfertigkeit. Das Beste, was Horn gegeben hat, sind die einfachen Geschichten, die uns in die Landschaften seiner Heimat führen. Er war zu Horn im Hunsrück geboren, wuchs zu Bacharach auf, studierte zu Heidelberg, wirkte als Pfarrer zu Manebach im Hunsrück und starb in Wiesbaden. Seine Erzählungen fesseln bei einfachster Anlage durch behaglich gesunden Humor, inniges Eingehen auf das rein Menschliche, namentlich die in Trübsalen ausharrende Treue, sinniges Ausmalen der alten Sitten, der Häuslichkeit, der Landschaft, eine Christengesinnung, die alles beherrscht und sich doch nicht aufdrängt, einen Hauch der Poesie, der alles belebt. Die Lichter sind hell, die Schatten dunkel, wie das Volk es liebt. Gesammelt erschienen Horns Spinnstuben-Erzählungen als „Des alten Schmiedjakobs Geschichten". „Das Mailehen," „Die Deserteure," „Aus der Schmiede," „Der gespenstige Stollen," „Der Freiersmann," „Aus dem Leben eines Vogelsbergers in Krieg und Frieden," „Friedel" (nichts als der Lebenslauf eines armen Spenglergesellen, der mit einem Herzen voller Liebe den Weg durchs Leben allein machen muß) glänzen als besonders trefflich hervor.

Karl Stöber.
(Nach einer Photographie.)

Mit einer ähnlichen Gesinnung wie Horn, reich an volkstümlich biblischer Spruchweisheit, Bildern und Gleichnissen, aber mit einem so eigenartig souveränen Humor, daß er manche zuerst mehr befremdet als anzieht, weniger faßlich und in der Regel auch weniger fesselnd als Horn trat der Erzähler Karl Stöber auf (1796—1865). Zu Pappenheim bei Nürnberg geboren, sammelte er als Pfarrer zu Weißenburg im Nordgau und seit 1842 als Dekan und Schulinspektor in seiner Vaterstadt eine reiche Kenntnis des Volks in Vergangenheit und Gegenwart, seines Glaubens, Unglaubens, Aberglaubens, und seine kurzen Erzählungen „Der Solenhofer Knabe", „Wessen Licht brennt länger?", „Der kleine Friedensbote," „Das Fräulein von Affenstein" sind wahre Meisterstücke zu nennen. Den Vogel schoß er ab mit seiner Geschichte „Der Schneider von Gastein", einem lebensvollen Bild aus dem Salzburgerland.

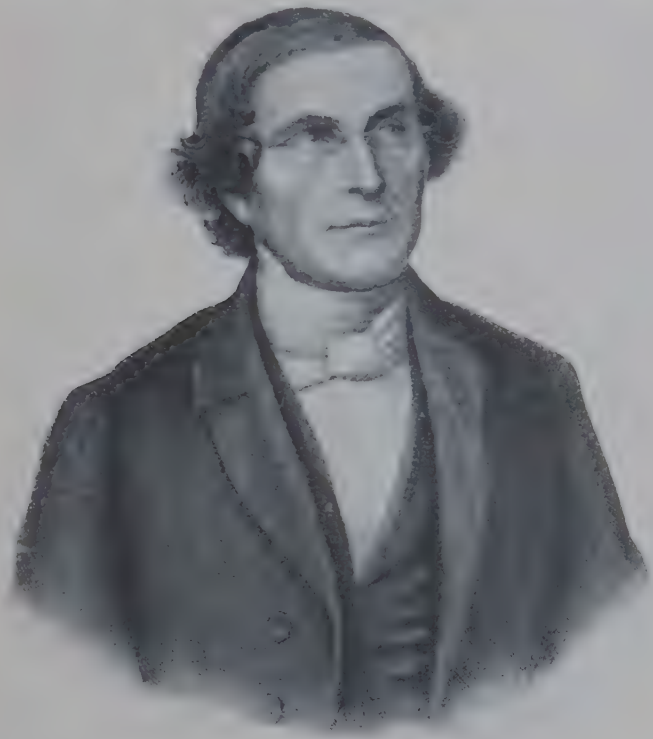
Mit bloß sechs, aber in ihrer Art energisch wirksamen Geschichten folgte den beiden ältern Meistern Friedrich Ahlfeld nach (1810—84). Geboren als Sohn armer Bauersleute im anhalt-dessauischen Dorfe Mehringen, Pfarrer in Halle und später in Leipzig, verfügte auch er über einen Fonds genauer Kenntnis des Volks, die Gabe volkstümlich ansprechender Predigt und ein schönes Erzählertalent. Ahlfelds Geschichten bewegen sich meist in den fruchtbaren Saalegegenden in Anhalt und Preußen, verfügen über schlagende Kürze im Ausdruck, anschauliche Plastik und humorvolle Wärme. Die beste ist „Der Auszugsvater", der an den Stillingschen Eberhard erinnert.

Otto Glaubrecht (Rudolf Oeser).
(Nach einer Photographie.)

In die Wetterau und ins Hessenland geleiten uns die Geschichten von Otto Glaubrecht, mit seinem eigentlichen Namen Rudolf Oeser (1807—59). Zu Gießen war er geboren und Student und dann zu Lindheim in der Wetterau Pfarrer. Die Erzählungen Glaubrechts eröffnet „Anna die Blutegelhändlerin", „ein Familienbild, das geeignet ist, den Sinn der Ergebenheit und freudigen Ausdauer unter auferlegten Trübsalen zu nähren." In „Heimkehr" und „Leiningen" werden ergreifende Gemälde vom Elend entarteter Gemeinden entrollt, aber diesem Elend in Leiningen das wohltuende Stillleben frommer Gottseligkeit gegenübergestellt. „Der Kalendermann von Veitsberg" zeigt in der Lebensgeschichte des „Schulmeisters Justus", wie echte Demut und Treue im Kleinen mit Segen gekrönt wird. „Der Zigeuner" veranschaulicht die Kraft des Glaubens und „Die Goldmühle" den Gegensatz schwerer Schuld und erhebender Reinheit.

Pfarrer Heinrich Caspari (1815—61), geboren zu Eichau in Unterfranken, gestorben in München, bot Familien- und öffentlichen Büchereien vortreffliche Vermehrung in seinen Erzählungen „Christ und Jude", „Der Schulmeister und sein Sohn" (aus der Zeit des dreißigjährigen Kriegs), „Zu Straßburg auf der Schanz" und „Alte Geschichten aus dem Spessart".

Erzählungen durchweg gediegensten Charakters, eine zahlreiche Menge seiner Geschichten hinterließ uns ferner Nikolaus Fries (1823–94), geboren zu Flensburg im Holstenlande, Pastor zu Heiligenstedten, Blekendorf, Münsterdorf und wieder Heiligenstedten. Er wirkt weniger durch heitern Humor als durch Innigkeit ohne Sentimentalität, milden Ernst und schlagende Wahrheit. In der Heiligen Schrift wie im rätselvollen Buche der Menschenherzen seiner nordischen



K. H. Caspari.

K. H. Caspari.
(Nach einem Stich von E. Barfus.)

Heimat ist er gleichmäßig heimisch. Zu seinem Besten gehören sein „Bilderbuch zum heiligen Vaterunser," Geschichten, deren Einheit der Titel andeutet. Wir nennen ferner „Unseres Herrgotts Handlanger", „Die Frau des Ulanen." „Nach Gottes Rat," „Onkel Jakob" u. a. m.

Mild und heiter wie ein lachender Frühling ist Emil Frommel (1828 bis 1896). Er war in Karlsruhe geboren, machte nach seinem Studium eine treffliche Schule durch als Vikar bei Alois Henhöfer, Pfarrer in Spöck, dann

als Prediger bei seinen Karlsruhern und bei den bibelfesten Wuppertalern und starb allgemein verehrt und geliebt als Hof- und Garnisonprediger in Berlin. Ihm war es gegeben, sich immer auf der Sonnenseite des Lebens zu halten und Menschen und Erscheinungen verschiedensten Schlags mit freundlichem Verständnis entgegenzutreten. Wer ihn kennen lernt, muß ihm auch gut sein. Nicht die Leidenschaft ließ er zu Worte kommen, weder in Liebe noch in Haß. Schriften wie „Der Ratschreiber", „Aus der Familienchronik eines geistlichen Herrn," „Der Heinerle von Lindelbronn," „Feldblumen," „Aus der Hausapotheke," „Blätter von allerlei Bäumen," „In des Königs Rock," „Aus der Sommerfrische," „Beim Ampelschein," „Aus Lenz und Herbst" sind wie geboren zum Vorlesen im Familienkreis. Gleichmäßig von seiner Liebe zum Volk wie von seinem Verständnis für alles Schöne zeugt seine Schrift „Die Kunst im täglichen Leben".

H. Fries.
(Nach einer Photographie.)

Einen segensreichen Einfluß auf weiteste Kreise mit Wort und Schrift übt heute Pastor Samuel Keller, als Schriftsteller bekannt unter dem Namen Ernst Schrill. Seine Monatsschrift „Auf dein Wort" zeugt von einem eben so fröhlichen Glauben wie von freiem Blick und weitem Herzen. Seine zahlreichen Erzählungen spiegeln lebhaft seine Erlebnisse, Erfahrungen und Beobachtungen namentlich im Osten Europas wieder. Geboren in Petersburg 1856 als der Sohn eines Waisenhausvorstehers, dessen Vorfahren aus der Schweiz herstammten, genoß der Knabe seine Schulbildung auf der Insel Oesel, amtierte

Emil Frommel.

(Nach einer Photographie.)

dann als Hauslehrer auf einem adeligen Gut, als Vikar in Petersburg, drei Jahre bei den deutschen Kolonisten in der südrussischen Steppe und sieben Jahre in der Krim, dann, vertrieben durch das Mißtrauen der russischen Regierung in seine Missionstätigkeit, im Dienste der Sittlichkeitsvereine in Berlin, als Pastor in Düsseldorf und heute von Freiburg im Breisgau aus als reichgesegneter Evangelist in weitestem Sprengel.

Carl Beyer.

(Nach einer Photographie.)

Sein Wesen zeugt von Temperament, beweglichem Geist und ungewöhnlicher Energie. Ein origineller Humor, ein entschiedenes Christentum, im Leben erstarkt und in Nöten bewährt, eine lebhaft bewegte Handlung und, dem Boden entsprechend, auf dem sie spielen — Ostseeprovinzen, Petersburg, Südrußland ꝛc. — Abenteuer von beinah indianischer Buntheit scheinen uns die Eigenart der Erzählungen Schrills zu bestimmen. Seinem Ruf und Beruf getreu verfolgt er mit vielseitigster Menschenkenntnis die religiöse Entwicklung seiner Gestalten, so in dem prächtigen „Fahrenhöft". Wie aus einem suchenden Weltkind in mancherlei Irrung und Wirrung ein glückseliges Gotteskind wird, wie, nachdem die Seele mit den ewigen Dingen ins Reine gekommen, sich unter Gottes Leitung und doch ganz natürlich auch die irdischen Dinge geben, sehen wir mit gespannter Anteilnahme vor Augen, getreu dem Wort: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen." Als besonders charakteristisch nennen wir noch: „Jadwiga," „Steppenbilder und Steppenleute" (mit dem treffenden „tollen Trenner"), „Doktor Vorwärts' zweite Trauung" und außerdem: „Sein Erbe," „Von Hüben und Drüben," „Heimwärts," „Aus Rußlands Steppen," „Das Salz der Erde," „Mein Fremdenbuch," „Zum Sonntagabend," „Um freien Glauben," „Der Brautwächter," „Im Schatten der Schuld," „Oberlicht und

andere Geschichten." „Die halbe Verlobung." „Der Vaienpfennig." „Vom braven Schlingel" ꝛc., ein Kinderbuch.

Theodor Hermann Pantenius, geboren 1843 zu Mitau in Kurland, bekannt als Herausgeber des „Daheim" wie der „Monatshefte von Velhagen und Klasing", schildert Land und Leute seiner fernen Heimat, wo die Gegensätze von Deutschtum, Lettentum und Russentum immer neue Reibung erzeugen. („Im Gottesländchen," „Kurländische Geschichten," „Allein und frei," „Im Banne der Vergangenheit," „Das rote Gold" und „Die von Kelles.")

Ernst Evers.
(Nach einer Photographie.)

Als einer, der nur Gutes bietet, bewährte sich der Mecklenburger Pfarrer Carl Beyer, geboren 1847. Entrollen „Pribislav", „Anastasia," „Um Pflicht und Recht," „Ein Neubau unter Trümmern" bedeutende Gemälde aus vergangener Zeit, so bieten „Grethenwäschen" (1892) und die „Geschichte vom kleinen Buckligen" gemütvolle Bilder gegenwärtiger niederdeutscher Volksexistenz.

Wieder einer der erfreulichsten und gediegensten Erzähler ist August Sperl. Unter den historischen Romanen der Gegenwart stehen die seinen im ersten Rang. Er ist 1862 in Fürth geboren und lebt als Archivrat zu Castell in Unterfranken. Vor hunderten von Schriftstellern der heutigen Zeit hat er mit seinen Gesinnungsgenossen die reinigende Erkenntnis voraus, daß der Autor für das, was er bietet, vor Gott verantwortlich ist. Ergreifend tritt das in seiner Novelle „Prickelnd" zutage. „Gib deinen Geist zu meinem Liede daß rein es sei," betet er mit Geibel.

S. Keller.

S. Keller (E. Schrill).
(Nach einer Photographie.)

Welcher Geist der Idealität wird einmal wieder in die Hallen der Literatur einziehen, wenn dieser Sinn in der Schriftstellerwelt so lebendig geworden, als er heute leider verblichen ist! Die Fahrt nach der alten Urkunde (1893), „Die Söhne des Herrn Budivoi" (1896), „Hans Georg Portner" (1901) und die kleineren Skizzen unter dem Titel „So war's" (1902) zeugen alle von gleicher vollendeter Kunst und Geschichtskenntnis.

Hier sei ferner der Volksschriftsteller Pastor Ernst Evers genannt, der, geboren 1844, seine Kraft im Dienste der Berliner Stadtmission verzehrte. Im Kurort Malente bei Plön führt er jetzt ein zurückgezogenes Leben. Wir dürfen hoffen, aus seiner Feder noch manches Werk zu erhalten. Seine Erzählungen: „Vom Berge der Seligkeiten," „Am Sinai," „Am Throne Gottes," „Glockenklänge," „Leben im Licht," „Gnadenquellen," „Rogate," „Steinsmühlen" und viele andere illustrieren farbenfrisch und lebenskräftig biblische Wahrheiten.

Johannes Dose.
(Nach einer Photographie.)

Zu dieser Gruppe gesellte sich in den letzten Jahren mit historischen Romanen, die einen lebhaften Anklang fanden, auch ein Schriftsteller aus dem nördlichsten Gau der deutschen Nordmark, dem schleswigschen Dorfe Oeddis, Johannes Dose. Ans Ende des ersten Jahrtausends versetzt uns seine Erzählung: „Des Kreuzes Kampf ums Dannevirke," in die Tage Luthers: „Ein Stephanus in deutschen Landen," in die Zeit nach dem dreißigjährigen Krieg: „Frau Treue."

Vortreffliche biographische Lebensbilder von Männern und Frauen der Universal-, Kirchen- und Kunstgeschichte weiß Pfarrer Hermann Otto Nietschmann in Halle, pseudonym Armin Stein, abzurunden, geboren 1840, so z. B. Joh. Seb. Bach, G. F. Händel, Schillers Jugendleben, Joh. Fr. Oberlin und viel andere mehr.

In 800000 Exemplaren ist das 1883 herausgegebene Lutherbüchlein von Julius Disselhoff verbreitet worden, des trefflichen Leiters der Kaiserswerther Diakonissenanstalt (1827 bis 1896). In jüngeren Jahren hoffend, Gott dem Herrn mit Psalter und Harfe als geistlicher Sänger dienen zu können, gab er 1860 eine Sammlung von Liedern heraus, sah aber bald, daß er zu andern Dingen berufen sei. Daß er die Feder zu führen wußte, davon zeugt u. a. das Kaiserswerther Jahrbuch für christliche Unterhaltung mit vortrefflichen Lebensbildern. Ein tiefes Verständnis zeigt er in seinem „Wegweiser zu dem Magus aus Norden" für den Königsberger Weisen Joh. Georg Hamann (vergl. S. 442 und 451), dem er sehr viel zu verdanken rühmt. In seinen beiden Schriften „Alles ist euer; ihr aber seid Christi" und: „Die klassische Poesie und die göttliche Offenbarung," weist er mit hoher Freude nach, daß die großen Dichter aller Zeiten und Völker Christus verherrlichen helfen mußten. Daß er wirklich eine dichterische Ader besaß, mag noch das folgende Beispiel zeigen:

Julius Disselhoff.
(Nach einer Photographie.)

Eine Brücke.

„Finster wandt' ich meine Schritte
Heim zur Hütte;
Denn ich brachte zwiefach Brot
Einem Bettler in der Kammer
Voller Jammer;
Doch er trat mich in den Kot.

Kaum in meines Hauses Pforte —
Sprach ich Worte,
Ungeziemend, voller Haß.
Und mein Weib schloß mit den warmen
Treuen Armen
An die Brust mich, tränennaß.

‚Du sollst,' sprach sie leis, ‚die Brücke
Sein zum Glücke
Für das arme, irre Schaf.
Sahst du je die Brücke zagen
Oder klagen,
Daß des Wandrers Fuß sie traf?'

Schamrot schlich ich in mein Zimmer.
‚Klage nimmer,'
Sprach ich, ‚wenn ein Fuß dich trifft!'
Hirte, laß für deine Herden
Mich nur werden
Brück' und Weg zur ew'gen Trift!"

O. Funcke

Otto Funcke.

(Nach einer Photographie.)

Einen ganz eigenen Ehrenplatz in der Geschichte der deutschen Volksliteratur behauptet Otto Funcke, Pastor an der Friedenskirche in Bremen. Seine Bedeutung erhellt schon daraus, daß fast alle seiner zahlreichen Bücher ins Französische, Englische, Holländische, in alle skandinavischen Sprachen, ja auch ins Finländische übersetzt worden sind, daß sie in immer neuen Auflagen, seit 1894 auch in einer billigen Volksausgabe mit elf Doppelbänden erschienen. Ein ehrsamer Tischlermeister im Wuppertal nannte Funcke, der damals erst Hilfsprediger in Elberfeld war, „unseres Herrgotts Trommelschläger," sollte heißen: ein Prediger, der die Leute zum Evangelium heranbringt. Und das ist Otto Funcke geblieben. Zu seiner Aufgabe hat er drei bedeutende Gaben erhalten, einmal die Kraft einer in Gott sichern Überzeugung und den Mut, dazu zu stehn, zum andern das praktische Geschick, viel zu erleben, und, was noch mehr ist, zu erfahren — denn erleben kann jeder; aber um Erfahrungen zu machen, bedarf es der Weisheit — und drittens das Talent — oder, um einen Funcke geläufigen Ausdruck zu verwenden — das Charisma, was er erlebt und erstrebt und was ihn bewegt, nun auch munter und fesselnd vorzutragen, frisch von der Leber weg.

F. Bettex.

F. Bettex.
(Nach einer Photographie.)

offen und wahrhaftig mit einem Humor der dem tiefen Ernst der Sache nicht schadet, vielmehr mit seinen spielenden Lichtern Gründe und Abgründe heller erleuchtet und uns zu befreiendem Lachen fortreißt. „Denket euch einmal eine Welt," sagt Funcke selber „wo kein Kirchturm mehr zum Himmel weist, wo keine Glockentöne mehr über Berg und Tal, Stadt und Land erklingen, wo es keinen Tag des Herrn gibt da der Mensch seine Augen aufhebt zu den ewigen Bergen, kein Gotteshaus, das am Sabbathtag seine Pforten öffnet, keine feiernde lobpreisende Gemeinde. Überall keine Erinnerung an die Welt der Ewigkeit. In den Sterbekammern kein Wort des Trostes, an den Gräbern nur Tränen der Verzweiflung; auf den Gräbern kein Kreuz, sondern eine abgebrochene Säule; — wir wollen einmal sehen, wo in so einer Welt Heiterkeit und Humor bleiben. Anderseits, wer, kraft des christlichen Glaubens, hinter all dem Erdengewirre und Erdenjammer das große, nie verlöschende Licht des himmlischen Vaterhauses schaut; — der kann lachen auch unter Tränen; der hat in seiner Weltanschauung eine unversiegliche Quelle heiligen Humors." Geboren 1836 als Sohn eines Arztes in Wülfrath bei Düsseldorf, hatte Funcke schon als Knabe Anlaß genug, sein Beobachtungs- und Unterhaltungstalent zu bilden. „Ich sehe noch," erzählt er, „diese bunte Gesellschaft, Bauern und Bäuerinnen, Taglöhner, Handwerker, Fabrikarbeiter, Juden und andere Handelsleute" (im Wartzimmer des Vaters), „ja es fehlte nicht an Zigeunern und auch nicht an langbärtigen, schmutzigen Mönchen aus dem benachbarten Kloster . . . Sie waren meist in der Stimmung, daß sie ihr Innerstes gern herauskehrten und ihre Leidensgeschichte erzählten. Und wenn kein Besserer da war, sie anzuhören, so war selbst der kleine Doktorssohn

Marie Rathusius.
(Nach einer Photographie.)

Otto gut genug dafür. Da lernte ich denn das menschliche Herz kennen, ohne daß ich mir darüber klar war, daß ich etwas kennen lernte. Aber diese seufzenden Leute mußten auch unterhalten werden. Es gehörte mit zum Beruf der Frau Doktor, die Leute in Stimmung zu halten oder zu bringen. Die Mutter aber, die sonst im Haushalt, im Weltreich und im Reiche Gottes viele Geschäfte hatte, machte mich, was die Unterhaltung der Patienten betraf, zu ihrem Flügeladjutanten. Ich mußte also mit jedem etwas anfangen und aus jedem etwas herausbringen. Das habe ich auch bis heute noch nicht ganz verlernt. Die Professoren haben mich das also nicht gelehrt. Diese verstehen die Kunst oft auch schlecht genug; aber meine Mutter, die verstand sie aus dem ff ... Endlich wieherte aber auch der Fuchs vor der Tür, und nun trat auch mein Vater ein. Noch in Reitstiefeln und Sporen begann er unverzüglich seine Arbeit. Die chirurgischen Dinge wurden womöglich zuerst abgemacht. Es wurde etwa einem Bauernknecht ein Zahn ausgezogen. Die Mutter hielt mit Gewalt den Kopf des leidenden Bruders fest. Ich präsentierte den Zinnteller zum gefälligen Ausspucken des Blutes. Der arme Sünder schrie wie ein Schwein, das geschlachtet wird, ich höre noch diese Töne. Vater schalt: „Alte Weiber!" Mutter tröstete: „Es ist bald überstanden ..." Und Funcke schließt ab: „Und es war mein ernster Wille, später auch Arzt zu werden; warum ich es nicht geworden bin, gehört auf ein anderes Blatt. Man wird eben nicht, was man will, sondern was man soll, und mancher wird überhaupt nichts. Aber wenn wir auch wenig in unserer Hand haben, so können wir doch eins tun nämlich unsere Rede beschließen, ehe die Leute sich langweilen. Und darum setze ich jetzt ein — Punktum."

Adelheid von Rothenburg.
(Nach einem Stiche.)

Unser Zeitalter steht unter dem Zeichen des Verkehrs, und Funcke wurde namentlich durch seine „Reisebilder und Heimatklänge" in den weitesten Kreisen bekannt (1869). Schlag auf Schlag folgten dann weitere Bücher, aus den Predigten, Vorträgen und Erlebnissen heraus wie von selber zusammenwachsend, so „Die Schule des Lebens oder der Prophet Jonas", nach einem Besuche der Pariser Weltausstellung 1878 „Freud, Leid, Arbeit", hierauf „Englische Bilder in deutscher Beleuchtung", „Tägliche Andachten," „Seelenkämpfe," „Sankt Paulus zu Wasser und zu Land," „Willst du gesund werden?" „Wie der Hirsch schreiet," „Brot und Schwert," „Christi Bild in seinem Nachfolger," „Jesus und

die Menschen." Pastor und Schriftsteller und Mensch waren in Funcke immer eins: Er war immer Funcke, frisch wie ein Vogel, der auffliegt vom Trunke.

Wie Pastor Funcke nicht als Dichter und Erzähler aber mit umfassender Belesenheit und feinstem Verständnis für deutsche und fremde Literatur und mit sicherem Formensinn ausgestattet, sind seit Beginn der neunziger Jahre neben andern zwei Schriftsteller aufgetreten, deren Bücher zwar nicht in den gleichen, aber in weitesten Kreisen mit immer neuem lebhaftem Interesse entgegengenommen wurden: Better und Hilty. Beide machten mit ihrem charakter- und verständnisvollen Einstehen für ihre christliche Weltanschauung um so mehr Eindruck, da sie nicht als Theologen, sondern als Männer weltlicher Bildung erscheinen. Sie redeten nicht als hommes de metier, sondern als hommes de vocation (nicht als Männer des äußern Berufs, sondern des innern Rufs).

Ottilie Wildermuth.
(Nach einer Photographie.)

Geboren 1837 als der Sohn eines calvinischen Geistlichen im Waadtland, fand F. Better schon als Knabe Gelegenheit, auf weiten Reisen durch Frankreich und Italien an der Seite des evangelisierenden Vaters sich die mannigfaltigste Menschenkenntnis und ein buntes Wissen überhaupt anzueignen. Im Institut Salon bei Ludwigsburg erhielt er eine gediegene deutsche Schulbildung, studierte in der Schweiz Mathematik und Mechanik, in Italien Malerei in Tübingen Naturwissenschaften unterrichtete als Erzieher in Schottland und Deutschland zuletzt an einer Töchterschule in Stuttgart, wo er vom König den Professortitel erhielt, und hat sich nun der Ruhe bedürftig nach Waldeck bei Göppingen zurückgezogen. Was seinen Schriften den

weitgehenden Anklang verschaffte, ist neben dem Glanz und Schwung der Sprache, des Verfassers feinem Kunstverständnis. Witz und Humor im Zeitalter Darwins und Häckels die Verbindung umfassendster Naturwissenschaft, die ja freilich nicht in jedem Gebiete Detailstudien treiben konnte, mit einem sichern Bibelglauben, der kräftig apologetisch wirkt. Nachdem schon die Schriften: „Was dünkt dich von Christo?“ und „Das erste Blatt der Bibel“ Eindruck gemacht, erschien 1895 „Naturstudium und Christentum,“ von dem P. Rosegger im Heimgarten schreibt: „Es war mir ein Licht und eine Labe zugleich.“ 1897 folgte „Natur und Gesetz“, 1898 „Die Symbolik der Schöpfung und ewige Natur“, drei Bücher, die vereint in einen harmonischen Dreiklang zusammenstimmen.

M. Rüdiger.
(Nach einer Photographie.)

Durch bewunderungswürdige Belesenheit, gediegene Weisheit, tiefgegründeten Glauben und praktisch weiten klaren Blick glänzen die zahlreichen Schriften von Professor Dr. jur. Karl Hilty in Bern, geboren 1833. In einem Zeitalter, wo „die versunkene Glocke“ des Glaubens wieder zu klingen beginnt, wieder ein Heimweh der Seele erwacht nach Gott und Geist, haben die Bücher dieses christlichen Philosophen: „Glück,“ „Lesen und Reden,“ „Über Neurasthenie.“ „De Senectute.“ „Über Höflichkeit,“ „Für schlaflose Nächte“ und die geistvollen „Briefe“ — ihre bedeutende Mission zu erfüllen.

Zu diesem Kreis ist auch Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß zu rechnen, der bekannte Herausgeber des „Turmer" in Berlin. Er ist 1865 in Riga geboren. Sein Buch „Probleme und Charakterkopfe" (1897), worin er die hervorragendsten Dichterprofile der Gegenwart zeichnet, wie seine lyrischen und epischen Dichtungen — „Gottsuchers Wanderlieder" und die beiden Romane „Der Segen der Sünde" und „Die Halben" zeigen ihn als einen Charakter, dessen Wesen bei entschiedener Neigung zum Christentum und hohen Idealen nach der Devise: „Noblesse oblige" noch in der Entwicklung begriffen ist, der entschlossen und selbstbewußt dem verdorbenen Zeitgeist entgegentritt, für Religion Kunst Wissenschaft, Arbeit einsteht, für Kaiser und Reich, aber dem, was man „die Moderne" nennt, da und dort vielleicht noch zu viel Herrschaft einräumt, zu viel Zugeständnisse macht: im ganzen eine hocherfreuliche Erscheinung unserer so vielfach unerfreulichen Zeit.

A. Vollmar.

(Nach einer Photographie.)

Die Gabe anmutiger Mitteilung ist bekanntlich nicht ausschließlich der Mannerwelt zugefallen. Bahnbrechend auf dem Gebiet der religiösen Novelle schritt Marie Nathusius geborne Scheele, voran († 1857). Von ihren Erzählungen, denen künstlerisch bloß etwa vorgeworfen wird, daß ihre Gespräche über geistliche Dinge einen zu breiten Raum einnehmen, seien genannt: „Das Tagebuch eines armen Fräuleins", „Joachim von Kamern," und eine Geschichte „Elisabeth", die wie manche von Gotthelf den Vorzug hat, daß sie nicht mit einer Heirat schließt. Den Kindergeschichten von Christfried und Julchen ist humorvolle Frische eigen.

Starken Effekten war Adelheid von Rothenburg hold, geborene von Zastrow († 1891). Bekannt sind namentlich „Die Nähterin von Stettin" und „Verworrenes Garn" nebst dem anziehenden biographischen Buche: „Was unsere Mutter auf Erden erlebt hat."

Bei allen, die ihr je nahe getreten, bleibt die prachtige Schwäbin Ottilie Wildermuth, geborene Rooschüz, unvergessen († 1877), die Gattin eines Tübinger Professors. Erzählertalent und Erzählerlust waren ihr angeboren. (D. 's Ottile het wieder e verloges Marli verzellt.) Ihr humor und geistvolles Geplauder wirkt wie behagliches Ofenfeuer im Winter. Den Preis unter ihren zahlreichen Gaben: „Geschichten aus Schwaben." „Perlen aus dem Sande." „Auguste"

u. s. w. werden immer ihre „Schwäbischen Pfarrhäuser" davontragen. Als lebensvoll unverfälschte Kulturbilder werden sie noch später wertvoll erscheinen. Was die treffliche Frau der Jugend geboten, gehört zum Besten auf diesem Gebiet und sollte in keinem Hause fehlen, wo lesefustige Kinder — oder noch besser — Mütter und Kinder sind. („Aus Nord und Süd," „Aus Schloß und Hütte.") Da ist nichts Gemachtes, nichts Überreiztes, alles frisch und gesund.

Guter Lesestoff für das christliche Haus findet sich auch in den „Elsässischen Lebensbildern" der Mühlhauserin Margarete Spörlin († 1882). Anna von Blomberg in Potsdam, die Mecklenburgerin E. Malzahn, Marie Petri in Braunschweig, die Süddeutschen Helene Hübener und Helene Schock u. a. m. üben einen guten Einfluß aus, wenn auch die Technik ihrer Erzählung nicht immer dem Wert ihres Wollens entspricht.

Gleichfalls vorherrschend historische Stoffe verarbeitet zu ansprechenden und ergreifenden Bildern Frau Pastor Minna Rüdiger in Lübeck, geboren 1841. „Waldtraut" hat die zehnte Auflage erlebt. „Durch tiefe Wasser" führt ins moderne Leben ein. Ähnlich wirken Bertha Mercator, geborene Cremer, in Bremen; Agnes Vollmar in Berlin („Pfarrhaus im Harz," „Weihnachtsabende," „Sibylle," „Unterwegs und zu Hause" 2c.); Renata Pfannschmidt-Beutner in Berlin, Schwiegertochter des berühmten Malers Pfannschmidt (Gedichte, „Aus dem Hochgebirge," Novellen).

Frida Soyaux Schanz.
(Nach einer Photographie.)

Als feine Dichterin Geibelschen Schlages erfreut Alte und Junge mit zahlreichen Gaben Frida Schanz, eigentlich Frau Soyaux-Schanz, geboren 1859 in Dresden, jetzt in Berlin (Novellen: Um Leben und Liebe, in poetischer Form: Filigran, Gedichte, Spruchstrophen).

Gesunde Kost für gesunde Menschen oder solche, die es werden wollen, herzerfrischende Darstellungen, bot Anna Schieber (Dorothea Hofmann) in „Sonnenhunger, Geschichten von der Schattenseite".

Ihr reihen wir die St. Gallerin Dora Schlatter an, die in Zeitbetrachtungen, Erinnerungsbildern, Erzählungen und Skizzen wirklichstes Leben mit dem Maßstabe der Ewigkeit mißt. So verschieden die Bilder, die hier auftauchen, so mannigfaltig die Farben, mit denen sie gemalt sind, jedes ist einheitlich in sich geschlossen. So bunt die Stimmungen, die sie erregen, es ist alles aus einem Guß. Es sind Bilder, die unwillkürlich bestimmend wirken, meist zur Nachahmung, selten zum Abschrecken. Überall ist echt christlicher Sinn für die Geringen, Unbeachteten, Armen, Kranken, Einsamen, Verschupften, für die Hoheit in der Niedrigkeit. Lektüre für Mütter, für junge Mädchen, für Arme, für Reiche, für Dienstmädchen, für Damen, aber auch für Männer und Söhne. Es erschienen, vornehmlich für Kinder: „Was kann eine Mutter ihre Kinder lehren?" „Am Wege gepflückt." „Tropfen." Für Erwachsene: „Zum Sonnabend." „Vom Lebensbaum." „Durchs Fenster." „Kampf überall." „Im Dienst des Nächsten." „Am Bach." „Wegwarten."

Jugendliteratur.

Für die Kinder ist das Beste gerade gut genug.
Goethe.

Mit einer Sammlung von dreißig Liedern suchte schon der chinesische Weise Confucius auf die Seelen der Kinder einzuwirken. Zur Unterweisung von Königssöhnen entstand in Indien eine Sammlung von Fabeln, die von hier in alle Welt ausgingen. Die Griechen lauschten ihrem Homer. Im Mittelalter wirkten Legenden. (Siehe Maria und Karl in Goethes Götz.) Im evangelischen Deutschland wurde die Bibel das eigentliche Familienbuch. Nebenbei wurden zu Belehrung und Kurzweil bei Arbeit und Muße Sagen, Schwänke, Märchen erzählt. (Vergleiche, was Ernst Moritz Arndt berichtet.) So lange die Eltern ihre Kinder Auge in Auge mit lebendiger Erzählung und Gesang unterhielten, regte sich auch kein Bedürfnis danach, der Jugend mit eigenen Schriften zu dienen.

Es ist anders geworden. Vereinswesen, Verkehr, der Drang und Druck einer hastenden Zeit, Pessimismus, Poesielosigkeit, Schulaufgaben, Zeitungen ließen die natürlichen Quellen an vielen Orten versiegen. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts begann deshalb ein besonderes Jugendschrifttum zu wirken.

Mit wohlgemeinter altkluger Moralisierungstendenz, poesielosen Beispielen von Weisheit und Tugend traten die Philanthropisten der Jugend entgegen: Chr. Felix Weiße, Chr. Gotth. Salzmann, Eberhard von Rochow.

In ähnlichem Sinn bearbeitete Joachim Heinr. Campe einen Robinson. Robinson bietet in engem Rahmen ein fesselndes Bild der Kulturentwicklung, und die Romantik des absoluten Alleinseins auf einer meerumbrandeten Insel wird ihre Wirkung, namentlich auf eine Knabenphantasie, niemals verfehlen.

Die novellistische Richtung pflegten mit ganzen Reihen von Erzählungen G. Nieritz (Alexander Menzikoff, die Türken vor Wien), Fr. Hoffmann (Ein Mann ein Wort, Dienst um Dienst), F. Schmidt (Hermann und Thusnelda 2c.), Luise Pichler (Konrad Widerhold, der Kommandant vom Hohentwiel), Brigitte Augusti (Am deutschen Herd). Literarisch-ästhetisch stehen auf der Höhe, weil sie eben von echten Dichtern herrühren, „Pole Poppenspäler" von Theodor Storm und die prächtigen Jugendschilderungen Peter Roseggers: „Als ich noch der Waldbauernbub war" und „Als ich jung noch war".

Morgenländische Sagen bot Herder, die schönsten Sagen des klassischen Altertums Gustav Schwab. Für ein jüngeres Alter dienen immer noch als köstliche Gabe die „Griechischen Heroengeschichten", die einst B. Niebuhr seinem Söhnchen erzählte. Die Sage der deutschen Vorzeit lebt für die Jugend in Simrocks Heldenbuch und in der Iduna von Gotthold Klee. Was Nibelungenlied und Gudrun betrifft, siehe S. 101 und 109. Ein unsterblicher Jungbrunnen zur Belebung von Phantasie und Gemüt bleiben die Märchen: in erster Linie die Kinder- und Hausmärchen der Gebrüder Grimm und die Märchen Bechsteins, von Richter illustriert, aber auch viele der eigenartigen Kunstmärchen Andersens und Hauffs, Leanders „Träumereien an französischen Kaminen", das treffliche Buch von Vogel „Frau Märe" und die „Geschichten aus der Tonne" von Storm, „Hirzepinzchen" von Marie Ebner. Vor den Musäusmärchen muß leider gewarnt werden: Sie sind „wielandisiert".

Von einer guten Jugendschrift darf man billig verlangen, daß ihr Inhalt sittlich rein, innerlich wahr, der Entwicklung des Kindes angemessen, anregend, aber nicht aufregend und nicht langweilig moralisierend sei. Zahlreiche kritische Forderungen der heutigen Zeit legen allen Nachdruck auf die künstlerischen Eigenschaften der Jugendschrift, so Heinrich Wolgast in seiner Broschüre: „Das Elend unserer Jugendliteratur. Ein Beitrag zur künstlerischen Erziehung der Jugend." Es ist erfreulich, daß man dem kindlichen Geiste wieder mehr Fassungskraft zuzutrauen beginnt. Lange genug haben viele Erzieher überängstlich ferne zu halten gesucht, was nicht verstanden werden könnte. Es ist erfreulich, daß auch an Form und Darstellung der Jugendschriften wahrhaft künstlerische Anforderungen gestellt werden. Wenn aber Wolgast den läppischen Fitzebutze Richard Dehmels „köstlich" findet, so sind wir plötzlich versucht zu sagen: „Schaut's da heraus?" Nie kann die bloß ästhetische Bildung den sittlich religiösen Gehalt ersetzen. Der verderblichen Macht der Sünde gilt es göttliche Kraft entgegenzupflanzen. Wer will es der Jugenderzählung verwehren, eine gute Tendenz zu verfolgen? Die Tendenz soll aber im Stoffe liegen. Weiß die Sonne, daß sie leuchtet und wärmt?

Glücklicherweise fehlt's auch an sittlich-religiösen Jugendschriften nicht; aber es gilt, aus dem Gutgemeinten das Gute zu wählen. Dazu sind eine Reihe von Ausschüssen tätig, die die Qual der Wahl mit Verzeichnissen erleichtern. Neben den schon früher erwähnten Erzählern, Gotthelf, Hebel, Horn, Caspari, Glaubrecht, Frommel, Fries, Ottilie Wildermuth und andern nennen wir hier den unvergeßlichen Christoph von Schmid († 1854), den Verfasser der „Ostereier"; ferner den ehrwürdigen Altmeister G. H. von Schubert († 1860), dessen Werke von tiefer Naturanschauung Zeugnis ablegen; J. Chr. Biernatzki († 1844); den um evangelische Mission hochverdienten Chr. G. Barth († 1862), den warmherzigen Hofprediger Wilhelm Baur († 1897), den Parabelerzähler Fr. A. Krummacher († 1845), den Fabeldichter Wilhelm Hey, dessen Büchlein Speckter illustrierte, und als Lyriker neben Reinick und Hoffmann von Fallersleben noch Julius Lohmeyer († 1903), Johannes Trojan (geb. 1837) und Viktor Blüthgen (geb. 1844).

Christoph von Schmid.

Als Erzählerinnen führen wir ferner an Anna Bachofner (Der Weg zum Frieden, Schule und Leben ꝛc.), Marie Liebrecht (Eine Rose unter Dornen, Zwei Waisenkinder ꝛc.), E. Rohr (Gut gemacht, Wie Peter das Glück fand), A. Schuckall (Korbflickers Kinder ꝛc.) Elise Averdieck (Erlebnisse und Erzählungen aus alter und neuer Zeit), Frau Pastor Margareta Lenk geboren in Leipzig, mit einer Serie von Geschichten, die einfach, christlich lehrreich und zugleich fesselnd und spannend sind (Die Zwillinge, Kinderherzen, Ein Kleeblatt, Des Pfarrers Kinder, Der Findling u. a. m.).

„Dein Reich komme." (Matth. 6 v. 10)

Dr. G. H. Schubert.

G. H. von Schubert.

(Nach einer Zeichnung von Schnorr lithographiert von Schreiner.)

Die Palme unter allen gebührt unbestritten der Frau Stadtschreiber Johanna Spyri in Zürich († 1901), unter deren fröhlichen Kinderschwärmen wir selber lustig und fröhlich werden und deren gediegene Frömmigkeit, der alles Phrasenwesen verhaßt war, uns innerlich ruhig und still werden läßt. Wie ihr Landsmann C. F. Meyer schrieb sie all ihre Geschichten im Alter. Der nach seiner Gesinnung ganz anders geartete, aber mit feinem Kunstverständnis ausgestattete J. V. Widmann rühmt ihr nach: „Sie gehört zu den erlesenen schöpferischen Geistern, die dem Herzen teuer bleiben, weil die Gebilde, die sie geschaut haben, herzerfreuender Art sind und mit eigenem Leben im Volke wandeln. Gestalten wie das kleine Bergmädchen „Heidi" werden noch lange das Entzücken der lesenden Jugend und auch vieler Erwachsener sein, die sich für einfache Poesie den Sinn bewahrt haben. Und wie zart ist der Lufton ihrer erzählenden Naturpoesie! Man denke an ihre allererste Geschichte von den beiden Hirtenkindern im Engadin. Welche sehnsüchtigen und doch von Sentimentalität freien Stimmungen in dieser Kindernovelle walten! Wie eine ferne Musik läuten, der Seele nur hörbar, die Glocken von Peschiera am Gardasee bis hinauf zu den blumigen Matten Sils und Maloja. Die ganze Erzählung ist wie in Himmelsklarheit getaucht. Es war nicht berechnende Kunst, die das erreichte. Es

Johanna Spyri.

(Nach einer Photographie.)

war das echte Talent, das Johanna Spyri von ihrer Mutter, Meta Heußer, der Dichterin schöner geistlicher Lieder, geerbt hatte." Die Bücher der Frau Spyri tragen in der Folge ihres Erscheinens die Titel: „Ein Blatt auf Bronys Grab," „Heimatlos" („Am Silser und am Gardasee," „Wie Wiselis Weg gefunden wird"), „Aus Nah und Fern" („Der Mutter Lieb," „Pepino, fast eine Räubergeschichte"), „Heidis Lehr- und Wanderjahre," „Im Rhonethal," „Aus unserem Lande" („Daheim und wieder draußen." Wie es in Waldhausen zugeht"), „Onkel Titus," „Kurze Geschichten" („Beim Weiden-Joseph," „Rosenresli," „Der Toni von Kandergrund." „Und wer nur Gott zum Freunde hat, dem hilft er allerwegen," „In sicherer Hut"), „Gritli." Nur den Erzählungen „Ein Blatt auf Bronys Grab," „Verschollen" und „Im Rhonethal" fehlt die Bezeichnung „Geschichten für Kinder und auch für solche, welche Kinder lieb haben".

Wollten wir noch nach Dichtungen und Erzählungen Ausschau halten, die nicht für die Jugend geschrieben wurden, sich aber besonders für sie eignen, so stünden wir erfreulicherweise vor einer stattlichen Reihe solcher Erzeugnisse. Wir dürfen uns dies an dieser Stelle um so eher schenken, da wir's früher an Hinweisen nicht fehlen ließen. Zwei köstliche Selbstbiographien seien noch genannt: „Erinnerungen eines alten Mannes" von Kügelgen, dem Sohne des aus der Goethezeit bekannten Malers, und die Lebensgeschichte von Ludwig Richter, dessen hundertjähriger Geburtstag am 28. September 1903 in allen deutschen Landen gefeiert worden.

Wer seinen Kindern mit einer reichen Fülle feinster Knacknüsse in poetischer Form immer neue Freude bereiten will, der schenke ihnen Otto Sutermeisters großes Rätselbuch.

Auch an ganz ausgezeichneten, gediegen illustrierten, von evangelischem Geiste getragenen, periodisch erscheinenden Jugend-Zeitschriften fehlt es glücklicherweise nicht. Wir nennen beispielsweise den Deutschen Kinderfreund, herausgegeben von J. Rink, und die von Prälat G. Weitbrecht in Stuttgart besorgten tadellosen Jugendblätter, eine echte und rechte Familienzeitschrift.

In den Kindertreis des christlichen Hauses gehört auch die Sache der Heidenmission, die uns immer in lebendige Berührung setzt mit Völkern aus allen Zeiten und Zonen. Ihr dienen unter der Jugend beispielsweise der Basler „Heidenfreund", das hübsche Calwer „Missionsblatt für Kinder", das Missionsblatt der Brüdergemeinde „Aus Nord und Süd".

„Im engen Kreis verengert sich der Sinn;
Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken."

Umschau und Ausblick.

Da fuhr er auf. Aus des Palastes Hallen
Kam dumpf Geräusch. Der Herr der Welt war tot;
Er aber schaute kühn ins Morgenrot
Und sah's wie einer Zukunft Vorhang wallen.

Geibel.

Unsere Wanderung hat uns bis auf eine Höhe geführt, wo die Wege ins Land der Zukunft einmünden. Wie in der Vogelschau liegt die Vergangenheit hinter uns. Ihre bedeutenden Werke treten mit Licht und Schatten hervor. Die unbedeutenden sind vergessen. Alles hat Relief bekommen. Unserer eigenen Zeit aber stehen wir zu nah, als daß wir sie so überblicken könnten. Sie ist weder abgeschlossen noch vollständig aufgehellt. Wer selber in einer Schlacht mithandelt, wird später mit Spannung Belehrungen lauschen, die über das Ganze Klarheit werfen. Wohl hat es, besonders um die Jahrhundertwende, nicht an Mutigen gefehlt, die es unternahmen, die Literatur der letzten Jahrzehnte zu historifizieren — wir empfehlen namentlich Ad. Bartels. — aber die kommenden Zeiten werden unstreitig manche Erscheinungen anders einschätzen. Manche Werke, die Mode geworden, werden in der Versenkung verschwinden, manche mit großem Tamtam empfohlene nur noch Lachen und Kopfschütteln erregen. Andre werden wie Firnen leuchten und mit Ehren fortleben.

„Was glänzt, ist für den Augenblick geboren;
Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren."

Was lebt, ist in der Entwicklung begriffen. Mancher der Heutigen wird frühe verstummen; mancher hat sein bestes noch nicht gegeben. Wie beim Bergsteigen wandeln sich Ansicht und Aussicht. Unter steinbeschwertem Dach am Hange der Alpen oder in einsamer Hütte des Marschenlandes kann der Genius des neuen Jahrhunderts schlummern und unerwartet mit neuen Werken neuen Kunstgesetzen rufen.

„Künft'ger Geschlechter
Verworrene Stimmen
Füllen wie Brausen
Des Meeres das Ohr,
Und gleich stürmenden
Kriegern klimmen
Schulter auf Schulter
Die Besten empor."

J. V. Widmann.

Jeden gleich nach Gebühr zu beachten, der um die Gunst der Leserwelt ringt, ist ein Werk der Unmöglichkeit. In Büchern und Bänden, Zeitschriften und Familienblättern, Tag für Tag ergießt sich die Flut des Singens und Sagens

über das Land. Launig schildert Heinrich Leuthold das literarische Treiben der Gegenwart in seiner

Epistel:

„Bilder von dem heutigen Stande
Der Kultur im deutschen Lande,
Winke wünschest du mitunter ...
Danke schön! Es steht recht munter.

Seit die Literarfabriken
Unsern Schönheitssinn erquicken,
Feiern Dichter und Verfasser;
Denn ihr Handwerk geht am Wasser.

Geht am Wasser, geht am Dampfe ...
In dem großen Bildungskampfe
Stehen nebst des Geistes Essen
Fünfzehntausend Dampfdruckpressen.

Diese Monstredampfmaschinen
Muß ein Mohrenvolk bedienen,
Daß es unsrer Bildungsmutter
Presse nicht gebricht an Futter.

Zwar ich habe ihrer Pressen
Pferdekräftezahl vergessen
— Leipzig, Stuttgart, Hildburghausen —
Doch ich denke dran mit Grausen,

Was in Deutschland die Verleger
Als der „wahren Bildung" Träger
Mit so vielen Pferdekräften
Leisten in Kulturgeschäften.

Alles wird mit Dampf betrieben,
Nur gedruckt, nicht mehr geschrieben;
Unsre Literaten-Mohren
Sind ja nur zum Druck geboren.

Einst, wenn der Kulturbediente
Deutschlands ganz entwöhnt der Tinte,
Bricht dem Sprichwort auch die Spitze,
Daß er „in der Tinte sitze."

All das Erwähnte ist geeignet, uns Zurückhaltung aufzuerlegen. Ein übersichtlich abgerundetes Bild und eine mehr als vorläufige Wertung modernen dichterischen Schaffens zu geben, wollen wir unsern Söhnen und Enkeln überlassen.

In seinen Grundzügen freilich tritt der Charakter der Jüngsten deutlich hervor. Das Geistesleben der letzten Jahrzehnte stund unter dem Einfluß der Naturwissenschaft, und trunken von ihren Verdiensten und Erfolgen, Erfindungen und Erfindungen von den fabelhaften Fortschritten der Technik, warf sie bloße Hypothesen als Theorien und bloße Theorien als Tatsachen unter das Volk. Büchner und Moleschott predigten Materialismus. Darwin und die Darwinianer Evolutionismus oder Entwicklung von unten herauf. Prahlend rief Dodel ein Nachtreter Haeckels: „Gebt ein Klümpchen lebendigen Plasmas das nicht einmal den Namen Tier oder Pflanze verdient, das aber die Fähigkeit hat, von außen Substanzen aufzunehmen, zu wachsen und gelegentlich sich in zwei Teile zu teilen die sich wieder so verhalten, ein Klümpchen lebendigen Plasmas, das nur wenig veränderlich sei, — und wir werden die ganze lebendige Schöpfung kopieren!"

Das Verblassen der Christenhoffnung steigerte oben und unten den Durst nach Genuß. Proudhon, Bebel Liebknecht, Lassalle machten ihre Eroberungen. Die gewaltige Sphinx der sozialen Frage legte der Welt ihre Rätsel vor. — Tiefgehend wirkte mehr und mehr namentlich Nietzsche.

Der Kunstheros der modernen Zeit, so recht eigentlich die Verkörperung ihres Geistes war nicht ein Dichter sondern ein Musiker oder vielmehr Dichter und Musiker zugleich, Richard Wagner aus Leipzig, der Löwe von Bayreuth (1813—83). Das ganze Suchen und Sehnen der modernen Menschheit, ihr Durst

nach Genuß und Lebensfülle ihr ruheloses Jagen und weltschmerzliches Entsagen, ihr Naturverständnis und ihr Kulturdrang, ihr Ahnen einer überirdischen Welt in all dem Materialismus der Massen flutet uns aus der glühenden Romantik seiner Musikdramen mit dämonisch sieghafter Wucht entgegen. Geboren in Leipzig, schuf er in Paris den „Fliegenden Holländer" (1843), in Dresden „Tannhäuser" (1845) und „Lohengrin" (1847), in Zürich das Festspiel „Der Ring des Nibelungen" (1853), dann „Tristan und Isolde" (1859), in München „Die Meistersinger von Nürnberg" (1862) und endlich in Bayreuth das „Bühnenweihfestspiel Parsifal", dies nach der Idee des Goethewortes: „Von der Gewalt, die alle Wesen bindet, befreit der Mensch sich, der sich überwindet."

Die tiefe Not der napoleonischen Wirren am Anfang des Jahrhunderts hatte zu Sammlung und Vertiefung geführt. Umsonst hofften viele nach den kriegerischen Taten von 1870 und 1871 auf literarische Taten entsprechender Größe, namentlich auf einen kraftvollen Emporgang des Dramas. Musen und Grazien behalten ihre Launen. „Sinnlichkeit, die vielfach in Lüsternheit umschlug, auf der einen Seite, Weltschmerzelei auf der andern, hier akademische Poliertheit und Grandezza, dort Benedixerei, Moserei, Marlitterei, hier patriotische Biedermaierei, dort französelnde Blasiertheit und Geziertheit — alles in allem ein klägliches Gemisch, diese Literatur der siebziger Jahre."

Das weckte den Widerspruchsgeist der Jungen, und mit dem Beginn des folgenden Jahrzehnts erhob sich ein neuer „Sturm und Drang". „Eine Dichtung sollte erwachen," berichtet Heinrich Hart aus Münster, der die Entwicklung mitgemacht hat, „die erd- und quellfrisch all den akademischen Firnis durchbrechen, die, von großem Ernste, von großen Ideen voll, die seichte Salon- und Feuilletonliteratur der Bühne aus dem Felde schlagen, die, aus dem innersten Zeitempfinden heraus geboren, Wirklichkeit atmen, Wahrheit künden und wie ein Sturm in all die soziale Kleinlichkeit und Verlogenheit hineinfegen sollte. Ernsthaft hielten wir," meldet er im „Tag", „in unseren Reihen Umschau, ob nicht bereits der neue Goethe, der neue Shakespeare, der neue Dante durch untrügliche Zeichen sich verkünde. Noch hatte ich selbst nichts geleistet, was irgend der Rede wert, und doch richtete schon mein Kollege Bierbe ein Sonett an mich, das mit den volltönenden Worten ausklang: „Prophet und Dichter jeder Zoll." Margarete Halm, eine österreichische Dichterin, fragte tief erregt an, ob einer von uns brustkrank sei; sie wisse mit Bestimmtheit, daß der Messias der neuen Zeit brustkrank sein werde, nur in einem gebrechlichen Leibe könne der Geist sich rein und göttlich entfalten."

„Etwas wie Aufsehen erregten die „Kritischen Waffengänge", in denen wir mehreren Literaturgrößen der Gegenwart arg zu Leibe gingen. Sie führten uns denn auch nach und nach ganze Schwärme von Stürmern und Drängern zu. Unsre beiden Zimmer, in denen wir im Norden Berlins ganz à la bohémienne hausten, waren oft überfüllt mit jungen Revolutionären, die in Worten jeden Augenblick eine Welt vernichteten und eine neue in Reden schufen. Auch Hermann Conradi und Karl Henckell stellten sich in Berlin ein. Fast jeden Abend traf

man sich bei uns oder in irgend einer Winkelkneipe. Nur das Abnorme, das Abnormste hatte Aussicht auf allgemeinen Beifall. Wer sich am tollsten gebärdete galt für das überragendste Genie. Mehrfach stritten sich die Leutchen darum, wer für den Verrücktesten zu gelten habe; es galt für eine besondere Ehre, Irrsinnsanwandlungen zu haben. Trumpf war es, wenn einer nachweisen konnte, daß er bereits einmal, vielleicht mehrmals einige Zeit in einer Nervenheilanstalt oder gar in einer Irrenanstalt zugebracht hatte."

Sie wollten Großes, „die Jüngsten" und „Allerjüngsten" — wollten Gesundung bringen — und waren selber krank; wollten an den jungen Goethe anknüpfen — und hatten es nicht hinauszuführen; wollten eine nationale Dichtung schaffen — und verfielen dem Zauber mächtiger Ausländer. Der Franzose Zola, die Russen Dostojewski und Tolstoi und der finstere Norweger **Henrik Ibsen rissen sie in ihre Bahnen.**

Malerei und Poesie begannen gleichzeitig, von einem gewaltsamen Drang erfaßt neue Wege zu suchen. Die Schönheit wurde der Wahrheit geopfert. Ihr Prinzip „l'art pour l'art" (die Kunst für die Kunst) führte sie zu der Konsequenz: „Das Häßliche ist ebenso schön als das Schöne."

Goethe, der Realist, hatte noch gesungen:

„Wie Natur im Vielgebilde
Einen Gott nur offenbart,
So im weiten Kunstgefilde
Webt ein Sinn der ew'gen Art.
Dieses ist der Sinn der Wahrheit,
Der sich nur mit Schönem schmückt
Und getrost der höchsten Klarheit
Hellsten Tags entgegenblickt."

Den Modernen aber schrieb Karl Weitbrecht ins Stammbuch.

„Die einz'ge Muse heißt Beobachtung.
Der wahre Dichterrausch ist Nüchternheit;
Und im Notizbuch weht der Geist der Zeit.
Aufgabe ist: das Leben, das da ist,
Die Laus im Pelz, den Gärungspilz im Mist
Genau und mikroskopisch abzuschildern.
Die Wahrheit ist des Dichtens höchster Zweck,
Wahrheit liegt nicht im Wein, sie liegt im Dreck,
Und als ästhet'sches Grundprinzip der Zeit
Erkennt man bald brutale Häßlichkeit."

Vielzusehr dominiert in modernen Dichtungen das Großstadtleben, die **Großstadtluft.**

Den Stil, den einzelne Stürmer und Dränger zu verwenden für gut fanden, wollen wir zur Abwechslung damit beleuchten, daß wir aus einem Großstadtroman einige Blumen herausheben und sie mit inhaltlich einigermaßen entsprechenden aus Konrad Ferdinand Meyers Werken im Schaufenster nebeneinander stellen:

Aus dem Großstadtroman:

„Ich schielte mit souverän-augenblinzelnder beinahe pfiffig schmatzender Selbstempfindlichkeit nach seiner Enkelin hinüber."

„Ich erschrak vor diesem vipernhaft aufzüngelnden, in gezackten Kurven gebrochen scheinenden Feindseligen, das mir aus diesen kalten, harten, grauen Augen, aus diesem gleichsam in erzerner Gliederzusammengeschmiegtheit kraftverrammelten Leibe entgegenzuckte."

„Über ihr volles, warmes, kühnes Gesicht zuckte es entrieselnder hin, mehr morgenwerdend, von innen und außen her gleichmäßiger zusammenstrudelnd."

„Der Wind blies jetzt in spitzkuglig hinausgewölbten Stromröhren daher; jetzt klatschte er sich einem gegen den Leib, wie ein platter, in mechanisch aufgezogenem Rhythmus korrekt baumelnder Papierdrache."

„Dora war von blutroter, in breiten Lappen hinschießender Glut überbrüht."

„Vom schmutzig grauroten Pflaster herauf kam es unangenehm fruchtprickelnd und doch kroch eine dunstige Schwüle in geschärften haarigen Einschlagsreizen an meinem Leibe in die Höhe. Es fraß und brannte wie mit versteckter Behäbigkeit kriechende Raupenberührung."

Aus C. F. Meyers Novellen:

„Er blickte ihr in die strahlenden Augen."

„Über das Antlitz des Bündners fuhr eine düstere Flamme."

„Ihre Augen begannen unternehmend zu leuchten."

„Der Frühling war vorübergegangen. Auch auf der Nordseite der rätischen Alpen hatte der laue Föhn schon längst den Schnee von den Halden weggeschmolzen und in tobenden Wildbächen dem Rheine zugeführt."

„Waser war etwas verblüfft."

„Zwischen diesen hohen Bergen war es früh Abend und kühl geworden, und der Weg dehnte sich endlos neben den am Gestade plätschernden Wellen. Ein feiner frostiger Nebelregen verhüllte die Gegend und durchdrang nach und nach die Kleider des in gleichmäßigem Schritte vorwärts Eilenden."

Viele ringen miteinander um den Kranz. Wir erinnern beispielsweise auf dem Felde der Dramatik an Max Halbes „Jugend" und „Mutter Erde", Schnitzlers „Liebelei" und Langmanns „Bartel Turaser", an die Zeitstücke Otto Ernsts („Jugend von heute", „Flachsmann als Erzieher"), Max Dreyers und Erich Schlaikjers, sowie an das jetzt wieder erstrebte „hohe" Drama mit Lienhards „König Arthur" und Geuckes „König Sebastian".

Alle besiegten mit ihren Erfolgen Hermann Sudermann aus Ostpreußen in Berlin (geboren 1857), dessen Stücke „Die Ehre", „Sodoms Ende", „Heimat", „Schmetterlingsschlacht", „Das Glück im Winkel", „Morituri", „Johannes", „Die drei Reiherfedern" mit mehr oder weniger Glück über alle Bühnen schritten, der sich aber immer mehr als geschickter Macher und in einigen seiner Dramen und Romane als ein eigentlicher „Sudelmann" ausweist, — und als echtes großes Talent Gerhard Hauptmann aus Obersalzbrunn, abwechselnd in Berlin und Schreiberhau (geboren 1862), dessen Dramen bis jetzt ein gewisses Schwanken zwischen rohem Naturalismus („Die Weber," „Fuhrmann Henschel") ꝛc. und einem Zug nach Höherem verraten („Hanneles Himmelfahrt", „Die versunkene Glocke").

Den modernen Roman vertreten Sudermanns „Frau Sorge", Helene Böhlaus „Rangierbahnhof" Ompedas „Sylvester von Geyer" W. von Polenz' „Büttnerbauer" Weigands „Frankentaler", Ricarda Huchs „Erinnerungen von Ludolf Ursleu", Schaumbergers „Leonie", Ernst Clausens „Henny Hurrah", Jacobowskis „Loki" Heibergs „Apotheker Heinrich", Conrades „In purpurner Finsternis", Bleibtreus „Dies irae", Julius Harts „Sehnsucht", Walloths „Im Bann der Hypnose" „Des Meisters Ende", von Krauß, die Werke Max Kretzers.

Unter den Lyrikern glänzt neben Karl Busse, Anna Ritter, Gustav Falke, Karl Henckell, Otto Julius Bierbaum, Reinhold Maurice von Stern, Oskar Blumenthal, Wergand u. a., namentlich Detlev von Liliencron aus Kiel (geboren 1844), dessen schneidige Leutnantsart wir am besten charakterisieren, wenn wir sein flottes Gedicht wiedergeben:

Die Musik kommt!

„Klingling, bumbum und tschingdada!
Zieht im Triumph der Perserschah?
Und um die Ecke brausend bricht's,
Wie Tuba-Ton des Weltgerichts,
Voran der Schellenträger."

Brumbrum, das große Bombardon,
Der Beckenschlag, das Helikon,
Die Piccolo, der Zinkenist,
Die Türkentrommel, der Flötist,
Und dann der Herre Hauptmann.

Der Hauptmann naht mit stolzem Sinn,
Die Schuppenketten unterm Kinn;
Die Schärpe schnürt den schlanken Leib
Beim Zeus! Das ist kein Zeitvertreib!
Und dann die Herren Leutnants.] !

Zwei Leutenants, rosenrot und braun,
Die Fahne schützen sie als Zaun.
Die Fahne kommt, den Hut nimm ab!
Der sind wir treu bis an das Grab!
Und dann die Grenadiere.

Der Grenadier in strammem Tritt,
In Schritt und Tritt und Tritt und Schritt.
Das stampft und dröhnt und klappt und klirrt,
Laternenglas und Fenster klirrt."
Und dann die kleinen Mädchen.

Die Mädchen alle, Kopf an Kopf,
Das Auge blau und blond der Zopf.
Aus Tür und Tor und Hof und Haus
Schaut Mine, Trine, Stine aus —
Vorbei ist die Musike.

Klingling, tschingtsching und Pankenkrach!
Noch aus der Ferne tönt es schwach,
Ganz leise: Bum bum bum bum tsching!
Zog da ein bunter Schmetterling,
Tschingtsching bum, um die Ecke!"

Wie aus Brunnentiefen singt die Lyrik Richard Dehmels auf (geboren 1863). Man hat ihn schon mit Goethe verglichen. Aber wie Sudermann im Roman hat er dem Naturalismus in Stimmungsbildern ganz abscheuliche Opfer gebracht.

Es fehlt nicht an Männern und Unternehmungen, die unentwegt für Besseres einstehen. Wir erinnern an Avenarius den vielseitig begabten Herausgeber des „Kunstwart", an den schon erwähnten „Türmer" Grotthuß, an Otto von Leixner, an die „Wartburgstimmen" von Buhmann. Ernst Ziel wagt in seinen literarischen Charakterbildern den Ausspruch: „Sage mir, Dichter, wie es um deine Ethik steht und ich will dir sagen, welche Staffel dauernden Wertes dein Pegasus erfliegen kann, sofern du sonst nicht kastalischem Wasser getauft bist." Es bleibt dabei: Auch der krapulöseste Mensch ist ein geistiges Wesen, und eine Poesie, die nur das Tierische nährt, kann sich nicht auf die Dauer halten. Der aus dem Ausland importierte gemütlos brutale, in Häßlichkeit schwelgende Naturalismus hat schon heute — man darf es wohl sagen — abgewirtschaftet. Zahlreiche Anzeichen sprechen dafür.

Schon die Strömung, die man den Symbolismus nennt, legt von einem tieferen Bedürfnis Zeugnis ab.

Das Wunderbare, das Märchenhafte kommt wieder zu Ehren, „die dritte Welt," wie Schiller es nannte. Es wagt sich herein ins elektrische Licht. Es ist nicht zu verkennen, daß in die Hallen der jüngsten Poesie die vielverspottete verträumte Romantik wieder ihren sieghaften Einzug zu halten begann. Die Märchendramen fanden den Beifall der Massen. Rautendelein, Nickelmann, der Waldschrat, die Elfen, die Moosweibchen und -Männchen und die alte Hexe der „Versunkenen Glocke" wären das Entzücken der alten Romantiker gewesen. Auch Ludwig Fulda hat Märchenstoffe zu Dramen geformt, so im „Talisman" und im „Sohn des Kalifen". — Und wenn der „Jörn Uhl" von Gustav Frenssen einen so gewaltigen Absatz fand, so hat er das neben den echt dichterischen Personifikationen der landschaftlichen Stimmungsreize, den prächtigen realistischen Schilderungen, z. B. der Schlacht von Gravelotte, und — wie man leider annehmen muß, auch den stark sinnlich erotischen Elementen — nicht zum geringsten Teile dem Kunstgriff zu verdanken, daß er die Geisterwelt des alten Volksglaubens an dem Treiben der Menschen lebhaftesten Anteil nehmen läßt.

Selbst das Religiöse hat wieder Kredit. In dem Roman „Das Gesicht Christi" läßt der urchig naturalistische Max Kretzer nach dem Vorbild der Gemälde Franz Uhdes die bekannte Heilandsgestalt der Bibel leibhaftig in den Gassen Berlins auftauchen, sichtbar, tröstend, schützend, richtend, und der arme Arbeiter, der Held der Dichtung, sagt am Schlusse: „Das Christentum ist unser aller Gewissen und der Glaube das Salz, welches dieses große Lebensgericht erst genießbar macht." Wir erinnern des weitern an Hauptmanns „Hannele". Geschieht's auch nur in den Fieberphantasien eines sterbenden Kindes, es ist doch bedeutsam, daß ein Moderner wie Hauptmann es wagt, uns die christliche Wunderwelt als den einzigen Trost im Leben und Sterben vor Augen zu führen.

„findet christliche Frömmigkeit bei modernen Dichtern wieder Verständnis, kann sie nicht auch wieder Bedürfnis und Erlebnis werden? Rückkehr zu Gott, der den Menschen nicht knechten will, der ihm vielmehr das Gesetz der Freiheit gegeben, Rückkehr zu wahrhaft gottlichen Gedanken tun der modernen Schrift-stellerwelt not. Die Wasserwogen im Meer sind groß und brausen mächtig. Der Herr aber ist noch größer in der Höhe. Er hat ein Reich angefangen, das bleiben soll.

Mögen unsittliche Dichtungen, eine Weile von der Strömung des Tages getragen, einen noch so breiten Verehrerkreis finden — die Geschichte zeigt sie können sich nicht halten. In spätern Zeiten sind sie verachtet.

„Mag die geistige Kultur nun immer fortschreiten," sagte Goethe 48 Tage vor seinem Tode, „mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will, über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen."

Register.

A.

Abraham a Santa Clara 311 ff.
Ahlfeld, Friedrich 874.
Alber, Erasmus 229.
Albert, Heinrich 284.
Alberti, Konrad 897.
Albertini, Joh. Baptist von 329.
Albinus, Johann Georg 300.
Alexander der Große, Epos 58.
Alexanderlied des Pfaffen Lamprecht 55 ff.
Alexis, Willibald 854.
Allendorf, Konrad 324.
„Amadis" 268.
Amalie, Herzogin 525.
Amis, Pfaffe 168.
Anfortas 126.
Andersen 889.
Angelsächsischer Beowulf 21.
Annchen von Tharau 284.
Annolied 54 ff.
„Anton Reiser" 482.
Antonius von Padua 315.
Anzengruber, Ludwig 870.
Appelles, Matthäus 300.
Arianer 25 ff.
Arianische Lehrform 2.
Arndt, Johann 266.
Arndt, Ernst Moritz 677 ff.
Arnim, Achim von 688. 692.
Arnold, Gottfried 322 ff.
Artussage 118 ff.
Artus Tafelrunde 131.
Artusroman 136.
Aschylos 541.
Auerbach, Berthold 841.
Auferstehungsspiele 191.
Augusti, Brigitte 889.
Averdieck, Elise 890.
Ayrer, Jakob 257.

B.

Bach, Joh. Sebast. 372.
Bachofner, Anna 890.
Baggesen, Jens 618.
Bahnmaier 827.
Bahr, Hermann 897.
Balder 11.
Bartels, Adolf 868.
Barth, Chr. G. 827. 890.
Barthel, Emil 836.
Barthel, Karl 836.
Baumann, G 828.
Baumbach, Rudolf 860.
Bauer, Wilh. 890.
Bechstein, L 889.
Becker, August 806.
Becker, Nikolaus 872.
Beham, Sebel 181.
Beowulflied 82.
Bertold von Regensburg 178.
Bettelorden 178.
Better, Fr. 884 ff.
Beyer, Carl 878.
Beza, Theodor 331.
Bibel, die gotische 2.
Bibelübersetzung 1.
Bibelübersetzung Luthers 215.
Bibelverbot 1229: 179.
„Bienenkorb" 259.
Bierbaum, Otto Julius 898.
Birken, Sigismund von 286.
Bischof, Pilgrim von Passau 39.
Blomberg, Anna von 887.
Bodenstedt, Friedrich 777.
Bodmer, Johann Jakob 340.
Böhme, Jakob 266.
Börne, Ludwig 787.
Bogatzky, Heinrich von 324.
Bondeli, Julie 398.
Bone, Heinrich 395.
Boner, Ulrich 195.
Brachvogel, Albert 871.
Brant, Sebastian 198 ff.
Breitinger, Joh. Jak. 340 ff.
Breitkopf, Bernhard Theodor 506.
Brentano, Bettina 564 ff.
Brentano, Clemens 687 ff.
Briefe der Dunkelmänner 209.
Brion, Friederike 509 ff.
Brockes, Heinrich 290.
Brüdergemeinde 316 ff.
Brunhild 71 ff.
Buchholtz in Braunschweig 304.
Bullinger, Heinrich 257.
Bulthaupt, Heinrich 871.
Bürger, Gottfr. Aug. 402 ff.
Busse, Karl 898.
Byron 782.

C.

Calvin, Johann 331.
Campe, Joachim Heinr. 889.
Caspari, Heinrich 874.
Chamisso, Adelbert von 758 ff.
„Cherubinischer Wandersmann" 302.
Chlodwig von Franken 25.
Chrestien von Troyes 123.
Christoph, Herzog von Württemberg 272.
Cid 444.
Claudius, Matthias 391. 413 ff.
Clausnitzer, Tobias 300.
Conrad, M. G. 897.
Conradi, Hermann 895.
Cotta, J. F. 619.
Cramer, Johann Andreas 355.
Crasselius, Bartholomäus 324.
Crotus, Rubianus 209.

D.

Dach, Simon 284.
Dahn, Felix 860.
Dalberg, Friedrich von 441. 593.
Dankwart 92.
Decius, Nikolaus 223.
Dehmel, Richard 897.
Deßler, Christoph 320 ff.
Dichtung, geistliche 29.
Dietrich von Bern 19. 85. 110.
Dingelstedt, Franz 793.

Disselhoff, Julius 880.
Doktor Faust 264.
Donar 11.
Döring, Karl 836.
Dose, Johannes 879.
„Dreizehnlinden" 11. 47.
Drese, Adam 321.
Dreyer, Max 897.
Drollinger, Karl Friedrich 342.
Droste-Hülshoff, Annette Elisabeth von 808. 837.
Dulcitius 45.

E.

Ebers, Georg 861.
Ebert, Egon 752.
Ebner-Eschenbach, Marie von 738. 846. 889.
Eckhart, Meister 201.
Eckstein, Ernst 861.
Edda, die ältere und jüngere 10.
„Edelstein" v. Boner 195.
Edyasis 45.
Eichendorff, Joseph von 303. 763 ff.
Eidschwüre, Straßburger 28.
„Ein fest Burg ist unser Gott" 222.
Ekkehard v. St. Gallen 21.
„Eneit" 116 ff.
Engelmann, Emil 133.
Engstfeld 836.
Epen der Siegfried- und Dietrich-Sage 109
Epos (Sagen) 66.
Eppler, Chr. Friedrich 834.
Erasmus von Rotterdam 209.
Ernst, Otto 897.
Eschen, Johann von 220.
Escher von Zürich 317.
Espel 83.
Evers, Ernst 879.

F.

Falke, Gustav 898.
Fastnachtspiele 190. 194.
„Festschule" 180.
Feuchtersleben, Ernst Freiherr von 752.
Fichte 674.
Fischart, Johann 258 ff.
Fischer, Joh. Georg 849.
Fitger, Artur 871.
Flaischlen, Cäsar 897.
Fleck, Konrad 146.
Fleming, Paul 279 ff.
Flore und Blancheflur 146.
Folz, Hans 182.
Fontane, Theodor 855.
Forster, Georg 670.
Fragmente, physiognomische 480.
Franck, Johann 300
Franck, Michael 300.
Francke, August Hermann 322.
François, Luise von 808.
Franken 65.
Franzos, K. E. 868.
„Frauenlob" (Heinrich) von Meißen) 166.
Freidank 133.
Freidanks Bescheidenheit 167.
Freiligrath, Ferdinand 790.
Frenssen, Gustav 853.
Frenzel, Karl 868.
Frey, Jakob 845.
Freylinghausen, Anastas. 323.
Freystein, Joh. Burchard 321.
Freytag, Gustav 8. 37. 855 ff.
Fries, Nikolaus 875.
Fridolin, Gallus, Columban 26.
Friedrich Barbarossa 53.
Friedrich Leopold Graf zu Stolberg 408 ff.
Friedrich der Große 337. 358 ff.
Friedrich, Landgraf von Thüringen 194.
Friedrich von Hausen 154.
Friedrich von Logau 282.
Frithjofssage 7.
Fröhlich, Abraham Emanuel 738.
Frommel, Emil 875 ff.
„Froschmeuseler" 263 ff.
Funcke, Otto 881 ff.

G.

Ganghofer, Ludwig 849.
Garve, Karl Bernhard 329.
Geibel, Emanuel 794 ff.
Geiler von Kaisersberg 199 ff.
Gellert, Chr. Fürchteg. 356 ff. 504.
Georges, Stephan 897.
Gerhardt, Paul 291 ff.
Germanistik 4.
Gerok, Karl 27. 458. 828.
Gerstäcker, Friedrich 861.
Gesangbuch Elend 451 ff.
[illegible] 881
Geßner, Konrad 266
Geßner, Salomon 394.
Glaubrecht, Otto 871.
Gleim, J. W. L. 365 ff
Goten, Sprache der 3.
Goethe 373. 399. 413. 475. 477. 487 ff.
Götterdämmerung 31.
Gottfried v. Straßburg 116 ff. 134.
Gotthelf, Jeremias (Albert Bitzius) 839.
Gottschall, Rudolf 793.
Gottsched, Johann Christoph 339 ff. 418. 504.
Gralsage 118 ff.
Grammatik, die erste deutsche 26
Graumann (Polyander) [illegible]
Gregor, Christian 329.
Gregor der Große 41.
Gregorianische Kirchengesänge 41.
[illegible] 415
Grillparzer [illegible]
Grimm, Jakob 4. 698.
Grimm, Wilhelm 698.
Grimmelshausen 305.
Grosse 816.
Groth, Klaus 851.
Grotthuß, Jeanot Emil Freiherr von 885.
Grün, Anastasius 751 ff.
Gryphius, Andreas 281 ff.
Gudrun 101.
Gugler 187.
[illegible]
Günther, Johann [illegible] 290.
Günther, Cyriakus 321.
Gutzkow, Karl 784. 788.

H.

Habermann, Pfarrer 266.
Hackländer 861.
Hadlaub, Johann 166.
Hagedorn, Friedr. von 352.
Hagen von Tronje 44. 69. ff
Hagenbach, Karl Rudolf 83
Haimbundsdichter 401 ff.
Halbe, Max 897.
Haller, Albrecht 342 ff.
Halm, Friedrich 757.
Hahn-Hahn, Ida 813.
Halbhuters Sempacherlied
Halm, Margarete 895.
Hamann, Joh. Georg 439. 44
Hamerling, Robert 820.
Hansjakob, Heinrich 850.
Hardenberg, Friedrich [illegible] (Novalis) 683 ff.
Harms, Claus 678 ff.
Hart, Heinrich 895.
Hartleben, Otto Erich 897.
Hartmann, Eduard 782.
Hartmann, Moritz 793.
Hasedörffer, Georg [illegible] 285.
Hartmann von Aue 116 ff
Hauff, Wilh. 739 ff.
Hauptmann, Gerh. 897.
Hausemann, Julie von 886
Hebbel, Friedrich 869.
Hebel, Johann Peter [illegible] ff
Heer, J. C. 844.
Heermann, Johannes 299 [illegible]
Hegel, Friedrich 781.

Heiberg, Hermann 898.
Heideröslein 509.
Heine, Heinrich 784 ff.
Heinrich von Veldeke 116.
Heinrich, der arme 135.
Heinrich von Ofterdingen 147.
Heinrich von Laufenberg 185.
Heldenlied, das deutsche 26.
Heliand 32 ff.
Helmbrecht, Meier 170.
Henckell, Karl 898.
Henfel, Luise 836.
Herberger, Valerius 224.
Herder, Joh. Gottfr. 438 ff.
Hermann, Nikolaus 223.
Hermes, Johann 486.
Hertz, Hans 871.
Herrnschmidt, Johann Daniel 324.
Hertz, Wilhelm 816.
Herwegh, Georg 789 ff.
Herzlieb, Minna 566.
Herzog Ernst 60 ff.
„Herzog Ernsts Ton" 62.
Hesekiel, Georg 854.
Heuber, Meta 826.
Heußer-Schweizer, Meta 836.
Hey, Wilh. 890.
Heyse, Paul 796 ff.
Hildebrandslied, das 19.
Hiller, Phil. Friedr. 324
Hiltl, Georg 854.
Hilty, C. 885.
Hirschfeld, Georg 897.
Hofacker, L. 678. 781.
Höfer, Edmund 853.
Hoffmann, E. T. A 692.
Hoffmann, Fr. 889.
Hoffmann, Hans 853.
Hoffmann von Fallersleben 767 ff.
Hofmann von Hofmannswaldau, Christian 287.
Hölderlin, Friedrich 667.
Holländer, Felix 897.
Holtei, Karl von 871.
Hölty, Ludw. Heinr. 407.
Holz, Arno 897.
Homburg, Ernst Christoph 300.
Hopfen, Hans von 818.
„Horen" 554. 621.
Hübener, Helene 887.
Hugendubel, Heinr. 835.
Humanisten 209. 214.
Humboldt, Wilh. von 521.
Hutten, Ulrich von 231 ff.

J.

Jahn, Gust. 836.
Jahn, L. 504.
Jakobi, J. G. 371.
Ibsen, Henrik 896.
„Jesuitenhüttlein" 259.
Iffland 655.
Immermann, Karl Leberecht 778 ff.
Jordan, Wilh. 820.
Jordans Nibelungen 24.
„Joseph von Arimathia" 180.
Josephs II Kaiserkrönung 502.
Jungfrauen Not 64.
Iwer, der rote Ritter 125.
„Judas, der Erzhelm" 314.
Jude, der ewige 449.
Julius, Herzog von Braunschweig 257.
Jung-Stilling, J. H. 482 ff.
Iwein, der Ritter mit dem Löwen 136.

K.

Kaiserchronik 54 ff.
Kalb, Charl. von 596. 611.
Kant 438. 674.
Kapuzinerpredigt 314.
Karl der Große 27.
Karl August, Herzog 526.
Karl Eugen von W. 588
Karsch, Bauerntochter 371.
Kaspar von der Rön 195.
Keller, Gottfried 842 ff.
Keller, Samuel Ernst Schrift 876 ff
Kerner, Justinus 734 ff
Kessler, Joh., aus St. Gallen 231.
Kinkel, Gottfried 802 ff.
Kirchbach, Wolfgang 897.
Kirchengesang 40 ff.
Kirchengesang Luthers 219.
Kirchenlied 273.
Klee, Gotthold 889.
Knaf, Gustav 831.
Knapp, Albert 825.
Knorr von Rosenroth 300.
Kleist, Ew. Christ. von 367 ff.
Kleist, Heinrich von 693 ff.
Klettenberg, Katharina von 506. 556.
Klopstock 372 ff. 462 455. 500.
Klosterdichtungen 43.
Klotz, Professor 424.
Klotz, Martin 836.
Kögel, Rudolf 836.
König Rother 60 ff.
Königsberger Dichter 283.
Konrad I. von Franken 40.
Konrad, der Pfaffe 58.
Konrad von Würzburg 147.
Kopisch, August 767.
Körner, Chr. Gottfried 606 ff.
Körner, Theodor 703 ff.
Kotzebue 655.
Krais, Fr. Jul. 828.
Kretzer, Max 897.
Kreuzfahrer-Odyssee 62.
Kriemhild 68 ff.
Kristi, der 35.
Krummacher, Fr. Ad. 827. 890.
Kruse, Heinrich 871.
Kügelgen 892.
Kuhn, Gottlieb Jakob 667.
Kunst des Schreibens 28.
Kunst- oder höfische Poesie 66.
Kunth, Sigismund 824.
Kunz von Kaufungen 188.
Kürenberger 154.
Kurfürst, der Große 297.
Kurz, Hermann 745.
Kurz, Isolde 868.
Kurzibold 39.

L.

Lamprecht, Pfaffe 59.
Lange, Johann Peter 836.
Laokoon 429.
La Roche, Frau von 399.
Laube, Heinrich 789.
Lauff, Joseph 860.
Laurin, König 110.
Lavater, Joh. Kasp. 474 ff. 522.
Leander 889.
Legenden- oder geistliche Dichtung 66.
Lehr, Friedrich 824.
Lenau, Nikolaus 746 ff.
Lengefeld, Charlotte von 612 ff.
Lenk, Margareta 899.
Lessing, Gotth. Ephraim 414 ff.
Leuthold, Heinrich 814 ff.
Liebich, Ehrenfried 486.
Liebrecht, Marie 890.
Lied vom Kindelwiegen 192.
Lieder der reformierten Kirche 331 ff.
Liederdichter, geistliche 291 ff.
Lienert, Meinrad 845.
Lienhard, Fritz 850.
Liliencron, Detlev von 898.
Lindner, Albert 871.
Lingg 816.
„Literaturbriefe" 417.
Lobwasser, Ambrosius 331 ff.
Löhe, G. 678, 781.
Lohenstein, Daniel Kaspar 287.
Lohenstein 305.
Lohmeyer, Julius 890.
Ludwig, Otto 870.
Ludwigslied und Spielmannsdichtung 38.
Luise Henriette von Brandenburg 331.
Luther, D. Martin 209 ff.

M.

Mackay, John Henry 897.
„Magelone, die schöne" 267 ff.
„Mann, der graue" 485.

Maltzahn, E. 887.
Manessische Handschrift 152.
Manuel, Niklaus 234.
Marlin von Cochem 268.
Matheſius, Johann 223.
Mathiſſon, Friedrich von 668.
Maximilian I., Kaiſer 200.
May, Karl 861.
Mayer, Karl 738.
Mayfart, Joh. Matth. 300.
Meiſterſinger 179.
Meißner, Alfred 793.
Melanchthon 214.
Mendelsſohn, Moſes 416.
Mentzer, Johann 326.
Mercator, Bertha 887.
Merck, Kriegsrat 513.
Merſeburger Zauberſprüche 14.
Meſſiaden 32.
Meſſias 376.
Meyer, Konrad Ferd. 861 ff.
Meyr, Melchior 849.
Miller, Johann Martin 408.
Miltons Paradies 376.
Minna von Barnhelm 419.
Minneſänger 148.
Moller, Meta 381.
Moraht, Ad. 836.
Mörike, Eduard 740 ff.
Moritz, Landgr. v. Heſſen 257.
Moſcherosch, Joh. Mich. 311.
Moſen, Julius 802.
Motte-Fouqué, Friedrich Baron de la 696 ff.
Möwes, Heinrich 836.
Müller, Wilhelm 764.
Müller, Wolfgang 806.
Mundt 784.
Münter, Balthaſar 486.
Murner, Thomas 238.
Muſenalmanach 557.
Muſpilli 30.
„Myſterien" 190 ff.
Myſtiker 201 ff. 215.

N.

„Narrenſchiff, das" 199 ff.
Nathan der Weiſe 427.
Nathuſius, Maria 886.
Neander, Joachim 332. 781.
Neidhart von Reuenthal 165.
Neumeiſter, Erdmann 329.
Neumark, Georg 298.
Neuß, Georg 324.
Nibelungenhort 81.
Nibelungenlied 68.
Nibelungenlied-Handſchriften 99
Nibelungenſage, lateiniſch 39
Nicolai, Buchhändler 416.
Niebuhr, B. 889.
Nieritz, G. 889.
Nietſchmann, Herm. Otto (Armin Stein) 879.
Nikolai, Philipp 156. 224
Ninck, J. 892.
Nordhauſen, Richard 869.
Normannenburg 105.
Notker-Babbulus 41.
Notker III (Labeo) 46.
Nürnbergs Meiſterſinger 179 ff.
„Nürnbergertrichter" 286.

O.

Oberammergau 191.
Ompteda, Georg von 897.
Opitz, Martin 278.
Oertel, Wilhelm (Wilh. Otto von Horn) 872 ff.
Ortnit, König 114.
Oſer, Goethes Lehrer 505.
Oeſer, Fr. H. 834.
Oſterſpiel, älteſtes deutſches 194
Otfried von Weißenburg 35 ff.
Ott, Arnold 845.

P.

Pantenius, Theodor Herm. 878.
Paracelſus, Theophraſtus 266
Parzival 123 ff.
Pauli, Johann 270.
Paulus, Eduard 849.
Peſtalozzi, Heinrich 669.
Peterſen, Marie 806.
Petri, Maria 887.
Pfannſchmidt-Beutner, Renata 887.
Pfizer, Guſtav 740.
Pfizer, Paul Achatius 740.
Pichler, Adolf 849.
Pichler, Luiſe 889.
Pirkheimer, Willibald 241.
Platen, Graf Aug. von 774 ff.
Platter, Felix 193.
Prinzenraub, ſächſiſcher 188.
Prutz, Robert 793.
Pſalmen in Muſik 279.
Puchta, Heinrich 826.
Putlitz, Guſtav zu 805.

R.

Raabe, Wilhelm 852.
Rabelais 262.
Rabener, Gottlieb Wilhelm 355.
Raimund, Ferdinand 757.
Rambach, Joh. Jak. 327 ff.
Ramler aus Kolberg 371.
Redwitz, Freiherr Oskar von 806.
Regenbogen, Bartel 181
Reichenau, Kloſter zu 41.
Reimchroniken 187.
Reinecke, Fuchs 197.
Reinick, Robert 765 ff.
Reminar, der alte 162.
Renner, der, des Hugo von Trimberg 168.
Reuchlin 209.
Reuter, Fritz 851.
Richter, Chriſtian Friedrich 824.
Richter, Jean Paul Friedrich 656 ff.
Richter, Ludwig 892.
Riehl, Wilh. Heinr. 857.
Ringgenberg, Johann von 194
Ringwaldt, Bartholomäus 264
Rinkart, Martin 298 ff.
Riſt, Johann 278. 280
Ritter, Anna 898.
Roberthin, Robert 284.
Rochow, Eberhard von 888.
Rodenberg, Julius 868.
Rodigaſt, Samuel 321.
Rohr, E. 890.
Rolandslied 55 ff.
Rollenhagen, Georg 264.
Roquette, Otto 805.
Roſegger, P. 846.
Roſenblüt, Hans 182.
Roswitha, Nonne 45.
Rothe, Andreas 326.
Rothenburg, Adelheid von 884
Rückert, Friedrich 769 ff.
Rüdiger, Marie 887.
Rüdiger von Bechlarn 83.
Rudolf von Ems 146.
Runen 15 ff.
Ruodlieb 45.
Rupf, Muſiker 221.

S.

Saar, Ferdinand von 849.
Sachs, Hans 241 ff.
Salzmann, Goethes Freund 508.
Salzmann, Chr. Gotth. 886.
„Sängerkrieg auf der Wartburg" 147.
St. Gallen, Kloſter zu 40
San Marte 133.
Satire 303.
Schack, Graf Adolf Friedrich von 816.
Schade, Johann Kaſpar 791
Schalling, Martin 271
Schanz, Frida (Schwarz-Schanz) 887.
Schaumberger, Heinr. 242
Scheffel, Joſ. Viktor von 866
Scheffler, Johann (Silesius) 302.
Schenkendorf, Max von 718
Scherenberg, Chr. F. 844
Schieber, Anna 888
Schiller 404 ff. 576.
Schimmelmann, Graf von 618.

Schirmer, Michael 300.
Schlaf, Johannes 897.
Schlatter, Dora 888 ff.
Schlegel, Aug. Wilh. 679 ff.
Schlegel, Friedrich 680.
Schleiermacher 677.
Schmid, Christoph von 890.
Schmidt, F. 889.
Schmidt, Joh. Eusebius 324.
Schmidt, Maximilian 849.
Schmolck, Benjamin 330.
Schneckenburger, Max 872.
Schneesing, Johann 223.
Schnitzler, Artur 897.
Schock, Helene 887.
Schönemann, Lili 524.
Schopenhauer, Artur 782.
Schröder, Joh. Heinr. 324.
Schubart, Joh. Fr. Dan. 449.
Schubert, Gotthilf Heinr. von 674. 890.
Schuckall, A. 890.
Schulze, Ernst 697 ff.
Schuppius, Balthasar 311.
Schütz, Johann Jakob 321.
Schwab, Gustav 737 ff. 889.
Schwarzburg-Rudolstadt, Amilie Jul. von 303.
Schwedler, Johann 326.
[illegible] August 836.
[illegible] Christian 334.
[illegible] Charles (Karl Postel) 861.
Seidel, Heinr. 853.
Seidl, Gabriel 752.
Selzacher Passionsspiele 191.
Sequenzen (Prosen) 42.
Sesenheim, Idylle von 510 ff.
Seume, Joh. Gottfr. 670.
Siegfried, der gehörnte 109.
Siegried 69 ff.
Sigfried 13.
Sigurd, der Drachentöter 98.
Simplicissimus, der 303 ff.
Simrock, Karl 808 ff. 889.
Shakespeare 257. 418.
Smidt, Heinrich 861.
Sohnrey, Heinr. 853.
Spee, Friedrich von 301.
Spener, Phil. Jak. 319 ff.
Spengler, Lazarus 223.
Speratus, Paul 223.
Sperl, August 878.
Spiel vom Antichrist 194.
Spiel von den klugen und törichten Jungfrauen 194.
Spiele, dramatische 190.
Spielhagen, Friedr. 868.
Spielmannsdichtungen 63.
Spitta, Philipp 831.
Spitteler, Carl 845.
Spörlin, Margarete 887.
Spyri, Johanna 891 ff.
Sqenz, Peter 282.
Stegmann, Josua 300.
Stein, Frau von 537.
Steinhausen, Heinrich 861.
Steinmar, Ritter 166.
Stern, Adolf 868.
Stern, M. R. von 898.
Stifter 846.
Stöber, Adolf 850.
Stöber, Karl 873.
Stöber, Wilh. 850.
Storm, Theodor 850. 889.
Strabo, Walafried von der Reichenau 41.
Strachwitz, Graf Moritz von 801 ff.
Strauß, David Friedrich 782.
Strauß und Tornei, Viktor Friedrich von 833.
Streicher, Andr. 594.
Sturm, Christoph Christian 186.
Sturm, Julius 832 ff.
Sudermann, Herm. 897.
Suso 201.
Sutermeister, Otto 846. 892.

T.

Tabulatur 180.
Tanhäuser, Ritter 166.
Tanner, Karl Rudolf 738.
Taufgelöbnis, fränkisches 28.
Tauler 201 ff.
Tavel, Rudolf von 846.
Taylor, George 861.
Tellenspiel 257.
Terfteegen, Gerhard 332 ff.
„Teuerdank" 200.
„Teutschgesinnte Genossenschaft" 285.
Thilo, Valentin 300.
Tholuck 781.
Thomas a Kempis 201.
Thomasin von Zirklaria 167.
Thomasius, Christian 322.
Tieck, Ludwig 680.
Tiedge, Chr. A. 669.
Till, Eulenspiegel 269.
Titurel 133.
Tolstoi 896.
Tondichter 372 ff.
Tridentiner Konzil 258.
Tristan und Isolde 134 ff.
Trojan, Johannes 890.
Tschudi, Agidius 266.

U.

Uhland, Ludwig 722 ff.
Ulfilas 1.
Ulrich von Lichtenstein 151. 165.
Usteri, Joh. Martin 666.

V.

Vaterunser, gotisches 3.
Vierordt, Heinrich 849.
Vilmar 68.
Vischer, Fr. Th. 849.
Voes, Heinrich 220.
Vogel 889.
Vogl, Nepomuk 752.
Voigt, Helene 853.
Volksbücher 266 ff.
Volkspen 68.
Volkslied, das 182.
Volkslied, das geistliche 184.
Volkslieder, historische 185.
Volksromane 268.
Vollmar, Agnes 887.
Voß, Joh. Heinr. 408 ff.
Voß, Richard 871.
Vulpius, Christiane 552.

W.

Wackenroder 683.
Wagner, Chr. 849.
Wagner, Richard 133. 894.
Waiblinger, Wilh. 745.
Waldis, Burkhard 229.
Walküren 11.
Waltharilied 21. 43.
Walther von Aquitanien 43 ff.
Walther, Musiker 221.
Walther von der Vogelweide 157 ff.
Walthers Minnelieder 158.
Wandsbeckerbote 431 ff.
Wartburg 64.
Wattenwyl Fr. von 328.
Weber, Friedrich Wilhelm 808 ff.
Weber, Veit, aus Freiburg 188.
Weihnachtsspiele 191 ff.
Weise, Christian 290.
Weiße, Chr. Felix 888.
Weissel, Georg 300.
„Weißkunig" 200.
Weitbrecht, G. 892.
Weitbrecht, Karl 849.
Weitbrecht, Richard 849.
„Wend Unmut" 269.
Werner, der Gärtner 170.
Werner, der Pfaffe 64.
Werner, Zacharias 696 ff.
Wernicke, Christian 289.
Wessobrunner Gebet 30.
Weyermüller, Fr. 836.
Wichern 451.
Wickram, Jörg 268.
Widmann, Joseph Viktor 845.

Wieland, Christoph Martin [illegible] ff
Wienbarg 784
Wilbrandt 816.
Willehalm 133
Williram von Ebersberg 46.
Wildenbruch, Ernst von [illegible] ff
Wildermuth, Ottilie [illegible]
Winckelmann, Joachim 421.
Winfried (Bonifacius) [illegible]
Winkelried 186.
„Winsbecke, der" 167.
„Wittenbergisch Nachtigal" 214 ff
Wizlav, Fürst 152.
Wodan 11
Wolf, Dietrich 114
Wolf, Julius 860.
Wolfram von Eschenbach 116 ff
Wolgast, Heinr. 889.
Wolterdorf, G. G. [illegible]
Wolzogen, Ernst von [illegible]
Wolzogen, Fr. Heinr. [illegible]
Wuß, Joh. Rud. [illegible]

X.

Xenien 417 [illegible]

Z.

Zachariä, Friedr. Wilh. [illegible]
Zahn, Ernst 845
Zedlitz, Joseph Christian von [illegible]
Zeller, Albert [illegible]
Zeller, Cäcilie [illegible]
Zeller, Chr. Heinr. [illegible]
Zesen, Philipp von [illegible]
Zincgref 278.
Zola 896.
Zschokke, Joh. Heinr. [illegible]
Zweter, Reinmar von [illegible]

Verlag von Carl Hirsch, Konstanz.

Geschichte der deutsch-evangelischen Heidenmission

von **R. Gareis.**

Ein reich illustriertes Werk für das christliche Haus, mit 11 Karten von **Dr. R. Grundemann** sowie 67 ganzseitigen Kunstdruckbeilagen und ca. 300 Text-Illustrationen.

2. verbesserte und vermehrte Auflage. 11. bis 20. Tausend.

In solidem Ganzleinen-Prachtband mit Deckelpressung und Rotschnitt **Preis nur 5 Mark.**

Hofprediger a. D. Stöcker schreibt in der „Deutschen Evang. Kirchenzeitung" u. a.:

Das ist ein Buch, welches wir besonders gern empfehlen und Vielen auf den Weihnachtstisch wünschen. [illegible] Die Ausstattung ist herrlich, der Preis geradezu unglaublich niedrig.

Illustrierte Weltgeschichte.

In Wort und Bild dem Volke dargeboten von **F. Seckler.**

2. durchgesehene und erweiterte Auflage. 11. bis 20. Tausend.

Preis nur 5 Mark.

Reich illustriertes volkstümliches Prachtwerk

mit mehr als 300 Illustrationen nach Darstellungen der hervorragendsten Meister aller Zeiten und Länder, darunter 50 ganzseitige Kunstdruck-Beilagen, Karten etc.

Groß-Oktav-Format, solider Ganzleinen-Prachtband mit Goldpressung und Rotschnitt, 712 Seiten Text. Vorzügliches Papier. Feinste Ausstattung.

Das Leben Jesu.

Von **Friedrich Oehninger.**

Verfasser der „Geschichte des Christentums".

Ein stattlicher Band, Gr. Oktav-Format, ca. 500 Seiten Text, mit 80 ganzseitigen Kunstdruck-Beilagen und ca. 50 Abbildungen im Texte, nach Darstellungen und Gemälden der besten Maler aller Zeiten und Länder: C. G. Pfannschmidt, Hofmann, Deger, Ittenbach, Handler, Schönherr, Plockhorst, Dietrich, Steinhausen, Overbeck, Rafael, Tizian, Veronese, Rubens, Dürer u. a.

In solidem Ganzleinen-Prachtband mit Rotschnitt **Preis 5 Mark.**

Herr **Pastor S. Keller** (Ernst Schrill) in Düsseldorf schreibt:

[illegible] seinem glänzenden Absatz.

Geschichte des Christentums in seinem Gang durch die Jahrhunderte

von **Friedrich Oehninger.**

5. Auflage. 41. bis 48. Tausend.

Das vorzüglich ausgestattete Werk ist 542 Seiten stark in Groß-Oktav-Format, **enthält 145 Illustrationen, darunter 32 ganzseitige auf feinem Kunstdruckpapier**, die besten Darstellungen hervorragender Künstler und eine Kunstdruckbeilage, darstellend: „Das Zeitalter der Reformation" von W. von Kaulbach.

Preis in eleganter Leinendecke mit Reliefpressung und Rotschnitt **Preis nur 4 Mark.**

Von diesem vorzüglichen Werke wurden bis jetzt über **45000** Exemplare abgesetzt, das ist ein Erfolg, der einzig dastehend im christlichen Buchhandel ist und uns jeder weiteren Empfehlung enthebt.

[illegible]

DATE DUE

JUN 13 1984
JUN 25 1984
NOV 26 1984
OCT 29 1984
AUG - 9 1990
AUG 10 1990
FEB 28 1991
MAR 11 1991

201-6503

038670

PT85
H7

Howald, Johann, [illegible]

Geschichte der deutschen Literatur.